Geschichte.

S 9

3 1761 05974853 3

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Rutherford Library,
University of Alberta

GUSTAV ADOLPH
der Grosse
König von Schweden.

Geschichte
Gustav Adolphs,
König von Schweden,

und

seiner Zeit,

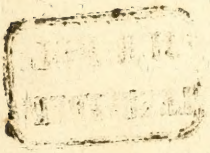
für

Leser aus allen Ständen

bearbeitet

von

Professor **A. F. Gfrörer,**
Bibliothekar zu Stuttgart.



Mit Kupfern und Holzschnitten
nach Original-Zeichnungen von **Dr. Fellner** und Andern.

Stuttgart & Leipzig,
Druck und Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1835.

Geschichte

Gustav Adolphs,

König von Schweden,

und

seiner Zeit,

für

Leser aus allen Ständen

bearbeitet

von

Professor **A. F. Gfrörer,**
Bibliothekar zu Stuttgart.

H.R:POL:
LESEVEREIN

Mit 7 Portraits, 3 Abbildungen und 1 Holzschnitt,
nach Original-Zeichnungen von **Dr. Fellner** und Andern.

Stuttgart & Leipzig,
Druck und Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1837.

LIBRARY
FEB
6
1964
UNIVERSITY OF TORONTO

DL
706
G47
1837

Vorrede.

Man ist in Teutschland gewöhnt, nur denjenigen Geschichtschreibern sorgfältiges Quellenstudium zuzutrauen, welche ihre Bücher mit einer Masse von Citationen und andern Anmerkungen verbrämen. Diese sehr allgemeine Sitte ist in vorliegendem Werke unterlassen worden, weil dasselbe nicht bloß Gelehrten, sondern auch der Nation in die Hände kommen sollte *). Wollte man aber deßhalb glauben, daß der Verfasser auf den Ruhm, die besten Quellen gewissenhaft benuzt zu haben, verzichte, so würde man sehr irren. Wahr und genau zu seyn, war die Hauptaufgabe, die er sich stellte. Wegen unbedeutender Dinge hat er oft Wochenlang nachgeschlagen, was man jedoch, wie er hofft, dem Werke nicht ansehen soll. Für das erste und zweite Buch der Geschichte Gustav Adolph's wurden benuzt:

1) Geijers Geschichte von Schweden, 2ter Band. Dieses Werk, vielleicht das beste aus der ganzen unter Heerens und Ukerts Namen erscheinenden Sammlung, zeichnet sich eben so sehr durch seinen reichen Inhalt, — dem Verfasser standen die Archive

*) Nur da habe ich die Quellen angeführt, wo entweder auffallende Züge, und wie man zu sagen pflegt, Etwas Piquantes vorkommen, damit man nicht glaube, ich hätte es selbst gemacht, oder wo gute Quellen nicht mit einander übereinstimmen.

Schwedens zu Gebot, — als durch die Darstellung aus. Ein klarer Verstand, jene Kraft der Phantasie, welche so selten und doch so unumgänglich nothwendig für den Historiker ist, und welche es ihm möglich macht, sich in verschwundene Zeiten zurück zu versenken, und dieselben vor den Augen des Lesers wieder zu beleben, endlich ein gewisses Etwas, was ich das germanische Gefühl, ein Erbtheil unserer Ahnen nennen möchte, machen ihn würdig, die Geschichte des edlen Schwedenvolkes zu beschreiben. Ich habe Herrn Geijers Werk für das erste Buch meiner Arbeit ausschließlich benuzt, und gestehe gerne ein, was ich ihm verdanke. Leider erschien der dritte Theil seiner Geschichte Schwedens erst im Winter 1836, als ich beinahe schon fertig war, und ich konnte daher seine Schilderung Gustav Adolphs und seiner Zeit nur für die lezten Bogen meiner Schrift benützen. 2) Rühs Geschichte von Schweden (64r und 65r Band der Haller Weltgeschichte). Rühs war ein fleißiger Sammler, dem einer Menge gedruckter schwedischer Quellenwerke zur Hand waren, welche auf der im historischen Fache sonst so reichen Stuttgarter Bibliothek fehlen, und auch in unserem südlichen Teutschlande sehr schwer zu bekommen sind. Man darf sich auf diesen Gelehrten verlassen, denn er hat sehr Vieles mit Aufmerksamkeit gelesen, an Verstand fehlt es ihm nicht, und die Phantasie macht ihm keine Sprünge. Lezteres ist aber zugleich der Hauptmangel. Trockener und langweiliger kann man kaum einen von Natur so reichen und fruchtbaren Stoff behandeln, und wenn er sich, was ihm da und dort widerfährt, gar einmal abmüht, erhaben zu seyn, und den Leser aufzuregen, so möchte man vollends lieber gar davon laufen. An historischer Kunst fehlt es ihm ganz und gar, denn was ist das für eine Art, wenn man die Geschichte eines Volks in

lauter kleine Theilchen mit eigenen Ueberschriften zerfezt, etwa wie einen Leichnam im anatomischen Theater, dessen im Leben einst vereinte Glieder da und dort auf den Fächern herumliegen. Ganz so macht es Rühs, indem er zuerst als die eigentliche Geschichte, bloß die derb in die Augen fallenden Bewegungen, Regierungsantritte, Hinrichtungen, Kriege, Verträge erzählt, und dann hinten drein als Anhängsel besondere Kapitel über Finanzen, Staatsformen, Kriegseinrichtungen, Gesetze, wissenschaftliche Bildung, Luxus und Armuth, Handel, Gewerbe, Adel, Bauern, Bürger ꝛc. folgen läßt. Wo findet man eine so armselige Trennung in einem der Alten, wo in einem der Besseren Neueren! 3) Lettres de Gustav Adolphe. Sie wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem Grafen Grimoard, der an einer Geschichte dieses Königs arbeitete, aus dem schwedischen Reichsarchiv in französischer Uebersetzung mitgetheilt und in Paris gedruckt. Sie bilden für die Geschichte der polnischen Feldzüge, über welche sie eine Art von Tagebuch enthalten, meine Hauptquelle; für den teutschen Krieg sind sie von geringem Belang. 4) Fr. Lengnich Geschichte von Preußen, ein sehr schätzbares Werk, das zwar in schlechtem Styl, aber mit gesunder Kritik geschrieben ist, und eine Menge sicherer Nachrichten aus dem Danziger und andern Archiven enthält. Lengnich und die Briefe Gustavs ergänzen sich gegenseitig.

Dieß sind die vier Hauptquellen für die ersten beiden Bücher vorliegenden Werkes. Gerne hätte ich noch andere benüzt, aber woher sie nehmen? Ich fühle recht wohl, daß der erste Theil meiner Arbeit nur allzu mager ist; dennoch wollte ich nicht auf Kosten der Wahrheit mehr Stoff geben. Hätte ich z. B. des Loccenius Buch benüzt, dem der Engländer Harte mit

unglaublicher Seelenruhe Schritt vor Schritt folgt, so würde mein Werk schon reichhaltiger geworden seyn. Leider paßt aber auf das Werk dieses Akademikers das teutsche Sprichtwort: „gelogen wie gedruckt" in vollkommenster Ausdehnung.

Viel reicher flossen die Quellen für das dritte, vierte und fünfte Buch, da ich in ihnen einen Zeitraum unserer Geschichte beschrieb, der, mehr als irgend ein anderer, urkundlich aufgehellt ist. 1) Des Grafen Khevenhüllers Jahrbücher, nach meiner Ansicht das Beste unter den ältern teutschen Geschichtswerken. Khevenhüller ist der östreichische Herodot, er hat beschrieben, was er sah und durchschaute, er geht bis auf's Einzelste ein, ist in der Regel wohl unterrichtet, ist wahrhaftig, wohlwollend und ein Mann, dem ein warmes Herz für sein Land im Busen schlägt. Khevenhüller lüftet für kluge Augen den Schleier vor dem Bilde der teutschen Isis; er läßt uns Blicke in die geheimsten Theile des Krieges thun. Ehre und Achtung dem Namen dieses teutschen Edelmannes. Zwar hat Herr Förster es neulich gewagt, ihm absichtliche Verfälschung der Geschichte Wallensteins vorzuwerfen, aber dieß ist bloß gesagt und keineswegs bewiesen. Der Friedländer hat in der That so krumme Wege eingeschlagen, daß auch ein Ehrenmann mit guter Ueberzeugung ihn für weit schuldiger halten konnte, als er es wirklich war. 2) Chemnitz Geschichte des in Teutschland geführten Krieges. Dieser Teutsch-Schwede hat nach guten Quellen gearbeitet, und Vieles selbst mitgemacht, wie er denn zu manchen politischen Unterhandlungen gebraucht wurde. Gerade wegen dieser Stellung verdient er um so gerechteren Tadel, weil er die Welt absichtlich zu täuschen suchte. Er hauptsächlich ist es, der Gustav Adolph als ein Mittelding von lutherischem Pfarrer

und Soldaten hinstellt, und die wahren Pläne des Königs hinter theologischen Phrasen so oft verhüllt. Der schwedischen Parthei hatte er sich mit Leib und Seele ergeben. Was dabei aus Teutschland werden sollte, war ihm ganz gleichgültig. Seinen völligen Mangel an Patriotismus hat er bekanntlich unter dem falschen Name Hippolytus a Lapide, durch jene berühmte Schmähschrift gegen den Kaiser aufs genügendste bewiesen. 3) Le soldat suedois von Spanheimius. Unter den Geschichtswerken über Gustav Adolphs Thaten, das früheste und meist sehr gut unterrichtet. Nur nimmt er oft den Mund zu voll und artet in Prahlerei aus, so daß man Napoleon'sche Bulletins zu lesen vermeint. Freilich mag die französische Sprache, die einen großen Ueberfluß von lobrednerischen Phrasen hat, nicht wenig schuld daran seyn. 4) Die kleine Schrift des Genuesen Burgus, der ein scharfsinniger Mann gewesen seyn muß, aber seine Beschreibung so kurz machte, daß sie für den Biographen Gustav Adolphs von geringem Nutzen ist. 5) Gualdo Priorato's Werk in Franchevilles Uebersetzung. Gualdo, focht wie sein Landsmann Burgus, selbst in dem 30jährigen Kriege mit; er war einer von jenen feinen durchdringenden Köpfen, die man vielleicht mehr als bei jedem andern Volke unter den Italienern trifft; den Geist des Krieges, die Charaktere und Plane der Anführer hat er trefflich aufgefaßt, in dem Einzelnen aber begeht er eine unglaubliche Menge Verstöße, die durch neuerlich gedruckte Urkunden aufgehellt wurden. Man muß ihn daher mit großer Behutsamkeit benutzen, und diejenigen haben Unrecht, die ihn, wie der preußische Offizier bei Franchevile über alle andern Quellen erheben. Gualdo ist zugleich wahr und unwahr, bleibt aber immer für den, der gute Augen hat, eine

sehr achtungswerthe Quelle. Die Brauchbarkeit dieses Buches wird noch erhöht durch die beigefügten Untersuchungen eines ungenannten preußischen Offiziers, der mit Sachkenntniß und Gelehrsamkeit die Kriegseinrichtungen jener Zeit aufklärte. Ich habe sie zu Eingang des fünften Buches benüzt, ohne immer gleicher Ansicht mit dem Verfasser zu seyn. Die Gründe, warum ich von ihm abweichen zu müssen glaubte, sind am gehörigen Orte entwickelt. — Den Swedish intelligencer und *Monro's* expeditions konnte ich mir nicht verschaffen, doch habe ich Manches aus diesen beiden Quellen durch die zweite Hand benüzt, denn Harte und Geijer enthalten viel daraus. Das theatrum europæum wurde wenigstens verglichen.

Von eben so großem oder noch größerem Werth als diese älteren Geschichtswerke sind vier neue, dem jetzigen Jahrhundert angehörige: 1) Wolfs Geschichte Churfürst Maximilians I. von Bayern, fortgesezt von Breyer. Das Münchener Archiv stand beiden Gelehrten zu Gebot, und wie es der Reichthum dieses Schatzes nicht anders erwarten ließ, haben sie die merkwürdigsten Nachrichten ans Licht gezogen, an die man vorher gar nicht dachte. Erst durch dieses Werk begreift man den wahren Charakter des 30jährigen Kriegs. Viele der Fäden, die von Rom, vom Pabst, vom Jesuitengeneral ausliefen, sind hier aufgedeckt. Leider geht das Werk bloß bis zum Jahre 1620, und kaum könnte der teutschen Geschichte ein größerer Dienst geschehen, als wenn einem tüchtigen Gelehrten das Münchener Archiv geöffnet würde, um die rühmliche Arbeit Wolfs und Breyers zu Ende zu führen. 2) Der von Förster herausgegebene Briefwechsel Wallensteins. So lange die Theilnahme und die Achtung für den Friedländer in Teutschland nicht erloschen ist, wird man auch Försters

Buch lesen und gebrauchen. Der preußische Hofrath hat durch den glücklichsten Fund seinen Namen an Etwas Bleibendes an Wallensteins Ruhm angeheftet. Aber weiter geht sein Verdienst nicht. Besser hätte er gethan, die Urkunden allein abdrucken zu lassen, ohne seine eigene literarische Zuthat. Was er Fremdes veröffentlicht, ist vortrefflich, das Eigene fast durchaus mißrathen. Mit dem Lichte in der Hand sieht er oft gar nicht, oft falsch in allen Farben des Prisma, nur nicht in der natürlichen; auf geschriebene Worte legt er oft das sonderbarste Gewicht, und vergißt ganz, daß sie so wenig werth sind, als gesprochene, so lange sie nicht mit Thaten übereinstimmen. Dabei leidet er stark an dem panegyrischen Fieber, und kann nicht satt werden, seinem Helden Tugenden und Eigenschaften zuzuschanzen, die nach Herrn Försters Theorie einem „großen Manne" angehören müssen. Hiemit leistet er vor den Augen des unbefangenen Lesers seinem Schützling selbst schlimme Dienst, wie da und dort untüchtige Advokaten dadurch ihren Clienten schaden, daß sie dieselben allzu rein waschen wollen. 3) Röse, Geschichte Herzog Bernhards von Weimar. Eine sehr verdienstliche und rühmliche Arbeit. Herr Röse schaut ins Feuer hinein, und entwickelt vortrefflich die Schlangenkrümmungen der machiavellistischen Politik jener Zeiten. Ein klarer Verstand spricht sich überall aus, und auch die Darstellung ist zu loben. Nur ein Wunsch bleibt unseres Erachtens dem Leser übrig, der Wunsch, daß der Verfasser von einem nationalen Gesichtspunkt ausgegangen seyn möchte, statt des provinziellen, den Herr Röse, sey es freiwillig, sey es bestimmt durch gewisse Umstände, festhielt. 4) Des Freiherrn von der Decken Leben Herzogs Georgs von Lüneburg. Ein Geschäftsmann tritt uns hier entgegen, der eben so sehr

durch seinen eigenen erfahrungsreichen Geist, als durch die köstlichen Urkunden belehrt, die er aus dem Hannöverischen Archiv an's Tageslicht gebracht hat. Die geheime Geschichte des Kriegs, die wichtigsten Fragen, z. B. was es mit der Wallensteinischen Erwerbung Mecklenburgs eigentlich für eine Bewandtniß hatte, und welche andern Plane damit in Verbindung standen, kommen durch dieses Werk erst zur Erledigung. Der Stoff ist überreich, die Darstellung dürfte etwas lebhafter gewünscht werden. Dieß ist jedoch ein kleiner Fehler, der eine Tugend zur Grundlage hat; denn eine rein nach Urkunden gemachte Schilderung, nimmt nur allzu leicht eine trockene Farbe an.

Noch muß ich Einiges über meine Vorgänger, die andern Biographen Gustav Adolphs sagen. Des Engländers W. Harte's Werk hat Spittler in seiner kraftvollen Manier kurz und wahr so bezeichnet: (Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, II. 488.) „Nur der Name eines Engländers konnte einem solchen Machwerke Credit verschaffen." Die Arbeit dieses hochkirchlichen Priesters trägt ganz den Stempel seines Gewerbes; es ist eine Art langweilige, abgeschmackte, mit falschem Schimmer von Gelehrsamkeit durchwirkte Leichenpredigt, dabei voll der gröbsten Lügen; denn Harte hat in der Regel nur die schlechtesten und ungenauesten Quellen benuzt, nicht anders, als hätte ihn sein Instinkt immer zu dem Verkehrten hingetrieben. Mauvillons Schrift ist, wie Spittler mit Recht bemerkt, weit besser; er besaß treffliche Materialien aus den schwedischen Sammlungen, die ihm Arkenholz verschaffte; im Uebrigen kann man ihm keinen besondern Scharfsinn nachrühmen, er hält sich so ziemlich auf der breiten Mittelhöhe teutscher Geschichtschreibung, was kein großes Lob ist. Ich habe Nichts

benüzt, was ihm eigen angehört, sondern bloß die Auszüge aus Urkunden, die er beibringt. Mein nächster Vorgänger, der preußische Hauptmann von Rango geht von einem zu verschiedenen Standpunkt aus, als daß irgend ein Verhältniß zwischen seinem und meinem Werke statt finden könnte. Er hat, glaube ich, für die liebe Jugend, für thatendrangserglühte Gymnasisten geschrieben, ich für das gereifte Alter; er wendet sich an das preußische Gefühl, ich an das teutsche. Den teutschen Krieg Gustav Adolphs hat insbesondere v. Bülow anonym kritisirt. Dieser Edelmann, der seine ausschweifenden Meinungen durch ein Leben voll Unglück abbüßte, gibt ganz deutlich zu verstehen, daß er sich für das erste teutsche Kriegsgenie der neueren Zeit, wenn nicht über, doch neben Napoleon halte. Einer so bescheidenen Selbstschätzung gemäß, nimmt er den großen Helden des siebenzehnten Jahrhunderts in die Schule, und schulmeistert ihn wie einen dummen Jungen. Ach wie wenig hat der Schweden-König verstanden, wenn man den preußischen Lieutenant hört! Schade, daß derselbe sich in einem Nebel falscher Voraussetzungen bewegt, und gar nichts von den geheimen Beweggründen ahnete, die den König bestimmten. Bülow ist eitel für fünf Gelehrte und zehn Weiber, und nie hat mich ein anderes Buch so angewidert, wie das Seinige. Er will etwas Großes, „den erhabensten Grundsatz der Strategie" entdeckt haben. Wie gewisse Metaphysiker tauft er wohlweislich sein Fündlein mit einem fremden griechischen Namen — Basis; übersezt man das Wort in gemeinverständliches teutsch, so kommt folgende Lehre heraus: Wollet ihr einem überlegenen Feind Boden abgewinnen, so seyd vorsichtig, so steckt Euren Kopf nicht in die Schlinge, ahmt dem Geometer nach, der, um eine entfernte Spitze zu erobern oder hier auszu-

messen, sich zuerst der Grundfläche, auf der er steht, bemeistert, und sie genau berechnet; rückt also nicht blindlings vor, denn sonst könnte Euch der Rückzug durch einen Flankenmarsch des Feindes abgeschnitten werden, sondern immer zuerst die Grundlinien besezt, dann auf die Spitze losgegangen und aus dieser wieder eine Grundlinie gemacht, also werdet ihr auf lauter Dreiecken reitend, unfehlbar in das Pantheon des kriegerischen Ruhmes einziehen. Diese „erhabene Grundregel" hat wenigstens Etwas Wahres; aber was wahr daran ist, möchte wohl so alt und gemein bekannt seyn, als der Krieg zurückgeht. Fast alle älteren und neueren Feldherrn, die mit überlegenen, oder wenigstens gleichen Gegnern zu schaffen hatten, handelten so, und ich glaube, daß Bülows erhabene Lehre, den Namen abgerechnet, schon dem ersten Waffenschmidt Tubalkain und dem ersten Kriegsmanne Nimrod bekannt war. Ja, auch gemeine Feldwebel und Gefreite, die etwa eine Streifparthie befehligten, haben sich auf ihre Höhe emporgeschwungen. Man lese z. B. die Abentheuer des Simplicius Simplicissimus — was beiläufig gesagt wohl der beste teutsche Roman, und eine vortreffliche Quelle über die Sittengeschichte des 30jährigen Krieges ist — und man wird finden, daß der schwarzgelockte Jäger von Soest, kurz nachdem er die Speckseiten des Pfarrers in der Gestalt des leibhaftigen Teufels geholt, eine schwedische Parthie ganz nach von Bülows Basenlehre überfiel, und daß der Kornet, sein Gegner, bloß dadurch, weil er sie nicht befolgte — was ihm auch besagter Jäger tüchtig eintränkte — in Gefangenschaft gerathen ist. Daß die Lehre weder erhaben noch neu, sondern alltäglich sey, möchte ich daher kaum mehr bezweifeln. Aber auch unwahr ist sie unter gewissen Voraussetzungen, sobald nämlich der Feldherr,

dem sie angemuthet wird, überlegene Streitkräfte besizt. Hat z. B. Napoleon in der Fülle seiner Macht nach Bülows Regel gehandelt? Gewiß nicht. Fast steht daher zu befürchten, daß dieser Kühnste unter den sieben oder acht Feldherrn der Weltgeschichte in 200 Jahren — wenn etwa ein neuer Bülow ersteht — aus gleichen Gründen, wie Gustav Adolph, die kritische Ruthe bekommen dürfte. Dem Bülowschen Werke ungefähr gleich an wahrem Werth steht die Arbeit Galettis über den 30jährigen Krieg, aber aus ganz entgegengesezten Ursachen. Wie jener aus Mißbrauch eines ächten, nicht zu verkennenden Talents, und aus teutscher Systemmacherei gesündigt hat, so dieser durch völligen Mangel an Kopf. Lächerlicheres gibt es nichts, als der dummdreiste Ton, in welchem der kleine Schulfuchse von Gotha die katholische Parthei hofmeistert, und derselben alle mögliche Sünden ins Gewissen schreit. Welch Glück für Teutschland, wenn Herr Galetti 170 Jahre früher gelebt hätte und vom Kaiser Ferdinand II. zu seinem Gewissensrath oder allmächtigen Beichtvater ernannt worden wäre! Denn dann würde sicherlich Alles einen ganz andern Schnitt bekommen haben!! Schillers Name werde nur berührt. Sein Werk über den 30jährigen Krieg bleibt der Form nach ein Meisterstück teutscher Beredtsamkeit, über den Inhalt ist es am besten zu schweigen. Allerdings waren, als er seine Geschichte schrieb, weder Wallensteins Briefe veröffentlicht, noch die Werke von Röse, Wolf, von der Decken erschienen. Doch stand ihm Khevenhüller zu Gebot, aber freilich gehört Beharrlichkeit dazu, sich durch zwölf dicke Folianten durchzuarbeiten.

Ausserdem habe ich über einzelne kleine Parthien meines Gegenstandes viele andere Werke zu Rathe gezogen, Feßlers und Engels Geschichte von Ungarn,

Böttiger über Sachsen, Mannert über Bayern, Justi über Hessen, die Schriften von Fr. Kurz, Caraffa, Ricci, Bisacioni, Pfisters Geschichte von Teutschland, Murrs Nürnberger Chronik (eine sehr gute Quelle), Puffendorfs Geschichte von Schweden, die Memoires von Richelieu u. s. w. Mit besonderem Danke muß ich endlich noch den trefflichen Schlachten-Atlaß des verehrten Herrn Oberst-Lieutenants von Kausler nennen. Die an Ort und Stelle aufgenommenen Plane des Treffens von Breitenfeld, des Lagers um Nürnberg und des Kampfes bei Burgstall, so wie der Schlacht von Lützen waren mir von großem Nutzen.

In Betreff der Zeitrechnung war ich wider meinen Wunsch genöthigt, ein anderes System zu befolgen, als ursprünglich in meinem Plane lag. Ich wollte nämlich den gregorianischen Kalender zu Grunde legen, und habe dieß auch in dem zweiten Buche gethan. Aber bald fand ich, daß dieß für den Teutschen nicht möglich sey, ohne einige der theuersten Erinnerungen unserer Geschichte zu verletzen. Erstens wissen wir Protestanten von Jugend auf nicht anders, als daß die beiden großen Siege Gustav Adolphs, welche die lutherische Kirche retteten, am 7. September und 6. November geschlagen worden sind. Verrückt man diese Frist nach der allerdings wahren und jezt allgemein angenommenen Zeitrechnung um zehn Tage, so geräth man in Gefahr, von Seiten derer, die am Herkömmlichen hangen, für ungenau oder neuerungssüchtig angesehen zu werden. Zweitens ist gewissermaßen das Schicksal der reformirten Kirche mit dem alten Kalender verflochten. Z. B. auf den 25. Juni 1530 feiern wir die Uebergabe der Augsburgischen Konfession, an demselben Tage landete hundert Jahre später Gustav Adolph auf der Küste

von Usedom. Welch sonderbarer Witz des Geschicks! Offenbar ginge eine schöne Vergleichung verloren, wenn man für lezteres Ereigniß den neuen Kalender gebrauchte. Aus diesen und ähnlichen Gründen habe ich für Gustav Adolphs Thaten in Teutschland die Zeitrechnung belassen, die er, die seine Schweden, die unsere Väter selbst anwandten. Gegen mögliche Verwirrung ist dadurch gesorgt, daß ich durch den Beisatz „alter, neuer Styl" (a. St., n. St.) die wahre Zeit bestimmte, oder auch manchmal beide Rechnungen unter dem bekannten Zeichen (z. B. 10. Juli a. St. = $^{10}/_{20}$. Juli) zusammenstellte. Uebrigens fand ich, daß schon ältere katholische Geschichtschreiber, namentlich Khevenhüller, derselben Nothwendigkeit, wie ich, unterlagen. Kaum wird noch nöthig seyn, zu bemerken, daß der Unterschied beider Kalender für das siebenzehnte Jahrhundert zehn Tage beträgt.

Sonst sehe ich von verschiedenen Seiten her zwei Haupteinwürfen wider vorliegendes Werk entgegen: wegen Einmischung von Dingen, die nicht nothwendig herzugehören scheinen, im ersten und dritten Buch, und dann wegen des Geistes, in welchem mein Buch ganz entgegen den seitherigen Bearbeitungen protestantischer Verfasser abgefaßt ist. Man wird sagen, wozu in meiner Geschichte Gustav Adolphs auf sieben langen Bogen die Schicksale seines Großvaters, Gustavs Wasa, seiner Oheime Erich und Johann, seines Vetters Sigismunds, seines Vaters Karls IX. erzählt seyen! Das gehöre in eine Geschichte Schwedens, nicht in die Gustav Adolphs. Meine Antwort ist: Die Regierung Gustav Adolphs hängt auf das genaueste zusammen mit der seines Vaters und Ahns. Warum wurde der König in den teutschen Kampf verwickelt? Wegen des polnischen Kriegs! Warum trug er Waffen

gegen seinen Vetter von Polen? Weil Karl IX., Gustav Adolphs Vater, den König Sigismund wider das Erstgeburtsrecht vom schwedischen Throne verdrängt hatte! Warum that dieß Karl IX.? Weil die schwedische Aristokratie eine Doppelkrone geschaffen und die katholische Religion wieder auf den Wasastamm geimpft hatte, um die alte Verwirrung und die Adelsherrschaft wieder herzustellen! Wozu diese Umtriebe des Adels? Weil er das stolze Gebäude, das Gustav Wasa auf dem Ruin des päpstlichen Glaubens gegründet, wieder zu seinem Vortheil umstoßen wollte! Fassen wir diese Fragen in eine zusammen: Was führte den glorreichen König in das Herz von Teutschland? Warum fand er den Tod auf den Gefilden von Lützen? Antwort: Er war ein großer protestantischer Fürst und zugleich illegitim. Die Epoche des dreißigjährigen Kriegs und die Reformation verhalten sich wie Anfang und Entwicklung eines und desselben Dramas, man kann sie nicht trennen, da greift Alles ineinander, wie die verschiedenen Glieder einer Kette. Die Reformation war weit weniger eine religiöse, als eine politische Frage. Die Zeit Gustav Adolphs und seine Geschichte weist die verschiedenen Arten auf, wie sie gelöst wurde. Tragen wir diesen Grundsatz auf seine Gegner über. Warum trat Kaiser Ferdinand II. als so entschiedener Feind der reformirten Kirche auf? Weil er sich und seine Dynastie aus der falschen Lage herausreißen wollte, in welche unfähige Vorgänger, Matthias, Rudolf II., Maximilian II. das habsburgische Haus versezt! Warum geriethen diese in eine solche Lage? Darum, weil einer der größten Habsburger, Karl V., von zwei nothwendigen, obgleich entgegengesezten Dingen keines gethan, weil er die Reformation weder unterdrückt, noch zur Alleinherrschaft in

Teutschland erhoben hatte. Wollte man uns dessen ungeachtet die ausführliche Beschreibung der ersten Epoche des dreißigjährigen Krieges (vor Gustav Adolphs Landung) zum Vorwurfe machen, so verweisen wir auf den Titel dieses Buchs, das eine Geschichte nicht bloß Gustav Adolphs, sondern auch seiner Zeit verspricht, das heißt, zugleich eine Geschichte derjenigen Machthaber, die in sein Schicksal verflochten waren. Zweitens begreift man die eigenthümliche Lage Gustav Adolphs und seiner glänzenden Erfolge nicht, wenn man nicht sehr genau von dem, was voranging, unterrichtet ist. Leset nur die gewöhnlichen Schilderungen dieser Epoche. Wie Theaterwunder erscheinen der Schweden Siege, Tillys Zögern, Pappenheims Unbotmäßigkeit, Wallensteins Absetzung; aber in meinem Werke hoffe ich, ist dieß alles erklärt, und der weisen Regel des Horatius, die man den Geschichtschreibern nicht genug zur Pflicht machen kann: nihil admirari Genüge gethan. Mit einem Worte Rundung, organische Einheit wollte ich vorliegendem Werke geben, und darum habe ich dasjenige in meinen Kreis ziehen zu müssen geglaubt, was sich darin findet.

Ich komme zum Zweiten. Fast alle bekannteren Geschichten des 30jährigen Kriegs sind im guelfischen Geiste geschrieben. Ueberall hat das Reichsoberhaupt Unrecht, und dagegen nicht nur die neue Kirche, sondern auch ihre so höchst verschiedenen Bekenner Recht. Dagegen geht durch vorliegende Geschichte, wird man sagen, eine recht scharf ausgesprochene ghibellinische Meinung. Ja das bekenne ich offen, als Ghibelline habe ich gefühlt und gedacht, als ich an der Hand ächter Quellen in die vergangenen Jahrhunderte zurückging, und oft

unwillkürlich das, was später entstand, mit dem Früheren verglich. Ich weiß recht gut, daß böswillige Menschen aus einem solchen Geständniß allerlei Gift ziehen können. Aber habe ich an die Leidenschaften der Mitwelt mich gewendet, oder nicht vielmehr als Historiker gesprochen? Unsere alte Reichsverfassung ist dahin, ob zum Glück oder Unglück für uns, ob mit Recht oder Unrecht, darüber fragt es sich nicht. Aber das ist die Frage, ob man jezt, nachdem sich ein neuer dem Anschein nach fester Zustand gebildet, über dem Grabe des Alten die Wahrheit sagen, oder noch länger im Wahn beharren solle, wie die älteren Geschichtschreiber. Daß diese großentheils unwahr sind, ergibt sich aufs klarste aus ihrem fast beständigen Widerspruch mit den ächten bisher an's Tageslicht gebrachten Urkunden. Ob Staatsgründe die Nothwendigkeit, den alten Wahn fortdauern zu lassen, ferner verlangen, darüber haben, meine ich, die besten Richter, die Regierungen selbst verneinend entschieden. Denn sie sind es ja, welche jene Urkunden, die ächten Prüfsteine der Wahrheit, der Wißbegierde oder auch dem Nationalgefühle der Forscher nicht fürder vorenthielten. Ihre Handlungsweise ist sicherlich ebenso lobenswerth, als über allen Vorwurf der Unklugheit erhaben. Denn welche Existenz ist dadurch bedroht, wenn die Mitwelt weiß, wie es vor zwei Jahrhunderten herging, oder wer ist so thöricht, um zu glauben, daß die jetzige teutsche Gegenwart in die Vergangenheit zurücksinken könne. Im ghibellinischen Sinne habe ich geschrieben, nicht weil ich neu seyn wollte, sondern weil mich die Urkunden dazu zwangen, die mir zu Gebote standen. Konnte ich doch das, was ich mit meinen Augen sah, nicht Lügen strafen, noch den gesunden Menschenverstand übertäuben.

Männer, deren Einsichten ich achte, und welche die ersten zehn Hefte dieses Buches lasen, äusserten gegen mich den Tadel, daß ich Böses von großen Männern zu schnell geglaubt, und gegen gewisse Stände zu hart geurtheilt hätte. Als Beispiel wurde mir angeführt, die angebliche Vergiftung des Bans von Kroatien, und der Argwohn, den ich ausgesprochen, daß Wallenstein in dem geheimnißvollen Schotten, um den Preis von 35,000 Thalern einen Mörder gegen Gustav Adolph gedungen habe. Allein dem Geschichtschreiber kommt es nicht zu, Charaktere zu machen, oder unangenehme Züge aus denselben wegzumerzen, sondern das Gegebene, das Vorgefundene aufzunehmen. Dieß habe ich gethan, ich habe Quellen geglaubt, die ich für ächt halten muß. Allerdings steht Nichts in den bewußten Briefen von Ermordung Gustav Adolphs, aber erkläre ein Anderer den hohen Preis, und die mysteriöse Unterhandlung mit einem fremden Kaufmanne besser. Uebrigens habe ich ja den von mir vorausgesezten Zweck Wallensteins als meine eigene Vermuthung, nicht als sichere Thatsache hingestellt. Was die Vergiftung des jungen Zriny betrifft, so bin ich hierin dem ungrischen Geschichtschreiber Feßler gefolgt, der sich auf eine einheimische Quelle, auf Rattkay*) beruft. Die Regierung Carls IX. von Schweden war eine sturmbewegte; mit bewunderungswürdiger Kraft hat dieser König Alles niedergeschlagen, was seine Krone bedrohte, er hat seine Hände im Blute des Adels gebadet, der die alte Verwirrung wieder hergestellt wissen wollte. Allerdings habe ich diese Vorgänge nicht bloß erzählt, sondern

*) Gregor Rattkay de Nagy Thabor memoria Regum et Banorum Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae editio, IIda Viennae 1772. 4to.

auch merken lassen, daß ich Gustav Adolphs Vater Recht gebe. Dieß ist auch jezt noch meine Ansicht, die ich nicht verläugne. Einheit und Kraft der Staatsgewalt oder der Krone — denn von Monarchien handelt es sich ja — ist das nothwendigste und nützlichste Ding. Wer frevlerische Hände dagegen erhebt, soll sie verbrennen, ob reich oder arm, hochgeboren oder niedrig, eigensüchtige Zertrümmerer des Staats verdienen schwere Strafe. Wer dieß behauptet, spricht darum noch nicht politischer Grausamkeit das Wort, denn es lassen sich sehr verschiedene Grade der Strafe denken. Ein Regent, der kleine erbärmliche Staatsverbrecher, deren Hilfsmittel im lächerlichsten Widerspruche mit ihrem Vorhaben stehen, eben so strenge verfolgt, als mächtige, verderbliche, mag sich auf den Buchstaben des Rechts berufen, er wird aber dem Vorwurfe maßloser Strenge nicht entgehen. Dieß war aber nicht die Lage Carls IX., da hieß es: entweder du oder ich, entweder fällt die Krone, und Schweden sinkt in die alte Verwirrung zurück, oder müssen die widerstrebenden Geschlechter erliegen. Wer will ihn verdammen, weil er mit furchtlosem Herzen gethan hat, was seyn mußte. Sein Verfahren ist durch einen 3000jährigen Gebrauch, durch alle Gesetzgebungen des Alterthums von der mosaischen bis zur römisch-kaiserlichen herab, sanktionirt. Auch haben die angesehensten Fürsten und Minister der germanischen Zeiten so gehandelt, Kaiser Friedrich I. und II., Rudolph von Habsburg, Ferdinand II., Richelieu, Peter von Rußland und andere. Soll man das nicht sagen dürfen, was immer wahr und wirklich gewesen ist? Nur den kann man eines ungerechten Hasses gegen die Aristokratie bezüchtigen, der den bloßen Eingebungen des Neides sich hingibt. Erblichen

Reichthum oder Macht, und erbliche Tugenden — dieß ist der wahre Begriff des Adels — muß jeder Verständige ehren; erst dann finden gerechte Angriffe statt, wenn die Mitglieder dieses Standes gegenüber dem Staatsoberhaupt nach dem Grundsatze handeln: „wir, die wir so viel sind, als ihr." Und wenn je eine Mißstimmung gegen die Aristokratie sich in diesem Buche zeigt, so ist sie nur gegen solche Mitglieder gerichtet.

Da der Verfasser dieses Werkes den Urkunden, die neuerlich aus den Archiven hervorgegangen sind, so viel verdankt, wird man ihm nicht verargen, wenn er noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommt. Die Geschichte Teutschlands, so wie sie in den gewöhnlichen gedruckten Quellen erscheint, ist merkwürdig verfälscht. Sie hat meist Akademiker zu Verfassern, die theils schon für sich selbst oft zum Schmeicheln aufgelegt waren, theils nur die Nachrichten erhielten, welche die Geschäftsmänner für gut fanden ihnen zukommen zu lassen, und durch ihre Feder unter das Publikum zu vertrödeln. Partheiwesen ist ohnedieß Alles in der früheren teutschen Geschichte. Um aus diesem Sumpfe herauszukommen, muß man daher nicht allgemeine, Hunderte von Jahren umfassende Werke schreiben, sondern einzelne Partheien mit Hülfe der Archive aufhellen. Mögen doch die Regierungen auf dem schönen Wege des Vertrauens, den sie betraten, weiter fortschreiten, und jene Schätze wohlwollenden Forschern öffnen. Noch fehlt manche Urkunde selbst für die erste und aufgehellteste Epoche des 30jährigen Krieges, namentlich Papenheims und Tillys amtlicher Briefwechsel. Gehen wir weiter mit unsern Wünschen ein halbes Jahrhundert.

Soll ein überreicher Anspruch auf Ruhm und Anerkennung hoher Tugenden, sollen die ächten Akten zur Geschichte des Prinzen Eugenius noch länger in den Archiven modern, nachdem für Wallenstein der Tag des gerechten Gerichts gekommen ist *).

Man hat früher die Archive hermetisch geschlossen, weil man fürchtete, gewisse Ereignisse und Personen möchten in einem andern Lichte erscheinen, als es nach oben beliebte. Gewiß setzt man sich durch Enthüllung der Wahrheit manchen unangenehmen Bekenntnissen aus, das ist nicht zu läugnen. Aber nichts desto weniger getraue ich mir den Beweis zu führen, daß es in unseren Tagen weit gerathener für die Regierungen seyn dürfte, die Geschichte der Vergangenheit — so weit dieselbe die Leidenschaften der jetzigen Zeit nicht mehr berührt — in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen, statt sie künstlich zu färben. Man klagt allgemein über den neuerungssüchtigen, zur Unbotmäßigkeit hinneigenden Sinn der Massen, namentlich der Jugend. Zu dieser Erscheinung wirken verschiedene Ursachen mit, die nicht hieher gehören, aber auch eine sehr kräftige, welche ganz mit unserer Frage zusammenhängt. Woher haben jene Schreier, welche die Welt immer umorgeln wollen, und die blinde Jugend,

*) Welche Mühe, welch eifriges Studium würde sich mancher teutsche Geschichtsforscher nicht kosten lassen, wenn man ihm die ächten Quellen in die Hände gäbe, um die Thaten dieses erhabenen Feldherrn der Wahrheit gemäß schildern zu können. Auch dem Grafen Pappenheim fehlt noch der Biograph. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß seine erlauchte Familie seinen schriftlichen Nachlaß den Händen eines Geschichtschreibers anvertrauen möchte.

die es juckt, die Arme zur That herzuleihen, ihre leitenden Ideen geschöpft? Aus nichts Anderem, als aus falschen, aller innern und äussern Wahrheit entbehrenden Geschichtsbüchern, wo es wimmelt von verwirrten Begriffen, wie Begeisterung, Menschheit; Civilisation, Freiheit, Intelligenz, Fortschritt, Wahrheit, erleuchtetes Jahrhundert, Weltverbesserung u. s. w. Um diese wildbrausende Vitriolblasen niederzuschlagen, gibt es kein besseres Mittel, als die klare Einsicht in die früheren Händel der Welt, die man durch die Urkunden gewinnt. Denn statt jener erhaben klingenden Eigenschaften findet man hier die alten wohlbekannten Kräfte der menschlichen Seele; Schlauheit, List, Eigennutz, Lüge, Ehrsucht; auch Tugend aber begreifliche und klare, und man nimmt die wohlthätige, zur Bescheidenheit zwingende Erkenntniß mit nach Hause, daß die Welt ein gar stachlichtes, schwer zu bearbeitendes Ding, und daß es nicht immer gerathen sey, die Nase und die Arme allzuweit empor zu strecken. Hiezu kommt noch ein vaterländischer Gesichtspunkt. Geschichte liest jezt Alles, aber warum greifen wir, sicherlich nicht ohne Schaden und Schande, immer nach französischer, englischer, amerikanischer, spanischer? Deßhalb, weil unsere teutschen Werke zu lesen, in welchen Schmeichelei und Unwahrheit überall zu Tage liegt, auch den Geduldigsten langweilen muß. Sonst würden wir uns, wie es auch die Natur fordert, weit mehr zum Einheimischen wenden. Denn bietet dasselbe nicht ebenso viel Glanzpunkte als das Fremde dar? Ich will nicht überreden. Möchten Männer, die durch ihre Macht auf bessere Bearbeitung der teutschen Geschichte, mittelst Oeffnung der Archive, nachdrücklich einwirken können, diese hier nur angedeuteten Gedanken ihrer Beachtung werth finden.

Um, was ich von Andern verlange, nicht selbst zu vernachläßigen, werde ich ein Bändchen Urkunden über den 30jährigen Krieg aus dem Stuttgarter Archiv als Anhang zu dieser Geschichte Gustav Adolphs nachfolgen lassen. Denn ich habe die Erlaubniß hiezu von unserer Regierung erhalten.

Stuttgart im März 1837.

A. F. Gfrörer.

Inhalt.

Erstes Buch.
Gustav Adolph und seine Zeit.

Seite

Erstes Kapitel. Einleitung. Schweden bis zum Blutbad von Stockholm 3
Zweites Kapitel. Gustav Wasa 18
Drittes Kapitel. Gustav I. als Wiederhersteller des Reichs im Innern 30
Viertes Kapitel. König Erich XIV. 48
Fünftes Kapitel. König Johann III. 56
Sechstes Kapitel. Karl gegen Sigismund. Geburt Gustav Adolphs 72
Siebentes Kapitel. König Karl IX., sein Testament und Tod . 92

Zweites Buch.
Gustav Adolphs erste Epoche vom Antritt der Regierung, bis zum Zuge nach Teutschland.

Erstes Kapitel. Gustav Adolphs Jugend. Er tritt die Regierung an 108
Zweites Kapitel. Der dänische Krieg 116
Drittes Kapitel. Die Ursachen des russischen Krieges 126
Viertes Kapitel. Zwischenereignisse. Einrichtungen im Innern Schwedens. Unterhandlungen mit Polen. Gustav Adolphs erste Liebe 138
Fünftes Kapitel. Krieg gegen Rußland. Heidelberger Gesandtschaft. Der Friede von Stolbowa 146
Sechstes Kapitel. Innere Verhältnisse. Aenderungen in der Verfassung des Landes 166
Siebentes Kapitel. Verhältnisse zu Dänemark 174
Achtes Kapitel. Unsicheres Vernehmen mit Polen. Die Ereignisse in Liefland. Waffenstillstand mit Sigismund. Gustav Adolph heirathet 179
Neuntes Kapitel. Der erste polnische Krieg mit seinen Waffenstillständen 193
Zehntes Kapitel. Neue Einrichtungen. Das stehende Heer. Die bevorzugten Stände. Der Adel, die Ritterhausordnung, das gelehrte Interesse. Gustav Adolph wird Vater 219
Eilftes Kapitel. Der preußische Krieg. Feldzug von 1626 . . . 229
Zwölftes Kapitel. Der Feldzug des Jahres 1627 242
Dreizehntes Kapitel. Der Feldzug von 1628 und 1629. Friede mit Polen 262

Drittes Buch.
Der dreißigjährige Krieg bis zum Jahr 1630.

Erstes Kapitel. Der Kaiser und die Reformation 297
Zweites Kapitel. Die Jesuiten 327
Drittes Kapitel. Die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II., Matthias. Die Union, die Liga, Ferdinand II. . . . 341
Viertes Kapitel. Ausbruch des 30jährigen Kriegs. Ferdinand II. siegt mit Hilfe der Liga 377
Fünftes Kapitel. Die Rache 430
Sechstes Kapitel. Die Reichsacht wird von der Liga vollzogen. Teutschland mit der Unterjochung bedroht. Auswärtiger Krieg . 444
Siebentes Kapitel. Frankreich. Richelieu. England. Buckingham. Der Vertrag von Avignon. Unterhandlungen mit Gustav Adolph und Christian IV. von Dänemark. Erster europäischer Krieg wider Ferdinand. Die teutschen Finanzen im dreißigjährigen Kriege 457
Achtes Kapitel. Wallenstein. Der Krieg nimmt einen andern Charakter an. Siegreich geht der Kaiser aus dem dänischen Kampfe hervor 479

Seite

Neuntes Kapitel. Weiterer Verlauf des dänischen Kriegs. Die Feldzüge von 1627—28. Einmischung der Schweden. Belagerung von Stralsund. Lübeker Frieden 526

Zehntes Kapitel. Geheime Geschichte des Kriegs. Politische Plane dem Kaiser die unumschränkte Herrschaft über Teutschland zu verschaffen. Die neue Militärariſtokratie. Wallensteins Schlauheit. Der Churfürst von Bayern erhält die Pfalz 575

Eilftes Kapitel. Verschwörung wider den Kaiser. Das Restitutionsedikt, der mantuanische Krieg. Churfürst Maximilian unterhandelt mit Richelieu. Die Liga faßt drohende Beschlüsse. Wallenstein muß vor Magdeburg abziehen. Versuche zu seinem Sturz. Der Regensburger Reichstag. Wallenstein wird entlassen . . . 608

Viertes Buch.

Gustav Adolph im Kampfe gegen die vereinten Kräfte der Liga und des Kaisers. 1630. 1631.

Erstes Kapitel. Gustav Adolphs Unterhandlungen mit seinen Unterthanen und fremden Mächten. Zustand Schwedens. Finanzen und Hülfsquellen. Rüstung zum Krieg. Ankunft in Teutschland 665

Zweites Kapitel. Kriegsmanifest. Gustav Adolph erobert Pommern. Verhandlungen mit dem Herzog Bogislas. Versuch auf Meklenburg. Juni bis December 1630 692

Drittes Kapitel. Weiterer Verlauf des Kriegs. Glückliche Fortschritte in Meklenburg. Erstürmung Frankfurts an der Oder. Tillys Zögern. Politische Ereignisse. Der Bärwalder Vertrag. Die Zusammenkunft in Leipzig 743

Viertes Kapitel. Gustav Adolph will Magdeburg entsetzen. Die Stadt wird im Sturme genommen und zerstört 793

Fünftes Kapitel. Der Churfürst von Brandenburg wird mit Waffengewalt zum schwedischen Bündnisse genöthigt. Tilly zieht nach Hessen. Gustav Adolph macht eine Reise nach Pommern, indem er sein Heer an der Elbe zurücklässt. Greifswalde fällt. Lager bei Werben. Mitte Mai bis August 1631 819

Sechstes Kapitel. Tilly greift Churſachsen an. Vereinigung des Churfürsten mit dem Könige. Schlacht bei Breitenfeld . . . 855

Siebentes Kapitel. Folgen der Breitenfelder Schlacht. Siegeszug bis nach Mainz. September bis December 1631 880

Fünftes Buch.

Gustav Adolph vernichtet die Liga vollends. Der Kampf erneuert sich. Wallenstein übernimmt die Vertheidigung des Kaiserreichs. Des Königs Tod. Januar 1632 bis November.

Erstes Kapitel. Das Kriegswesen in der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges 914

Zweites Kapitel. Intriguen des französischen Kabinets. Des Königs geheime Plane enthüllen sich. Sein Betragen gegen den Churpfälzer, den Herzog von Wolfenbüttel und die übrige teutsche Ariſtokratie 941

Drittes Kapitel. Der König bricht in Franken ein. Tillys Tod. Eroberung Bayerns 955

Viertes Kapitel. Uebernahme des zweiten Generalats. Wallenstein säubert Böhmen, vereinigt sich mit dem Churfürsten von Bayern. Der Krieg erneuert sich. Lager bei Nürnberg. Frühling 1632 bis Anfang September 982

Fünftes Kapitel. Wallenstein bricht in Sachsen ein. Der König eilt ihm nach. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolphs Tod. Mitte September bis Anfang November 1632 1013

Sechstes Kapitel. Des Königs Plane und Zukunft. Sein Verhältniß zur teutschen Geschichte 1033

Gustav Adolph und seine Zeit.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Schweden bis zum Blutbad von Stockholm.

In dem großen Kampfe zwischen dem Wohl und der Freiheit der Völker und schädlichen Bevorrechtungen Einzelner, der alle Blätter der Weltgeschichte anfüllt, und der in den verschiedenen Zeiten, unter den verschiedensten Namen und Formen geführt wurde, jezt unter dem Banner ständischer Verfassungen vor zweihundert Jahren als Streit der reformirten Religion mit dem Pabstthum, — in diesem Kampfe spielte das Geschlecht der Wasa eine ewig denkwürdige Rolle. In einer höchst seltenen Reihenfolge dreier fast gleich großer, ihre Zeit und den Ruf des Schicksals vollkommen verstehender Männer Eines Hauses, vom Großvater zum Sohn auf den Enkel, legte jener — Gustav I. den Grund des Gebäudes, der zweite König Carl IX. führte den väterlichen Plan aus, und der Enkel Gustav Adolph war im Begriff demselben eine Ausdehnung zu geben, welche für den Zustand Europas unabsehbare Folgen haben mußte, als der Tod ihn ereilte. Alle drei verfolgten mit großer, selbstbewußter Kraft ein Ziel, das bis auf diesen Tag als Ideal erstrebt wird, den Bund des Thrones und der allgemeinen Freiheit, oder mit andern Worten das Königthum der Demokratie, umstrahlt von hohen Tugenden der Herrscher und Beherrschten, von glänzenden

Thaten im Frieden und Kriege, und begleitet von einer heißen Liebe des Volkes, dem jene Könige angehörten. Ebendarum ist aber die Geschichte der drei ersten Wasa so innig in einander verschlungen, daß man das Verhältniß Gustav Adolphs zu seiner Zeit, unmöglich begreifen kann, ohne die Geschichte seiner Vorgänger genauer zu kennen. Wir müssen daher weiter ausholen.

Schweden liegt zwischen Dänemark, Norwegen, Rußland bogenförmig um den bothnischen Meerbusen gekrümmt. Die Länge beträgt gegen 300 Meilen, die Breite 250. Waldungen, große Seen, Sümpfe, und unfruchtbare Berge bedecken das Land. Der Boden ist undankbar, und bringt nur mit Mühe die Nahrung seiner Einwohner hervor, daher erscheint die Zahl derselben gering gegen die Ausdehnung des Landes, auf 13,000 Quadratmeilen nur 2 Millionen. Die Schweden sind germanischer Abkunft, von großer Statur, kräftig, an eine mäßige Lebensart gewöhnt, abgehärtet, und zu Soldaten wie geboren. Weit länger als in Deutschland hielt sich unter ihnen alte germanische Sitte und Freiheit unter dem Schutze der Armuth; freie Bauern waren es, die wir gleich unter Gustav I. die Monarchie der Wasa werden gründen sehen.

Gleich den meisten anderen europäischen Staaten war Schweden im Mittelalter ein Wahlreich mit denselben Folgen, wie überall. Der Adel zankte sich um den Thron, wodurch dieser Kraft und Würde verlor. Die Baronen wurden kleine Könige in ihrem Gebiete, und schazten und druckten ihre Bauern nach Gutdünken. Zu noch größerer Gewalt kam in der allgemeinen Unordnung die Geistlichkeit; Bischöfe und Erzbischöfe hielten Soldaten, waren von zahlreichen Leibwachen umgeben, und hatten Festungen inne, zwei Drittel des schwedischen Bodens gerieth nach und nach in ihren Besitz. Zu den Reibungen im Innern kamen noch ewige Fehden mit den Nachbarländern, mit Dänemark und Norwegen; um diesen ein Ende zu machen, wurde im Jahr 1397 in der Stadt Calmar ein Vertrag geschlossen, der die drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen für ein Ganzes erklärte. Die Thronfolge sollte dem in Dänemark regierenden Hause für alle drei Reiche gehören, wenn dieses ausstürbe, von den Ständen aller drei Reiche gemeinschaftlich ein neuer König gewählt werden. Dabei wurden jedem Reiche seine Freiheiten, Vorrechte und Regierungsweise vorbehalten.

Dieser Vertrag, bekannt unter dem Namen der Calmarer Union trug, keine der gehofften Früchte für das Land, er wurde hauptsächlich nur von der Geistlichkeit aufrecht erhalten, in deren Interesse es lag, einen abwesenden König zu haben, und die Schwäche der weltlichen Macht für ihre Absichten zu benützen.

Man mußte einen Ausweg treffen. Der dänischen Dynastie, blieb der Name der schwedischen Krone, die Kraft der Regierung wurde in die Hände von hohen Beamten niedergelegt, die man unter dem Namen Reichsverweser wählte, und die ihre Würde lebenslänglich behielten. Drei Männer aus dem alten Geschlechte der Sturen haben sich in diesem Posten ausgezeichnet: Sten Sture, Swante Sture und Sten Sture der jüngere. Mit Gewalt behaupteten sie ihre Macht gegen die Titularkönige zu Koppenhagen. Aber mit dem Regierungsantritt, Christian II. von Dänemark sollte sich dieses Verhältniß ändern. Im Jahr 1513 bestieg Christian II. den dänischen Thron, in Schweden war er schon bei seines Vaters Johann Lebzeiten gewählt worden. Dieser Prinz war entschlossen aus der Calmarer Union Ernst zu machen, und nicht nur den Namen, sondern auch die Macht eines Königs von Schweden zu besitzen. Die Intriken eines Priesters sollten ihm hiezu den Weg bahnen.

Die Familie Trolle, aus Dänemark stammend, und durch viele Güter, die sie in lezterem Königreiche besaß, in das Unionsinteresse verflochten, war neben den Sturen eine der mächtigsten in Schweden, und hegte eine alte Eifersucht gegen dieses Haus. Sie hatte sich für eines ihres Mitglieder, Erich Trolle, als Rivalin Sten Stures des Jüngern um die Reichsverweserstelle beworben, aber ohne Erfolg, was die Eifersucht natürlich vergrößerte. Dem Sohn dieses Erich, Gustav Trolle, gelang es später das Erzbisthum Upsala, die zweite Stelle im Reiche zu erhaschen. Sten Sture hatte selbst die Erhebung desselben begünstigt, theils weil er es nicht verhindern konnte, theils weil er durch solche Gefälligkeit Versöhnung mit der Familie seiner Feinde zu bewirken hoffte. Aber diese Erwartung schlug fehl. Gustav Trolle war ein Mensch, der von seinen Rechten die ausschweifendsten, von denen Anderer gar keinen Begriff hatte, der eine Beleidigung seines Stolzes nie vergaß, und dessen Rache so weit ausgrief als seine Macht. Zur Zeit seiner Erhebung zum Erzbischof von Upsala befand er sich in Rom, auf der Heimreise

kam er durch Koppenhagen, wo es dem Könige Christian mit leichter Mühe gelang, einen Mann von der beschriebenen Gemüthsart für seine Zwecke zu gewinnen. Gustav Trolle erhielt das Versprechen, so bald Schweden durch seine Hülfe unterjocht wäre, die Statthalterschaft dieses Reiches mit unbeschränkter weltlicher Macht zu bekommen. Diese Lockspeise, die ihm in Verbindung mit bereits errungener geistlicher Gewalt, eine unbegrenzte Macht verhieß, war allzu stark für den Priester. Er gelobte, sich an die Spitze der dänischen Parthie in Schweden zu stellen, und sein Vaterland dem Fremden unterjochen zu helfen.

In Schweden angekommen, ließ er seinem angebornen Uebermuthe Zaum und Zügel schießen, behandelte den Reichsverweser Sten Sture, der den Pfaffen durch Höflichkeit beschwichtigen wollte, mit unverhohlenem Hohn, zog ausser der niederen Geistlichkeit des Landes, die ihrem Oberhirten folgte, eine Menge Adelige auf seine Seite, welche Eifersucht auf das Geschlecht der Sture, oder auch die Hoffnung, durch Neuerungen im Staate zu gewinnen, dem Erzbischof von Upsala zuführte. Nachdem sein Anhang auf diese Weise groß genug schien, um die Maske vollends abwerfen zu können, verschanzte er sich mit seinem Anhange auf dem Schloß Stäket, das durch seine Lage sehr fest war, und forderte den Statthalter von Nyköping auf, das dortige Schloß an König Christian zu übergeben. Schon hatte dieser eingewilligt, als das Komplott verrathen ward. Der Reichsverweser Sten Sture konnte nun offen gegen den Erzbischof auftreten; er begab sich selbst schleunig nach Nyköping, versicherte sich des Schlosses, und ließ den Statthalter in Verhaft nehmen und nach Stockholm bringen. Der Gefangene entdeckte dort den ganzen Plan, und gab mehrere Mitverschworene an, unter denen sich auch der Statthalter von Stockholm und der Vater des Erzbischofs von Upsala, der alte Erich Trolle, befanden. Sie wurden ebenfalls festgenommen und ins Gefängniß geworfen.

Kaum hatte Sten Sture diese Beweise des Verraths seiner Feinde in Händen, als er in den ersten Tagen des Jahres 1517 einen Reichstag nach der Stadt Arboga berief. Er stellte den Ständen auf eine eindringliche Weise die Gefahren des Vaterlandes, das Verbrechen der erzbischöflichen Parthei und die Nothwendigkeit, entschiedene Maßregeln zu ergreifen, vor. Die große Mehrheit der Versammlung stimmte dem Reichsverweser bei.

Es ward beschlossen, das Schloß Stäket mit aller Macht anzugreifen, nach seiner Einnahme zu schleifen, und den Erzbischof seines Amtes zu entsetzen.

Den Auftrag, dieses Unternehmen auszuführen, erhielt ein Verwandter Sten Stures, der junge Gustav Erichson, der nachher so berühmt wurde als Retter seines Vaterlandes und erster König aus dem Stamme Wasa. Noch war damals das schwedische Volk, auf dessen Hülfe Sten Sture sich allein verlassen konnte, bloß mit Bogen und Pfeilen versehen. Erichson ließ aus Lübek Feuergewehre kommen. Mit diesen rüstete er einen Theil der herbeigeeilten Bauern aus, und berennte nun das Schloß Stäket, wo der Erzbischof mit seinen Anhängern eingeschlossen wurde. Indeß fand sich Christian noch nicht im Stande, dem bedrängten Prälaten mit andern Waffen, als denen der Intrike beistehen zu können. Er wandte sich daher auf die Nachricht von den Vorgängen in Schweden nach Rom an Pabst Leo X. mit einer Klagschrift, in welcher er sein Recht auf den schwedischen Thron darthat, und die Gottlosigkeit, die seine empörten Unterthanen in der Person des Erzbischofs von Upsala an der römischen Kirche verübt, in das gehörige Licht stellte. Zugleich wurden durch den Erzbischof von Lund, eine Menge Cirkulare in Schweden verbreitet, die das Land mit dem päpstlichen Bannstrahl bedrohten, im Fall es in seiner Widersetzlichkeit gegen den rechtmäßigen König und die Kirche beharren würde. Und um diesen geistlichen Mitteln noch mehr Nachdruck zu geben, rüstete sich Christian mit aller Eile. Es war in der That hohe Zeit dazu; denn als die Dänen endlich im Sommer 1517 4000 Mann stark auf einer Landspitze bei Dufwenäs, unweit Stockholm landeten, hatte sich Trolle bereits in Unterhandlungen wegen Uebergabe seines Schlosses mit Gustav Erichson eingelassen. Dieselben wurden jedoch sogleich abgebrochen, als der Prälat Nachricht erhielt vom Anmarsche der Dänen. Doch schlug seine Hoffnung fehl. Ehe die Feinde sich Upsala nähern konnten, zog ihnen Sture, das Fußvolk bei der Belagerung des Schlosses zurücklassend, mit der Reiterei entgegen, und warf sich auf die Dänen mit solcher Wuth, daß sie in kurzer Zeit gänzlich geschlagen wurden, und mit großem Verlust nach ihren Schiffen flüchten mußten. Gustav Erichson hatte keinen geringen Theil an diesem Siege, er ärndete auch zunächst die Früchte davon.

Denn die Besatzung des Schlosses Stäket erklärte nun dem Erzbischof, daß ein längerer Widerstand unmöglich sey. Trolle mußte kapituliren; er ward unter freiem Geleite, obgleich Anfangs kaum der Wuth des Volks entrissen, nach Stockholm geschickt, wo er sich gegen den Reichstag verantworten sollte, der im November des Jahres 1517 dorthin berufen war. Hier zeigte der Prälat den ganzen Uebermuth, den damals ein vornehmer Priester sich verlauben durfte. Er, der doch mit den Waffen in der Hand ergriffen, und des Verraths gegen sein Land überwiesen war, erschien in der Versammlung, nicht um sich zu rechtfertigen, sondern um herauszufordern und Genugthuung zu verlangen. In einem hohen Tone erklärte er, nach seinem Gewissen gehandelt, und die rechtmäßigen Ansprüche des wahren Königs von Schweden aufrecht erhalten zu haben. „Nicht komme es den Reichsständen zu, über ihn zu urtheilen, der heilige Vater zu Rom, der ihm nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Schwert anvertraut, sey allein sein Richter.“ Beinahe wäre er von dem bis zur Wuth entflammten Volke in Stücke zerrissen worden. Laut rief man, Gustav Trolle sey ein Reichsverräther, und alle Anwesenden, selbst die geheimen Freunde des Erzbischofs, die es nicht wagen durften, ihre wahre Meinung zu äussern, schwuren mit aufgehobenen Händen seinen Untergang. Er ward seines Amtes entsezt, nachdem er selbst vorher gezwungen worden war, eine Abdankungsurkunde zu unterschreiben, und erhielt den Befehl sich in das Kloster nach Westeräs zu begeben, um Buße zu thun. So war der Bruch mit Rom entschieden. Der abgesezte Prälat ging, Rache schnaubend, an den angewiesenen Ort, freilich nicht um seine Sünde zu bereuen. Sein erster Schritt war, einen Vertrauten nach Rom zu senden, der gegen alles Geschehene protestiren, und den Schutz des Papstes und Rache für die beleidigte Kirche anflehen mußte.

Christian II. that im folgenden Jahre 1518 einen neuen Zug nach Schweden. Vor seiner Ankunft wurde eine päbstliche Bannbulle verkündigt, die den Regenten sammt dem Senate exkommunicirte und denselben gebot, das zerstörte Schloß Stäket auf eigene Kosten wiederherzustellen und dem Erzbischof Trolle einen Schadenersatz von 100,000 Dukaten zu bezahlen. Als Vollzieher dieses Urtheils erschien Christian schnell vor Stockholm und schloß die Stadt ein. Obgleich der Angriff unerwartet war,

wehrten sich die Bürger muthig und verschafften dem Regenten, der sich damals in Südermannland befand, Zeit, mit seinem Heere anzurücken. Die Schweden waren an Zahl den Dänen überlegen. Christian beinahe schon umringt, wollte sich wieder einschiffen, aber zu spät. Bei der Brücke von Bränkyrka kam es am 22. Juli 1518 zur Schlacht, in welcher der junge Gustav Erichson das Reichspanner Schwedens trug. Die Dänen erlitten eine Niederlage, welche nur dadurch nicht vollkommen wurde, daß sich ein großer Theil ihres Heeres sammt dem König vor Anfang der Schlacht auf die Schiffe gerettet hatte. Hiemit war jedoch das Unglück Christians noch nicht voll. Seine Flotte konnte wegen widriger Winde nicht absegeln und mußte drei Monate auf der Rhede von Stockholm, von Stürmen verfolgt, bleiben. Hiedurch entstand Hungersnoth auf der Flotte, es fehlte an Brod, sogar an Wasser, Seuchen und Tod wütheten unter der Bemannung. In der Verzweiflung wagten sie da und dort Landungen, um sich mit Gewalt Lebensmittel zu verschaffen. Allein Gustav Erichson, der die feindliche Flotte nicht aus den Augen ließ, vereitelte ihre Versuche und zwang die Elenden wieder in ihre ausgehungerten Schiffe zurückzukehren. In dieser furchtbaren Noth suchte sich Christian durch Unterhandlungen zu helfen. Er schickte den Bischof von Wiborg zu den Schweden, der dem Reichsverweser mit vieler Gewandtheit vorstellte, wie er durch großmüthige Mäßigung gegen die Dänen sich einen dauernden Frieden sichern könne. Sten Sture war schwach genug, in die Falle zu gehen. Es wurden den Dänen Lebensmittel zugeschickt, doch nicht hinreichend, um ihrer Bedrängniß gründlich abzuhelfen. Die Unterhandlungen dauerten fort, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wo dem einen das Wasser an die Kehle geht, und der Andere zwar nicht den Muth hat, seinen Feind zu vernichten, aber denselben doch nicht entschlüpfen lassen will. Zuletzt schlug der dänische König vor, in eigener Person nach Stockholm zu kommen, um den Frieden mit dem schwedischen Regenten zu schließen. Als Unterpfand für seine Sicherheit verlangte er sechs Geißel, worunter namentlich Gustav Erichson, und fünf andere schwedische Edelleute, Hemming Gadd, Lars und Johann Sigges, Olof Ryning und Birger Nilsson; eben so viele Männer versprach er seiner Seits als Bürgen zu stellen, bis er selbst sich in die schwedische

Hauptstadt begeben würde. Die Schweden waren hiemit zufrieden, und lieferten sogleich Lebensmittel auf die feindliche Flotte. Allein kaum hatte das Boot, welches die obengenannten sechs Geißel dem König Christian überbringen sollte, die offene See erreicht, als ihm ein dänisches Kriegsschiff den Rückweg abschnitt; die edle Beute ward ergriffen, an Bord gebracht, und da ein günstiger Wind indessen sich erhoben hatte, verrätherisch nach Dänemark geführt, wohin sich Christian mit seiner ganzen Flotte begab.

So wurde Schweden für dieses Jahr abermals befreit, aber um einen schweren Preis, denn Gustav Erichson, der edelste Sohn des Landes, der Schweden einst retten, und ihm eine Zukunft voll Ruhm und Größe bereiten sollte, war der Willkür eines erbitterten Feindes preißgegeben. Und doch mußte diese Gefangenschaft vielleicht seine Erhaltung bewirken; wäre er in den folgenden Jahren frei in Schweden gewesen, wer weiß ob er dem Stockholmer Blutbade entronnen seyn würde.

Indessen wurde die Unterjochung Schwedens mit Macht vorbereitet. Aus Rom war ein förmlicher Bannfluch angekommen. Die Bulle besagte: »Sture und alle Reichsräthe, ja das ganze schwedische Volk solle von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen seyn, der Gottesdienst in dem verdammten Lande aufhören, die Einwohner als Ketzer mit Feuer und Schwert ausgerottet werden.« Dem Könige Christian wurde der Auftrag zu Theil, diesen Bannfluch zu vollstrecken. Er versäumte Nichts, was seinem Vorhaben dienen konnte. Das ganze Jahr 1519 verging unter Kriegsrüstungen. Auch andere Länder wußte der Pabst zur Hülfe seines königlichen Bevollmächtigten, wie zu einem heiligen Kriege zu bewaffnen. Unterstützung an Mannschaft und Geld kam aus Norwegen, Polen, England und den Niederlanden. In Deutschland nahm Christian 4000 Soldaten in Sold. Der König von Frankreich Franz I. schickte deren 2000. Deßgleichen der Herzog Friedrich von Holstein mehrere Schaaren Mecklenburger und Friesen. Kaiser Karl V., der Schwager Christians, aber gab ihm 300,000 Gulden, als den bisher zurückgehaltenen Brautschatz der Gemahlin des Dänenkönigs. In Dänemark wurden ausserordentliche Steuern ausgeschrieben, die sich bis auf die Hühner und Gänse erstreckten.

Zu Anfang des Jahres 1520 brach das dänische Heer in Schweden ein, unter Anführung des Feldherrn Otto Krumpe,

der überall, wo er durchzog, den päbstlichen Bannstrahl an die Kirchthüren anschlagen ließ. Sten Sture konnte den Feinden nur 500 regelmäßige Soldaten und etwa 10,000 Bauern entgegenstellen, denn das Land war durch den doppelten Schrecken vor dem Fluche des Pabstes und den ungeheuren Rüstungen des Dänenkönigs getheilt und muthlos. Auf dem Eise des Sees Asunden kam es zur Schlacht; die Schweden fochten ihres alten Ruhmes würdig und Sten Sture that an der Spitze einer Schaar berittener Edelleute Wunder der Tapferkeit. Allein noch im Anfange der Schlacht ward er durch eine Kanonenkugel schwer verwundet und mußte aus dem Gefechte getragen werden, dessen unglücklicher Ausgang durch seine Abwesenheit entschieden war. Nach der Stadt Strengnäs gebracht, erfuhr er, daß die Dänen einen starken Verhau, der auf seinen Befehl im Walde Tiweden angelegt worden war, umgangen, den daselbst aufgestellten Heerhaufen geschlagen hätten, und bereits nach dem Innern des Landes marschirten.

Seine lezten Kräfte anstrengend, eilte er zur Vertheidigung von Stockholm, starb aber in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälarsees den 3. Febr. 1520. Durch seinen Tod war alle Regierung in Schweden gebrochen. Die Reichsräthe beriethen sich zwar, aber konnten zu keinem Entschluß kommen. Zahlreiche Haufen von Bürgern und Bauern liefen zusammen, bereit das Reich zu vertheidigen, sie schrieen um Anführer, aber da war Niemand, der den Muth gehabt hätte, den Befehl zu übernehmen. So wurden sie leicht von den feindlichen Reitern auseinandergesprengt, die ihr Vorrücken mit Mord und Brand bezeichneten, und im Uebermuth ausriefen: »sie werden sich Nichts daran kehren, wenn es auch in Schweden Bauern vom Himmel regnete.« Nur ein Weib verlor in dieser Noth den Muth nicht, Sture's Wittwe Christina Gyllenstierna, die Mutter von vier noch zarten Kindern. Sie warf sich in die Stadt Stockholm, ließ die Festungswerke, so gut es in der Eile möglich war, wieder herstellen, und forderte die Bürger zu einer Vertheidigung auf, was diese willig versprachen.

Indessen war Gustav Trolle, derselbe, der die Brandfackel dieses Krieges angezündet, wieder auf dem Schauplatz aufgetreten, und hatte sich des Erzbisthums Upsala aus eigener Autorität

bemächtigt. Er predigte Unterwerfung unter den Willen des Pabstes und des rechtmäßigen Königs Christian. Ein großer Theil der Clerisei folgte seinem Beispiele. Bischöfe reisten in dem Land umher, um durch ihr Ansehen und durch Drohungen allen ferneren Widerstand zu verhindern. Es gelang ihnen, drei Reichsräthe und viele Edelleute zu gewinnen. Nun schrieben sie, nachdem ihnen der dänische Feldherr einen Waffenstillstand auf eilf Tage für diesen Zweck bewilligt, einen Herrentag nach Upsala aus, der, obgleich von Wenigen besucht, doch im Namen der ganzen Nation den Beschluß faßte: die Regentenwürde solle in Schweden hinfüro abgeschafft, die Union von Calmar wieder hergestellt seyn, und Christian von Dänemark als König in Schweden regieren. Der dänische Feldherr versprach dagegen im Namen seines Herrn Aufrechthaltung der alten Gesetze und Gewohnheiten, und daß keinem Edelmann seine Lehengüter entzogen werden; deßgleichen sollen die in Dänemark befindlichen Staatsgefangenen auf freien Fuß gestellt, und kein Schwede wegen seines bisherigen Betragens zur Rechenschaft gezogen werden. Die Unterwerfungsakte, bei deren Abfassung ausser Trolle besonders der schwedische Kanzler Gregorson thätig gewesen war, wurde im ganzen Reiche bekannt gemacht, und jeder Widerspenstige aufs schärfste bedroht. Trolle verbot sogar denjenigen, welche im Kampfe gegen die Akte umkommen würden, ein christliches Begräbniß zu verwilligen. Wirklich wurden mehrere Dörfer, die nicht gehorchen wollten, so wie einige Schlösser von widerspenstigen Edelleuten verbrannt. Stockholm sammt der heldenmüthigen Wittwe Sture's weigerte sich jedoch, den Beschluß des Reichstages von Upsala anzuerkennen. Die Dänen fühlten sich zu schwach die Stadt zu belagern, und begnügten sich mit einer bloßen Blockade. Trolle wollte weiter gehen, er näherte sich mit 5000 Mann den Werken bis auf Schußweite, wurde aber mit Kanonenkugeln empfangen und geschlagen. Hiedurch sah sich das ganze dänische Heer genöthigt, eine rückgängige Bewegung zu machen, was den Schweden neuen Muth gab. Bauernhaufen rotteten sich wieder zusammen, überfielen einige Edelhöfe, deren Besitzer sich den Beschlüssen von Upsala unterworfen und verbrannten sie; durch diese Erfolge ermuthigt und an Zahl verstärkt, wagten sie am Charfreitage das dänische Blockadeheer selbst anzufallen. Allein ob es ihnen gleich gelang, ein großes Blutbad unter den Feinden

anzurichten, so hatten ihre Bewegungen aus Mangel tüchtiger Anführer, doch zu wenig Einheit und Nachdruck, um einen bleibenden Erfolg zu gewinnen. Nach dem Gefechte zerstreuten sich die Haufen wieder.

So standen die Sachen, als Christian II. selbst im Mai 1520 mit einer großen Flotte vor Stockholm erschien. Er brachte einen der sechs Geißeln mit sich, die mit Gustav Erichson verrätherisch weggenommen worden waren, Hemming Gadd, ehemals Bischof von Linköping, einen Greisen, der sein ganzes Leben im Kampfe gegen Dänemark zugebracht und fest an der Nationalparthie gehalten hatte. Sey es, daß das Alter und die erstandene Gefangenschaft seinen Muth gebrochen, oder daß er die Freiheit unter den jetzigen Umständen für eine Unmöglichkeit hielt, oder endlich, daß ihn die reichlich gespendeten Versprechungen des Dänenkönigs geködert hatten — er sprach jezt für Christian, Unterwerfung fordernd, und sein Ansehen wirkte viel. Er war es auch, der die Wittwe Stures, wiewohl nach langem Widerstreben, endlich zur Uebergabe der Stadt Stockholm beredete, und so das lezte Hinderniß der Entwürfe des Dänenkönigs aus dem Wege räumte. Den 17. September 1520 hielt Christian einen prächtigen Einzug in seiner neuen Hauptstadt. In der Kathedrale erhielt er, die Freiheiten des Reiches bestätigend, den Segen, unter Trompetenschall wurde der Frieden verkündigt. Die Krönung sollte erst im November desselben Jahres vorgenommen werden, denn ausgebrochene Unruhen riefen den König vorerst nach Dänemark zurück. Vor seiner Abfahrt übertrug er dem Erzbischof Trolle die Interimsregierung des Reiches, Hemming Gadd wurde für seine Dienste mit dem Kommando der dänischen Truppen in Finnland begnadigt, andere Bischöfe erhielten andern Lohn. Die Priesterparthie hatte auf den Ruinen ihres Landes vollkommen triumphirt. Im Oktober befand sich Christian wieder in Koppenhagen, wo jezt das blutige Loos über Schweden geworfen ward. Es schien den Räthen des Königs unmöglich, das neueroberte Land — bei dem uralten Nationalhasse zwischen Dänen und Schweden — ohne ein großes stehendes Heer zu beherrschen, das hinwiederum alle Einkünfte des Reiches verschlingen und dadurch die Eroberung unnütz machen würde. Es wurde daher beschlossen, durch Ausrottung aller angesehenen Männer den ruhigen Besitz des Landes zu sichern. Sigbrit, eine holländische

Höckersfrau, die durch die Schönheit ihrer Tochter einen gebieterischen Einfluß auf den König besaß, und einen glühenden Groll gegen alles, was Adel hieß, in ihrem Herzen trug, war die Urheberin dieses Planes. Eine ihrer Kreaturen, Dietrich Slaghök, weiland ein Barbiergeselle, und jezt durch Sigbrits Einfluß Beichtvater des Königs und Erzbischof von Lund, unterstüzte sie dabei. Der Gewissensscrupel, daß Christian ja bereits den Schweden Frieden und Aufrechthaltung alter Freiheiten beschworen, wurde durch eine, im Mittelalter nicht seltene Distinction beseitigt: »Christian habe den Schweden als König geschworen, und als solcher möge er seinen Eid halten, aber er sey auch Bevollmächtigter des heiligen Vaters in Rom, und als solcher ausgeschickt, um Rache an seinen ketzerischen Unterthanen wegen der gottlosen Beschlüsse gegen den Erzbischof von Upsala zu nehmen. Diese Verpflichtung löse kein Eid, denn es sey ein alter Grundsatz der Kirche, daß Ketzer keine Treue verdienen.«

Anfangs November erschien Christian wieder in Stockholm mit einem glänzenden Gefolge. Als könnte ein gesetzlicher Akt das sanktioniren, was er im Schilde führte, berief er sogleich eine Reichsversammlung nach einem Kloster in Stockholm, wo fünf geistliche und zwanzig weltliche Großen erschienen, und eine Wahlurkunde unterzeichneten. Zwei Tage später wurde die Bürgerschaft Stockholms nach einem Platze der Stadt berufen, der vorher von dänischen Soldaten umringt worden war. Der dänische Bischof Beldenacke trat unter sie, und bewies, daß Christian nach den alten Gesetzen Erbherr von Schweden sey. »Seyd ihr geneigt, denselben als euern König anzuerkennen;« rief er aus. Natürlich erhob sich keine Stimme dagegen. Alles Volk leistete den Eid der Treue, und der Bischof proklamirte Christian II. als König von Schweden. Nun ging die Krönung vor sich; der neue Fürst beschwor seine Verpflichtungen durch Eid und Empfahung des Sakraments. An diesem Tage zeigte er nichts als Huld und Gnade gegen seine Unterthanen. Eine alte Chronik sagt darüber: »Christian schien freundlich gegen alle und ließ sich in Geberden gar lustig und aufgeräumt vernehmen. Einige liebkoseten er mit gleisnerischen Küssen, Andere mit Umarmungen, auch schlug er die Hände zusammen, lächelte und gab allerhand Zeichen von Leutseligkeit.«

Bald aber änderte sich die Scene. Am dritten Tage der Festlichkeiten, die auf die Krönung folgten, während eben die angesehensten Männer der Stadt im Schlosse von Stockholm versammelt waren, wurden plötzlich die Thore desselben geschlossen. Alsbald trat der Erzbischof Trolle mit einer Klage auf, über die Gewalt, die ihm und dem Stuhl zu Upsala durch den verstorbenen Reichsverweser und seine Parthei widerfahren sey, und forderte Genugthuung dafür im Namen der Kirche. Die Wittwe Stures, welche anwesend war, antwortete, indem sie sich auf den Reichsbeschluß berief, durch welchen der Erzbischof damals in aller gesetzlichen Form seines Amtes verlustig erklärt worden sey, und indem sie König Christian an den Friedensvertrag und seine Eide erinnerte. Dieser, voll Triumphs über die Demüthigung seiner alten Feinde, hatte noch die Heuchelei, das Richteramt von sich abzulehnen; nicht ihm komme es zu, sagte er, in der vorliegenden Sache zu entscheiden, sondern die Angeklagten sollen sich vor zwei dänischen Bischöfen vertheidigen, die vom Pabste dazu autorisirt seyen. Er hatte nämlich zuvor zwei seiner Prälaten instruirt, die bezeichnete Rolle zu spielen. Sofort wurden, ohne weiteres Verhör alle anwesenden Schweden ergriffen und in den Kerker geworfen. Am folgenden Morgen legte man ihnen die Frage vor, ob es nicht eine Ketzerei sey, sich wider den heiligen römischen Stuhl zu verschwören, welche Frage sie allerdings mit Ja! beantworten mußten. Hiemit galt vor solchen Richtern ihr Urtheil als gesprochen. Am nämlichen Morgen ritten dänische Herolde unter Trompetenschall durch die Stadt Stockholm, und machten bekannt, daß kein Bürger sich bei Todesstrafe auf den Straßen blicken lassen solle, bevor ein gewisses Zeichen gegeben würde. Alle Thore und Straßen waren von dänischen Soldaten besezt, Kanonen auf den Plätzen aufgeführt. Es war der 2. November 1520. Gegen Mittag wurden die Bürger auf den großen Marktplatz beschieden. Ebenhieher sah man nun die am vorigen Tage Verhafteten zur Enthauptung führen. Die Reihe traf zuerst den Bischof von Strägnäs, Matthias Lilie, einen von denjenigen, die sich zuerst König Christian unterworfen und seine Sache eifrig befördert, aber er hatte die Absetzung Gustav Trolle'ns unterschrieben. Nach ihm fiel das Haupt des Bischofs von Skara. Dann wurden zwölf weltliche Herrn, größtentheils Räthe des Reichs, endlich der Bürgermeister und die Rathsherrn von

Stockholm nebst vielen angesehenen Bürgern enthauptet. Unter den ersteren befand sich Gustav Wasas Vater, Erich Johannson. Man verweigerte denen, die beichten wollten, die priesterliche Tröstung. Ein Augenzeuge berichtet, er habe 94 Köpfe fallen sehen. Zugleich waren Galgen errichtet, an welchen man Bürger und Diener der gemordeten Edelleute und andere nicht gut dänisch gesinnte Einwohner ohne weitere Formalitäten aufknüpfte. Mehrere Zuschauer, welche über dem scheußlichen Trauerspiele Thränen vergoßen, wurden von den Henkersknechten ausgepeitscht, andere aus demselben Grunde niedergestoßen. Noch gräßlichere Unthaten wurden verübt, dergleichen man nur bei der Bartholomäushochzeit, mit der dieser Bluttag sonst so viele Aehnlichkeit hat, oder in den Zeiten Robespierres erlebte.

Ein schwedischer Ritter Mäns Jonsson, der die Festung Calmar früher muthvoll gegen die Dänen vertheidigt hatte, wurde ans Kreuz geschlagen. Vom Kreuze herab, wo man ihn auf eine kannibalische Art verstümmelte, munterte er das Volk zur Rache auf, und schwieg nicht eher, bis ihm seine Henker noch bei lebendigem Leibe das Herz herausrießen. In der folgenden Nacht drangen die Schergen des Tyrannen in die Häuser der Gemordeten, plünderten sie und nothzüchtigten die Weiber. Auch am zweiten und dritten Tage dauerte das Gemetzel fort, denn der König hatte durch öffentliche Kundmachung einer Amnestie neue Schlachtopfer aus ihren Schlupfwinkeln gelockt, die ebenfalls ermordet wurden.

Man sah am folgenden Tage König Christian auf dem Markte in dem Blute seiner Schlachtopfer herumschreiten und sich an dem scheußlichen Anblick weiden. Drei Tage lang mußten auf seinen Befehl die Leichen liegen bleiben, bis sie zu faulen begannen, worauf man endlich vor der Stadt einen Scheiterhaufen errichtete und die Ueberbleibsel verbrannte. Selbst der Todten ward nicht geschont. Sten Sture's Leiche, sammt der eines seiner kleinen Kinder, das vor dem Vater gestorben war, wurde aus dem Grabe herausgerissen. Auch Sture's Wittwe, Christina, war zum Tode bestimmt, der König ließ ihr die Wahl, ob sie ersäuft, verbrannt oder lebendig begraben werden wolle. Doch rettete sie die Fürsprache des dänischen Admirals Norby. Sie mußte als Geißel für künftige Unruhen sammt ihren kleinen Kindern nach Dänemark ins Gefängniß wandern. Die Unthaten

erstreckten sich indeß nicht bloß auf Stockholm, sondern auf das ganze Reich. Ein Blutbefehl war bereits nach Finnland ergangen; es half dem 80jährigen Hemming Gad nichts, Stockholm für Christian gewonnen zu haben, sein Haupt fiel zu Abo unter dem Mordbeile. Diesseits des bothnischen Meerbusens im eigentlichen Schweden reiste Christian selbst herum, um seinen Blutdurst zu befriedigen. In vielen Städten ließ er Galgen errichten, zu Wadstena wurden einige Einwohner, die ihr Mißfallen laut werden ließen, gerädert, in dem Kloster Nydala, dessen Schätze ihn reizten, fing Christian unter einem nichtigen Vorwande Streit an, und ließ den Abt sammt drei Mönchen ersäufen. Er hatte einen besondern Haß auf eine gewisse Familie Ribbing geworfen. In Jönköping traf er zwei Knaben dieses Geschlechtes, den einen neun, den andern sechs Jahre alt. Beide wurden zuerst gemartert, und dann sammt dem Henker, der sich über ihre zarte Jugend erbarmte, und Mitleid hatte blicken lassen, geköpft.

Nach allen diesen Greueln ließ der König Briefe in das Reich ergehen, des Inhalts: er habe Sten Sture vorzüglichste Gehülfen, als überwiesene und mit dem Kirchenbann belegte Ketzer nach dem Urtheilspruch der Bischöfe, Prälaten und weisesten Männer Schwedens bestrafen lassen, wolle aber hinfüro das Reich nach den alten Gesetzen in Frieden regieren. Mehr als 600 Häupter waren gefallen, bevor er zu Anfang des Jahrs 1521 nach Dänemark zurückkehrte. Bei seiner Abfahrt bestellte er den dänischen Bischof Beldenake zum Vicekönig des Reichs; der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle und der schon früher genannte Slaghöck, der Rathgeber dieses Blutbades, sollten Jenem als Gehülfen der Regierung zur Seite stehen.

Schweden war nach diesem fürchterlichen Unglück wie ein Körper ohne Haupt; beinahe alle Edle todt, der Muth gebrochen, der größte Theil des Volkes entwaffnet. Doch glühte noch in den nördlichen Thälern der Funke der Freiheit, und schon wirkte in Dalekarlien der Rächer dieser Schandthaten, der edle Jüngling Gustav Wasa, dessen Wahlspruch es war: »Alles durch Gott und Schwedens Bauernschaft.«

Zweites Kapitel.

Gustav Wasa.

Gustav Erichson stammte aus einem alten schwedischen Geschlechte, das schon früher dem Reiche mehrere ausgezeichnete Männer gegeben und durch Heirath mit dem Hause Sture verwandt war. Der Name Wasa, den Gustav seit seiner Erhebung auf den Thron Schwedens führte, stammt von seinem Wappen. Wasa bedeutet eine Faschine, mit der die Laufgräben der Festungen bei vorhabendem Sturme gefüllt werden. Eine solche, zuerst schwarz, später gelb, führte das Geschlecht im Wappen. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt. Die neueren Nachrichten nennen das Jahr 1490, die älteren sind ungewiß und schwanken zwischen den Jahren 1490, 1495, 1496 und 1497. Sicher ist dagegen der Monatstag seiner Geburt. Es war der 12. Mai, damals Christi Himmelfahrtstag. Wie von andern Helden erzählt man Züge aus seinem Jugendleben, die künftige Größe prophezeihen. Gustav war nur wenige Jahre alt, als er eines Tages mit seinen Kameraden das Königsspiel spielte. König Johann, der Vater des grausamen Christian sah den Knaben, klopfte ihm auf die Schulter und sprach, »du wirst ein bemerklicher Mann werden in deinen Tagen, wenn du am Leben bleibst.« Schon in der Schule verrieth er die Gesinnung, der er sein Leben weihte. Er sagte einmal zu seinen Gespielen: Wartet nur, was ich einst thue. Ich will hinauf nach Dalekarlien ziehen, die Thalmänner heraus holen und die Jüten (Dänen) auf die Nase klopfen.« Diese Aeusserung wurde dem (dänischen) Schulmeister hinterbracht, und Gustav mußte eine Züchtigung erdulden. Er zog hierauf seinen kleinen Degen, durchstieß den Alexander des Curtius (aus dem er Latein lernen sollte), verließ die Schule mit einem Fluche und kam nie wieder. In seinem achtzehnten Jahre ward er an den Hof des Sten Sture aufgenommen. Seine erste Waffen trug er in dem Krieg gegen Gustav Trolle, wie oben erzählt worden. Deßgleichen ist bereits berichtet, auf welche Weise er mit einigen Andern verrätherisch als Geißel nach Dänemark geschleppt wurde. Als die Gefangenen dort angekommen waren, sperrte man sie in das Schloß von Koppenhagen ein, und behandelte sie

so grausam, daß einige starben. Auch Gustav, den der König Christian am meisten fürchtete, war zum Tode bestimmt. Er ward vorerst gerettet durch den Rath, welchen die alte Höckerin Sigbrit dem Dänenkönig gab, die Gefangenen für gewisse Fälle als Drohmittel aufzusparen. Nun wurden sie im Lande herum vertheilt. Gustav traf ein freundliches Loos. Ein Verwandter seines Hauses, der dänische Edelmann Banner, leistete 6000 Reichsthaler — eine ungeheure Summe in damaliger Zeit — Bürgschaft für ihn, und nahm ihn mit sich auf sein Schloß Calloe in Jütland. Die Behandlung, die er erfuhr, war freundlich; aber bald wurde dem edlen Jüngling seine Gefangenschaft unerträglich. Ganz Dänemark war damals mit den Vorbereitungen zu dem Feldzug des Jahrs 1520 beschäftigt. Auch in dem Schlosse, wo sich Gustav befand, gingen Soldaten ab und zu. Die Kriegs-Rüstungen machten das Tagsgespräch seiner Umgebungen aus. An dem Tische seines Wirths mußte er mit anhören, wie junge dänische Soldaten unter Gelächter und Späßen, schwedische Lehen und schwedische Jungfrauen zum Voraus verlosten und damit prahlten, daß sie mit den Schweden das Skt. Petersspiel spielen wollten. »Durch dergleichen Schmähungen,« sagt eine Chronik, »ward Herr Gustav Erichson über die Maßen geängstigt, so daß ihm weder Speise noch Trank schmecken mochte. Sein Schlaf war weder ruhig noch lieblich, und so konnte er denn nichts anders denken, als wie er Gelegenheit finde, aus dem ungerechten Gefängniß zu entweichen.«

An einem Septembermorgen des Jahrs 1519 entfloh er in der Frühe, als Pilger verkleidet, und legte den ersten Tag zwölf Meilen zurück, bei Flensburg stieß er auf deutsche Kaufleute, die aus Jütland Ochsen geholt hatten; diesen schloß er sich als Viehtreiber an, und kam Ende Septembers nach Lübeck, wo er sich auf das Rathhaus begab und um Schutz bat, den er sogleich nöthig hatte, denn schon war ihm sein Verwandter Banner nachgeeilt und verlangte vom Rathe seine Auslieferung. Diese wäre auch erfolgt, hätte nicht der Bürgermeister Bröms den Lübeckern vorgestellt, es sey nicht in ihrem Interesse, durch Uebergabe eines Mannes, der vielleicht König Christian noch die Wage halten könne, dazu beizutragen, daß der ganze Norden in die Gewalt ihres Nachbars, des Dänen, komme. Doch mußte Gustav sieben Monate in Lübeck bleiben. Erst im Mai des folgenden

Jahres 1520 gelang es ihm, auf einem Kauffahrer nach Schweden abzureisen. Mit Mühe durch die dänischen Schiffe entschlüpfend, welche an der Küste kreuzten, landete er in der Nähe der Festung Calmar, die nebst Stockholm damals die einzige nicht in dänischer Gewalt befindliche Stadt war. Gustav wollte die Einwohner zu tapferer Vertheidigung aufmuntern, aber die Bürger waren muthlos und die aus deutschen Söldnern bestehende Besatzung des Schlosses, die bereits wegen der Uebergabe, nur noch nicht wegen des Preises einig war, bedrohte ihn mit dem Tode. Mit Mühe gelang es ihm, durch Beihülfe etlicher Bürger, zu entfliehen, er irrte nun, verfolgt, verkleidet, meist auf geheimen Wegen (denn schon war ein Preis auf seinen Kopf gesezt), im Lande umher. Im September kam er in zerrissenen Kleidern nach dem Gute Tärna in Südermannland, das seinem Schwager Joachim Brahe gehörte, der eben zur Krönung nach Stockholm beschieden war, und sich anschickte, diese Reise zu machen. Gustav beschwor vergeblich seinen Verwandten zu bleiben. Brahe ging hin, in der Hoffnung, sich durch seinen Gehorsam der Gnade des Königs zu versichern. Es war sein Tod, denn er wurde in dem Stockholmer Blutbad mit dem Vater Gustavs ermordet. Erichson begab sich von Tärna nach seinem väterlichen Gute Räfnäs, wo er eine Zeitlang verborgen lebte. In seiner Nähe wohnte damals ein alter Erzbischof Ulfsson; diesem entdeckte sich Gustav; der Greis unterrichtete den Jüngling von dem Zustand der Dinge im Lande und forderte ihn auf, sich dem neuen Könige zu unterwerfen, indem er versicherte, Gustav sey bereits in die Amnestie einbegriffen, die bei der Uebergabe Stockholm's unterzeichnet worden sey. Eines Tages saßen beide beisammen, und der geistliche Herr hatte eben seine Beredtsamkeit vergeblich erschöpft, um Gustav zur Unterwerfung zu bereden, als ein alter Diener Joachim Brahes in das Zimmer hereinstürzte und unter Schluchzen und Thränen den Tod seines Herrn und die Stockholmer Metzeleien berichtete. Der Erzbischof erblaßte und Gustav sah, daß er nicht länger bleiben könne. An einem Wintertage ritt er heimlich vom Hofe Räfnäs weg, von einem einzigen Diener begleitet. Dieser bestahl ihn bei der Ueberfahrt über einen See, und lief davon. Gustav, seines Geldes, seines Gepäckes beraubt, sezte dem Dieb nach, bis sein Pferd fiel. So mußte er auch dieses liegen lassen. Er zog nun in der Verzweiflung sein

gutes Kleid aus, legte einen Bauernkittel an, schnitt sich die Haare ab, und kam in diesem Aufzuge als ein arbeitsuchender Taglöhner in die Provinz Dalekarlien, von welcher die Befreiung Schwedens ausging.

Dalekarlien ist ein Theil des schwedischen Uplandes (Oberlandes). Es ist nach allen Theilen durchschnitten von Seen, Gewässern, Wäldern, Bergen und tiefen Thälern. Der Hauptstrom des Ländchens die Dalelbe, welche in dem benachbarten norwegischen Gebirge entspringt, durchströmt es in zwei Armen, um, später vereinigt, sich in den bothnischen Meerbusen zu ergießen. Ackerbau wird nur wenig getrieben, wegen der Rauheit des Himmels, die Viehweiden sind gut. Der Hauptreichthum des Landes besteht jedoch in metallischen Schätzen; in der Nähe der Stadt Falun befindet sich der Kopparberg, eine der reichsten Kupferminen Schwedens. Sonst gibt es meist nur Dörfer, die abgetheilt in große Kirchspiele, an Seen, am Saum der Wälder, zum Theil auch in fast unzugänglichen Gebirgsschlünden liegen. Die Verfassung dieser Dörfer war democratisch, die ältesten Bauern eines jeden Kirchspiels waren die Richter und zugleich Anführer im Kriege, an Festtagen versammelte sich die Gesammt-Gemeinde und entschied hier über öffentliche Angelegenheiten. Die Steuern, die sie an die Krone leisteten, waren, wie man sich denken kann, gering, desto mehr verdankte das Vaterland ihrem Muthe, ihrer rauhen Tapferkeit. Schon in früheren Zeiten hatten sie Schweden gerettet, aber nie so glänzend, wie in den Tagen, von denen wir hier reden.

In diesem Lande suchte der edle Jüngling vorerst Schutz. Er arbeitete anfangs in einem Bergwerke, als ihm aber der Aufenthalt unter der Erde unerträglich wurde, trat er in die Dienste eines wohlhabenden Landmanns, bei dem er als Bauernknecht mit dem Flegel und der Axt sein Brod verdiente. Noch wird die Scheune, in der Gustav Wasa drasch, als Reichsmonument aufbewahrt; noch zeigt man das Haus im Dorfe Ornäs, wo sein Leben durch das Mitleid eines Weibes gerettet ward. Der Ort im Walde bei Marnäs, wo er drei Tage lang, durch seine Feinde verfolgt, unter einer Tanne verborgen lag, und durch die Bauern, die ihm Speise brachten, erhalten ward, der Hügel im Felde bei Asby, der ihm ebenfalls als Zuflucht diente, ein Keller im Orte Utmetland, wo er sich seinen Verfolgern

entzog, der Ort bei der Kirche von Mora, wo er die Thalbauern anredete, wird noch heute dem fremden Wanderer gewiesen, so wie die Verrätherei des reichen Landmanns Person und die Treue des Bauern Swen Elfson unvergeßlich ist.

Gustav Erichson arbeitete in der Scheune des ersteren. Ein Dienstmädchen erkannte an dem goldgestickten Hemdkragen, der unter dem wollenen Wammse hervorblickte, den vornehmen Drescher, und sagte es ihrem Herrn. Person hatte mit Gustav in Upsala studirt, erinnerte sich seiner, und nahm ihn mit gleißnerischer Freundlichkeit auf. Aber in der Nacht ging er hin zum Vogte des Königs Christian, Brunson, und kehrte am folgenden Morgen mit 20 Mann zurück, um den Gast zu ergreifen. Allein das edle Wild war schon entflohen; denn in der Nacht hatte ihm Persons Weib die Plane ihres Mannes entdeckt, und ein Pferd, Schlitten und Wegweiser gegeben. Gustav entfloh zu dem in der Nähe wohnenden Kronschützen Swen Elfson. Doch schon waren ihm die Späher auf der Spur, sie trafen ihn als Knecht verkleidet in Elfsons Wohnstube. Das Weib des lezteren, um den Verdacht abzulenken, behandelte ihn vor den Augen der Häscher hart, schalt ihn wegen Faulheit, gab ihm einen Schlag auf den Rücken, und jagte ihn zur Thüre hinaus. Diese List täuschte die Verfolger. Elfson versteckte ihn nun in einen Strohwagen, um ihn nach dem Orte Rätwik zu bringen. Die Aufgabe war nicht leicht; denn die Dänen hatten die Brücken und Wege besezt, sie stießen mit ihren Spießen in das Stroh hinein, und verwundeten Gustav am Bein. Das Blut träufelte auf den Schnee herab, und würde ihn verrathen haben, hätte nicht der treue Elfson schnell seinem Pferd in die Sehne geschnitten, und dadurch den Verdacht wegen der Blutspur anderswohin gelenkt. Gustav entkam glücklich nach Rätwik.

Endlich um Weihnachten, als eine große Menge Volk zum Gottesdienst versammelt war, trat Gustav zuerst öffentlich auf dem Hügel vor der Kirche bei Rätwik auf. Er bat die alten Leute sich ins Gedächtniß zurückzurufen, und die jungen sich zu erkundigen, was Schweden früher durch die Tyrannei der Fremden geduldet, und was sie selbst für die Freiheit ehedem gewagt und gelitten; jezt liege Schweden unter dem Fuße der Dänen, sein eigener Vater habe lieber sterben, als verschont bleiben wollen. Sie möchten sich als Männer zeigen, dann werde er mit Gottes

Hülfe ihr Hauptmann seyn, und für des Reiches Befreiung Gut und Leben wagen. Allein die Sache war den Bauern zu neu. Noch war das Gerücht von Christians Grausamkeit nicht genug in diesen entfernten Gegenden verbreitet; auch kannten sie den Fremdling nicht, der ihnen so gefährliche Anträge that. Sie bezeugten ihm zwar ihr Mitleiden, meinten aber, sie müßten sich vorerst mit den andern Kirchspielen berathen. Nicht besser ging es Gustav mit einem zweiten Versuch bei der Kirche zu Mora. Die Bauern dieser Gemeinde erklärten ihm geradezu, sie wollen dem König Christian treu bleiben, und er möchte gehen, wo ein Weg offen sey. Gustav sezte in den lezten Tagen des Jahres 1520 seine Flucht fort über die Wildnisse des Gebirges, Norwegen zu.

Doch bald besannen sich die Dalekarlier eines andern. Kurz nachdem Gustav aus Rätwik entwichen war, zog ein Haufe schwedischer Edelleute von der dänischen Parthei dahin, um den Flüchtling zu ergreifen. Einige Bauern, die jene, etwa 100 Pferde stark, auf dem Eise des nahe liegenden Sees einherziehen sahen, liefen zur Kirche, und läuteten die Sturmglocke. Da der Wind günstig bließ, versammelte sich alsbald eine große Volksmenge, wie bei gemeinschaftlicher Gefahr, und die Fremden konnten ihr Leben nur dadurch retten, daß sie gelobten dem Flüchtling nichts zu leide zu thun. Noch entscheidender wirkte ein anderes Ereigniß. Um das Neujahr kamen zwei angesehene Schweden von der Nationalparthei nach Mora. Sie entwarfen ein so lebendiges Gemälde von dem Blutbade zu Stockholm, daß es die Zuhörer bis zu Thränen rührte. »Bald,« sagten sie, »werde der Wütherich Christian selbst nach Dalekarlien kommen, und seinen Weg durch Galgen und Rad bezeichnen. Jede Waffe solle dem schwedischen Bauer genommen und verbrannt werden, und wenn man ihm auch seine Glieder unverstümmelt lasse, so solle in der Zukunft ein Stock in der Hand seine einzige Wehr seyn. Das Ausschreiben einer neuen Steuer zum Unterhalt der fremden Kriegsleute werde täglich erwartet.« Laut murrte nun das Volk, und klagte, daß man Gustav Erichson davon gelassen habe. Daran hätten sie übel gethan, sagten die Gäste, ein solcher Herr thue ihnen Noth, mancher gute schwedische Krieger irre jezt flüchtig in den Wildnissen umher, und warte nur darauf, bis Schweden einen neuen Anführer erhalte.« Nun sandten die Dalekarlier

Schneeschuhläufer aus, um Gustav Tag und Nacht zu suchen, und zurückzuführen. Sie trafen ihn in einem Dorfe, eben beschäftigt, sich einen Weg nach Norwegen zu öffnen.

Er kehrte mit dem Boten nach Mora zurück, und nun erkohren ihn die reichsten und mächtigsten Bauern aus allen Kirchspielen des östlichen und westlichen Dalekarliens (wie die Chronik sagt) »zum Herrn und Hauptmann ihrer und der Gemeinden des schwedischen Reiches.« Zufällig waren eben einige Studenten aus Westeräs angekommen, die neue Nachrichten brachten über die Tyrannei der Regierung Christians. Gustav stellte sich mitten in den Kreis der Bauernschaft, um Bericht abzustatten und Fragen zu beantworten. Alte Leute stellten es dem Volke als tröstlich dar, daß der Wind, so oft Herr Gustav Erichson mit den Bauern sich bespreche, immer aus Norden blase, was ein altes Zeichen sey, daß Gott guten Fortgang verleihen werde. Sechszehn tüchtige Männer wurden ihm zur Leibwache gegeben. Einige hundert andere schloßen sich ihnen an, und hießen seine Fußgänger. Von diesem geringen Anfang an datiren einige Chroniken seine Regierung.

Aus dem oberen Theile des Landes kam Gustav Anfang Februars 1521 der Dalelbe entlang mit etlichen Hunderten nach dem Kupferberge, nahm daselbst den dänischen Bergvogt Olsson gefangen, bemächtigte sich des Steuergeldes der Krone, und einiger dänischer Kaufmannswaaren, und vertheilte die Beute unter seine Leute. Aus den genommenen seidenen Zeugen wurden die ersten Fahnen gefertigt. Einige Tage später schwuren ihm auch die Bergleute Treue. Von da begab er sich zu den östlichen Nachbarn der Dalekarlier in die Landschaft Helsingen und sprach von dem Stammhügel bei dem Königshofe Norrala zu dem versammelten Volke. Obgleich dieses Anfangs unentschlossen war, huldigte es ihm doch, nachdem die Bürger der Stadt Gefle ihm Treue verheißen. Das ganze Nordland war nun in seiner Gewalt.

Die Machthaber in Stockholm wurden durch die Nachricht von diesen Vorgängen in die größte Bestürzung versezt. Anfangs als die Unruhen noch unbedeutend schienen, hatten sie sich begnügt den Vögten Befehl zu geben, um Gustav Einhalt zu thun; später wurden Briefe im oberen Lande herumgeschickt, welche vor Gustav als einem Landstreicher und Störer des

Friedens warnten. Endlich, nachdem diese papiernen Waffen unnütz erfunden waren, schrieben sie um eilige Hülfe nach Dänemark und zogen die dänischen Soldaten zusammen, die theils in Stockholm, theils im Lande zerstreut lagen. Etwa 6000 Mann zu Pferde und zu Fuß wurden zusammengebracht. Mit dieser Macht zogen Gustav Trolle, Beldenake, Slaghöck und einige andere Häupter der dänischen Parthei hinauf nach der Dalelbe und lagerten sich bei der Fähre Brunnbäk. Erichson befand sich damals in Helsingen, hatte aber für seine Abwesenheit einen reichen Bergmann Peter Swenson zum Hauptmann gesezt, der mit einem großen Haufen Dalekarlier das jenseitige Ufer der Dalelbe besezt hielt. Als der dänische Bischof Beldenake die Thalbauern drüben erblickte und gewahr wurde, wie sie ihre Pfeile im Bogenschuß über den breiten Strom schleuderten, frug er, wie viel solche Männer jener Landstrich ernähre. Mehr als 20,000 Mann war die Antwort. »Und von was leben sie?« »Sie trinken meist nur Wasser, und wenn es Noth thut, nehmen sie mit Brod aus Birkenrinde vorlieb.« Da rief der Bischof: der Teufel mag die bezwingen, die Holz essen und Wasser trinken! nicht ich. Der Rückzug wurde von den Dänen angetreten, aber nicht mit Glück. Denn Swenson sezte auf einem Umwege insgeheim über die Dalelbe, überfiel unvermuthet das feindliche Lager, und jagte mit großem Verluste das ganze Heer auseinander.

Erfreut über diesen schönen Sieg zog Gustav Erichson sein Heer bei Hedemora zusammen, um es zu üben und zu größern Unternehmungen nach dem südlichen Schweden vorzubereiten. Der Thalbauer wußte damals wenig von Kriegszucht, seine Waffen waren Axt, Bogen, Picke, Schleuder. Gustav lehrte sie die Pfeile besser schmieden, dem Spieße gab er eine 4—5 Fuß größere Länge, um die Reiterei abzuhalten. Ende April hielt er eine Musterung bei der Kirche von Romfertuna. Einige Chroniken geben an, es seyen 20,000 Mann beieinander gewesen. Westeräs war Gustav nächstes Ziel. In diese Stadt hatte sich nach der eben erzählten Niederlage Slaghöck mit einigen 1000 Mann geworfen. Derselbe ließ alle Zäune in der Umgegend abbrechen, um seine Reiterei ungehindert gegen die Bauernhaufen gebrauchen zu können, und rückte den Schweden, die am 29. April vor der Stadt erschienen, mit Feldstücken, Reiterei und

Fußvolk entgegen. Gustav hatte seinen Leuten verboten, sich heute in ein Gefecht einzulassen, da er erst am folgenden Morgen angreifen wollte. Aber, da er sich eben in einem Dorfe, eine halbe Meile von der Stadt befand, erhielt er die Nachricht, seine junge Mannschaft sey bereits im Handgemenge mit dem Feinde. Er eilte ihr zu Hülfe. Die Dalekarlier warfen ihre verlängerten Picken den feindlichen Reitern mit solchem Erfolge entgegen, daß über 400 Pferde im Angriff blieben; die fliehende Reiterei brachte das hinter ihr stehende Fußvolk in Unordnung, und so löste sich das dänische Heer in Flucht auf. Zu gleicher Zeit rückte einer der Hauptleute Gustavs auf einem Umwege in die Stadt ein und bemächtigte sich des feindlichen Geschützes auf dem Marktplatze. Die an keine Zucht gewöhnten Bauern zerstreuten sich sogleich in den Straßen, brachen die Krämerbuden auf und plünderten, andere drangen in die Domkirche und das Rathhaus, wo viele Fässer mit Wein und Branntwein lagen, sezten sich um diese herum und soffen und jubilirten. Als dieß die Dänen im Schlosse gewahr wurden, schoßen sie die Stadt in Brand, sammelten ihre Flüchtlinge und machten einen neuen Angriff; ohne Zweifel hätte der anfängliche Sieg der Schweden mit einer Niederlage geendet, wäre nicht Gustav mit der Mannschaft, die er bei sich behalten hatte, in die Stadt gedrungen, wo nun nach erneuertem Streit die Dänen gänzlich geschlagen wurden. Gustav ließ den Branntwein ausschütten, und schlug mit eigener Hand Weinfässer ein.

Dieser Sieg, an sich nicht bedeutend, hatte wichtige Folgen, denn überall empörte sich jezt das Volk auch im südlichen Schweden, und es wurde Gustav möglich, sein Heer zu theilen, um zu gleicher Zeit mehrere Eroberungen zu machen. Viele feste Städte gingen zu ihm über, oder wurden mit Gewalt gewonnen. Mitte Mai ward auch Upsala nach Erstürmung des bischöflichen Schlosses erobert. Gustav schrieb hierauf an den Erzbischof Trolle, er möchte der Nationalparthie beitreten. Allein dieser alte Feind des Landes, der sich damals in Stockholm befand, behielt den Boten Gustavs zurück, nahm 3000 Fußknechte der deutschen Besatzung Stockholms sammt 500 Reitern und rückte so eilends vor Upsala, daß Gustav entfliehen mußte, und nur durch die ausserordentliche Tapferkeit seiner Leibwache vom Tode errettet wurde. Gustav hatte nämlich kurz zuvor seine Bauern auseinander gehen lassen, weil diese nach Hause zu gehen verlangten,

um ihre ländlichen Geschäfte zu besorgen, und war damals nur von einer kleinen Schaar seiner Wache zu Fuß und wenigen Reitern umgeben. Nach diesem kleinen Unfalle sammelte Gustav sogleich die Bauern der nächstgelegenen Distrikte und schickte eine Abtheilung aus, dem Erzbischof in den Rücken zu fallen, während er ihm selbst mit einem andern Haufen die Spitze bot. Der Plan gelang, obgleich Trolle Wind erhalten hatte und auswich. Auf dem Rückweg wurde er angegriffen und so geschlagen, daß er selbst in Lebensgefahr kam und nur den sechsten Theil seines Heeres wieder nach Stockholm brachte, welche Stadt er bald darauf verließ, um in Dänemark neue Intriken gegen sein Vaterland zu schmieden.

Nun hinderte Gustav Nichts mehr, die Hauptstadt selbst anzugreifen. Die Belagerung begann im Juni 1521 und dauerte mit vielen Unterbrechungen und mannigfachen Unglücksfällen volle zwei Jahre. Es gehörte mehr als bloßer Muth, es gehörte eine eiserne Beharrlichkeit dazu, um die Schwierigkeiten, welche diese Unternehmung darbot, zu überwinden. Einmal wurde er genöthigt, die Belagerung ganz aufzugeben, weil die Besatzung, durch neue Hülfe aus Dänemark unter dem Admiral Norby verstärkt, das schwedische Heer zurückschlug und eine Zeitlang angriffsweise verfahren konnte. Ein Jahr später glückte dasselbe beinahe den Dänen wieder. Nicht weniger schwierig war es, die Bauernhaufen, die nach kurzem Dienst wegen ihrer häuslichen Geschäfte wieder nach Hause gehen wollten, zusammenzuhalten; noch viel schwieriger ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Gustav wendete nach und nach sein ganzes väterliches Erbgut auf. Wie es ihm damals erging, zeigen am besten die naiven Worte der Chroniken: »Zu dieser Zeit,« heißt es darin, »genoß Herr Gustav nicht viel Ruhe noch guter Tage, da er sein Volk in so vielen Lagern und Bestallungen hatte; denn er trug für alle große Sorge, Furcht und Gefahr, wie es ihnen gehen möge, daß sie nicht durch Sicherheit oder Versäumniß überrascht werden. Ebenso war es ihm keine geringe Angst, wenn nur wenig Geld im Kasten war, und es war dann traurig zu antworten, wenn das Volk nach Bezahlung rief. Darum blieb er nicht viele Tage an derselben Stätte, sondern reiste Tag und Nacht zwischen den Lagern.« Erst später, nachdem es Gustav gelungen, ein Bündniß mit den Lübeckern zu schließen, gelang es ihm, die Belagerung mit mehr Nachdruck

zu betreiben, und auch seinen Bauern Ruhe zu gönnen, indem er nur die kräftigsten und jüngsten, die nicht verheirathet waren, bei sich behielt. Jene Hanseſtädter schickten ihm zehn und einige Monate später noch weitere sechs Kriegsschiffe. Aber die Hülfe des Handelsvolkes war sehr eigennützig; sie machten sich mit den Produkten der Bergwerke des Landes überreich bezahlt, und was nicht gleich abgelöst werden konnte, schrieben sie mit hohen Zinsen auf, um es zu gelegener Zeit in Rechnung zu bringen. Dabei fehlte es auch nicht an offenen Treulosigkeiten von Seiten dieser habgierigen Freunde. Gustav hatte nach und nach eine kleine Flotte unter dem Kommando des Curländers Flemming zusammengebracht. In Finnland lieferte dieselbe den dänischen Schiffen eine für die Schweden sehr günstige Schlacht, fuhr dann über den bothnischen Meerbusen herüber, und überraschte den Admiral Norby, der von der Niederlage seiner Landsleute Nichts wußte, und kaum seinen Augen traute, als er sich von schwedischen Schiffen angegriffen sah. Die dänische Flotte wäre verloren gewesen, hätte der Lübeck'sche Admiral nur einen Finger gerührt, seine Bundesgenossen zu unterstützen. Als ihn Gustav zulezt nur um zwei schwere eiserne Kanonen bat, mit denen er die Feinde beschießen wollte, und in der Noth so weit ging, den Lübeckern zwei Schlösser dafür in Versatz geben zu wollen, schlug es ihr Anführer rund ab. Diese eifersüchtigen Kaufleute wollten zwar Christian II. von Dänemark gedemüthigt wissen, aber nicht um den Preis, daß Schweden seine eigene Seemacht besäße und dadurch Ansprüche auf die Beherrschung der Ostsee machen könnte. Kurz das Verhältniß Gustavs zu diesen Bundesgenossen machte seine Lage um nichts angenehmer.

Noch während der Belagerung berief Gustav einen Reichstag nach der Stadt Wadstena. Siebenzig adelige Schweden, die seit kurzem König Christians Parthei verlassen hatten, nebst vielen andern aus allen Ständen besuchten diese Versammlung. Sie boten Gustav die Krone an, er verweigerte die Annahme, nun schwuren ihm alle Anwesenden Treue und Gehorsam als Reichsverweser Schwedens; dieß war die erste öffentliche Erklärung des Adels für seine Sache, obgleich noch mehrere der mächtigsten Großen, welche nachher die wohlverdiente Strafe traf, fortfuhren im Dienste des Dänen, die Waffen gegen ihr Land zu tragen. —

Endlich gab Christians II. Sturz der Sache Gustavs eine unerwartet günstige Wendung. Der Geschichtschreiber ist in Verlegenheit, über diesen sonderbaren König ein Urtheil zu fällen. Laster und Tugenden, Unbesonnenheit und Verstand vermischen sich auf wunderliche Weise in seinem Charakter. Ein Wütherich in Schweden, unterstützte und hob er in Dänemark die Freiheit des dritten Standes durch Milderung, beinahe Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Gesetze und Schulen. Sein erster Hauptfehler war, daß er zu viel auf einmal wollte, sein zweiter, daß er sich in Ausführung seiner Plane von blinder Leidenschaft hinreißen ließ, und in der Wahl der Mittel noch weniger Scrupel bewies, als ein Jesuite. Er wollte die Macht der Geistlichkeit und des Adels zermalmen, den dritten Stand heben, die Macht der damals noch so mächtigen Hansa brechen, Holstein erwerben, Schweden erobern, vor Allem uneingeschränkt herrschen. Gute Einrichtungen, Gesetze, List, Gewalt, Mord galten ihm als gleich gute Mittel dazu, und wurden überdieß mit einer unerhörten Zweideutigkeit in Anwendung gebracht. Derselbe Christian, der in Schweden eine päbstliche Bulle zum Vorwand seiner Metzeleien gebrauchte, führte in Dänemark die Reformation ein; derselbe, der mit Luther in Briefwechsel stund und Carlstadt aus Wittenberg nach Koppenhagen berief, hielt bei dem Pabste um Canonisation zweier neuen Heiligen an, als ihn von Rom aus eine Untersuchung wegen des Stockholmer Blutbades bedrohte; derselbe, der den Barbiergesellen Slaghöck auf den erzbischöflichen Stuhl von Lund erhob, ließ diesen Menschen später, um sich von der Schuld rein zu waschen, als den Urheber der Stockholmer Metzeleien aufhängen und verbrennen. Der Haß des Adels stürzte zulezt Christian. Eben war er im Begriff neue Steuern zur Besoldung eines angeworbenen Heers auszuschreiben, als er vom dänischen Reichsrathe einen Aufkündigungsbrief erhielt. Die Krone war bereits seinem Verwandten, dem Herzog Friedrich von Holstein angeboten, der sie auch angenommen hatte, und als Friedrich I. den dänischen Thron bestieg. Obgleich das gemeine Volk, dessen Fesseln er gebrochen, für ihn fechten wollte, gab Christian sich selbst auf, packte alle Kostbarkeiten, die sich nur fortschaffen ließen, zusammen, befrachtete damit 20 Schiffe und verließ mit seiner Familie, seinen Schätzen und der Höckerin Sigbrit, der

Haupturheberin seines Unglücks, im Angesichte der koppenhagner Bürgerschaft, die ihn gerne unterstützt hätte, seine Hauptstadt und das Reich seiner Väter, um nach einem Leben voll der überraschendsten Glückswechsel zuletzt im Elende zu sterben. Dieß geschah im April 1523.

Um diese Zeit war die Besatzung Stockholms auf das äusserste gebracht, die Hungersnoth so groß, daß Weiber, Kinder, Greise, Mönche, als überflüssige Mitesser aus der Stadt geworfen wurden, kurz die Uebergabe konnte nur noch wenige Zeit verzögert werden. Ehe sie erfolgte, berief Gustav einen Reichstag nach Strengnäs im Anfang Juni. Es erschienen Gesandte des neuen Dänenkönigs Friedrich I., mit dem Verlangen, daß ihr Herr, der Calmarischen Union gemäß, auch in Schweden anerkannt werde. Der mühelose Prinz in Koppenhagen hätte dem benarbten Erichson um den Preis der Anerkennung vorerst die Reichsverweserstelle gelassen. Allein die schwedischen Stände dachten anders, sie antworteten auf die dänischen Ansprüche allerdings mit einer Königswahl, nur fiel sie nicht auf Friedrich I., sondern mit ungetheilter Einstimmigkeit auf Gustav Erichson, den Befreier des Landes. Gustav weigerte sich abermal eine gute Weile, die Wahl anzunehmen. Er wollte die anwesenden Herrn fühlen lassen, daß nicht er Schweden, sondern daß Schweden ihn bedürfe. Zulezt willigte er ein, und wurde mit ungeheurem Jubel als König Gustav I. proklamirt.

Einen Monat später kapitulirte Stockholm. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit Eigenthum und Waffen; was dem König Christian gehörte, mußte übergeben werden. Calmar war schon im Mai übergegangen; die Feinde hatten keinen Fuß breit des Landes mehr inne, Schweden war frei. Am Tage vor Johannis 1523 hielt König Gustav den Einzug in seine Hauptstadt.

Drittes Kapitel.

Gustav I. als Wiederhersteller des Reichs im Innern.

Absichtlich haben wir den Ursprung der Macht des ersten Wasa ausführlich beschrieben, denn ihre Eigenthümlichkeit übte bedeutenden Einfluß auch auf die Stellung des großen Enkels

Gustavs I., dem diese Schrift gewidmet ist. Wie wir zu Anfang dieses Buches gesagt, es ist unmöglich ein richtiges Bild von Gustav Adolph zu bekommen, wenn man nicht die Weise kennt, in der sein Haus zur Macht gelangt ist. Von nun aber können wir kürzer seyn, da sich die weitere Thätigkeit Gustavs I. obgleich noch denkwürdiger und größer als seine kriegerischen Thaten, unter wenige Gesichtspunkte fassen läßt.

Als Gustav in seine Hauptstadt Stockholm einzog, fand er sie verheert und im Verfall, die Hälfte der Häuser leer, die Volksmenge auf ein Viertheil herabgeschmolzen. Dieser Zustand war ein lebendiges Abbild des schwedischen Reiches, wie es Gustav antraf; die Schwierigkeit, dasselbe wieder herzustellen, war größer als die, es zu befreien.

Der hohe Adel hatte sich während der Unionszeit der Krongüter bemächtigt, zuerst als Lehen, bald unbeschränkt, indem er alle Einkünfte derselben in seine Taschen zog. In den meisten Provinzen herrschten die Großen, bald Mehrere in einen Rath vereint, bald der Mächtigste für sich. Diese ungebührende Gewalt erzeugte Ehrsucht, und hinwiederum diese Ehrsucht machte den Thron unsicher, da jeder Magnat sich mit dem König verglich, und, was hievon unzertrennlich ist, sich sehr leicht einbildete, ebenso gut König seyn zu können, als der wirkliche Fürst. Sollte ein besserer Zustand begründet werden, so mußte der Adel lernen den Zaum des Königs zu beißen. Noch schlimmer stand es mit der Geistlichkeit. Dieser Stand bildete eigentlich einen Staat im Staat, und war längst den Interessen des gemeinsamen Vaterlandes völlig entfremdet. Ihm verdankte Schweden die fürchterliche Verwirrung, aus der Gustav Erichson das Reich gerissen, ihm die Ströme Blut, die unter Christian II. vergossen worden waren. Die Reichthümer der hohen Clerisei waren, im Verhältniß zu jenen Zeiten und der Armuth Schwedens, ungeheuer. Zwei Drittheile aller Güter befanden sich in ihrem Besitze (wie noch heute in Spanien), nur ein Drittel blieb für den Adel den König und das Volk übrig. Dabei übten die Bischöfe durch die niedere Geistlichkeit einen Einfluß auf die Herzen des Volks, der, obgleich damals schon durch den allgemeinen Abscheu vor Männern wie Gustav Trolle und Andere Seines gleichen bedeutend geschwächt, doch noch groß genug war, wie die spätere Geschichte Gustav I. beweist. Anderer Seits gab es damals in

Schweden schon einen dritten Stand mit bestimmten politischen Rechten oder eine Demokratie; aber dieselbe war noch nicht über ihre wahren Interessen aufgeklärt, durch die fortwährenden Unruhen der Unionszeiten verwildert, und zum Aufruhre geneigt; sie mußte erst gelehrt werden, dem Gesetze zu gehorchen, und dem Staatswohl eine Stelle einzuräumen, neben ihren Gemeindeinteressen. Dagegen war die Macht der Krone bei dem Regierungsantritt Gustavs I. weit unter dem, was sie zum allgemeinen Besten seyn muß. Drei Monate nach seiner Erhebung gab Gustav I. auf dem Jahrmarkte zu Westeräs vor dem Volke folgende Uebersicht des Standes der öffentlichen Einkünfte: 960,000 Mark habe der Krieg gekostet, zu deren Aufbringung er, der König, sich in die größte Schulden gestürzt habe. Die Forderungen der Lübecker belaufen sich auf 68,000 Mark für geleistete Dienste und Waaren nebst 8000 Mark für baare Vorschüsse. Dagegen betragen die laufenden jährlichen Einkünfte der Krone bloß 24,000 Mark. Wie nun zu helfen?

Schon hatte der berühmte Mönch in Wittenberg es gewagt, den römischen Koloß, oder vielmehr den Riesen mit den thönernen Füßen, anzugreifen. Die damaligen Großmächte Europas, die Könige von Frankreich, die Beherrscher Deutschlands und Hispaniens, schlugen sich auf die Seite des Bestehenden, ungeachtet die neuen Lehren unvergleichlich gut benüzt werden konnten für ihr Machtinteresse im Allgemeinen, selbst für ihre damaligen besonderen Zwecke; sie blieben dem Alten treu, wie es scheint, aus keinem andern Grunde, als weil der unzweifelbar democratische Ursprung und Charakter der Reformation ihren Widerwillen erregte. Dagegen nahmen die kleineren Fürsten von damals (mit wenigen Ausnahmen, welche durch besondere geographische oder politische Verhältnisse bestimmt wurden) nach und nach die neuen Principien an; meistens weil die Hoffnung, ihre Macht dadurch zu vergrößern, der angebornen aristokratischen Abneigung Schweigen auferlegte. Gewiß gehörte Schweden zu diesen kleineren Mächten, und es hatte überdieß damals eine Vergrößerung der Krongewalt nöthiger, als irgend ein anderer Staat. Es ist deßhalb nichts besonderes, daß König Gustav I. sich der Reformation anschloß. Aber die Art, wie er diese Revolution in Schweden ausführte, ist bewunderungswürdig, und bildet keinen der geringsten Ansprüche des Stammvaters der Wasa

auf dauernden Ruhm. Der größte politische Schriftsteller neuerer Zeit, der Italiener Machiavelli behauptet, das wahre Interesse der ächt monarchischen Regierungsform bestehe darin, die Großen (die sogenannten Magnaten) — weil diese durch Verfolgung ihrer eigenen Zwecke fast immer dem Staate schaden, was bei den Kleinen nicht der Fall ist — herabzudrücken, die Kleinen zu heben, kurz Alles für das Volk zu thun. Welches Fürstengeschlecht mit Nachdruck so handeln würde, demselben prophezeiht er Größe und kriegerischen Glanz. Dieser Rath scheint sehr natürlich; aber aus geschichtlichen Gründen ist zu vermuthen, daß seine Ausführung ihre Schwierigkeit haben muß, denn sonst würde er häufiger befolgt worden seyn. Gustav I. und sein Sohn Carl IX. lösten die Aufgabe mit einer seltenen Consequenz und Vollkommenheit, und sicherlich hat dieses Verdienst seiner beiden Ahnen nicht wenig dazu beigetragen, daß eine solche Fülle militärischer Glorie das Haupt Gustav Adolphs umstrahlet.

Gustav I. konnte den Klerus auf gesetzlichem Wege, ohne Unterstützung des damals noch so mächtigen Adels nicht stürzen. Aber, wie lezteren Stand für eine solche Maßregel gewinnen, darin lag die große Schwierigkeit. Die Kirche war gegen das Ende des Mittelalters, wo sie den nützlichen Theil ihrer weltgeschichtlichen Rolle bereits zu Ende gespielt, nichts anderes mehr, als ein großes aristokratisches Institut, ein Pfründensystem für den Adel der verschiedenen Länder, ganz wie sie es in unsern Tagen, obwohl in weit geringerem Umfange, in England noch ist, wo die geistlichen Stellen einzig dazu bestimmt sind, die nachgebornen Söhne Ihrer Herrlichkeiten überflüssig zu versorgen. Die Sache Gottes schob man damals, wie jezt, als prächtigen Aushängeschild voran, die Sache selbst aber stand im grellsten offenkundig gewordenen Widerspruch mit dem Namen, der Kern war faul, die rein aristokratische Tendenz der Kirche am Tage. Nun ist es selbst im Thierreiche Gesetz, daß kein Thier Individuen desselben Geschlechts verschlingt. Wie konnte man also den Adel dazu bringen, ein Institut zu stürzen, das bloß für seinen Vortheil berechnet war? Es gab hier nur den einen Ausweg, den Adel vorerst durch Theilnahme an der Beute zu ködern. Denn ein augenblicklicher, wenn auch geringer Vortheil, der dem Einzelnen vorgehalten wird, überwindet Hoffnungen, die aus der Ferne einem ganzen Stande winken.

Gustav I. befolgte diese Politik, aber er blieb nicht dabei stehen. Die Reformation hat darum, besonders in Deutschland, ein so kümmerliches schwindsüchtiges Leben erhalten, weil man es versäumte, als Gegengewicht des aristokratischen Elementes, das durch die Einziehung der Kirchengüter tief verletzt war, eine democratische Macht zu gründen und die neue Lehre unter ihren Schutz zu stellen. Wie sehr gravitirte der Adel nach dem Centrum der römischen Kirche, und wie viele dieses Standes fielen, nachdem sie vom ersten Eifer der jugendlichen Reformation fortgerissen, eine Zeitlang dem Drang der Ueberzeugung gefolgt waren, als gute Rechner wieder ab, und gingen zurück zu den Fleischtöpfen Aegyptens! Gustav I. zeigte sich hierin als einen erleuchteten Staatsmann. Während er mit der einen Faust die Kirche umstieß, ihr Eigenthum dem Staate zusprechend, hob er mit der andern den dritten Stand empor, jagte mit seiner Hülfe dem Adel seinen Theil der geistlichen Beute wieder ab, und machte sich und den Staat groß und mächtig. Kurz die Democratie zu heben, in ihr Interesse die Reformation aufs stärkste zu verflechten, und dann Krone und Volk in den innigsten Bund zu bringen, das war die große, aber einfache Politik des Hauses Wasa und seines Stifters.

Die Sache war freilich schwer, aber Gustav auch der Mann dazu. Mit großer Behutsamkeit bereitete er seine Plane vor, dann aber nach eingetretener Reife, folgte Schlag auf Schlag, wie bei schweren Gewittern, keine Consequenz wurde gescheut und Gustav ging dann immer weiter, als seine Feinde dachten.

Der geschichtliche Verlauf dieser merkwürdigen Veränderung verhält sich so. Gustav stand noch vor seiner Erhebung in Briefwechsel mit Luther; schon befanden sich in Schweden einige Theologen, die in Wittenberg studirt hatten, und brauchbar waren. Der König sezte zwei derselben, Brüder, Olaus und Laurentius Petri, jenen zum Prediger in Stockholm, diesen zum Professor in Upsala. Der Bischof von Linköping, Brask, widersprach, und forderte, gestüzt auf einen Brief Pabsts Adrian II. Einführung der Inquisition in allen Bisthümern, und Verbot der Schriften Luthers; er ward zur Ruhe verwiesen. Bald zeigten sich Bewegungen unter den Einwohnern der Städte zu Gunsten der neuen Lehre; zu Upsala ließ Gustav an Weihnachten 1524 eine öffentliche Disputation für und wider die Reformation halten,

wobei das Pabstthum nicht zum besten weg kam. Um zugleich auch auf einer andern Seite herauszugreifen, wurde um dieselbe Zeit die Geistlichkeit zu ausserordentlichen Beiträgen für die Kriegskosten angehalten, die Kirchen mußten Silber, die Bischöfe einen guten Theil ihrer Zehnten hergeben, in die Klöster wurden Soldaten verlegt, deren Unterhalt die Mönche bestreiten mußten. Diese Neuerungen thaten der Geistlichkeit sehr wehe; als im Jahr 1527 und 1528 schwerer Mißwachs eintrat, in dem Grade, daß manche Leute Hungers starben, stellte der Clerus die Noth als eine Strafe des Himmels, wegen der Ketzerei Gustavs, dar. Noch gefährlichere Ränke wurden um diese Zeit angesponnen. Der König hatte Vorsorge getroffen, die im Reiche erledigten Bisthümer mit Leuten zu besetzen, auf deren Dank er zählen zu können hoffte, wenn er zur gelegenen Zeit mit seinen Planen hervortreten würde. Sie täuschten ihn alle ohne Ausnahme; bei der hohen Geistlichkeit überwiegt das Standesinteresse, wie eine alte Erfahrung beweist, mächtiger, als in allen andern Ständen äussere Rücksichten und Hofgunst. Zwei der neu Eingesezten, der Bischof von Westeräs, Petrus Jakobi, genannt Sunnanwäder, und der Erzbischof von Upsala, Knut, ließen sich, kaum auf ihren Stühlen niedergesessen, in verrätherische Plane ein. Die Sache wurde entdeckt, und beide, nachdem man aus ihren eigenen Briefen ihre Schuld bewiesen, abgesezt. Sogleich entflohen beide Prälaten nach Dalekarlien, und wiegelten dort die Bauern auf, welche wirklich an Gustav schrieben: »sie mögen es keineswegs dulden, daß er Kirchen, Klöstern, Priestern, Mönchen und dem Volke Schwedens noch mehr Steuern auflege.« Doch erhielten jene Bischöfe nicht die gehoffte Unterstützung von Seiten der Thalleute, worauf sie ins Innere von Norwegen entwichen. Dort ließ Gustav ihre Auslieferung fordern, mit der Bedingung, daß sie vor ihren gebührenden Richtern Rede stehen, und erleiden, was das Recht verlange. Der Erzbischof von Drontheim, an den die Mahnung ergangen war, erwiederte in seinem Briefe an den König »gebührende Richter derselben seyen die Prälaten der Kirche;« sie wurden ausgeliefert; aber freilich nicht um von Bischöfen untersucht zu werden. Kaum angekommen in Stockholm wurden sie dem Reichsrathe übergeben, gerichtet, zum Tode verdammt, und das Urtheil trotz aller Fürbitten, sogar mit Hohn vollzogen. Mit zerlumpten Chorröcken

angethan, rücklings auf Schindmähren sitzend, das Haupt des einen mit einer strohernen Krone, des andern mit einer Bischofsmütze aus Birkenrinde bedeckt, wurden sie durch die Stadt Stockholm geführt. Verkleidete Gaukler umgaben sie, rufend: Hier kommt der neue König, Herr Peter Sunnanwäder; ihre Hinrichtung durchs Schwerdt erfolgte im Februar 1527.

Noch ehe der wohlthätige Schrecken, den diese strenge Ausübung der Gerechtigkeit den Priestern eingejagt, erkaltete, zog der König mehrere Klöster ein, gab Mönchen und Nonnen die Erlaubniß, in die Welt zu treten und sich zu heirathen, bemächtigte sich da und dort der geistlichen Gerichtsbarkeit, und sezte widerspenstige Priester ab. Einem Bischofe, der dem Könige bei einem Gastmahle mit den damals üblichen Worten: »Unsere Gnaden trinken Euer Gnaden zu,« Bescheid gethan hatte, antwortete Gustav, seine innersten Gedanken enthüllend: »Deine Gnaden und unsere Gnaden haben nicht genug Raum unter Einem Dache.«

Im Sommer des Jahrs 1527 schien es ihm Zeit, den Hauptstreich zu führen. Er berief eine zahlreiche Versammlung nach Westeräs, bei der vier Bischöfe, viele Geistliche, 15 Reichsräthe, 129 Edelleute, 32 Bürger, 14 Bergleute, 105 Bauern erschienen. Dem Adel war bereits vorher angedeutet worden, daß er einen Theil von der Beute bekommen werde, wenn er mit dem Könige stimme. Gustav zählte deßhalb auf ihn. Noch vor Anfang der Verhandlungen mußte die Geistlichkeit eine symbolische Demüthigung erfahren. Der König gab den Deputirten ein Gastmahl. Als hiebei die Bischöfe nach altem Brauche die ersten Plätze um den König einnehmen wollten, rief Gustav den hohen Adel in seine Nähe, den Bischöfen wurden ihre Plätze unten bei den niedern Edelleuten, Bürgern und Bauern angewiesen. Am folgenden Morgen versammelten sich die Priester in einer Kirche bei verschlossenen Thüren und unterzeichneten zum Voraus eine Verwahrung gegen jeden Angriff auf die Rechte des Clerus. Doch hatten sie nicht den Muth, mit diesem Aktenstück öffentlich aufzutreten; sie versteckten es unter den Fußboden der Kirche, wo es nach 15 Jahren aufgefunden wurde.

Beim Beginn der Reichstagsverhandlungen hielt der Kanzler Gustavs eine wohldurchdachte Rede: »der König habe für das Reich alles gethan, was in seinen Kräften gestanden; es sey ihm aber ferner unmöglich, ein Volk zu regieren, das sogleich mit der

Axt drohe, und keine Steuern bezahlen wolle. Die Lübecker verlangen Geld, Aufruhr sey nicht die Münze, mit welcher man sie bezahlen könne. Alles werde dem König aufgebürdet: Hungersnoth, der er doch nach Kräften abgeholfen, Besteurung der Kirchen und Klöster, deren Pflicht es doch seye, ihren vom Volke zusammengebrachten Ueberfluß mit dem Staate zu theilen. Den Regenten des Reichs sey immer von den Bischöfen getrozt worden, und auch jezt versuchen sie es wieder, indem man den König beschuldige, Ketzerei zu verbreiten. So könne das Regiment nicht fortdauern, entweder müsse man der Krone ein durch die Zeitumstände nöthig gewordenes höheres Einkommen versichern, und dem verarmten Adel, was seine Ahnen aus Einfältigkeit den Mönchen geschenkt, zurückgeben, oder sey er, Gustav, bereit, der Krone zu entsagen und sich für die Ehre eines Regiments, wie bisher, zu bedanken.«

Nachdem dieß vorgelesen war, verlangte der König Antwort von der Ritterschaft und den Bischöfen. Hierauf erhob sich der Aelteste im Reichsrathe, Jönson, und winkte dem Bischof von Jönkoping zu sprechen. Dieser sagte, »er wisse zwar wohl, welche Treue er dem Könige schuldig sey, doch sey er und sein Stand auch der Kirche und dem Pabste verpflichtet, und könne, ohne Einwilligung des heiligen Vaters, weder zur Veränderung der Lehre noch zur Verkümmerung der Kirchengüter seine Zustimmung geben.«

Diesen Widerspruch hatte Gustav erwartet, aber nicht, daß der hohe Adel im gleichen Sinne sprechen werde. Als er die Ritterschaft um ihre Meinung fragte, antwortete Jönson im Namen seines Standes: »er wisse Nichts besseres.« »Wenn es so ist,« rief nun Gustav aus, »mögen wir nicht mehr König seyn, und fordern das zurück, was wir von unserem väterlichen Erbgute für das Land verwendet haben. Alle Lasten ladet man uns auf den Hals, ihr alle wollet den König meistern, Mönche und Kreaturen sezt ihr uns über das Haupt, und für all unser Bemühen zu eurem Wohl haben wir keinen andern Lohn zu erwarten, als daß ihr es gerne sähet, wenn uns die Axt im Genicke säße, obgleich keiner von euch den Stiel selbst anfassen will. Wer wollte unter solchen Bedingungen König seyn.« Mit diesen Worten brach Gustav in Thränen aus, und verließ eilends die Versammlung.

Auf die Entfernung des Königs herrschte zuerst tiefe Stille, bald Flüstern und zulezt Lärm. Die Partheien sonderten sich.

Die Anhänger des Königs gingen auf das Schloß, die Prieſter mit einigen des hohen Adels begaben ſich in das Haus des Reichsmarſchalls Jönſon, der voll Uebermuth auf dem Heimwege vor ſich hertrommeln ließ, und laut prahlte »Niemand wird mich zum Heiden, Lutherer oder Ketzer in dieſem Jahre machen.« Die Geiſtlichkeit glaubte ſchon ihre alte Macht wieder errungen zu haben. Aber es ging anders. In der folgenden Verſammlung, während der Adel noch unſchlüſſig war, und ein Theil dieſes Standes zum König, ein anderer zur Geiſtlichkeit hinneigte, erhub ſich der Sprecher des Bürgerſtandes und rief: die Bürger würden es mit dem Könige halten und für den Dienſt des Staates ſorgen. Die Bauern ſchloßen ſich an den Bürger. Nun verloren die Prieſter den Muth. Einer der Biſchöfe, ein gutmüthiger Mann, Sommar, erklärte, es ſey nicht ſo gemeint, als wollten die Cleriker zum Nachtheil des Staats ihren Reichthum für ſich behalten. Nun ward, nach einer in der Reformationszeit häufigen Sitte, ein Religionskolloquium von Lehrern beider Religionspartheien beſchloſſen, damit der Reichstag ſehen könne, wer Recht habe. Olaus Petri und der Domprobſt Galle disputirten hierauf vor der Verſammlung einen ganzen Tag mit einander; der Leztere antwortete Anfangs bloß lateiniſch, bis das Volk ihn bedrohte, wenn er nicht die Mutterſprache gebrauchen wolle. Am dritten Tage mußten endlich die Prieſter und ihr Anhang den Widerſtand aufgeben, denn die Bürger und Bauern, durch die Hartnäckigkeit der biſchöflichen Parthei mehr und mehr erzürnt, drohten zum Könige zu gehen, mit ihm gemeinſame Sache zu machen, und alle todt zu ſchlagen, die es nicht mit ihnen hielten. Nun ward eine Deputation an den König abgeſandt, der ſich inzwiſchen mit ſeinen Kriegsoberſten auf dem Schloſſe vergnügt hatte. Als ihm das Geſuch der Stände, die Regierung wieder annehmen zu wollen, vorgetragen ward, gab er harte abſchlägige Antwort. Dreimal wurde die Bitte durch neue Deputirte vorgebracht, zulezt mit Fußfall und Thränen, ehe er einwilligte.

Guſtav feierte einen vollkommenen Triumph. Alle ſeine Forderungen wurden bewilligt, der Reichsbeſchluß, der ſie genehmigte, ward beſiegelt vom Adel und einigen Bürgern, Bauern und Bergleuten. Die Biſchöfe durften nicht einmal mit unterſchreiben, ſondern in einer beſondern Schrift mußten ſie erklären: »ſie ſeyen es zufrieden, wie reich oder arm, ſie Seine Gnaden der König haben wolle.« Die Beſchlüſſe

sagten aus, 1) gemeinschaftliche Verpflichtung aller Stände, jedem Aufruhr zu widerstehen, und die gegenwärtige Regierung wider innere und auswärtige Feinde zu vertheidigen; 2) Berechtigung des Königs, die Schlösser der Bischöfe wegzunehmen, ihre Einkünfte, so wie die der Kanonikate, nach Gutdenken zu bestimmen und über die Klöster frei zu verfügen; 3) Berechtigung des Adels, wieder zurückzunehmen, was von seinem Erbe und Eigenthum seit dem Jahr 1454 an Kirchen und Klöster gekommen seye, (doch ward hieran die Bedingung geknüpft, daß der Erbe durch den Eidschwur von zwölf Männern sein Geburtsrecht nachweisen müsse); 4) die Erlaubniß, daß die Prediger das reine Wort Gottes verkündigen dürfen.

In einem weiteren Zusatze zu diesem merkwürdigen Reichstagsbeschlusse ward verordnet, alle geistlichen Stellen dürfen in Zukunft nur mit Einwilligung des Königs besezt werden, dem König stehe es frei, unwürdige Priester abzusetzen, in weltlichen Dingen solle die Geistlichkeit unter weltlicher Gerichtsbarkeit stehen; endlich solle das Evangelium (von dem Gustav bereits 1525 eine schwedische Uebersetzung hatte verfertigen lassen), von dem Johannistage 1527 an in allen Schulstuben gelesen werden.

Sogleich, nachdem diese Beschlüsse gesetzliche Formen erhalten hatten, wandte sich Gustav an die anwesenden Bischöfe und forderte ihre Schlösser für die Krone. Die einen fügten sich gutwillig, die andern mit Seufzern und Jammer. Alle aber mußten geben, was der König verlangte. Die Klöster wurden bald darauf eingezogen, die bischöflichen Einkünfte auf ein anständiges Maß herabgesezt, die neuen reformirten Pfarreien mit einem Theile ihrer früheren Zehnten dotirt. Die Reformation hatte festen Boden gewonnen.

Man darf jedoch nicht glauben, daß diese großen Erfolge dem Könige so leicht geworden seyen. Schon vor dem Westeräser Reichstage war in Dalekarlien ein gefährlicher Aufruhr ausgebrochen. Dieselben Bauern, mit denen Gustav das Reich gerettet, hatten sich durch die Einflüsterungen der Priester verleiten lassen, die Waffen zu ergreifen. Nach seiner Krönung, die er gleich auf den genannten Reichstag feierte, zog Gustav hinauf nach Upland, um die Schuldigen zu strafen. Zuvor waren die Mißvergnügten nach dem Tunafelde (einer Heide, wo nach alter Sitte eine Gerichtsstätte war) entboten worden. Sie kamen, in

der Hoffnung, Strafloſigkeit und Nachlaß der Steuern zu erhalten, fanden aber den König an der Spitze von 14,000 Mann, wurden umringt, und mußten den Anſtifter des Aufruhrs ausliefern, der ſogleich hingerichtet ward. Die Uebrigen erhielten Gnade.

Bald hernach erregte der Reichshofmeiſter Jönſon, derſelbe, der in der Verſammlung von Weſteräs ſich an die Spitze der Prieſterparthei geſtellt, in Weſtgothland und Smaland einen neuen Aufſtand. Dieſer Herr verband ſich mit etlichen vom Adel und der Geiſtlichkeit, und wiegelte, unter der Maske des Eifers für die bedrückte katholiſche Religion, die Bauern auf, welche einige Beamte des Königs todtſchlugen, Guſtavs eigene Schweſter gefangen nahmen und die Steuern verweigerten. Dießmal brauchte Guſtav friedliche Mittel. Er ſchrieb ihnen in gütigem Tone: er wolle gerne beſſern, wenn etwas ſchadhaft ſey im Lande, in Betreff der Religion ſey Nichts verändert worden, ohne die Zuſtimmung der Stände, und werde auch in Zukunft Nichts verändert werden. Auſſerdem verſprach er Nachlaß etlicher Steuern, und insbeſondere für Smaland Beibehaltung einiger Klöſter. Mit des Königs Brief kamen zugleich Schreiben anderer Provinzen an die Mißvergnügten, worin ſie aufgefordert wurden, ſich der Krone zu unterwerfen. Dieſe Mittel wirkten. Als Jönſon im Frühjahr 1529 die Weſtgothen auf einer Heide verſammelte und ihnen mit dem Biſchof Magnus von Skara zuredete, einen neuen König zu wählen, antworteten die Bauern, »der Herrentauſch führe ſelten zu etwas Beſſerem; ſie wollen ſich lieber wieder ihrem Könige Guſtav unterwerfen.« So wurde der Aufruhr gedämpft. Der Anſtifter deſſelben, Jönſon, ſammt dem leztgenannten Biſchof floh über die Gränze nach Dänemark, ſieben andere adelige Theilnehmer wurden ergriffen, ihres Verraths aus eigenhändigen Briefen überwieſen und zum Tode verurtheilt; an zweien ward das Urtheil vollzogen, die übrigen mußten ſich die Begnadigung mit großen Summen erkaufen.

Im Jahre 1531 brach abermal ein Aufſtand der Dalekarlier aus. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Noch immer lief die Lübecker Schuld in der Rechnung, obgleich mehrere Jahre lang Steuern auf ihren Namen erhoben worden waren, die im Drange der Zeit zu andern Zwecken verwendet wurden. Endlich faßte man auf einem Tage zu Upſala, zu Anfang des Jahres 1530, den Beſchluß, daß alle Stadtkirchen des Reiches eine Glocke zur

Tilgung jener Schuld abgeben sollten. Der Bürgerstand ging hierauf ein. Am folgenden Jahr ließen es sich auch die Landgemeinden gefallen; doch nicht alle, denn die Thalmänner, nachdem schon etliche Glocken von ihnen geliefert waren, nahmen dieselben, von neuem durch Einflüsterungen im katholischen Sinne aufgehezt, wieder zurück, und schickten Briefe im ganzen Reiche herum, des Inhalts: es möchten sich aus jeder Landschaft ansehnliche Männer nach Arboga einfinden, um über die obschwebende Zerwürfnisse in Religionssachen zu berathen. An den König selbst schrieben sie, »er solle sich in Zukunft nicht mehr beigehen lassen, in ihr Land zu kommen anders, als mit freiem Geleit und so viel Genossen, als es ihnen, den Thalbauern, beliebe.« Des Königs beste Freunde von ehemals her, befanden sich dießmal an der Spitze des Aufruhrs. So leicht verwirrt mißverstandene Religion auch die treusten Herzen, und man sieht, wie schwer es dem Könige Gustav ward, das Volk, durch das er seine Macht nicht nur gegründet, sondern auch erhalten wollte, nach und nach für diesen Zweck zu erziehen.

Gustav konnte für den Augenblick Nichts zur Dämpfung des Aufstandes thun, denn ein äusserer Krieg nahm alle Kraft in Anspruch. Der abgesezte Dänenkönig Christian war mit einem in Deutschland geworbenen Heere, und vielen schwedischen Mißvergnügten, die sich um die gefallene Majestät von Dänemark geschaart hatten, eben in Norwegen eingefallen, und bedrohte Schweden. Gustav I. entgegnete deßhalb auf die Prätensionen der Dalekarlier bloß: »für jezt sey die Zeit der Bauern, allein auch seine Zeit werde kommen,« rückte mit Heeresmacht in das obere Norwegen ein, und half den Dänenkönig, dessen lezter Restaurationsplan ein schnelles Ende nahm, verjagen. Bereits waren noch vor diesem Siege die Thalbauern zur Besinnung gekommen, und hatten sich erboten, die angesonnenen Glocken mit 2000 Mark zu lösen. Aber Gustav glaubte dem verhöhnten Gesetze Genugthuung verschaffen zu müssen. Zu Anfang des Jahres 1532 entbot er sein und des Adels Kriegsvolk nach der Stadt Westeräs. Niemand wußte wohin dieß ziele, absichtlich hatte der König ausspreugen lassen, es gelte neuen Umtrieben des abgesezten Christian II. Auch Abgeordnete der Thalleute erschienen in Westeräs als zum Reichstage. Gustav behielt sie zurück und schrieb an die Bauern: »Wohl wisse er, daß von

dem, was geschehen," dem gemeinen Manne wenig könne zugeschrieben werden, er wolle nur die Schuldigen bestrafen.« Zu gleicher Zeit mit seinen Briefen kam er in Dalekarlien an. Die Gemeinde versammelte sich alsbald zum Theil gutwillig, zum Theil durch Gewalt. Das königliche Kriegsvolk umringte sie. Gustav fuhr nun hart aus: »ob sie denn wähnten, jedes Jahr mit ihm ihr Spiel treiben zu können, er werde keine feindliche Gemeinde im Reiche dulden, entweder Gehorsam gegen die Obrigkeit oder vollkommene Verwüstung der Landschaft, daß kein Hund noch Hahn mehr zu hören sey.« Das Volk lag während dieser Rede auf den Knieen und schrie um Gnade. Die Schuldigen mußten ausgeliefert werden, fünf derselben wurden sogleich hingerichtet, drei andere, darunter auch Person, in dessen Scheune früher Gustav Erichson gedroschen, ein Jahr später in Stockholm; das verwirkte Eigenthum der Schuldigen wurde jedoch ihren Angehörigen zurückgegeben. So endigte diese Empörung der Dalekarlier, es war die lezte, denn von nun an hatte sich das Volk an die Reformation gewöhnt und ließ sich nicht mehr von den Pfaffen irre führen.

Einige andere Unruhen, die Gustav theils gegen falsche Prätendenten, die unter dem Namen der Söhne des ehemaligen Reichverwesers Sture auftraten, theils gegen Volksaufwiegler, wie der Bauer Dake, zu bestehen hatte, übergehen wir, so wie wir auch der äusseren Kriege, die Gustav gegen Lübeck, Dänemark, Rußland führte, nicht weiter gedenken, weil diese Verhältnisse nicht zu einer Charakteristik der Regierung des ersten Wasa gehören.

Sobald Gustav auf die beschriebene Weise sein Reich befestigt und das Volk an gesetzlichen Gehorsam gewöhnt hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Adel. Dieser hatte die Artikel des Westeräser Reichstages, welcher den Rittern einen Theil der Kirchengüter zusprach, so verstanden, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, d. h. im allerausgedehntesten Sinne. Es war so gewaltig zugegriffen worden, daß wenig für die Krone übrig blieb. Denn die erblustigen Herrn hielten sich nur an den Grundsatz der Zurückgabe, nicht an die Bedingung, daß durch zwölf Zeugen ein altes Recht auf angesprochene Kirchengüter nachgewiesen werden müsse.

Nun war die Zeit gekommen, wo auch der Adel des Königs Zügel fühlen sollte. Gustav erließ im Jahr 1538 das Verbot, daß irgend Jemand sich ein Eigenthum der Kirche anmaße, bevor er vor dem Könige selbst sein Recht dazu erwiesen. Zugleich schrieb er an die Adeligen Briefe, worin es unter andern heißt: »Güter, Höfe und anderes Eigenthum der Kirche, Klöster und Präbenden zu entwenden, dazu seyd ihr Alle gar sehr willig und bereit, und das nennet ihr Christenthum und evangelische Lehre!« Viele Ländereien, die von den Herren in Besitz genommen waren, kamen auf diese Weise wieder an die Krone, oder — denn damals war dieß dasselbe — an den Staat zurück.

Noch ein anderer großer Akt sollte seine Regierung bezeichnen. Gustav war durch seine Tugenden König von Schweden geworden, noch fehlte aber die Erblichkeit der Krone, ohne welche sein Werk, die Wiederherstellung des Landes, nur halb vollbracht gewesen wäre. Denn so lange nicht eine feste Reihenfolge des Thrones eingeführt war, stand es zu befürchten, daß die Verwirrungen nach seinem Hingang so gut wiederkehren würden, als sie vor seiner Erhebung statt gefunden hatten. Auf einem Reichstage zu Oerebro im Jahr 1544 wurde der Grund gelegt zu diesem Akte, und derselbe in zwei nachfolgenden Reichsversammlungen zu Westeräs im Januar 1544 und zu Strengnäs im Jahr 1547 von allen vier Ständen des Landes, vom Adel, von der Geistlichkeit (welche jezt nicht mehr bloß durch Bischöfe, sondern auch durch Pfarrer repäsentirt war) von den Bürgern und Bauern feierlich bestätigt; der Thron sollte nach dem Erstgeburtsrecht an die männlichen Erben des Hauses Wasa übergehen. Dieses Grundgesetz führt den Namen der Erbvereinigung von Westeräs.

So hatte denn Gustav I. in kaum 30 Jahren, Schweden aus der schmählichsten Knechtschaft befreit, das Land im Innern wiederhergestellt, die Kirche reformirt, den Adel in gesetzliche Schranken zurückgetrieben, dem dritten Stand seine verfassungsmäßigen Freiheiten erworben, und für die Zukunft durch Stätigkeit der Thronfolge gesorgt.

Noch müssen wir auch seiner administrativen Thätigkeit unsere Aufmerksamkeit schenken. Gustav ist der Schöpfer des schwedischen Cameralwesens. Die Einkünfte der Krone ließ er in Register eintragen, und wachte streng über genauen und

redlichen Einzug. Für die Vögte, denen dieß oblag, war er ein Gegenstand des Schreckens, indem er sie unvermuthet überfiel, ihre Rechnungen zu prüfen und die Schuldigen zu strafen. Für den Ackerbau hat er sehr viel gethan. Noch existiren eigenhändige Briefe von ihm, worin er zum Anbau neuer Grundstücke ermahnt, und in allen Theilen der Wirthschaft guten Rath gibt. Verordnungen in diesem Sinne wurden an die Kirchspiele vertheilt, und fleißiger Anbau zur Pflicht des guten Unterthanen gemacht. Es war seine größte Freude im Alter, auf seinen Landgütern herumzureisen, und sich am Flor des Bodens zu ergötzen. Die Bergwerke, den wichtigsten Theil des schwedischen Nationalvermögens, erhob er zu einem Ertrag, wie nie vorher. Nicht minder erstreckte sich seine Sorge auf die Gewerbe. Gustav ließ aus Deutschland geschickte Handwerker aller Art kommen, gab ihnen selbst junge Schweden in die Lehre. Der Handel nahm unter seiner Regierung neue Richtungen. Die Hanseestädte, besonders Lübeck, das früher den nordischen Verkehr fast ausschließend besessen, wurden aus ihrem Monopol verdrängt. Seit dem Jahre 1550 besuchten schwedische Schiffe, die sich sonst nur in der Nord- und Ostsee umhergetrieben, Frankreich, Spanien, England und die Niederlande. Der Wohlstand wuchs unter seiner Regierung, so, daß man sie lange nachher noch als eine der glücklichsten Perioden ansah. Als der König starb, hinterließ er vier Gewölbe voll Silber, ein stehendes Heer von 12,934 Mann zu Fuß, 1300 Mann zu Pferde, eine schöne Flotte, worunter Schiffe, die so groß waren, daß sie 1000 Soldaten und 300 Matrosen führen konnten. Eine Vermessung des Landes, zum Zwecke geregelter Steuerverwaltung, war schon angeordnet, gute Landstraßen durchschnitten das Reich. Mit einem Worte, des Königs Thätigkeit war so groß und vielseitig, daß man kaum begreifen kann, wie ein Menschenleben für so viele Arbeiten hinreichen konnte.

Im Jahre 1560 fühlte er, daß seine Zeit gekommen sey, er berief, um Abschied von seinem Volke zu nehmen, den 25. Juni eine Reichsversammlung nach Stockholm. Gustav erschien, umgeben von seinen Söhnen, Erich, dem Thronfolger, Herzog Johann, Herzog Magnus, Herzog Karl. Letzterer, der Vater Gustav Adolphs und der würdigste unter Gustavs Söhnen, noch klein, stand zu den Füßen seines Vaters, die übrigen zur linken Seite,

jeder nach seinem Alter. Zum letzten Male hörten nun die Stände die beredte Stimme ihres Königs, die so beliebt war, daß das Volk auf Reichstagen, wo er den Vortrag seinen Amtleuten überließ, zu rufen pflegte, sie wollen den König selber hören. »Ihr habt es wohl vernommen«, sprach er, »unter welchem Druck und Elend vormals das Land gewesen, unter fremder Herrschaft und fremden Königen, zuletzt unter dem Tyrannen König Christian, den Gott durch mich gestraft und vertrieben hat: eine göttliche Hülfe und Erlösung, unvergeßlich für Alle, Herrn und Diener, Jung und Alt. Denn was für ein Mann war ich, mich aufzuwerfen gegen den, der stark war und Herr über drei Königreiche, zudem befreundet mit dem mächtigen Kaiser Karl V. und den deutschen Fürsten. Aber Gott hat das Werk betrieben und mich zu einem Wundermanne gemacht, und ist mein Trost gewesen in einem 40jährigen Regiment, dessen Mühe mich jetzt mit grauem Haare zu Grabe bringt. Wohl kann ich mich mit König David vergleichen (Thränen quollen bei diesem Worte aus seinem Auge), den Gott aus einem Hirten zum regierenden Herrn über sein Volk gemacht hat; gleiche Erhebung konnte ich mir nicht vorstellen, da ich in Wäldern und Gebirgen vor dem blutdürstigen Schwerdte der Feinde fliehen mußte. Gnade und Segen ist mir und meinem Volke widerfahren, durch die wahre Kunde vom Wort Gottes und durch die zeitliche Fülle, die vor aller Augen ist; dennoch scheue ich mich nicht, meine Fehler zu bekennen, was an Gebrechen und Schwachheit während meiner Regierung an mir gehaftet, das mögen meine getreuen Unterthanen übersehen und verzeihen; Manche haben mich für einen harten Mann gehalten, aber es werden Zeiten kommen, wo Schwedens Kinder meine Leiche gerne aus dem Grabe herausscharren möchten, wenn sie es könnten. Meine Zeit ist gekommen, ich fühle es an meinem Leibe, deßhalb habe ich noch bei meinem Wohlbefinden mein Testament aufsetzen lassen, daß die Stände es genehmigen.« Nachdem hierauf das Testament verlesen, gut geheißen und beschworen war, erhob sich Gustav, dankte den Anwesenden dafür, daß sie ihn zum Stammvater von Schwedens Königshaus haben machen wollen, übergab die Regierung seinem ältesten Sohne Erich, streckte segnend die Hände aus, und nahm Abschied von seinem Volke.

Den 14. August legte er sich auf das Todtenbett, und starb nach harter Krankheit den 29. Sept. 1560. Gustav war von

von schöner Gestalt, mittelmäßiger Größe, blühender Farbe, von scharfen durchdringenden Augen, und wie die Chronik sagt, am ganzen Leibe so wohlgeformt, daß kein Flecken einer Nadelspitze groß sich an ihm fand. Er hatte ein heiteres Temperament, liebte Gesellschaft, Musik und Tanz. Von seiner Thätigkeit, seinem Muthe, seiner Weisheit und Ausdauer in Geschäften noch etwas sagen zu wollen, nachdem sein Leben voll großer Thaten vor uns steht, wäre überflüssig. Er war ein frommer Mann, von Herzen ergeben der protestantischen Lehre, die damals noch allen Reitz der Neuheit und ihre Jungfräulichkeit besaß. Doch ging sein Glauben, nicht, wie bei manchen Fürsten jenes Zeitalters, so weit, daß er die Religion nicht von den Priestern zu unterscheiden gewußt, oder über den Pflichten eines Mitglieds der Kirche sein höheres Amt als König vergessen hätte. Die Geistlichen, der er sich zur Einführung der Reformation bediente, hielt er im Zaume, er war ein Feind des blinden Polterns, und wachte sehr sorgsam, daß das Volk nicht durch übertriebenen Eifer der Prediger geärgert oder zu Sekten verleitet wurde. Die Reformation mußte methodisch eingeführt werden, und jedem Versuche der reformirten Geistlichen die Macht ihrer katholischen Vorgänger an sich reißen zu wollen, widersezte sich Gustav mit unerbitterlicher Strenge. So schrieb er an den ersten lutherischen Bischof Laurentius Petri, dessen wir schon oben gedacht: „Nichts als Aerger und Empörung entspringt daraus, daß das Volk nicht vorher unterrichtet wird, bevor die Reformation geschieht; man soll erstlich lehren, und dann erst reformiren. Prediger sollt ihr seyn, keine Herrn. Glaubt nicht, wir möchten es dahin kommen lassen, daß die Bischöfe das Schwerdt wieder bekommen.« Wenn endlich Gustav wahrhaft fromm war, so war er nichts weniger als ein Heiliger; mit den strengen Forderungen der Moral nahm er es nicht gar zu genau, sobald das Staatsinteresse und seine königliche Pflichten ihm geboten anders zu handeln. So gab er einmal bei Gelegenheit eines Aufstandes seinen Hauptleuten die Instruktion; »sie sollen List und Glimpf gegen die Empörer brauchen, sey es, daß man ihnen auch alles mögliche versprechen müsse, denn die Schälke halten ihr Wort auch nicht.« Durch Nichts wirkte er so sehr auf die Herzen des Volkes, als durch seine Beredtsamkeit, die jenes seltene Gepräge trug, nicht wie sie in Schulen eingetrichtert wird, sondern wie sie ein großer Mann von lebendiger Phantasie im Drang der

Geschäfte, im Feldlager, im Umgang mit Menschen der verschiedensten Art, endlich aus der Bibel erlernt. Er verstand die schwere Kunst, seine Reden immer dem Charakter und Stande derjenigen vollkommen anzupassen, mit denen er zu thun hatte. Seine Bilder waren immer dem Nächstliegenden, den Vorkommnissen des täglichen Lebens entnommen und trafen immer die Saite, die er berühren wollte. Zu dem Volke sprach er oft und mit Vorliebe, nicht nur bei Reichsversammlungen, wo auch die übrigen Stände erschienen, sondern an großen Jahrmärkten und Festtagen. Bei solchen Gelegenheiten huldigte er gerne der Democratie, gab Rechenschaft über den Staatshaushalt, erstattete Berichte, von Unterhandlungen, Kriegsereignissen u. dgl. Schon oben haben wir gesagt, daß es sein Wahlspruch war: »Alles durch Gott und Schwedens Bauernschaft.« Seine Zuneigung wurde von dem Volke mit gleicher Liebe erwiedert. Bei seinem Tode war kein Stand in Schweden, der nicht den allgemeinen Verlust tief empfunden hätte, mit alleiniger Ausnahme des Adels, der die verlornen Vorrechte, die er früher besaß, nicht verschmerzen konnte. Einen merkwürdigen Beleg hiefür gibt Peter Brahe, Gustavs Schwestersohn. Dieser Mann verfaßte eine Lebensbeschreibung des großen Königs, in welcher er seinen hohen Tugenden alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber ebenderselbe läßt sich in einer andern Schrift weit anders, gewiß im Sinne des ganzen schwedischen Adels, vernehmen. »Welche Freiheiten« — sagt er darin — »ehemals Ritterschaft und Adel hier in diesem Reiche genossen, davon wissen jezt kaum Wenige noch etwas zu sagen. Zu jener Zeit genoßen geistliche und weltliche Herrn königliche Rechte über ihre Bauern. Da that jeder Ritter Dienst nach seinem Willen und Bequemen, und hatte gute Zeit sich zu rüsten, und wo der Zug weiter ging als bis an die Gränze, mußte die Krone den Schaden an Roß und Mann ersetzen. Dazu hatten die Räthe des Reichs und andere vornehme Männer großen Unterhalt an Land und Lehen von der Krone, und ausserdem freie Bezirksgerichte (die ein großes Einkommen für den Adel waren, weil er die Geldbußen in seine Tasche stecken durfte). Aber seit 60 Jahren haben wir solche Freiheit verloren und die Anforderungen an uns sind immer strenger geworden.« — Man merke wohl, daß mit jenen 60 Jahren der Regierungsantritt Gustav I. gemeint ist, denn das obengenannte Buch wurde verfaßt im Jahre 1583.

Ist dieß nicht ein Lied, ganz so, wie man es auch in unsern Tagen unter denselben Umständen wieder hört. Ja wohl, die gute alte Zeit, wo der Adel nach Gutdünken herrschen durfte über seine Unterthanen und Niemand da war, der ihm das Joch des Gesetzes auf den Nacken drückte!!

Viertes Kapitel.

König Erich XIV.

Zwei Regierungen lang, wurde nach Gustav I. Tode wieder eingerissen, was der große König gebaut, wenigstens geriethen seine Plane ins Stocken, bis König Karl IX., Gustavs jüngster Sohn die Politik seines Vaters wieder aufnahm. Gustav hat sich dreimal verheirathet, das Erstemal im Jahr 1532 mit der Prinzessin Katharina, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg. Sie gebar ihm 1533 seinen Erstgebornen, Erich, und starb zwei Jahre später. Die zweite Ehe ging Gustav ein 1536 mit Margaretha Lejonhufvud, der Tochter des im Stockholmer Blutbad umgekommenen Reichsraths Erich Abrahamson. Diese Margaretha gebar ihm drei Söhne, Johann, Magnus, Karl, von denen der mittlere in seiner Jugend starb, die beiden andern, so wie Erich, nach einander regierten.

In seinem Testamente hatte Gustav seinen Erstgebornen Erich zum Nachfolger auf dem Throne bestimmt, dagegen Johann zum Herzog von Finnland, Magnus zum Herzog von Ostergothland, Karl zum Herzog von Südermannland eingesezt. Die wichtigsten Theile des Reichs waren somit an verschiedene Besitzer zersplittert, und wenn Erich auch den königlichen Namen über das ganze Reich trug, so besaßen doch die Herzoge alle Macht in ihren Provinzen. Dieß war allerdings ein Fehler, aber Gustav hat ihn mit Ueberlegung, und nur darum begangen, um größeres Unglück zu verhüten. Er sah den Familienzwist voraus, wollte ihn aber lieber, als daß der gedemüthigte Adel sich wieder erheben und die alten Unordnungen von vorne herein

angefangen hätten, was unfehlbar geschehen wäre, wenn die nachgebornen Söhne des Königs ohne Besitz, und also ohne Befriedigung ihres Ehrgeitzes gelassen, sich mit auswärtigen oder mit den inländischen Feinden des Königshauses verbunden hätten, um sich Macht zu verschaffen.

Erich war ein stattlicher Herr seinem Aeusseren nach; sein Inneres entsprach der Gestalt nicht; er war ein feiger, höchst mißtrauischer, versteckter Fürst, und bald brach der Wahnsinn bei ihm aus. Gleich im Anfange seiner Regierung suchte er sich den Adel zu verbinden, er machte bei seiner Krönung, — zum erstenmal in Schweden — Grafen und Freiherrn, theilte Gnaden aus, und sezte die Dienste des Adels herab. Seine nächste Sorge war, sich eine glänzende Gemahlin zu verschaffen. Er hatte sich in den Kopf gesezt, daß Elisabeth, Königin von England, in ihn verliebt sey; dieser Grille zu lieb, beging er unerhörte Thorheiten, verschwendete die gefüllte Schatzkammer seines Vaters, und trug am Ende nichts davon, als das Gespött Europa's. Noch war diese Unterhandlung nicht abgebrochen, als er Maria Stuart, Königin von Schottland, Anträge machte. Hier ebenfalls abgewiesen, warf er seine Augen auf die Prinzessin Renata von Lothringen, dann auf Christina von Hessen. Zulezt endigten alle diese glänzenden Heirathsgedanken damit, daß er eine Corporalstochter, Katharina Mäns, zu sich auf den Thron Schwedens erhob. Noch war kein Jahr seiner Regierung verflossen, als der Zwist mit seinem ältesten Bruder Johann ausbrach. Dieser Prinz hatte sich mit Katharina Jagellonica, der Schwester Königs Sigismund II. von Polen, vermählt; und ward nun von seinem Bruder beschuldigt, sich in hochverrätherischen Verbindungen mit den Polen gegen Schweden eingelassen zu haben. Im Sommer des Jahrs 1563 erhielt Herzog Johann Befehl, sich in Stockholm vor Gericht zu stellen. Er warf sich in seine Hauptstadt Abo in Finnland, mußte sich jedoch nach einer zweimonatlichen Belagerung ergeben, und wurde nun mit seiner Gemahlin gefangen nach Stockholm gebracht. Erich schlug derselben vor, sich von ihrem Gemahl zu trennen und versprach ihr, wenn sie einwillige, die Freiheit und fürstlichen Unterhalt auf einem Schlosse. Sie wies dieses Anerbieten mit Verachtung ab, und ging mit ihrem Manne ins Gefängniß. Als Johann durch Stockholm geführt wurde, mußte er mit eigenen Augen die

Galgen sehen, an welchen viele seiner Diener und Anhänger hingen. König Erichs Rathgeber und rechte Hand war ein Mensch vom gemeinsten Stande und noch schlimmerem Charakter, Göran Person, den er zu den höchsten Würden erhob. Dieser Person gab dem König den Rath, seinen Bruder Johann umbringen zu lassen. Erich schwankte hart zwischen der Neigung zum Verbrechen, und einem Rest von so etwas wie Gewissen, das noch in seiner Brust war. Zulezt erhielt diese leztere Triebfeder oder vielmehr Feigheit, die Oberhand. Johann ward verschont, und anständig gehalten in seinem Gefängniß. Aber Erich fühlte wohl, daß er nun mit dem hohen Adel gebrochen habe, weil Johann großen Anhang unter diesem Stande besaß. Daraus entsprang eine lange heftige Verfolgung der Häupter des Adels, die Erichs ganze Regierung mit Blut besudelte. Ein Werkzeug, um seiner Leidenschaft mit einem gewissen Scheine von Gesetzlichkeit zu fröhnen, besaß er bereits, indem gleich im Anfang seiner Regierung ein Obergericht, unter dem Namen des Königs Nämnd eingesezt worden war. Dieses Tribunal, mit des Königs Creaturen besezt, wurde eine wahre Landplage für Schweden, nur in den Jahren 1562 — 1567 erlies es 232 Todesurtheile zuerst gegen Leute von niedrigem Stande, bald auch gegen die adelichen Familien des Landes. Den Geist der Richter kann man aus folgendem Beispiel ermessen; im Jahr 1566 wurde ein Stallknecht zum Galgen verurtheilt, »weil er das Wappen seiner königlichen Majestät, drei Kronen, umgekehrt an eine Thüre genagelt, und dadurch die Würde und Hoheit des Königs verhöhnt habe.« Unter den Adeligen Familien traf der erste Streich des Königs das Haus des Grafen Swante Sture, der ein Sohn war des im Krieg gegen Christian II. umgekommenen Reichsverwesers Sten Sture. Fünf Kinder hatte dieser alte Graf, davon war einer im Kriege gegen Dänemark, wovon wir später berichten werden, als tapferer Soldat gefallen, ein zweiter ebenfalls im Dienste des Landes verwundet. Der älteste Sohn des alten Swante, Nils Sture, war Anfangs König Erichs Günstling gewesen, bald wurde er tödtlich von ihm verfolgt. Den Anlaß gaben, ausser der argwöhnischen Gesinnung des Herrschers, der in allen vornehmen Familien Feinde witterte, gewisse astrologische Grillen. Erich glaubte in den Sternen zu lesen, daß ein Mann mit blondem Haar ihm die Krone rauben werde. Der junge Nils hatte ein

solches, freilich auch des Königs Bruder, Herzog Johann, der ihn wirklich vom Throne stieß. Eine Zeitlang versteckte der König seinen Argwohn gegen Nils unter dem Scheine der Gnade und Freundlichkeit, bis er durch einen Urfas-Auftrag Anlaß erhielt, seine wahre Gesinnung hervorbrechen zu lassen. Nils wurde während des dänischen Kriegs mit einer Instruktion zum Heere geschickt, die so grausam und blutig war, daß er sie unmöglich vollführen konnte. Alsbald ließ der König die Maske fallen, ein Urtheilsspruch des Obergerichts oder Nämnd verurtheilte Nils wegen »Versäumniß« zum Tode. Abermal hatte jedoch der König nicht den Muth, das zu thun, was er wünschte; er begnügte sich, den Verurtheilten tödtlich zu beschimpfen. Auf einer schlechten Mähre, mit Theer bestrichenem Strohkranz auf dem Kopfe, führte man Nils Sture durch die Straßen Stockholms unter dem Rufe: »seht einen Verräther des Reichs.« Als aber Volk und Soldaten über diese schändliche Behandlung laut murrten, ward Erich so bestürzt, daß er dem Schwergekränkten seine Gnade wieder schenkte, und bei Todesstrafe verbot, dessen, was geschehen sey, ferner zu erwähnen. Nils Sture erhielt den Auftrag, als Brautwerber seines Herrn nach Lothringen abzureisen, und um die Hand der Prinzessin Renata zu freien. Vor seiner Abreise schrieb er an seine Eltern, »ich habe in Stockholm einen Trunk gethan, der Sinne, Freude und alle meine Wohlfahrt hier in der Welt verzehrt hat, hoffe aber, mich einstens mit etwas Anderem als mit Brief und Siegel vertheidigen zu können.«

Von dieser Zeit an sah und träumte König Erich nichts als Verschwörungen, weil er wohl fühlte, daß er das Haus der Sture zu stark gekränkt habe, um Vergebung hoffen zu können. Er verstärkte seine Leibwache und hielt Späher in den Häusern. Gerüchte von peinlichen Verhören und nächtlichen Hinrichtungen liefen um unter dem Volke. Im Januar 1567 wurde vom königlichen Nämnd ein Diener des Grafen Swante Sture zum Tode verurtheilt, weil er mit einer Flinte in der Hand dem Könige auf der Straße begegnet sey. Auf den ersten Mai desselben Jahres ward ein Reichstag ausgeschrieben, der des Königs blutigen Plane gesetzliche Sanktion geben sollte. Noch vorher berief Erich den Adel, und namentlich die, welche er zu verderben gesonnen war, in sehr gnädigen Briefen zu sich auf das Schloß

Swartsjö. Die meisten stellten sich ein, zuerst Erich Sture, dann Gustavsson Stenbock, Sten Banner, Iwar Iwarson, Sten Erichson Lejonhufvud, lauter Freunde des alten Swante Sture, zuletzt dieser selbst, nachdem er zuvor auf die bereits eingegangene Nachricht von der Verhaftung seines Sohnes das Abendmahl genommen. Unterdessen hatte König Erich unter Trommelschlag in Stockholm verkünden lassen, daß in Folge der Entdeckung von hochverrätherischen Umtrieben der Reichstag von Stockholm nach Upsala verlegt und auf einige Wochen verschoben werde. Im Schloß Swartsjö selbst wurde der Prozeß in größter Heimlichkeit geführt. Göran Person spielte die Rolle des Anklägers. Die Beweise, die gegen die Angeklagten erhoben wurden, waren höchst unbedeutend, gründeten sich meist nur auf Hörensagen, und gingen überdieß großen Theils von Personen der niedrigsten Klassen aus, Bedienten u. dgl. Weil dieselben selbst vor einem solchen Tribunale, wie des Königs Rämnd, nicht hinreichend erfunden wurden, so brauchte man ein unerhörtes Mittel, um ein Verdammungsurtheil begründen zu können. Einer von den Angeklagten, Stenbock, wurde durch die Furcht vor der Folterbank genöthigt, einen Brief zu unterschreiben, der an einen andern angeblich Mitverschwornen gerichtet, von diesem verlangte, er möchte die Werbung von Kriegsvolk beschleunigen; »wenn Ketten und Harnisch fertig sind,« hieß es weiter darin, »wird es bald auf unserer Seite was zu thun geben, mehr darf ich der Feder nicht anvertrauen.« Diesen Brief las der König nachher den Ständen vor, und brauchte ihn als Beweis der Schuld. Stenbock und Iwarson wurden schon auf dem Schloß Swartjö zum Tode verurtheilt, obwohl die Vollziehung des Urtheils verschoben ward. Die andern Angeschuldigten ließ Erich nach Upsala bringen, wo er die Untersuchung fortzusetzen befahl. Der Reichstag war nun beisammen; der König eröffnete ihn mit einer Rede, worin er sich weitläufig über den Hochverrath der Sture und ihrer Parthie verbreitete, und die angeblichen Beweise vorlegte. Sein Vortrag wurde schlecht aufgenommen. Viele Deputirte, besonders von der Geistlichkeit, murrten laut, und Erich gerieth dadurch in solche Bestürzung, daß er die Versammlung eilends auflöste. Um diese Zeit kam Nils Sture von seiner Freiungsreise zurück, von Seiten der Prinzessin Renata Einwilligung, Ring und Bildniß überbringend.

Erich ließ ihn Bericht über seine Reise erstatten, schickte ihn aber dann sogleich ins Gefängniß zu seinem Vater und seinen Brüdern.

Einige Tage später — es war der 24. Mai 1567 — kam Erich Abends von einem Spaziergange höchst bewegt ins Schloß zurück. Man hatte ihm unterwegs gesagt, Herzog Johann sey aus seiner Haft entsprungen, und habe Aufruhr erregt. Mit gezücktem Dolche stürzt nun Erich in das Gefängniß Nil Sture's, und stößt dem Jüngling durch den Arm; ein Trabant des Königs vollendet den Mord. Augenblicklich ergreifen die Furien des Wahnsinnes den blutbefleckten König. Er eilt nach dem Gefängniß des Vaters Swante Sture, und fällt vor dem Greise auf die Kniee nieder mit dem Ausrufe: »Um Gotteswillen verzeiht mir das Uebel, was ich euch gethan.« »Alles kann ich euch verzeihen,« antwortete dieser, »nur nicht, wenn ihr meinem Sohne etwas am Leben gethan.« »Eben das habe ich gethan,« rief der König aus, »und weil ihr mirs nicht verzeihen könnt, muß euch dasselbe geschehen.« Dieß gesprochen, stürzt er in völliger Raserei hinaus in das Feld, nur von einigen Trabanten begleitet. Bald kam einer derselben mit dem Befehle zurück, daß alle Gefangene auf dem Schlosse, mit Ausnahme des Herrn Sten niedergemacht werden sollen. Da es zwei dieses Namens unter den Verhafteten gab, Sten Banner und Sten Lejonhufvud, so rettete diese Zweideutigkeit beiden das Leben, alle übrigen, Swante Sture, sein Sohn Erich, Abraham Stenbock und Iwar Iwarson, wurden ermordet.

Erich befand sich, während dieß vorging, im Walde. Einer seiner Hofleute, der ihm nachgesprungen war, Denis Burreus, wurde auf Befehl des Wahnsinnigen von einem der beim König gebliebenen Trabanten niedergestochen. Bald trennte er sich auch von diesen, und irrte allein umher, man weiß nicht wo. Am dritten Tage nach dem Sturen-Morde ward er in Bauernkleidern in einem Dorfe gesehen. Man hörte ihn rufen: ich bin nicht der König, Nil Sture ist Reichsverweser geworden, ich habe wie Nero meinen Lehrer umgebracht. Niemand konnte ihn bewegen etwas zu essen, bis seine Geliebte, Catharina Mäns, herbeikam und ihn dazu beredete, worauf er ruhiger wurde und zugab, daß man ihn wieder zurück nach Upsala brachte. Anfang Juni kam er nach Stockholm, betend mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen.

Fast ein Jahr dauerte Erichs Wahnsinn fort, oft mit wilden Ausbrüchen, oft mit klaren Zwischenräumen. Wäre eine Verschwörung des Adels gegen sein Leben wirklich im Werke gewesen, so hätte dieser gewiß eine so günstige Gelegenheit, wie sie des Königs Wahnsinn darbot, zu seinem Verderben und zur Rache benüzt. Daß dieß nicht geschah, dieß spricht für die Unschuld der Sture und ihrer Freunde. Noch im August 1567, ließ Erich seinen gefangenen Bruder Johann auf eifriges Verwenden des Herzogs Karl los. Ehe dieß geschah, hatten sie eine Zusammenkunft mit einander, bei welcher Erich im Wahnsinn seinem Bruder zu Füßen fiel und ihn als König begrüßte.

Die Freigebung Johanns wurde des Wahnsinnigen Verderben. Freilich hätte er auch ohnedieß nicht länger auf dem Throne bleiben können, denn welches Volk möchte einen solchen Fürsten in die Länge dulden? Ehe wir jedoch auf die Katastrophe kommen, müssen wir noch die kriegerische Thätigkeit dieses Königs kurz erwähnen? Erich führte gegen zwei auswärtige Mächte Krieg; gegen Dänemark zur See und in Schweden selbst, und gegen Polen in Liefland. Beide Kriege wurden so geführt, wie es unter einem solchen Könige geschehen konnte, nämlich schlecht und unglücklich; die Dänen streiften zulezt bis in das Herz des Reichs, und in Liefland gingen mehrere Besitzungen verloren. Wenn indeß Erich sich als einen schlechten Feldherrn bewies, so zeigte er sich als einen desto besseren Exercirmeister. Schade, daß es damals noch keine Uniformen gab, gewiß hät' Erich in Verschönerung oder Aenderung derselben ausserordentliches geleistet. So mußte er seinen Erfindungsgeist auf die Feldzeichen beschränken. In der That requirirte er zu diesem Zwecke nicht bloß rothe, grüne und gelbe Leinwand, sondern auch rothgefärbte Gänsefedern, sammt »so vielen Eichhorn- und Fuchs-Schwänzen, als man nur auftreiben kann.« Meist begnügte er sich, seine Kriege durch Feldherrn zu führen, denen er oft höchst weitläufige, und zugleich höchst gefährliche Instruktionen gab. Es hat vielleicht nie einen Fürsten gegeben, der ihm in Betreff dieser gleichgekommen ist. Einige derselben zeichnen sich durch ihren sonderbaren Inhalt aus. So gab er im dänischen Kriege die Vorschrift: »Man sollte trachten, Personen zu bekommen, welche mit Vergiftung umzugehen wissen, doch müsse man

nachforschen, ob ihre Kunst auch gewiß sey, und sich versehen, daß den eigenen Leuten daraus kein Schaden erwachse.«

Im Sommer 1568 führte er den längstgefaßten Entschluß aus, seine Geliebte, die Corporalstochter, Catharina Mäns, zu heirathen. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert. Aber schon wollten sich diejenigen, denen er die Ehre der Erhebung in den Adelstand bei dieser Angelegenheit zugedacht, nicht mehr gerne zu Rittern schlagen lassen. Seine beiden Brüder Johann und Karl wurden zum Feste eingeladen, bedankten sich aber dafür, und mit Recht; denn ein Jahr zuvor, im Februar 1567, war ein Contract zwischen Erich und dem russischen Czaren Iwan Wasiliewich abgeschlossen worden, worin sich ersterer verpflichtet, dem lezteren die Gemahlin des Herzogs Johann, Catharina Jagellonica auszuliefern, welche der Czar gerne mit Gewalt geehlicht hätte, um Länderansprüche auf ihren Besitz zu gründen. Diese merkwürdige Unterhandlung war nicht verborgen geblieben, so wie es auch herauskam, daß Erich um diese Zeit Meuchelmörder gedungen hatte, die Herzoge, seine beiden Brüder, aus dem Wege zu räumen.

Wenige Tage nach der Hochzeit erhielt Erich Nachricht, daß Herzog Johann und Karl gegen ihn aufgestanden seyen, und sich mit einem großen Anhang von adelichen Herren der Stadt Wadstena bemächtigt hätten. Der erste Schrecken wirkte so heftig auf den König, daß er sich mittelst Oeffnung der Adern selbst den Tod geben wollte. Bald ermannte er sich, suchte zu unterhandeln, und forderte, als dieß abgeschlagen ward, den Herzog Karl zum Zweikampfe heraus; endlich stellte er sich an die Spitze der Mannschaft, die ihm treu geblieben war, und focht in diesem lezten Kampfe mit verzweifelter Tapferkeit. Im September erschienen Karl und Johann vor Stockholm. Die königliche Wittwe und die Prinzessinen begaben sich zu ihnen. Am 29. desselben Monats wurde ihrem Heer, durch Einverständniß in der Stadt, die Thore geöffnet. Erich mußte sich seinem Bruder Karl ergeben.

Er wurde den Ständen, die sich im Anfange des Jahres 1569 versammelten, zum Urtheilsspruch übergeben. Erich führte selbst seine Vertheidigung, und sprach aufs heftigste wider den Adel. Als ihm Johann mit der Aeusserung ins Wort fiel, »er sey wahnsinnig,« antwortete er: »nur einmal war ich von Sinnen,

da ich Dich aus dem Gefängnisse entließ.« Das Urtheil der Stände lautete dahin, Erich solle in beständiger, doch fürstlicher Gefangenschaft gehalten werden; seine Kinder, deren er mehrere von Katharina Mäns hatte, ihrer verächtlichen Herkunft wegen, von der Thronfolge ausgeschlossen seyn.

Obwohl Erich die Absetzung verdient hatte, so war doch die Behandlung, die er im Gefängniß erdulden mußte, unmenschlich. »Gott werde es wissen,« klagt er in einem Briefe an König Johann, »wie schrecklich man ihn quäle mit Hunger, Kälte, Gestank, Finsterniß, Hiebe und Schläge, er könne nicht glauben, daß alles dieß mit Wissen seines Bruders geschehe. Der König möchte ihn doch aus diesem Elend erlösen; gerne unterwerfe er sich der Landesverweisung, die Welt sey groß genug, daß Bruderhaß durch Ferne könne gestillt werden!« Johann nannte ihn geradezu seinen Bruder und bittersten Feind. Als später mehrere Versuche gemacht wurden, ihn zu befreien, wurden die Leiden des Unglücklichen noch vergrößert; man schleppte ihn von einem Schloß ins andere. Endlich starb er im Februar 1577 an Gift, das ihm sein Bruder König Johann hatte reichen lassen. Herzog Karl mißbilligte laut sowohl die schlechte Behandlung des Gefangenen, als die verbrecherische Endigung seines Lebens.

Fünftes Kapitel.

König Johann III.

Hatte Erich durch seinen Wahnsinn das Reich an den Rand des Verderbens gebracht, so sehen wir in Johann einen Fürsten, der mit viel geschäftiger, wohlgemeinter Thätigkeit die alten Grundsätze des Wasa-Hauses, durch welche seine Größe gegründet worden, untergrub, und noch schädlicher wirkte als sein Bruder Erich.

Johann und Karl hatten Erich gemeinschaftlich gestürzt; aber, obwohl sie sich anfangs gemeinsam huldigen ließen, ward Johann als der ältere vom Reichsrathe in Stockholm als König begrüßt, und durch die Stände in seiner Würde bestätigt. Im Anfange des Jahres 1569 erklärte Herzog Karl vor dem Reichsrathe, daß er das Erbrecht zur Krone dem Sohne seiner Majestät des Königs Johann, Sigismund zuerkenne.

Dennoch übte Karl während der ganzen Regierung Johanns großen Einfluß auf das Reich. Man kann sagen, daß, was dieser König Vernünftiges that, von dem Herzoge ausgegangen sey.

Johanns erste Sorge war, sich die adeligen Geschlechter zu verbinden, deren Hülfe er die Krone zu verdanken hatte. Das Urtheil über alle, die in den Prozeß der Sture verwickelt worden waren, widerrief er. Die Wittwen und Kinder der Gemordeten wurden theils in ihren Würden bestätigt, theils höher erhoben, mehrere neue Grafenhäuser ernannt; die Zahl der Reichsräthe vermehrte der König bis auf 24.

Diese Gnaden kamen einzelnen Geschlechtern zu gut. Johann hielt es für gut, auch den ganzen Stand zu bedenken. Das bedeutendste Recht, das er dem Adel einräumte, war die Befugniß, die königlichen Geldbußen von seinen Lehenbauern einzuziehen oder die öffentliche Gerechtigkeit für Rechnung der Herren auszubeuten. Ausserdem wurde der Roßdienst, den der Adel als seine Hauptpflicht gegen die Krone im Kriege leisten mußte, ansehnlich vermindert. Die Lehensbauern der Herrn sollten ferner von allen Frohnen für königliche Höfe befreit, nur auf eine Meile Entfernung von den Höfen ihren Grundherrn zum Kriegsdienste verpflichtet seyn, und nur die Hälfte von dem, was die Kron- oder freien Bauern an allgemeinen Abgaben leisten mußten, bezahlen dürfen.

Mit den Dänen wurde gleich im Beginne der Regierung Johanns Friede geschlossen. Freilich nicht auf günstige Bedingungen. Der Dänenkönig forderte Anfangs, Schweden solle allen Ansprüchen auf Norwegen, auf das jetzige südliche Schweden selbst, das seit der Unionszeit unter dänischer Herrschaft stand, und auch unter Gustav I. nicht zum Gothenreiche erobert worden war, Halland, Schonen, Blekingen verzichten, alle Besitzungen in Liefland abtreten, alle im Laufe des Kriegs den Dänen abgenommenen Schiffe zurückgeben, und die Kriegskosten an leztere Krone ersetzen.

Als König Johann diese Bedingungen dem Reichstage, Ende 1569 vorlegte, mit der Anfrage, ob die Stände einwilligen, antworteten diese, nein, sondern mit Pulver, Kugeln und Picken wollen wir die Dänen bezahlen. Der Krieg entbrannte von neuem. Doch ward der Friede ein Jahr später 1570 zu Stettin unter

Vermittlung des Kaisers geschlossen. Die Schweden mußten die Stadt Elfsborg, die während des Kriegs von den Dänen eingenommen worden war, mit 150,000 Thalern einlösen, acht weggenommene Schiffe zurückgeben, allen Ansprüchen auf die Südprovinzen der skandinavischen Halbinsel entsagen; was Schweden in Liefland besaß, sollte der Kaiser einlösen und Dänemark damit belehnen. Andere Streitpunkte blieben, ein Saame künftiger Kriege, unerledigt.

In Liefland und Esthland dauerte der russische Krieg fort, Anfangs mit wenig Glück, bis der schwedische Feldherr Pontus de la Gardie, ein Franzose, der unter Erich in die Dienste des Reiches getreten war, unterstützt durch Heinrich Elasson Horn und seinen Sohn Karl Horn, alles was Schweden in Liefland verloren, wieder eroberte und siegreiche Waffen über die russische Gränze trug.

Indessen war in Schweden ein großer Plan angezettelt und gereift, dessen Absicht dahin ging, dem Adel all seinen alten Glanz und den Vollgenuß der Rechte, die er vor der Union besessen, wieder zu erobern. Als Hülfsmittel dazu, hatte man auf den Karakter des Königs und seiner Gemahlin, der Polin Katharina Jagellonica, gerechnet. Die Lockspeise sollte Polen seyn, ein Wahlreich, das die Papisten auch sonst benützten, um mächtige Fürsten zu bewegen, daß sie religiösen Glauben wie einen Rock aus- und anzogen. Theologie war die Lieblingswissenschaft damaliger Zeiten. Johann hatte während seiner Gefangenschaft unter Erich viel Muße und auch Lust gehabt, sich auf theologischem Boden umzuthun. Er glaubte in einem Felde Ruhm erlangen zu können, wo zwar Professoren sich schon manchen Kranz erworben, aber Könige immer mit wenig Ehre gearbeitet haben. Liturgien und Glaubensformeln zu verfassen war sein Stolz und sein Bemühen. In diesen seinen Neigungen bestärkte ihn seine Gemahlin Katharina, die als Frau betrachtet, einen sehr edlen und reinen Karakter besaß, aber für eine Königin von Schweden allzu eifrige Papistin war. Auf diese Umstände war der Plan gegründet, von dem wir so eben gesprochen. König Gustav Adolph sagt in der eigenhändig von ihm beschriebenen Historie der Regierung Karls IX., seines Vaters, »gewisse Gesellen hätten Johann III. gerathen, seinen Sohn Sigismund in der katholischen Religion zu erziehen, damit er die Krone Polens und

Schwedens vereinigen könne.« Erst im Jahr 1586 kam die Gelegenheit, eine so weither vorbereitete Politik ins Werk zu setzen. In dem genannten Jahre starb König Stephan Bathor von Polen. Seine hinterlassene Wittwe, Anna, war eine Schwester Katharinas, der Mutter des Prinzen Sigismund. Diese Anna verwendete all ihren Einfluß, um die neue Königswahl auf ihren Neffen Sigismund zu richten. Obgleich eine Gegenparthie den Erzherzog Maximilian von Oesterreich zum Könige ausrief, behielt Sigismunds Parthei die Oberhand, theils darum, weil die verwittwete Königin ihrer großen Schätze zu Gunsten des schwedischen Prätendenten nicht schonte, theils durch einen besondern Kunstgriff zweier schwedischen Reichsräthe, die von Johann zur Betreibung der Wahl seines Sohnes nach Polen geschickt worden waren. Der eine hieß Erich Sparre, der andere Erich Brahe. Diese beiden Herren versprachen dem polnischen Reichsrath auf ihr Ehrenwort: »wenn Sigismund zum Könige erwählt werde, so solle Esthland und der Theil Liefslands, den Schweden besitze, dem andern zu Polen gehörigen einverleibt werden.« Sparre und Brahe handelten hierin geradezu gegen ihre Vollmacht; die spätern Ereignisse beweisen, daß, wenn ein solches Versprechen ihren Pflichten zuwider war, dasselbe doch einen wichtigen Bestandtheil jenes großen Planes bildete, der nach und nach sich immer mehr enthüllte. Sie entschuldigten sich nachher, als der Betrug an den Tag kam, mit der Zweideutigkeit der gebrauchten Worte, allein die Polen nahmen die Sache so ernst, daß ihr Großkanzler, Zamoisky, die Auslieferung der beiden Herren verlangte, um sie als Meineidige zu bestrafen. Sigismund selbst verweigerte, in Polen angekommen, die Abtretung zu bestätigen. Nichtsdestoweniger wurde er in Crakau den 27 Decbr. 1587 gekrönt, nachdem er zuvor die Erklärung von sich gegeben, daß die Frage wegen des schwedischen Antheils von Liefland verschoben werden solle, bis er nach dem Ableben seines Vaters auch die schwedische Krone erbe.

So war der präsumtive Erbe des Hauses Wasa durch die polnische Krone in das katholische Interesse verflochten worden. In Schweden selbst zeigten sich fast seit Johanns Regierungsantritt dieselben Einflüsse thätig. Schon König Erich hatte ihn für einen Papisten ausgeschrieen; eine Beschuldigung, welche Johann damals mit der größten Heftigkeit abwies, sich

verwünschend, Gott wolle Niemals weder ihm noch seinem Sohne die Krone Schwedens verleihen, wenn die Anklage wahr wäre. Indessen war sein Sohn Sigismund auf den Rath »jener Gesellen,« an deren Spitze die Brahe und Sparre standen, wirklich in der katholischen Religion, und zwar zu einem sehr eifrigen Papisten erzogen worden. Bald rückte auch Johann weiter mit seinen theologischen Lieblingsgedanken hervor, und näherte sich immer mehr der katholischen Kirche, hauptsächlich aus Liebe zu seiner Gemahlin Katharina. Schon im Jahr 1572 schrieb der Cardinal Stanislaus Hosius aus Rom an diese: »die Königin von Schweden wird hier wegen ihrer Sorge um die ewige Seligkeit ihres Gemahls bis in den Himmel erhoben. König Johann hat schon seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß einige gelehrte und fromme Jesuiten ihm zugeschickt werden möchten, die ganze Stadt Rom spricht davon.« In einem andern Briefe wirft ihr der Cardinal vor, daß sie sich von ihrem Gemahl habe bereden lassen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu empfangen; zugleich ertheilt er ihr Vorschrift, wie sie die Einwürfe ihres Gemahls beantworten und den König sanft in den Schoos der Kirche zurückführen solle. Sie möchte ihn zuerst ermahnen, die Würde des Priesterthums und des Meßopfers wieder herzustellen. Könne das geschehen, so seye die Kirche eine so zärtliche Mutter, daß sie den Laien gerne den Kelch gestatte.«

In einem Briefe an den König selbst vom 7. Januar 1576 freut sich der Cardinal, daß man nach und nach zu den Ceremonien zurückkomme, und in einem andern vom Oktober 1577 dankt er Gott für des Königs Bekehrung.

So lange der alte Laurentius Petri, Schwedens erster lutherischer Erzbischof, noch lebte, hielt König Johann noch an sich. Als aber dieser im Jahr 1573 gestorben war, rückte Johann deutlicher mit seinen Absichten heraus. An die Stelle des verstorbenen beförderte er dessen Eidam, Laurentius Petri Gothus einen einfältigen Mann, der mit sich machen ließ, was man wollte, und der an die Möglichkeit der Versöhnung beider Religionspartheien durch einen theologischen Mittelweg glaubte. Der Neuerwählte mußte 17 Artikel unterzeichnen, worin die Herstellung der Klöster, Verehrung der Heiligen, Fürbitte für die Todten, Wiederaufnahme der alten katholischen Ceremonien ausbedungen waren. Er wurde 1575 mit allem hierarchischen Prunke

geweiht. Im folgenden Jahre kamen zwei Jesuiten aus Löwen, Florentius Feyt und Laurentius Norwegus nach Schweden; auf Befehl des Hofes verbargen sie ihren Glauben, und wurden in Stockholm als gute Lutheraner aufgenommen. Sie ließen sich als Lehrer bei dem neuen geistlichen Seminarium, das Johann eben in der Hauptstadt eingerichtet, melden, und wurden angenommen. Alle Geistlichen in Stockholm erhielten Befehl, ihre Vorlesungen zu besuchen. In denselben riefen sie sich auf die Schriften der Reformatoren, aber so, daß sie nur zweideutige Stellen hervorhoben, und Widersprüche nachwiesen. Der König selbst ordnete öffentliche Disputationen an, an denen er in eigener Person Theil nahm, und heftig gegen den Pabst loszog, sich aber sogleich widerlegen ließ. Um diese Zeit geschahen viele heimliche Bekehrungen, bei denen sich die Schlechtesten hervordrängten, wie es bei solchen Fällen zu geschehen pflegt. Ein Sekretär des Königs, der bei Johann viel galt, allgemein verachtet wegen seines Charakters, lebte mit einem Weibe, deren Mann er ermordet hatte. Beide erhielten, als in den Schooß der Kirche zurückgekehrte Seelen, Ablaß vom Pater Laurentius, und dazu noch die Erlaubniß, sich zu heirathen, was den Erzbischof jedoch so erbitterte, daß er den Jesuiten, damals Rektor im Stockholmer Collegium, absezte. Gleiche Zweideutigkeiten beging der König selbst. Er schrieb damals an Pabst Gregor XIII., der heilige Vater möge erlauben, daß die Priester in der katholischen Messe bis auf weiteres die Anrufung der Heiligen und die Fürbitte für die Todten stille lesen. Selbst der Pabst schämte sich dieser Heuchelei, mißbilligte das Betragen der Jesuiten, und ermahnte den König, offen den katholischen Glauben zu bekennen, wenn es ihm Ernst damit sey.

Man muß gestehen, daß sich die schwedische Kirche damals in einem Zustande befand, der solche Versuche des Königs ungemein begünstigte. In einer Versammlung der Geistlichen vom Jahre 1574 wurde geklagt: »daß unwürdige Schüler zum Prieseramte berufen würden, daß Todtschläger, Ehebrecher, Trunkenbolde unter den Pfarrern seyen, daß viele Geistliche ihren Dienst des Handels und weltlichen Gewerbs wegen versäumten, daß andere sich gar nicht auf ihre Predigt besinnen, ehe sie in die Kirche kommen, und aus der Postille lesen, wie ihnen in die Hand komme, gleichviel, ob es zum Evangelium des Tages passe, oder

nicht.« Viele Kirchen waren zerfallen. Man hatte sich vom Alten getrennt, ohne daß das Neue befestigt war. König Gustav I. selbst läugnete stets, eine neue Lehre eingeführt zu haben, und ein großer Theil des Volks glaubte nichts anders, als daß es noch immer katholisch wäre.

Nichtsdestoweniger erfolgte Widerstand, als Johann seine neue Liturgie einführte, die in schwedischer und lateinischer Sprache verfaßt, mit Anmerkungen und Erklärungen von Seiten der Jesuiten, und mit einer Vorrede des Erzbischofs, in welcher er sich für den Verfasser erklärte, im Jahr 1576 herauskam. Alle Bischöfe, mit Ausnahme des Bischofs von Westeräs, verweigerten ihre Zustimmung. Dieser vorausgesehene Widerspruch ward vom Hofe mit großer Feinheit im Sinne des Pabstthums benüzt. Immer ist die strenge Unterordnung einer geistlichen Stelle unter die andere der Hauptnerv der päbstlichen Hierarchie gewesen. Johann erklärte jezt, es sey Pflicht der schwedischen Geistlichkeit, dem Erzbischofe, als ihrem geistlichen Vater, zu gehorchen, und um diesem Gebot mehr Nachdruck zu geben, verordnete er einige Zeit später, daß die Wahl eines Bischofs nicht mehr von den Geistlichen eines Stiftes abhängen, sondern unter Mitwirkung des Primas von Upsala und seines Erzkapitels erfolgen solle. Einwilligung in die Liturgie wurde die erste Bedingung einer jeden geistlichen Beförderung. Die Folge hievon war, daß auf dem Reichstage des Jahrs 1577 mit Ausnahme zweier Professoren von Upsala, einiger Stockholmer Pfarrer, und der Bischöfe von Stregnäs und Linköping, alle übrigen Geistlichen die königliche Liturgie annahmen. Die Widerspenstigen wurden ihres Amts entsezt; sie fanden eine Zuflucht bei Herzog Karl.

Noch bevor dieß geschah, im Herbste 1576, schickte Johann zwei Gesandte nach Rom, seinen Sekretär Fecht und den General Pontus de la Gardie mit dem Ansuchen: der heilige Vater möge für die Wiederherstellung der katholischen Religion im Norden öffentliche Gebete anstellen lassen, jedoch ohne den Namen von Schweden zu nennen, er möge ferner gestatten, daß die Messe halb schwedisch gehalten werde, daß die Bischöfe in Majestätsverbrechen vom Könige gerichtet würden, daß keine Ansprüche auf die eingezogenen Kirchengüter gemacht, daß die Priesterehe nachgesehen werde, daß endlich der König ohne Sünde am

Gottesdienste der Ketzer theilnehme, bis nach und nach der katholische Glaube wieder im ganzen Lande herrschend würde.

Der römische Hof war weit entfernt, solche Bedingungen einzugehen. Dennoch hielt er die Unterhandlung im Gange, und schickte den Jesuiten Possevin, unter der Maske eines kaiserlichen Gesandten nach Schweden. Der König soll bei ihm 1578 heimlich zur katholischen Kirche übergegangen seyn. Nun wurden die Stellen gegen den Pabst aus dem schwedischen Psalter weggeschnitten, Luthers Catechismus in den Schulen abgeschafft, und dafür ein Auszug des kanonischen Rechts als Richtschnur für die Landeskirche eingeführt. Der im Jahre 1579 erledigte erzbischöfliche Stuhl war einem Katholiken zugedacht, und blieb 4 Jahre unbesezt. Jesuiten kamen unter mancherlei Verkleidungen ins Reich und traten immer derber heraus in ihren Predigten. Sie hatten die Maske so sehr fallen lassen, daß der Reichsrath sich genöthigt sah, den fremden Priestern zu verbieten, auf schwedisch zu bellen und zu fluchen, »dieweil im Volk und Heere die Rede gehe, sie wollen solches Unkraut selbst ausrotten, wenn es nicht von der Obrigkeit geschehe.« Nichtsdestoweniger wurden eine Menge schwedischer Jünglinge ins Ausland geschickt, um in jesuitischen Anstalten erzogen zu werden: Die Königin Katharina schenkte in ihrem Testamente zu diesem Zwecke 10,000 Reichsthaler an das Jesuiten-Collegium zu Braunsberg in Preußen.

Im Jahre 1583 starb diese Fürstin; mit ihrem Tode erkaltete Johanns katholischer Eifer. Er hatte sich geschmeichelt, durch die Vermittlung des Pabstes die katholischen Herzogthümer Bari und Rossani, auf welche seine Gemahlin Erbansprüche machte, zu erhalten, war aber in seiner Hoffnung getäuscht worden. Aus Rache hiefür, und weil seine Gemahlin ihn nicht mehr leitete, schlug nun Johann ganz um, verjagte die Jesuiten aus dem Reiche, hob das Seminarium zu Stockholm auf und bedrohte alle, die zur katholischen Kirche übergehen würden, mit Landesverweisung. Dennoch kehrte er nicht zur gesunden protestantischen Politik seines Vaters zurück. Sein »rothes Buch,« wie man die neue Liturgie nannte, die er für den Ausdruck seiner eigenen Religion ansah, und durch die er eine künftige Union zwischen Katholiken und Protestanten vorzubereiten hoffte, wurde um so eifriger festgehalten. Die Zahl der Widerspenstigen hatte sich indeß vermehrt. Sie wurden grausam verfolgt. Ueber Geistliche,

welche Annahme des Buchs verweigerten, erging Absetzung und Landesverweisung. Jeder Widerstand in diesem Punkte reizte den König zum äussersten Zorn, weil er nicht nur sein königliches Ansehen, sondern, was noch stärker kränkt, seine Autoreitelkeit verhöhnt glaubte. Ein Geistlicher, Meister Erich Schepper, Rektor in Stockholm, hatte seine frühere Einwilligung in die Liturgie schriftlich widerrufen. Dafür ließ ihn der König gebunden vor sich bringen, trat den armen Mann mit Füßen unter dem Ausruf: »Auf Löwen und Nattern sollst du gehen.« Der Gemißhandelte bekam einen Bruch. Das ganze Land war voll Verfolgung, Unruhe und Verwirrung.

Ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin wandte König Johann um, wie er selbst sagte, »sich seine schweren und tiefen Gedanken zu vertreiben,« seine Blicke auf die Töchter des Landes. Seine Wahl fiel auf die sechszehnjährige Gunnila Bielke, Tochter seines Unterthans, des Reichsrathes Johann Bielke, mit der er im Februar 1595 ein prächtiges Beilager hielt. Durch diese Verbindung wurde ein Einfluß, der bisher stumm und indirekt gewirkt hatte, allmächtig am Hofe des Königs. Man spürte ihn bald an der wachsenden Feindschaft zwischen den beiden Brüdern Johann und Karl. Endlich kam es im Jahre 1587 aus Gelegenheit der polnischen Erbfolge Sigismunds an Tag, daß es Ein unveränderlicher Gedanke der Aristokratie gewesen war, der König Johann zur katholischen Erziehung seines Sohnes beredet, die katholischen Plane des Königs gebilligt und unterstützt, seine Liturgie aufrecht erhalten, die zweite Ehe Johanns eingeleitet, und seinem Erbprinzen die polnische Krone durch zweideutige Versprechungen erworben hatte. Als Sigismund eben nach Polen abreisen wollte, legte Erich Sparre, der nämliche, den wir bei der schwedischen Gesandtschaft getroffen, den beiden Königen, im Namen des hohen Adels einen Vertrag vor, der bedeutsam genug den Namen Calmarer Statuten trug. Im Eingange desselben wird erinnert, dem Adel Schwedens gebühre Hochachtung und Ehre, weil er von Alters her die höchste Würde nächst den Königen und Fürsten besessen, und von diesen auch größtentheils abstamme. Sodann wird bestimmt, wie es unter einem katholischen, zugleich in Polen regierenden Könige, nach Johanns Ableben gehalten werden solle. Die Liturgie Johanns bleibe Regel für den Glauben des Reiches mit

den ferneren Bestimmungen, die auf einer künftigen schwedischen Kirchenversammlung festgesezt würden. Sigismund dürfe keine Veränderung damit vornehmen, noch jemals mit mehr als zehn Geistlichen nach Schweden kommen. Die Regierung des Landes müsse in Zukunft, wenn Sigismund den schwedischen Thron besteigen, sowohl wenn er abwesend, als wenn er auch gegenwärtig sey, »von einigen Vornehmen,« deren Zahl auf sieben bestimmt wird, geführt werden, und zwar so, daß alle zwei oder drei Jahre neue »Vornehme« eintreten und mit einander abwechslen. Einen davon dürfe Herzog Karl ernennen, doch ohne Vorzug oder andern Platz, als der sey, den der Gewählte nach seiner Geburt einnehme. Die hohen Reichsämter als Truchseß, Marschal, Kanzler, Admiral, Kreishauptmänner und Statthalter, werden vom Könige besezt, jedoch nur aus der Zahl derer, die der Reichsrath der Sieben in Vorschlag bringt. Schatz, Kleinode, Geschütz, Kriegsvorräthe des Reichs dürfen nicht aus dem Lande gebracht werden, ebensowenig Einkünfte des Reichs, ausgenommen, was zu des Königs und der königlichen Kinder Hochzeitfeierlichkeiten erforderlich ist. Keine neue Auflage kann in des Königs Abwesenheit ausgeschrieben werden. Ueber Krieg, Frieden, Bündnisse werden Schwedens Stände gehört, und ohne ihre Einwilligung gilt kein in Polen ausgefertigtes Verbot oder Gebot. Von den eroberten Landschaften darf nichts abgetreten werden. Alle stehen nur unter schwedischer Regierung. Sigismund soll in Upsala vom schwedischen Erzbischof, der Schwedens Religion bekennt, nicht von einem päbstlichen gekrönt werden. Sein ältester Sohn folgt in Schweden nach dem Erbrecht, in Polen, wenn er gewählt wird u. s. w.

Man sieht, die alte Calmaren-Union sollte durch dieses Statut unter veränderter Gestalt, aber mit viel gefährlicherer Macht wieder aufleben. Gustavs I. Plane waren dadurch vernichtet, die königliche Macht bestand bloß dem Namen nach, das Wesen und die Kraft des Thrones befand sich in den Händen einer Oligarchie. Die Zahl der Sieben war dem deutschen Churfürsten-Collegium nachgebildet. Die hohe Geistlichkeit, obgleich dem Scheine nach reformirt, und von Rom getrennt, sollte ihre alte Macht wieder erhalten, und mit den adeligen Herrn, aus denen sie ergänzt worden wäre, theilen. Johann war in der That so verblendet, diesen Traktat, die Vernichtungsakte seines

Hauses zu unterzeichnen. Doch blieb er nicht lange im Irrthum. Bald wurden ihm durch seinen Bruder Herzog Karl die Augen geöffnet.

Wir müssen uns jezt zu diesem wenden. Karl lebte, fast seit dem Regierungsantritte Johanns, im Streite mit dem König, zuerst wegen Hoheitsrechten, die der König ansprach, und Karl verweigerte, wegen Eigenthum und Steuern, dann wegen der königlichen Ehe mit Gunnila Bielke. Nach der Hochzeit war der Verdacht zwischen beiden so hoch gestiegen, daß Johann auf einer Reise durch das Herzogthum Karls, Südermannland, so eilte, als hätte er gefürchtet, ergriffen zu werden, und seinem Sohne nicht erlaubte auf die Jagd zu fahren, weil Karl ihm einen Hinterhalt legen könnte, während anderer Seits Dieser sich weigerte, ohne freies Geleite zu einer Zusammenkunft in Wadstena vor seinem königlichen Bruder zu erscheinen. Den Hauptzwist zwischen diesen beiden Brüdern veranlaßte jedoch die Religion. Johann forderte ungestüm, Herzog Karl solle sich der neuen Liturgie fügen: Karl verweigerte dieß hartnäckig. Er galt im ganzen Lande als die Stütze des reformirten Glaubens, und diese Meinung gewann ihm die Herzen des Volks. Die vom Könige Vertriebenen nahm er bereitwillig auf. Den entsezten Bischof von Linköping machte er zum Pastor in seiner Stadt Nyköping, fünf theologische Professoren von Upsala, die nach und nach wegen Verwerfung der Liturgie verjagt worden waren, erhielten seinen Schutz. Man sah Geistliche mit Weib und Kind ins Herzogthum fliehen. Im Jahr 1587 war der Streit bis nahe zum Ausbruch eines bürgerlichen Kriegs gediehen, hätte Karl nicht in allen strittigen Punkten nachgegeben; jedoch mit Ausnahme der Liturgie. Diese stellte er seiner Geistlichkeit anheim, welche sie auf einer Versammlung zu Stregnäs feierlich verdammte, worauf König Johann in einem donnernden Briefe die Priester des Herzogthums, »Stümper, Eselsköpfe, Satanskinder« nannte, und sie als Gesellen des Teufels im ganzen Reiche für vogelfrei erklärte.

So standen die Sachen, als Karl von den Calmarer Statuten Wind erhielt. Von dieser Zeit an bemerkte man eine Annäherung zwischen den beiden Brüdern. Im Jahre 1588 schrieb Johann an seinen Sohn Sigismund nach Polen: »es seyen verrätherische Umtriebe vorhanden, es gäbe Leute, welche dahin trachten, daß die königliche Linie aussterbe, und das Reich ohne

König bleibe, damit sie selbst das Regiment in ihre Gewalt bekommen; laut äussern etliche vom Adel, ihre Vorväter hätten mit der Erbvereinigung nicht weise und gut gehandelt. »Als Rädelsführer seyen verdächtig die Bielke, Erich Sparre, Gustav Banner und etliche andere, derselben Meinung mit mir ist auch Herzog Karl, unser lieber Bruder, mit dem wir völlig versöhnt sind, was den andern eben nicht wohl behagt.«

Doch war Johann zu schwach und launenhaft, um sein wahres Interesse festzuhalten. Die Feindschaft gegen den Bruder brach bald wieder aus; und wenn auch sonst kein Grund dazu vorhanden gewesen wäre, mußte schon der Zustand des Herzogthums im Vergleich mit den königlichen Landen, Johanns Groll reitzen. Während hier nichts als Unordnung und schlechter Haushalt herrschte, sah man im Herzogthum Fleiß, Klugheit und Sparsamkeit. Karl brachte den Bergbau in schönsten Flor, und zwar dadurch, daß er die Betriebsamkeit der Privaten mit ihrem eigenen Interesse verschmolz. Im Königreiche war der Bergbau als Regal in Anspruch genommen, und durfte nur auf des Königs Rechnung betrieben werden. Anders verfuhr Karl, im Jahre 1581 schrieb er an den gemeinen Mann in Wärmeland: »da Gott der Allmächtige eure Gebirge mit aller Art Erz gesegnet hat, solche aber bis jezt nicht recht sind benüzt, sondern eher von unsern Unterthanen allda verheimlicht worden, aus Furcht die Erze nicht selbst gewinnen zu dürfen, und mit größern Auflagen beschwert zu werden: deßhalb und um solche Gedanken zu benehmen, sey es Allen kund, daß Jeder, der Erz entdeckt, dasselbe frei, gegen Zehnten, zu Tage fördern mag.« Denselben Grundsatz befolgte er mit den Wäldern, er ließ Jedem, der sich darin anbauen wollte, seine Ansiedlung als frei eigenes, wiewohl steuerbares Erbe. Der Bezirk Karlskoga (Karls Wälder), vorher eine Wüste, trägt noch seinen Namen. Auch baute er Karlstad, die erste Stadt in Wärmeland. Noch hundert Jahre nach seinem Tode nannten ihn die Alten im Lande nur den großen Karl. Ebenso zeigte er schon frühe die Sorge für den allgemeinen Volksunterricht, wodurch er später, nach angetretener Regierung, die Reformation in Schweden fest begründete.

Indessen verbitterte Sehnsucht nach seinem Sohne, und Ueberdruß an den Regierungsgeschäften mehr und mehr den Sinn

König Johanns. Gegen den Herbst 1588 ging die Rede von einer zwischen Vater und Sohn in Reval beschlossenen Zusammenkunft. Vom Reichsrathe war nur ein Einziger in das Geheimniß eingeweiht, Elas Flemming, der sich des Königs Gunst dadurch auf immer erworben, daß er Sigismunds Reise nach Polen widerrathen. Die andern Herrn vom hohen Adel nannten ihn deßhalb nur den ungetreuen Bruder; vergeblich suchten sie von den Sekretären Aufschluß über das zu erhalten, was man eigentlich im Schilde führe. Oeffentlich war das Gericht ausgesprengt, daß die Könige gemeinsam die Abschließung des Friedens mit Rußland betreiben wollen. Im November 1588 und wiederholt im Frühling 1589 erließ Johann Aufgebote im ganzen Reiche, zu Kriegssteuern an Waaren und Geld. Zugleich verlangte er vom Adel den vollen Betrag des Ritterdienstes. Der Reichsrath, der beim Könige in Upsala war, schöpfte Verdacht, und rieth vorerst ab von der Kriegsrüstung und der Reise des Königs. Johann erwiederte mit größter Heftigkeit: er sehe jeden Widerspruch als Verrath an, er wolle nach Liefland, seinen Sohn zu sehen, wenn auch das Volk wie Gras im Sommer vor der Sense fallen sollte. Schon am 3. Juli, ehe noch die Rüstungen vollendet waren, segelte er ab von Stockholm mit der Königin und ihrem neugebornen Prinzen Johann, und der Mannschaft, die bereits versammelt war.

In Reval angekommen, mußte er noch einen vollen Monat warten. Jezt verbreitete sich die Sage in Reval, daß Johann nur deßhalb mit seinem Sohne zusammen gekommen wäre, um ihn mit nach Schweden zu nehmen, Sigismund werde nicht mehr nach Polen zurückkehren, und wolle diese Krone im Stich lassen. In der That hatte sich der hohe Adel mit diesem Verdachte nicht verrechnet. Es galt wirklich der Aufhebung des Calmarer Statuts. Der schwedische Adel ermangelte nicht, die heftigsten Mittel gegen diese Gefahr zu ergreifen, worin er von den anwesenden Polen unterstüzt wurde. Beide Könige brachten einen Monat mit einander zu, während welcher Zeit die polnischen Reichsräthe bei Johann gegen Sigismund, und die schwedischen bei Sigismund gegen Johann ihre Klagen ertönen ließen. Bald kam die Nachricht an, daß die Tartaren in Polen eingefallen seyen, worauf die anwesenden polnischen Herrn dringend die Abreise ihres Königs verlangten. Zu gleicher Zeit bereitete sich der

schwedische Adel, eine Mine springen zu lassen. Sie übergaben ihrem Könige eine Schrift, worin in den schwärzesten Farben der Zustand Schwedens geschildert war: die Noth des Landes sey nun durch einen 21jährigen Krieg zu solcher Höhe gestiegen, daß das Reich Nichts mehr zu geben vermöge. Während der lezten drei Jahre seyen viele Menschen, Pferde und Vieh durch Hunger umgekommen. Manches Haus habe durch die strengen jährlichen Aushebungen 3 — 4 Söhne verloren; wo früher Wiesen und Aecker gewesen, wuchere jezt Wald, wo ehemals wohlhabende Bauern wohnten, sehe man jezt dieselben mit Stab und Stock als Bettler herumlaufen, von den Städten sey der dritte Theil öde, unter der Geistlichkeit herrsche Zwist wegen der Liturgie. Das Heer, schon lange ohne Sold und in fremdem Lande dem Mangel und Elende preißgegeben, sey des Krieges überdrüssig. Frieden bedürfe das Reich, weßhalb derselbe jezt, da Rußland geneigt scheine, abgeschlossen werden müsse. Diese Vorstellung kam im Namen des Reichsrathes, und zugleich eine andere, welche Adel und Herrn gemeinschaftlich in der Domkirche zu Reval entworfen hatten. Darin hieß es: sie die Bittsteller hätten vernommen, daß König Sigismund von der Krone Polen Abschied zu nehmen und mit seinem Vater nach Schweden zu gehen gedenke. Dieß wäre gegen Brief, Ehre und Treue der beiden Könige, und wenn Sigismund wirklich auf solche Weise seinen Thron preißgäbe, so habe Schweden zum Kriege mit Rußland auch einen Krieg mit Polen zu erwarten. Unmöglich sey es, daß Schweden in dieser Zeit einen Krieg der Art bestehe, das Verfahren der Könige würde Kaltsinnigkeit von Seiten der Unterthanen, ja, was noch schlimmer sey, irgend ein böses Ereigniß zur Folge haben. »Indessen,« schloß die Schrift, »mögen ihre Majestäten der Treue des Adels und Herrn versichert seyn, das Erbrecht Sigismunds auf die schwedische Krone werde mit Gut und Blut vertheidigt werden.« Einundsechzig Namen zählte die Unterschrift. Da indeß auch diese Vorstellung ihre Wirkung auf den König verfehlte, der die lakonische Antwort gab: »sie müssen gehorchen, oder sich nach einem neuen Könige umsehen;« so begab sich das Offizierkorps nach dem Schlosse in Reval, legte aussen vor den Fenstern der Könige seine Fahnen nieder, und schwur, niemals zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, wenn sie ohne Noth Schweden so vielen Feinden preißgäben. Die Polen drohten

gleichfalls. Zuletzt kam noch ein Brief von dem Statthalter Stockholms, Hogenskild Bielke, mit der Nachricht, Herzog Karl habe in Schweden Unruhen begonnen. Nun riß sich Sigismund los aus seines Vaters Armen, und Johann ging, nachdem er zuvor Bevollmächtigte abgeschickt, um mit den Russen zu unterhandeln, mitten durch den Reichsrath und das Frieden und Brod verlangende Heer nach seinen Schiffen — finster und schweigend.

In Stockholm angekommen, fand Johann, daß Karl sich ruhig verhalten hatte, und daß Bielkes Nachricht nur eine Lüge war, ausgesonnen, um Sohn und Vater zu trennen, und die Doppelregierung zu Gunsten des Adels aufrecht zu halten. Es erfolgte nun eine zweite Aussöhnung zwischen den beiden Brüdern; Karl übernahm seit dieser Zeit, wiewohl ohne den Namen davon zu haben, die Regierung, die er jedoch auf eigene Kosten führen mußte. Er verpfändete seine Kleinode, entlehnte große Summen von seiner Schwester, der Herzogin von Meklenburg, und mußte zugleich dafür sorgen, daß sein Bruder, der König, nicht das wieder verschleuderte, was zum Kriegsbedarf bestimmt war. Johann, der selbst gestand, daß jezt in drei Tagen durch seinen Bruder mehr ausgerichtet werde, als vorher in ebensoviel Monaten, beschäftigte sich fast nur damit, dem Reichsrath seinen Unwillen einzutränken. In öffentlichen Akten nannte er ihn den schwedischen Reichs-Unrath. Den Herren Erich Sparre, Thure und Hogenskild Bielke, Banner und Tot sprach er ihre Belehnungen ab, verbot ihnen den Eintritt in die Schlösser der Krone, und berief sie, als sie vom Heere von Liefland zurückkamen, zu sich nach Stockholm, um Rede zu stehen »wegen des Aufruhrs zu Reval.« Sie läugneten jede Schuld.

Im Jahr 1590 wurde ein Reichstag einberufen, der das Erbrecht auf die schwedische Krone erst Sigismund, wenn dieser ohne Söhne sterben würde, dem Herzog Johann (Sohn des Königs und der Margaretha Bielke), der das Herzogthum Finnland erhalten hatte, dann im Falle seines Todes ohne männliche Nachkommenschaft, dem Herzog Karl, und nach Erlöschung der ganzen männlichen Linie des Wasa-Hauses, den Prinzessinnen zusprach. Vor diesem Reichstag verklagte Johann die genannten Herren, und zwar nicht mehr bloß wegen des Auftritts in Reval, sondern bereits auch wegen der Calmarer Statuten. Dieß war freilich lächerlich, da Johann die Statuten

selbst gebilligt und unterschrieben hatte. Mehr Recht war auf Seiten des Herzogs Karl, der kurz nach der lezten Versöhnung mit seinem königlichen Bruder einen Brief an Bielke schrieb: er solle den lateinischen Handel, der in Calmar beschlossen worden, herausgeben; er habe die Schlüssel der königl. Majestät in Händen, und werde Gewalt brauchen, wenn jener die Schrift nicht in Güte ausliefere.

Der Rechtsgang gegen die Beklagten dauerte zwei Jahre unter Gefängnißdrohungen und abgeforderten Erklärungen, die Johann nie genügend fand, und die auch wirklich nie aufrichtig waren, da Erich Sparre mehr als einmal insgeheim gegen das protestirte, was er öffentlich zugestand.

Indeß hatten sich die mit Rußland, des Friedens wegen angeknüpften Unterhandlungen zerschlagen; im Winter 1590 fing der Czar den Krieg von neuem an, nahm dem Schweden Kexholms Lehen und Ingermannland, verheerte Finnland; in Esthland mußten 20,000 Schweden mehr als 100,000 Russen die Spitze bieten. Bei seinem Abzuge aus Ingermannland hatte der schwedische Statthalter Liefflands, Gustav Banner, nicht einmal Narva verstärkt, wo der heldenmüthige Karl Heinrichson Horn der Belagerung und dem Sturme der ganzen russischen Macht widerstand, ungeachtet er zulezt nur noch 400 dienstfähige Leute unter seinem Befehl hatte. Narva ging nicht über, auch Esthland wurde durch einige Abtretungen gerettet. Dennoch berief König Johann den tapferen Horn, dem er es nicht verzeihen konnte, daß er die Vorstellung in Reval unterschrieben, nach Hause, ließ ihn mit Banner gefangen setzen und erklärte beide für Verräther. Horn begehrte und erhielt zulezt Untersuchung und Urtheil. Seine Vertheidigung war edel und schön, ob er gleich erklärte, »daß er krank und schwach sey und ein gar wenig beredter Mann.« Nichtsdestoweniger ward er den 20. Februar 1591, am Jahrestage des Sturms auf Narva, zum Tode verurtheilt, saß aber noch ein Jahr lang im Gefängniß und wurde zulezt auf dem Richtplatze begnadigt. Nach Johanns Tode übergab ihm Karl wieder das Kommando in Liefland. Dieser Heinrichson Horn war der Sohn eines ebenso heldenmüthigen Vaters, und erzeugte selbst vier Söhne gleicher Art, worunter der jüngste, Gustav Horn, nachher so hohen Ruhm erwarb unter Gustav Adolph.

Im August 1592 vermählte sich Karl zum zweitenmale — aus seiner ersten Ehe war ihm nur eine Tochter übrig geblieben — mit Christina von Holstein. Diese Verbindung zog ihm von Neuem des Königs Ungunst zu; denn Johanns Sohn, Sigismund, hatte vor seiner Abreise nach Polen um Christina gefreit, und ihr schon Bildniß und Geschenke zugeschickt, als die Unterhandlungen abgebrochen wurden. Im Sommer desselben Jahres legte sich König Johann an einem Zehrfieber. Auf dem Krankenbette verzieh er den Reichsräthen, und versicherte, daß er, wenn der Tod ihn verschone, in Zukunft Niemand mehr in Glaubenssachen zwingen wolle, da seine Liturgie so viel Aergerniß verursacht habe. Eitle Reue! Er starb auf dem Schlosse zu Stockholm den 17. Nov. 1592 in seinem 35sten Jahre. Sein Tod wurde von der Königin etliche Tage verheimlicht. Bei einer später angestellten Untersuchung ergab sich, daß vieles aus dem Nachlasse des Königs weggekommen war. Karl erschien, als er den verheimlichten Todesfall erfuhr, zürnend im Schlosse, ließ die Leiche, die man in ein unansehnliches Zimmer gebracht hatte, prächtig einkleiden und in einem der schönsten Säle bewachen. Johanns Schwiegervater, und die Königin selbst mußten von ihm harte Vorwürfe hören. Karl gebot der letzteren sogar, das Schloß zu verlassen, ob sie gleich noch ein ganzes Jahr darin blieb.

Sechstes Kapitel.

Karl gegen Sigismund. Geburt Gustav Adolphs.

Nun war die Zeit gekommen, wo Gustavs I. Plane vollendet, und auf dem Ruin der Adelsmacht und der letzten Trümmer des Papismus, ein neues Königthum, gestützt auf Democratie, reich an Kraft und Ruhm aufgerichtet werden sollte. Wie konnte Sigismund über das protestantische Schweden herrschen, er ein Prinz, der so blind den Jesuiten ergeben war, daß sein eigener Vater ihn zuletzt, obwohl vergeblich beschwor, sich vor diesen Vätern zu hüten, die gewohnt wären »den einen Fuß im Predigtstuhle, den andern in des Königs Rathe zu haben?«

Karl hatte schon während der zwei letzten Jahre Johanns die Regierung geführt; um so begreiflicher ist es, daß er auch nach

seinem Tode die Macht in Händen hatte. In einem Briefe vom 24. Nov. 1592 benachrichtigte er Sigismund von dem Tode seines Vaters, und zugleich, daß er sammt dem Reichsrathe bis zur Ankunft des Königs Sigismund die Regierung übernommen habe. Ferner sagt er darin: »da die Polen ohne Zweifel nun suchen werden, den schwedischen Antheil Liefflands zu bekommen, so haben wir den Befehlshabern daselbst geschrieben, keine polnischen Anerbieten anzunehmen, ehe sie uns und den Rath davon unterrichtet,« König Sigismund möge diese Vorsicht wohlgeneigt aufnehmen.

Gleich darauf berief er die von König Johann abgesezten und verfolgten Reichsräthe zu sich, versicherte ihnen Verzeihung, und gab ihnen ihre Aemter und Lehen zurück. Zugleich wurden alle wegen der Liturgie und politischer Ursachen Gefangene in Freiheit gesezt. Unterdessen war eine Antwort von Sigismund eingegangen, worin dieser die Regierung dem Herzog Karl übertrug, bis er selbst sein väterliches Reich besuchen könne. So weit schien nun alles gut, denn auch die Versöhnung mit den Reichsräthen gefiel dem Könige wohl. Aber bald gewahrte man Zeichen des nahenden Sturmes. Sigismund hatte frühe heimliche Berichte aus Schweden erhalten des Inhalts: »Seine Majestät werde nicht so leicht zur Thronfolge kommen.« Einer von den Reichsräthen schickte ihm ein Gutachten über die Mittel, sich des Thrones zu versichern, wenn auch Gewalt nöthig werden sollte; es sey rathsam, daß der König Kriegsvolk nach Liefland schicke, und in Danzig, wohin er sich selbst begeben solle, eine Flotte zu rüsten. Um die Polen zu gewinnen, möchte sie Sigismund durch Abtretungen in Liefland zufrieden stellen. In Schweden selbst werde der Reichsrath nicht unterlassen für des Königs Interesse zu sorgen.« Die Parthie des hohen Adels — von dieser ging jener Rath aus, — blieb nicht bei Worten stehen. Gleich nach Johanns Tode versuchte es Graf Axel Lejonhufvud sich der Festungen Elfsborg und Güllberg im Namen Sigismunds zu bemächtigen. Zwar mißlang der Versuch und der Graf mußte aus dem Lande fliehen, aber er ging nun nach Polen zu Sigismund, und war dort mit seinen Klagen gegen Karl thätig. Aus Finnland schrieb der dortige Statthalter Clas Flemming, ein durch seine Grobheit berühmter Mann, Briefe nach Schweden, in denen er vor Karl warnte, zugleich

erklärend, daß er sich nur nach den Befehlen des Königs Sigismund richten würde.

Dennoch stand Karl mit dem Reichsrathe Anfangs in gutem Vernehmen. Er verband sich mit ihm, unbeschadet der Treue gegen Sigismund, die Regierung unter gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit, Einer für Alle und Alle für Einen zu führen. König Sigismund nannte später diese vom Herzoge sehr häufig gebrauchte Redensart: Karls Vogelgarn. Bald kamen jedoch Verwicklungen, vor denen der eingegangene Bund zerran. Die in Stockholm versammelten Geistlichen drangen beim Herzog, gestützt auf ein vom Könige Johann gegebenes Versprechen, darauf, daß er eine einheimische Kirchenversammlung zur Beilegung der Religionszwistigkeiten berufen möchte. Der Rath meinte, nur etliche seiner Mitglieder sollen mit der Geistlichkeit zu diesem Zwecke unterhandeln. Karl sah die Sache anders an. Er forderte zugleich einen allgemeinen Reichstag. Die Religion und die Freiheit, sprach er im Reichsrathe, sind meines Vaters Wohlthaten gegen das Vaterland. Aus Dankbarkeit dafür haben die Stände die Krone erblich gemacht im Hause Gustavs, nur der ist der rechte Erbkönig in Schweden, der diese Güter dem Reiche erhält. Wir haben jetzt einen König, der in seinem Gewissen der Macht und dem Willen des Pabstes unterworfen ist, um so nothwendiger ist es, daß wir für Religion und Freiheit solche Bedingungen fest stellen, wie sie Schweden von Alters her von seinen Königen zu fordern das Recht hat.

Eben so frei sprach er sich gegen den König Sigismund aus, als er ihm die Zusammenberufung der Stände nach Upsala meldete. Diese versammelten sich im November 1593 in großer Anzahl. Die Reichsräthe, vier Bischöfe, mehr als 300 Geistliche, Viele vom Adel, der Bürgerschaft und dem Bauernstande erschienen. Zum Wortführer wurde Nicolaus Bothniensis ernannt, ein Professor der Theologie aus Upsala, der um der Liturgie willen Verfolgung erlitten hatte. Nachdem man übereingekommen war, daß die heilige Schrift aus sich selbst erklärt, der einzige Grund der evangelischen Lehre sey, und nachdem man alle Artikel der unveränderten Augsburgischen Confession angenommen hatte, erhob sich der Bischof Petrus Jonä, und frug alle Anwesenden, ob sie dieser Lehre beistimmen und bei derselben verbleiben wollen, auch wenn es Gott gefiele, daß sie dafür leiden

sollten. Alle erwiederten: »Wir wollen dafür Alles wagen, was wir in der Welt haben, sey es Gut oder Leben.« Da rief der Wortführer: Nun ist Schweden ein Mann geworden, und wir Alle haben einen Gott. Die Veränderungen im Kirchengebrauch und der Lehre, welche unter der vorigen Regierung eingeführt worden waren, wurden abgeschafft; der Catechismus Luthers sollte wieder die Grundlage des Religionsunterrichts seyn. Diejenigen Geistlichen, die unter Johann die Liturgie befördert, waren nun die ersten, dieselbe abzuschwören, und um durch ausserordentliche Rechtglaubigkeit ihre alten Sünden vergessen zu machen, verlangten sie, daß Zwinglianer und Calvinisten ausdrücklich für Ketzer erklärt würden. Schon waren die Beschlüsse der Versammlung verlesen und angenommen. Der Sprecher weigerte sich, einen weiteren Zusatz anzunehmen; aber die rechtglaubigen Prälaten beharrten auf ihrem Beschlusse. »Nun so,« sagte Karl, der selbst im Geruch des Calvinismus stand, »schreibt hinzu alle die ihr wißt von solcher Art, meinetwegen den Teufel in der Hölle, denn er ist auch mein Feind.«

Die Geistlichen des Herzogthums, die Johann früher für eine Satansbrut erklärt hatte, feierten nun einen vollkommenen Triumph. Doch mit Mäßigung. Nur ein einziger Geistlicher, Peter Paulson, Pfarrer in Stockholm, der es wagte, jezt noch die Liturgie zu verfechten, ward abgesezt. Die Upsala-Versammlung, deren Andenken die schwedische Kirche jedes Jahrhundert feiert, war nicht nur ein großer Schritt zur Befestigung der Reformation in Schweden, sondern sie warf auch, wie man leicht sieht, einen ehernen Schlagbaum zwischen Sigismund und die schwedische Krone.

Aus Polen kam bald darauf ein Sekretär Karl's zurück, mit Danksagungen von Sigismund an den Herzog für die gehabte Mühe: »die Schweden möchten,« ließ der König sagen, »unbekümmert seyn in Betreff Esthlandes, Gesetze und Freiheiten des Reichs wolle er aufrecht erhalten, und der Religion wegen keinen lieben oder hassen, obgleich er die während seiner Abwesenheit zu Upsala gefaßten Beschlüsse nicht bestätigen wolle noch könne.« Solche allgemeine Zusicherungen erregten wenig Zutrauen in Schweden. Man verlangte bestimmte Zusagen, und schickte deßwegen den Reichsrath Thure Bielke an den König, mit der Vollmacht, den König zu ersuchen, daß er nach vorgängiger Bestätigung der

Freiheiten des Reiches die Zeit seiner Ankunft bestimmen möchte, weil ihn der Herzog mit einer Flotte abholen wolle. Kurze Zeit nach der Abreise dieses Gesandten erhielt man in Schweden die Nachricht, ein päbstlicher Legat sey nach Warschau gekommen, und habe den König aufgefordert, in seinem Erbreiche die alte Kirche wieder herzustellen, auch zu diesem Zwecke Geld angeboten; in ähnlichem Sinne sey vom kaiserlichen Gesandten gesprochen worden, Sigismund habe ferner auf seiner Reise die evangelischen Kirchen in Thorn und Elbing schließen lassen, und aus Furcht vor gleichem Verfahren sey in Danzig, während der Anwesenheit des Königs ein Tumult ausgebrochen. In Finnland fuhr Flemming fort, der schwedischen Regierung zu trotzen. Er segelte, ohne Karl zu fragen, mit seiner Flotte von Finnland nach Danzig, nahm dort Sigismund mit seinem Gefolge ein, und brachte ihn Ende September 1593 nach Stockholm. Karl stand auf der Schloßbrücke, den König zu empfangen. Der neu erwählte schwedische Erzbischof Abraham Angermannus der heftigste Widersacher der Liturgie, war für Sigismund ein ebenso widerlicher Anblick als der päbstliche Legat Malaspina für jenen. Nach kurzem Beisammenseyn, während dessen der Herzog in Gegenwart des Königs seinem Grolle gegen Clas Flemming den Lauf ließ, begab sich Karl in sein Herzogthum zurück, und überließ es dem Reichsrathe mit Sigismund zu unterhandeln.

Man drang auf die Versicherungen, aber Sigismund wollte weder die Beschlüsse der Upsala-Versammlung, noch die Wahl des Erzbischofes bestätigen. Seine Jesuiten und die Stockholmer Pfarrer predigten gegen einander. Sigismund wollte den Katholiken eine Kirche in dem ehemaligen Franziskanerkloster zu Stockholm einräumen, und ließ daselbst mit Gewalt ein katholisches Begräbniß feiern, wobei Polen und Schweden sich in der Kirche selbst aufs Blut schlugen. Von den Männern des Reiches umgaben ihn nur solche, die zum Katholicismus übergegangen waren. In seinen Unterhandlungen mit dem Rathe zeigte Sigismund alle jene Subtilitäten, die er von seinen Jesuiten gelernt. »Als Wahlkönig,« sagte er, als man um die Bestätigung der Beschlüsse von Upsala bat, »würde mein Gewissen mir verboten haben, irgend eine andere Religion zu genehmigen, als die ich selbst für die wahre halte; nun bin ich aber geborner Erbkönig eines Reiches, das eine andere Lehre bekennt; ich will diese

ungestört lassen, sobald man mir vorher erklärt, was für Freiheiten dafür meinen Glaubensgenossen den Katholiken zugestanden werden.

Voll Erbitterung zog man endlich nach Upsala, wo die Stände des Reichs versammelt waren, und wo zugleich das Begräbniß Johanns und die Krönung Sigismunds gefeiert werden sollte. Ersteres wurde mit großer Pracht begangen, aber der päbstliche Legat erhielt die Weisung, sich vom Leichenzuge entfernt zu halten, und den Jesuiten gebot man mit dem Tode, wenn sie sich in der Kirche blicken ließen. Karl erschien auch dabei, aber nicht allein, sondern mit einem Gefolge von 3000 Mann zu Fuß und zu Roß. Zu den Ständen sagte er, »ich trenne mich nicht von euch; will Sigismund euer König seyn, so muß er auch euer Begehren erfüllen;« dem Könige erklärte er, daß früher an keine Krönung gedacht werden könne. Schon bot ihm damals der Bauernstand die Krone an; er befahl ihnen zu schweigen. Andere sprachen davon, den jungen Prinzen Johann (den Halbbruder des Königs) auf den Thron zu setzen. Der Hof brauchte ausweichende Antworten und suchte die Stände zu trennen. Es ging ein Gerücht um, von Mordanschlägen gegen den Herzog. Karl verdoppelte seine Wachsamkeit und hielt seine Reiter in Bereitschaft. Die Stände ihrerseits gelobten sich unter Gebet, auf den Knieen liegend, die Beschlüsse der Versammlung von Upsala aufrecht halten zu wollen. Kein Katholik solle in Schweden irgend ein Amt bekleiden dürfen, wer zur päbstischen Lehre übergehe, oder seine Kinder in derselben erziehen lasse, müsse auf das Bürgerrecht verzichten. Katholiken dürfen sich zwar im Reiche aufhalten, so lange sie ruhig bleiben, aber kein katholischer Gottesdienst sey erlaubt, ausser in der Hofkapelle. Leztere Bestimmung war alles, was der Hof erhalten konnte, und als der Herzog zulezt drohte, abzureisen und die Stände zu beurlauben, wenn nicht eine bestimmte Antwort innerhalb 24 Stunden erfolge, unterwarf sich endlich der König den vorgeschriebenen Bedingungen. Auch der neugewählte Erzbischof mußte in seinem Amte bestätigt werden, doch durfte er Sigismund nicht krönen, sondern nur das Gebet bei er Feierlichkeit verlesen. Als der König während der Eidesleistung die Hand senkte, erinnerte ihn Karl sie aufrecht zu halten. Er selbst schwur dem Könige, ohne seine Kniee zu beugen, doch legte er ihm seinen fürstlichen Hut zu Füssen. Seine Rechte als Herzog wurden bestätigt.

Nach der Krönung und zum Theil noch vor derselben begann eine Reihe von Intriken um den Besitz der Gewalt während der Abwesenheit des Königs, der ohne Aufschub wieder nach Polen zurückkehren mußte. Die Regierung so viel als möglich zu zersplittern, um über die Getrennten desto leichter herrschen zu können, war die unverhohlene Politik des Hofes, während der Herzog, als Erbfürst und natürlicher Regent des Landes, die Macht in seinen Händen vereint wissen wollte. Zwischen diesen beiden Gegensätzen drehte sich nun das Spiel, das jezt aufgeführt ward. Zuerst trat Erich Sparre — der wohlbekannte Verfasser jener Calmarer Statuten — auf den Schauplatz, er übergab dem König eine wohlstudirte Schrift, die unter dem Scheine allgemeiner gesetzlicher Freiheit, nichts als Bevorzugung des Adels und Wiederherstellung alter Privilegien athmete. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich. Sigismund unterzeichnete eine besondere Verpflichtung gegenüber vom Adel und der Ritterschaft, wodurch König Johanns Privilegien bedeutend vermehrt wurden. Richterstellen werden darin ausschließlich dem Adel vorbehalten, so wie alle andern hohen Aemter des Reichs, in der Kanzlei, in der Verwaltung, im Heere; keine geringe und unadelige Männer sollen in irgend ein Amt über die Herren oder neben sie eingesezt werden. Unter Mitwirkung des Rathes solle das Reich regiert, und Niemand in den Rath aufgenommen werden, ohne das Gutachten seiner übrigen Mitglieder. Ferner solle der Reichsrath und der Adel gebührlich mit Land und Lehen bedacht werden, und eigene Gerichtsbarkeit über seine Grundholden genießen. Zulezt wurde noch der Ritterdienst herabgesezt, und dagegen alle mit dessen Uebernahme ursprünglich erworbene Rechte dem Adel und seinen Untergebenen bestätigt. — Die nächste Schwierigkeit war das Verhältniß der Macht des Herzogs zu den Rechten des Rathes zu bestimmen. Erich Sparre hatte abermal einen Plan zur Hand, der eine weitläufige, zwischen Rath und Herzog zersplitterte und künstlich abgewogene Vielherrschaft beabsichtigte. Der Hof war geneigt darauf einzugehen. Karl widersprach, »nach schwedischen Gesetzen,« meinte er, »komme es dem Reichsrathe nicht zu, zu regieren, sondern nur zu rathen. Als geborner Erbfürst sey er berechtigt, in des Königs Abwesenheit zu regieren.« Er drohte mit einem neuen Reichstage, wenn man seine Vorschläge nicht genehmige. Der Hof schwankte hin

und her, und zulezt ließ Sigismund bei seiner Abreise die Sache unentschieden, indem er dem Herzoge die Vollmacht zurückließ, die Regierung gemeinschaftlich mit sämmtlichen Räthen zu führen, ohne daß er die Gränzen für die Gewalt beider bestimmt hätte. Dieß war noch nicht Alles. Sigismund hinterließ ausserdem den Statthaltern der Provinzen eine von dem Reichsrathe und dem Herzoge völlig unabhängige Gewalt. Claes Flemming wurde mit solchen geheimen Vollmachten als Admiral, Reichsmarschall und oberster Statthalter in Finnland bestätigt. Von seinen Schwägern aus der Familie Stenbock erhielten unter denselben Bedingungen Erich Westergothland, Arvid Ostergothland, Karl Smäland; Erich Brahe, obgleich Papist, und als solcher kraft der Upsaler Beschlüsse, von allen Aemtern ausgeschlossen, ward nicht nur zum Statthalter auf dem Stockholmer Schlosse verordnet, sondern auch zum Hauptmann über Upland und Norrland eingesezt. Erich Sparre bekam zur Belohnung für seine Verdienste die Landshauptmannschaft von Westmannland und Dalekarlien. Es gab demnach so viele Fürsten in Schweden als Statthalter, Herzog Karl nannte sie mit Recht Gaukönige; unvermeidlich mußte zwischen ihm und jenen Streit ausbrechen.

Gustav Adolph äussert sich in seiner früher angeführten eigenhändigen Geschichte Karl's IX. auf folgende originelle Weise über das Betragen Sigismund's in Schweden. »Sigismund war flau in Bestätigung aller geistlichen und weltlichen Freiheiten Schwedens, besonders in Religionssachen; und wie er zaudernd gelobt hatte, so hielt er auch nicht länger Wort als zwischen Upsala und Stockholm; denn kaum in Stockholm angekommen, sezte er den Grafen Erich Brahe, einen Katholiken, zum Statthalter daselbst ein, welches nicht das geringste Amt in Schweden war. — Mala-Spina, der böse Dorn, der in des Königs Fuß steckte, machte ihn sehr von seinen Gelöbnissen hinken; papistische Schulen, papistische Kirchen wurden errichtet; um Stockholm herum wurde der Gottesdienst beunruhigt; bewaffnet mußte man zur Kirche gehen; dem Könige ward das geklagt und wenig dabei gethan. Ueberdieß fanden des Königs Rathgeber für gut, im Trüben zu fischen. Schweden mußte aufgewiegelt werden, auf daß ein Ketzer durch den andern könnte ausgerottet werden. Der König eilte nach Polen. In Schweden sollte Alles in Unfug und

Ungeschick bleiben, keiner war schuldig dem Andern zu gehorchen, auf daß desto eher unter so vielen Mächtigen (denn jede Provinz bekam ihren Statthalter) Unbestand aufkommen sollte. Aber so wie die Majestät des Reiches Schweden durch Gottes Beistand bis auf diesen Tag vertheidigt und verfochten worden, so daß sie niemals in ein anderes Reich kam, sondern durch Gottes Segen und schwedische Mannhaftigkeit dem Vaterland und dieser Nation behalten worden ist: also fanden sich auch jezt Männer, welche diesen Anschlag dem Könige nicht gestatten wollten. Der Rath, der in Stockholm war, protestirte gegen den König, daß es ihm nicht erlaubt sey, die königliche Regierung ausser Landes zu führen; er solle ein Regiment im Lande verordnen, welches statt seiner vorstehen sollte. Sie gaben auch dem König Karl (so nennt Gustav Adolph stets seinen Vater), der in Nyköping krank lag, dieses zu erkennen. Sigismund stellte zwar, obschon ungern, eine Vollmacht aus (die auch darnach war), worin in wenigen Worten mein Vater ermächtigt wurde, mit dem Reichsrath der Regierung vorzustehen; die Statthalter aber in den Provinzen wurden befehligt, auf dieses Regiment nicht zu achten. Also thaten sie was sie wollten. Dem Volke, das, besonders in Schweden, an Gesetz und Recht gewohnt war, kam es sonderbar vor, so übel von den benannten Statthaltern behandelt zu werden; und so wie das Volk ohnedieß geneigt ist, zu klagen: also da es sich bedrückt fand, lief es haufenweise nach Stockholm, wo es Hülfe zu finden gewöhnt war. Die Regierung hätte zwar gerne von Sigismund eine bessere Vollmacht und eine ausführliche Instruction gehabt, wonach sie Volk und Reich zu des Königs Besten hätte vorstehen können, was auch, während der König in Stockholm war, genugsam versprochen wurde: dennoch wurde sie von Tag zu Tag aufgeschoben, bis der König segelfertig war und keine andere mehr errichtet werden konnte, wovon alle Unordnung hernach aufgekommen.«

Noch vor der Abreise des Königs gab es Unruhen in Stockholm. Sigismund ließ nur die Katholiken in seine Nähe, und am Hofe sah man zulezt zwei päbstliche Gesandte, seitdem ein neuer angekommen war, um zur Niederkunft der Königin mit einer Tochter Glück zu wünschen. Die Umgebung des Königs zeigte offene Verachtung gegen den lutherischen Gottesdienst; dafür hielten die Bürger Wache, wenn ihre Prediger auf die

Kanzel gingen. Am Gründonnerstage wuschen der König und die Königin nach alter Sitte zwölf armen Männern die Füße. Sonntags predigte der Pfarrer Meister Schepperus dagegen, und verbot Jedermann, diesen Bettlern Almosen zu geben. Beinahe wären dieselben Hungers gestorben. Der König vermehrte seine polnische Leibwache, deren Gewaltthätigkeit viel Aergerniß gab. Als der Rath sich hierüber beklagte, antwortete er spöttisch: »200 — 300 Mann seyen nicht zu fürchten, die Fremden drücken das Land nicht, alles, was er vom Reiche genommen, steige nicht über 2000 Thaler.« Jezt ließ der Rath einen Haufen Bauern aus Dalekarlien in die Hauptstadt kommen und näherte sich dem Herzoge, besonders als man noch erfuhr, daß Sigismund eine Flotte aus Danzig verschrieben habe, und als dieselbe mit einer Anzahl polnischer Soldaten in Stockholm landete. Offenbar hat Sigismund diese Maßregel nur aus Furcht für seine eigene Sicherheit getroffen; aber der Verdacht wuchs; es kam zu blutigen Händeln zwischen den Polen und Schweden. Die Bürger bewaffneten sich und trugen Steine aus den Straßen in ihre Häuser. Man klagte allgemein, daß der Herzog nicht zugegen sey, der sich damals wegen Unpäßlichkeit, oder vielleicht aus Argwohn in seiner Stadt Nyköping befand. Bei solcher Stimmung der Gemüther begab sich Sigismund den 14. Juni 1594 an Bord, um nach Polen zurückzukehren. Noch in den Scheeren unterhandelte er mit Karl, dessen lezte Antwort war, daß er die Stände über die Regierung des Reiches hören wolle. Inzwischen wurde er vom Rathe, mit dem er einen Vertrag abgeschlossen, als Reichsverweser anerkannt.

Im Winter desselben Jahres 1594 den 9. Dezember, 8 Uhr Morgens, wurde Karls erster Sohn aus zweiter Ehe, Gustav Adolph auf dem Schlosse zu Stockholm geboren. Länger als zehn Jahre vor seiner Geburt soll Tycho Brahe, der berühmte Astrolog und Mathematiker am Himmel gelesen haben, daß ein neuer in der Cassiopea entdeckter Stern einen großen Prinzen bedeute, der im Norden geboren, wunderbare Thaten verrichten, und die protestantische Kirche retten werde. Auch andere Astrologen, die man damals an allen Höfen hielt, weissagten dem königlichen Kinde hohen Ruhm, und Karl feierte die Geburt seines Sohnes bedeutsam mit Wiederherstellung der Universität zu Upsala, einer der festesten Stützen des nordischen Protestantismus.

Die Feierlichkeiten bei der Taufe am Neujahrstage 1595 zeigten noch eine solche Eintracht zwischen dem Reichstag und dem Herzog, daß Sigismund neuen Verdacht gegen den ersteren schöpfte.

Aber bald änderte sich dieses Verhältniß. Karl hatte nach langwierigen Unterhandlungen im Mai 1595 den 26jährigen Krieg mit Rußland durch den Teusiner Friedensschluß beendet, kraft dessen Narva, Reval und Esthland den Schweden verbleiben, dagegen Kexholm mit seinen Lehen an die Russen abgetreten werden sollte. So sehr auch Schweden der Ruhe bedurfte, so beeilte sich Sigismund gar nicht, durch Erfüllung der letztgenannten Bedingung diesen Frieden zu verwirklichen. Er wollte nämlich das Heer, das Elas Flemming, sein treuer Anhänger, und Karls IX. Feind, in Finnland befehligte, nicht auseinander gehen lassen, was doch nothwendig geschehen mußte, sobald Kexholm an die Russen übergeben und dadurch der Friede hergestellt war. In der That behielt Flemming jenen Platz unter mancherlei Vorwänden zurück, und erst nach seinem Tode 1597 konnte derselbe an die Russen, die indessen mit Erneurung des Krieges gedroht hatten, ausgeliefert werden. Zu gleicher Zeit erlaubten sich Flemmings Soldaten solche unerhörte Gewaltthätigkeiten gegen das arme finnische Landvolk, daß dieses endlich in Verzweiflung aufstand. Von den Waffen, deren sich die Bauern hauptsächlich gegen ihre Peiniger bedienten, erhielt dieser Kampf den Namen Knüttelkrieg. Er wurde mit scheußlicher Erbitterung geführt, und kostete dem menschenleeren Finnland mehr als 11,000 Landleute.

Dieses Betragen Flemmings war für Karln ein neuer Grund, durch Einberufung der Stände, seine Drohung, die er schon bei Sigismunds Abreise ausgesprochen, zu verwirklichen. Aber nun brach offener Zwist zwischen ihm und dem Reichsrathe aus, der wohl wußte, daß durch die Reichstage unvermerkt alle Gewalt in die Hände des Herzogs übergehe. Die Sache verlief so. Karl IX., immer die gesetzlichen Formen beobachtend, wenn sie mit seinen Interessen nicht in geradem Widerspruche waren, schrieb einen Brief an Sigismund nach Polen, worin er sich über die Regierungsform beklagte, und eine bessere Ordnung für das Reich verlangte. Sigismund antwortete, der Herzog sowohl als der Reichsrath solle sich mit der Einrichtung begnügen, die er, der König, bei seiner Abreise aus Schweden hinterlassen; wenn er selbst wieder ins Reich komme, wolle er sehen, was zu ändern

sey. Sogleich nach Empfang dieser Antwort wendet sich Karl an die Reichsräthe mit der Forderung, alles gutzuheißen, was er, der Herzog, beschließen werde. Als diese sich hartnäckig weigerten, beruft er sich auf die Stände und erklärt seine Absicht, einen Reichstag auszuschreiben. Von neuem protestirt nun der Rath: »er wolle dem gesetzmäßigen Könige treu und hold verbleiben, und Nichts gegen seinen Willen thun.« Zu gleicher Zeit wird ein von sämmtlichen Reichsräthen unterschriebener Brief an Sigismund abgefertigt, in welchem diese ihren Gebieter warnen, und Geld und Kriegsvolk verlangen, um sich den wachsenden Eingriffen des Herzogs mit Gewalt widersetzen zu können. Allein unterdessen hatte auch Karl gehandelt, schon waren auf seinen Befehl die Ausschreiben ausgefertigt, welche einen Herrentag auf den 30. September nach Söderköping beriefen. Es fehlte nur noch an der Unterschrift der Reichsräthe. Karl forderte dieselben auf, zu unterschreiben; sie weigerten sich; nun nahm er einen andern Ton an: »ihr müßt die Briefe unterschreiben und selbst auf den Reichstag kommen, oder ich will euch einen andern Weg weisen. Ich bin ein Königssohn und Erbfürst hier im Reiche; nach meinem Willen sollt ihr thun, und wenn ihr nicht gutwillig folget, will ich euch gebunden nach Söderköping abführen lassen.« Jezt mußten die Herren gut oder übel wollend, sich bequemen, ihren Namen unten hinzusetzen. Doch hofften sie noch auf Beistand von Seiten des Adels und der Ritterschaft. Aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Als die Stände versammelt waren, übergab ihnen der Herzog zuerst mehrere Klagpunkte: »wenn Er nicht neben dem Namen auch die Macht eines Reichsverwesers erhalte, wenn nicht die beschwornen Versprechungen des Königs Sigismund in Betreff der Religion erfüllt würden, wenn nicht Claes Flemming und andere Widerspenstige die verdiente Strafe erhielten, wolle Er sich lieber aller Gewalt entschlagen und das Reich sich selbst überlassen.« Zugleich verlangte er, daß jeder Anwesende die Beschlüsse, die auf dem gegenwärtigen Reichstage gefaßt würden, unterschreiben und besiegeln solle. Doch dieß war nur ein Vorspiel. Jezt, nachdem die Punkte, um die es sich handelte, der Versammlung bekannt und vorläufige Zustimmung erfolgt war, läßt Karl auf dem Markte von Söderköping einen Stuhl für sich hinstellen, um die Versammlung anzureden. Aber nicht an alle Stände, oder an den vornehmsten derselben — den

Adel — wendet er sich, wie es sonst bei Reichstagen der Brauch war, sondern an das Volk, an die Deputirten der Bürger und Bauern: »Nachdem wir, ehrliche und gute Männer, übereingekommen sind, über die Beschlüsse, die euch vorgelesen wurden, so geht nun meine Anfrage an euch, ob ihr gesonnen seyd, zu vertheidigen, was hier ausgemacht worden ist, und dafür einzustehen Alle für Einen und Einer für Alle, dieweil ja nichts beschlossen wurde, was den Verpflichtungen und Rechten des Königs Sigismund, oder dem Wohle des Landes zuwider wäre.« Sogleich rief das Volk: »ja, ja, gnädiger Herr, wir wollen,« hub die Hände auf gen Himmel und schwur laut, mit seiner fürstlichen Gnaden zu halten Alle für Einen und Einer für Alle. (Karls IX. Lieblingsausdruck.) Hierauf wendet sich der Herzog an die Reichsräthe, die Bischöfe und den Adel, die seinen Stuhl umgaben mit der Frage: »Und ihr, was sagt ihr hiezu. Hört ihr, was diese geschworen haben, wollt ihr euch trennen von ihnen?« Der Reichsrath antwortete im Namen des Adels, und versprach seiner fürstlichen Gnaden in Allem zu gehorchen, was dem König und Vaterland zu Nutz und Frommen gereiche. Karl mit dieser allgemeinen Redensart nicht zufrieden, rief ihnen zu: »so hebt die Hände empor und schwört, daß ihr mir gehorchen wollet in Allem, was ich euch befehlen werde. Die Meisten hoben die Hände auf und schwuren, aber es fehlte auch nicht an solchen, die sich dessen weigerten. Weiter sprach nun der Herzog von nöthigen Ausgaben für die Besoldung des Heeres, und andern Geldbedürfnissen. »Wir wollen Vorsorge treffen,« sagte er, »daß es sich nicht hoch auf den Mann belaufen soll.« Sogleich versprach das Volk, die Steuer zu bezahlen, und dankte noch dem Herzog, daß er sie zu schonen versprochen habe. Seit dieser Zeit war der Bund zwischen ihm und dem dritten Stande unauflöslich befestigt.

Die Beschlüsse von Söderköping wurden in schwedischer, teutscher und lateinischer Sprache durch das Reich verkündigt. Die Religion spielte, wie oben angedeutet, eine Hauptrolle in denselben. Was schon früher gegen die Katholiken beschlossen worden, erhielt Bekräftigung und volle Wirkung. Der katholische Gottesdienst in Stockholm und zwei andern Orten wurde eingestellt, das Kloster zu Wadstena, das lezte und berühmteste in ganz Schweden, gänzlich aufgehoben. Zugleich sollte eine allgemeine Kirchenuntersuchung im ganzen Reiche vorgenommen werden, um die

lezten Ueberbleibsel des Pabstthums auszurotten. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie wenig die Reformation im Stande gewesen ist, die Herzen der Menschen und ihre Leidenschaften anders zu machen, und daß die Geistlichkeit in jeder Form, sey es mit dem Meßbuch oder der Bibel, in der Mönchskutte oder im schwarzen Rock, von unbändiger Herrschsucht getrieben wird. Der lutherische Erzbischof des Reichs Abraham Angermannus, der mit der Herstellung der Kirchenzucht beauftragt worden war, zeigte bei diesem Geschäft die ganze Härte seines Sinnes. Ruthenstrafe, Begießung mit eiskaltem Wasser, Gefängniß bei Wasser und Brod waren die Mittel, deren sich der hochwürdige Herr bediente, um die erkrankten Schaafe auf den Weg des wahren Glaubens zurückzuführen. Andere Geistliche, namentlich der Pfarrer Meister Erich Schepperus in Stockholm eiferten auf gleiche Weise. Dieser Mann, bekannt durch seinen Widerstand gegen die Liturgie König Johanns, verbarg seine Neigung nicht, auch das weltliche Regiment meistern zu wollen. Er predigte gegen die Steuer, die auf dem Reichstage zu Söderköping ausgeschrieben worden war, und hezte die Stockholmer Bürgerschaft in diesem Sinne auf. Alsbald sezte ihn der Herzog ab. Der Erzbischof nahm ihn in Schutz. Aber nun schrieb Karl IX. an diesen: »Wir wollen das von unserm seligen Vater erworbene Recht bewahren, daß es der Obrigkeit zukommt, einen Geistlichen aus gegründeten Ursachen seines Amtes zu entsetzen, denn sonst möchten wir lieber unter dem Pabste stehen als unter dem Erzbischof und Kapitel von Upsala.« Zugleich bezeigte der Herzog dem Prälaten seine Unzufriedenheit mit der Art, in der er die Kirchenuntersuchung vorgenommen. »Nicht wie ein Erzbischof« — sagte er ihm — »sondern wie ein Scharfrichter habe er sich dabei betragen, und großen Mißmuth unter dem Volke erregt.« Man sieht, Karl IX. war der Mann dazu, alle Rechte, welche die Reformation der Obrigkeit gab, mit unerbittlicher Schärfe durchzuführen.

Um dieselbe Zeit, während die Geistlichkeit über diese Strenge erbittert war, wüthete nach langer, anhaltender Nässe und großen Ueberschwemmungen eine schreckliche Hungersnoth in ganz Schweden. Drei Jahre dauerte dieselbe, der Mangel wurde so groß, daß viele Menschen Hungers starben. Um den Jammer noch zu vermehren, verbot Sigismund alle Fruchtausfuhr aus Polen nach schwedischen Häfen. Er wollte dadurch das Volk zur Empörung

gegen Karl verleiten. Und hiemit noch nicht zufrieden, ließ Sigismund Briefe in Schweden herumverbreiten, worin dem Volke verboten wurde, die von Karl ausgeschriebenen Steuern zu bezahlen.

Man weiß, daß der gemeine Mann überall eine solche Musik mit Freuden höret und kann demnach die Gefahr ermessen, in der Karl IX. durch diese Kette von Unfällen schwebte. Aber er und der Thron ward gerettet durch den Instinkt des schwedischen Bauern, für den es ein Hauptstück seines politischen Glaubensbekenntnisses geworden war, daß Schweden nur durch den Untergang der Aristokratie und durch enges Anschließen an das Wasahaus und seine wahren Grundsätze bestehen könne. Mitten in jener Zeit der Trübsal schickten die Thalleute einen Brief, datirt Tuna Dreikönigstags 1597 an die übrigen Landschaften ab, in dem sich folgende Worte finden: »Ueber ganz Schweden dürfen nicht mehrere, sondern nur Einer König seyn. Und da der König Sigismund selbst nicht im Reiche ist, und sein Sohn und Bruder unmündig, so können und wollen wir keinen andern als Reichsverweser anerkennen, als seine fürstlichen Gnaden den Herzog Karl.«

Inzwischen handelte der Reichsrath heimlich und offen dem Herzog entgegen. Ebenso die meisten vom Adel, die zwar aus Furcht die Beschlüsse von Söderköping unterschrieben hatten, aber nur in der Absicht, bei günstiger Gelegenheit, die auferlegten Verpflichtungen abzuschütteln. In Finnland trat Clas Flemming offen gegen die Söderköpinger Beschlüsse auf, und verfolgte alle, die sich denselben unterwarfen, oder überhaupt Klagen nach Schweden und an den Herzog brachten. Karl forderte nun, daß Flemming sammt seinem Anhange mit den Waffen unterworfen werden solle; Finnland dürfe nicht von Schweden getrennt werden. Der Reichsrath ertheilte ihm ausweichende Antworten, rieth ab, und unterhandelte. Nun dankte der Herzog am 2. November 1596 ab, aber mit der Erklärung: so wie er die Regierung von den Ständen empfangen habe, so wolle er sie auch in die Hände der Stände niederlegen. Er schrieb deßhalb einen neuen Reichstag nach Arboga aus auf den 13. Januar des folgenden Jahres 1597. Zwei Monate später kam ein Brief von König Sigismund aus Polen, worin es hieß, der König habe in Erfahrung gebracht, daß der Herzog sich nach der

vorgeschriebenen Form nicht mehr mit der Regierung befassen wolle, der Reichsrath solle deßhalb von nun an allein mit der Leitung der Geschäfte beauftragt seyn.

So drängte sich alles zu einer Entscheidung zusammen. Die erste Stimme, die sich über die Entsagung Karl's vernehmen ließ, ging von Upsala aus. Die Professoren dieser Universität schrieben an den Herzog, sie hätten mit großem Herzeleid vernommen, daß er sich vom Reiche trennen wolle, als geborne schwedische Männer bäten sie ihn, dieß nicht zu thun. Bald erhoben sich lautere Stimmen. Absichtlich war die Eröffnung des Reichstages zu Arboga auf einen Markttag verlegt worden, wo auf jeden Fall viel Volk zusammen kommen mußte. Auch hatte Karl IX. noch vorher mit den Bauern auf den Märkten zu Enköping und Upsala Zwiesprache gehalten. Die Dalekarlier ließen einen Brief ins Land ergehen, und ermahnten die übrigen Landschaften, sich in voller Zahl einzufinden.

Unerachtet eines förmlichen Verbots von Seiten des Königs Sigismund und einer Protestation des Rathes, kam der Reichstag um die bestimmte Zeit zusammen. Von den Räthen des Reichs erschien nur ein einziger, der Graf Axel Lejonhufvud, den Karl IX. mit großen Belehnungen zu diesem Schritt vermocht hatte, von dem Adel mit geringer Ausnahme nur diejenigen, welche im Herzogthum Südermanland angesessen, und also Karls IX. Vasallen waren. Die Geistlichkeit kam, aber viele Mitglieder dieses Standes, die sonst am heftigsten Parthei gegen Sigismund gehalten, galten jezt als seine Anhänger. Karl klagte den Erzbischof Angermannus öffentlich an, das Verbot Sigismunds gegen die Söderköpinger Beschlüsse verbreitet zu haben. Er wurde später abgesezt und starb im Elende. Auf dem Reichstage selbst ging es wild zu. Karl redete zu den Bauern, diese schrieen: »ja Herr, wir wollen euch vertheidigen, so lange unser Blut warm in den Adern ist.« Zugleich hoben sie die Aexte und Knüttel auf gegen die Adeligen und drohten, alle Herren todtzuschlagen.

Der Herzog ließ sich, wie man denken kann, bewegen, die Regierung wieder anzunehmen. Sonst wurden die früheren Beschlüsse von Söderköping bestätigt. Wer sich widersezte, sollte als Reichsfeind mit den Waffen bezwungen werden.

Jezt verließen die meisten Reichsräthe das Land. Vor allen Erich Sparre. Karl, ungesäumt die Muthlosigkeit seiner Widersacher benützend, nahm Elfsborg, Stegeborg, Calmar ein und sezte dann nach Finnland über. Dort war Clas Flemming gestorben. Die Hauptstadt Abo, von seiner Wittwe vertheidigt, fiel zugleich mit der finnischen Flotte in die Hände des Herzogs. Mehrere in Abo gefangene Edelleute mußten mit Karl nach Schweden zurückkehren; ihre Köpfe fielen unter dem Henkerbeile theils zu Stockholm, theils zu Upsala. So war denn der Bürgerkrieg in volle Flammen ausgebrochen.

Nun mußte auch Sigismund zu etwas anders greifen, als die bisherigen Palliativmittel, Briefe, Abmahnungen u. s. w. gewesen waren. Er machte bekannt, daß es seine Absicht sey, unverzüglich in sein väterliches Reich zurückzukommen, und forderte zu diesem Zwecke, daß die schwedische Flotte ihn in Danzig abholen solle. Zugleich erklärte er, um seiner eigenen Sicherheit willen, fremde Soldaten mitbringen zu wollen, fände er Schweden ruhig, so werden dieselben sogleich nach Hause zurückgeschickt werden. Alsbald wandte sich Karl wieder an die Stände; in zwei Versammlungen hintereinander zu Upsala und Wadstena (den 20. Febr. und 25. Juni 1798), verband sich Herzog und Volk, mit einander Leben und Eigenthum für die früheren Beschlüsse einzusetzen, und eher alles zu dulden, ehe man gestatte, daß einer von den Verbündeten Verfolgung wegen der Söderköpinger Beschlüsse erfahre. In den heftigsten Ausdrücken erklärten sich die anwesenden Stände gegen die entwichenen Reichsräthe; sie seyen es, die Aufruhr anstiften und fremde Kriegsvölker ins Land ziehen wollen; deßhalb sollen sie auch zu Gericht stehen.

Nachdem Sigismund lange vergeblich auf die schwedische Flotte gewartet, bestieg er mit 5000 Mann polnischer Truppen und einem glänzenden Hofstaate, eine Anzahl Danziger Kauffarteischiffe, und landete den 30. Juli 1598 bei Calmar. Diese Stadt öffnete ihm sogleich die Thore. Der König selbst, so wie die entflohnen Reichsräthe, die in seinem Gefolge waren, thaten Alles, um die Herzen der Schweden zu gewinnen, und zwar mit gutem Erfolg. Liefland befand sich in seinen Händen, ebenso ein guter Theil Finnlands, wo nach Karls Abreise Abo wieder durch Sigismunds Feldherrn Arwid Stälarm für die königliche Parthei gewonnen worden war. Auch Stockholm

erklärte sich für Sigismund, deßgleichen viele Einwohner von Gothland. Karl IX. war, wie sein Vater Gustav Wasa, ausser dem ordentlichen Heere aus seinem Herzogthum, hauptsächlich auf die Bauern von Norland und Dalekarlien beschränkt. Unter lezteren hatte sich das Gerücht verbreitet, daß nicht Sigismund selbst gekommen sey, sondern ein Schustergeselle, der ihm sehr gleiche, und den die Polen abgeschickt hätten, um das schwedische Reich zu verwirren. Als ein Beamter Sigismunds, Jakob Naef, ein Schotte, nach Dalarna kam, um die Thalbauern zum Gehorsam gegen den König aufzufordern, schlugen sie ihn todt und begingen dabei unerhörte Gräuel gegen die Anhänger Sigismunds. Sie erneuerten hierauf ihren alten Bund mit den Westmanländern, Gestrikern und Helsingen, und rüsteten sich, Karln zu Hülfe zu ziehen. Indeß bekamen sie zuvor noch in ihrem eigenen Lande zu thun. Der oben genannte Arwid Stälarm war nämlich nach der Einnahme Abo's mit 3000 Mann über den bothnischen Meerbusen gesezt, und versuchte es, im oberen Schweden zu landen. Etliche hundert Upländer-Bauern zogen ihm, unterstüzt von des Herzogs Flotte, auf die Küste entgegen und schlugen die bereits gelandeten Finnen zurück. Da die Bauern ihre Schnappsäcke zu diesem Zug meist mit Würsten gefüllt hatten, so wurde er der Würstezug genannt.

Während dieß im oberen Schweden vorging, unterhandelten König und Herzog einen Monat lang ohne Erfolg. Sigismund begab sich nach Stegeborg. Herzog Karl folgte ihm mit seinem Heere, ward aber in der Nacht des 8. Sept. von dem polnischen Oberst Weyer umgangen, verlor viele Leute und gerieth in eine sehr schwierige Lage. Mit einem abgeschlagenen Kopfe auf seiner Lanze eilt nun der polnische Feldherr Farenbach zum Könige und beschwört ihn, die gewonnenen Vortheile zu verfolgen. Doch Sigismunds sanftes Herz konnte den Anblick des vergossenen Bürgerblutes nicht ertragen; er ließ dem Herzoge sagen, daß er sich zurückziehen könne. Dieser war durch die königliche Milde so gerührt, daß er in den ersten Aufwallungen vor seinen Feldobersten erklärte, mit Weib und Kind aus dem Reiche gehen zu wollen, wenn die Einigkeit dadurch wieder hergestellt werde; doch diese Empfindsamkeit verflog bald, die Unterhandlungen wurden von neuem begonnen, und als bald darauf Karls Flotte ankam, spannte er seine Forderungen höher.

Sigismund zog sich nach Linköping. Der Herzog nahm hierauf Stegeborg ein und folgte dem Könige. Auf beiden Ufern des Stängestroms, bei Linköping, kam es am 25. Sept. 1598 zur Schlacht. Das königliche Heer erlitt eine völlige Niederlage; 2000 Mann bedeckten die Wahlstatt; der Herzog verlor nur wenige Leute. Man nennt es die Schlacht von Stängebro. Sigismund wäre selbst gefangen genommen worden, hätte Karl nicht einen Waffenstillstand bewilligt, unerachtet eines verrätherischen Schusses, der während der Unterhandlungen auf ihn abgefeuert wurde. Am andern Tage nach dem Treffen kamen der Herzog und Sigismund zu einer persönlichen Unterredung zusammen. In Folge derselben wurde am 28. Sept. ein Vergleich abgeschlossen, des Inhalts, daß das Vergangene vergessen seyn, daß die fremden Truppen mit Ausnahme der Leibwache des Königs fortgeschickt werden, daß endlich die Regierung an Sigismund übergeben werden sollte, jedoch mit dem Bedinge, dieselbe gemäß den Söderköpinger Beschlüssen zu führen; ausserdem wurde bestimmt, daß innerhalb der nächsten vier Monate ein Reichstag einberufen werden müsse, bis zu dieser Zeit sollten die vom Herzoge eingesezten Beamten in ihren Aemtern bleiben.

Da der König als Katholik unmöglich in rein protestantischem Sinne regieren konnte, was doch die Söderköpinger Beschlüsse voraussezten, so sieht man, daß Sigismund durch diesen Vergleich eigentlich auf die Krone Schwedens verzichtet hatte. Nur das Wort war noch nicht ausgesprochen. Sigismund mußte sogleich eine weitere Demüthigung erfahren. Herzog Karl forderte nämlich, daß von der bedungenen Amnestie die fünf entflohenen schwedischen Reichsräthe ausgenommen seyen, die den König in das Reich begleitet hatten, namentlich Gustav und Sten Banner, Erich Sparre, Thure Bielke und Göran Posse, sie sollten an den Herzog ausgeliefert werden. Sigismund that alles, um diese demüthigende Bedingung abzuwenden. Er schickte den Grafen Brahe ab, um Karl IX. zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Herzog antwortete: »Wider euch, Graf Brahe, habe ich Nichts, ihr bekennt denselben Glauben wie der König und habt nach eurem Gewissen gehandelt. Aber nicht so die fünf andern; will sie der König nicht gutwillig ausliefern, so finden sich Männer hier, welche die Verräther des Landes mitten aus des Königs Umgebung herauszureißen wissen werden.«

Er deutete hiebei auf einen Haufen Bauern, der eben den Herzog zu unterstützen angekommen war. Sigismund mußte es sich gefallen lassen, die fünf Herrn auszuliefern. Man hörte sie sagen: wären wir dem Herzog so treu gewesen, als dem König, unser Lohn würde ein ganz anderer seyn.

Zu Linköping trennten sich der König und der Herzog. Sigismund ging zu Stegeborg an Bord und ward durch Sturm nach Calmar getrieben. Nachdem er in diese Feste polnische Besatzung geworfen, segelte er nicht nach Stockholm, sondern nach Danzig. Er hatte somit selbst auf Schweden verzichtet.

Ein Reichstag, der sich zu Anfang des Jahres 1599 zu Jönköping versammelte, sagte Sigismund Treue und Gehorsam auf, jedoch noch bedingt. Aber auf einer neuen Stände-Versammlung zu Stockholm am 24. Juli desselben Jahres erfolgte diese Erklärung unbedingt, es wurde an Sigismund geschrieben: wenn er nicht innerhalb sechs Monaten seinen Sohn Wladislaus nach Schweden schicke, um in der evangelischen Lehre zum König des Reichs erzogen zu werden, so solle sein Stamm auf ewige Zeiten seines Erbrechtes auf die schwedische Krone verlustig seyn. Zugleich wurde der Herzog zum regierenden Erbfürsten des Landes erklärt, wer sich den Beschlüssen der Stände widersetze, solle als Hochverräther bestraft, die Finnen mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden.

So war denn der große Riß erfolgt. Das Wasahaus hatte sich in zwei feindselige Zweige getheilt, welche tiefer persönlicher Groll, Thronansprüche, Verschiedenheit der politischen Grundsätze, vor allem eine Religion trennte, welche in jenen Zeiten Elektricität genug besaß, um eine blutige Saat emporzutreiben. Schon vereinten sich damals die katholischen und protestantischen Mächte zu jenem großen Zusammenstoß, der Europa ein halbes Jahrhundert lang erschütterte. Heinrich IV. von Frankreich hatte mehrere Jahre zuvor an Karl IX. die Aufforderung ergehen lassen, dem gewaltigen protestantischen Bunde beizutreten, den dieser berühmte König gegen Oestreich vorbereitete. Unter dem schwedischen Volke liefen von Mund zu Mund jene Aeusserungen banger Ahnung, die den großen Stürmen in der Menschenwelt als Vorboten vorauszugehen pflegen. Alte Chroniken erzählen, daß es in Stockholm Blut geregnet, ehe Karl nach Finnland zog; vor der Stängebroschlacht

hätten die Bauern um Linköping Heere in der Luft fechten sehen, ebenso die Strandbewohner von Oeland kämpfende Flotten im Calmarsund. Von Karln IX. selbst wird ähnliches berichtet. Vor dem Reichstage zu Söderköping im Jahre 1595 habe er folgenden Traum gehabt. Es schien dem Herzog, als säße er in Reval zu Tische, und ein liefländischer Edelmann sezte ihm verschiedene Gerichte vor. Als die Schüsseln aufgedeckt wurden, zeigte sich in einer derselben das schwedische Wappen, in der andern ein Todtenschädel mit vielen Menschenknochen ringsum. Der Herzog sey, meldet der Bericht weiter, erschrocken von diesem Traume erwacht, und habe ihn seinem Kammerherrn erzählt, der denselben entsprechend den späteren Ereignissen deutete.

Siebentes Kapitel.

König Karl IX., sein Testament und Tod.

Nach Sigismund's oben erzählter Flucht geriethen seine Anhänger in Verzweiflung. Graf Brahe schrieb nach Polen, in der ganzen Weltgeschichte finde sich kaum ein ähnliches Beispiel von schmählicher Aufopferung der treusten Anhänger. Verlust des Eigenthums, der Ehre, des Lebens, Galgen und Rad sey das einzige, was des Königs Freunde zu erwarten hätten. Sigismund sagte in seiner Antwort, er hoffe noch andere Anhänger in Schweden zu haben als die, welche dem Galgen und Rad verfallen wären, wiewohl ein großer Theil der smaländischen und westgothischen Reiterei durch ihre Aufführung in der Stängebroschlacht nichts besseres verdient hätte. Zugleich forderte er die Befehlshaber der ihm treu gebliebenen Plätze des Reiches auf, sich aufs äusserste zu vertheidigen. Dem Kommandanten der Feste Calmar Johann Sparre (Bruder des gefangenen Reichskanzlers Erich Sparre) befahl er bei seinem zeitlichen und ewigen Heile, Calmar den Winter über zu halten, selbst wenn ihn Herzog Karl durch die Drohung, seinen Bruder umzubringen, zur Uebergabe auffordern werde. Ausserdem verbreitete er heftige Schriften wider Karl an den europäischen Höfen. Aber ein

Seezug, den er von Danzig aus gegen die Veste Elfsborg unternehmen ließ, mißglückte völlig.

Indessen handelte Karl. Im Frühjahr 1599 erschien er vor Calmar mit seinem Heere. Beim Sturme sah man ihn zu oberst auf der Leiter. Die Stadt wurde mit Gewalt genommen, das Schloß mußte sich bald darauf aus Hunger ergeben. Aller Augen waren auf das Schicksal gerichtet, das den Kommandanten treffen würde. Karl ließ ihm folgende Punkte zur Beantwortung, wie vor Gott vorlegen: wo die Bundesbriefe wären, welche die treulosen Reichsräthe gegen den Herzog entworfen? ob es nicht des Königs und der Reichsräthe Absicht gewesen, den Herzog zu fangen, zu verjagen oder zu tödten? ob sie nicht Schweden wie Polen zu einem Wahlreiche hätten machen wollen, und dem Könige freie Religionsübung zugesagt; ob nicht die Rede davon gewesen sey, die Prinzessin Anna (Schwester Sigismunds und Tochter des Königs Johann aus seiner Ehe mit Katharina Jagellonica) zur Regentin von Schweden zu erheben und sie mit Gustav Brahe zu vermählen? nebst anderen geringeren Punkten ähnlicher Art. Man weiß nicht, was Johann Sparre auf diese Fragen zur Antwort gab. Gewiß dagegen ist es, daß er mit zwei anderen schwedischen Edelleuten und Mehreren geringeren Standes zum Tode verurtheilt wurde. Ihre Köpfe hingen bald darauf über dem Stadtthore von Calmar. »Rache, Rache vor Gottes gerechtem Gericht,« schrieb der gefangene Reichskanzler in sein Testament auf die Nachricht von seines Bruders Schicksal.

Mit gleicher Strenge verfuhr Karl in Finnland, wohin er im Sommer 1599 mit der Flotte und dem Heere zog. Die Finnen wurden geschlagen, Wiborg und Abo eingenommen, das ganze Land unterworfen. Achtundzwanzig Personen fielen in beiden Städten unter dem Henkerbeile, worunter ein Sohn des alten Clas Flemming. Nachdem auf diese Weise die bewaffneten Anhänger Sigismunds vernichtet worden waren, brach das Verderben los über die längst gefangenen Mitglieder des Reichsrathes. Auf dem Reichstage zu Linköping den 3. Mai 1600 begann der Prozeß. Das von dem Herzog niedergesezte Gericht bestand aus 153 Personen, worunter 38 vom hohen Adel, 24 Offiziere der Reiterei, 20 vom Fußvolk, 24 Bürger, ebensoviele Bauern, 23 Vögte und Richter. Die Zahl der Angeklagten

hatte sich von den ursprünglichen fünf Reichsräthen in Folge der neusten Ereignisse sehr vermehrt. Karl selbst trat als Ankläger gegen acht der Vornehmsten unter den Beschuldigten auf. Die Klagepunkte gingen zurück bis in die Zeiten Königs Johanns. Privatbriefe an ihre Frauen und Angehörigen wurden als Beweise gebraucht. Dessen ungeachtet fand sich kein hinreichender Grund wider einen der angesehensten unter den Beschuldigten, Hogenskild Bielke, obgleich Karl IX. bei Himmel und Erde schwur, daß dieser alte Fuchs die eigentliche Ursache von Allem wäre. Die heftigen Ausdrücke des Herzogs begleitete das anwesende Volk mit Beifallsruf. Vier von den Reichsräthen Claes Bielke, Erich Lejonhufvud, Göran Posse und Gustav Horn fielen auf die Kniee nieder, bekannten sich schuldig und flehten um Gnade, die ihnen zugesagt wurde. Die übrigen Angeklagten protestirten mit der Erklärung, daß sie nur eine Parthei, keine Richter vor sich sehen. Obgleich der Adel für Milde stimmte, verdammten sie die Richter aus den übrigen Ständen zum Tode, das Urtheil wurde den 17. März bekannt gemacht. Weder die Fürbitten der Bischöfe noch die nahe Verwandtschaft der Angeklagten mit dem königlichen Hause, noch der Kniefall ihrer Frauen und die Thränen von 22 gegenwärtigen Kindern konnten den Herzog zum Erbarmen stimmen. Er verließ Linköping, nachdem er die Vollziehung des Urtheils angeordnet hatte. Den 20. März wurden Gustav Banner, Erich Sparre, Sten Banner und Thure Bielke auf dem Markte von Linköping mit dem Schwerdte hingerichtet. Ihr Benehmen war muthig bis zum lezten Augenblick. Sie redeten das Volk an, und betheuerten ihre Unschuld. Nach ihnen erlitt Bengt Fack, ein 60jähriger General die Todesstrafe. Die übrigen begnadigten Gefangenen wurden mit hinausgeführt, und mußten die Hinrichtung ihrer Freunde ansehen; nachher brachte man sie ins Gefängniß zurück. Hierauf beschränkte sich aber das Strafgericht noch nicht. Arwid Stälarm, einer der Angeklagten, schon zweimal zum Tode verurtheilt und begnadigt, erhielt im Jahr 1602 auf Fürbitte des finnischen Adels seine Freiheit und sogar eine Befehlshaberstelle in Liefland; allein nach dem Unglück, das die Schweden 1604 vor Wittenstein betraf, ward er wieder angeklagt, zum Tode verurtheilt, abermal begnadigt, und starb dann im Gefängniß. Ebenso ward im Jahre 1605 der alte kranke

Hogenskild Bielke aufs neue vor den Richterstuhl der Stände gestellt, und zum Tod verurtheilt, auf Aeusserungen hin, die einen tiefen Groll gegen Karln und sein Haus verriethen. Auf einem Stuhle sitzend ward der Greis zum Richtplatz getragen, und sein abgeschlagenes Haupt auf einem der Thore Stockholms aufgesteckt. Eine große Zahl von den Adeligen derjenigen Parthei, welche dem Herzog abhold war, wanderte in die Verbannung, worunter ein Bielke, ein Lejonhufvud, zwei Brahe, fünf vom Geschlechte der Stenbok, vier Sparre, sechs Gyllenstern, sieben Posse, zwei Ribbing, zwei Bonde, zwei Flemming, ein Torstensohn, ein Horn. Die Güter der Ausgewanderten wurden der Krone verfallen erklärt, wenn sie sich nicht zur Verantwortung vor Gericht stellen würden. Der Reichstag, wo dieses beschlossen wurde, ging noch weiter. »Weil die Kinder,« heißt es in dem Beschluß der Stände, »bald ihrer Väter Missethat vergessen, wenn sie nicht täglich daran erinnert werden, soll ohne besondere Vergünstigung kein Sohn der verurtheilten Herren irgend können im Rathe des Reiches sitzen, oder in andern hohen Aemtern; alle Kinder derjenigen, die künftig wieder Schweden in ein Wahlreich zu verwandeln suchen, sollen, wenn sie schon im Alter sind, wo sie das Vorhaben ihrer Väter zu beurtheilen vermögen, gleich diesen als Verräther bestraft werden; entdecken sie aber das Verbrechen ihrer Eltern, so sollen sie deren Eigenthum bekommen.«

Mit so eiserner unerbittlicher Faust erstickte Karl im edelsten schwedischen Blute die Partheien, die es gewagt hatten, sich um den Thron zu lagern. Man findet nicht, daß er je an seinem vollkommensten Rechte zu solchen Thaten der Strenge gezweifelt oder daß er sie je bereut. Er hatte die höchsten Begriffe von der gesetzmäßigen Macht des Königes und theilte mit Elisabeth von England den Grundsatz: wer eines Fürsten Scepter antastet, greift in einen Feuerbrand, der ihn zerstören muß, es gibt keine Gnade für ihn. Aber wer sollte es glauben, daß dieser eherne Mann, der sein Leben in Kämpfen aller Art zugebracht, um seines Vaters Gustav Wasa Plane durchzuführen, und der deßhalb einen Zweig seines eigenen Hauses, wegen dessen Unfähigkeit, verdrängt hatte, auf einer andern Seite eine gewissenhafte Mäßigung bewies. Nachdem Sigismund durch die Beschlüsse der Reichsstände des Throns verlustig erklärt worden

war, fand sich noch ein Kind, das zwischen Karls Hause und der Krone Schweden stand. Der Herzog Johann, Sigismunds Halbbruder hatte dem Erbvertrage gemäß die nächsten Ansprüche als Erbe des Reichs. Das Leben dieses Kindes war der blutigen Hand Karls nicht nur heilig, er erfüllte auch alle Pflichten eines nahen Anverwandten gegen Johann. Selbst nachdem dieser in seinem sechszehnten Jahre auf die Krone verzichtet hatte, zweifelte Karl an der Rechtmäßigkeit der Verzichtung. Noch in seinem Testament schließt er mit den Worten: Johann solle die Krone erben »es sey denn, daß die Stände des Reichs sich auf keine Weise von ihren gefaßten Beschlüssen abbringen lassen,« daher war auch nach Karl IX. Tode die Krone erledigt, und Schweden bekam erst durch die Wahl der Stände in der Person Gustav Adolph's einen neuen König.

Da auf diese Weise Karls Ansprüche an den schwedischen Thron hauptsächlich auf die Wahl des Volks begründet waren, so that er keinen Schritt ohne die Stände. Daher die unaufhörlichen Reichstage, welche seine ganze Regierung bezeichnen.

Auf der Versammlung zu Linköping im Jahr 1600 boten ihm die nicht adeligen Stände sammt den Offizieren des Heeres die Krone an. Der Adel beschränkte sich bloß auf die Bitte, daß er die Regierung fortsetzen möchte. Der Reichstagsabschied enthielt daher zwei Meinungen, die erste, man möchte Sigismund noch drei Monate Zeit lassen, um auf die oben erwähnten Bedingungen seinen Sohn ins Reich zu senden, damit er als Nachfolger erzogen werde; die zweite, Johanns ganzes Geschlecht solle des Throns verlustig seyn, und zwar nicht bloß Sigismund sammt seinen Nachkommen, sondern auch dessen jüngerer Stiefbruder Johann, damals ein Knabe von 11 Jahren; als Grund der Ausschließung des lezteren wurde seine Jugend angeführt, und die Befürchtung, daß er später an den Feinden Sigismunds Rache nehmen könnte. Karl erkärte, daß er die erstere Meinung billige, indeß doch die Sache noch eines weitern in Erwägung ziehen wolle.

Von demselben Reichstage zu Linköping wurde ein neuer Aufsagebrief an den König von Polen abgeschickt. Statt der Antwort sezte Sigismund die Boten gefangen, trat das schwedische Esthland an Polen ab, und erhielt dafür von der Reichsversammlung zu Warschau das Versprechen von Hülfe gegen

Schweden. Kaum hatte dieß Karl erfahren, als er beschloß seinen Feinden zuvorzukommen. Mit einem ansehnlichen Heere sezte er im Sommer 1600, begleitet von seiner Gemahlin und dem jungen Gustav Adolph nach Liefland über. Leztern hatte er zuvor den Ständen empfohlen, im Fall ihm selbst auf diesem Zuge etwas Menschliches begegnen sollte. Liefland war schlecht vertheidigt, die Polen überall verhaßt. Reval mit Esthland erklärten sich sogleich für Karl. In sechs Monaten wurden den Polen alle liefländischen Festungen abgenommen, mit Ausnahme von Kokenhusen, Dünamünde und Riga; leztere Stadt belagerte Karl selbst, verstärkt durch Hülfe aus Deutschland, die ihm unter dem Befehl des Grafen Johann von Nassau zugezogen war. Bald brach jedoch ein Zwist mit dem deutschen Grafen aus, der nicht lange darauf den schwedischen Dienst verließ. Zu gleicher Zeit rückte (im Herbste 1601) ein großes polnisches Heer in Liefland ein. Nun nahmen die Sachen eine für Karl ungünstige Wendung. Wolmar, wo sein natürlicher Sohn Karl Karlsson Gyllenhelm befehligte, fiel nach einer heldenmüthigen Vertheidigung in die Hände der Polen. Obgleich diese selbst der Tapferkeit der Belagerten und namentlich des gefangenen Karlson ihre Bewunderung zollten, war Karl IX. doch nicht mit dem Benehmen seines Sohnes zufrieden. »Wir haben deinen Brief erhalten,« schrieb er an ihn, »aber obgleich wir uns um deine Befreiung nicht bekümmern sollten, weil du dich nicht besser gehalten, so wollen wir dennoch, nachdem wir von deinen Boten erfahren, daß du ein oder zwei Stürme ausgehalten, was geschehen ist, deiner Jugend zuschreiben. Du kannst daher bei unserm Kanzler um deine Auslösung anhalten u. s. w.« Karl Karlson wurde erst lange nachher in Freiheit gesezt, 12 Jahre mußte er, und zwar die Hälfte dieser Zeit in Ketten, im Gefängnisse zubringen; denn Sigismund hatte in seiner Person einen Gegenstand gefunden, an dem er das volle Gewicht seines Grolles gegen Karl IX. ausließ. Auch die übrigen Plätze, welche die Schweden in Liefland gewonnen hatten, gingen nach und nach verloren. Doch dauerte der Krieg fort.

Mit dem Anfange des Jahres 1602 begab sich Karl in Gesellschaft seiner Gemahlin und seines Sohnes Gustav Adolph nach Finnland, um den Huldigungseid des dortigen Adels zu empfangen. Er fand diese Provinz in der größten Unordnung.

Der Adel hatte hier, wo Sigismunds Statthalter am längsten geherrscht, den Beweis geliefert, was ein Volk erdulden muß, wenn es bei langer Abwesenheit des Königs den Magnaten überlassen ist. Der Bauer schmachtete im tiefsten Elend, und trug allein die Lasten des Kriegs, während der Adel die Freihöfe in Besitz genommen hatte, und das Landvolk, beinahe wie der liefländische Edelmann seine Leibeigenen, behandelte. Karl ordnete die Steuerverhältnisse, indem er die Grundholden der Edelleute ebenso gut zur Bezahlung der Steuern zog, als die freien Steuerbauern, und beschränkte die Befugnisse des Adels. Im Sommer desselben Jahres finden wir ihn schon wieder auf einem neuen Reichstage zu Stockholm, Hülfe von den Ständen zur Fortsetzung des Krieges fordernd. Die Stimmung des Landes war dießmal schwierig. Durch heimgekommene Soldaten hatte sich die Meinung verbreitet, daß der Krieg in Liefland unnöthig sey. Auch wirkten die Schmähschriften, welche die ausgewanderten Edelleute heimlich im Reich herum verbreiten ließen, da und dort Unzufriedenheit. Zu diesen moralischen Ursachen des Mißbehagens kamen noch physische. Durch anhaltende Nässe und Kälte war die Erndte des Jahres 1602 gänzlich mißrathen, und eine der im skandinavischen Norden leider nur zu häufigen, Hungersnöthen ausgebrochen. Zu dem Brodmangel gesellten sich noch verheerende Seuchen, die im ganzen Norden wütheten. Karl half so gut er konnte, er ließ Getreide aus seinen Magazinen vertheilen, aber gründlich zu helfen, ging über seine Kräfte. Als die Unzufriedenheit nicht nachließ, drohte er wieder mit Niederlegung des Regiments. Zulezt sezte er doch seine Forderungen durch; die verlangte Hülfe zur Fortsetzung des Kriegs ward bewilligt.

Nicht wenig hatten zur Mißstimmung religiöse Gründe beigetragen. Karl stand, wie schon gesagt wurde, im Geruche des Calvinismus. Seinem gesunden Verstande sagte diese Glaubenslehre in vielen Punkten besser zu, als die lutherische. Er machte auch wenig Hehl daraus, und versuchte es, dem Geltung zu verschaffen, was er für vernünftiger hielt. Dieß gab Anlaß zu dogmatischen Gefechten. Der Erzbischof von Upsala Olaus Martini schrieb gegen ihn. Karl antwortete in einem Buche, das er selbst verfaßt hatte. Er zeigte sich darin seinem geistlichen Gegner überlegen, sogar an Gelehrsamkeit, noch unendlich mehr

an gesundem Menschenverstand*), worin freilich dieser königliche Gottesgelehrte alle Theologen vom Fach vor und nach ihm weit, weit übertraf. Die Geistlichkeit des Landes und die Universität von Upsala hielten es mit dem Erzbischof. Karl züchtigte jene dadurch, daß er ihr derb die Wahrheit sagte. So schrieb er im Jahr 1604 an den Reichsrath: »verlaßt euch nur nicht auf die Geistlichkeit, der größte Theil derselben ist noch nicht lange vom augsburgischen Bekenntniß abgefallen, und wenn die Noth an Mann geht, hängen sie den Mantel nach dem Wind, und kehren zu ihrem Auswurf zurück.« Die Professoren zu Upsala ließ er seinen Unmuth auf ähnliche Weise fühlen. Allerlei beißende Bescheide mußten die gelehrte Herren auf ihre Eingaben an den König verschlucken. Als sie z. B. einmal einkamen, daß die Zahl der Lehrer vergrößert werden möchte, antwortete ihnen Karl: »gerne wollten wir Euer Begehren erfüllen, wenn wir einige Tüchtige zu bekommen wüßten, wer aber keine Falken hat, der muß mit Eulen beizen.«

Indessen wenn Karl auf diese Weise die Priester mit Worten strafte, manchmal auch einen oder den andern, wegen seiner polternden Predigten absezte, so sorgte er anderer Seits für die Rechte des geistlichen Standes, regulirte die Besoldungen, brachte die Universität in Flor, vermehrte ihr Vermögen, so daß jene Mißhelligkeiten nur als ein geringer häuslicher Zwist erschienen und keine Spur zurückließen.

Im Jahr 1604 nahm Karl endlich, nach den so oft wiederholten Bitten der Stände die Krone an. Er nannte sich der Schweden, Gothen und Wenden auserwählter König und Erbfürst. Herzog Johann hatte zuvor auf den angebotenen Thron förmlich verzichtet. Gustav Adolph wurde als Kronprinz anerkannt, sein jüngerer Bruder Karl Philipp als Erbfürst des

*) Merkwürdig durch ihre Naivität ist die Weise, in der Karl den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen zu rechtfertigen strebte. Der Erzbischof hatte nach damaliger Theologen Sitte das natürliche Licht ganz verworfen. „Nein," sagte der König, „die Vernunft gilt auch nach der Schrift etwas. Denn sagt Christus nicht: „Forschet in der Schrift," heißt es nicht im 32 Psalm: „seyd nicht wie Pferde und Maulesel, die keinen Verstand haben;" lehrt Paulus nicht 1. Timot. „Ein Prediger soll geschickt zum Lehren seyn, wie kann er dieß aber seyn, wenn er nicht mit Vernunft und Weisheit begabt ist?"

Reichs. Würden sie beide oder nach ihnen Herzog Johann ohne männliche Erben sterben, so sollte die Thronfolge auf die älteste unverheirathete Prinzessin übergehen. Dieß war der norköpingische Erbvertrag; dennoch kam Karl IX., durch das Recht Johanns gestachelt, nicht zur Ruhe. Noch in demselben Jahre, wo er den Königstitel annahm, machte er dem Reichsrathe den Vorschlag, die Regierung zu Gunsten seines Neffen niederzulegen. Und im Jahre 1606, als eben die Stände versammelt waren, um über seine Krönung zu berathen, bot er die Krone abermal dem Herzog Johann an, der sie von Neuem ausschlug. Ein Mordversuch, den ein fanatischer Katholike, Petrus Petrosa, in Schweden geboren, aber im Ausland erzogen, zu Anfang des Jahres 1606 auf ihn machte, mochte viel zu dieser trüben Stimmung beitragen. Im Jahre 1607 wurde seine Krönung prachtvoll in Upsala vollzogen. Im folgenden Jahre wollte er nach alter Sitte der Könige des Nordlandes seine Erichstraße machen, das heißt sein ganzes Reich umreisen, um überall durch seine königliche Anwesenheit die Sachen in guten Stand zu bringen, als der Krieg diesen Zug unterbrach.

In Liefland hatte der Kampf fortgedauert. Im Jahr 1605 war Karl persönlich dorthin gezogen, verlor aber, von seiner Hitze fortgerissen, bei Kirkholm eine Schlacht mit großem Verlust; Karl selbst wurde nur durch die Aufopferung eines liefländischen Edelmanns, Wrede, gerettet. Ein Aufruhr in Polen hinderte jedoch Sigismund, Vortheil aus diesem Siege zu ziehen. Die Schweden machten große Anstrengungen, und entfalteten, unter immerwährendem Wechsel des Kriegsglücks, hohe Züge ritterlicher Tapferkeit, welche ihren künftigen Ruhm unter Gustav Adolph ahnen ließen. In Dunamünde z. B. hielt der schwedische General Nils Sternsköld eine lange Belagerung aus. Als der polnische Feldherr ihm drohte weitern Widerstand an dem gefangenen Weibe und Kindern des Schweden rächen zu wollen, antwortete dieser: »gerne würde ich für Weib und Kind mein Leben aufopfern; allein sie gehören mir an, die Festung dagegen meinem Könige.«

Auf dem Reichstage zu Stockholm 1609 forderte Karl neue Unterstützung zum Kriege; die nicht adeligen Stände zeigten sich bereitwillig; der Adel bot den zehnten Theil seiner Einkünfte, jedoch mit Ausnahmen und Bedingungen, in die der König nicht

willigen wollte. Nun wurde der Reichstagsabschied im Namen der Priester, des Bürgers und Bauern abgefaßt, der Adel gar nicht dabei genannt. Karl fuhr diesen Stand, im Zorne über sein Betragen mit solcher Heftigkeit an, daß ihm seine Gemüthsbewegung einen Anfall von Schlag zuzog. Seit dieser Zeit konnte er nur mit Schwierigkeit reden. Sein Feuer, durch die Jahre und die unaufhörlichen Anstrengungen gebrochen, nahm sichtlich ab.

Indeß vermehrten sich die Gefahren. Zu dem polnischen Kriege in Liefland kamen zwei neue, gegen Rußland und Dänemark. Doch ehe wir diese lezten Kämpfe schildern, in welchen Karl sein Ende fand, müssen wir seiner gesetzgeberischen Thätigkeit einige Aufmerksamkeit schenken. Das schwedische Heerwesen brachte er in gute Ordnung. Eine Landwehr wurde eingerichtet, um den einheimischen Dienst zu versehen, während die Kriegsmacht draußen vor dem Feinde stehe. Die zur Landwehr aufgebotenen Bauern genossen eines Nachlasses in der Steuer und wurden von Einquartirung und den Postfuhren befreit, welche als eine der schwersten Lasten des Volkes galten. Ebenso vervollkommnete Karl ein militärisches Institut, zu dem schon sein Vater Gustav I. den Grund gelegt hatte, wir meinen das Corps von Reiterei, das auf den Kronhöfen unterhalten wurde. Karl gab ihm eine bessere Einrichtung, bestimmte die Zahl der Abtheilungen (120 Mann auf jede Fahne), ordnete ihre Einkünfte im Frieden, ihren Sold im Kriege und die Rüstung. Jeder Reiter (oder Hofmann, wie man sie nannte), sollte ein gutes, der Vorschrift genügendes Pferd haben, einen schußfreien Harnisch, zwei kurze und zwei lange Büchsen sammt gutem Rapier. Diese vom König allein abhängige Reiterei machte den Roßdienst des Adels entbehrlich, welcher schon zu so vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Karl rückte sogar mit seinen Absichten in dieser Beziehung so weit heraus, daß er dem Adel völlige Freiheit vom Roßdienste anbot, wenn seine Grundholden die gleiche Steuer mit den Kronbauern zahlen würden. Dieser Vorschlag griff die Wurzel der adeligen Privilegien an, er ward daher vom Adel beharrlich verworfen. Karl ließ seine Abneigung gegen diesen Stand noch auf andere Weise heraus. Jedem, der mit eigener Rüstung zu Fuß oder zu Roß als Freiwilliger Kriegsdienste thue und dadurch beweise, »daß der Gothenname in seinem Herzen noch nicht völlig erstickt sey,« bot er adelige Freiheit an. Ja, um den Grundsatz,

der in dieser Vorschrift lag, auch in seiner Kehrseite durchzuführen, legte er einem der Reichstage den Entwurf zu einem Gesetze vor, des Inhalts: Jeder Edelmann, der seine Kinder nicht zum Kriegsdienst oder zu gelehrten Kenntnissen anhalte, solle seines Adels verlustig seyn. Dieser Vorschlag wurde vom Adel verworfen. Seinerseits bestätigte Karl nie die hergebrachten Privilegien dieses Standes vollkommen. Er setzte sogar auf dem Reichstage zu Norköping das Gesetz durch, daß jede königliche Belehnung des Adels nur für die Zeit eines Regenten gelte, die Lehen sollten heimfallen, wenn die Besitzer sich nicht an den neuen Herrscher um Bestätigung wenden und diese erhalten.

Karl ging damit um, ein verbessertes bürgerliches Gesetzbuch einzuführen, nur der Drang der Zeiten verhinderte ihn daran. Dagegen verlieh er dem Reiche eine Prozeßordnung und gab der Verwaltung eine neue einfache Einrichtung. Für den Handel that er viel. Stockholm wurde durch ihn ein Stapelplatz für den Ostseehandel; Gothenburg ist seine Schöpfung; diese Stadt wurde auf seinen Ruf durch holländische Ansiedler gegründet, welche das Versprechen ungehinderter Religionsübung und der Freiheit von Zoll und Abgaben für zwanzig Jahre herbeizog. Wie sein Vater Gustav wandte er besondere Sorgfalt auf die Bergwerke; der Ertrag der Silbergruben von Sala stieg unter seiner Regierung auf das Dreifache. Die Ausfuhr von rohem Eisen, das früher allein von Schweden ausgeführt worden war, um im Auslande durch Fabrikation veredelt zu werden, beschränkte er, und ließ es in Schweden, damit der Gewinn, welchen die Fremden bisher daraus gezogen, den eigenen Unterthanen zu gut käme, in Stangeneisen verwandeln. Viele Fabriken in Metallarbeiten, als Waffen aller Art, Nägeln, Gabeln, Platten, so wie Alaun- und Schwefelwerke kamen unter seiner Regierung in guten Gang. Die Grundvermessung, die schon Gustav I., wie oben erzählt ist, angeordnet hatte, wurde unter Karl mit Eifer fortgesetzt. Landmesser zogen durch das ganze Reich, selbst zuoberst hinauf in die Lappmarken, wo die Polhöhen mehrerer Orte bestimmt wurden. Aus ihren Specialkarten sollte eine Generalkarte von ganz Schweden verfertigt werden, welche jedoch erst im Jahr 1626 zu Stockholm herauskam. Der Zweck dieses großen Unternehmens war, die Grundsteuer besser und gerechter zu vertheilen. Mit einem Worte, nicht nur im Kriege, sondern auch in den Werken des Friedens

entwickelte Karl IX. eine solche Thätigkeit, daß man kaum begreift, wie ein Menschenleben dazu ausreichte.

Wir kehren zu den kriegerischen Unternehmungen zurück. Der Anfang des 17ten Jahrhunderts war für Rußland eine blutige Epoche, durch eine Reihe von Umwälzungen, welche der Thronräuber Boris Godunow, der falsche Demetrius und seine Gegner verursachten. Schweden wurde in diese Kämpfe verwickelt. Karl IX. nahm nämlich auf das Versprechen hin, daß ihm von Rußland Kexholm mit seinen Lehen abgetreten werden sollte, Parthei gegen den Anhang des falschen Demetrius, der von Polen unterstüzt war. Dieser Unruhen selbst werden wir weiter unten in der Geschichte Gustav Adolphs, der ebenfalls in dieselben verwickelt wurde, weitläufiger gedenken, hier bemerken wir so viel: Jakob de la Gardie, von Karl mit einem Heere von 4000 Mann nach Rußland geschickt, focht dort mit ausgezeichnetem Ruhme, nahm Kexholm und Nowogrod weg, und brachte es zulezt dahin, daß die Russen versprachen, den zweiten Sohn Karl IX., Karl Philipp, zu ihrem Czaren zu wählen. Die Nachricht hievon traf Karln IX., jedoch erst auf seinem Todtenbette. Während dieses neuen Krieges lebten die alten Streitigkeiten mit Dänemark wieder auf. Die Dänen, welche von schwedischen Ausgewanderten aufgehezt, das Alter des schwedischen Königs, seine Gebrechlichkeit, seine politischen Verlegenheiten, endlich die unmündige Jugend seiner Söhne benützen wollten, fanden leicht Gründe zum Kriege. Sie beschwerten sich darüber, daß Karl ihren Schiffen den Handel nach Riga verbiete, daß er die Lappen besteure, welche lezteren unter Dänemarks Oberhoheit gehören. Bevollmächtigte beider Reiche wurden abgeschickt, um den Streit beizulegen, aber, wie man sich unter diesen Umständen denken kann, ohne Erfolg. Endlich ließ Karl seinen Sohn Gustav Adolph eine Reise nach Koppenhagen machen, um persönlich den Bruch des Friedens zu hintertreiben. Aber der Dänenkönig Christian IV. wollte den Krieg; Manifeste, Aufforderungen zur Empörung durchliefen auf seine Veranstaltung das schwedische Reich. Die Stände Schwedens kamen im November 1610 zu Orebro zusammen. Der Kronprinz Gustav Adolph redete sie hier zum Erstenmale an, weil sein alter Vater nur mit abgebrochenen Worten und Zeichen seinen Willen zu erkennen geben konnte. Schweden war bange vor einem neuen Kriege und deßwegen wünschten die Stände

durch Concessionen gegen Dänemark den Bruch des Friedens abzuwenden. Aber Karl IX. wollte nichts von Nachgiebigkeit hören, er wies das Verlangen der Stände zornig von sich. Jetzt verwilligten diese Alles, was ihr greiser König begehrte, sie übernahmen stärkere Lasten als je zuvor. Im April des Jahres 1611 kam die dänische Kriegserklärung, und obwohl Karl die Friedens-Anträge erneuerte, erschien Christian IV. mit einem Heere von 16,000 Mann aus dem (damals dänischen) Schonen vor Calmar. Nach drei abgeschlagenen Stürmen fiel diese Stadt in Feindeshand. Das Schloß hielt sich noch, und als die schwedische Heeresmacht unter dem alten Könige selbst sammt Gustav Adolph und seinem Vetter Herzog Johann eintraf, fielen mehrere Gefechte vor, in welchen von beiden Seiten mit großer Erbitterung gestritten wurde. Allein am 16. August übergab Christian Some, ein durch Muth und Rohheit gleich berüchtigter General, den Karl einige Zeit zuvor in der Hitze persönlich mißhandelt hatte, das Schloß von Calmar verrätherisch an die Dänen, und ging selbst zum Feinde über; Karl IX., voll Grimm über diese Verrätherei, forderte nun den König Christian nach alter Gothensitte zum Zweikampf heraus. Sein Begehren ward aber auf eine unwürdige Weise verhöhnt. Wir setzen die Ausforderung, so wie die Antwort des Dänen, merkwürdig durch ihre unerhörte Grobheit, als Beweis der Sitten jener Zeit in der Note bei. *)

*) Ausforderung Karl's IX. Wir Karl von Gottes Gnaden König in Schweden, der Gothen und Wenden ꝛc. lassen dir Christian IV., König von Dänemark, wissen, daß du nicht als ein christlicher und ehrlicher König gehandelt hast, indem du ohne Noth und Ursache den vor 14 Jahren zwischen den beiden Kronen zu Stettin geschlossenen Frieden gebrochen, mit deinem Heere unsre Festung Calmar berennet, die Stadt überrumpelt, das Schloß sammt Oeland und Borgholm durch Verrätherei erobert und dadurch zu einem grausamen Blutbade Anlaß gegeben hast. Wir hoffen aber zu Gott dem Allmächtigen, der ein gerechter Richter ist, daß er deine Ungerechtigkeit bestrafen werde; und weil du bisher alle billigen Vergleichsvorschläge, die wir gemacht, verworfen hast, so wollen wir den kürzesten Weg einschlagen, um den Streit zu Ende zu bringen, da du in unserer Nähe bist. Stelle dich, nach der alten Gewohnheit der Gothen, wider uns in freiem Felde, mit zwei deiner Kriegsleute zum Kampfe ein. Wir werden dir in ledernem Koller ohne Helm und Harnisch, bloß mit dem Degen in der Faust begegnen. Was die beiden Kriegsleute betrifft, die uns folgen sollen, so mögen sie in vollem Harnisch erscheinen, der

Weitere Vortheile erfochten die Dänen nicht. Ihre wiederholten heftigen Angriffe auf das schwedische Lager bei Rysby wurden abgeschlagen. Indessen waren englische und holländische

---

eine mag zwei Pistolen nebst Degen, der andere eine Muskete nebst Pistole und Degen haben. Wofern du dich nicht einstellest, so halten wir dich für keinen ehrliebenden König, viel weniger für einen Soldaten. Gegeben in unserem Lager bei Rysby, den 12. Aug. 1611.

Antwort des Dänenkönigs. Wir Christian IV., König von Dänemark und Norwegen u. s. w. lassen dir Karln IX., König in Schweden wissen, daß uns dein grober Brief durch einen Trompeter überliefert worden ist. Wir hatten uns keines solchen Schreibens von dir versehen, wir merken daraus, daß die Hundstage noch nicht vorbei sind, und daß sie mit aller Macht auf dein Hirn wirken. Wir haben daher beschlossen, uns nach dem alten Sprichwort zu richten: wie man in den Wald schreit, so hallet es wieder. Auf deinen Brief geben wir folgende Antwort. Was den ersten Punkt anbelangt, als hätten wir nicht als ein ehrlicher und christlicher König gehandelt, indem wir den Stettiner Frieden gebrochen, so sagst du hierin nicht die Wahrheit, sondern schwatzest als ein Mensch, der sich mit Schelten verantworten will, weil er sich nicht getrauet, sein Recht mit dem Schwerte zu beweisen. Die äusserste Noth hat uns zu diesem Kriege gezwungen, den wir vor Gott am jüngsten Tage verantworten zu können hoffen, wo auch du erscheinen wirst, um von all dem unschuldigen Blute, das in diesem Kriege vergossen worden, und von den Grausamkeiten, die du gegen deine Feinde und gegen andere arme Personen verübt hast, Rechenschaft zu geben. Du schreibst ferner: wir hätten die Stadt Calmar überrumpelt und das Schloß nebst Oeland und Bornholm durch Verrätherei eingenommen. Dieß ist ebenfalls unwahr. Wir haben das Schloß mit Ehren gewonnen. Du solltest dich vielmehr schämen, daß du dieses Schloß nicht mit dem nöthigen Bedarfe versehen, noch entsezt hast, und dir es vor der Nase wegnehmen ließest. Und doch willst du den Namen eines guten Soldaten führen. Was den Zweikampf betrifft, den du uns anträgst, so kommt uns dein Verlangen höchst lächerlich vor, weil wir wissen, daß du schon von Gott genug gestraft bist, und nöthiger hättest, hinter dem warmen Ofen zu sitzen, als mit uns zu fechten. Weit gesünder wäre dir ein guter Arzt, der dein Gehirn zurecht brächte, als ein Zweikampf mit uns. Du solltest dich schämen, alter Narr! einen ehrliebenden Herrn anzugreifen. Du hast wahrscheinlich solches Gewäsch von alten Weibern gelernt, welche gewohnt sind, das Maul zu brauchen. Laß das Schreiben gehen, so lange du noch andere Dinge zu thun hast. Ich hoffe mit Gottes Hülfe, daß du alle deine Kräfte nöthig haben wirst. Indessen ermahnen wir dich, unsern Herold und die zwei Trompeter loszulassen, welche du wider Kriegsgebrauch gefangen setzen ließest, und dadurch nur deinen schwachen Verstand an den Tag legtest. Wenn du auch ihnen Schaden

Gesandte angekommen, um den Frieden zwischen den zwei protestantischen Königen des Nordens zu vermitteln. Karl verließ selbst das Lager, um zu diesem Zwecke einen neuen Reichstag zu halten. Aber auf dem Wege erkrankte er und starb zu Nyköping den 30. Okt. 1611 sechzig Jahre alt.

Karl IX. gehört unter die kleine Zahl der Männer, die ohne Wanken thun, was seyn muß. In unaufhaltsamen Schwunge durchlaufen sie ihre Bahn, ihre Thätigkeit gleicht den Beschlüssen des Schicksals, das sich durch das Werkzeug solcher Geister den Sterblichen kund thut. Während die übrigen Menschen flicken, und mit ihren Grundsätzen kapituliren, gerne möchten und nicht wagen, greifen diese durch und verrichten das Unvermeidliche. Karl hat denjenigen Zweig seines Hauses, der nach hergebrachtem Rechte Erbe der schwedischen Krone seyn sollte, gewaltsam vom Throne verdrängt, aber er hat zugleich die wahre von Gustav Wasa herstammende Politik seines Hauses verwirklicht und die Reformation in ihrem innersten Wesen, auf dem Ruine der Adelsmacht, und durch Hebung der Demokratie mit einer Schärfe und Consequenz durchgeführt, von der die Geschichte kein ähnliches Beispiel aufweist. Seine Bahn ist mit Blute bezeichnet, aber das Interesse Schwedens wurde durch ihn aufs innigste mit der Politik des Wasahauses verwoben, und so tragen seine Thaten die höchste Bestätigung der Weltgeschichte, das Gepräge des öffentlichen Nutzens. Er erlebte selbst noch die Verwirklichung seiner Plane, soweit diese das Innere des schwedischen Reiches betrafen. Man ersieht dieß aus der Bereitwilligkeit, mit welcher die Reichstage auf seine Stimme hörten. Der Adel hatte gehorchen, und die alten Ansprüche, die aus den Zeiten vor der Calmarer Union herdatirten, vergessen gelernt, das Volk, von Karl IX. zur Grundlage der Macht seines Hauses gewählt, fühlte sich durch das Band der Dankbarkeit und Liebe an seine Könige gefesselt. Hiedurch war für Gustav Adolph eine Laufbahn voll Ruhm vorbereitet, denn wenn die Kämpfe, welche durch Einführung eines neuen Princips in den Staaten entstehen, gedämpft sind, und ihr natürliches Gleich-

---

zufügtest, so magst du darum nicht glauben, Dänemark und Norwegen gewonnen zu haben. Nimm dich in Acht, daß du nichts anderes thuest, als was du sollst. Dieß ist unsere Antwort auf deinen groben Brief. Gegeben auf unserem Schlosse Calmar den 14. August 1611.

gewicht erreicht haben, strömt die neu erworbene Kraft nach aussen und es naht die Zeit der Eroberungen. So war es in Rom nach Eindämmung des Patriciats, so in Schweden. Karl IX. besaß den Seherblick in die Zukunft, der, wie ein antiker Schriftsteller sagt, das Erbtheil aller großen Männer ist. Er sah am fernen Horizonte das Wetterleuchten, das jenen großen Sturm verkündigte, der ein halbes Jahrhundert lang in fürchterlichen Schlägen Europa erschütterte. In seinem Testamente empfahl er Gustav Adolph die Freundschaft mit den evangelischen Fürsten Deutschlands, die Karl IX. selbst sorgfältig gehegt. Noch mehr, sein prophetisches Auge erblickte auch den künftigen Strahlenglanz um das Haupt seines Sohnes, — vielleicht des größten Mannes der neueren Zeiten — denn wenn seine Umgebung ihn zu weit aussehenden Unternehmungen anreizte, pflegte er seine Hand auf das Haupt dieses königlichen Kindes zu legen mit den Worten ille faciet, er wird es thun.

Zweites Buch.

Gustav Adolphs erste Epoche

vom Antritt der Regierung, bis zum Zuge nach Deutschland.

Erstes Kapitel.

Gustav Adolphs Jugend. Er tritt die Regierung an.

Wir haben schon oben berichtet, daß Gustav Adolph den 9. Dezember 1594 auf dem Schlosse zu Stockholm geboren wurde, deßgleichen, daß ihn sein Vater als zartes Kind mit in den Feldzug nach Liefland nahm. Aus seiner frühen Jugend werden einige Karakterzüge erzählt, die wir, obgleich an sich unbedeutend, doch den Lesern nicht vorenthalten wollen. Als siebenjähriger Prinz befand er sich einst in der Nähe der schwedischen Flotte. Welches Schiff gefällt ihnen am besten, fragte ihn einer der Seeoffiziere? Dieses da, antwortete Gustav Adolph, und deutete auf das größte von allen, das den Namen schwarzer Ritter führte. Und warum? »Weil es die meisten Kanonen hat.« Ein andermal überbrachte ihm ein öländischer Bauer eines von den kleinen Pferden, die in jener Gegend gezogen werden. Ich werde euch dieses Pferd bezahlen, sagte Gustav, denn ihr braucht Geld und könnt es mir nicht schenken. Mit diesen Worten zog er einen kleinen Beutel mit Dukaten aus der Tasche, und schüttelte dem Bauern den Inhalt in die Hände. Einstmals ging sein Vater auf den Wiesen bei Nyköping spazieren und ließ den jungen Gustav rufen, damit er sich ein wenig verlaufen könne. Kaum sah sich der Prinz in Freiheit, als er dem nahen Gebüsche zulief. Man wollte ihn mit dem Vorwand zurückhalten, daß sich dort

Schlangen befinden: so gebt mir einen Stock, rief Gustav, daß ich sie tödten kann. Karl IX. lachte über diese Rede seines Sohnes und sagte zu dem Gefolge, ihr glaubtet, der Knabe werde sich fürchten, allein ich versichere euch, daß er Nichts von Furcht weiß. Als Gustav Adolph das Alter erreicht hatte, wo der Unterricht zu beginnen pflegt, gab ihm sein Vater einen Lehrer in der Person Johann's Skytte, eines ausgezeichneten schwedischen Gelehrten, der auf neunjährigen Reisen sich große Weltkenntniß erworben. Der Prinz machte, von seltenen Geistesgaben unterstüzt, glänzende Fortschritte. In seinem zwölften Jahre sprach er lateinisch, deutsch, niederländisch, französisch, italienisch so gut als seine Muttersprache, und verstand das polnische und moskowitische ziemlich gut. Gustavs Dankbarkeit gegen Skytte war unbegränzt, er machte ihn später zum Reichsrath, und brauchte ihn in den wichtigsten Geschäften; die Vorliebe für die alten römischen Schriftsteller, die er unter Skytte's Anleitung studirte, ist ihm bis in sein Ende geblieben; ohne Zweifel hat aus ihnen sein großer Sinn Nahrung gezogen und jenes Streben nach großen Thaten und Nachruhm bei den kommenden Geschlechtern geschöpft. Das Kriegswesen erlernte Gustav — so weit ein solcher Held eine Kunst, die er selbst auf einen vorher nie gesehenen Grad von Vollkommenheit brachte, erlernen kann — von dem berühmten General Jakob de la Gardie, dem Sohne des alten Pontus.

Kaum 15jährig wollte Gustav an dem russischen Feldzuge Theil nehmen; sein Vater schlug die Bitte ab, aus Furcht, den geliebten Sohn auf einer so entfernten Unternehmung Gefahren auszusetzen. Der Ausbruch des dänischen Kriegs gab ihm bald darauf Gelegenheit, im eigenen Lande die ersten Waffen zu tragen. Wir haben schon erwähnt, daß er im Lager von Rysby mitfocht. Nachdem der König von Dänemark das eingenommene Calmar in guten Vertheidigungsstand gesezt hatte, zog er sich mit seiner Flotte nach Koppenhagen zurück, um dort zu überwintern. Jezt übergab Karl IX. seinem Sohne ein kleines Corps, um die Abwesenheit der Dänen zu benützen. Gustav sezte nach der Insel Oeland über, und nahm sie sammt dem Schlosse Borgholm eben so schnell weg, als sie vorher von den Dänen erobert worden war. Zugleich machte er einen gelungenen Einfall in die Provinz Blekingen. Ein gut benüzter Zufall verschaffte ihm den Besitz der Stadt Christianopel. Es

wurde nämlich ein Däne aufgefangen, der einen Brief vom Kommandanten dieser Stadt an den Dänenkönig bringen sollte, mit der Bitte, daß ihm 500 Reiter zugeschickt würden, um den Fortschritten der Schweden Einhalt thun zu können. Sogleich faßt Gustav Adolph den Entschluß, die erhaltene Nachricht zu einer Kriegslist zu benützen. Er läßt 500 seiner Reiter in dänische Uniformen stecken, und nähert sich in großer Eile der Stadt während der Nacht. Erst als es zu spät war, merkten die Dänen den Betrug. Die Thore wurden geöffnet, die Schweden drangen ein, hieben die Besatzung nieder, und bemächtigten sich der Festung. Doch gerieth Gustav dabei selbst in Lebensgefahr; er hatte das Unglück, in einen nicht sattsam gefrornen Morast ganz in der Nähe der Stadt einzusinken, also daß sein Pferd halb erstickt unter ihm lag, während er jeden Augenblick von den Feinden angegriffen zu werden fürchten mußte. Aus dieser Lage rettete ihn einer aus dem Hause Banner, der dafür später in den Reichsrath aufgenommen wurde. Die Nachricht von der Krankheit seines Vaters hinderte ihn, seine kriegerischen Unternehmungen fortzusetzen. Gustav Adolph traf ihn sterbend in Nyköping. Auf seinem Todtenbette hatte man Karl IX. die Nachricht gebracht, von den Siegen Jakobs de la Gardie, und daß sein jüngster Prinz in Folge derselben auf den russischen Thron berufen sey. Der alte König soll geantwortet haben: ich überlasse die weltlichen Angelegenheiten bessern Händen, indem er liebevoll auf Gustav Adolph deutete.

So günstig auch die Meinung war, die Karl von seinem Sohne hatte, so enthielt doch sein Testament die Bestimmung, daß die verwittwete Königin nebst dem Herzog Johann und sechs Reichsräthen die Regentschaft führen sollte, bis zur eingetretenen Volljährigkeit Gustav Adolphs, die durch den Norköpinger Erbvertrag auf das 24ste Jahr festgesezt war. Ohne Zweifel hatte Karl mit dieser Vorsorge die Absicht, den hohen Adel, der so viel unter seiner eisernen Faust gelitten, in das Interesse des jungen Königs zu ziehen. Alle Befehle wurden Anfangs im Namen der verwittweten Königin erlassen. Aber bald fühlte man die Schwierigkeit eines achtköpfigen Regiments in der höchst kritischen Lage, in der sich damals Schweden befand. Anfang Dezember kamen die Stände zu Nyköping zusammen, den 11. dieses Monats wurde der Reichstag eröffnet; man war vorher übereingekommen,

die Staatsgewalt in die Hände Gustavs niederzulegen. Die verwittwete Königin that den ersten Schritt; sie ließ durch Axel Oxenstierna, einen der 6 zur Regentschaft ernannten Reichsräthe der Versammlung sagen, daß sie nicht gesonnen sey, die Regierung länger zu führen, die Stände möchten ihren Sohn Gustav Adolph, der jezt in sein 18tes Jahr getreten sey, für volljährig und zum Herrscher Schwedens erklären. Herzog Johann blieb nicht zurück. Mag er von einer angebornen Neigung zum ruhigen Leben eines Privatmannes, oder von der allerdings wohlgegründeten Besorgniß, den Thron gegen Karls Geschlecht, und einen Erben wie Gustav Adolph nicht behaupten zu können, bestimmt worden seyn, — er wiederholte feierlich seine frühere Entsagung auf die Krone; doch benüzte er diese Gelegenheit, um seine Lehen und das Fürstenthum, das er besaß, zu vergrößern. Er erhielt vier Gerichtssprengel in Westgothland, sammt dem Rechte, alle in seinem Gebiete gelegenen königlichen Erbgüter eintauschen zu dürfen, auch ward ihm die baldige Ausbezahlung seines mütterlichen Erbguts und der früher von ihm an den Staat geleisteten Vorschüsse zugesichert. Die Stände ihrer Seits waren zu der gewünschten Volljährigkeitserklärung bereit. Aber Gustav Adolph mußte sehr behutsam auftreten, und besonders dem Adel vieles einräumen. Er gelobte, das Reich in der evangelischen Religion und der bestehenden Glaubenslehre zu erhalten, die Ausübung keiner andern Religion sollte weder heimlich noch öffentlich gestattet, alle Andersglaubigen von den Aemtern ausgeschlossen seyn, doch ward ihnen, besonders solchen, die Kriegsdienste thun würden, der Aufenthalt im Reiche erlaubt, so lange sie sich ruhig verhalten und ihre Irrthümer nicht auszubreiten suchen würden; Gustav versprach ferner, die königliche Familie, den Reichsrath, alle übrigen Stände, besonders den Adel in Ehre zu halten, alle ihre Privilegien zu schützen und zu wahren, und nach dem Königseide das Regiment zu führen, deßgleichen die Aemter nur mit Schweden, namentlich mit Edelleuten, zu besetzen, keine Eingriffe in den Gang der Justiz zu thun, Keinem sein Amt ohne Urtheil und Recht zu nehmen, endlich ohne Einwilligung des Herzogs Johann, des Reichsraths und der Stände kein Gesetz abzuschaffen oder einzuführen, keinen Krieg anzufangen, keinen Frieden oder Bündniß zu schließen; keine Steuer sollte ferner ohne Genehmigung des Reichsraths ausgeschrieben und Schweden nicht mehr mit so vielen

Reichstagen beläſtigt werden. Den Biſchöfen ward das Recht zurückgegeben, Prieſter zu weihen und Pfarreien mit Einwilligung der Patronen beſetzen zu dürfen, nur einige behielt ſich der König vor, kein Geiſtlicher ſollte ohne Verurtheilung vom Biſchof und Domkapitel entſezt, und überhaupt Niemand auf bloße Anklage hin eingezogen oder ſeiner Güter beraubt werden dürfen. Man erſieht, daß dieſen Punkten lauter indirekte Beſchwerden, beſonders von Seiten des Adels, gegen den verſtorbenen König Karl IX. zu Grunde liegen. — Nun huldigten alle Stände ihrem jugendlichen Herrſcher. Es wurde beſchloſſen, daß den Dänen neue Friedensvorſchläge gemacht werden ſollten; würden dieſe abermals verworfen, ſo war man einig, den äuſſerſten Widerſtand zu leiſten. Die Stände übernahmen zu dieſem Zwecke neue Bewilligungen — jedoch mit Ausnahme des Adels. Die Geiſtlichkeit verpflichtete ſich, zuerſt die alte Kopfſteuer, und dann noch eine neue Auflage zu entrichten, dagegen ſollte ſie in Zukunft keine Soldaten mehr ſtellen müſſen. Die Bürger erboten ſich die Bemannung der Flotte vollzählig zu erhalten, und mit einer unter Karl eingeführten Monatsſteuer fortzufahren; dieſelbe wurde ſogar um ein Sechstheil erhöht. Der Bauernſtand zeigte ſich bereitwillig, die früher auferlegten Steuern ſammt einer neuen Kriegskontribution zu zahlen; die Krone übernahm die Beſoldung der bereits geſtellten Mannſchaft.

So hatte Guſtav Adolph den Thron zwar beſtiegen, aber zum Theil mit Bedingungen, denen ſein Vater beharrlich entgegengekämpft hatte. Doch darf man nicht glauben, daß die Beſtätigung der adeligen Privilegien, ſo lange Guſtav Adolph lebte, zum Nachtheile des Landes wirkte. Seine hohe Klugheit gab ihm die Mittel in die Hand, das Schädliche, das in jenen Vorrechten lag, zu umgehen, und ſein mit jedem Jahre wachſendes Anſehen verhinderte, daß ein Stand ſich über den andern erhob.

Furchtbar war aber der Zuſtand der Erſchöpfung, in der ſich das ſchwediſche Reich bei dem Regierungsantritt Guſtav Adolphs befand. So groß war der Mangel an baarem Gelde, daß man den Schiffen, welche aus dem Auslande Soldaten und Kriegsbedürfniſſe abholen ſollten, nicht einmal die erforderlichen Summen mitgeben konnte, ſie mußten mit ſchwediſchen Landesprodukten befrachtet werden, um das Nöthige einzutauſchen. Es

ist aufgezeichnet worden, daß Gustav Adolph kurz vor seines Vaters Tode einem Heerlieferanten eine schriftliche Anweisung auf 18 Thaler gab, weil er nicht soviel Geld baar besaß. Von der Armuth der schwedischen Städte kann man sich einen Begriff aus der oben angeführten monatlichen Geldverwilligung machen, welche die Bürger jedoch nur mit Mühe aufbringen konnten. Es zahlten monatlich:

Stockholm	175	Thaler.	Helsingfors	16	Thaler.
Neulödöse	83	«	Biörneborg	16	«
Söderköping	70	«	Lidköping	13	«
Norköping	70	«	Raumo	13	«
Calmar	70	«	Enköping	12	«
Gefle	52	«	Karlstadt	10	«
Abo	50	«	Marienstadt	10	«
Nyköping	35	«	Köping	9	«
Linköping	35	«	Hedemora	9	«
Wadstena	35	«	Torshälla	9	«
Jönköping	35	«	Strengnäs	9	«
Hudwikswall	29	«	Hernösand	8	«
Upsala	28	«	Skara	8	«
Arboga	25	«	Oeregrund	8	«
Westerås	25	«	Skedwi	6	«
Wiborg	25	«	Hjo	6	«
Oerebro	23	«	Borgo	6	«
Werjö	23	«	Sigtuna	5	«
Ekesjö	16	«	Skeninge	5	«
Westerwik	16	«	Falköping	5	«
Bogesund	16	«	Nacdendal	5	«
Gamlelöse	16	«	Ekenäs	5	«

Diese geringen Summen waren, wie schon bemerkt ist, mit einem Sechstheil vermehrt worden. Ausser der Mittellosigkeit des Landes selbst, brachte auch die Größe des fürstlichen Hauses, das versorgt werden mußte, den jugendlichen König in neue Verlegenheiten. Es gab damals zwei Königinnen Wittwen in Schweden: die dritte Gemahlin Gustavs I., die im Jahre 1535 geboren, erst 1621 in ihrem 86sten Jahre starb, und dann die Wittwe Karl IX., Mutter Gustav Adolphs, die ihrem Sohne durch Herrschgier und Zanksucht nicht wenig zu schaffen machte. Ausserdem waren fürstlich zu versorgen, Herzog Johann, derselbe,

der auf die Krone verzichtet, aber auch seine Entsagung an den Besitz sehr reicher Güter geknüpft hatte, zweitens noch der Bruder Gustav Adolphs, Karl Philipp. Herzog Johann starb zum Glück für Schweden schon 1618 in seinem 29sten Jahre, zwei Jahre später folgte ihm Karl Philipp ins Grab. Nun erst wurden alle fürstlichen Domänen, die bisher nur sehr wenig zu den Bedürfnissen des Staates beigetragen hatten, in eine Administration vereinigt, und trugen mit den übrigen Provinzen die Lasten des Landes.

Die Stimmung des Volks, besonders des Bauernstandes, war zudem höchst schwierig; an verschiedenen Orten kam es wegen den unerschwinglichen Lasten zu Aufständen. Auch fehlte es nicht an fremden Emissären, meist Polen, und im Auslande jesuitisch erzogenen Schweden, die im Lande herumzogen und keine Mühe sparten, das Feuer des Unmuthes über die drückende Lage zur Flamme anzufachen. Zu allem diesem innern Unglück kam nun noch der äussere Feind. Drei große Kriege hatte Karl IX. seinem Sohne hinterlassen: den dänischen, russischen und polnischen. Jener, aus nachbarlichem Neide entstanden, trug zwar schon um dieses Ursprunges willen, eine größere Wahrscheinlichkeit der Beendigung in sich selber; aber weil er auf dem Boden Schwedens selbst geführt wurde, nagte er an dem innersten Marke des Landes, und zwang Gustav, das Erbe seines Vaters erst zu erobern, und doch konnten, ungeachtet er ganz in der Nähe wüthete, nicht alle Kräfte des Landes auf ihn verwendet werden, weil der fortdauernde russische Krieg nicht erlaubte, das schwedische Heer aus Liefland zu ziehen. Der Kampf gegen die Moskowiter, durch schwedische Eroberungsgier entzündet, mochte ebenfalls mit geringerer Mühe beendigt, jedenfalls mußte die Ehre des Reiches dabei bewahrt werden. Aber anders verhielt es sich mit dem polnischen. Dieß war ein Kampf auf Leben und Tod, durch alle Triebfedern, die eine dauernde Feindschaft eingeben kann, zur höchsten Bitterkeit erhizt. Wer hätte es damals, zur Zeit seiner Thronbesteigung erwartet, daß dieser junge, aufs äusserste bedrängte Prinz, jener glorreiche Eroberer und das gewaffnete Haupt des Protestantismus werden würde! Doch lag dieß — seine ausserordentlichen Fähigkeiten freilich, die sich erst in der Folgezeit vor dem staunenden Europa entwickelten, vorausgesezt, — schon von vorne herein in seiner Lage. Ein fremder Fürst streckte, im Namen des

legitimen Erbrechts und einer unversöhnlichen Religion, die Hände aus nach der Krone, die Gustav Adolph trug; dieser konnte sie nur retten durch das innige Band, das der nordische Protestantismus um sein Haus und die schwedische Nation geschlungen hatte. Aber hinter Sigismund und seinen legitimen Ansprüchen stand das Haus Habsburg, das Haupt der katholischen Parthie in Europa, das eigennützig die Polen vorwärts trieb zum Kampfe gegen Schweden, und sie mit Rath, mit Geld und zuletzt mit Waffen unterstützte. So wurde Gustav Adolph schon durch seine individuelle Lage fortgerissen vom dänischen zum russischen, vom russischen zum polnischen, vom polnischen zum deutschen Kriege, in welchem leztern erst die wahre Entscheidung aller vorhergehenden Kämpfe ausgefochten werden konnte. Es ist wahr, auch sein eigenes Temperament trieb ihn auf die Heldenbahn; aber warum hätte er nicht streben sollen, durch die Thaten des Genius vor dem Urtheil der Welt eine Krone zu verdienen, die ihm durch die Erbfürsten Europas, welchen die Wiege ihre Herrschaft verliehen, im Namen des alten herkömmlichen Rechts streitig gemacht wurde.

Seine Noth, noch mehr die Milde und Weisheit, die der jugendliche König bei jeder Gelegenheit bewies, gewannen ihm bald die Herzen. Eine seiner ersten Handlungen war die Erhebung Oxenstiernas zu seinem ersten Minister. Axel Oxenstierna war einer von den Reichsräthen gewesen, denen Karls IX. Testament während der Minderjährigkeit Gustav Adolphs nebst der Königin Mutter und dem Herzog Johann die Regentschaft übertragen hatte. Gustav Adolph erkannte in ihm den Gehülfen, dessen er bedurfte. Oxenstierna war damals höchstens 29 Jahre alt; diese Blätter werden weiter von ihm reden. Die so nöthige Einigkeit zwischen König und den Ständen zeigte sich schon im folgenden Jahre in erfreulichem Lichte. Die ständische Verfassung von damals, weit einfacher, als die jetzigen, hatte einen großen Vorzug vor den unsrigen. Es galt in jenen Zeiten noch der Grundsatz: »wer mit thatet auch mit rathet.« Der Edelmann, der des Königs Soldaten in den Kampf führte, der Bürger und Bauer, der den Degen und die Lanze in den Kriegen seiner Nation trug, und durch dessen Schweiß die Steuern aufgebracht wurden, mit denen man den Sold und die Bedürfnisse des Kriegs bezahlte — eben derselbe saß auch im hohen Rathe des Landes.

Man hatte damals die zweideutige Kunst noch nicht aufgebracht, eine eigene Klasse, welche die Volksrepräsentation zu ihrem Handwerk erkohren zu haben scheint, heranzuziehen; noch gab es in den damaligen Ständeversammlungen keine spitzbübischen Advokaten und gelehrte Zungendrescher, die so häufig, unter dem Vorwande der allgemeinen Noth des Volkes, Drachenzähne auszusäen bemüht sind.

Zweites Kapitel.

Der dänische Krieg.

Den ganzen Winter 1611 und im Anfange des Jahres 1612 wurde mit den Dänen wegen des Friedens unterhandelt. Holland, und der englische König Jakob hatten ihre Vermittlung angeboten. Der leztere Fürst war damals durch ganz Europa berüchtigt, wegen seiner Sucht, Frieden unter streitenden Partheien zu schließen. Zum Unglück besaß er die Karakterstärke nicht, um seinen Vorschlägen Nachdruck zu geben. Man sagt, daß er keine blanke Klinge habe sehen können, einen solchen Abscheu hatte er gegen alles Blutvergießen. Seine höchste Eitelkeit bestand darin, für einen trefflichen Lateiner und großen Theologen zu gelten, darum nannte ihn auch Heinrich IV. von Frankreich gewöhnlich seinen gelehrten Bruder, den Doktor Jakob. Dieser Fürst und die Republik Holland suchten den Streit der beiden Kronen beizulegen. Eine Zusammenkunft zwischen dänischen Bevollmächtigten und dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna wurde veranstaltet. Aber obgleich Gustav Adolph alle Bedingungen, welche die Ehre Schwedens erlaubte, sich gefallen lassen wollte, so waren die Forderungen der Dänen so ausschweifend, daß die Waffen entscheiden mußten.

In Schweden wetteiferten alle Stände mit Opfern zur Führung des Kriegs, die Reichen, die hohen Beamten machten Vorschüsse, und gaben selbst einen Theil ihrer Kostbarkeiten her. In Westgothland sammelte sich ein kleines Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs Johann, ein anderer Haufe stand in Smaland. Die Dänen machten von Calmar aus gefährliche Streifereien in Schweden, und thaten viel Schaden. Man glaubte,

Gustav Adolph werde den Feldzug mit der Belagerung dieser starken Feste eröffnen; aber er fühlte sich zu schwach dazu, und mußte sich begnügen mit einem Einfalle in die (dänische) Provinz Schoonen, welche von den Schweden schwer verheert wurde. Gustav Adolph rückte vor die Stadt Helsingborg und schickte sich an, sie zu belagern. Ihm gegenüber stand als dänischer General mit einem Haufen teutscher Truppen, der Herzog Georg von Lüneburg, einer von den nachherigen Abentheurern des dreißigjährigen Krieges, der fünfmal die Fahne wechselte. Christian IV. hatte ihm die Vertheidigung der Provinz Schoonen übergeben, während er selbst mit seiner Flotte die Festung Elfsborg bedrohte, die von dem zweiten schwedischen Heere unter dem Herzog Johann gedeckt wurde. Kaum hatte jedoch die Belagerung von Helsingborg begonnen, als ein großer Unfall den jungen Schwedenkönig traf. In einer finsteren Nacht wurde Gustav Adolph, während er in dem kleinen Orte Wähn übernachtete, von den Dänen unversehens überfallen und ein großer Theil seiner Leute niedergemacht. Kaum gewann er Zeit, zu Pferde zu steigen und sich mit einer Handvoll Tapferer den Feinden entgegenzustellen. Die dichte Finsterniß begünstigte seinen Rückzug, der jedoch nur mit bedeutendem Verluste ausgeführt werden konnte. Des Königs Hofmarschall Wrangel wurde mit vielen andern gefangen, das Feldgeräthe Gustav Adolphs, die königliche Fahne, die Heerpauken gingen verloren. Die Dänen breiteten das Gerücht aus, daß der König selbst erschlagen worden sey. Seine Mutter und der Hof in Stockholm waren in der größten Unruhe, bis ein von Gustav abgeschickter Bote mit der Nachricht von seinem Wohlbefinden eintraf. Dieses unglückliche Gefecht fand statt den 11. Febr. 1612. Gustav konnte nun nicht mehr an die Eroberung Helsingborgs denken. Nachdem er auf der Ostseite die Vertheidigungsanstalten so gut getroffen hatte, als es die Umstände erlaubten, wandte er sich nach Westgothland, wo der Feind seine Hauptmacht zusammen gezogen hatte. Die Festung Neulodöse war von den Dänen genommen worden, aber Güllborg widerstand drei wiederholten Stürmen. Als der Kommandant der Stadt verwundet worden war, überhamm seine Gemahlin mit hohem Muthe den Befehl. Die Dänen mußten sich mit Verlust zurückziehen. Der Dänenkönig beschränkte sich nun darauf, Streifzüge zu machen. Mehrere Schlösser und offene Städte

wurden von ihnen überrascht und eingenommen, unter fürchterlichen Verheerungen drangen die Dänen bis Skara vor, das eingeäschert wurde, über 3000 Bauernhöfe sollen auf diesem Zuge zerstört worden seyn. In Halland dagegen widerstanden die Schweden mit Glück. Zwei Versuche des Feindes über das Eis weg, die Insel Oeland wegzunehmen, wurden abgeschlagen. Mit Anfang des Frühjahrs im Märzmonat ruhten die Waffen eine Zeitlang, weil das eintretende Thauwetter militärische Bewegungen unmöglich machte, desto eifriger wurden jezt die Unterhandlungen betrieben. Gustav Adolph suchte auswärtige Hülfe. Er stellte den Hanseaten die Gefahren vor, mit welchen das Wachsthum der dänischen Macht ihren Handel in der Ostsee bedrohe. Seine Gesandten waren angewiesen, Vereinigung der hanseatischen Flotte mit der schwedischen, freie Werbung in ihrem Gebiete, die Zufuhr von Kriegsbedürfnissen und Aufhebung alles Verkehrs mit Dänemark zu erlangen. Lübeck zeigte sich geneigt, auf diese Anträge einzugehen; aber die Macht der Hanse war damals bereits zu schwach, der Bund selbst zu lose, als daß etwas Gemeinsames und Großes hätte unternommen werden können. Die Lübecker schickten einige bewaffnete Schiffe zum Schutz ihres Handels aus, aber bald wurden sie durch die dänische Flotte zu der Erklärung gezwungen, daß sie sich im laufenden Jahre des Verkehrs mit Schweden enthalten wollen. Etwas glücklicher war Gustav in seiner Unterhandlung mit den Niederlanden. Es war dem Könige besonders um ein Anlehen auf gute Bedingungen zu thun; er erhielt auch die Erlaubniß, in Holland Werbungen zu machen; aber als die Nachricht von den Fortschritten der Dänen nach Amsterdam kam, wurden die hochmögenden Herrn, die Kapital sammt Zinsen zu verlieren fürchteten, sichtlich lauer gegen die Schweden. Auch die Norweger suchte Gustav in sein Interesse zu ziehen; er erinnerte dieses, gegen Christian IV. aufgebrachte Volk an seine gemeinsame Abkunft mit den Schweden, an ihren alten Verkehr, und die bessere Uebereinstimmung des Karakters beider Nationen: »durch die Arglist des Dänenkönigs sey der norwegische Adel beinahe ausgerottet, alle Aemter des Landes mit Dänen oder Ausländern besezt, unter schwedischem Scepter würde der Adel wieder aufblühen, seine Gerechtsame und seinen Glanz zurückerhalten.« Allein so unzufrieden auch die Norweger über den Krieg waren, so wollten sie sich doch nicht einem

Monarchen in die Arme werfen, dem sie kaum die Macht zutrauten, sich selbst seiner Feinde erwehren zu können.

Mit dem Anfang der besseren Jahreszeit entbrannte der Krieg von neuem, von der südlichen Gränze bis an die unwirthlichen Lappmarken hinauf, deren Bewohner durch ihre Armuth nicht vor der Wuth der Soldaten geschüzt waren. Der schwerste Druck lastete jedoch auf den Bewohnern der südlichen Gränzen Schwedens. Freund und Feind drängten hier einander, was der eine übrig gelassen, nahm der andre weg, die Noth wurde zulezt so groß, daß Gustav selbst befehlen mußte, den unglücklichen Einwohnern mit Gewalt ihr Eigenthum zu entreißen, um nur die Gränzfestungen mit Proviant versehen zu können. Mit der Ausrüstung der Flotte, die Gustav mit allem Eifer betrieb, wollte es nicht gelingen, es fehlte an Geschütz und an Matrosen, und der größte Theil der schwedischen Schiffe lag nah abgetakelt in den Häfen, während die dänische Flotte, mehr als 30 Segel stark, schon die See hielt. Gustav hatte den Adel zum Roßdienst aufgefordert und die Säumigen mit schweren Strafen bedroht; dennoch kam nur ein kleiner Haufe Reiterei zusammen. Die Lage des jungen Königs war wirklich höchst bedenklich. Zwei dänische Heere standen in seinem Lande, das eine, unter dem Befehl des Königs Christian IV. selbst, mit der Bestimmung, Westgothland, das andere unter General Gerd Ranzow, um Smaland, Ostgothland und Oeland zu erobern. Elfsborg an der Nordsee, auf der äussersten Gränze Westgothlands gelegen, wurde nach einer 19tägigen Belagerung von den Dänen genommen. Der schwedische Kommandant dieser Festung, Otto Sträle, mußte sich nach Abschließung des Friedens, wegen Pflichtverletzung angeklagt, vor Gericht stellen, und eine große Geldbuße erlegen. Doch erhielt die schwedische Garnison freien Abzug. Kurze Zeit darauf fiel auch die Veste Güllborg, deren Besatzung, entmuthigt durch die Eroberung Elfsborgs, sich ohne Widerstand ergab. Gustav wandte sich auf die Nachricht von diesen Unfällen zuerst gegen das dänische Heer, das unter dem Befehle Christian's IV. stand. Allein er konnte den feindlichen 22 Fahnen Fußvolk und 11 Geschwadern Reiterei, fast nur ein Drittheil, 11 Fahnen Fußvolk und 8 Schwadronen Reiter entgegenstellen; er mußte deßhalb eine Schlacht vermeiden und sich auf Belästigung des Feindes durch den kleinen Krieg beschränken. Zum

Glück für ihn, wurden die Dänen bald durch Mangel an Lebensmitteln und Seuchen gezwungen, sich aus dem ausgehungerten Lande zurückzuziehen. Gustav folgte ihnen bis vor Güllborg, wo Christian IV. ein Lager schlug; dann eilte er nach der Ostküste, wo die Dänen unter Ranzow noch größere Vortheile errungen hatten. Fast ganz Smaland war in ihren Händen, Oeland erobert, Jönköping bedroht, und es stand zu befürchten, daß die beiden feindlichen Heere sich in dem Herzen Schwedens vereinigen und das Land erdrücken würden. Gustav ließ daher die angefangenen Arbeiten an der Festung Jönköping in größter Eile beschleunigen, und rückte dem General Ranzow entgegen. Dieser wartete jedoch die Ankunft des Schwedenkönigs nicht ab, sondern zog sich so übereilt zurück, daß sein Rückzug mehr einer Flucht gleich sah; durch Mangel und durch fortwährende Anfälle der Schweden beunruhigt, verlor er auf seinem Marsche 1500 Mann. Durch diesen Unfall wurden die Plane des Königs Christian IV. vereitelt, der schon aus dem Westen in das Binnenland heraufgezogen war, um sich vor Jönköping mit seinem Generale Ranzow zu vereinigen; er mußte sich nun ebenfalls zurückziehen. Allein entschlossen, das, was er mit dem Landheer nicht vermocht, mit der Flotte zu versuchen, sammelte nun Christian IV. seine Schiffe, fuhr durch den Sund längs der Küste Schwedens hinauf, und erschien, schon zu Anfang des Herbsts, mit mehr als 30 Segeln und 5000 Landungstruppen vor dem kleinen Schlosse Waxholm, das zwei Meilen vor Stockholm gelegen, den Eingang in den Kanal des Mälar-Sees beherrscht. Dieß geschah, während Gustav noch zu Jönköping stand, und die schwedische Flotte vor der feindlichen Uebermacht furchtsam in den Häfen Schutz suchte. Gustav eilte, sobald er Nachricht hievon erhielt, so schnell als möglich nach seiner bedrohten Hauptstadt und zog 1200 Mann fremde Söldner an sich, die ein niederländischer Oberst ihm zuführte. Diese Truppen hatten in Norwegen gelandet, und gleich nach der Ausschiffung einen wiewohl unglücklichen Versuch auf Drontheim gemacht, sie drangen dann durch Norwegen über die hohen Gebirge, geführt von einem niederländischen Kaufmann Namens Cabelliau nach Schweden hinüber und vereinigten sich mit dem Könige. Durch die Ankunft Gustavs athmete Stockholm wieder von der tiefen Bestürzung auf, in welche die Landung des Feindes beinahe vor ihren Thoren

die Stadt versezt hatte; schnell wurde alles aufgeboten, was die Waffen tragen konnte, Bürger und Bauern der Umgegend; mit diesen zusammengerafften Haufen und den fremden Söldnern zog der König dem Feind auf die Seeküste entgegen. Aber er traf die Dänen nicht mehr; sie hatten, nachdem sie das Schloß Warholm einige Tage vergeblich beschossen, bereits alles, was ans Land geschafft worden war, wieder an Bord gebracht und segelten davon. So war Christian's IV. Plan, Stockholm während der Abwesenheit des Königs zu überrumpeln, völlig mißlungen, und die ungeheuern Kosten, die er auf die Ausrüstung seiner Flotte verwendet, verloren.

Indeß rückte der Winter heran, und die Jahrszeit verbot größere Unternehmungen zur See und zu Lande. Wenn Schweden durch den blutigen Kampf des Jahres 1612 aufs tiefste erschöpft, Frieden bedurfte, so war auch Christian durch den unerwarteten Widerstand seines jugendlichen Gegners überrascht, und einer gütlichen Ausgleichung geneigt. Die Stimmung der dänischen Nation trug zu dieser Sinnesänderung des Königs viel bei. Das Volk zahlte die großen Auflagen, die der Krieg verursachte, nur mit Murren, und der Adel fürchtete, die Macht des Königs möchte durch einen glücklichen Feldzug gänzlich unbeschränkt werden. Eine Zusammenkunft wegen Auswechslung der Gefangenen, führte zu gegenseitigen Erklärungen; bald bewirkten die englischen Vermittler eine noch größere Annäherung; ein Congreß wurde verabredet, doch wollte der Dänenkönig in keine völlige Waffenruhe willigen, dagegen sollte der Ort, wo die beiderseitigen Gesandten zusammenkämen, auf eine Meile in die Runde von allen Feindseligkeiten verschont bleiben. Während in Stockholm der Reichstag sich versammelte, und alle Stände sich zu den größten Opfern zur Rettung des Vaterlandes bereit erklärten, wurden die Friedensunterhandlungen am 29. Nov. eröffnet, sie dauerten unter großen Schwierigkeiten, an welchen zum Theil die lächerlichen Ansprüche wegen des Ceremoniels, aber auch die ausschweifenden Forderungen des Feindes Schuld waren, bis zum 18. Januar 1613, an welchem Tage der Friede zu Siöröd abgeschlossen wurde. Die Unterzeichnung erfolgte am 26. Januar. Aber sehr hoch war der Preis, um den sich das erschöpfte Schweden Ruhe erkaufen mußte. Die minder wichtigen Punkte bestanden in Folgendem: Das Schloß Sonnenburg sollte auf ewige Zeiten an Dänemark

abgetreten, beiden Königen in Zukunft gestattet seyn, die drei Kronen in ihrem Wappen zu führen, doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Regenten von Dänemark aus diesem Zugeständniß kein Recht auf den schwedischen Thron ableiten dürfen. Gustav entsagte ferner für sich und seine Nachkommen allen Rechten, die er und die Krone Schweden in Norwegen, in den Lehen Nordland und Wardöhuus von Titisfjord bis Waranger gehabt, oder von den Russen erobert; unter dem Titel König der Lappen sollten, im Fall ihn Gustav Adolph oder seine Nachfolger wieder gebrauchen würden, nicht die an der See wohnenden Lappen, sondern die des Binnenlandes, die der Krone Schwedens wirklich unterworfen, verstanden werden. Den Unterthanen beider Reiche ward gegenseitig Zollfreiheit, selbst im Sunde ausbedungen, doch mit Ausnahme der Getränke. Die, während des Kriegs zerstörte Stadt Gothenburg sollte, im Falle ihrer Wiederherstellung, keine der Krone Dänemarks nachtheilige Privilegien erhalten, die Fahrt nach Liefland und Kurland frei seyn, doch mit Ausnahme Rigas, im Fall es vom Schwedenkönige belagert würde. Die Gefangenen wurden ferner ohne Lösegeld ausgeliefert, und übrigens der Stettiner Frieden erneuert; dieß waren, wie gesagt, die minder wichtigen Punkte. Die größte Schwierigkeit machten die von den Dänen eroberten Plätze, namentlich Calmar und Elfsborg. Ohne offenbare Schmach hätte Gustav Adolph auf diese beiden Städte nicht verzichten können. Denn Calmar war nicht bloß eine gute Festung, sondern vortrefflich gelegen zum Verkehr mit Finnland, Liesland, Polen und Rußland, und Elfsborg war der einzige bedeutende Hafen, den Schweden damals an der Nordsee besaß, mit dem Verluste dieser Stadt hätte es auf direkte Verbindung mit Deutschland und dem südlichen Europa verzichten müssen. Gustav Adolph drang daher mit aller Macht auf die Räumung der beiden Plätze, und verlangte sie als Präliminarartikel des Friedens. Um so hartnäckiger zeigten sich die Dänen. Sie wollten die großen Kosten des Kriegs nicht umsonst aufgewendet haben. Zuletzt mußten sich die Schweden zur Zahlung der für damalige Zeiten, und besonders für ein Land wie Schweden, höchst bedeutenden Summe von einer Million harter Thaler verstehen. Der Name Contribution wurde freilich umgangen, und der mildere »Gratifikation« dafür auf Verlangen der schwedischen Gesandten in die

Friedensakte aufgenommen. Die Summe sollte innerhalb 6 Jahren bezahlt werden; so lange bis der lezte Thaler abgetragen war, behielt Dänemark Elfsborg, sammt mehreren Gerichtssprengeln von Westgothland im Versatz, doch so, daß die schwedischen Gesetze und auch der Lehenseid des Adels in den besezten Orten aufrecht blieben.

In Schweden war die Freude auf die erste Nachricht vom Abschlusse des Friedens groß. Man dachte anfangs nur an das gewonnene Resultat, nicht an den Preis desselben. Bald sollte man das Drohende der neuen Lage fühlen. Die Dänen behielten auch nach dem Abschlusse des Friedens ihre drohende Stellung bei. Die von ihnen besezten Plätze wurden auf alle Weise beschädigt, die Einwohner hart bedrückt. Gustav mußte die Erneuerung der Feindseligkeiten fürchten, und daher auf Sicherung der Gränzfestungen Bedacht nehmen, die geworbenen Soldaten wurden in den Oertern auf der Gränze herumgelegt, ihr Unterhalt verursachte dem armen ausgesogenen Landvolke schwere Lasten. Aber wie erst die Million aufbringen? die Stände mußten Rath schaffen. Allein man wagte es nicht, den vollen Reichstag zu versammeln, weil man fürchtete, der Bauernstand, den die größte Last von der dänischen Contribution traf, möchte die Bewilligung verweigern, und unter der großen Zahl der gewöhnlichen Mitglieder des Reichstages der Zunder der Zwietracht Feuer fangen. Man berief daher statt einer allgemeinen Ständeversammlung bloß zwei Edelleute aus jeder Provinz, alle Bischöfe, einen Priester aus jedem Domkapitel, und den Magistrat der Stadt Stockholm, der sämmtlichen Städte, so wie das Landvolk vertreten sollte. Bauern wurden gar nicht beschieden. Als Vorwand für die Beschränkung der Zahl, mußte die Ersparung der Kosten dienen. Gustaph Adolph eröffnete die Versammlung mit folgender Rede:

»Der Eifer, mit dem Ihr auf mein Geheiß hier zusammengetreten seyd, um verschiedene Punkte, von denen das Wohl des Reiches abhängt, zu berathen, kann mir nur angenehm seyn. Um meinen Unterthanen manche Ausgaben zu ersparen, habe ich nicht für nöthig erachtet, alle Deputirte der Städte, der Provinzen und des Landes einzuberufen. Gerne würde ich auch euch verschont haben, wenn ich eurer klugen Rathschläge entbehren könnte, wenn mich nicht der Drang der Zeitumstände genöthigt hätte, euch zu mir zu bescheiden.«

»Seit dem lezten zu Stockholm gehaltenen Reichstage ist der Friede zwischen dem Könige von Dänemark und uns glücklich geschlossen worden. Gott gebe, daß es zur Ehre seines Namens und zum Besten beider Reiche geschehen seyn möge. Auf dieses Ziel müssen auch Eure Berathschlagungen gerichtet seyn. Wir werden Euch, nach dem Gutachten unseres getreuen Rathes und Eurem Verlangen gemäß, den Friedenstraktat von Punkt zu Punkt vorlesen lassen, damit ihr im Namen aller Stände auf Mittel sinnet, diesen Frieden aufrecht zu erhalten.«

»Es ist Euch nicht unbekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Regierung dieses Reiches verknüpft war, als ich auf besondere Verfügung der göttlichen Vorsehung und auf Verlangen aller Stände sie antrat. Gott weiß es, daß ich mich nicht aus Ehrgeiz in einem so zarten Alter einer so schweren Last unterzogen habe, sondern daß es einzig aus Liebe zu meinem Vaterlande, und zum Wohl meiner getreuen Unterthanen geschehen ist. Ich kann Euch versichern, daß ich seit dieser Zeit noch keine andere Zufriedenheit, keinen Trost genossen habe, als durch das Bewußtseyn, trotz der übeln Lage der schwedischen Angelegenheiten, wider alles Erwarten den Frieden errungen, und meinen geliebten Unterthanen Ruhe und Sicherheit vor den feindlichen Einfällen und Plünderungen verschafft zu haben.«

»Ich bin entschlossen, mit Gottes Hülfe die gute Nachbarschaft mit Dänemark zu unterhalten, und ich hoffe auch mit unsern andern Feinden einen Vergleich abzuschließen. Ich habe bereits den König von Polen theils durch Gesandte, theils durch eigenhändige Briefe ausgeforscht; aus den eingegangenen Antworten, die Euch mitgetheilt werden sollen, werdet ihr ersehen, daß man zur Hoffnung eines glücklichen Erfolges berechtigt ist. Es mag indeß gehen, wie es wolle, so werden wir stets auf den Allmächtigen, in dessen Händen Krieg und Frieden liegt, unser Vertrauen setzen, uns seiner Führung überlassen, und kein menschliches Mittel verabsäumen, um das größte Gut, den Frieden uns zu erringen, so weit dieß ohne Nachtheil des Staates, und ohne Verletzung unserer Ehre geschehen kann.«

»Ich läugne nicht, daß der Friede mit Dänemark unter harten Bedingungen zu Stande kam, allein ich ließ mir dieselben gefallen, um einem noch größeren Uebel vorzubeugen, und um die so sehr geschwächten Kräfte dieses Reiches wieder herzustellen.

Die allgemeine Entkräftung erlaubte mir nicht, den Krieg fortzusetzen, und es war unmöglich, bessere Bedingungen zu erhalten. Dieselben sind jedoch so beschaffen, daß kein Schaden für das allgemeine Wohl zu befürchten ist, wenn sie von den Ständen des Reiches bewilligt werden. Ich hoffe, daß meine Bemühungen zum Besten des Landes von meinen getreuen Unterthanen mit Dank anerkannt werden, und daß man mir keine andere Absicht unterlegen wird, als den Wunsch, das Interesse meines Volkes nach Kräften zu fördern; ich habe ja bei manchen Gelegenheiten, wo ich meines Lebens nicht geschont, bereits gezeigt, wie sehr mir das Wohl meines Volkes am Herzen liegt.«

Man vereinigte sich über eine allgemeine Bewilligung, von der kein Stand ausgeschlossen war. Das königliche Haus und der Adel sollten eine Einkommens-, die übrigen Stände eine Vermögenssteuer entrichten. Die Bergleute mußten von ihren Kuxen, die inländischen Kaufleute von ihren Schiffen, die Fremden von dem Werthe der ein- und ausgeführten Güter Steuern entrichten. Als Bezahlung wurden angenommen, gute Thaler, ungemünztes Silber, Kupfer, Eisen, Waizen, Roggen nach bestimmten Preisen. Die Dauer der Bewilligung war auf vier Jahre festgesezt; auch sollte diese Steuer nicht von den gewöhnlichen Einnehmern, sondern von ausserordentlichen Kommissären, die in alle Provinzen zu diesem Zwecke abgeschickt wurden, eingezogen werden. Trotz dieser Einrichtung kostete es unsägliche Mühe, um den ersten Zahlungstermin abzutragen. Ein Versuch, den Gustav Adolph bei dem Dänenkönig machen ließ, die festgesezten Fristen zu verlängern oder statt baarem Geld in guten Waaren bezahlen zu dürfen, scheiterte an der Weigerung des leztern. Das Mißtrauen zwischen beiden Mächten dauerte noch lange Zeit fort.

So endigte sich der dänische Krieg. Gustav hatte ihn zwar nicht ohne Ehre, aber unglücklich geführt. Vier Ursachen hatten hiezu beigetragen: daß er ihn gleich nach seinem Regierungsantritt, während sein Ansehen noch nicht hinreichend befestigt war, begonnen: daß er ihn zweitens im eignen Lande führen mußte, wodurch seine Hülfsmittel immer auf einen engeren Kreis beschränkt wurden, während der Feind über die Kräfte seiner eigenen vom Kriege verschonten Provinzen frei verfügen konnte: daß die Schweden damals nur wenig vom Seewesen verstanden, und in diesem Punkte gegen ihre Gegner in großem Nachtheile waren: daß endlich

Gustav damals erst die erhabenen Grundsätze der Kriegführung erlernen mußte, die ihm nachher ein so entschiedenes Uebergewicht über seine Feinde verschafften.

Schon rief ihn ein zweiter Krieg nach einer andern Seite. Vorher müssen wir die Veranlassung desselben erzählen.

Drittes Kapitel.

Die Ursachen des russischen Krieges.

Basil Iwans Sohn war der erste Großfürst von Moskau, der den Titel eines Czaren annahm. Er entriß den Polen das Fürstenthum Pleskow, die Herzogthümer Smolensko und Severien und starb 1533. Ihm folgte sein Sohn Iwan Basilowicz, der einen Theil von Liefland und die Königreiche Kasan und Astrakan eroberte, und bei seinem 1584 erfolgten Tode zwei Söhne von zwei verschiedenen Müttern hinterließ, den ältern Fedor von der Anastasia Romanowna, den jüngern Demetrius, erzeugt aus seiner Ehe mit Maria Federowna. Fedor folgte seinem Vater. Dieser schwache Prinz faßte große Zuneigung zu einem jungen Edelmanne Namens Boris Födorowicz Godunow, der die tiefste Schlauheit mit großer Thatkraft vereinigte und nach und nach zu den höchsten Aemtern emporstieg, selbst Schwager des Czars wurde. Fedor war ohne Kinder, sein einziger rechtmäßiger Erbe, Demetrius noch ein Kind, lebte in einer Art von Verbannung, alle Geschäfte lagen in den Händen des Günstlings, alle Aemter waren von seinen Kreaturen besetzt. Es ist kein Wunder, wenn Godunow unter solchen Umständen auf den Gedanken gerieth, den muthmaßlichen Thronerben aus dem Wege zu räumen, um sich selbst nach des Czaren Tod die Krone zu verschaffen. Demetrius lebte in dem Orte Uglicz, umgeben von Spionen, die seine Bewegungen beobachteten, und dem Günstling des Czaren Rechenschaft von Allem gaben. Eines Tages dringen Mörder in den Palast, wo er sich befand, reißen das Kind aus den Armen seiner Mutter und erdolchen es. Boris Godunow war der Anstifter dieses Verbrechens; die Mörder wurden von den Bewohnern des Städtchens,

die auf das erste Gerücht der schändlichen That die Sturmglocke gezogen hatten, in der Wuth niedergemacht. Godunow, der allmächtige Minister, fing die Berichte auf, die von der Obrigkeit der Stadt Uglicz an den Czar abgeschickt worden waren, unterschob falsche, welche dahin lauteten, der junge Prinz habe sich in einem Anfalle von Epilepsie selbst ermordet, und ging frei aus; die Rache sollte ihn erst später durch einen Betrüger treffen.

Bald darauf starb der Czar Fedor, und es gelang Boris mit leichter Mühe, die Krone auf sein Haupt zu setzen. Vier Jahre hatte er nicht ohne Ruhm regiert, als zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein junger Mönch auftrat, mit der Behauptung: er sey Demetrius, Iwans Sohn, der Vorsicht seiner Mutter, der Treue eines alten Dieners verdanke er seine Erhaltung, ein unterschobener, ihm ähnlicher Knabe sey statt seiner ermordet worden. Dieß geschah im Jahr 1605. Jener Abentheurer hieß Jakob Otrepiew, und war in Jaroslaw von armen adeligen Eltern geboren. In seinem vierzehnten Jahre trat er zu Kiew in einen Mönchsorden, aber seinem hochstrebenden Geiste sagte das Klosterleben nicht zu; er nahm daher das Anerbieten des Patriarchen Hiob von Moskau, Handschriften in dem Palaste des Patriarchen abzuschreiben, mit Freuden an. Hier hörte er einsmals die Bemerkung, daß er dem ermordeten Demetrius sehr gleich sehe; diese Idee entflammte seinen Ehrgeitz, und bald hatte er eine Fabel über seine angebliche Rettung ausgesponnen. Anfangs ließ er nur geheime Winke über seine geheimnißvolle Geburt fallen, bald trat er kecker auf, so daß selbst Boris Kunde von seinem Vorgeben erhielt. Der Czar wollte ihn aufheben lassen, aber Otrepiew, zeitig genug gewarnt, entfloh und verbarg sich in abgelegenen Klöstern, wo er bald wegen seiner Liederlichkeit ausgewiesen wurde. In der Noth ging er nun nach Litthauen, legte die Mönchskleider ab, und trat in die Dienste des Fürsten Adam Wischneweczki. Bald wußte er hier durch sein einschmeichelndes Benehmen die Gunst seines neuen Gebieters zu gewinnen, und als er sich hinreichend darin befestigt glaubte, begann er seine Plane ins Werk zu setzen. Durch erheuchelte Traurigkeit zog er die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich, und schwieg, um die Ursache befragt, seufzend und geheimnißvoll. Zulezt stellte er sich krank, ließ einen Geistlichen kommen, entdeckte ihm das Geheimniß seiner Geburt, und übergab ihm

sogar eine Schrift, in der die Vorgänge bei seiner Rettung umständlich erzählt waren. Der Priester vertraute dem Fürsten die Entdeckung an, der sich nun zu dem Kranken selbst verfügte, um ihn auszuforschen; Otrepiew spielte Anfangs den Erschrockenen, zog aber dann, als wenn er nicht mehr läugnen könne, ein goldenes mit Diamanten besetztes Kreuz hervor, das sein Pathe, der Fürst Mstislawski, ihm bei der Taufe um den Hals gehängt habe. Wischneweczki getäuscht durch diese Lügen, erwies dem Abentheurer von nun an fürstliche Ehre; und da sein Aufenthalt in Litthauen nicht sicher genug schien, empfahl er ihn an den polnischen Woiwoden von Sendomir, Mniczeki. Otrepiew schmeichelte der Eitelkeit dieses Magnaten dadurch, daß er seine Tochter Maria Anna zu ehelichen und auf den Thron von Moskau zu erheben versprach. Seine Intriken dehnten sich jezt weiter aus, er zog ausser einigen polnischen Großen, besonders die Jesuiten in sein Interesse, indem er ihnen verhieß, die römisch-katholische Religion in Rußland einzuführen, wenn er durch ihre Hülfe den Thron seiner Väter besteigen würde. Auf dem Reichstage zu Krakau im Jahr 1603 wurde von diesen neuen Freunden seine Sache mit solchem Nachdrucke betrieben, daß Otrepiew vom polnischen Könige Sigismund als der ächte Demetrius anerkannt ward, und das Versprechen bewaffneten Beistandes erhielt. Jezt sandte der Czar Boris Abgesandte nach Polen, die den Betrüger entlarven sollten; aber sie fanden keinen Glauben. Die polnischen Magnaten versammelten ein Heer von 10,000 Mann, zu denen sich noch ein Schwarm Kosaken gesellte, und nun brach Otrepiew in Rußland ein. Er fand bald großen Anhang, viele Städte öffneten ihm ihre Thore; unter dem Heer, das ihm der Czar entgegen stellte, brachen Meutereien aus; und in Kurzem war der falsche Demetrius fast allgemein anerkannt. Da starb den 13. April 1605 der Czar Boris plötzlich, wie man glaubt, an Gift, das er genommen, um seinen Fall nicht zu überleben. Otrepiew sah sich nun am Ziele. Zwar riefen einige russische Bojaren den 16jährigen Sohn Godunow's, Fedor, zum Czaren aus, aber dieses Kind war zu schwach, um die Last der Krone unter den obwaltenden Umständen zu tragen. Während Demetrius sich in der Stadt Tula befand, erschien vor ihm eine Gesandtschaft aus Moskau, um ihm die Huldigung des russischen Volks darzubringen. Er

befahl, Fedor nebst seiner Mutter solle erdrosselt, die wenigen Anhänger und Verwandten des Czaren hingerichtet werden, dann hielt er im Juli 1605 unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Moskau, wo er auch mit großer Pracht gekrönt wurde. Um die Täuschung zu vollenden, ließ der neue Czar die Mutter des ermordeten (wahren) Demetrius an seinen Hof kommen, behandelte sie als die seinige und überhäufte sie mit Beweisen von Zärtlichkeit. Diese Matrone, der nur die Wahl blieb zwischen unvermeidlichem Untergang, oder der Bereitwilligkeit die gewünschte Rolle zu spielen, wählte, wie man denken kann, den lezteren Ausweg; sie erkannte Otrepiew für ihren Sohn an, und genoß nun die Rache an dem ihr so verhaßten Geschlecht der Boris in vollen Zügen. Alle bei dem lezten Czar in Ungnade Gefallenen wurden wieder angestellt, seine lezten übrigen Anhänger verbannt.

Dennoch gab es in Moskau Männer, die den Betrug gemerkt hatten, besonders unter dem hohen Adel. Die Maßlosigkeit, mit welcher der gekrönte Abentheurer sein Glück genoß, bewirkte bald, daß diese Entdeckung ihm verderblich wurde. Otrepiew ergab sich den größten Ausschweifungen, und beleidigte auf die mannigfaltigste Art, Sitten, Gebräuche und Nationalgefühl seiner neuen Unterthanen. Um sein Versprechen zu lösen, vielleicht auch aus wirklicher Neigung, schickte er eine prächtige Gesandtschaft zu dem Woiwoden von Sendomir und ließ um die Hand seiner Tochter freien. Die Braut kam begleitet von ihrem Vater und einer großen Menge vornehmer Polen, die alle mit Geschenken überhäuft wurden. Diese Fremden wußten sich bald der wichtigsten Aemter zu bemeistern, sie beleidigten durch ihre Anmaßung die russischen Magnaten, und auf ihren Rath that der Czar viele unüberlegte Schritte zu Einführung der katholischen Religion, wodurch die moskowitische Geistlichkeit aufs tiefste erbittert wurde. Nicht minder verlezte Otrepiew die Gebräuche des Landes. In den Nonnenklöstern Moskaus wurden vor seinen Augen Tänze aufgeführt, das durch die russischgriechische Kirche streng verbotene Kalbfleisch kam auf seine Tafel, und der Czar mischte sich ungescheut in die jubelnden Trinkgelage der Polen.

Noch dauerten die Hochzeitsfeierlichkeiten, als Adel und Geistlichkeit sich zum Verderben des Abentheurers verschworen. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Bojare Schuiskoi, eingeweiht

in das Geheimniß der Geburt des falschen Czaren, und selbst von so edler Familie, daß er den Betrüger zu ersetzen hoffen durfte. Zwanzigtausend Bewaffnete wurden von den Verschwornen unter dem Vorwande, die Feste mit anzusehen, in Moskau versammelt. Ein Theil der Bevölkerung der Hauptstadt schloß sich dem Unternehmen an. Mit dem Kreuze in der einen, mit dem Schwerdte in der andern Hand führte Schuiskoi am 26. Mai 1606 die wüthenden Haufen nach dem Kreml; die Ausgänge wurden besezt, die Pforten eingehauen, und dann die polnische Leibwache niedergemetzelt. Der Czar aus dem Schlafe aufgeschreckt, suchte durch ein Fenster zu entkommen, brach aber im Herabspringen das Bein. Indessen erklärten die Strelitzen, die im innern Hofe des Palastes Wache hielten, daß sie ihren Gebieter für den rechtmäßigen Demetrius ansehen und bereit seyen, ihn zu vertheidigen. Da schwankten die Angreifenden, aber nun befahl Schuiskoi die Czarenmutter herbeizuführen, damit sie die Wahrheit sage; diese erklärte, der angebliche Demetrius sey ein Betrüger, und sie selbst nur durch Furcht bewogen worden, ihn als ihren Sohn anzuerkennen. Jezt ward der falsche Czar durch einen Pistolenschuß getödtet, sein Leichnam wurde drei Tage auf dem Markte zur Schau aufgestellt und zulezt verbrannt. Während der Abentheurer auf diese Weise durch die Hand der Bojaren endete, fiel die Bevölkerung von Moskau über die anwesenden Polen her; 1700 wurden erschlagen, ein kleiner Rest entkam, worunter Anna Maria, die Gemahlin des ermordeten Czaren und ihr Vater der Woiwode von Sendomir.

Wasili Iwanowitsch Schuiskoi wurde als der Befreier des Vaterlandes vom Joche des Betrügers auf den Thron von Moskau erhoben; aber kaum hatte er ihn in Besitz genommen, als eine ganze Reihe von neuen falschen Demetrius wider ihn auftrat. Die Polen unterstüzten dieselben, zuerst noch unter dem Vorwande, die legitimen Beherrscher in ihr gebührendes Recht einzusetzen, bald machten sie kein Hehl mehr daraus, daß es ihre wahre Absicht sey, so viel von den Provinzen des zerrütteten Rußlands abzureißen, als nur möglich. Der bedrängte Czar Schuiskoi suchte nun auswärtige Hülfe und wandte sich an Karl IX., der theils aus Haß gegen Sigismund, theils in der Hoffnung auf reiche Beute den Bitten der Moskowiter entgegenkam. So wurde der Bruderzwist des Wasahauses, der schon seit lange

Schweden verheert hatte, auf russischen Boden übergespielt. Zu Wiborg kam am 28. Februar 1609 ein Bündniß zwischen Rußland und Schweden zu Stande, in welchem festgesezt war: keine der beiden Mächte solle ohne Vorwissen der andern Frieden mit Polen schließen, und jede der andern Beistand leisten; namentlich machte sich Karl verbindlich, dem Czar 6000 Mann zu senden, und die Festungen, die sein Heer einnehmen würde, an die Russen abzutreten; dafür wurde ihm Kexholm mit seinen Lehen als ewiges Eigenthum zugesagt. Den Oberbefehl über das russische Hülfsheer vertraute Karl IX. dem berühmten Jakob de la Gardie an, der durch seine Talente ersetzen mußte, was seiner schlecht gerüsteten und bewaffneten Armee, die kaum 4000 Mann stark war, und nur zum kleinsten Theile aus Schweden bestand, an Zahl und Kraft abging. Der Czar bedurfte sogleich der schwedischen Hülfe sehr dringend, denn er war von den Polen und den Anhängern des zweiten falschen Demetrius in Moskau belagert. De la Gardie und Ewert Horn, der unter ihm diente, machten unglaubliche Anstrengungen, um sich der russischen Hauptstadt zu nähern und den Czaren zu befreien. Ihr kleines Heer verminderte sich mit jedem Gefechte, fast mit jedem Marsch, den sie vorwärts thaten. Es gebrach an Lebensmitteln, an Arzneien für die vielen Kranken und Verwundeten, die fremden Miethlinge empörten sich und liefen in Haufen davon, auf die Russen, die sich dem kleinen schwedischen Heere angeschlossen hatten, konnte sich de la Gardie gar nicht verlassen; kam es zum Gefechte, so verbargen sie sich in den Wäldern, um zu warten, für wen sich das Glück entscheide, und dann mit den Siegern zu plündern. Dennoch brach sich der tapfere de la Gardie Bahn durch alle diese Hindernisse. Nachdem er den polnischen Feldherrn Sapieha bei Dmitron den 16. Februar 1610 geschlagen und gezwungen hatte, die Belagerung von Moskau aufzugeben, rückten die Schweden siegreich in die Residenz der Czaren ein. De la Gardie drang auf die Erfüllung des Vertrags, Schuiskoi machte die schönsten Versprechungen, bewirthete die schwedischen Soldaten köstlich, aber die Räumung von Kexholm wurde unter verschiedenen Vorwänden verzögert. Indeß war Sigismund von Polen mit einem neuen Heere in Rußland eingedrungen und belagerte Smolensk. De la Gardie rückte ihm entgegen; aber weil er den Sold seinen Truppen nicht auszahlen konnte, brach,

als er schon dem Feinde gegenüber stand und schlagen wollte, eine wüthende Meuterei unter seinem Heere aus; die Soldaten verlangten, daß er kapitulire, und da der Feldherr sich diesem schändlichen Vorschlage widersezte, fielen sie über sein Gepäcke her und plünderten den ganzen Troß. Gezwungen mußte sich nun de la Gardie mit dem polnischen Heerführer Zolkiewsky in Unterhandlungen einlassen; ehe jedoch ein Vertrag zu Stande kam, gingen alle fremden Söldner, 19 Fahnen Reiter und 10 Kompagnien Fußvolk, zu den Polen über. Nun blieb dem schwedischen Feldherrn Nichts übrig, als seine eigene Rettung durch das Versprechen zu erkaufen, daß er dem Czaren Schuiskoi nicht mehr dienen wolle; mit dem kleinen Ueberreste seines Heeres aus 400 Schweden und Finnländern bestehend, machte er dann mitten durch das feindliche Land und unter ungeheuren Entbehrungen einen bewunderungswürdigen Rückzug an die liefländische Gränze. De la Gardie verlor den Muth nicht; »zwar wünschte ich, abgelöst zu werden,« schrieb er an seinen König Karl IX., »doch da ich den Oberbefehl im Glücke gehabt habe, will ich mich auch nicht entziehen, nachdem unsere Angelegenheiten durch den Verrath treuloser Menschen ins Stocken gekommen sind.« Karl mußte sich auf bloße Danksagung und tröstliche Worte beschränken, reelle Hülfe konnte er ihm keine senden.

Indessen griefen die Polen in Rußland immer weiter um sich, und sichtlich neigte sich der Stern des Hauses Schuiskoi zu seinem Untergange. Die unbeständigen Moskowiter gaben alle erlittene Unfälle der Untauglichkeit ihres Czaren Schuld. Schuiskoi ward abgesezt, zum Mönch geschoren und in ein Kloster gesteckt. Ueber die Wahl seines Nachfolgers entstanden neue Zwistigkeiten. Eine große Parthei war für den 15jährigen Sohn des Polenkönigs, Wladislaus, aber Sigismund konnte zu keiner Entscheidung kommen; er scheute sich, den geliebten Sohn einem so treulosen und wankelmüthigen Volke anzuvertrauen, und zögerte mit der Antwort; über sein Zaudern wurden die Russen mißvergnügt und dachten nun auf einen andern Herrscher. Diese Stimmung benüzte de la Gardie; ohne von Stockholm aus dazu bevollmächtigt zu seyn, und wahrscheinlich bloß in der Absicht, die Partheikämpfe in Rußland zu vermehren, schlägt er den moskowitischen Großen den zweiten Sohn Karls IX., Karl Philipp, zum Czaren vor. In der That nahmen die Unruhen

unter den Moskowitern immer mehr überhand; die polnische Besatzung im Kreml wurde niedergemacht, ein Kosackenhauptmann erschlug den zweiten falschen Demetrius; das Volk wußte zuletzt nicht mehr, wem es gehorchen, wem es sich widersetzen solle. Da unterwarfen sich die um Kexholm wohnenden Landleute, und im März 1611 diese Stadt selbst den Schweden. Auch die wichtige Stadt Nowgorod erklärte sich gegen die Polen, doch ohne de la Gardie aufnehmen zu wollen. Eine Deputation kam zu dem schwedischen Feldherrn mit dem Antrage, daß die Einwohner von Nowgorod und der umliegenden Gegenden einen schwedischen Prinzen zu ihrem Beherrscher wünschten, die Gesandten sprachen zugleich die Ueberzeugung aus, daß auch das übrige Rußland dieser Wahl beitreten werde, sobald wegen Aufrechthaltung der Landesreligion die nöthige Sicherheit gegeben seyn würde. De la Gardie versprach, ihr Anliegen dem Könige von Schweden vorzulegen, rückte aber indessen in die Nähe von Nowgorod. In der Nacht des 16. Juli 1611 wurde diese Stadt von den Schweden überrumpelt; noch ahneten die Einwohner nichts von der Anwesenheit der Feinde, als sie durch die beute-schnaubenden schwedischen Soldaten fürchterlich aus dem Schlafe geweckt wurden; bald brannten die hölzernen Gebäude der Stadt lichterloh, Weiber und Kinder stürzten sich vor Verzweiflung in die Wellen der Wolchow; als kein Widerstand mehr half, fiel ein Theil der russischen Garnison selbst über die Kaufmannsläden der reichen Handelsstadt her, plünderte neben den Schweden und entfloh dann mit dem Raube aus der Stadt. Das Schloß, in dem sich die Vornehmsten der Stadt befanden, wurde belagert; bald ward aber eine Kapitulation auf folgende Bedingungen abgeschlossen: zwischen Schweden und Rußland besteht ein ewiger Friede, die Polen sollen als gemeinschaftliche Feinde angesehen und mit vereinten Kräften bekämpft werden; unter der Voraussetzung, daß Moskau ihre Ansicht theile, wählen die Nowgoroder einen schwedischen Prinzen, sey es Gustav Adolph oder sein Bruder Karl Philipp, zum russischen Großfürsten, bis zur Ankunft der königlichen Antwort aus Stockholm versprechen sie dem schwedischen Oberfeldherrn de la Gardie Gehorsam; sie gelobten ferner, ihm alle Schlösser der Provinz Nowgorod zu übergeben, sich in keine Unterhandlung zu seinem Nachtheil einzulassen, ihm alles, was sie von der Lage der Dinge zu Moskau erfahren würden,

mitzutheilen, und alle Einkünfte des Landes zur Besoldung seiner Truppen herzugeben. De la Gardie versprach seiner Seits zum Voraus die Genehmigung Karls IX. zur Wahl eines seiner Söhne, so wie ungestörte Religionsfreiheit; weder die Provinz selbst, noch die Festungen sollten dem schwedischen Reiche einverleibt werden, mit alleiniger Ausnahme von Kexholm und seiner Lehen und etwa dessen, was der König von Schweden mit Recht fordern könne; für die aufgewandten Kriegskosten sollte jedoch der Krone Schweden Ersatz geleistet werden. Er versprach ferner, weder Steuergelder noch Waaren können ohne Einwilligung der Russen nach Schweden geschickt, kein Einwohner dürfe aus dem Lande geführt werden, kein schwedischer Soldat sich in Rußland niederlassen. Allen Bürgern, Geistlichen wie Weltlichen, ward der Genuß ihrer Privilegien zugesichert, das Privateigenthum garantirt; schwedischen Soldaten, die sich auszeichnen würden, sollten zwar Belohnungen in der Provinz angewiesen werden, doch nicht auf Kosten von geistlichen oder Privatgütern. Endlich wurde noch freier Handel und die Freigebung aller Gefangenen ohne Lösegeld festgesezt. Man sieht, dieser Vertrag war eine Löwentheilung. De la Gardie behielt dadurch freie Hand so weit zu gehen als er wollte. So ungern auch die Russen sich obigen Bedingungen gefügt hatten, so folgten doch mehrere kleine Städte dem Beispiel Nowgorods. Am 27. August ging ein von 10 Geistlichen, 12 Bojaren und 12 Kaufleuten unterschriebener Brief nach Stockholm an Karl IX. ab, worin sie den Abschluß des Vertrags anzeigten, und um einen der königlichen Prinzen baten.

So standen die schwedischen Angelegenheiten in Rußland, als de la Gardie die Nachricht vom Tode Karl's IX. erhielt. Eben schickte sich eine große Gesandtschaft in Nowgorod an, nach Stockholm abzugehen, um dort die Prinzenwahl zu betreiben, de la Gardie verheimlichte daher den Tod des Königs, bis die Deputation abgereist war. Hierauf schlug er den Nowgorodern vor, jezt, nachdem Gustav Adolph seinem Vater in Schweden gefolgt sey, ihre Wahl auf dessen Bruder Karl Philipp zu lenken; diese waren es auch zufrieden, und änderten die Vollmacht ihrer Gesandten ab. Zugleich schrieb de la Gardie aufs Dringendste an die Königin Wittwe und Gustav Adolph, daß die Abreise des Prinzen beschleunigt werden möchte; er sezte alle

Vortheile dieser Maßregel beredt auseinander: den Machtgewinn, den blühenden Handel mit Rußland, die unvermeidliche Demüthigung Polens, das nach der Vereinigung der beiden Kronen im Wasahause, von Rußland und Schweden zugleich angegriffen, nothwendig erdrückt werden würde. Die Königin beruhigte er namentlich in Betreff des Religionswechsel, der einen Punkt der Kapitulation ausmachte; dieser Artikel, schrieb er, sey nur wegen des großen Haufens in den Vertrag aufgenommen, die Vornehmen und Verständigen legen wenig Gewicht darauf.

Dieser glänzende Antrag versezte Gustav Adolph in eine eigene Lage. Als er ihn erhielt, war er eben im dänischen Kriege begriffen, und konnte kaum gewiß seyn, ob er sich seines Feindes erwehren, und also die ererbte Krone sichern werde. Allein, auch den glücklichen Ausgang des dänischen Krieges vorausgesezt, konnte er jenen Vorschlag annehmen? Einige Schriftsteller lassen merken, Gustav sey in dieser Sache den Regungen des Neides unterlegen; er habe die russische Krone für sich selbst gewünscht, und sie deßwegen seinem Bruder nicht gegönnt. Bedenkt man seine Lage recht, so sieht man leicht, daß er als König seines Landes, als Staatsmann, nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Schweden war damals, im Vollgefühle einer neuerrungenen Kraft, auf der Bahn der Eroberungen begriffen; Nichts konnte um jene Zeit der Nation gelegener seyn, Nichts ihre Wünsche mehr reizen, als der Besitz der südlich und südöstlich vom baltischen Meere gelegenen Provinzen, d. h. eben deren, welche damals unter russischem und polnischen Scepter standen; nur durch die Eroberung dieser ausgedehnten Landstriche konnte Schweden als Herrscherin der nordischen Meere, eine hohe Rolle spielen. Nun eben diese Provinzen für Schweden zu gewinnen, bot der russische Krieg die schönste Gelegenheit dar, wie der thatsächliche Erfolg bewiesen hat. Alle die bezeichneten Vortheile mußten dagegen unumgänglich aufgegeben werden, sobald Gustav Adolph seinen Bruder den Russen zum Czaren gab, vorausgesezt nämlich, daß er die Erhebung Karl Philipp's im Ernste wollte, daß er sie nicht bloß als ein kurzes Theaterkönigthum ansah, das nach einigen Monaten oder Jahren mit Schmach enden, und Schweden in die größte Verlegenheit setzen würde. Denn wie konnte sich Karl Philipp in die Länge auf dem moskowiter Czaren-Throne halten, wenn sein erster königlicher Akt eine That der

Schande war, wenn er sich seine Krone von dem Feinde — denn das waren die Schweden für ihn, sobald er den Thron der Czaren bestiegen hatte — durch Abtretung der wichtigsten Provinzen erkaufte. Hier gab es keinen Ausweg, entweder wurde der Bruder Gustav Adolphs Czar, dann mußte Schweden auf die Eroberung der Ostseeprovinzen verzichten, oder benüzte Gustav im Staatsinteresse Schwedens die treffliche dargebotene Gelegenheit, dann mußte sein Bruder der winkenden Krone entsagen. In ersterem Falle hätte Gustav gehandelt, wie gewisse Fürsten, die aus Affenliebe für ihre Prinzen, oder aus Verkennung ihrer erhabenen Königspflicht das Wohl des eigenen Staats hintansetzen. So zu handeln lag nicht in der Seele des großen Gustav. Schlug er dagegen den entgegengesezten Weg ein, so handelte er als König, als guter Bürger seines Vaterlandes, wie es denn auch geschah.

Die große Schwierigkeit bestand für den Augenblick darin, den schwedischen Oberfeldherrn in Ingermannland zu befriedigen. Dieser war ein Mann von seltenem Schlag, er besaß jenen Ehrgeitz, der nur großen Männern eigen ist, er wollte in die Tafeln der Geschichte den Satz eingraben: »General de la Gardie hat mit nur 4000 zum Theil schlechten und meuterischen Soldaten, ganz Rußland erobert, und die Krone der Czaren auf das Haupt eines der Söhne seines Königes gesezt;« diese glänzende Hoffnung mußte ihm genommen werden, doch wo möglich ohne ihn zu beleidigen.

Gustav Adolph gab ihm die schönsten Versprechungen künftigen Lohnes für seine ausserordentliche Treue, gestand aber zu gleicher Zeit, daß er ihm unter den jetzigen Umständen keine Unterstützung schicken könne, auch verhehlte er ihm die Bedenklichkeiten nicht, die ihn verhinderten, seinen Bruder sogleich abzusenden; die Nowgoroder selbst forderte der König auf, ihren Versicherungen treu zu bleiben, und Gesandte auf den Monat März des Jahres 1613 nach Wiborg zu schicken, wohin der Prinz Karl Philipp selbst kommen werde. Ein halbes Jahr lang wurde die Nowgoroder Gesandschaft in Stockholm hingehalten, bis sie endlich den obengenannten Bescheid erhielt. Gustav Adolph unterlegte die russischen Angelegenheiten auf dem Stockholmer Reichstag dem Bedenken der Stände; ihre Antwort war: so ruhmlich es auch sey, wenn ein schwedischer Prinz den

Thron eines benachbarten Reiches besteige, so wagen sie doch keine entscheidende Aeusserung und überlassen die ganze Sache der bessern Einsicht des königlichen Hauses und der Reichsräthe.

Erst am 18. Juni 1613 reiste der Herzog Karl Pilipp von Stockholm ab, nach vollen drei Wochen kam er in Wiborg an; die wahren Absichten des Schwedenkönigs sind auch aus den Instruktionen ersichtlich, die er seinen nach Wiborg geschickten Commissären mitgab. Ihre Vollmachten lauteten auf drei Fälle: erstens würde der Herzog zum Czar über ganz Rußland gewählt werden, so sollten sie für Schweden die ewige Abtretung gewisser Orte, und eine Million Thaler, in 3 Jahren zahlbar fordern; zweitens, wenn sich nur Bevollmächtigte aus einzelnen Provinzen Rußlands einfänden, so könnten sie diesen eine Verbindung mit Schweden unter einem gemeinschaftlichen König, doch als ein selbstständiges Reich (etwa wie Litthauen mit Polen) anbieten, die Regierung des Schwesterreiches sollte dann von einem schwedischen Statthalter in Nowgorod besorgt werden; drittens wollten die Russen auch diesen Vorschlag nicht annehmen, so sollten sie auf die Abtretung gewisser Provinzen und die Million Thaler dringen, doch waren sie befugt im äussersten Falle jede Geldforderung schwinden zu lassen. Man sieht die überwiegende Wahrscheinlichkeit und selbst die günstigeren Bedingungen waren auf Seite der zwei lezteren Fälle.

Indessen hatte de la Gardie, tief gekränkt durch die Vereitlung seines mit so großen Anstrengungen begonnenen Werkes, seine Zurückberufung verlangt, doch nicht eher, als nachdem er noch zuvor große Vortheile über die Russen erfochten und die Plätze Nöteborg, Koporie, Jama, Gdow, Iwanogorod in seine Gewalt gebracht.

So standen die Sachen, als die Nachricht eintraf, daß die Moskowiten einen Czar ihrer eigenen Wahl auf den Thron von Moskau gesezt hätten. Nach dem langen Elend, das die Ansprüche der falschen Demetrius über das Reich gebracht, hatten sich nämlich einige patriotische Russen vereinigt, das Land zu retten. Nach allen Städten des Reiches wurden Ausschreiben ausgeschickt, welche Abgeordnete der Geistlichkeit, des Adels und der Bürgerschaft nach Moskau zur Wahl eines Czars beriefen. Zwölf Wochen lang dauerten die Unterhandlungen, bis endlich Michael Fedrowitsch Romanow, ein Verwandter der alten

Großfürsten Rußlands und Ahnherr der jezt in Petersburg regierenden Dynastie einstimmig zum Czaren erwählt wurde. Dieß geschah Ende Februar 1613.

Gustav Adolph vernahm dieses Ereigniß mit Vergnügen, denn es enthob ihn seiner falschen Stellung gegenüber von seinem Bruder. Indessen war die Wahl ebenso sehr gegen Polen als gegen Schweden gerichtet. Neue Verhältnisse mußten nun eintreten, der Czar Michael Romanow konnte sich eben so gut mit den Schweden gegen die Polen, als umgekehrt mit den Polen gegen die Schweden verbinden. Eine neue Politik war also nothwendig geworden.

Viertes Kapitel.

Zwischenereignisse. Einrichtungen im Innern Schwedens. Unterhandlungen mit Polen. Gustavs erste Liebe.

Wir müssen nun wieder rückwarts blicken. Die erste Sorge des jungen Königs nach Beendigung des dänischen Krieges war, seinem erschöpften Volke aufzuhelfen und neue Quellen des Wohlstandes zu öffnen. Nachdem er die Festungswerke auf der dänischen Gränze in guten Stand gesezt, beschloß er die von Christian IV. von Grund aus zerstörte Stadt Gothenburg, jedoch an einem andern Orte, am Ausfluß des Wenernsees durch die Gotaelf, wieder aufzubauen. Er entwarf selbst den Plan; die Ausführung wurde mit Eifer betrieben, doch bekam der Ort erst mit dem Jahr 1618 die Gestalt einer Stadt. Gothenburg ist trefflich zum Handel gelegen, gut befestigt, und genießt vieler Freiheiten, alter Denkmäler der Vorsorge Gustav Adolphs. Der Hafen ist ausgezeichnet, und die größte Flotte kann in ihm sicher liegen.

Um dem Handel neuen Aufschwung zu geben, suchte Gustav mit den ersten Seenationen damaliger Zeit günstige Verträge abzuschließen. Zuerst sandte er einen Spanier, der in Handelssachen gute Kenntnisse besaß, Cassiodor de Reyna, mit Vorschlägen an die Hansestädte ab. Lübeck, das damals den Vorsitz im Hanseatenbunde führte, antwortete, man könne sich nicht eher auf etwas einlassen, als bis man vom deutschen Kaiser

Bescheid auf die eingegebnen Klagen in Betreff der gewaltsamen Unterbrechung des baltischen Handels während des dänischen Kriegs erhalten hätte. Die wahre Absicht dieser erheuchelten Gleichgültigkeit war, den Schweden recht gute Bedingungen abzupressen. Nun wandte sich Gustav an die Holländer, indem er die Unterhandlung zwei ihm ergebenen Männern aus dieser Nation, Jakob van Dyk und Abraham Cabelliau übertrug. Die Generalstaaten schloßen auf 16 Jahre ein Vertheidigungsbündniß mit Schweden und einen Handelsvertrag, der beiden Theilen Vortheile sicherte. Gustav Adolph bedang sich namentlich aus, daß die Verträge, welche die Republik Holland etwa in der Folge mit den Hanseaten schließen würde, den Rechten der Krone Schweden und ihrer Herrschaft im baltischen Meere nicht nachtheilig seyn dürfen. Die Lübecker waren sehr unzufrieden mit diesem Bündniß. Unter dem Vorwand, dem Könige zu dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark Glück zu wünschen, schickten sie eine Deputation nach Stockholm. Ihre wahre Absicht war jedoch, den König zu bitten, daß er in Rücksicht auf die vielen Dienste, welche ihre Stadt der Krone Schweden zu verschiedenen Zeiten, namentlich unter seinem Großvater Gustav Wasa erwiesen, die Zölle auf die aus Deutschland eingehenden Waaren verringern möchte. Zufrieden, den Hanseaten gezeigt zu haben, daß er ihrer nicht bedürfe, bewilligte Gustav Adolph dieses Gesuch, und die Auflagen wurden vermindert.

Gustav rief viele Ausländer in sein Reich, um den Handel zu heben; auf die Religion wurde dabei keine Rücksicht genommen, nur mußte jeder Einwandernde einen guten sittlichen und religiösen Leumund nachweisen. Diese fremden wie die eingebornen Kaufleute erhielten bedeutende Vorrechte. So wurden die Bürger der Seestädte von aller Einquartirung befreit, wenn sie ihre Schiffahrt bis in die Nordsee ausdehnen würden; die Einwohner von Gothenburg, die meist aus fremden Einwanderern bestunden, genoßen einer trefflichen Municipalverfassung. Der König errichtete ferner eine allgemeine Handelsgesellschaft, deren Privilegien auf zehn Jahre ausgestellt waren. Jeder schwedische Unterthan war berechtigt, einzulegen, doch nicht unter 100 Thaler, ein Jahr nach der Konstituirung der Gesellschaft sollte Niemand mehr eintreten dürfen; für das erste Jahr wurden 12 Prozent vom Hundert Zins zugesichert, hernach sollte der Gewinn unter die Aktieninhaber

vertheilt werden. Große Vorrechte wurden dieser Gesellschaft in Bezug auf ihre Gläubiger bewilligt, der König schenkte ihr etliche Schiffe, überdieß war sie befugt, Schiffe zu bauen und zu kaufen, wo sie wolle; sie genoß das Recht, in allen Städten Niederlagen zu halten, und im Großen mit dem Adel und der Bürgerschaft, aber nicht mit dem Landvolk zu handeln; von allem, was sie einführte, zahlte sie in den ersten drei Jahren keinen Zoll; für eine gewisse Masse Rheinwein war sie selbst accisefrei; ihr Hauptkomptoir befand sich in Stockholm; bald kam der so wichtige Kupferhandel von ganz Schweden in ihre Hände.

Nicht minder sorgte Gustav für die Münze und das Steuerwesen; viele Auflagen wurden gleicher vertheilt, andere, namentlich den Bauern, die drückende Vorspannlast erlassen. Im Bereiche des Justizwesen besonders machte Gustav Adolph einige sehr wohlthätige Einrichtungen, deren Zweck es war, den gerichtlichen Chikanen vorzubeugen, und die Dauer und Kosten der Prozesse zu verringern. Er errichtete unter anderem zu Stockholm ein oberstes Tribunal, das in lezter Instanz entschied, und dem genaue Aufsicht und richterliches Erkenntniß über die Vergehungen und die Saumseligkeit der Untergerichte zustand. Auf die Unabhängigkeit der Justiz von äussern Einflüssen hielt er strenge, und huldigte selbst durch schöne Beweise dem Grundsatz, daß sie über allen Rücksichten stehen müsse. Arkenholz erzählt folgendes Beispiel: Gustav hatte mit einem schwedischen Edelmann einen Prozeß wegen eines Gutes. Die Sache sollte von dem eben erwähnten höchsten Gerichtshofe entschieden werden; der König begab sich selbst in die Sitzung, um den Gerichtsspruch mit anzuhören. Die Räthe wollten aus Ehrfurcht vor ihrem jungen Monarchen aufstehen; allein Gustav verbot es ihnen: »ihr müsset euch erinnern,« sagte er, »daß ihr das höchste Tribunal des Landes seyd, und in diesem Augenblicke vergessen, wer ich bin; nur Eure Gewissen sollen sprechen bei dem Urtheil, das ihr jezt zu fällen im Begriff seyd.« Die Richter erkannten zum Vortheil des Edelmanns. Der König sagte Nichts über den Spruch, sondern verlangte bloß, die Akten einzusehen, und da er die Gerechtigkeit ihres Ausspruches erkannt hatte, lobte er ihre Rechtschaffenheit, versichernd, daß er ihnen schlechten Dank dafür gewußt haben würde, wenn sie anders geurtheilt hätten.

Eine solche feierliche Anerkennung der Unabhängigkeit des Richterstandes scheint in unsern Tagen, wo der Grundsatz, daß die Könige unter dem Civilgesetze stehen, fast allgemein anerkannt, und zum großen Theil ins Leben übergegangen ist, weniger auffallend, wenn man aber bedenkt, daß dieser Akt dem 17ten Jahrhundert angehört, wo die Herrschergewalt viel ungehinderter eingriff in das Verhältniß von Mein und Dein, so wird man in ihm das edle Gepräge des Karakters von Gustav Adolph nicht verkennen.

Es ist nöthig, daß wir nun unsere Aufmerksamkeit auf das wichtige Verhältniß Schwedens zu Polen richten. Die Theilnahme der Polen an den russischen Unruhen, und wie der bittere Groll zwischen Sigismund und Karl IX. auch auf dem Boden des Moskowiterreiches ein Schlachtfeld suchte, um den Bruderzwist auszufechten, wurde oben erzählt. Die Nachricht von dem Tode Karls IX. belebte die Hoffnungen des Königs von Polen aufs neue. Er, der seinen Oheim aufs tiefste haßte, und nie seine Ansprüche auf den schwedischen Thron aufgab, schmeichelte sich jezt, gegen die zarte Jugend des Sohnes das ausrichten zu können, was er wider den eisernen Karakter des Vaters nicht vermochte. Allein Waffengewalt konnte er für den Augenblick nicht gebrauchen, denn Polen war durch den russischen Krieg, wo nicht geschwächt, doch stark in Anspruch genommen, und eben ausgebrochene Zwistigkeiten über den Besitz der Moldau drohten mit einem Türkenkriege. Man wandte sich daher zur List. Kaum war der Tod Karls bekannt geworden, so forderte der polnische Senat in einem Briefe die schwedischen Reichsräthe auf, das schmähliche Joch, das der verstorbene König Schweden auferlegt, abzuschütteln, und dadurch die Schande auszulöschen, die ihre Treulosigkeit gegen ihren legitimen Herrn, Sigismund, auf ihr Haupt gehäuft habe. Sigismund schrieb selbst an den Herzog Johann, den er am leichtesten zu verführen hoffte, einen Brief, worin er sagte: seine zärtliche Gesinnung gegen sein eigenes Vaterland erlaube seinem Herzen nur den Gebrauch sanfter Mittel, und gestatte ihm nicht, Schweden mit Krieg zu überziehen, darum habe er sich auch bemüht, der dänischen Fehde ein Ende zu machen; der Herzog möge deßhalb im Vereine mit den Ständen für sein Interesse wirksam seyn, wogegen er, der König, dem Hause Karls IX., wenn es sich anders unterwerfe, eine bessere Behandlung verspreche, als dasselbe je verdient habe. Aehnliche Versuche, aber

eben so vergeblich, wurden gegen die Treue des tapfern de la Gardie gemacht, den man bewegen wollte, dem König Sigismund zu huldigen; zu gleicher Zeit ließen die Jesuiten ihre schriftstellerische Thätigkeit für den geliebten Polenfürsten, ihr Schooskind, spielen, sie verbreiteten allerlei Scharteken in Schweden, besonders in Finnland, um Empörungen anzuzetteln. In Schweden wurden sogleich strenge Befehle gegen die Verbreitung der polnischen Brandschriften erlassen, und die Verbreiter, wo man sie fand, festgenommen. Merkwürdig ist der Ausdruck, mit dem das schwedische Verbot jene polnische Sophistereien belegte. Das Edikt lautet gegen die Metaphysik. Gustav Adolphs heller Verstand befaßte unter diesem Namen alle jenen Lügenkünste gelehrter Schurken, womit dem gesunden Sinn der Menschen eine Nase gedreht werden soll. Gewiß war dieser Ausdruck trefflich gewählt; denn hat man nicht schon so oft unter dem prächtigen Aushängeschild der Philosophie oder Metaphysik höchst zweideutige gelehrte Täuschungen getrieben, in vielen Ländern, besonders, und eigentlich systematisch in unserem Deutschland, wo die guten Bürger täglich beten sollten, daß uns die Vorsehung wieder einen neuen Gustav Adolph zuschicke, um das Gezücht der modernen Metaphysiker nicht mit dem Bannstrahl zu belegen — dieß ist gar nicht nöthig, — sondern nur ausser öffentlichem Brod zu setzen.

So schlecht auch die schwedischen Angelegenheiten in Esthland standen, wo Mangel an dem Nöthigsten das schwedische Heer mehr als einmal zur Empörung trieb, wagten die Polen nichts auf der Gränze. Sie waren, wie schon gesagt, selbst zu sehr geschwächt. Dennoch verzichtete Sigismund, auch nachdem die Versuche auf Herzog Johann und den schwedischen Reichsrath fehlgeschlagen, nicht auf die Hoffnung, etwas durch Unterhandlungen zu gewinnen, so lange Gustav auf seinem eben bestiegenen Throne nicht befestigt war. Andererseits wollte er sich nicht unmittelbar an den jungen Fürsten selbst wenden, da er entschlossen war, ihn nie als König von Schweden anzuerkennen; er zog daher den Kurfürsten Johann Sigimund von Brandenburg in sein Interesse, der sich bei der Königin Wittwe und den Ständen als Vermittler anbot. In gleichem Sinne thaten auch Schritte König Jakob von England und die Generalstaaten; jener schrieb geradezu an Gustav, daß er sich zur Wiederherstellung des Friedens mit Polen anheischig machen wolle. Gustav

erklärte, daß er sogar zu einigen Abtretungen bereit wäre, und ernannte Bevollmächtigte, um an einem Waffenstillstand zu arbeiten; zu gleicher Zeit schrieb er aber an Sigismund, daß er nie in Bedingungen willigen werde, die seiner Ehre und der Würde Schwedens widerstritten. Jezt gab auch Sigismund seine Einwilligung zu einem Kongresse, durch den, unter Vermittlung fremder Gesandten, der alte Zwist entschieden werden sollte, er ließ sich sogar herab, an Gustav Adolph selbst zu schreiben, doch nannte er ihn in seinem Briefe nicht König, sondern Herzog von Südermannland, Nerike und Wärmland. Wahrscheinlich sollte dieß, nach der Meinung des Polenkönigs, ein Wink für Gustav seyn, was er erhalten werde, wenn er sich seinem gnädigsten Herrn Vetter in Demuth unterwerfe. So blind war Sigismund über die großen Eigenschaften des jungen Fürsten, so einzig eingenommen von seinem Erbrecht auf Schweden! Gustav Adolph antwortete, alle Winkelzüge hinterlistiger Politik verschmähend, ganz seinem offenen Karakter gemäß, gerade heraus: jede Unterhandlung sey vergeblich, wenn der König von Polen nicht jeden Anspruch auf die schwedische Krone aufgebe; er wolle vor Allem wissen, woran er mit Sigismund sey. Gustav durchschaute vollkommen Polens Verlegenheit, er sah daß Sigismund bloß Zeit gewinnen wolle; lieber hätte er deßhalb den Krieg gegen Polen und Rußland zugleich geführt. Doch Jakob de la Gardie drang zu eifrig darauf, daß man sich die Polen vorerst vom Hals schaffen solle, um alle Kräfte gegen die Russen wenden zu können, und auch Oxenstierna trat dieser Meinung bei. Denn als der König das Gutachten des Reichsrathes über diese Sache verlangte, so lauteten die Meinungen verschieden; allein der Kanzler behauptete, es wäre einer gesunden Politik zuwider, und etwas unmögliches, zugleich wider Polen und Rußland Krieg führen zu wollen, zumal da Schweden sich auf den Frieden mit dem Dänenkönige, diesem eifersüchtigen und auf seinen Vortheil erpichten Nachbar nicht verlassen könne. Man müsse also zuerst mit den Russen fertig zu werden, und inzwischen die Polen mit einem Waffenstillstand hinzuhalten suchen. Wären die Polen einmal darauf eingegangen, so würde der Czar aus Furcht, von der Gesammtmacht Schwedens erdrückt zu werden, den Frieden beschleunigen, anstatt daß im entgegengesezten Falle, wenn man beiden Nationen zugleich die Spitze biete, Polen und Rußland

ihres alten Hasses vergessen, und ihre Waffen vereint gegen die Schweden kehren würden. Gustav trat dieser Meinung seines Kanzlers bei; die polnischen und schwedischen Oberfeldherrn verabredeten einen Waffenstillstand, der vom 20. Juni 1614, auf vier Monate gelten solle; bald darauf wurde er bis zu demselben Tage des Jahres 1616 verlängert; während dieser Zeit sollten alle Feindseligkeiten aufhören, und beide Reiche in ihrem Besitzstande bleiben. Von polnischer Seite wurde sogar noch auf ein Bündniß gegen Rußland angetragen; die Schweden wiesen jedoch den Vorschlag ab, wenn Sigismund nicht vorher auf den Thron Schwedens gänzlich entsage. Eine allgemeine Auswechslung der Gefangenen ging dem Vertrage voran. Gustav fühlte sich auch bereits stark genug, um ein System der Versöhnung gegen die schwedischen Verbannten durchzuführen, denen der Aufenthalt in Polen, wo sie von König Sigismunds Gnadenbrod lebten, unerträglich geworden war, und die seit Karls IX. Tode sehnsüchtig nach ihrem Vaterlande hinüberblickten. Die Stunde der Heimkehr hatte für sie geschlagen. Gustav, erhaben über jede ängstliche Furcht vor Rache, bewilligte fast Allen, die sich an ihn wandten, mit großer Huld die Rückkehr, den meisten gab er ihre Güter zurück, ob sie gleich zum Theil schon in fremden Händen waren; vielen verlieh er sogar Aemter. Die Zahl der Begnadigten wurde mit jedem Jahre größer, und nur Wenige gaben ihm durch Untreue oder Verrath Anlaß, ein System von Milde zu bereuen, das eben sosehr seinem Herzen theuer war, als es einer gesunden Politik entsprach, denn immer haben große Männer, wenn sie nach Bürgerkriegen die Gewalt mit sicherer Faust befestigt hatten, die Partheien zu verschmelzen gesucht. Solche Verbannte indessen, die sich heimlich und in böser Absicht in das Land einschlichen, oder, ohne Erlaubniß des Königs die Rückkehr ertrotzen wollten, wie z. B. der Graf Axel Lejonhufvud, wurden unbeugsam gestraft, oder, wie der obengenannte Edelmann, auf immer verbannt.

Die Schweden hatten jezt durch den Waffenstillstand mit Polen freie Hand gegen die Russen. Aber ein Zwischenereigniß poetischer Art trat ein, das den Heldenkönig eine Zeitlang auf einem andern Felde, als dem des Mars, zurückhielt.

Gustav Adolph war in den Frühling seines Lebens getreten, wie hätte er, ein Mann von tiefer Phantasie, ja man

darf sagen eine Dichternatur, die nicht in Versen, sondern in lebendigen Thaten eine neue Ilias schuf, der Liebe widerstehen können? Er sah an dem Hofe seiner Mutter, ein edles Fräulein von einer der ersten Familien Schwedens, durch Gustavs Mutter selbst mit dem königlichen Hause verwandt, Ebba Brahe, ebenso schön an Gestalt, als verständigen Sinnes. Zu Rosemberg, einem reizenden Lustschlosse bei Stockholm sieht man noch ein Gemälde von ihr, das Zeugniß davon ablegt, daß sie würdig war, ein Heldenherz, wie das Gustav Adolps zu entzünden. In Schweden werden noch heute viele Züge von der Liebe Gustavs und Ebbas erzählt, die Stoff genug zu einem Roman geben könnten. Eine schwärmerische Leidenschaft ergriff den jugendlichen König; sie blieb nicht unerwiedert. Wie hätte sie kalt bleiben können gegen einen Mann, der so schön war, als irgend ein Held der nordischen Sage, gegen einen glücklichen Soldaten, gegen einen König! Gustav sah sie nur selten, weil er die Ehre einer Dame, die ihm so theuer war, keinen übeln Reden aussetzen wollte. Dafür schrieben sie sich gegenseitig, sie mit kluger Zurückhaltung, er im Feuer der Zärtlichkeit. Einige köstliche Ueberreste der Briefe, worin er seine Leidenschaft gesteht, sind auf uns gekommen, sie sind ein treues Abbild seines edlen Charakters; ein hoher Rittersinn, unerschütterliche Standhaftigkeit, Gottvertrauen und Redlichkeit spricht aus ihnen. Es war seine Absicht, den Thron Schwedens mit der Geliebten zu theilen; aber der Stolz seiner Mutter, die ein großes Ansehen über die kindliche Liebe ihres Sohnes ausübte, und alle Künste der Verstellung und weiblicher Schlauheit aufbot, um die Verbindung zu hintertreiben, trennte die Liebenden. Anfangs bestand die Königin Wittwe nur auf einem Aufschub von wenigen Jahren, man benüzte aber diese Zeit, beide einander immer mehr zu entfremden. Der Abschied von ihr wurde ihm schwer, das Andenken an sie erweckte in ihm auf den Gefilden des Ruhms eine schwärmerische Sehnsucht nach der Heimath, und entflammte seinen Muth vor Gdow. Später schwächte eine Bekanntschaft mit einer blühenden Holländerin, der Tochter des öfter genannten Cabelliau seine erste Leidenschaft; dieses Mädchen gebar ihm einen Sohn, den die Königin Christina nach Gustavs Tode zum Grafen von Wasaborg erhob; es wird behauptet, daß die Königin Mutter diesen Vorfall gegen Ebba benützte, um sie von dem Könige

völlig loszureißen. Ebba war indeß vom Schicksal für einen Helden bestimmt, sollte sie sich auch nicht dem ersten seiner Zeit verbinden, so war sie erkohren die Gemahlin des zweiten zu werden. Sie gab ihre Hand dem Grafen Jakob de la Gardie, dem Eroberer Rußlands. Obgleich es Gustav sehr schwer wurde, ihr zu entsagen — er vermählte sich erst, nachdem Ebba das Weib eines Andern geworden war, — so brachte er doch dieses Opfer dem Staate, um auch als Ehemann ganz König zu seyn, und nicht den Gefühlen seines Herzens, sondern seinen Pflichten gegen Schweden nachzukommen.

Jezt begleiten wir ihn in seinen ersten glorreichen Krieg.

Fünftes Kapitel.

Krieg gegen Rußland. Heidelberger Gesandtschaft. Der Friede von Stolbowa.

Nachdem in Moskau Michael Romanow zum Czaren gewählt war, dauerten die Unterhandlungen mit dem Nowgorodern nur noch zum Schein eine Weile fort, indem beide Theile mit gutem Vorwand sich aus der falschen Lage, in die sie durch die Verträge gegenseitig gekommen waren, herausreißen wollten. Die Nowogroder drangen beständig darauf, daß Karl Philipp zu ihnen kommen solle, um zum Fürsten gewählt zu werden, weil sie wußten, daß ihr Verlangen vergeblich sey, und die Schweden forderten eben so vergeblich freiwillige Unterwerfung. Gustav Adolph sah, daß man zum Ende kommen müsse.

Auf einem Reichstage, der zu Anfang des Jahrs 1614 nach Oerebro ausgeschrieben war, verlangte er die Meinung der Stände über den Krieg mit Rußland und Polen zu hören. Da sich die Meinung im Reiche verbreitet hatte, daß er den Krieg liebe, und deßhalb den Frieden mit Rußland nicht aufrichtig suche, so berührte er diesen Punkt mit viel Geschick in der Eröffnungsrede. Er versicherte, daß er den Krieg als eine wahre Landplage ansehe; wenn ihm auch die Natur einen Hang zum Soldatenleben gegeben habe, so sey diese Neigung durch den unglücklichen Krieg wider Dänemark völlig ausgerottet, und er würde lieber in seinem Pallaste ein ruhiges Leben führen, als

sich dem Ungemach der Witterung, den Beschwerden des Lagers, dem Hunger und dem Durst aussetzen. Es gebe aber Fälle, wo ein König der Ruhe vergessen, und seine Gesundheit, selbst sein Blut aufopfern müsse, um sich eine rechtmäßige Genugthuung zu verschaffen. Ein solcher Fall sey jezt gegenüber von Rußland eingetreten; er wünsche die Meinung der Stände darüber zu hören, unter welchen Bedingungen Friede oder Waffenstillstand mit Polen geschlossen, mit welchen Mitteln der Krieg gegen Rußland geführt werden solle, im Fall der neue Czar billigen Vorschlägen kein Gehör schenke. Die Stände erklärten, daß sie den Frieden, wenigstens einen langen Waffenstillstand wünschen, zugleich aber erneuerten sie ihr Gelübde, Gut und Blut nicht zu scheuen, im Fall der Feind nicht gewähre, was recht sey; hierüber möge des Königs höhere Weisheit entscheiden.

Nun rief Gustav Adolph seinen Bruder Karl Philipp aus Wiborg, wo er sich seitdem aufgehalten, ohne Nowgorod zu betreten, nach Schweden zurück, und sezte hierauf selbst mit einem Heere nach Esthland über, wo er die schwedischen Angelegenheiten in bösem Zustande antraf. Schon hatten die Russen die Waffen ergriffen, die Städte Gdow und Tichwin eingenommen und die schwedischen Besatzungen derselben niedergemacht oder zerstreut. Das schwedische Heer war muthlos und unzufrieden, daher scheiterte der Versuch, die beiden Orte wieder zu erobern. Um Nowgorod, wo die Hauptmacht der Schweden zusammengedrängt war, herrschte großer Mangel an Lebensmitteln; kaum konnte man eine Empörung unter den Einwohnern verhüten, welche nur auf gute Gelegenheit lauerten, und bereits heimliche Verbindungen mit dem Czar unterhielten. Gustav betrieb nach seiner Ankunft die Rüstungen aufs eifrigste; er eilte von einem Orte zum andern, um seine Leute durch seine Gegenwart zu beleben; allein der Mangel an den nöhigsten Bedürfnissen sezte ihm fast immer unübersteigliche Hinderniſſe entgegen. Indessen verlangte der Czar die Räumung des ganzen Gebiets von Nowgorod, als die vorläufige Bedingung jeder weitern Unterhandlung. Zugleich brach sein Heer gegen Nowgorod auf, und schlug ein Lager bei Bronitz und Staraja Russa. Gustav schickte die Obersten Cobron (einen Schottländer) und Mönchhofen wider die Russen aus; diesen gelang es auch, einige Abtheilungen der Feinde zu schlagen, den 14. Juli 1614 machte de la Gardie einen allgemeinen

Angriff mit solchem Erfolge, daß der feindliche Heerhaufe, der bei Staraja Russa lagerte, in die Flucht geschlagen wurde, und die Verschanzungen bei Bronitz von der andern russischen Abtheilung aufgegeben werden mußten; beide Orte wurden von den Schweden besezt, ihr weiteres Vordringen hatte der Feind bloß dadurch verhindert, daß er das ganze Land hinter sich zur Einöde gemacht. Am 10. September desselben Jahres wurde die Festung Gdow unter Gustavs Kommando, nach tapferer Gegenwehr durch Kapitulation wieder eingenommen.

Nach diesen glücklichen Erfolgen kehrte Gustav, auf die dringenden Bitten des Reichskanzlers zurück nach Schweden, um dort den Winter zuzubringen, er hinterließ den Befehl, den Krieg fortzusetzen, aber auch zugleich an einem annehmlichen Frieden zu arbeiten. Da de la Gardie den König begleitete, so erhielt Ewert Horn das Kommando. Dieser machte in der Hoffnung, der russische Stolz werde durch die Niederlage bei Bronitz und die Eroberung von Gdow gedemüthigt seyn, folgenden Vorschlag zum Frieden: Ganz Nowgorod solle an Schweden abgetreten, 50 Tonnen Goldes von den Russen bezahlt, und Pleskow, so lange in Versatz gegeben werden, bis die Zahlung geleistet sey; Horn hatte jedoch Vollmacht, die zwei lezten Punkte nachzulassen.

Allein die Russen wollten von diesen Vorschlägen Nichts hören, und so mußten im nächsten Jahre die Waffen entscheiden.

Nicht lange war der König in seine Hauptstadt zurückgekehrt, als eine Gesandtschaft aus Deutschland vor ihm erschien, merkwürdig nicht sowohl durch die Personen, als durch die Sache, welche sie betraf. Es galt nichts weniger, als den König zum theologischen Vermittler zwischen den Lutheranern und Reformirten zu machen. Bekanntlich verabscheuten sich, zum Theil durch die Schuld Luthers, diese beide Partheien der protestantischen Kirche fast noch mehr unter sich selbst, als beide zusammen die Katholiken haßten, und dieser unselige Zwist hatte der neuen Kirche tiefere Wunden geschlagen, als alle Verfolgungen des Pabstthums. Viele Fürsten waren schon damit umgegangen, beide Theile zu versöhnen, aber vergeblich, denn Vernunftgründe, auf welche die Vermittler allein beschränkt waren, schlagen bei orthodoxen Priestern nicht an, und es ist von jeher leichter gewesen, die Streitigkeiten von Königen beizulegen, als streitende

Theologen unter einen Hut zu bringen. Damals wollte nun die Universität Heidelberg, deren theologische Fakultät eines großen Ansehens unter den Reformirten genoß, sich den Ruhm erwerben, das Riesenwerk der Vereinigung zu Stande gebracht zu haben; sie glaubte, daß Gustav Adolph der von Gott dazu berufene Mittler sey; dieß war der Grund, warum der Professor David Pareus, als Abgesandter der Universität Heidelberg in Stockholm erschien. Er wurde huldvoll von dem Könige aufgenommen, und sezte in einer salbungsvollen Rede auseinander, welche zeitliche und ewige Vortheile sich der schwedische, durch seine Frömmigkeit so berühmte Monarch erwerben würde, wenn er jene Versöhnung bewirke. Gustav Adolph sah es gerne, daß die deutschen Protestanten sich gewöhnten in ihm das Haupt ihres Glaubens zu erblicken; allein anderer Seits war er viel zu klug, sich in das trübe Gewirre der theologischen Zänkereien oder auf den Boden der unreinen Leidenschaften, von welchen die kampflustigen Dogmatiker von damals beseelt waren, herabzulassen. Er überhäufte daher den gelehrten Gesandten mit Geschenken, eröffnete ihm aber beim Abschied, daß sehr wichtige Ursachen ihm nicht erlaubten, sich in solche Angelegenheiten zu mischen: »theologische Streitigkeiten getraue er sich nicht zu schlichten, vielleicht verdiene auch die Verschiedenheit der Meinungen über so spitzfindige Materien gar nicht, daß man sie so feierlich behandle, ohnedem haben von Konstantin an bis auf Karl V. alle Kaiser und Könige, welche Streitigkeiten über theologische Fragen beizulegen gesucht, nie ihre Absicht erreicht; er seiner Seits sey zufrieden die Wahrheit in den Quellen der Offenbarung zu suchen, und bitte zu Gott dem Herrn, daß es ihm gefallen möge, die Menschen durch die Liebe zu vereinigen, weil dieß durch den Glauben allein, der zu dunkle Punkte umfasse, nicht geschehen könne.« Mit diesem Bescheide reiste Pareus wieder nach Heidelberg zurück.

Ebenso wenig ließ sich Gustav Adolph auf einen andern Vorschlag ein, der um dieselbe Zeit ebenfalls aus Deutschland an ihn erging. Der Landgraf von Hessen, Moriz, forderte ihn nämlich dringend zum Beitritt zu dem Bündnisse auf, das die Protestanten zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung geschlossen hatten, er bat ihn zugleich seine Person nicht so vielen Gefahren auszusetzen, und den Krieg wider Rußland aufzugeben. Gustav

dankte dem Landgrafen für seine gute Gesinnung gegen ihn, versicherte aber, daß er unter den obwaltenden Umständen nicht anders handeln könne, was übrigens das Bündniß betreffe, so könne er demselben nicht beitreten, weil er schon zu Hause in zu viele verdrießliche Händel verwickelt sey. Der König hatte seine Gründe so zu antworten. Er wollte freie Hand behalten, und sich nicht in ein Unternehmen einlassen, das ihn der Gefahr aussezte, für die Thorheiten Anderer mit büßen zu müssen, und wenn er auch Deutschland schon damals fest im Auge hatte, so war er entschlossen, nicht als bloßes Mitglied eines Bundes, sondern als Schiedsrichter, als Haupt der Parthei aufzutreten.

Mit dem Frühjahr 1615 begann der Krieg gegen Rußland von neuem. Ehe aber Gustav nach Esthland übersezte, wollte er sich zuvor der Gesinnungen seines Nachbars des Dänenkönigs versichern. Skytte ward im Mai 1616 nach Koppenhagen geschickt, um die Freundschaft zu erneuern; er wurde dort sehr höflich aufgenommen; bei einem feierlichen Gastmahle das ihm zu Ehren gegeben wurde, und bei welchem er an des Königs Seite seinen Platz erhielt, stund er auf, redete Christian IV. lateinisch an, und trank ihm im Namen seines Herrn Brüderschaft zu. Christian erhob sich, erwiederte des Gesandten Rede, that Bescheid, und leerte unter dem Donner des Geschützes und unter Paukenschall den Becher bis auf den Grund.

Diese Sitte war damals noch im Norden keine bloße Ceremonie. Gustav durfte sicher seyn, daß ihn der Dänenkönig wenigstens für die nächste Zeit nicht beunruhigen würde. Skytte wurde mit Geschenken entlassen. Christian IV. hatte sich sogar gegen ihn zur Friedensvermittlung zwischen Schweden und Rußland erboten.

Am 28. Juni 1615 traf Gustav Adolph von de la Gardie begleitet, in Narva ein. Er beschloß sogleich einen Hauptstreich auszuführen, und die wichtige Stadt Pleskow am Peipussee zu belagern. Indessen hatten die Generalstaaten, so wie die Könige von England und Dänemark einige Schritte zur Vermittlung gethan, doch nur die ersteren meinten es aufrichtig gegen die Schweden, obgleich auch sie zunächst ihr Handelsinteresse im Auge hatten. Der englische Abgesandte Merrik, durch einen langen Aufenthalt in Rußland genau mit den dortigen Verhältnissen bekannt, ging unter der Maske eines Vermitlers

bloß darauf aus, seiner Nation die vortheilhaftesten Handelsprivilegien zu verschaffen, und alle Mitbewerber von diesem Markte zu verdrängen. Für Pleskow fürchtend ließen die Russen durch eben diesen Merrik dem Schwedenkönige einen Waffenstillstand anbieten. Gustav Adolph lehnte den Antrag ab, zog sein Heer zusammen, und näherte sich vereint mit Ewert Horn der Stadt; nur so viel bewilligte er dem englischen Gesandten, daß er Pleskow nicht beschießen werde bis zum 20. August, indem am 1. dieses Monats die Unterhandlungen beginnen sollten. Pleskow war nach damaliger Sitte wohl befestigt, 1000 Soldaten zu Fuß, 500 zu Roß und 1500 Bürger vertheidigten es. Die Schweden schloßen die Stadt auf allen Seiten ein, und schnitten die Zufuhren ab. Vergeblich machten die Belagerten Ausfälle, um sich Luft zu verschaffen, doch blieb bei einem derselben der tapfere Feldherr Ewert Horn, dessen Verlust Gustav tief empfand. Nachdem jene 20 Tage ohne Resultat verstrichen waren, begann der König die Stadt förmlich zu belagern und zu beschießen. Dennoch bewilligte er auf die wiederholten dringenden Bitten Merriks noch einmal 12 weitere Tage. Da aber auch diese Frist zu Nichts führte, wurde das Beschießen mit größter Lebhaftigkeit wiederholt, und endlich ein Sturm gewagt, aber mit schlechtem Erfolg, die Schweden mußten mit Verlust weichen. Indeß war der Sommer vorüber, Krankheiten begannen im schwedischen Lager zu wüthen, und so sah sich Gustav Adolph genöthigt, die Belagerung aufzuheben; um aber die wahre Ursache zu verschleiern, befahl er seinen Bevollmächtigten dem englischen Gesandten Merrik zu sagen, daß der König bloß aus Rücksicht für seine Vorstellungen von Pleskow abgezogen sey. Die schwedischen Truppen wurden nun auf die Festungen vertheilt; ihre Befriedigung machte dem Könige große Sorge, er schickte sein eigenes Silberzeug in die Münze, um Geld aufzutreiben.

Während des Winters waren die schwedischen Gränzprovinzen beständigen Streifereien der Russen ausgesezt. Zwar rückten endlich im Anfang Dezember die Verhandlungen um einen Schritt vorwärts, indem die nöthigen Geleits- und Sicherheitsbriefe für die Gesandten ausgewechselt und durch den sogenannten Kreuzkuß feierlich bestätigt wurden. Aber das ganze Frühjahr und den Sommer 1616 über war es den Russen kein Ernst damit; elende Streitigkeiten wegen des Ceremoniells, und unbillige Forderungen

vereitelten eine Verständigung. Auswärtige Verhältnisse mußten den Schweden zu Hülfe kommen. Im Herbste 1616 rüsteten sich die Nogaischen Tartaren zu einem Einfall in Rußland, und auch die Kosaken geriethen, durch Emissäre von Gustav bearbeitet, in Bewegung; zugleich drohten die Schweden, den abgelaufenen Waffenstillstand mit Polen zu erneuern, ihre Macht mit der Sigismunds zu vereinigen und dann mit gesammter Kraft über Rußland herzufallen. Jezt erst wollten die Russen wahrhaft den Frieden. Den 4. Oktober 1616 kamen sämmtliche Bevollmächtigte in dem Dorfe Stolbowa zwischen den Städten Tichwin und Ladoga zusammen, und die Unterhandlungen wurden von nun an nicht mehr bloß zum Scheine betrieben.

Während des ganzen Sommers 1616 hielt sich Gustav Adolph in Finnland auf, um seinen Kongreßgesandten näher zu seyn. Gustav wußte, daß in dieser Provinz noch viele geheime Anhänger Sigismunds lebten, und daß polnische Spionen im Lande herumstrichen, um die Gemüther zu einem Aufstande gegen Schweden vorzubereiten. Er berief daher die Stände Finnlands nach Helsingfors, und hielt an sie eine Rede, die darum sehr merkwürdig ist, weil sie tiefe Blicke in die Politik Gustavs, und besonders in sein Verhältniß zu Polen werfen läßt. Wir setzen sie her:

Meine Herrn und Deputirte Finnlands!

»Es sind nunmehr vier Jahre, daß mich die Vorsehung zu der Herrschaft über die Völker, welche dem schwedischen Reich angehören, berufen hat. Ich habe mich seit dieser Zeit bemühet, den Zustand der Provinzen und ihrer Einwohner genau kennen zu lernen, um alle Mißbräuche abzuschaffen, und das Wohl meiner Unterthanen überhaupt, so wie der Einwohner dieses Großfürstenthums insbesondere zu befördern. Ihr habt während meiner Regierung, so viel als es die Zeitumstände erlaubten, der zu Eurem Glück so nothwendigen Wohlthat der Gesetze, der Sicherheit und der Ruhe genießen können, und Ihr wißt, daß ich meinen königlichen Pflichten gemäß nichts unterlassen habe, Euren Klagen und Beschwerden sogleich abzuhelfen, sobald sie mir bekannt wurden. Allein dem ungeachtet ist es mir bis jezt nicht möglich gewesen, Alles zu thun, was ich zur Wohlfarth dieser Provinz beizutragen gewünscht habe. Die Kriege, in die ich mich bei Besteigung des

Throns wider meinen Willen verwickelt sah, und eine Menge Geschäfte, die mich seit diesem Augenblick überhäuften, haben mich daran verhindert. Ich habe es indessen nicht länger anstehen lassen können, auf Euer Bestes die größte Aufmerksamkeit zu wenden, und in dieser Absicht habe ich gewünscht, Euch hier versammelt zu sehen, um uns nicht nur über die Bedürfnisse dieser Provinz, sondern auch über das allgemeine Wohl des ganzen Reichs, unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, zu berathschlagen. Eure Bereitwilligkeit, meine Befehle zu befolgen und mir von Eurer Treue und von Eurem Eifer Proben zu geben, verursacht mir wahre Freude, und ich danke Euch dafür mit dem aufrichtigsten Herzen.«

»Ohne Zweifel werdet ihr Euch erinnern, wie der König Sigismund von Polen, als er nach dem Rechte der Erbfolge den schwedischen Thron bestieg, gleich zu Anfang seiner Regierung und auch nachher alles mögliche anwandte, Euch von der wahren und reinen Lehre der Apostel zu entfernen, Euch durch die Finsternisse seiner irrigen Religion zu verblenden, und wie er hiezu bald erheuchelte Sanftmuth, bald List und Gewalt gebraucht hat. Um ein so verderbliches Vorhaben zu vereiteln, verband sich der König Karl, mein Vater, mit andern hochherzigen Männern, eifrigen Christen, guten Schweden und wahren Patrioten. Sigismund führte damals fremde Truppen ins Reich und munterte allenthalben die Bürger auf, sich wider einander zu waffnen und ihre Hände mit dem Blute ihrer Brüder zu besudeln. Er verfolgte meinen Vater und alle die, die sich mit ihm seiner Tyrannei widersezten, mit einer Grausamkeit, die sie endlich zwang, zur Vertheidigung der Religion und der gemeinen Sache die Waffen zu ergreifen. Die Vorsehung begünstigte ihre edeln Bemühungen; die Absichten Sigismunds und seine Kabalen scheiterten vor Linköping, wo die Polen geschlagen wurden. Bald nachher ging dieser König seinem so oft wiederholten Versprechen zuwider aus dem Reiche, und ließ es in der Unordnung und Unruhe zurück, in die er es gestürzt hatte, ohne an Abstellung zu denken.«

»Die Stände, an deren Spitze sich mein Vater als Thronfolger und Reichsverweser befand, hätten damals das Recht gehabt, Sigismund des Throns zu entsetzen. Dennoch erboten sie sich, ihm die Krone zu lassen, wenn er nach den Gesetzen und seinem geleisteten Eide gemäß regieren wollte. Sie erklärten sich

sogar zu wiederholten Malen bereit, seinen Sohn als König anzuerkennen, wenn er erlaubte, daß er in den Sitten und der Religion des Landes erzogen werden dürfe. Allein, anstatt mit Dank auf diese Anerbietung zu antworten, fuhr er fort, sein Vaterland als ein feindliches Land zu bekriegen. Dieß nöthigte die Stände, ihn seines Erbrechts auf diese Krone für verlustig zu erklären, die Kronfolge zu Gunsten meines Vaters abzuändern und ein neues Gesetz einzuführen, statt der alten Verordnungen, die König Sigismund theils durch einen offenbaren Krieg, wie in Liefland, theils durch aufrührerische Schriften voll Schmähungen, welche er im Reiche ausbreitete, selbst ungültig zu machen bemüht gewesen ist.«

»In diesen Schandschriften, die die Sprache des niedrigsten Pöbels führen, wird die Ehre des verstorbenen Königs und der Reichsstände auf die schmählichste Art angegriffen, und mein Betragen und alle meine Handlungen mit den schwärzesten Farben geschildert. Ich habe diese unanständigen Schmähungen verachtet, und, mit dem Zeugniß meines Gewissens zufrieden, nichts verabsäumet, den König Sigismund zu einem Frieden zu bewegen, dessen die Unterthanen dieses Reichs so sehr bedürfen, um sich nach einem so langwierigen und blutigen Kriege wieder erholen zu können; allein seine Antworten sind leere Worte gewesen, welche die Gemüther eher erbittern als vereinigen konnten. Ueberdieß hat er, ungeachtet des Waffenstillstandes, der durch schwedische und polnische Abgesandte vergangenen Sommer geschlossen wurde, die Zahl der Schmähschriften verdoppelt, und sie in ganz Schweden auszustreuen gesucht, in der Absicht, Euch von dem Eide der Treue abzuziehen, zu der Ihr Euch gegen den verstorbenen König unsern Vater und gegen uns kraft des zu Nörköping abgefaßten Reichsschlusses verbindlich gemacht habt. Er hat endlich nicht aufgehöret, die schwedischen Völker zum Bürgerkriege aufzureitzen, selbst zu einer Zeit, wo er dem äusserlichen Anscheine nach sich mit uns versöhnen wollte.«

»Ich bitte Euch, gegen die Ränke dieses Fürsten auf der Huth zu seyn. Er schmeichelt und liebkoset Euch, seine Worte sind verführerisch, er verspricht Euch mehr, als Ihr verlangt; allein unter dieser Gleißnerei liegt die Schlange verborgen. Er beklagt Euch, daß Ihr mit Euren Nachbarn in einen verderblichen Krieg verwickelt seyd; aber er sagt Euch nicht, daß es seine

Absicht ist, Euch wider Eure Landsleute aufzuhetzen, und Euch in einen Bürgerkrieg zu verwickeln, er verschweigt Euch, daß er die Ursache des Kampfes ist, den wir mit den Russen zu bestehen haben. Kurz, er suchet mir die Herzen meiner Unterthanen zu entziehen und Euch in das schrecklichste Unglück zu stürzen.«

»Ich ermahne Euch daher, dergleichen Schriften zu mißtrauen und Euch vor Eurem Nachbar zu hüten. Und damit Ihr die Ränke des Königs Sigismund, durch die er Königreiche und Provinzen in Unruhe versetzet, Kriege erreget und Menschenblut vergossen hat, besser erkennet, so werde ich Euch mit wenigen Worten über seine gefährliche Absichten aufklären und Euch zeigen, daß er in der Fehde mit Rußland keine andere Absicht gehabt hat, als Schweden zu unterjochen, und daß er die Hauptursache des Krieges ist, den ich gegenwärtig mit den Russen zu führen habe.«

»Weil der König von Polen und der päbstliche Nuntius in Schweden nichts ausrichten konnten, und mit dem schlechten Erfolge des Krieges, den sie nach Liefland verlegt hatten, unzufrieden waren, ergriffen sie begierig die Gelegenheit, die ihnen die Unruhen in Rußland darboten, auf den Thron dieses Reichs eine ihnen ergebene Person zu erheben, oder denselben auch für sich selbst zu erobern, um nachher Schweden von allen Seiten umringen und es nöthigen zu können, sich ihrer Willkühr zu überlassen. Sie würden alsdann dem ganzen Norden Gesetze vorgeschrieben haben, der eine in weltlichen, der andere in geistlichen Sachen.«

»Boris Födorowitz Godunow regierte im Jahr 1605 in Rußland; ein Mann von geringer Herkunft, den der Czar Födor Iwanonitz zur Würde eines Oberstallmeisters erhob, und dann seine Schwester heirathete. Er machte sich die Schwäche seines Schwagers zu Nutze, ward sein erster Minister, und der Czar behielt nur den leeren Namen eines Souverains; Boris wußte die Liebe des Volks zu gewinnen, und weil er vermuthen konnte, daß der Czar ohne Kinder sterben würde, so gingen seine Absichten dahin, sich selbst auf den Thron zu schwingen. Allein Födor hatte einen jüngern Bruder Namens Demetrius, der ihm nach dem Erbrecht folgen mußte. Boris fand Mittel, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen, indem er den jungen Prinzen ums Leben bringen ließ. Der Czar starb ohne Erben und das Volk verlangte Boris zu seinem Oberherrn. Die Großen mußten ihren Unwillen verbergen, um sich nicht der Wuth des

Volks auszusetzen, und Boris als Czar und Großfürst von Moskau anerkennen. Während seiner zehnjährigen Regierung ward es ihm nicht möglich, den Samen des Neides und der Eifersucht aus den Herzen der Großen auszurotten. Sigismund der wohl wußte, wie tief Boris von dem ganzen russischen Adel gehaßt wurde, glaubte, die Gelegenheit gefunden zu haben, diesen Staat umzukehren, und dann nach einer Reihe angezettelter Unruhen zu erobern, uneingedenk des Freundschaftstraktats, den er fünf Jahre zuvor mit Boris geschlossen hatte, und der zwanzig Jahre dauern sollte.«

»Man ließ also einen entlaufenen Mönch von niederer Geburt, Namens Griska Otrepiew auf den Schauplatz treten*); einen jungen verschlagenen Menschen, den man für einen Zauberer hielt, und den Sigismund für den Bruder des verstorbenen Czars ausgeben lassen wollte. Es wurde daher allenthalben mündlich sowohl als schriftlich bekannt gemacht, daß dieser der wahre Demetrius sey, der durch die Hand derjenigen, die ihn ums Leben hatten bringen sollen, gerettet und in ein Kloster gebracht worden wäre, wo er sich so lange verborgen gehalten, bis er das gehörige Alter, seine Rechte geltend machen zu können, erreicht, und sich nach Litthauen begeben hätte, um den Nachstellungen des Boris zu entgehen. Zu gleicher Zeit wurden alle Russen ermahnt, den Tyrannen zu verlassen und ihrem rechtmäßigen Oberherrn zu folgen.«

»Sigismund bewog den Wojewoden von Sendomir sich des Abentheurers anzunehmen, ohne daß der König selbst an dieser Sache einigen Antheil zu nehmen schien. Der Wojewode warb auch in der That einige tausend Mann, um die vermeinten Rechte dieses Betrügers zu unterstützen. Er drang in Rußland ein und besezte einige Plätze, deren Einwohner er verführt hatte. Die Russen, denen es nur allzuwohl bekannt war, daß die ganze Sache eine Betrügerei sey, widersezten sich anfänglich dem falschen Demetrius, so daß sich Sigismund genöthigt sah, ihm noch mehr Truppen zu Hülfe zu schicken. Bei

*) In demselben Lichte, wie Gustav hier die Geschichte des falschen Demetrius darstellt, erscheint sie bei allen ältern schwedischen Geschichtschreibern, als eine reine Intrike von Sigismund. Doch verhält sich die Sache nach den besten Forschungen anders, und so, wie wir sie erzählt haben.

der Verachtung und dem Haß, den die Russen auf Boris und seine Regierung geworfen hatten, wirkte diese Hülfe endlich so kräftig, daß Boris sich von Großen und Geringen verlassen sah, und alles dem falschen Demetrius anhing.«

Als dem Betrüger sein Plan so wohl gelungen war, trug der König von Polen kein Bedenken, mit ihm ein Bündniß zu schließen, machte sich anheischig, ihn in den Besitz des ganzen russischen Reichs zu setzen und ihm die Tochter des Wojewoden zur Gemahlin zu geben, wogegen jener versprechen mußte, die römischkatholische Religion in Rußland einzuführen und dem Könige bei der Eroberung des schwedischen Reichs aus allen Kräften beizustehen. Dieß waren die Bedingungen ihres Traktats.«

»Alles beugte sich nunmehr vor den Polen und ganz Rußland unterwarf sich entweder aus Furcht, oder aus Hoffnung, oder aus Leichtsinn dem falschen Demetrius. Boris, von allen verlassen, gab jezt bloß seiner Verzweiflung Gehör und wollte lieber durch Gift sein Leben endigen, als in die Hände seines Feindes fallen. Sein Sohn regierte indessen einige Wochen nach ihm; er wurde aber nebst seiner Mutter vergiftet, und der Mönch des Königs von Polen zu Moskau gekrönt.«

»Boris ist ein neues Beispiel der Strafgerichte, die Gott über diejenigen verhängt, die durch Mordthaten und ungerechte Mittel Throne an sich reißen.«

»Ihr sehet inzwischen aus diesem Gemälde der Ränke Sigismunds, auf welche Art er Boris vom Throne gestoßen und einen Mönch darauf erhoben, und Rußland in Unruhen gestürzt hat. Ihr könnet hieraus leicht auf die Plane schließen, die er wider uns im Schilde führt, Plane, welche die Schmähschriften, die er in unserem Vaterlande ausstreuen läßt, deutlich genug an Tag legen, und deren Gift tödtlich seyn würde, wenn Gott nicht seine Hand über uns hielte. Es braucht wenig Einsicht, um von der Gefahr überzeugt zu werden, der unser geliebtes Vaterland ausgesezt war, als dieser Mönch des Königs von Polen in Rußland regierte. Sie waren, wie wir bereits angezeigt haben, aufs genaueste mit einander verbunden, beide der papistischen Religion ergeben, beide Herren zweier großen, mächtigen und an Schweden gränzenden Reiche, und es schien, menschlich davon zu reden, unmöglich, ihnen Widerstand zu thun, hätte nicht der Allmächtige ihre bösen Anschläge vereitelt. Aber auch hier verherrlichte

sich das göttliche Wort: das Schicksal der Reiche stehet in der Hand Gottes; er haucht über die Anschläge der Menschen und sie verschwinden; vertrauet auf ihn, denn er ist mit uns. Ihm sey Ehre für seinen mächtigen Beistand.«

»Sobald der falsche Demetrius durch Hülfe des Königs von Polen zu der höchsten Würde gelangt war, beeiferte er sich, ihm durch die baldige Erfüllung seines Versprechens Beweise von seiner Dankbarkeit zu geben, er traf alle Anstalten zu einem Kriege gegen Schweden. Sigismund hatte seinerseits den Wojwoden von Sendomir vermocht, dem neuen Großfürsten seine Tochter zur Gemahlin zu geben, woraus eine noch innigere Verbindung zwischen beiden Reichen entstand, deren Opfer Schweden werden sollte; allein die göttliche Vorsehung hatte ein anderes beschlossen. An dem Vermählungstage, der mit einer ausserordentlichen Pracht gefeiert wurde, erweckte Gott einen russischen Herrn Namens Basilius Iwanowitz Schuiskoi, der von allen Betrügereien und der wahren Geschichte des vermeinten Demetrius genau unterrichtet, unter dem gemeinen Volk einen Aufstand erregte, und auch die Vornehmen für sich gewann. Mitten unter den Festlichkeiten wurde der Betrüger ermordet und Basilius Iwanowitz Schuiskoi auf den Thron der Czaren gesezt. Nunmehr hörte die Freundschaft zwischen den Russen und Polen auf, und an ihre Stelle trat Haß, Rache und ein offener Krieg, der zum Wohl Schwedens vieles beitrug.«

»Dieser unglückliche Ausgang schreckte den König von Polen nicht ab. Er brachte ein großes Heer zusammen, das er wider die Russen marschiren ließ; um sich des Sieges desto gewisser zu versichern, suchte er den Saamen der Uneinigkeit unter den Russen auszustreuen, indem er das Gerücht verbreiten ließ, daß Demetrius nicht getödtet worden, sondern in dem Aufruhr entwischt wäre, und sich gegenwärtig in dem polnischen Lager befände. Die Russen verließen ihrem barbarischen Leichtsinn gemäß in großer Anzahl die Parthei des Großfürsten, und begaben sich haufenweise zur polnischen Armee, die dadurch so sehr anwuchs, daß sie ohne Hindernisse bis nach Moskau vordrang, und den Czar in dieser Stadt belagerte. Schuiskoi sah sich unter diesen Umständen genöthiget, meinen Vater um Hülfe zu bitten; Karl IX. versagte sie ihm nicht, weil er wußte, wie sehr seine und seines Reiches Sicherheit davon abhänge, daß der

König von Polen die Russen nicht unters Joch brächte. Er schickte deßhalb eine Armee ab, welche den Großfürsten in Freiheit sezte, und die Polen gezwungen haben würde, ganz Rußland zu räumen, wenn die Verrätherei einiger fremden Truppen solches nicht verhindert hätte, wie vielen unter euch, die Augenzeugen hievon gewesen, genugsam bekannt ist.«

»Diese Treulosigkeit der fremden Soldaten kam dem Könige Sigismund so wohl zu statten, daß seine Truppen sich endlich Moskau's bemächtigten, seinem Sohn als Großfürsten huldigen ließen, und Basilius Iwanowitz Schuiskoi gefangen mit sich fortführten, um ihn später in ein Kloster zu sperren, wo er den Rest seiner Tage als Mönch verleben sollte.«

»Es kann nicht auffallen, wenn Ausländer sowohl als auch Schweden, die von dieser Sache keine gründliche Kenntniß haben, sich darüber wundern, wie es möglich gewesen, daß wir so bald in einen blutigen Krieg mit den Russen verwickelt worden, die doch kurz zuvor unsere Freunde waren, und denen wir mit so vielen Kosten Beistand geleistet hatten. Ich will diese Frage kürzlich beantworten.«

»Als der verstorbene König den Russen zu Hülfe eilte, versprachen ihm diese zur Schadloshaltung für die aufgewendeten Kosten, Kexholm nebst seinem ganzen Gebiete. Allein, obgleich der König mein Vater den Czar von einer dritthalbjährigen Belagerung befreit hatte, so konnte er doch Kexholm nicht anders als mit Gewalt erhalten, und er sah sich gezwungen, diese Stadt belagern zu lassen. Nach der Eroberung des Orts würde er sich um so eher des angränzenden Landes haben bemächtigen können, da die Russen kurz zuvor Wladislaus, den Sohn des König Sigismunds, zum Großfürsten von Rußland erklärt hatten, allein er begnügte sich, seinem Feldmarschall zu befehlen, er möchte Sorge dafür tragen, daß die Gränzen hinlänglich bewacht, und alles in einen guten Vertheidigungsstand gesezt würde. Die Russen bereueten es indessen bald, sich den Polen unterworfen zu haben, von denen sie auf die grausamste Art bedrückt werden. Sie verschworen sich mit einander, belagerten Moskau und die darin befindlichen Polen; aus Furcht aber, daß ihre Unternehmung unglücklich ablaufen möchte, schrieben sie an den Feldmarschall de la Gardie und baten ihn um Hülfe. Er erfüllte ihre Bitte und eilte zu ihrem Beistande herbei; allein,

noch vor seiner Ankunft bekamen die Angelegenheiten der Russen durch die Empörung der polnischen Truppen und durch die zwischen ihren Häuptern entstandene Uneinigkeit eine andere Gestalt. Die Russen glaubten nunmehr, stark genug zu seyn, diesen verworrenen Handel allein schlichten zu können, und bekümmerten sich im Geringsten nicht um die Schweden, die dadurch einem so großen Mangel ausgesezt wurden, daß der schwedische General Nowogrod wegzunehmen genöthigt war, wo er hinlängliche Lebensmittel für seine Truppen fand. Die in dieser Stadt damals versammelten Stände waren bei Annäherung der Schweden in das Schloß geflüchtet. Sie schickten Deputirte an den Feldmarschall, und erklärten, einen von den Söhnen meines verstorbenen Herrn und Vaters zu ihrem Großfürsten wählen zu wollen. Man schloß einen Vergleich, dem die vornehmsten Herren aus den andern Provinzen beitraten und vermöge dessen der Feldmarschall von mehrern Plätzen Besitz nahm.«

»Während dieser Vorfälle waren die in Moskau eingeschlossenen Polen durch schreckliche Hungersnoth gezwungen worden, die Stadt und das Schloß zu übergeben. Von diesem Glück verblendet, vergassen die Russen bald alle dem verstorbenen Könige gemachte Versprechungen, und anstatt einen seiner Söhne auf den Thron zu erheben, erwählten sie vielmehr einen andern zum Czaren, überfielen unsere Leute unvermuthet zu Tichwin und Gdow, wohin auf Anhalten der Nowogroder und zu ihrer Sicherheit Besatzung gelegt worden war, und metzelten sie auf die grausamste Art nieder. Sie ließen es hiebei nicht bewenden, sondern antworteten auch auf die schriftlichen Vorschläge zu einem Vergleich nicht, die man ihnen machen ließ. Stolz, die Polen gedemüthiget zu haben, und voll Vertrauen auf eine ansehnliche Heeresmacht, die sie bei Bronitz zusammengebracht hatten, sahen sie unsere Anträge als eine Wirkung der Furcht an. Sie wurden aber bald aus diesem Irrthum gerissen. Unsere Truppen, die bei Nowogrod campirten, rückten auf mein Geheiß vor und griefen die Russen bei Bronitz mit so vielem Muthe an, daß sie in der größten Unordnung die Flucht ergreifen mußten. Gdow wurde hierauf mit stürmender Hand eingenommen.«

»Um aber zu zeigen, daß ich am Blutvergießen kein Vergnügen finde und daß es nicht an mir lag, alles Elend des Krieges

durch einen dauerhaften Frieden zu beenden, ließ ich bei meinem Aufenthalte zu Narva dem Senate zu Moskau Friedensvorschläge thun, und für den Feldmarschall Jasper Anderson und für Magnus Martinson uneingeschränkte Vollmachten ausfertigen, um mit den Russen, im Fall sie zu einem Vergleiche Lust bezeigen sollten, in Unterhandlungen zu treten; allein ihre Antworten waren leere und beleidigende Ausreden. Ich hatte zu gleicher Zeit den König von Großbritannien und die Generalstaaten bewogen, ihre Minister abzusenden, um den Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben. Die Zeit wird uns lehren, in wie weit Gott die Herzen der Russen zur Billigkeit und zum Frieden geneigt machte.«

»Da es indessen unstreitig gewiß ist, daß der König von Polen noch immer fortfährt, sein Möglichstes anzuwenden, um Schweden unter das Joch der Polen und des Pabsts zu bringen, indem er theils den Frieden mit den Russen zu verhindern, theils durch seine Schmähschriften die Unterthanen zum Aufruhr zu reizen sucht: so ist es nöthig, daß Ihr auf der Hut seyd, um nicht wie die Russen verführt zu werden. Machet Euch ihr Beispiel zu Nutze und erinnert Euch des Elends, das mit Aufruhr, besonders mit bürgerlichen Uneinigkeiten, unzertrennlich verknüpft ist. Setzet Eure Zusagen und Eure Eide, die Ihr dem verstorbenen Könige und mir geschworen habt, nie aus den Augen, und denket stets an die Arbeiten und Gefahren, denen wir uns zu Eurem Besten ausgesezt haben. Prüfet die Ursachen des Krieges mit den Russen, und Ihr werdet sehen, daß weder der verstorbene König noch ich ihn angefangen und fortgesezt habe, sondern daß der Anfang und die Fortdauer desselben der Untreue und der Halsstarrigkeit der Russen zugeschrieben ist.«

»Wenn Ihr, meine Herren und Deputirte der Gemeinden, so, wie ihr bisher gethan habt, fortfahrt, mir von Eurem Eifer Beweise an den Tag zu legen: so verspreche ich Euch, daß Ihr die ersten Früchte davon einerndten sollet, und daß ich nichts verabsäumen werde, Euch Frieden zu verschaffen, und Euren Zustand zu verbessern, wozu der Allmächtige seine Gnade geben wolle.«

Diese Rede verfehlte ihren Zweck nicht; gerührt von der Beredtsamkeit des jugendlichen Königs, und noch mehr von der Hoffnung auf einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden mit Rußland

bewilligten die finnländischen Stände Alles, was Gustav von ihnen gefordert hatte. Sie erließen überdieß ein Schreiben an die Stände Schwedens, worin sie diese ermahnten, ihrer Bereitwilligkeit nachzuahmen, und jedes Opfer für die Wohlfarth des gemeinschaftlichen Vaterlandes darzubringen. Gustav begab sich, nachdem er der Versammlung seinen Dank ausgesprochen, von Helsingfors nach Abo, wo er drei Monate blieb, damit beschäftigt, verschiedene Mißbräuche abzuschaffen, und Gesetze zu Emporbringung des finnischen Handels, zur Verbesserung der Finanzen, der Justiz und Polizei zu erlassen.

Während dessen dauerten die Unterhandlungen mit den Russen fort, aber auch die Intriken des polnischen Königs Sigismund. Dieser Fürst, voll Eifersucht über die Fortschritte der Schweden in Rußland, hatte zwar den Muth nicht, mit dem Schwerdte gegen seinen gefürchteten Gegner aufzutreten, desto mehr hoffte er von papiernen Waffen jesuitischer Schriftstellerei. Eine Menge Schmähschriften wurden fortwährend in Schweden verbreitet, welche die Regierung Gustavs mit den giftigsten Farben schilderten und das Volk zur Empörung aufforderten. Sigismund machte sogar einen Versuch, den eignen Bruder des Schwedenkönigs, den Herzog Karl Philipp zu verführen, er erließ ein in einer Messerscheide verstecktes Schreiben an ihn, worin er diesem Prinzen ein Bündniß gegen Gustav Adolph antrug, unter dem Versprechen, einen großen Theil von Schweden an den Herzog abtreten zu wollen. Der Prinz gab keine Antwort auf diesen Brief, sondern händigte ihn Gustav Adolph ein, der daraus einen neuen Beweis der unversöhnlichen Gesinnung seines Gegners abnehmen konnte. Gustav verschmähte es, sich gleicher Waffen zu bedienen. Er äusserte einmals gegen seinen Feldmarschall Jakob de la Gardie: »Wenn wir dem Könige von Polen mit der Feder antworten, werden wir immer den Kürzeren ziehen. Er hat bessere Schreiber als wir, welche die Kunst zu schimpfen viel vollkommener verstehen. Wollen wir diese Leute zur Vernunft bringen, so müssen wir ihnen in der einen Hand den Frieden, in der andern den Degen zeigen, dann werden wir sie so geduldig finden, wie eine Heerde Schaafe.«

Zu Anfang des Jahrs 1617 finden wir Gustav Adolph auf einem neuen schwedischen Reichstage zu Oerebro. Er hatte die Stände berufen, um sie zu erneuerten Anstrengungen wegen

des Friedens mit Rußland aufzufordern. Mit großer Klarheit und Aufrichtigkeit sezte er die Lage der russischen Angelegenheiten auseinander; er zeigte, daß die Ehre des Reiches nicht gestatte, den übertriebenen Forderungen der Russen nachzugeben, und welche große Vortheile Schweden bei einiger Standhaftigkeit von den bisherigen Siegen zu erwarten habe. Besonders ließ er auch wieder seinen bittern Groll über die Ränke Sigismunds aus. »Noch immer findet ihr,« hieß es in seiner Rede, »Sigismund und seinen Rath von den Gesinnungen der Jesuiten beherrscht, welche durch ihre Schmähschriften Schweden gegen Schweden aufzuhetzen suchen. Noch immer spielt Sigismund die Rolle eines Missionärs der Zwietracht; während er uns mit Friedenshoffnungen hinhält, und hoch und theuer schwört, den zwischen uns abgeschlossenen Waffenstillstand beobachten zu wollen, bemüht er sich, alle Mächte Europas wider uns in Harnisch zu bringen. Er beeifert sich, Lübeck und die Hansestädte wider uns zum Kriege zu reizen. Nicht nur in meinem Reiche, sondern in meinem eigenen Hause sucht er Feinde gegen mich zu waffnen. Er wandte sich sogar an meinen eigenen Bruder, er suchte ihm Gesinnungen einzuflößen, die seinem Karakter völlig fremd sind. Bald werden diese guten Jesuiten, wenn sie durch ihre Schmähschriften Nichts ausrichten können, zu wirksamern Mitteln greifen, zu solchen, deren sie sich schon gegen andere gekrönte Häupter bedient haben.« *)

Die Berathschlagungen der Stände waren kurz, ihre Entschließungen einmüthig. Man erneuerte das Dekret der früheren Reichstage, Kraft welches jeder katholische Schwede für unfähig zu erben, Aemter zu bekleiden, oder in Schweden wohnen zu dürfen, erklärt wurde; den Jesuiten und allen Mönchen ward befohlen, Schweden binnen drei Monaten zu räumen, widrigenfalls jeder Betroffene als Rebell und Verführer bestraft werden solle.

Auch zur Fortsetzung des russischen Kriegs, im Falle es durch die Ereignisse nöthig werden sollte, zeigten sich die Stände bereitwillig. Doch dieser Fall traf nicht ein; denn am 27. Febr. 1617 war, nach so langen Unterhandlungen endlich der Friede zu Stande gekommen. Noch war die Reichsversammlung beieinander, als diese

*) Anspielung auf die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien und des Königs Heinrichs IV. von Frankreich.

erfreuliche Nachricht eintraf. Der Friedensvertrag enthielt folgende dreizehn Punkte: Schweden erkennt den Czar Michael Federowitsch an; Großnowgorod, Starajarussa, Porkow, Ladoga, Gdow und das Gebiet von Somero, mit allem was dazu gehört, wird von den Schweden an Rußland zurückgegeben; die drei ersten Orte nach 14 Tagen, Ladoga nach drei Wochen; Gdow bleibt in schwedischen Händen bis zu erfolgter Ratifikation des gegenwärtigen Vertrags von Seiten beider Mächte, und bis die Gränzen berichtigt sind; deßgleichen entsagt auch der Herzog Karl Philipp allen Ansprüchen auf diese Orte; dagegen tritt der Czar an Schweden ab: Iwangorod, Jama, Koporie, Nöteborg sammt allen dazu gehörigen Bezirken; Mönche, Edelleute, Bürger, nicht aber Pfarrer und Bauern, die auf das russische Gebiet übertreten wollen, haben das Recht, vierzehn Tage nach Bekanntmachung des Friedens mit Hab und Gut auszuwandern; der Czar zahlt überdieß 20,000 Rubel baar in guter Münze; er entsagt ferner allen Ansprüchen auf Liefland zu Gunsten Schwedens; die Abtretung des Lehens und der Festung Kexholm wird bestätigt. Die Gränzen sollen am 1. Juni 1617 berichtigt und für ewige Zeiten genau beschrieben werden; zwischen Rußland und Schweden besteht freier Verkehr, den Schweden werden ihre Faktoreien in Nowogorod, Moskau und Pleskow wieder eingeräumt und freie Religionsübung zugestanden, gleiche Vorrechte genießen die russischen Kaufleute in Stockholm, Wiborg und Rewal; die Forderungen der beiderseitigen Unterthanen, sey es an die Kronen oder an Privatpersonen, werden bezahlt. Das Strandrecht ist aufgehoben, gestrandete Schiffe werden an den Küsten beider Länder geborgen; russischen und schwedischen Abgesandten an auswärtige Mächte steht der Weg durch beide Staaten offen. Der Teusinische Vertrag und Karls Bündniß mit Basil Iwanowitsch ist bestätigt; alle Gefangenen sollen in Freiheit gesezt, Verbrecher ausgeliefert werden. Entstehen zwischen beiden Reichen Mißhelligkeiten, so wolle man suchen, sie auf friedlichem Wege beizulegen. Die Ratifikationen des Friedensvertrags werden am 1. Juni ausgewechselt, die Gesandten sollen in Zukunft in beiden Ländern gut aufgenommen und von den Russen nach Moskau, von den Schweden nach Stockholm geleitet werden. Endlich machen sich beide Mächte anheischig, den Polen nicht beizustehen, im Gegentheil behalten sie sich

vor, künftig über ein Bündniß gegen dieses Nachbarreich zu unterhandeln.

Kaum war der Friede geschlossen, so zog Gustav seine fremden Truppen aus den Gränzprovinzen; sie wurden mit dem von Rußland bezahlten Geld befriedigt, und dann größtentheils entlassen. Der König erfüllte alle Punkte des Vertrags gewissenhaft, er bot den Russen seinen nachdrücklichen Beistand an, im Fall ihnen die Polen zu mächtig werden sollten, und befahl seinem Feldherrn, die Interessen des Czars nach Kräften zu fördern, und nicht zu gestatten, daß die Polen Theile des Moskowiterreichs abreißen. Dagegen machten die Russen bei der Vollziehung des Friedens große Schwierigkeiten; Gustav hatte unverzüglich eine Gesandtschaft nach Moskau, um die Bestätigung des Czars einzuholen, und Kommissäre zur Berichtigung der Gränzen ernannt; allein Unsicherheit der Wege, und neue Streitigkeiten wegen des Ceremoniels verzögerten die Abreise der Gesandten bis in Februar 1618; nach vielen Zänkereien über die Hofzeremonien, denen sie sich unterwerfen sollten, wurden sie endlich dem Czar vorgestellt; sie redeten deutsch, weil es an einem schwedischen Dollmetscher fehlte. Bald entstanden neue Streitigkeiten über die Art, wie die Schweden dem Moskowiterfürsten die Hand küssen sollten, so wie über die Titulaturen; so entfernt auch Gustav war, auf solche Aermlichkeiten einen Werth zu legen, so durfte er doch nicht zu weit nachgeben, weil sonst die Barbaren nachtheilige praktische Folgen daraus gezogen hätten. Die Russen zeigten schon damals die Keime jenes asiatischen Hochmuths, der sich in neuerer Zeit so kräftig entwickelt hat. Sie verlangten z. B., wenn dem Schwedenkönig das Beiwort »Durchlauchtigster« gegeben werde, für ihren Czaren den Titel »höchster Herr in der ganzen Christenheit.« Endlich bestätigte der Czar den Frieden durch feierliches Küssen des Kreuzes, jedoch ohne daß die Ceremonielstreitigkeiten beigelegt worden wären. Um dieselbe Zeit befand sich eine russische Gesandtschaft in Stockholm, in deren Gegenwart Gustav Adolph den Vertrag durch einen Eid in der Hauptkirche besiegelte. Die Kommissäre zur Bestimmung der Gränzen zwischen Ingermannland und Nowogorod waren schon im Sommer 1617 zusammengekommen, aber erst nach einem halben Jahre wurde das Geschäft beendigt. Noch größeren Streit verursachte die Gränzberichtigung des Lehens von Kexholm; vier Jahre verfloßen,

ehe sie zu Stande kam, man zankte sich um einige an sich unbedeutende Ortschaften, die aber für Schweden in militärischer Rücksicht Wichtigkeit hatten; Gustav, befahl endlich aus Ueberdruß an dem Streite seinen Bevollmächtigten nachzugeben, nur daß man zum Schlusse komme. Allein durch den Abschluß des Friedens mit Polen waren die Russen übermüthiger geworden, es schien, als ob sie Erneurung des Krieges wünschten; vergeblich wandte sich Gustav an den Czar, die Ungewißheit dieses Verhältnisses nöthigte ihn gerüstet zu bleiben. Zulezt brachte ein Zwischenereigniß die Vereinigung zu Stande. Der Vater des Großfürsten von Moskau, Fedor Romanow seit mehreren Jahren in polnischer Gefangenschaft gehalten, kam um diese Zeit los. Schnell gewann er großen Einfluß auf die Regierung seines Sohnes, und da sein Herz voll Groll gegen die Polen war, so drang er darauf, daß man mit den Schweden abschließe, um freie Hand gegen die Polen zu haben. Die russischen Bevollmächtigten erhielten demnach Befehl, die bisherigen Ausflüchte aufzugeben. Jezt werden die Gränzen berichtigt; die Schweden traten zwei der streitigen Dörfer ab, und gaben Gdow zurück.

Gustav wurde in allen seinen späteren Kriegen nicht mehr von den Russen beunruhigt, obgleich auch noch in der Folge mehrere kleine Neckereien entstanden; der Friede dauerte, aber eine Vereinigung Schwedens mit Rußland gegen Polen kam nicht zu Stande.

Sechstes Kapitel.

Innere Verhältnisse. Aenderungen in der Verfassung des Landes.

Gustav durfte mit vollem Rechte stolz seyn auf den Frieden von Stolbowa; denn durch diesen Vertrag waren die Russen ganz vom baltischen Meere verdrängt und die Gränzen Finnlands vor ihren Einfällen vollkommen gesichert. Durch die russische Verzichtung auf Liefland war zugleich eine neue Erwerbung vorbereitet, weil ein Theil dieser Provinz den Polen gehörte.

Noch hatte damals Gustav die Weihe der Krönung nicht empfangen, obgleich diese Ceremonie nach den Begriffen damaliger Zeit von großer Wichtigkeit war, und ihr Aufschub da und dort im Auslande die Meinung erregte, als ob das Ansehen des Königs noch nicht genug befestigt sey. Die Könige von England und Dänemark riethen ihm daher schon 1615 nicht länger damit zu zögern. Gustav glaubte jezt nach glorreicher Beendigung des russischen Kriegs sey die rechte Zeit dazu gekommen. Die Stände wurden Ende Juli nach Stockholm einberufen. Den 26. August 1617 eröffnete Gustav mit einer glänzenden Rede den Reichstag; er zeigte die Vortheile des russischen Friedens für das schwedische Reich, den Ruhm des schwedischen Namens durch Besiegung einer solchen Macht, der eine halbe Welt diene, er rühmte die Erleichterung, welche der Frieden den geliebten Unterthanen verschaffe, dann prieß er den Allmächtigen, dessen Gnade alle diese Wohlthaten verliehen, dankte endlich den Unterthanen für ihren Eifer, ihre Treue, und besonders dem Heere mit großen Lobsprüchen auf seine bewiesene Tapferkeit und Verachtung aller Genüsse. Die Stände gaben dagegen ihre Freude über die gewonnenen Vortheile zu erkennen, und sprachen ihren Dank gegen die Ehrenmänner aus, welche eine so lange Fehde zum glücklichen Ende geführt hätten. Am folgenden Tage redete Gustav von den Ursachen, warum er sich jezt krönen lassen wolle, sezte seine Rechte auf den Thron auseinander, und sprach mit Würde und Bescheidenheit von seinen eigenen Verdiensten um das schwedische Reich und Volk. Hierauf wurden die Eidesformeln für den König, die Erbfürsten und die gesammten Stände verlesen. Unerwartet gab dieser Akt Anlaß zu Streitigkeiten. Die beiden Erbfürsten Karl Philipp, Bruder des Königs, und sein Oheim Johann erhoben nämlich Einwendungen gegen die vorgelegten Formulare; des Königs eigene Mutter machte Parthei mit ihnen, aus Vorliebe für ihren jüngeren Sohn, ihr Schooskind, forderte sie, daß nicht die Huldigung bei Karls IX., sondern bei Sigismunds Krönung zum Vorbild genommen werden solle — dieser hatte bekanntlich aus einer Politik, die auf Schwächung oder gar Vernichtung der schwedischen Krone hinarbeitete, den Prinzen des königlichen Hauses beinahe Unabhängigkeit vom Throne bewilligt — sie verlangte ferner, daß der Adel in den Herzogthümern nicht unmittelbar unter dem Könige,

sondern unter den Herzogen seinen Ritterdienst leiste. Obgleich Gustav immer gewohnt war, seiner herrschsüchtigen Mutter mit der kindlichsten Schonung zu begegnen, so wäre es doch offenbare Schwäche gewesen, wenn er in diesem Punkte, der den Rechten der Krone so große Gefahr drohte, nachgegeben hätte. Der Streit ward für den Augenblick bis nach vollzogener Krönung verschoben; die Reichstagsverhandlungen gingen nun zu andern Gegenständen über, betreffend den Handel, so wie mancherlei Beschwerden wegen der von Gustav eingeführten Handelsordnung, endlich die drohende Zerwürfniß mit Polen, und die Verhältnisse zu Dänemark; die Summen, welche man zur Einlösung der an leztere Macht verpfändeten Städte ausgeschrieben hatte, reichten nicht hin, neue Hülfsmittel waren deßhalb nöthig, und trotz der Erschöpfung des Landes zeigten sich die Stände zu neuen Opfern bereit, sie übernahmen selbst zu den Kosten der Krönung eine bedeutende Steuer.

Begleitet von seinem Hofe und vielen Mitgliedern der Stände begab sich der König nach Upsala, wo er unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt ward. Nachdem er dem Volke Schwedens den Eid geleistet, schwuren ihm zuerst die Erbfürsten, dann die Reichsräthe, einige Tage später leisteten auch die übrigen Stände Huldigung, und unterschrieben den Reichstagsbeschluß. Eine Kommission bestehend aus Reichsräthen, Bischöfen, einigen Edelleuten und Bürgermeistern war niedergesezt worden, um den Streit zwischen den Erbfürsten und dem Könige zu schlichten. Herzog Johann hätte sich gerne gefügt, desto hartnäckiger widerstrebte die Königin Mutter, aus Vorliebe zu ihrem jüngeren Sohne. Aber Gustav Adolph blieb unerschütterlich, namentlich in Betreff des adeligen Aufgebots, dessen Einberufung die Erbfürsten sich hatten vorbehalten wollen. Sie mußten geloben, die schwedischen Gesetze in ihren Herzogthümern zu handhaben, und in Kriegsfällen dem Könige Dienst zu thun; auch ward festgesezt, daß die allgemeine Steuern in den Fürstenthümern erhoben, und alle königlichen Verordnungen daselbst bekannt gemacht werden sollten. Die Erbfürsten hatten weiter verlangt, über alle Rechtsfälle, die in ihren Provinzen vorkommen würden, selbst über Majestätsverbrechen richten zu dürfen. Lezteres schlug der König ab, er räumte ihnen bloß ein, über Vergehen gegen sie selbst und ihre Diener in den Fürstenthümern selbst aburtheilen

zu dürfen, Staatsverbrechen dagegen wurden dem Hofe des Königs vorbehalten, und auch wegen der andern Vergehen sollte die Apellation an den König frei seyn. Gewiß war den beiden Erbfürsten auch so noch genug und mehr als genug zugestanden. Die innere Verwaltung ihrer Herzogthümern hieng von ihnen allein ab, und zwar zu großem Nachtheil dieser Provinzen selbst, so wie des ganzen Reiches. Namentlich verfiel in Herzog Johanns Gebiet alle Ordnung. Ostgothland, Schwedens gesegnetste Provinz versank in tiefe Armuth; ohne Noth und mit großer Belastung der Unterthanen wurde eine Festung bei Norköping gebaut, des Herzogs Hofleute drückten das Volk nach Willkühr; weil keine Aufsicht statt fand, wurde er von seinen Beamten schändlich betrogen, denn für Regierungsgeschäfte hatte er keinen Geschmack, war er gesund, so brachte er seine Zeit mit Fischfang und Jagd hin. In dem andern Herzogthum, das dem Bruder Gustav Adolphs Karl Philipp gehörte, ging es zwar wirthschaftlicher zu, aber durchaus nicht im Sinne des öffentlichen Wohles, sondern nur um so schmutziger, weil hier der habsüchtige Geist der Königin Mutter freien Spielraum hatte. Sie erließ zum Beispiel im Namen ihres Sohnes, des Herzogs Handelsverbote, untersagte die Durchfuhr von Eisen, begünstigte und trieb Schmuggelhandel, zu großem Vortheil ihrer Privatkasse, aber auch zum großen Nachtheil des schwedischen Handels; dieser hätte am Ende noch ganz zerfallen müssen, wenn die Mediat-Wirthschaft länger fortgedauert hätte. Es war ein großes Glück für Gustav und Schweden, daß die beiden Prinzen frühe starben, wodurch die Fürstenthümer für immer mit dem Reiche vereinigt wurden. Die Königin Mutter blieb ihren Neigungen getreu, so lange sie lebte. So machte sie noch später dem Staate eine Anleihe von 50,000 Thalern zu dem wucherischen Zins von 12 für Hundert.

Gustav benüzte die Zeit der Ruhe, um den innern Wohlstand des Reiches zu heben; kein Zweig der Verwaltung entging seiner Aufmerksamkeit, besonders beschäftigte er sich mit der Emporbringung des Handels. Schon im Jahr 1614 hatte er eine Handels- und Schiffahrts-Ordnung folgenden wesentlichen Inhalts eingeführt: ausländischen Kaufleuten ist der Verkehr bloß gestattet in den Städten Stockholm, Calmar, Neulödöse, Götheborg, Söderköping, Norköping, Nyköping

Westerwik, Telje, Gefle, Abo, Wiborg und Reval; kein Ausländer durfte im Innern Lande handeln, sie waren gehalten, selbst in den bezeichneten Städten nur aus dem Schiff und im Großen zu verkaufen; sogar die Dauer ihres Aufenthalts in Schweden war auf höchstens 6 Wochen bestimmt; kein Bürger durfte sich ferner, bei schwerer Strafe unterstehen, mit fremdem Geld auf Rechnung von Ausländern Verkehr zu treiben. Den oberhalb Stockholm gelegenen norrländischen und finnländischen Städten ward zwar die auswärtige Schiffahrt erlaubt, doch durften die Städte Hudwickswall und Hernösand sammt zwei andern keine Lebensmittel und Pelzwaaren verschicken; der Großhandel in den Norrlanden selbst war auf die Hafenstädte beschränkt; der Landhandel wurde so strenge verboten, daß den Bauern auf der Küste nur unter gewissen Bedingungen der unmittelbare Verkehr gestattet war. Dagegen sollten die Landstädte, die von dem Großhandel zur See ausgeschlossen waren, ganz allein die Bergwerksdistrikte und das platte Land mit ihren Bedürfnissen versehen. Kein Stockholmer Bürger durfte mit einem Bergmann handeln, selbst nicht auf den Jahrmärkten, sondern die Bürger der Landstädte mußten die Zwischenhändler machen. Dem Adel und seinen Dienern, die sich in den Handelstädten aufhielten, war alle bürgerliche Nahrung verboten, wofern sie nicht alle bürgerlichen Lasten übernahmen; auf dem platten Lande wurden gar keine Kaufleute geduldet.

Diese Verordnung erregte mit der Zeit große Unzufriedenheit; die Bürger der großen Hafenstädte seufzten über den verlorenen Landhandel, viele Kaufleute verweigerten 1617 die Steuern, die der König verlangte, besonders die Bürger Stockholms, indem sie vorgaben, daß sie durch die Handelsordnung in die äusserste Noth gestürzt worden seyen. Höchst unzufrieden hierüber sagte Gustav auf dem Reichstage zu Oerebro den klagenden Bürgern der Seestädte: ihre Unwissenheit nicht die Handelsordnung sey Schuld an ihrer Armuth; um jedoch der ewigen Klagen überhoben zu seyn, verlangte er das Bedenken aller Stände; Priester und Bauern erklärten sich wohl zufrieden mit der bestehenden Gesetzgebung, die Königin Mutter und der Herzog Johann fanden ihr Interesse dadurch beeinträchtigt, der Adel sagte, die Handelsordnung widerstrebe seinen Privilegien, die Bürger hatten am meisten daran auszusetzen; jede Stadt, jedes Städtchen

brachte besondere Beschwerden vor. Jezt gab Gustav, obwohl unwillig, in einigen Punkten nach; der auswärtige Verkehr wurde ausgedehnt, Fremden sollten ausser den oben bezeichneten Hafenstädten auch Borgo und Helsingfors geöffnet seyn. Den Bürgern der Seestädte wurde erlaubt, Freimärkte in Landstädten, ausgenommen zu Hedemora (einem der Hauptmärkte auf dem Lande) zu halten, doch sollte der Verkehr mit den Bergwerkdistrikten allein dem Zwischenhandel der Landstädte offen seyn.

Es ist nicht schwer, die leitenden Grundsätze dieser Gesetzgebung zu erkennen. Es sind zwei: ein patriotischer, wenn man so sagen will, oder die Absicht, den Ausländern möglichst wenig Gewinn vom schwedischen Handel zufließen zu lassen, und die meisten Vortheile den Landeskindern zuzuwenden; dann ein bürgerfreundliches Prinzip, dessen Zweck es war, der maßlosen Gewinnsucht der Großhändler nicht alle Wege zu öffnen, sondern dem kleineren Kaufmann Selbstständigkeit neben ihnen zu lassen, indem jeder Classe der Gewerb- und Handeltreibenden Bürger ihr eigener, gesetzlich bestimmter Wirkungskreis angewiesen wurde. Mit den neueren staatswirthschaftlichen Theorien, welche vollkommene Freiheit des Verkehrs verlangen, stimmt diese Gesetzgebung nicht überein; aber man darf nicht vergessen, daß sie auf praktische Erfahrungen des 17ten Jahrhunderts fußte, und daß sie gewissen Ordnungen der reichsten Städte von damals, der holländischen, nachgebildet war. Und es ist Thatsache, daß unter Gustav Adolphs Regierung der auswärtige Verkehr Schwedens fast immer zum Vortheile des Reiches sich stellte.

Das Jahr 1617 macht in der Geschichte Schwedens durch einen andern viel wichtigern Akt der Gesetzgebung Epoche. Bis zu dieser Zeit waren die schwedischen Reichstage nach altem Herkommen ohne gesetzliche Ordnung gehalten worden; über die wichtigsten Verhältnisse bestanden keine besonderen Vorschriften. Zu Anfang des Jahres 1617 legte Gustav den Ständen eine neue Reichstags-Ordnung vor, die auch am 24. Januar verlesen und angenommen wurde. Ihre wichtigste Bestimmung war, daß bloß die Krone die Initiative zu allen Vorschlägen haben sollte, und daß also die Stände auf das Recht der Propositionen verzichten mußten. Die neue Ordnung bestimmte Folgendes: In einer Versammlung aller Stände wird der Thron des Königs oben an gestellt, zu seiner Rechten sizt Carl Philipp,

zu seiner Linken Herzog Johann, rechts längs der Wand haben die hohen Reichsbeamten, links die übrigen Reichsräthe ihren Platz, jedem der Stände ist eine besondere Bank angewiesen. Sämmtliche Stände holen den König, geführt vom Reichsrathe, ab, so bald er die Versammlung entweder selbst, oder durch einen Stellvertreter begrüßt hat, wünscht ihm im Namen des Adels und des Heeres ein Edelmann, für die übrigen drei Stände der Erzbischof Glück; sofort werden die Gegenstände vorgelegt, worüber der König den Rath der Stände verlangt. Jeder Stand berathschlagt für sich, ist die Antwort fertig, so wird sie durch eine Deputation von Bevollmächtigten jedes Standes dem Könige übergeben, dann folgt in einer allgemeinen Versammlung die Erörterung der Fragen, bis die Stände sich vereinigen, oder bis der König entscheidet. Die Propositionen sollten geheim gehalten werden, kein Mitglied der Stände darf sie mit nach Hause nehmen. Dem Bauernstande wurde ein beeidigter Schreiber beigegeben, um die Geschäfte zu leiten.

Durch diese Einrichtung wurde die Macht der Stände sehr beschränkt, da ja nicht einmal Stimmenmehrheit den Ausschlag gab, sondern die Entscheidung dem Könige zukam, ausser in dem fast unmöglichen Fall, daß alle Stände einer Meinung gegen den König gewesen wären. Da sie das Recht, Vorschläge zu machen, verloren hatten, ward es seit dieser Zeit gewöhnlich, daß am Schlusse der Reichstage allgemeine Beschwerden eingegeben wurden. Die Bauern fingen damit an, die übrigen Stände ahmten später dem gegebenen Beispiele nach. Der König berücksichtigte die Beschwerden in sogenannten Beiabschieden; als derselben immer mehrere wurden, erfolgten besondere Resolutionen. Oxenstierna rühmte damals gegen den englischen Gesandten Whitelocke die Vortrefflichkeit der neuen Einrichtung, die den Ständen verbiete, Propositionen zu machen, denn man könne unmöglich gut regieren, wenn es Jedem freistehe, Dinge auf die Bahn zu bringen, die ihm durch den Kopf fahren; der Engländer bemerkte dagegen, die Nation habe durch dieses Institut den ihr von rechtswegen gebührenden Antheil an der Gesetzgebung verloren, und dasselbe sey aus diesem Grunde verwerflich.

Man kann nicht läugnen, daß eine solche Constitution das Gleichgewicht und die Abwägung der Staatsgewalten, und somit den gewöhnlichen Zweck der ständischen Verfassungen von vorne

herein aufgibt; allein wenn sie der Theorie nicht entspricht, ist andererseits eben so gewiß, daß sie das reine natürliche Ergebniß der damaligen Verhältnisse war. Schweden befand sich damals, durch die natürliche Entwicklung seiner Geschichte auf der Bahn der Eroberungen; an der Spitze des Staates stand ein Mann von höchstem militärischem Genie. Ein solcher Zustand fordert mit innerer Nothwendigkeit Vereinigung der Macht in einer kräftigen Hand. Hätte Schweden damals auch eine Verfassung gehabt, in welcher die Gewalten auf's Künstlichste abgewogen waren, ein solcher König, wie Gustav, würde dennoch schnell unumschränkt geworden seyn, entweder dadurch, daß die Stände selbst auf die Ausübung von Rechten, die unter einem solchen Haupte keinen Sinn gehabt hätten, verzichteten, oder durch Täuschung. Die gewöhnlichen Constitutionen werden nur in Zeiten allgemeiner Erschöpfung oder unter Fürsten vom gewöhnlichen Schlage, die selbst nicht sehen, was dem Ganzen frommt, zum wahren Bedürfniß der Völker; große Geister dagegen, die, an die Spitze eines Staates gestellt, die Interessen, den Ruhm, die Ehre ihrer Unterthanen zu ihrer eigenen Sache machen, werfen mit größter Leichtigkeit diese Hemmschuhe ab, ohne daß sich das Volk darüber im Geringsten kümmert. So hatte die schwedische Landtags-Ordnung von damals wenigstens den Vorzug der Wahrheit, sie sprach die inneren Verhältnisse aus, wie sie in der That waren, und bedurfte der Lügen nicht.

Uebrigens herrschte damals die Meinung, daß dem Könige durch den Staatsrath die Hände gebunden werden, weil dieses Collegium eigentlich dazu da sey, ein Mittelglied zwischen dem Fürsten und dem Volke zu bilden, und darüber zu wachen, daß beide Theile ihre Verbindlichkeiten erfüllen. Selbst Oxenstierna stellte gegen Whitelocke den Grundsatz auf, daß die gesetzliche Beschränkung des Königs im Rathe zu suchen sey. Aber auch dem war nicht so, wie aus einer neuen Organisation dieses Collegiums, die ebenfalls dem Jahre 1617 angehört, klar hervorgeht. Gustav hatte bei seinem Regierungs-Antritt versprechen müssen, nichts ohne den Reichsrath zu thun, das freie Urtheil seiner Mitglieder nicht zu hindern, auf diejenigen, die anderer Meinung wären, nicht seine Ungnade zu werfen, und keine Rathschläge nach dem Ausgange zu beurtheilen. Im Collegium selbst gab das Alter Jedem den Vorrang, mit Ausnahme der höchsten

Reichsbeamten, die der König ernannte, und welche an der Spitze des Senates standen. Es waren ihrer sieben, drei höhere und vier niedere. Der erste war der Reichsdrost, der auf den Herrentagen alle Erinnerungen der Stände annahm, und nach vorläufiger Prüfung mit den Reichsräthen dem Könige vorlegte; der Reichsmarks, unter dem das Heerwesen stand; der Reichskanzler, der den Rath berief, ausserdem ein Reichsmarschall, Reichszeugmeister, Oberstallmeister und Oberjägermeister. Im Jahr 1617 errichtete nun Gustav fünf Regierungskollegien: für die Justiz, die Kammer, Kanzlei, den Krieg und die Marine, in welche die Mitglieder des Raths und die Großbeamten eingetheilt wurden. Allein der König behielt sich in allen diesen Departements, abwesend sowohl als gegenwärtig, die höchste Entscheidung bevor, ausserdem übertrug er oft wichtige Angelegenheiten, ohne sich um den Wirkungskreis dieser Collegien zu bekümmern, einzelnen Personen, zu denen er besonderes Vertrauen hatte. Der eigentliche Reichsrath sollte sich freilich regelmäßig alle Montage und Donnerstage von 8—10 Uhr versammeln, allein sehr oft hatte er nichts zu thun, und aus den Protokollen ergibt sich, daß die Herren sich oft bloß mit dem Lesen der holländischen Zeitungen beschäftigten.

So war Gustav faktisch ein unumschränkter König, und die Gesetzgebung des Jahres 1617 beweist, daß er sich schon damals völlig freie Hand zu großen Unternehmungen gegen Aussen verschaffen wollte.

Siebentes Kapitel.

Verhältnisse zu Dänemark.

Noch war die Contribution an Dänemark nicht vollständig bezahlt, während der alte Nationalhaß der Dänen gegen die Schweden neue Nahrung durch den Neid über die glücklichen Fortschritte Gustavs erhielt. König Christian duldete es, daß polnische Aufwiegler sich in den dänischen Gränzorten umtrieben, um Schmähschriften zu verbreiten; dänische Unterthanen wurden sogar beschuldigt, dem Polenkönige Sigismund als Spionen zu

dienen. Christian selbst machte große Rüstungen und bereiste die Gränzprovinzen. Ein an sich unbedeutender Vorfall vermehrte die Spannung zwischen beiden Reichen. Ein Schwede war, man weiß nicht aus welchem Grunde, auf dänischem Boden hingerichtet worden; seine Verwandten eilten über die Gränze, rißen den Leichnam vom Galgen herab, und brachten ihn nach ihrem Kirchspiel; dann verschworen sie sich, alle Dänen umzubringen, die ihnen in die Hände fallen würden. Hierüber erhob sich ein heftiger Streit der Behörden. Christian verlangte, daß der Leichnam zurückgegeben und die Thäter bestraft würden. Gustav billigte das gewaltsame Verfahren seiner Unterthanen durchaus nicht; er ließ eine Untersuchung anstellen, den Todten nach dem Orte, wo er hingerichtet worden war, zurückbringen, und versprach die Schuldigen zu bestrafen, nur müsse vorher auch den Beschwerden der Schweden dänischer Seits abgeholfen werden; da dieß nicht geschah, entgingen auch die schwedischen Unterthanen der Strafe. Johann Skytte, der sich bei seiner früheren Gesandtschaft die Zufriedenheit des Königs erworben, wurde nun zum zweiten Male nach Koppenhagen geschickt, um das gute Vernehmen zwischen beiden Mächten wieder herzustellen. Er schlug einen Congreß vor, auf dem ein Bündniß gegen Polen verabredet werden sollte; Gustav ernannte auch wirklich Bevollmächtigte, aber die Dänen säumten, weil sie sich vorher der Holländer versichern wollten. Indeß kam eine polnische Gesandtschaft nach Koppenhagen; sie bot im Namen Sigismunds dem Könige Christian, wenn er mit den Polen gemeinsame Sache machen würde, den ewigen Besitz von Elfsborg sammt allen dazu gehörigen Ländereien an. Allein Christian III. hatte den vor wenigen Jahren mit Gustav geführten Krieg noch zu gut im Gedächtniß, um ein zwar glänzendes, aber durch keine reelle Macht unterstüztes Anerbieten anzunehmen. Er gab den Polen eine ausweichende Antwort. Jezt brach auch Gustav (1618) alle Unterhandlungen mit Polen ab, um den Dänen einen Beweis zu geben, wie viel Werth er auf die erzeigte Freundschaft lege. Nichtsdestoweniger dauerte der Argwohn, genährt durch den Nationalhaß beider Völker fort. Als Gustavs Bruder eine Reise nach Deutschland machte, betrat er nur mit großer Vorsicht die dänische Gränze, bis der glänzende Empfang, der ihm von Seiten des Dänen-Königes zu Theil ward, den Ungrund des Verdachts erwies.

Neue Besorgnisse erweckte später die Ankunft einer spanischen Gesandtschaft in Koppenhagen, welche den Zweck hatte, König Christian in's katholische Interesse zu ziehen.

Endlich wurde auch der dritte und lezte Termin der Contribution bezahlt; aber nur nach unsäglichen Anstrengungen; Gustav hatte die dringendsten Vorstellungen an seine Unterthanen erlassen, dem bedrängten Vaterlande beizustehen; dieselben waren nicht überall gut aufgenommen worden, die Provinz Westgothland weigerte sich förmlich, eine Steuer zu zahlen, die nicht von sämmtlichen Ständen bewilligt sey; der Adel und die Reichen suchten tausend Ausflüchte; einige Anlehen im Auslande mußten zulezt helfen, die Summe voll zu machen. Gustav fürchtete, es möchten dennoch Schwierigkeiten wegen Rückgabe der verpfändeten Orte gemacht werden, er zog deßhalb Truppen auf der Gränze zusammen, allein Elfsborg wurde gutwillig abgetreten. Die großen Geldsummen, die Schweden gewaltsam abgepreßt wurden, gaben dem alten Nationalhasse neue Nahrung; noch lange nachher sprachen die Schweden beim Ausbruche eines neuen Krieges mit Dänemark davon, man müsse mit den Jüten Rechnung abmachen über die Summen, welche Elfsborgs Einlösung gekostet. Obgleich nun der hauptsächlichste Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt war, dauerten doch manche gegenseitige Beschwerden fort, und ebenso der oft wiederholte Versuch, dieselben durch Gesandtschaften und Commissionen zur Berichtigung der Gränze zu heben. Endlich wurde eine persönliche Zusammenkunft der beiden Könige in Halmstadt verabredet; Gustav ward vom Könige Christian in eigener Person eingeholt, und mit viel Gepränge empfangen. Eine Reihe barbarisch-prächtiger Festlichkeiten sollten dem Schwedenkönig die Freundschaft seines dänischen Bruders beweisen; doch betrafen die Verhandlungen der beiden Fürsten nur allgemeine Fragen des protestantischen Interesse; und bald nach Gustavs Heimkehr stand man wieder auf einem so schlechten Fuße, wie je. Als die Schweden gar in dem ersten polnischen Kriege, wovon diese Geschichte gleich melden wird, Riga erobert hatten, erreichte die Eifersucht der Dänen ihren höchsten Grad. Christian wollte jezt die strengste Neutralität beobachtet wissen; er verschloß den Sund für die fremden Truppen, welche beide Mächte — Polen und Schweden — im Auslande warben; zulezt ging er so weit, daß er nicht einmal einer schwedischen Gesandtschaft nach den

Niederlanden den Durchzug durch seine Länder gestattete; zugleich wurden alte Beschwerden über die Zölle hervorgesucht. Gustav mußte seine Vorsichts-Maßregeln auf der dänischen Gränze verdoppeln; selbst im Auslande fürchtete man den Ausbruch eines zweiten Krieges zwischen Dänemark und Schweden. Im Mai 1624 trat endlich eine neue Gränzkommission zusammen, zu der die beiden Mächte je vier ihrer Reichsräthe abschickten. Jedermann durfte den Verhandlungen beiwohnen, und Gustav erschien selbst dabei, jedoch ohne sich als König zu erkennen zu geben. Er hatte seinen Bevollmächtigten befohlen, billigen Forderungen nachzugeben, hingegen sogleich den Krieg anzukündigen, im Falle die Dänen auf die gemachten Vorschläge nicht eingehen wollten. Alles war zu diesem Zwecke vorbereitet; die Flotte stand da, völlig gerüstet, um sogleich unter Anführung Gustavs in die See zu stechen. Auch Christian rüstete sich; doch bestimmte ihn zulezt die Entschlossenheit des Schwedenkönigs zum Nachgeben. Nach langen und mühsamen Unterhandlungen kam man auf folgende Hauptpunkte überein: 1) Die während des lezten Kriegs aus der Insel Oesel fortgeführten Bauern werden auf Verlangen Dänemarks zurückgegeben. 2) Der Streit über die Zölle hört auf; die Einwohner beider Reiche genießen gegenseitige Zollfreiheit; doch steht es dem Könige von Dänemark zu, ähnliche Einrichtungen wegen des Handels in seinem Lande zu machen, wie sie der König von Schweden trifft. 3) Der Landhandel der Dänen in Schweden ist auf gewisse Städte und Freimärkte beschränkt; eben so wenig dürfen die Schweden in Dänemark und Norwegen Landhandel treiben. 4) Jede unbillige Durchsuchung der Schiffe im Sunde ist untersagt. 5) Dem Könige von Schweden steht es frei, Kriegsbedürfnisse durch den Sund kommen zu lassen, jedoch muß er es vorher dem Dänenkönige anzeigen. 6) Schwedische Unterthanen, die zugleich in Dänemark ansäßig sind, müssen sich für ihre dortigen Besitzungen dem dänischen Gesetze fügen. — Ausser diesen Hauptpunkten wurden noch einige minder wichtige Fragen besprochen. Beide Fürsten bestätigten den Vergleich, aber eine wahre Eintracht war auch durch diesen Schritt nicht hergestellt. Bald verbreitete sich die Sage, daß König Christian mit dem lezten Vergleiche unzufrieden seye, und mit Polen unterhandle, auch glaubten Viele, die Rüstungen, welche damals in Dänemark gemacht wurden, gelten nicht Deutschland, sondern Schweden. Gustav schickte

daher Gabriel Oxenstierna gegen Ausgang des Jahres 1624 nach Koppenhagen, um Christian Glück zum Neujahr zu wünschen, und ihm zugleich zu eröffnen, wie leid es Gustav thue, daß der König von Dänemark fortwährend eine feindselige Gesinnung gegen ihn zu haben scheine. Christian versicherte den Gesandten, seine Rüstungen gelten dem deutschen Kaiser, bloß um seinen Zweck zu verhüllen, habe er ausgesprengt, daß er gegen Schweden Krieg führen wolle. Allein der schwedische Gesandte glaubte, daß man ihn täusche, er vermehrte durch seine Berichte den Argwohn Gustavs, der eifrig fortfuhr zu rüsten; selbst nach Frankreich war das Gerücht von einem Bruche zwischen Schweden und Dänemark erschollen; Ludwig XIII. schickte einen gewissen Herrn de Hugues ab, um seine Vermittlung anzubieten. Allein dießmal meinte es Christian ehrlich, seine Rüstungen hatten in der That dem Kaiser gegolten, und wir werden ihn später bei Schilderung des 30jährigen Krieges auf deutschem Boden wieder finden.

Man ersieht aus der bisherigen Darstellung, daß sich in dem Verhältnisse zwischen Dänemark und Schweden rein die Eifersucht eines alten Hauses gegen ein glückliches neues ausspricht. Seit der Kalmarer Union, ja noch lange vorher, waren die Dänen gewöhnt, sich als die herrschende Nation des Nordens anzusehen. Als Gustav Wasa den Grund zu einem neuen Königsstamme legte, als Karl IX. das von seinem Vater begonnene Gebäude befestigte, erwachte heftiger Neid in den Herzen der Dänen; dieser erreichte den höchsten Grad, als Gustav Adolph begann, dem Schwedennamen, der vorher nur im Norden bekannt war, einen europäischen Ruhm zu erwerben. Allmählig erbleichte vor dem Glanz der aufgehenden schwedischen Sonne das blasse Mondlicht der dänischen Reputation. Nur zu gerne hätte Christian, den Eingebungen der Eifersucht folgend, zu den Waffen gegriffen, allein die Angst vor der Kraft des Nachbars, vor dem militärischen Genius des jungen Schwedenkönigs fesselte seine Hände. Es war ein Friede, gegen den der Neid sich sträubte, den aber der stärkere Dämon der Furcht mühsam zusammenkittete, daher auch der Krieg erst ausbrach, nachdem die schwedische Macht einigermaßen geschwächt schien, im Jahre 1643, eilf Jahre nach Gustavs Tode; wiewohl auch dann unglücklich für die Dänen.

Achtes Kapitel.

Unsicheres Vernehmen mit Polen. Die Ereignisse in Liefland. Waffenstillstand mit Sigismund. Gustav heirathet.

Der zweijährige Waffenstillstand mit Polen war mit der Mitte des Jahres 1616 abgelaufen. Die Natur des Zwistes zwischen beiden Fürsten, die Handlungen, die sich Sigismund bereits gegen Gustav erlaubt, mußten nothwendig zu einem Kriege führen: es lag nur an dem Charakter Sigismunds, und theilweise auch in der Verfassung des polnischen Reiches, daß er so spät nach dem dänischen und russischen Kampfe ausbrach. Dieser Fürst hing, — wie es bei kleinlichen Geistern so oft der Fall ist, — mit unbeschreiblicher Zähigkeit an gewissen Lehrsätzen der politischen, wie der religiösen Schulweisheit. Die Legitimität, die doch in seinem Hause, als dem Sprößlinge des Wasastammes, der die legitimen Unionskönige enthrohnt, gar nicht weit her war, schien ihm ein unumstößliches Prinzip, weit besser als Kraft, Natur, That, Genius, Volkswillen; demgemäß sah er in Gustav Adolph nur den verhaßten Sohn eines Thronräubers, der von Rechtswegen für das Verbrechen seines Vaters büßen müsse. Wäre nun dieser Zweck erreichbar gewesen durch gelehrte Kunststücke, durch Rechts-Deduktionen oder Schandschriften, so mußte Gustav Adolph ohne Rettung fallen, denn Sigismund war nicht nur selbst ein trefflicher Dialektiker, sondern er hatte auch eine gute Anzahl Jesuiten in seinem Dienste, die ihm seit seiner Verschwägerung mit dem Kaiserhofe aus Spanien über Wien in großer Zahl zuströmten. Aber Mittel der That und Kraft anzuwenden, lag nicht in seinem Charakter. Mit Planen, deren Ausführung nothwendig zum Blutvergießen führen mußte, ging er gerne um, doch vergossenes Blut selbst konnte er nicht sehen. Wir haben oben geschildert, wie er Karl IX., als es zur Entscheidung kam, entschlüpfen ließ, und wie übereilt er aus Schweden floh. Einer seiner Feldherrn äusserte bei einer solchen Gelegenheit: »Gott hat nicht gewollt, daß unser König Talent zum Kriegführen besitze.« Auch der russische Thron war seinem Prinzen Wladislaus, größtentheils durch die Unentschlossenheit Sigismunds entgangen. Seine Zeit theilte er in bigotte Uebungen der Religion, in Beschäftigung

mit Musik, und dann besonders auch in praktische Studien der Alchymie und Goldmacherkunst. Es ist nicht zu verwundern, wenn ihm diese Neigungen wenig Hochachtung bei seinen eigenen Unterthanen erwarben. Im Jahre 1620 mußte er einen sehr gefährlichen Beweis hievon erleben. Ein polnischer Edelmann Namens Piecharski hatte einen wüthenden Haß gegen den König gefaßt, theils weil er glaubte, daß Sigismund seine Pflichten gegen Polen schmählich hintansetze, theils wie man sagt, auch aus persönlichen Gründen, weil der König diesem Manne wegen angeblichen Wahnwitzes einen Vormünder gesezt haben soll. Eines Tags, als Sigismund eben von seinen Hofleuten begleitet in die Hauptkirche von Warschau tritt, um die Messe zu hören, fährt Piecharski, mit einer Axt bewaffnet, hinter einer kleinen Thüre vor, und versezt dem Könige zwei Hiebe, den einen in das Gesicht, den andern in die Schulter, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, daß es nur wenige Personen gewahr wurden. Sigismund fiel sogleich nieder, doch war keine der Wunden gefährlich. Ein italienischer Musiker von der königlichen Kapelle, der den König fallen sah, schrie in seiner Muttersprache traditore, traditore, d. h. Verräther; da Polen damals in einen Krieg mit den Tartaren verwickelt war, und das öffentliche Gespräch sich meist mit diesem Gegenstande beschäftigte, so glaubten viele der Anwesenden, der Italiener wolle Tartaren sagen; blitzschnell verbreitet sich in der Kirche der Wahn, ein Haufe Tartaren sey in die Stadt gebrochen, und in größter Eile stürzt das Volk hinaus. Leicht hätte der Mörder in der allgemeinen Verwirrung entrinnen können, allein er versuchte es nicht einmal; der junge Prinz Wladislaus überwältigte ihn mit Hülfe einiger Hofleute. Einige Tage später wurde er geviertheilt, ohne die geringste Reue über seine That blicken zu lassen, oder Schmerz zu äussern über die Martern, die er vor dem Tode erdulden mußte.

Einen solchen Charakter besaß der polnische König, der auf nichts minderes umging, als seinen Neffen Gustav Adolph vom Throne zu stoßen. Bedenkt man noch, daß die berüchtigte polnische Verfassung auch einem kräftigeren Fürsten, als Sigismund war, fast unübersteigliche Hindernisse einer großen kriegerischen Thätigkeit entgegengeworfen haben würde, und daß eben diese elende Constitution Gustaven zugleich erlaubte, sich eine Parthie unter den polnischen Großen zu gewinnen, was er mit großer

Geschicklichkeit bewerkstelligte: so konnte der Ausgang auch abgesehen von den Hülfsmitteln, welche Gustav in seinem eigenen reichen Geiste fand, nicht zweifelhaft seyn. Ein teutscher Graf, Namens Althan, hatte dem Könige Sigismund versprochen, 20,000 teutsche Söldner auf seine eigene Kosten zu werben, und mit denselben zur See Schweden zu überfallen. Der Herr Graf erhielt bedeutende Summen für dieses Projekt, dennoch sah man nie einen der versprochenen Zwanzigtausende gegen Schweden marschiren. Dagegen sezte Sigismund den Federkrieg eifrig fort, doch nur einseitig, denn Gustav wollte, wie gesagt, auf diesem Felde keine Loorbeeren einärndten. Auf dem Stockholmer Reichstage baten die schwedischen Stände ihren König, den Frieden mit Polen wo möglich zu erhalten, doch nie auf Kosten der Ehre; würden die Polen gerechte Bedingungen ausschlagen, so versprachen Sie ihren kräftigen Beistand. Zugleich bewiesen sie durch einen strengen Beschluß wider Sigismund und seine Anhänger ihre Entschlossenheit. Jeder Umgang mit Sigismund, mit Gliedern seiner Familie, mit polnischen Reichsräthen, oder mit schwedischen Ausgewanderten, wurde selbst in Privatangelegenheiten für Hochverrath erklärt; alle Briefe oder Patente aus Polen sollten bei schwerster Strafe der Obrigkeit übergeben werden. Bald zeigte sich durch gewisse Vorgänge in Liefland eine bessere Gelegenheit, um sich an Sigismund zu rächen.

Seit den Kreuzzügen hatte der Deutsch-Orden im Laufe von drei Jahrhunderten nach und nach die Küsten der Ostsee von der Oder an bis zum finnischen Meerbusen, Pommern, Preußen, einen Theil von Lithauen, Kurland, Liefland, erobert. Ein Statthalter des Deutschmeisters verwaltete, unter Oberhoheit des Ordens, die nördlichsten Theile des Gebiets unter dem Namen eines Heermeisters. Der Orden führte mit abwechselndem Glück unaufhörliche Kriege mit Polen und Litthauen, aber die Schlacht bei Tanneberg, geliefert zwischen dem Könige Wladislaus Jagello und dem Deutschmeister Ulrich von Jungingen den 15. Juli 1410, brach die Macht der Deutschherrn für immer. Schon im Jahr 1454 begab sich ein großer Theil des preußischen Adels und der Städte in offenem Aufruhre wider den Deutschmeister, in polnischen Schutz. Der Friede von Thorn, der 1466 zwischen Polen und dem Orden abgeschlossen wurde, war noch ungünstiger für die Deutschherrn. Das Gebiet von Culm, Michaelow, die

Provinz Pommern nebst den Städten Marienburg, Stum, Elbing, Christburg mußten, jedoch als ein geschlossener für sich bestehender Gebietstheil, an Polen abgetreten werden; für den Rest der Besitzungen des Ordens sollte der Hochmeister der Krone Polen einen Vasalleneid schwören. Seitdem war Preußen getheilt, die größere Hälfte besaß der Orden, die andere, welche Polen unmittelbar unterworfen war, behielt ihre eigene Verfassung und Rechte, und sollte kraft der Unionsakte nie völlig Polen einverleibt werden. Im Jahre 1515 wurde Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Deutschmeister gewählt, weil der Orden hoffte, durch die Erbmacht dieses Prinzen der lästigen Verbindlichkeit gegen Polen los zu werden. Aber der Erfolg schlug ganz anders aus. Wenige Jahre nach seiner Erhebung verwandelte Albrecht von Brandenburg die geistliche Macht des Ordens in eine weltliche, das Wahlreich in ein Erbreich. Er erklärte sich zum Erbherzog von Preußen, jedoch mit Anerkennung polnischer Lehenshoheit. Die große Revolution, welche der berühmte Augustinermönch zu Wittenberg begonnen, und der Wunsch des Polenkönigs, sich einen so lästigen Nachbar, wie der Deutschorden war, vom Halse zu schaffen, hatten ihm diesen wichtigen Schritt, der die Größe des Hauses Brandenburg vorbereitete, möglich gemacht. Das Land gewann bei diesem Wechsel, nur der Orden war betrogen.

Während dieß im westlichen Theile des alten Ordensgebiets vorging, erfolgte Aehnliches im Nordöstlichen. Der damalige Heermeister von Liefland, Wilhelm von Plettemberg schüttelte ebenfalls das Joch des Ordens ab, und erklärte sich zum Herrn von Liefland, nachdem er sich mit dem bisherigen Hochmeister Albrecht von Brandenburg durch eine große Summe Geldes abgefunden. Aber der Nachfolger dieses neuen Fürsten von Liefland, Wilhelm von Fürstenberg, konnte sich gegen zwei so mächtige Nachbarn, wie Polen und Rußland, nicht halten, er wurde zuletzt von dem Czaren Iwan Basilowitsch gefangen genommen, und nach Rußland abgeführt. An seine Stelle ward nun Gotthard Kettler gewählt; um sich Sicherheit zu schaffen, trat dieser 1561 ganz Liefland an die Krone Polen ab, wofür er als Erbherzog von Curland und Semgallen, unter polnischer Lehenshoheit anerkannt wurde. Schon früher hatte Curland und Liefland die lutherische Religion angenommen.

Die Nachkommen Gotthard Kettlers waren es, welche dem Könige Gustav Adolph einen Weg nach Liefland öffneten. Kettler hinterließ nämlich zwei Söhne, Friedrich und Wilhelm, welche kraft seines Testaments gemeinschaftlich regieren sollten. Aber bald brachen zwischen ihnen und ihrer ehrgeizigen Ritterschaft heftige Streitigkeiten aus; namentlich empörte sich das Geschlecht der Nolden wider die beiden Fürsten, und machte einen Rechtshandel gegen sie in Polen anhängig. Die polnischen Magnaten, welche diese erwünschte Gelegenheit benützen wollten, um die Herzoge zu entthronen, und das verhaßte Lutherthum gänzlich auszurotten, unterstützten die Aufwiegler nachdrücklich. Jezt ließ Herzog Wilhelm, durch neue Beleidigungen gereizt, zwei Brüder Nolde, durch seine Diener aufgreifen und umbringen. Es war eine übereilte That; der Herzog mußte, bange vor den Folgen, aus dem Lande entfliehen; er begab sich zuerst nach Deutschland, dann nach Schweden zu Gustav Adolph, der ihm fürstlichen Unterhalt anwies. In Polen erhob man großes Geschrei über den Mord der Brüder Nolde, noch andere Klagen wurden ausserdem vorgebracht, und beide Herzoge abgesezt, doch erhielt Herzog Friedrich aus Gnade das Land wieder zurück. In Dunamünde, einer kleinen Veste, welche die Mündung der Düna beherrscht und der Schlüssel zu Riga ist, befehligte damals als Statthalter Herzog Wilhelms, ein gewisser Woldemar Fahrenbach, gebürtig aus Curland, der sich durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten vom niedrigsten Stande zum Obersten aufgeschwungen hatte, ein tapferer Soldat, dabei höchst verschlagen, und so verkäuflich, daß er nicht nur dreimal vom Freund zum Feind überging, sondern oftmals zwei Herren zugleich, dem einen mit der Feder oder mit Ränken, dem andern mit dem Degen diente. Im Jahr 1601 war er von den Schweden in Liefland gefangen genommen worden, und hatte lange Zeit als Gefangener in Schweden bleiben müssen. Nach erlangter Freiheit trat er in die Dienste des Kettlerischen Hauses. Dieser Fahrenbach erbot sich, die Veste Dunamünde an Gustav Adolph zu übergeben, zur Belohnung verlangte er dagegen Bestätigung im Besitz seiner kurländischen Güter, die Würde eines Feldobersten, eine Pension in Finnland und ungehinderte Religionsfreiheit. Der Vertrag kam zu Stande. Jezt besezte eine schwedische Flotte Dunamünde, und Sternskiöld, bisheriger Befehlshaber der

schwedischen Heeresmacht in Finnland, bemächtigte sich der Schanze vor Riga. Diese wichtige Stadt wurde in solchen Schrecken gesezt, daß sie leicht durch Ueberrumpelung hätte genommen werden können. Allein Sternskiöld war ein Greis, und überdieß durch seine Wunden gehindert, so schnell zu handeln, als der Königes wünschte, und auch Fahrenbach, der den Oberbefehl über die schwedische Macht mit ihm theilte, begnügte sich, einen Streifzug durch Curland zu machen, und die Festungen Pernau und Salis wegzunehmen. Dieß geschah im Sommer 1618. Nun nahm aber die Sache eine geheimnißvolle Wendung. Es hieß nämlich, Fahrenbach habe sich durch Vermittlung der Jesuiten in Riga mit dem König von Polen ausgesöhnt, um zum Verräther an Schweden zu werden. Gewiß ist, daß er einen Haufen seiner eigenen Dragoner, statt der bisherigen schwedischen Besatzung nach Dunamünde legte, und diesen Platz den Polen übergab. Hierauf vereinigte er sich mit dem polnischen Feldherrn Radziwil, der eben aus Litthauen in Curland eingebrochen war, und den Schweden die Rigaer Schanze entriß. Fahrenbach gab, als er später nach Polen kam, vor, er habe seinen Vertrag mit Gustav Adolph nur darum abgeschlossen, um den König nach Liefland zu locken und dort gefangen zu nehmen. Allein verhielte sich dieß in der That so, oder hätte er den König von Schweden, durch sein plötzliches Uebertreten auf die polnische Seite wirklich verrathen: so könnte man kaum begreifen, warum ein so kluger Fürst, wie Gustav Adolph, einem solchen Verräther bald darauf wieder sein ganzes Vertrauen schenkte. Denn es ist Thatsache, daß Fahrenbach kurze Zeit nach diesen Vorgängen vom Könige von Schweden eine sehr große Geldsumme erhielt, um in Holland für schwedische Rechnung ein Heer von 3000 Soldaten anzuwerben. Namhafte Schriftsteller glauben, die Uebergabe Dunamündes an die Polen sey ein mit Gustav verabredetes Spiel gewesen; der König habe wenig Werth auf den Besitz dieses Platzes gelegt, weil er noch nicht zu kräftiger Führung des Krieges gerüstet war, anderer Seits habe er geglaubt, Fahrenbach könne, nachdem er unter dem Anscheine eines offenen Verräthers an Schweden, zu Sigismund übergetreten sey, der Krone Schweden gute Dienste leisten. Denn da gegen ihn durch jene Meuterei jeder Verdacht, Gustavs Interesse zu begünstigen, ausgeschlossen schien, so mochte er um

so leichter entweder Sigismund zur Aufgebung des Krieges bewegen, den Gustav nur mit Widerwillen führte, wie aus allen Umständen hervorgeht, oder konnte er die Stärke der Polen, ihre Entwürfe, Bewegungen und Hülfsmittel ausforschen, und so dem König Gustav als unverdächtiger Spion dienen. Wenn übrigens Fahrenbach durch den erwähnten Streich in Curland nur zum scheinbaren Verräther an Gustav wurde, so betrog er ihn in der That und Wahrheit mit der später anvertrauten Summe. Statt Soldaten anzuwerben, ging er mit dem Geld durch und verpraßte es in einer Reihe von Ausschweifungen, dann begab er sich in kaiserliche Dienste und focht gegen die Schweden im 30jährigen Kriege. Doch auch als östreichischer Offizier führte er mit Gustav einen geheimen Briefwechsel; allein während die Unterhandlungen schon angesponnen waren, überfiel er an der Spitze seines deutschen Regiments im Jahr 1632 die Schweden bei Bamberg und brachte sie zum Weichen. Warscheinlich wollte er durch diese That entweder einem Argwohn entgegenarbeiten, den etwa der Kaiser gegen ihn gefaßt haben mochte, oder den König von Schweden, durch eine solche handgreifliche Geltendmachung seiner kriegerischen Fähigkeiten, zu Erlegung eines größeren Kaufpreißes seiner Verrätherei bestimmen. Seine Correspondenz mit den Schweden hörte darum keines Falls auf, denn im Herbste desselben Jahres verleitete er den General Kratz, die wichtige Festung Ingolstadt an die Schweden zu übergeben. Der Anschlag unterblieb jedoch wegen unerwarteter Hindernisse. Fahrenbach erhielt sich noch einige Zeit nachher in der Gunst des Kaisers, er wurde zum Kommandanten von Regensburg ernannt. Allein etwa ein Jahr nach Gustavs Tode kam sein Verrath an Tag, Fahrenbach wurde festgenommen und zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung sollte auf dem Marktplatze von Regensburg erfolgen.

Da es zu jener Zeit Sitte war, Offiziere ohne Fesseln zum Tode zu führen, so benüzte er diese Freiheit, sprang, kaum auf dem Richtplatze angekommen, von der Bühne herab, riß einem von der umstehenden Wache die Partisane aus der Hand, hieb damit vier Soldaten nieder, und verwundete mehrere, zulezt wurde er durch die Mehrzahl übermannt, und in Stücke gehauen. Aber noch im Tode folgte ihm der Wechsel des Glücks, kaum war er hingerichtet, so kam ein Eilbote aus Wien mit dem Befehl, das Urtheil zu verschieben; seine Gemahlin und

einige Freunde hatten ihm Begnadigung ausgewirkt, »weil das östreichische Heer in ihm seinen besten Ingenieur verlieren würde, der seine Kunst unter Gustav selbst erlernt habe«*). In so unbegränztem Ansehen stand damals die schwedische Kriegskunst.

Doch kehren wir zu den Vorgängen in Curland vom Jahr 1618 zurück. Schon während Dunamünde durch geheime Ränke aus den Händen einer Macht in die der andern gespielt wurde, schwebten Friedensunterhandlungen zwischen den Polen und Schweden. Die polnischen Bevollmächtigten machten, wie gewöhnlich, die übertriebensten Forderungen; so erklärte Sigismund gegen König Christian IV. von Dänemark, der sich zum Vermittler angeboten, daß er nur unter Vorbehalt seiner Rechte auf die schwedische Krone mit Gustav abschließen wolle, seine Unterhändler verlangten vor Allem die Uebergabe von Pernau, ehe an einen Waffenstillstand zu denken sey. Kurz Sigismund betrug sich hier sowohl, wie in allen spätern Unterhandlungen, als wäre er der Sieger, nicht der Besiegte. Man fuhr daher in Schweden eifrig mit den Kriegsrüstungen fort, die Stände erklärten sich bereits, ihre lezte Habe für das Vaterland zu opfern. Doch bald zwang ein zweiter Krieg den Polenkönig zur Nachgiebigkeit. Der berühmte Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, hatte einige Zeit vor den eben erzählten Ereignissen einen Einfall nach Ungarn gethan. Um den Kaiser, mit dessen Hause er verschwägert war, zu unterstützen, schickte ihm Sigismund ein Heer polnischer Soldaten zu, welches sehr nützliche Dienste that; allein Polen zog sich hiedurch den ganzen Haß des Siebenbürgers auf den Hals, den es wenig Mühe kostete, die Türken und Tartaren in sein Interesse zu ziehen. Bethlen Gabor kündigte Sigismund den Krieg an, und fiel im Sommer 1618 mit einem sehr großen, theils aus Siebenbürgern, theils aus 40,000 Mann Türken und Tartaren bestehenden Heere in die Moldau ein, welche damals unter polnischer Herrschaft stund. Die Polen, die sich kaum dieses Feindes auf der Südgränze

*) Ein italienischer Schriftsteller (Joseph Riccio) macht bei Erzählung dieses Vorfalls, ganz in der gottseligen Form der jesuitischen Schriftsteller von damals, folgende Bemerkung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen: „Lieber Leser, wenn dir je das Unglück begegnen sollte, zum Tode verurtheilt zu werden, so gehe langsam, mache Entschuldigungen, ersinne Verzögerungen, wer weiß, ob nicht im lezten Augenblicke Begnadigung für dich ankommt.“

ihres Gebiets erwehren konnten, wurden dadurch genöthigt, mit ihrem nordischen Gegner, Gustav Adolph abzuschließen. Man vereinigte sich über einen Waffenstillstand, der von Michaelis 1618 bis zum nämlichen Zeitpunkt des Jahres 1620 dauern und drei Monate vor seinem Ablauf aufgekündigt werden sollte. Die Bedingungen waren sehr schwankend; Sigismund weigerte sich selbst die Erklärung auszustellen, daß er oder seine Erben während des Waffenstillstandes nichts Feindliches gegen Schweden vornehmen wollen, ungeachtet sich Gustav Adolph erbot, gegen diese Versicherung Pernau abzutreten.

Nun genoß Schweden zwei Jahre lang ziemliche Ruhe. Gustav benüzte diese kostbare Zeit, um die schwedische Seemacht zu vermehren, die auf einen so achtbaren Fuß gestellt wurde, daß sie den ersten Rang im baltischen Meere ansprechen durfte. Zugleich stellte er jene unsterblichen Grundsätze einer neuen Kriegführung in einem eigenen Werke zusammen, welches dem Offizier, wie dem Soldaten, seine Pflichten und Dienste vorschrieb, und sich über die Kunst zu fechten, wie über die Art von Belagerungen verbreitete. Auch die Waffen wurden verbessert, der Gabelstock für die Muskete abgeschafft; das Feuerschloß dieser Waffe erhielt eine einfachere Einrichtung, der Gebrauch des groben Geschützes wurde nach guten Grundsätzen geregelt. Ausserdem legte er im Lande Fabriken von Gewehren an, für deren Einführung seither Schweden große Summen an Spanien, die Lombardei und Venedig jährlich abgegeben hatte. Bis dahin galten bloß Karabiner und Pistolen aus Brescia, und Schwerdter, die im Wasser des Ebro gehärtet waren, für gut. Schnell blühten die neuen Waffenfabriken auf, da Schweden das rohe Material dazu in großem Ueberfluß und ausgezeichneter Güte besaß.

Im Jahr 1619 war es auch, daß Gustav die Bitten seiner Unterthanen um Vermählung ihres jungen Königs zu erfüllen beschloß. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das churpfälzische Haus, welchem damals bei seinen weitaussehenden Entwürfen ein Schwager, wie Gustav Adolph, sehr erwünscht seyn mußte, sich mit dem König von Schweden verbinden wollte. Eine Verschwägerung mit Churbrandenburg schien aber noch nützlicher für Schweden, weil sie ausser einem Anhaltspunkte in dem protestantischen Deutschland, auch noch besondere Vortheile in Betreff Polens darbot, da der Churfürst nicht nur ein Nachbar, sondern wegen

des Herzogthums Preussen auch ein unzufriedener Vasall des polnischen Reiches war. Gustav Adolph wünschte indeß durch die Ehe nicht bloß Befriedigung seines Ehrgeizes, er verlangte auch Schönheit und liebenswürdige Eigenschaften, die ihn für den Verlust der Gräfin Ebba Brahe entschädigen sollten. Der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg (er starb schon 1620), hatte eine Tochter Marie Eleonore, deren Schönheit ausserordentlich gefeiert wurde. Gustavs Agent am Berliner Hofe, Birkholt, machte ihm eine reizende Schilderung von ihr, und die überschickten Gemälde bestätigten das Gesagte. Doch schien er Anfangs noch zweifelhaft zu seyn, zu was er sich entschließen solle; denn man hat zwei Briefe von ihm an seinen Gesandten, worin er diesem befiehlt, die Heirathsangelegenheit nicht ängstlich zu betreiben, sondern vielmehr nur an Herstellung eines guten Freundschaftsverhältnisses zu arbeiten, da Schweden die Hülfe von Churbrandenburg in den polnischen Händeln bedürfe. Um sich indeß mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Prinzessin seiner Wahl werth sey, reiste er den 8. August 1619 in größter Stille von Stockholm nach Berlin. Ausser dem Kanzler Oxenstierna wußten nur einige der vertrautesten Reichsräthe von der Reise; wenige Diener begleiteten ihn. Unerkannt sah er Marie Eleonore, sie gefiel ihm, und die Unterhandlungen wurden jezt mit Ernst betrieben. Man hatte die Abrede getroffen, daß die Heirath geheim gehalten werden solle, bis die Prinzessin abreisen würde, damit weder der Kaiser, noch der König von Polen durch Intriken die Verbindung vereiteln könnten. Doch erhielt Sigismund bald Wind davon. Zu Anfang des Jahres 1620 war der Vater Eleonorens, Johann Sigismund gestorben, ihr Bruder Georg Wilhelm erbte den Churhut. An diesen wandte sich der König von Polen mit bitteren Klagen über die Verbindung; der neue Churfürst spielte keine eben glänzende Rolle in der Sache. Er ließ König Sigismund erklären, die Verbindung mit Gustav, gegen welchen er sich in pathetischen Ausdrücken ergoß, sey wider seinen Willen geschlossen worden; aber es fehle ihm an Macht, den Absichten seiner Mutter so wie der Neigung seiner Schwester entgegenzuwirken, doch werde er alles thun, um die Ehe zu verzögern. Allein, es muß ihm nicht Ernst gewesen seyn mit dieser Versicherung, denn die Heirath erfuhr keine besondere Schwierigkeiten.

Gustav traf, nachdem er von seinem ersten Ausfluge nach Berlin schon am 20. August 1619 wieder in Stockholm angekommen war, die nöthigen Maßregeln zu seiner bevorstehenden Vermählung, und machte sich zu einer zweiten Reise nach Brandenburg gefaßt, die er zu Anfang des folgenden Jahres antrat. Er ging den 28. April 1620 von Stockholm nach Elfsnaben, wo er mit seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Casimir zusammentraf, mit dem er unter Begleitung weniger Personen seine Reise nach Deutschland fortsezte. In strengem Incognito traf er in Berlin ein, man hielt ihn mit seinem kleinen Gefolge für englische Soldaten, und wies ihn darum Anfangs in mehreren Gasthöfen ab. Ueber die weiteren Vorgänge wollen wir ihn selbst reden lassen. Er erzählt in seinem Tagebuche: »Sobald ich an einem Sonntage frühe unerkannt zu Berlin angekommen war, ging ich in die Kirche, wo sich der Hof befand, und wo ich bereits den Prediger auf der Kanzel antraf. Ich mischte mich mitten unter die Kavaliere und Hofbediente, von denen mich jeder mit einem solchen Grad von Neugierde ansah, daß ich wohl merkte, sie möchten gerne wissen, wer ich sey. Ich sezte mich nieder, und hörte ruhig dem Prediger zu. Er redete über das Gleichniß vom reichen und armen Manne. Im Eingange zeigte er, daß die Welt eine Art von Schaubühne sey, auf welcher ein Jeder von uns seine Rolle spiele, die ihm von Gott angewiesen worden. Er bewies solches mit den beiden, im Gleichnisse angeführten Personen, und ermahnte alle Christen, hierauf aufmerksam zu seyn, und auf der Schaubühne der Welt ihre Rolle gut zu spielen, damit wir, wenn der Tod den Vorhang vorziehe und die Komödie zu Ende sey, von dem Herrn des Schauspiels — nämlich Gott — die Krone der Ehre, und von den Zuschauern, — welches die Engel und Heiligen seyen — den Beifall, den die Gerechten verdienen, erhalten möchten. Er theilte hierauf seine Predigt in zwei Theile. Im ersten untersuchte er die Natur des Lasters, das dem reichen Manne Verdammniß zugezogen habe, im zweiten wollte er zeigen, wie das Betragen des Lazarus beschaffen gewesen; er verschob aber die Ausführung auf ein andermal, weil ihm die Zeit nicht erlaube, seine Betrachtungen weiter fortzusetzen.«

»Nach der Predigt wurden alle unnütze Personen entlassen, und man führte mich in das Gemach der Churfürstin (Mutter), die mich sehr gnädig empfing. Von da wurde ich in das Zimmer

des Herzogs von Kurland geleitet, wo meine Reise Gegenstand der Unterhaltung war. Ich speiste mit der churfürstlichen Familie, und ausser dem Herzog von Kurland und mir, war Niemand (kein Fremder) an der Tafel. Ich saß zwischen den beiden Churfürstinnen.«

Während Gustav in Berlin der Liebe lebte, sezte sein Schwager, der Pfalzgraf, die Reise nach der Rheinpfalz und Zweibrücken fort, wo er zu Hause war. Gustav hatte ihm versprochen, bald nachzukommen, wirklich begab er sich nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen zu Berlin, auf den Weg in die Pfalz und traf in Heidelberg ein. Was war wohl der Zweck dieser Reise? Wollte er durch einen bloßen Höflichkeitsbesuch das churpfälzische Haus gewinnen, oder war er damals noch nicht ganz für eine Verschwägerung mit Churbrandenburg entschieden? wenigstens werden wir sehen, daß ihn zu Heidelberg neue, obwohl verdeckte Heirathsanträge erwarteten. Der damalige churpfälzische Minister Rusdorf erzählt in seinen Briefen an den Kanzler Oxenstierna und an den Herrn von Grün, Beisitzer des Reichskammergerichts zu Speyer, folgende Züge über den Aufenthalt Gustavs zu Heidelberg, wo er dasselbe strenge Inkognito bewahrte, wie im Jahr 1619 zu Berlin: »Da der König das Lager des Markgrafen von Baden im Elsaß zu sehen großes Verlangen bezeigte, so bot ich mich ihm als Begleiter an, beständig hielt ich ihn jedoch für einen schwedischen Offizier, für den er sich selbst ausgab. Ich genoß das Vergnügen, ihn lange und ohne Zwang zu unterhalten. Unterwegs bemerkte er viele schöne Landgüter und fragte mich, wem dieselben gehören. Als er von mir vernahm, daß die meisten Geistliche zu Besitzern haben, erwiederte er: wenn diese Priester unter dem Könige, meinem Herrn, stünden, würde er sie schon länger gelehrt haben, daß Bescheidenheit, Demuth und Gehorsam den wesentlichen Charakter ihres Standes ausmachen.« Die späteren Ereignisse des Jahres 1631 bewiesen, daß Gustav die Pfalz und die Rheingegenden besonders reizend gefunden haben muß, denn sonst hätte er nicht so vorzugsweise nach ihrem Besitze gestrebt.

Bald brachte der churpfälzische Minister Heirathsprojekte zur Rede. Rusdorf erzählt weiter: »Ich sprach hierauf von den großen Eigenschaften des Königs von Schweden, und von seinem Geschmack für die Wissenschaften, auch gab ich meine Verwunderung

darüber zu erkennen, daß die schwedischen Reichsstände noch nicht auf seine Vermählung gedrungen hätten; zugleich äusserte ich, die Schwester des Churfürsten von der Pfalz, meines Herrn, Katharina, sey sicherlich unter allen protestantischen Prinzessinnen diejenige, welche am besten für den König von Schweden passen würde, zumal da zwischen beiden Fürsten in Ansehung der königlichen Würde viel Aehnlichkeit stattfinde, weil dem einen der König von Polen, dem andern der Kaiser seine Krone *) streitig mache. Als der König hierauf erwiederte: Der König Friedrich von Böhmen, mein Gebieter, dürfe keinen Augenblick an den günstigen Gesinnungen des Königs von Schweden zweifeln, antwortete ich, es dürfte, bei der großen Entfernung beider Länder, und bei dem großen Geldmangel Schwedens für Gustav Adolph schwer werden, dem Könige von Böhmen zu Hülfe zu kommen. Der König unterbrach mich bei diesen Worten; mein Herr von Rusdorf! sagte er, die schwedischen Bergwerke sind die ergiebigsten und reichsten in Europa, und Schweden hat überdieß Ueberfluß an verschiedenen andern Dingen, die leicht in baares Geld umgesezt werden können. — Unser Gespräch lenkte sich später auf die katholische Religion, und ich bemerkte,« fährt Rusdorf fort: »daß mein Reisegefährte dieselbe verabscheute. Er erzählte mir, daß er bei seiner Durchreise durch Erfurt einem katholischen Priester einen Dukaten gegeben habe, um die Messe anzuhören, deren Ceremonien er kennen zu lernen wünschte; derselbe habe ihm auch ohne allen Anstand für diesen geringen Preis alle Geheimnisse seiner Religion verkauft, woraus man die Gesinnung und die Sitten dieser Priester abnehmen möge. Ich gab endlich dem vermeinten schwedischen Offizier zu verstehen, wie angenehm es mir wäre, seinen Namen kennen zu lernen, damit ich vielleicht einmal in Zukunft unsere Bekanntschaft erneuern könne, im Falle mich der König und Churfürst, mein Herr, nach Schweden schicken würde. Er antwortete mir hierauf: Ich heiße Gars, und bin Hauptmann im Heere des Königs von Schweden, meines Gebieters. Sollte Sie je das Schicksal nach Schweden führen, so werde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, Ihnen alle Dienste zu leisten, die in meinem geringen Vermögen stehen. — Wenige

*) Churfürst Friedrich V. hatte bereits die Krone von Böhmen angenommen.

Tage nachher erfuhr ich, daß derselbe Herr Gars, mit dem ich mich so vertraut unterhalten, Niemand Anders, als der König von Schweden selbst sey, und daß der angenommene Name die Anfangsbuchstaben des lateinischen Titels: **Gustavus Adolphus, Rex Sueciae** enthalte.«

Soweit Rusdorf. Wir überlassen es dem Urtheil unserers Lesers, darüber zu entscheiden, wie unwahrscheinlich die Behauptung des churpfälzischen Ministers sey, daß er in dem angeblichen Offizier von Anfang an den König von Schweden nicht erkannt habe. Gustav war ja mit dem churpfälzischen Hause schon von seinem Vater her, dessen erste Gemahlin eine Tochter des Churfürsten von der Pfalz, Ludwig, gewesen, genau verwandt, und Gustavs eigene Halbschwester Katharina, Gemahlin des Pfalzgrafen von Zweibrücken, befand sich damals am Heidelberger Hofe. Wie hätte also dem ersten Minister so lange verborgen bleiben können, was der ganze Hof wissen mußte? Es ist klar, daß Rusdorf sich bloß so stellte, als kenne er den wahren Charakter des vermeinten Hauptmanns nicht, um unter der Maske des Verkennens desto leichter seine Anträge, die so zarter Art waren, an Mann zu bringen.

Gustav trat von Heidelberg aus seine Rückreise nach Schweden an. Der pfälzische Hof bedauerte seinen Abschied, besonders die Prinzessin Katharina, die dem schönen und ruhmreichen König von Schweden sehr gerne Herz und Hand geschenkt hätte. Anfangs Juli 1620 war Gustav Adolph bereits wieder in Stockholm. Einige Zeit darauf wurde eine ebenso zahlreiche als glänzende Gesandtschaft, mit dem Reichskanzler an ihrer Spitze nach Berlin geschickt, um den Ehekontrakt abzuschließen und die königliche Braut heimzuführen. Oxenstierna war durch seine Instruktion hauptsächlich an die Churfürstin Mutter verwiesen; er hatte den Auftrag, die Sache möglichst zu beschleunigen, und nicht durch Mahnungen an die Aussteuer und solche Dinge Anlaß zu Verzögerungen zu geben. Diese Vorschrift brachte die Verhandlung in raschen Gang; in der That ist die Heirath Gustavs mit der Prinzessin Marie Eleonore dem churbrandenburgischen Hofe ausserordentlich wohlfeil zu stehen gekommen, ein Umstand, über den Gustav später einige bittere Bemerkungen machte. Schweden übernahm die Ausstattung der königlichen

Braut, zum Leibgedinge wurden ihr ausser den Städten Linköping und Ekasjö verschiedene Kronhöfe ausgesezt, deren reiner Ertrag sich jährlich auf nahe an 40,000 Thaler belief, und die sie nach des Königs Tode durch eigene Beamte nach schwedischem Gesetz verwalten lassen sollte, zum Spielgelde waren ihr, während der Lebzeiten ihres Gemahl 4000 Thaler angewiesen. Eine schwedische Flotte holte sie auf der deutschen Küste ab, sie landete in Begleitung ihrer Mutter, der Churfürstin, und eines armseligen Gefolges den 7. Okt. 1620 in Calmar, wo der König sie erwartete. Den 25. Nov. fand der prächtige Einzug in Stockholm statt. Gleich darauf erfolgte das Beilager, zu Verherrlichung desselben war der Adel des ganzen Reiches, selbst aus Finnland und Liefland aufgeboten. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde die junge Königin gekrönt. Da es eben so sehr im Charakter als in der Politik Gustavs lag, der Religion Antheil an allen wichtigen Akten seiner Regierung zu geben, so verordnete er, daß seine Vermählung im ganzen Reich durch ein Jubiläum zum Andenken an die vor hundert Jahren unter seinem Ahn Gustav Wasa erfolgte Befreiung Schwedens vom weltlichen und geistlichen Joche der Ausländer gefeiert werden solle. Die Ehe des königlichen Paares war eine sehr glückliche und vergnügte. Gustav liebte seine Gemahlin herzlich, und Marie Eleonore, obwohl sonst trocken, von wenig Phantasie, und keinen ausgezeichneten Gaben des Geistes, hing an Gustav Adolph mit solcher Zärtlichkeit, daß sie die Abwesenheit von ihm nie lange ertragen konnte, weßwegen sie ihm überall nachzureisen pflegte. Vielleicht mag auch ein wenig Eifersucht mit untergelaufen seyn, obgleich Gustav, als Ehemann, zu dieser Leidenschaft nie Anlaß gegeben haben soll.

Neuntes Kapitel.

Der erste polnische Krieg mit seinen Waffenstillständen.

Gustav hatte in den Honigwochen seiner Ehe den Krieg gegen Polen nicht vergessen, wie man gleich sehen wird, denn ein herrliches Heer, schöner und zahlreicher als sonst, stand bereit. Nachdem der Waffenstillstand abgelaufen war, erneuerte er gegen

Sigismund die Anträge zu einem gütlichen Vergleiche, mehr um seiner schwedischen Unterthanen willen, die sich nach dauerndem Frieden sehnten, als weil er glaubte, mit dem Polenkönige durch Worte zum Ziele zu kommen. Die Bedingungen, die er anbot, waren die billigsten: ein Verbot Sigismunds gegen Verbreitung von Schmähschriften, zehnjährigen Waffenstillstand, der sich auf alle schwedischen Landschaften erstrecken und von beiden Königen, so wie von den Ständen beider Reiche beschworen werden sollte; dafür erbot sich Gustav, die Gränzen wieder herzustellen, wie sie im Jahr 1600 gewesen waren, Pernau abzutreten, ja er wollte es sich sogar gefallen lassen, daß Sigismund den schwedischen Königstitel fortführe, jedoch, wie sich von selbst versteht, ohne ihm dadurch irgend ein Recht auf die Krone Schwedens einzuräumen. Sigismund machte gar keine Miene, diese Bedingungen anzunehmen; wer sollte aber glauben, daß eine so unbegreifliche Hartnäckigkeit gerade in eine Zeit fiel, wo der Sultan Osman II. in eigener Person mit einem ungeheuren Heere Polen angrief. Die Polen erhoben großes Geschrei, daß Gustav durch seinen Angriff auf Kurland dem Erbfeind des christlichen Namens, dem Türken, in die Hände arbeite. Aber warum nahm Sigismund so billige Bedingungen nicht an? Es war dieß die Verstocktheit eines Unsinnigen, der, um seine eingebildeten papiernen Rechte zu wahren, Alles, was er von reeller wirklicher Macht besizt, blindlings auf das Spiel sezt. Gustav, auf den der Churfürst von Brandenburg, der König von England, und andere Fürsten mit Vorstellungen eindrangen, in diesem Augenblicke Polens zu schonen, glaubte sich vor Europa rechtfertigen zu müssen; er erklärte nicht mehr dem Könige, sondern dem polnischen Reichsrathe, daß er um diese Zeit, wo Polen den Erbfeind der Christenheit bekämpfe, nur mit großem Schmerz die Waffen wider sie ergreife, daß er aber auch jezt noch bereit sey, abzustehen, wenn man nur seine billigen Bedingungen annehme. Alles war vergeblich. Sigismund meinte, Gustav müsse das aus Rücksicht für das Land seines Todfeindes thun, was er, der Polenkönig selbst, für sein eigenes Reich, zur Sicherung seiner eigenen Krone nicht thun wollte. Nun sezte Gustav für die Zeit seiner Abwesenheit eine Regentschaft in Stockholm nieder; sein schönes, wohlgerüstetes Heer, rachedürstend und voll Eifer für ihren König, zog sich um Elfsnaben zusammen, es waren über 20,000

Mann. Auf 158 Fahrzeugen erfolgte die Einschiffung im Juli 1621, das Ziel war Liefland.

Während mehrere Hunderttausend Unglaubige die Südgränze des polnischen Reichs anfielen, denen Sigismund kaum Sechzigtausend Mann, unter Anführung eines alten Generals, Chodkiewicz, der bald darauf vor Kummer starb, entgegensetzen konnte, erschien die schwedische Flotte auf der livischen Küste vor der Mündung der Düna. Die Ueberfahrt war nicht ganz glücklich. In dem Augenblick, da die Flotte aus der See in die Düna einlaufen wollte, erhob sich ein heftiger Sturm, der große Gefahr drohte. Alle Bemühungen der beiden schwedischen Admirale Gyldenhielm und Flemming waren nicht vermögend, eine Zerstreuung der Schiffe zu verhindern, doch wurde das Wetter bald wieder ruhig, so daß sich die Flotte wieder sammeln konnte, und nun erfolgte in drei Tagen bis zum 4. August die Ausschiffung der Truppen und des Materials. Sogleich ließ Gustav die Feste Dünamünde angreifen, sie ergab sich nach kurzem Widerstande. Nun war Gustav Herr des Stromes, seine Flotte lag an der Mündung und konnte ihm mit großer Leichtigkeit Lebensmittel und Munition zuführen, während Riga, — denn dieser Stadt galt die Unternehmung zunächst — jede Hülfe zur See abgeschnitten war.

Riga, die Hauptstadt von Liefland, liegt auf der nördlichen Seite der Düna, in einer großen Ebene, ungefähr zwei Meilen vom Ausflusse des Stromes in die Ostsee. Die Stadt treibt seit alten Zeiten wichtigen Handel mit England, Holland und den verschiedenen Häfen der Ost- und Nordsee, sie ist ein Hauptstapelplatz für die Produkte Rußlands und der näherliegenden Länder, die aus dem Innern entweder auf dem Strom oder zur Winterszeit auf Schlitten nach Riga gebracht werden. Wir haben schon oben erzählt, auf welche Weise sie unter polnische Landeshoheit, obgleich mit Beibehaltung ihrer alten Verfassung gerieth. Nachdem der Magistrat und die Geistlichkeit der Stadt das Lutherthum angenommen hatte, wurde das Erzbisthum von Riga im Jahr 1566 aufgehoben, und die geistlichen Güter zu andern Zwecken bestimmt. Der damalige König von Polen, ihr Lehensherr, bestätigte diese Veränderung. Aber sein Nachfolger, König Stephan Bathori gab sich viele Mühe, die katholische Religion wieder einzuführen, er brachte die Jesuiten in die Stadt,

welche ein Collegium erbauten und die Jakobskirche in Besitz nahmen. — Die Stadt war damals wohl befestigt, mit guten Bastionen, tiefen Gräben, Halbmonden und allen Werken versehen, wie sie die damalige Befestigungskunst erforderte. Die Besatzung war hinreichend. Ausser ihrer eignen Miliz hatten die Bürger auf ihre Kosten 400 alte Soldaten angeworben. Im Schlosse lag überdieß eine beträchtliche Anzahl regelmäßigen Fußvolks mit zwei Schwadronen Reiter. Obwohl die Stadt von einem Fürsten, der ihren eigenen Glauben bekannte, angegriffen war, und obgleich Sigismund ihre Freiheiten in Betreff der Religion gekränkt, und die Verfügungen Stephan Bathoris bestätigt hatte, bewiesen die Bürger einen enthusiastischen Eifer für die Sache ihres Königs. Sie vertheidigten sich mit so viel Muth, daß es ungewiß ist, ob Gustaven seine Unternehmung geglückt wäre, hätte Sigismund der Stadt auf eine wirksame Art zu Hülfe kommen können. Zwar stund ein kleines Heer Polen in einem Lager auf der Nordseite des Stromes, als die Schweden landeten, dasselbe zog sich aber schnell zurück, aus Furcht vor der feindlichen Uebermacht.

Gustav schlug eine Meile von der Stadt auf den Dünen sein Lager. Sogleich wurde an den Werken gearbeitet. Es war die erste große Belagerung, an der der König Theil nahm. Er ging überall mit seinem glänzenden Beispiel voran. Manchmal leistete er an einem Tage die Dienste eines Feldherrn, eines Ingenieurs, eines sturmlaufenden Soldaten und eines Schanzgräbers. Oft sah man ihn während dieser Belagerung mit der Schaufel und der Hacke in der Hand, und im Hemde, arbeiten, wie einen gemeinen Pionnir. Dabei sezte er seine Person den größten Gefahren aus, wie er dieß freilich in allen seinen Feldzügen zu thun gewohnt war. Einst, als er sich auf dem Posten des Obersten Seaton befand, wurden einige Soldaten an seiner Seite getödtet, bei einer andern Gelegenheit streckte eine Kanonenkugel den Obersten Stackelberg so ganz in der Nähe des Königs nieder, daß Gustavs Kleider mit Blut besprizt wurden; dabei erlaubte er sich fast keine Ruhe, brachte ganze Nächte in den Laufgräben zu, wo er nur einige Stunden auf der Erde schlief, und begab er sich auch je und je in sein Quartier, so geschah es nur dann, wann er sich den ganzen Tag müde gearbeitet hatte, und früh Morgens saß er schon wieder zu Pferd, um die Posten

zu visitiren. Wenn man ihm Vorstellungen darüber machte, daß er seine Person nicht so sehr aussetzen solle, gab er gewöhnlich die Antwort: Könige kommen nicht in Schlachten oder Belagerungen um; ein Satz, welchen sein eigenes Beispiel auf eine traurige Weise widerlegt hat.

Was den Plan der Belagerung betrifft, so hatte der König sein ganzes Heer in vier Abtheilungen getheilt; das Korps, das er selbst befehligte, bestand aus 6000 Mann zu Fuß und 800 Reitern, bei demselben befanden sich der Prinz Karl Philipp, Bruder des Königs, der Reichskanzler Oxenstierna, die Generale Horn, Banner, nebst dem Grafen von Mansfeldt. Zur Rechten vom Könige lagerte das Korps des Feldmarschalls de la Gardie, 4500 Mann Fußvolk und 300 Reiter stark. Wrangel befehligte das dritte Korps, das aus seinem eigenen und des Obersten Ruthven Fußregiment, sammt 200 Mann zu Roß bestand. Seaton, ein schottischer Offizier in des Königs Diensten hatte das vierte und kleinste Korps unter seinem Befehl.

Nachdem die Laufgräben eröffnet und ausserdem eine Anhöhe von den Schweden erstürmt war, von welcher aus die Straßen der Stadt bestrichen werden konnten, beschloß Gustav den Stadtrath unter sehr annehmlichen Bedingungen zur Uebergabe aufzufordern. Zu drei verschiedenen Malen wurden zu diesem Zwecke Trompeter hineingeschickt. Bei der ersten und zweiten Aufforderung gaben die Einwohner zur Antwort, daß sie sich aufs Aeusserste vertheidigen wollen; bei der dritten Aufforderung gingen sie noch weiter; sie machten den Trompeter betrunken, und schickten ihn Abends toll und voll mit verbundenen Augen und ohne Antwort aus der Stadt. Erzürnt über dieses Betragen, ließ jezt der König das Feuer aus allen seinen Batterien verdoppeln, und warf in kurzer Zeit eine unglaublich große Menge Bomben in die Stadt hinein. Die Bürgerschaft so gut wie die Besatzung vertheidigte sich mit größter Tapferkeit, sie hofften Ersatz von König Sigismund, der ihnen versprochen hatte, Hülfe zu schicken. Aber die augenblicklichen Bedrängnisse erlaubten keine kräftige Unterstützung. Alles beschränkte sich auf ein Heer von 10,000 zu Fuß und 4000 Reitern, welche der Unterfeldherr von Litthauen, Radziwil, herbeiführte. Der polnische Feldherr fand jedoch die Schweden so gut aufgestellt, und ihr Lager so furchtbar mit Geschütz versehen, daß er keinen Angriff wagte. Er begnügte sich,

einige Bewegungen zu machen, durch welche er die Schweden aus ihrem verschanzten Lager hervorlocken wollte, um auf der Ebene seine treffliche Reiterei mit Vortheil gegen sie brauchen zu können. Allein die Schweden blieben ruhig stehen.

Jezt versuchten die Belagerten zweimal einen Ausfall zu Schiffe über die Düna, in der Hoffnung, dem polnischen Feldherrn wenigstens Gelegenheit zu geben, daß er Mundvorrath und einige Verstärkung an Mannschaft in die Stadt werfen könne. Ein irrländischer Offizier Namens Burke leitete diese Unternehmung; sie war fruchtlos. Die Batterien, welche Gustav am Ufer der Düna hatte errichten lassen, vereitelten den Ausfall, zugleich wurde Radziwil, der auf dem rechten Ufer des Stromes nach der Stadt zu, vorgerückt war, so nachdrücklich mit einer Kanonade begrüßt, daß er auf seinen Rückzug denken mußte. Zulezt endigten sich alle zu Gunsten der Belagerten getroffenen Anstalten mit einem kleinen Gefechte zwischen den Vorposten, in welches sich Radziwil einließ, um nur die Ehre zu retten, worauf er den Rückmarsch antrat.

Die Belagerung wurde nun mit noch größerem Eifer fortgesezt. Um der Stadt alle Zufuhr zu Wasser abzuschneiden, ließ Gustav die, Riga gegenüberliegende Koberschanze angreifen. Nachdem dieselbe genommen war, erfolgte eine neue Aufforderung an die Stadt, sich zu ergeben. Sie lautete wiederum abschläglich; jezt gab der König Befehl, einen zu den Aussenwerken gehörigen Halbmond zu stürmen, der mit geringem Verluste eingenommen wurde; aber beim Abzug ließen die Belagerten eine Mine springen, die ungefähr 100 schwedische Soldaten zerschmetterte. Nichtsdestoweniger sezten sich die Soldaten Gustavs sogleich in den Ruinen fest. Man war jezt am Stadtgraben angekommen; um diesen zu überschreiten und einen Sturm wagen zu können, erfand der König eine Art fliegender Brücke, welche Gallerie genannt wurde, und nachher im deutschen Kriege am Lech gute Dienste leistete. Sie bestand aus dicken Brettern, die über Fässern angenagelt waren, welche in einer Linie über das Wasser des Grabens, eines am andern befestigt wurden; über die Bretter war gepichte Leinwand gezogen, um das Ausgleiten der Soldaten beim Uebergang zu verhindern. Zu beiden Seiten schüzten angebrachte Faschinen gegen die Kugeln der Belagerten. Die beiden Obersten Seaton und Hornek erhielten den Befehl, über die

Abtheilung, die zum Sturme bestimmt war. Ein unvorhergesehener Unfall vereitelte für dießmal den Gebrauch der Maschine. Die Soldaten, von wüthender Kampfbegier entbrannt, stürzten sich nämlich, statt Mann für Mann aufzurücken, haufenweise mit solchem Eifer auf die Brücke, daß die Bretter unter ihren Füßen brachen und viele in den Graben versanken. Der Oberst Seaton brach selbst ein Bein, das er sich nachher abnehmen lassen mußte; die Belagerten zerstörten bei Anbruch des Tages, — der Sturm war bei Nacht erfolgt — den ganzen Bau.

Der König beschloß jezt seinen Gegner auch unter der Erde anzugreifen. Er hatte zu diesem Zweck einen Haufen dalekarlischer Bergleute mit sich genommen, welche nun Minen zu graben begannen. Während diese unter dem Stadtgraben hindurch einen Weg nach Riga wühlten, wurde ein zweiter Sturm auf den sogenannten Sandhalbmond beschlossen. 3000 auserlesene Soldaten waren unter dem Befehle der Generale Horn, Banner, Chapelle, eines tapfern Franzosen und des Schotten Muster zu diesem Angriff bestimmt, auch der Feind hatte das Werk mit seinen besten Leuten und vielem Geschütz besezt; die Schweden drangen mit gewohnter Unerschrockenheit über den Graben, und begannen zu stürmen; als sie sich aber der Höhe des Werkes näherten, that der Feind mit einem Hagel von Granaten, Steinen, selbst mit ganzen Holzstämmen, die herabgeschleudert wurden, so wüthenden Widerstand, daß die Angreifer zulezt weichen mußten. Sie hatten bedeutenden Verlust. Horn und Banner selbst wurden verwundet, des Chapelle Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling fiel; doch sezten sich die Schweden am Fuße des Halbmondes im Stadtgraben fest, wo schnell aufgeworfene Erdwälle sie gegen die Kugeln der Feinde schüzten. Gustav schickte, zufrieden mit der bewiesenen Tapferkeit, den beiden Generalen Horn und Banner den schwedischen Ritterorden.

Es war jezt Mitte September, und die Stadt konnte sich, nachdem sie schon über vier Wochen der Belagerung getrozt, nicht mehr in die Länge halten. Denn die Schweden hatten bereits ihre Minen unter dem Graben und der Stadtmauer durchgetrieben, der Graben selbst war an mehreren Stellen mit Schutt und Faschinen angefüllt, und schon standen zwei neue Brücken bereit, die so geräumig waren, daß fünf Mann neben einander vordringen konnten. Erbittert über den hartnäckigen Widerstand und

die Verachtung, welche man von Seiten des Raths seinen billigen Vorschlägen erwiesen hatte, war Gustav Anfangs entschlossen, alle Minen mit einem Schlage springen zu lassen, die Brücken anzusetzen und mit dem ganzen Heere einen allgemeinen Sturm zu wagen. Die Stadt wäre dann der Wuth und den Plünderungen der Soldaten überlassen worden. Allein seine angebornen Milde und die Fürbitte des Reichskanzlers sowie einiger Andern bewogen ihn, dem Feinde sechs Stunden Bedenkzeit zu gestatten. Der Muth der Bürger und des Rathes war gebrochen; nach einigen vergeblichen Versuchen Zeit zu gewinnen, verstanden sie sich zur Uebergabe. Die Bedingungen lauteten sehr billig. Alle ihre Privilegien wurden der Stadt bestätigt, ja Gustav bewilligte den Bürgern sogar die Forderung, daß sie unter polnische Hoheit zurückkehren dürften, wenn binnen drei Jahren ein Frieden zwischen beiden Mächten (Schweden und Polen) geschlossen würde.

Den 16. Sept. 1621 — es war ein Sonntag — hielt Gustav seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt, er begab sich sogleich in die Peterskirche, wo das Te Deum unter Kanonenschüssen abgesungen wurde. Die Bürger huldigten der Krone Schweden. Zu einer Deputation des Stadtrathes, welche abgeschickt war, um ihm für seine Milde zu danken, sagte Gustav: »Ich vergesse Euer unanständiges Betragen gegen mich, und die unverständige Hartnäckigkeit, mit der ihr Euch vertheidigtet, ohne auf Hülfe rechnen zu können. Ihr habt aus guter Absicht gehandelt. Ich vergesse ebenso alle beleidigenden Reden, die von Uebelgesinnten gegen mich ausgestreut wurden, um meine Person den Einwohnern Rigas verhaßt zu machen. Es ist unter meiner Würde, nach den Urhebern derselben zu forschen. Ich verlange von Euch weiter Nichts, als daß Ihr mir dieselbe Treue leistet, die Ihr gegen meinen Vetter, den König von Polen bewiesen habt. Statt Eure Freiheiten zu vermindern, bin ich vielmehr geneigt, dieselben zu vergrößern.«

Von der königlichen Huld wurde nur eine einzige Klasse der Einwohner Rigas ausgeschlossen — die Jesuiten. Von ganzem Herzen haßte Gustav diesen Orden, der ihm freilich die Feindschaft mit wucherischen Zinsen heimgab, der das katholische Europa gegen ihn, — das Waffenhaupt der protestantischen Kirche, auf das Schlachtfeld rief. Die Jesuiten Rigas erhielten Befehl, innerhalb acht Tagen die Stadt zu meiden, und bei Todesstrafe nicht mehr

einzuschleichen, ihre Güter wurden eingezogen, ihre Kirche den Lutheranern übergeben. Vor ihrem Abzug soll sich Gustav, von frommem Eifer fortgerissen, in ein polemisches Gespräch mit ihnen eingelassen haben, namentlich machte er einem 80jährigen Greis — der kaum noch dieser Welt angehörte, — dem sogenannten Klosterlaße (Lorenz Nicolai*) bittere Vorwürfe; doch ließ er ihn zulezt im Frieden ziehen.

Die Polen, besonders Radziwil, schoben die Schuld der Uebergabe Rigas auf Verrätherei und Verzagtheit der Bürger; Gustav mag eine Parthei in der Stadt gehabt haben; allein die erzählten Thatsachen beweisen, daß dieselbe Nichts oder wenig vermochte, und daß Riga sich höchstens noch einen Tag hätte halten können. Der Widerstand war hartnäckig, man begreift ihn nur aus der besondern Lage der Bürgerschaft. Es liegt im Interesse solcher Handelsstädte, wie Riga, die bei einer trefflichen, durch Privilegien geschüzten Munizipalverfassung nothwendig nach Selbstständigkeit streben, einen schwachen Oberlehnsherrn zu haben, der immerhin gegen Aussen einigen Schutz gewähren mag, aber zu sehr entblößt von wahrer Macht ist, um im Innern den Interessen der Bürgerschaft nachtheilige Veränderungen zu erzwingen. Ein solcher Herr war im vollsten Sinne Sigismund, während die Rigaer von einem so kräftigen König, wie Gustav war viel größere Beschränkungen befürchten mußten. Indem sie daher, durch hartnäckige Vertheidigung ihrer Stadt, für die Sache ihres Lehnsherrn zu kämpfen schienen, wahrten sie eigentlich nur ihr eigenes Interesse. Zwar bekannte Gustav dieselbe Religion mit der Mehrzahl der rigaischen Bürgerschaft, aber dieser in jenen Zeiten noch so mächtige Hebel wirkte hier wenig; der Glaube ist von den Kaufleuten immer den Interessen nachgesezt worden. Im Allgemeinen wiederholte sich dieselbe Erscheinung in diesem nämlichen Kriege mit der Stadt Danzig, die sich ebenfalls mit aller Macht, dem Anschein nach für ihren König Sigismund, der schwedischen Herrschaft erwehrte. Oder will man weitere Beispiele, so darf man nur auf so viele Reichs- und Hansestädte Deutschlands blicken, die, galt es ihren Freiheiten, voll kaiserlicher Gesinnungen waren, sonst aber dem Doppeladler kaum einen Schatten von Einfluß einräumten.

*) Dieser alte Jesuit war zu König Johanns Zeiten thätig gewesen, den Papismus unter der Maske eines Lutheraners in Schweden einzuführen.

Die Einwohner von Riga hielten es übrigens für rathsam, die Beschuldigungen, welche man polnischer Seits gegen die Bürgerschaft erhob, in einer eigenen Schutzschrift zu widerlegen. Sie beklagen sich darin, daß auf ihre Vorstellungen wegen der Gefahr, mit welcher die Rüstungen der Schweden schon im Frühling des Jahres 1621 ihre Stadt bedrohten, gar nicht geachtet worden sey, und daß man ihnen kaltsinnig erwiedert habe, der Woiwode von Wilna, der sich doch damals in Podolien befand, sey mit der Vertheidigung Liefflands beauftragt. Weiter sagen sie, Gustav sey viel früher aus Schweden vor ihrer Stadt angekommen, um sie zu belagern, als Radziwil mit seinem Heere, um ihr zu helfen, und obgleich Lezterer Soldaten genug gehabt habe, um Succurs in die Stadt zu werfen, sey er doch dem belagerten Orte nie ganz nahe gekommen, weil man dem Könige von Schweden Zeit gelassen habe, alle Zugänge zu Wasser und zu Land zu besetzen. Zulezt gedenken sie mit vielem Lobe der Gnade des Schwedenkönigs, der ihnen wegen ihres hartnäckigen Widerstandes nicht nur keine Vorwürfe gemacht, sondern alle Privilegien der Stadt bestätigt habe. Sie schließen endlich mit den Worten, daß derjenige, der am Verluste ihrer Stadt schuld sey, einst vor Gott werde Rechenschaft geben müssen. Sigismund hielt es unter seiner Würde, diese Schutzschrift in seinem Namen zu beantworten, er überließ dieß dem Fürsten Radziwil, der einen von den bittersten Vorwürfen strotzenden Brief an die Rigaer schrieb, worin er unter anderem sagte, es sey ihm lieb gewesen zu vernehmen, daß sich Gustav als ein christlicher Fürst betragen habe, was kein geringes Verdienst sey.«

Nach der Einnahme Rigas machte Gustav einen Einfall in Kurland. Wir haben oben berichtet, daß der Herzog dieses Landes Freund des Königs geworden war; die Furcht jedoch, sein Fürstenthum durch die Polen zu verlieren, hatte ihn genöthigt, wenigstens dem äussern Anschein nach die Parthei Sigismunds zu ergreifen. Gustav stellte sich ebenfalls, als behandle er den Herzog wie einen offenen Feind; er bemächtigte sich der Hauptstadt Mietau mit Gewalt, und legte unter Befehl Wrangels 2000 Mann Besatzung in die Stadt. Unter der Hand erklärte er jedoch dem Herzog, daß bloß die Staatsklugheit ihn für den Augenblick zu diesem Schritt gezwungen habe, und daß es nicht

seine Absicht sey, dem Herzog oder seinen Unterthanen zur Last zu fallen, oder irgend einen Theil des Gebiets abzureißen.

Weitere Fortschritte machte Gustav im Jahre 1621 nicht. In diesem, wie in den späteren polnischen Feldzügen trat die Natur des Landes, in dem er sich bewegen mußte, der vollen Entwicklung seiner Feldherrngröße hemmend entgegen. Die erhabene Kunst dieses Helden bestand darin, geordnete Feldschlachten nach ganz neuen Grundsätzen zu schlagen. Hiezu gehörte vor allem ein dichtbevölkertes Land voll kriegerischer Einwohner, in welchem leicht regelmäßige Heere aufgebracht und ernährt werden konnten. Darum wurde Deutschland der Schauplatz seines Ruhmes. Aber was konnte ein Mann, wie er, machen in jenen weiten Flächen des Ostens, wo kaum auf Meilen Wegs ein ärmliches Dorf sich findet, dessen Bewohner selbst nichts haben, und dem Fremden fast keine Mittel des Unterhalts reichen können. Wie konnte er seine kriegerische Größe entfalten gegen eine Nation, die gar kein oder nur das elendeste Fußvolk besaß, d[illegible] Hauptwehr in einer trefflich berittenen Reiterei bestand, d[illegible] einem geordneten Angriff fast nie die Stirne bot, aber, wenn [illegible] Feind einen Gebietstheil schon besezt glaubte, wie ein Sturmwind hereinbrach und alle wehrlosen Plätze überschwemmte. Hiedurch entstand die Nothwendigkeit, in jedem Orte, dessen man versichert seyn wollte, eine Besatzung zu lassen, was Gustav höchst unangenehm seyn mußte, da er wenigstens in den Kämpfen gegen Rußland, Dänemark und Polen nie große Heere unter seinem Befehle hatte. So wurde der polnische Krieg mehr eine gute Schule der Ausdauer für den gemeinen schwedischen Krieger, als ein Uebungsplatz für ihren großen Feldherrn.

Ueberdieß brachen im Spätherbst 1621 Krankheiten unter dem schwedischen Heere aus; Mangel an Lebensmitteln drückte sie ohnedieß schon längst, so daß Gustav gerne einen neuen Waffenstillstand bis zum Sommer 1622 bewilligte, den man endlich von Seiten der Polen antrug. Die Bedingung war, daß Gustav Kurland und namentlich die Stadt Mietau räume. Alles Uebrige sollte im gegenwärtigen Zustande bleiben. Der König zog seine Besatzung aus Mietau weg, sezte Riga in guten Vertheidigungszustand, und kehrte sodann zu Anfang des Winters nach Schweden zurück.

Kaum im Vaterlande angekommen, erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Bruders Karl Philipp, der am

25. Januar 1622 zu Narva starb. Dieser Verlust war für Gustav um so schmerzlicher, weil Marie Eleonore ihm noch kein Kind geboren hatte, und weil er bis daher im Bruder den vermuthlichen Thronfolger sah. Es war daher zu besorgen, daß der Tod des Prinzen den Intriken Sigismunds neue Nahrung geben werde. Doch als wollte das Schicksal den Verlust ersetzen, und für die Zukunft Schwedens sorgen, kam in diesem nämlichen Jahre die Schwester Gustavs, die Gemahlin des Pfalzgrafen von Zweibrücken mit einem Sohne nieder, der auch wirklich nachher, nach Abdankung Christinens unter dem Namen Karl X. den Thron von Schweden bestieg.

Die nächste Sorge Gustavs nach seiner Ankunft in Stockholm war, das Staatseinkommen zu vergrößern. Seit dem Jahre 1620 hatte man eine Abgabe auf das Getraide und das Hornvieh gelegt, aber ohne den beabsichtigten Ertrag zu erzielen. Auf dem Reichstage, der sich zu Anfang des Jahres 1622 zu Stockholm versammelte, beantragte der König eine Accise von allen zum Essen und Trinken dienlichen Sachen. Diese Steuer verhieß zwar einen hohen Ertrag, sie konnte aber auch zugleich, zumal in einem so armen Lande wie Schweden, nur höchst drückend seyn. Das Volk murrte allerdings anfangs laut darüber, aber mit der Zeit ließ man sie sich in Ruhe gefallen, ob sie gleich wider das Versprechen des Königs fortdauerte, der sie nur für einige Jahre als ausserordentliche Hülfe verlangt hatte. Ueberhaupt war die Verehrung der Schweden für ihren königlichen Helden bereits so groß und allgemein geworden, daß die Stände fast alles bewilligten, was Gustav nur wünschte. Die neue Accissteuer wurde der kleine Zoll genannt. Andere Hülfsmittel bot der Kredit der Krone dar, der durch die glücklichen Waffenthaten sehr gewachsen war, an verschiedenen Orten gelangen Anleihen; die Rüstungen konnten daher mit großem Nachdruck betrieben werden. Nach Liefland wurde eine beträchtliche Verstärkung geschickt, in Oeland und längs der smaländischen Küste traf man Vorkehrungen, auf den Fall, daß es die Polen gelüsten sollte, eine Landung in Schweden zu wagen. Nachdem Gustav noch einiges zum Vortheil seiner Gemahlin angeordnet, die er nur durch das Versprechen einer baldigen Rückkehr bewegen konnte, in Schweden zu bleiben, eilte er nach Liefland; am 13. Juni 1622 traf er in Riga ein, und brach sogleich nach Curland auf. Unter

dem schwedischen Heere wütheten fortwährend Krankheiten, Gustav wurde selbst davon ergriffen, suchte aber sein Unwohlseyn sorgfältig zu verheimlichen. Unter diesen Umständen waren ihm neue Anträge von Seiten Polens angenehm. Der polnische Reichsrath schlug nämlich einen Waffenstillstand auf 7 Jahre vor, unter der Bedingung, daß Gustav Pernau, Riga und die übrigen in Curland und Liefland eroberten Plätze räume; ausserdem sollte ungehinderter Verkehr zwischen den beiderseitigen Unterthanen herrschen, und die Gefangenen sogleich ohne Lösegeld frei gegeben werden, endlich verlangten die Polen noch, daß der Vertrag ein Halbjahr vor Ablauf aufgekündigt werde, und daß die Krone Schweden sich verpflichte, kein Bedürfniß mit Rußland gegen Polen einzugehen. Gewiß waren dieß die allerausschweifendsten Bedingungen, welche ein notorisch unterliegender und von allen Seiten geängsteter Feind vom Sieger fordern konnte; dennoch war Gustav nicht abgeneigt, sich darauf einzulassen, nur verlangte er, daß Sigismund für sich und seine Nachkommen auf die Krone Schweden, so wie auf Esthland verzichte. Allein dieß schien dem unerschütterlichen Vorkämpfer des legitimen Rechts viel zu viel gefordert; das Projekt eines siebenjährigen Vertrags zerschlug sich, doch vereinigte man sich über einen neuen Waffenstillstand bis zum 1. Juni 1624, die Polen versprachen ihrer Seits, während dieser Zwischenzeit an einem dauernden Frieden zu arbeiten. Dieß waren freilich nichts, als schöne Worte, und wir werden bald sehen, wer eigentlich hinter der Decke dieser ewigen Weigerungen spielte.

Gustav eilte sogleich nach Abschluß des Waffenstillstandes in sein Reich zurück, fortgerissen durch die Sehnsucht seiner Gemahlin nach ihm, die so groß war, daß man für ihr Leben fürchtete. Er sollte sich jedoch keiner langen Ruhe erfreuen. Sigismund hatte den Waffenstillstand nicht so verstanden, als ob er indessen nichts gegen Schweden vornehmen dürfe. Aus den bisherigen Erfahrungen seines Kampfes gegen Gustav zog er den Schluß, daß es viel vortheilhafter seyn würde, den Krieg gegen den nordischen Gegner, auf dem schwedischen Boden, statt im eigenen Reiche zu führen. Er war daher entschlossen, dießmal dem Beispiele Gustavs nachzuahmen, und den Kampf in Feindesland überzutragen. Allein um diese Absicht zu erreichen, bedurfte er vor Allem einer Flotte, welche ihm nur die große unter

polnischer Lehnshoheit stehende Handelsstadt Danzig liefern konnte. Sigismund begab sich daher zu Anfang des Sommers 1623 mit einem großen Gefolge, das auf Kosten der Stadt unterhalten werden mußte, nach diesem wichtigen Hafenplatz, voll der Hoffnung, daselbst eine Flotte zusammenzubringen, die im Stande seyn dürfte, den Schweden die Herrschaft der Ostsee streitig zu machen, und ein polnisches Heer hinüberzuführen. Die Polen aus des Königs Umgebung müssen ihre Absichten nicht sehr verheimlicht haben. Denn schnell verbreitete sich in den umliegenden Ländern das übertriebene Gerücht: eine der mächtigsten Flotten, die je auf den Wogen der Ostsee geschwommen, liege bereit, den König von Polen nach Schweden zu bringen, wo er den Thron seiner Väter, den er um seiner Treue gegen die katholische Religion willen verloren, wieder besteigen werde. Aber Gustav schlummerte nicht. Unversehens erschien er mit einer beträchtlichen Anzahl von Kriegsschiffen, auf der Danziger Rhede, am 30. Juni 1623. Auf die Nachricht von diesem uneingeladenen Besuche bestieg Sigismund einen Wachthurm, um seinen königlichen Vetter in der Amtsverrichtung eines Admirals zu sehen; er ließ ihn durch das Losbrennen des sämmtlichen Geschützes auf den Stadtwerken grüßen, worauf Gustav nicht minder höflich mit allen Kanonen seiner Schiffe antwortete. Am andern Tage schickte er einen Trompeter in die Stadt, mit einer doppelten Sendung, an den Polenkönig, und an den Magistrat; jenen ließ er befragen, ob er den Waffenstillstand zu halten gedenke, diesen, ob er während desselben seinen Hafen zu Feindseligkeiten hergeben wolle? Der Danziger Stadtrath befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Hier bedrohte der König von Schweden, ein mächtiger Feind, der damals die Ostsee beherrschte, den Handel und somit die Quelle des Reichthums der Stadt mit Vernichtung, anderer Seits beengte sie die Anwesenheit ihres Oberlehnsherrn, des Polenkönigs, den sie wenigstens, so lange er in der Stadt war, nicht geradezu ihren Interessen opfern durften. Man half sich für den Augenblick mit dem gewöhnlichen Palliativmittel — mit Aufschub der Antwort. Allein sogleich ließ Gustav zwei Danziger Kauffahrer, die eben aus Spanien zurückkamen, festnehmen. Dieß wirkte. Der Stadtschreiber von Danzig, Wenzel Mittendorf erschien jezt auf des Königs Schiff, und erklärte: von Danzig sey gewiß Nichts zu fürchten. Gustav war mit dieser ausweichenden Antwort schlecht zufrieden;

er verlangte bestimmte Versicherungen, und drohte im Weigerungsfall mit einer Landung. Beim Abschied trug er dem Abgesandten schöne Grüße auf an Sigismund, seine Gemahlin und den Prinzen Wladislaus. Die Worte, die der König brauchte, sind aufbehalten worden. Sie tragen das Gepräge einer gewissen ritterlichen Galanterie, der aber ein bischen Hohn beigemischt war, welchen freilich ein so ehrwürdiger Feind und Verwandter, wie Sigismund, hinreichend verdiente. »Ich bitte Euch, Herr Mittendorf,« sprach der König beim Abschiede, »Ihr wollet den König von Polen, meinen Herrn Vetter von mir grüßen, deßgleichen auch die Königin; sagt ihr, daß ich sie gerne zu mir eingeladen hätte, wenn es mir nicht die Ihr schuldige Hochachtung verböte, da sie ja nur schwarze, von der Sonne verbrannte Gesichter um mich sehen würde. Nicht minder ersuche ich Euch, auch dem Prinzen Wladislaus meine Grüße auszurichten, will er zu mir kommen, wie ein Soldat zum andern, so soll er gut aufgenommen seyn. Wir würden von wichtigen Dingen mit einander zu reden haben, die uns gleich stark interessiren, und die wohl zum beiderseitigen Vortheil ausschlagen dürften.« Unverweilt schickte der Stadtrath seinen Abgeordneten wieder zurück zum Könige mit dem Bescheide, es sey Nichts von feindseligen Absichten Sigismund's bekannt, ebenso wenig kenne der Magistrat den Zweck der Rüstungen, die überdieß zu unbedeutend seyen, um Schweden zu gelten, übrigens komme es dem Stadtrathe nicht zu, sich in die Geheimnisse des Königs von Polen einzudrängen. Diese Antwort war mit einem Ehrengeschenk begleitet. Zugleich erwiederte die königliche Familie durch denselben Abgesanden den Gruß Gustavs, und lud ihn zu sich in die Stadt ein. Gustav war mit diesen neuen Ausreden ebenso wenig zufrieden, als mit den früheren; seine Drohungen bestimmten zulezt den Stadrath noch weiter nachzugeben. Im Uebrigen hatte der König seinen Hauptzweck erreicht, d. h. er hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, wie unbedeutend die Seerüstungen Sigismund's seyen. Am 9ten Juli verließ er daher die preußische Küste wieder, um nach Schweden zurückzukehren. Auch Sigismund reiste bald darauf aus Danzig ab, nachdem er die Einwohner Preußens ermahnt, für die Sicherheit ihrer Provinz bessere Vorkehrungen zu treffen.

Gustav benüzte die Zwischenzeit der Ruhe, seine Streitkräfte zu vermehren, und nach jenem großartigen Systeme

einzurichten, das sich immer deutlicher und vollkommener in seiner Seele entwickelte. Mit großer Strenge wurden die Aushebungen in Schweden betrieben, und zugleich ansehnliche Werbungen im Auslande angestellt; die ersteren waren um so schwieriger, weil in den Jahren 1620 — 25 eine furchtbare Seuche in allen Provinzen des Reiches wüthete, eine Seuche, die keiner Vorsicht wich, und die im Jahr 1623 allein in Stockholm 20,000 Menschen wegraffte; noch im Jahre 1625 rechnete man in der Hauptstadt jede Woche 207 Todte, ohne die vielen Matrosen, die auf den Schiffen starben. Der Geldmangel war drückend, und bei den großen Lasten, die schon auf dem Volke lagen, schien es beinahe unmöglich, demselben neue Steuern aufzubürden. Nichtsdestoweniger erklärten die Stände auf einem Reichstage zu Stockholm, daß sie Sigismunds betrügliche Plane durchschauen, und daß es nothwendig sey, die Krone zur tapfersten Gegenwehr zu unterstützen; sie bewilligten daher auf zwei Jahre neue Steuern, der Adel gelobte, seine Rüstung bereit zu halten, die Städte versprachen jährlich 33,888 Thaler zur Anwerbung von Matrosen, und ausserdem für den Dienst der Flotte eine bestimmte Menge von Lebensmitteln, die Bauern bewilligten eine doppelte Viehsteuer; alle zusammen machten sich anheischig, in der Stunde der Gefahr zur Vertheidigung des Vaterlandes selbst die Waffen zu ergreifen; zugleich wurde der Beschluß erneuert, daß Jeder, der böse Gerüchte ausstreue, als Verräther bestraft werden solle.

Indessen war der Waffenstillstand mit Polen abermal bis zum 1. Juni 1625 verlängert worden. Nur ungern hatte Gustav seine Einwilligung dazu gegeben, er sah wohl, daß eine so unbestimmte, schwankende Waffenruhe, während welcher die fremden Söldner nicht einmal verabschiedet werden konnten, sondern fortbezahlt werden mußten, schädlicher sey, als eine offene Fehde; er war daher entschlossen, sich nach Ablauf dieser Frist in keine weiteren Waffenstillstände mehr einzulassen. Um übrigens die erneuerte Ruhe zu einer großen Maßregel zu benützen, die ihn des Sieges über seine Feinde versicherte, berief er einen Ausschuß der Stände nach Stockholm — eine vollständige Versammlung wurde, wie früher einmal, umgangen, weil eine beschränkte Zahl leichter zu gewinnen schien. — Es galt nichts minderem, als einer völligen Veränderung des Heerwesens. Gustav schlug in einer glänzenden Rede die Errichtung eines stehenden Heeres vor, er

entwickelte mit großem Scharfsinn die Vortheile, welche diese Neuerung für das Reich im Ganzen so wie für jeden Stand insbesondere haben würde. Wir werden weiter unten ausführlicher hievon berichten. Der schwierigste Punkt waren, wie man sich denken kann, die Kosten. Die Abgeordneten bewilligten zulezt, doch nicht ohne Widersträuben, eine allgemeine Mahlsteuer (Abgabe von allem Getraide, das in die Mühle geschickt wird), ausserdem machten sie sich anheischig, im Falle einer besonderen und plötzlichen Kriegsgefahr, die vermögenden Bürger zu einem Vorschuß an die Krone zu bewegen; zugleich wurde die Versicherung erneuert, daß in der Stunde der Noth jeder Schwede die Waffen zur Vertheidigung des Landes ergreifen werde.

Während Schweden auf diese Weise das entzückende Schauspiel vollkommener Einigkeit darbot, während das gute Volk sich eng geschlossen um seinen guten König reihte, sah es in Polens Hauptstadt, wo um diese Zeit (1624) gleichfalls ein Reichstag gehalten wurde, ganz anders aus. Sigismund hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Nation zu Ergreifung nachdrücklicher Maßregeln wider Gustav zu bewegen. Auf die Zustimmung der Bischöfe, die einen gewaltigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten Polens besaßen, durfte er mit Sicherheit rechnen, die Landboten glaubte er theils durch Freigebigkeit, theils durch das Beispiel der Bischöfe fortzureißen. Sein Antrag auf dem Reichstage ging dahin: die Republik*) möchte dem König die nöthigen Geldmittel bewilligen, um Liefland wieder zu erobern und den Krieg nach Schweden hinüberspielen zu können; das Landheer sollte zu diesem Zweck vermehrt, die Seemacht auf einen Achtung gebietenden Fuß gesezt werden. — Die hohe Geistlichkeit, welche im Geiste schon Schweden durch ihren frommen König Sigismund erobert und die katholische Religion im Norden wieder hergestellt sah, sagte Ja und Amen zum königlichen Vorschlage. Andreas Lipski, Bischof von Cujavien, erklärte sogar: »unter keiner andern Bedingung dürfe man Frieden mit Schweden schließen, als bis alles, was Polen in Liefland verloren habe, zurückgegeben sey, noch mehr, bis Gustav seinen Thron dem Könige

*) So wurde der polnische Staat in allen öffentlichen Akten genannt.

Sigismund abgetreten und seiner Willkür überlassen habe, was er ihm aus Gnaden zu seinem Unterhalte aussetzen wolle.« Allein wie ein Strom ergoß sich der Widerstand der Landboten gegen die königlichen Vorschläge. Die Opposition war doppelter Art, sie stützte sich theils auf lokale Verhältnisse, theils auf behauptete Eingriffe des Königs in die Verfassung des Landes. Zu der ersteren gehörten namentlich die litthauischen Landboten. Da der Krieg zwischen Polen und Schweden auf ihrer Gränze, ja zum Theil in ihrem eigenen Lande geführt wurde, und die Güter eines Jeden von ihnen bedrohte, so schrieen sie laut, man müsse mit Schweden Frieden machen, um die gesammte Macht der Republik wider die Türken und Tartaren brauchen zu können. Was die zweite Art von Opposition betrifft, müssen wir zum Verständniß einige Worte über die Verfassung des Landes einflechten. Die polnische Konstitution war so ausserordentlich eifersüchtig gegen die Macht des Königs, der eigentlich nichts war, als ein lebendiger Widerspruch in der Verfassung, daß sie ihm verbot, die Prinzen von Geblüt zu einer Würde zu erheben, vermöge deren ihnen Sitz und Stimme auf dem Reichstage zugekommen wäre. Nicht minder raubte ein anderes Grundgesetz dem Könige das Recht, Ländereien für sich oder seine Familie zu kaufen, oder konfiscirte Güter in Besitz zu nehmen. Durch solche Vorkehrungen wollte man die Macht des Königs auf das niedrigste Maaß herabsetzen. Bei der Krönung mußte jeder neu erwählte König die Grundgesetze unter dem Titel pacta conventa beschwören. Auf sie stützte sich nun die zweite große Parthei der unzufriednen Landboten in einer langen Reihe von Beschwerden: »Sigismund habe das reiche Bisthum Ermeland seinem dritten Sohne Johann Albert verliehen, unerachtet dieser Prinz nicht einmal das erforderliche kanonische Alter dazu gehabt*), davon zu geschweigen, daß die Reichsgesetze eine solche Erhebung eines Prinzen von Geblüte ausdrücklich verbieten. Ferner habe die Königin ganz wider die pacta conventa von einem Edelmanne die Herrschaft Zyweck für die Summe von 1,500,000 Thaler erstanden; dieser Kauf sey überdieß um so bedenklicher,

*) Der Prinz Johann Albert war am 25. Mai 1612 geboren, und erhielt das genannte Bisthum schon anno 1621, da er erst neun Jahre alt war.

weil jene Grafschaft an Schlesien und somit an das kaiserliche Gebiet gränze, wodurch die Freiheit der Republik bedroht werde, da sehr leicht fremde Truppen daselbst zusammengezogen werden können, um etwas gegen Polen zu unternehmen. Weiter befinde sich die Münze im bedauerlichsten Zustande, das Geld sey verfälscht und durch die unklugen Kriege wider Gustav Adolph überdieß so selten geworden, daß man kaum den laufenden Dienst des Staates befriedigen könne. Endlich habe Sigismund nicht nur durch Absendung eines Heeres von Kosaken, das den Kaiser in Ungarn unterstützt, dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen Veranlassung gegeben, einen grausamen Einfall in das Gebiet der Republik zu machen, sondern er habe sich auch ohne Genehmigung des polnischen Reichstages in die Angelegenheiten Deutschlands eingelassen und Gustav Adolphs großmüthige Friedensanträge mit bedaurungswürdiger Hartnäckigkeit abgewiesen.«

Zu diesen allgemeinen Beschwerden kamen noch persönliche Gründe der Unzufriedenheit. In den Niederlanden waren Briefe aufgefangen worden, aus deren Inhalt hervorging, daß eine polnische Parthei dem französischen Prinzen Gaston, Herzog von Orleans und Bruder Ludwigs XIII. nach dem Ableben Sigismunds den polnischen Thron anbieten wollte. Der König hatte Christoph Radziwil, den Unterfeldherrn von Litthauen, im Verdacht wegen dieser Intrike. Als um diese Zeit die Oberfeldherrnstelle von Litthauen erledigt war, wozu Radziwil durch sein Verdienst so gut, wie durch seine bisher bekleidete Würde die nächste Anwarthschaft hatte, verlieh er sie nicht ihm, sondern dem Fürsten Sapieha, einem Greise nahe an den achtzig, der sein Leben am Hofe zugebracht hatte und vom Kriegswesen Nichts verstund, wiewohl er durch seine unermeßliche Reichthümer der Krone bedeutende Dienste leisten konnte in dem Kampfe mit Schweden. Um sich für diese Unbill zu rächen, stellte sich Radziwil an die Spitze der Unzufriedenen, unterhielt mit Gustav, der ihn geschickt zu bearbeiten wußte, einen geheimen Briefwechsel; er war es auch, der dem König von Schweden nach Sigismunds Tode im Jahr 1632 die polnische Krone anbot.

Alle diese Umstände zusammen sezten den Absichten Sigismunds unübersteigliche Hindernisse entgegen. Zwar that er sein Mögliches, um die widrigen Eindrücke zu verwischen, welche jene

Beschwerden in den Gemüthern hervorgebracht. Er erklärte, daß sein Sohn erst dann das Bisthum in Besitz nehmen werde, wenn er das, durch die Kirchengesetze vorgeschriebene, Alter erreicht haben würde, auch solle er der Republik vorher den Eid der Treue leisten, ehe er die Rechte und Früchte seiner bischöflichen Würde genieße. Er befahl ferner, daß alle polnischen Offiziere und Soldaten, die sich im ausländischen Dienste befinden, ins Vaterland zurückkehren, und im Weigerungsfalle als Aufrührer bestraft werden sollen. Allein alle diese Zugeständnisse führten zu nichts, weil man sie als reines Ergebniß der Furcht ansah; das Einzige, was er erreichte, war, daß die Sache wegen der Grafschaft Zyweck auf den nächsten Reichstag verschoben werden sollte. Was die Hauptsache, nämlich neue Geldvorschüsse zur Fortsetzung des Krieges mit Schweden betraf, fiel Sigismund mit seinen Anträgen ganz durch; der Reichstag ging auseinander, ohne einen Heller bewilligt zu haben; die Landboten erhielten in der Folge sogar ausdrücklich die Instruktion, keine Steuern mehr zu votiren. Dieß war auch der Grund, warum der Waffenstillstand, wie wir oben berichtet, wider den Willen Sigismunds bis zum Jahre 1625 verlängert werden mußte.

Allein obgleich eine solche Uneinigkeit zwischen dem Könige von Polen und seinen Ständen für Gustav mehr werth war, als mehrere gewonnene Schlachten, so gab Sigismund seine Plane durchaus nicht auf; so sehr stachelte ihn ausser den Jesuiten der kaiserliche Hof zu Wien, der schon eine trübe Ahnung von dem hatte, was Gustav gegen Oesterreich in Teutschland ausführen konnte, und der darum die Schweden mit dem polnischen Kriege beschäftigt wissen wollte. Auch der spanische Hof unterstützte die kaiserlichen Interessen in Warschau. Don Philipp IV. hatte den Grafen von Solre, einen Niederländer, der nachher eine große Rolle in Madrid spielte, nach Polen geschickt, und dem Könige Sigismund durch diesen Abgesandten Hoffnung gemacht, die Polen gegen Schweden mit einer spanischen Flotte unterstützen zu wollen. — Es existirt noch ein Brief Sigismunds an den König von Spanien, worin jener Fürst zugleich seine Unzufriedenheit über die polnischen Verhältnisse, und seine Hoffnung auf spanische Hülfe ausspricht. »Eurer katholischen Majestät,« heißt es darin, »ist die Lage eines Königs von Polen und die Beschränkung, der er durch die Gesetze des Reiches unterliegt, nicht

unbekannt. Er kann in seinem Lande fast nichts thun, als was die Stände wollen, namentlich darf er ohne deren Einwilligung in Kriegssachen Nichts beschließen. Diese Gebundenheit verzögert oder verhindert meist alle zum Allgemeinen Besten ergriffenen Maßregeln des Königs. Der schwedische Thronräuber würde schon längst zu seiner Pflicht zurückgeführt worden seyn, wenn er nicht von dem Reichstage wiederholt Waffenstillstände erhalten, und durch falsche Vorspiegelungen von Frieden uns hinters Licht geführt hätte. Er mag übrigens Alles anwenden, neue Waffenruhe von uns zu erbitten, wir werden ihm bei der gegenwärtigen Lage der Sachen nichts mehr bewilligen. Wir sind vielmehr gesonnen, Schweden zum Schauplatze des Krieges zu machen; dieß wäre auch bereits geschehen, und unser grausamer Feind würde schon den Lohn seiner Verbrechen empfangen haben, wenn uns nicht bis jezt eine Flotte mangelte. Es würde daher ein des katholischen Namens, und Dero brüderlicher Liebe gegen uns würdiges Unternehmen seyn, wenn Euere katholische Majestät eine Flotte in die Ostsee schicken und unsere Sache unterstützen wollten.«

Man sieht, es bedurfte noch einer derben Lektion, um bei solchen Gesinnungen den König von Polen zu überzeugen, daß er dem Kampfe mit Schweden nicht gewachsen sey. Diese Lektion sollte ihm zu Theil werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes schiffte Gustav 20,000 Mann, meist fremde Truppen auf einer Flotte von 70 Schiffen ein, und segelte nach der Mündung der Düna. Während die Wogen des Meeres seine Soldaten nach dem feindlichen Gestade trugen, sollte Oxenstierna einen lezten Versuch mit Friedensvorschlägen machen. Geschah dieß bloß Anstands halber, und um der Welt zu zeigen, wie ungern er gegen Polen die Waffen trage, oder hoffte Gustav wirklich, auf gütlichem Wege sich mit Sigismund vergleichen zu können? Der Ausgang der Unterhandlungen war wenigstens derselbe, wie aller bisherigen. Es zeigte sich, daß die polnischen Gesandten nicht einmal hinreichende Vollmachten besaßen; sie verlangten hartnäckig, daß die Schweden vor Allem die Waffen niederlegen sollen, denn Krieg und Friedensunterhandlungen, meinten sie, seyen zwei Dinge, die unmöglich neben einander bestehen können. Oxenstierna ergriff hierauf das Wort und sagte den Polen geradezu:

»der König, sein Herr, werde die Waffen nicht eher niederlegen, bis die Friedens-Präliminarien in Richtigkeit seyen. Wäre dieser Grund einmal gelegt, so habe er von seinem Gebieter Befehl, den Waffenstillstand bis kommenden August zu verlängern; Liefland müsse aber mit eingeschlossen werden, und während der Ruhe müsse es überdieß den Schweden frei stehen, Lebensmittel aus Kurland und Litthauen zu beziehen, ferner dürfe sich der polnische Feldherr dem schwedischen Lager nur auf höchstens zwei Meilen nähern.« Er schloß mit den Worten: »der König, sein Herr, verstehe es, die flüchtige Gelegenheit im rechten Zeitpunkte zu ergreifen; alle Vorschläge, welche die Polen seit Jahren gemacht, seyen nur kahle Ausflüchte, ersonnen, um Zeit zu gewinnen. Gustav Adolph habe das Schwert gezogen, er werde es auch zu gebrauchen wissen.« Und so ging man auseinander ohne Entscheidung.

Gustav Adolph hatte indeß Anfang Juli 1625 mit seiner Flotte in der Mündung der Düna Anker geworfen. Mit den polnischen Vertheidigungsanstalten stand es sehr schlecht, theils wegen Mangel an Geld und Thätigkeit, theils und hauptsächlich wegen Zwietracht unter den Befehlshabern. Radziwil war unzufrieden und der schwedischen Sache insgeheim ergeben, wie wir gezeigt, Fürst Leo Sapieha, ein Greis, verstand vom Krieg nichts; dennoch übertrug er seinem Sohne Stanislaus Sapieha, einem unerfahrenen Jüngling, die Führung des Kriegs, und nicht dem tüchtigen General Alexander Corvin Gosiewski, den doch König Sigismund dem alten Leo zur Seite gesezt hatte. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß alles so schlecht ablief für die Polen.

Gleich nach Ausschiffung seines Heeres griff Gustav die nicht unbedeutende Veste Kokenhusen an; nachdem der Ort gefallen war, ergoß sich das schwedische Heer gleich einem reißenden Strome, über alle noch in polnischen Händen befindlichen Plätze Livlands. Seelburg, Dünaburg, Ridorp und einige Zeit später Dorpat wurden genommen. In weniger als drei Monaten war Gustav Meister von ganz Liefland, seine Soldaten hatten in dieser Zeit Hin- und Hermärsche von mehr als 150 Stunden gemacht.

Während er das Heer ein wenig von den überstandenen Beschwerden ausruhen ließ, erhielt er die Nachricht, daß ein

polnischer Oberst heimliche Einverständnisse in Riga unterhalte, und Willens sey, die Stadt zu überrumpeln. Gustav legte sich sogleich mit einer Schaar Reiter in Hinterhalt und ließ dem Stadtkommandanten sagen, daß er auf der Hut seyn möchte. Ohne zu ahnen, daß sein Anschlag bereits verrathen war, näherte sich der polnische Oberst mit ungefähr 2000 Mann der Stadt; anstatt die Thore geöffnet zu finden, ward er mit Kanonen und Musketen-Feuer empfangen. Als er sich nun eilends zurückziehen wollte, schnitt ihm die in Hinterhalt gelegte Reiterei des Königs den Weg ab; der ganze Haufe wurde vernichtet.

Einige Zeit später versuchte der junge Stanislaus Sapieha mit 2000 Reitern und 1000 Fußknechten, was dem Obersten mißlungen war. Er hatte ebenfalls vorher durch die Jesuiten, die früher in Riga hausten, Einverständnisse in der Stadt angeknüpft. Aber es ging ihm nicht besser, als dem Obersten. Während er sorglos und unordentlich daher zog, ward er plötzlich von Gustav überfallen, ohne daß Sapieha nur die nöthige Zeit behielt, um seine Soldaten zur Schlacht zu ordnen. Die polnische Reiterei rettete sich durch die Flucht, das Fußvolk ward niedergemacht oder gefangen; eine Menge Wagen und grobes Geschütz fiel in die Hände der Sieger. Ausserdem entdeckten die Schweden durch den im feindlichen Lager gefundenen Briefwechsel die Namen der Bürger von Riga, die sich mit dem Feind eingelassen hatten; sie büßten unter den Händen des Scharfrichters für ihren Verrath. Sofort schlug Gustav eine Brücke über die Düna und drang in Litthauen ein, er eroberte in dieser Provinz Poswol, wo eine Besatzung von Kosaken lag, und hierauf die für damalige Zeiten bedeutende Festung Birse, in welcher die Schweden 70 Kanonen und darunter eine besonders schön verzierte fanden. Auf dem Rückmarsch, den Gustav durch Semgallen antrat, nahm er die Veste Bauske ein, und besezte Mietau wieder. Im Spätherbste begab sich Gustav nach Riga; einen großen Theil des eroberten Liflands verschenkte er zur Belohnung geleisteter Dienste an die vornehmsten Befehlshaber, doch durften alle liefländische und kurländische Edelleute, welche dem König huldigten, ihre Güter behalten.

Die Polen waren jezt durch die Schlag auf Schlag sich häufenden Unfälle mürbe geworden; sie verlangten einen neuen Waffenstillstand, Gustav schlug das Gesuch ab, erklärte dagegen

seine Bereitwilligkeit, Bevollmächtigte zu einem Friedenskongreß nach Warschau zu schicken. Als die verlangten Reisepässe eingehändigt waren, erhielt Oxenstierna mit Arvid Horn und Johann Salvius Befehl, als Gesandter nach Warschau zu gehen. Der Leztere von diesen dreien spielte nachher eine bedeutende Rolle; es wird daher dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir nähere Umstände über sein Leben mittheilten.

Johann Salvius wurde im Jahr 1590 zu Stregnäs in Südermannland geboren, wo sein Vater Stadtsyndikus war. Er studirte alle Fakultäten durch: Philosophie, Rechte, Theologie, besonders auch Medizin. In einem Briefe an die Königin Christine, Gustav Adolphs Tochter, erklärt er sich selbst folgendermaßen über seine Studien: »Man sagt von mir, ich sey Doktor der Medizin geworden, aber obwohl ich mich dieses Titels nicht schämen würde, so ist es doch nicht wahr. Ich habe Medizin, wie Theologie studirt, allein in keiner von beiden Wissenschaften eine akademische Würde angenommen, noch darnach gestrebt. Ich bin der Meinung, daß ein Mann, der sich den Staatsgeschäften widmen will, die Naturwissenschaften, so wie die Staaten- und Kirchengeschichte kennen muß, und auch in der Philosophie kein Fremdling seyn darf. Kurz ich habe mich in allen Zweigen des Wissens versucht.« Man sieht, Johann Salvius war, was man einen Polyhistor nennt, aber ein Polystistor von praktischer, gescheidter Art, und nicht, wie sie hinter dem bloßen Kaminfeuer gebildet werden. Nachdem er seine akademischen Studien beendigt, durchwanderte er alle civilisirten Länder des damaligen Europa. Von seinen Reisen brachte er neben großer Menschenkenntniß eine ausgezeichnete Uebung in den bedeutendsten europäischen Sprachen zurück. Gustav Adolph, der alle Talente in seinen Zauberkreis zu ziehen gewohnt war, wurde durch Oxenstierna auf den jungen Mann aufmerksam gemacht. Er ernannte ihn zu seinem Geheimschreiber, und brauchte ihn bei vielen wichtigen Geschäften. Schnell durchlief nun Joh. Salvius alle Stufen der Ehre. Er ward geadelt, und erhielt den Namen Adler. Die Königin Christine machte ihn zum Hofkanzler und zu ihrem zweiten Gesandten auf dem westphälischen Friedenskongresse. Noch während desselben wurde er zum Reichsrath ernannt; er starb in Stockholm im Jahr 1652.

Auch dieser Versuch, den Frieden herzustellen, führte zu nichts. Horn und Salvius, die einen andern Weg eingeschlagen hatten als Oxenstierna, wurden auf der Reise von den polnischen Kosacken gefangen genommen. Sobald dieß Oxenstierna erfuhr, beschwerte er sich aufs bitterste gegen den feindlichen Oberfeldherrn wegen Verletzung des Völkerrechts, und verlangte in einem hohen Tone die Freilassung seiner Mitgesandten. Diese wurde nach einigem Hin- und Herschreiben bewilligt; aber die ferneren Unterhandlungen zerschlugen sich. Unterdessen war die polnische Kriegsmacht auf der liefländischen Gränze bedeutend verstärkt worden. Gustav beschloß daher, zugleich um sich für die begangene Treulosigkeit zu rächen, und um der Sache auf eine andere Weise ein Ende zu machen, mitten im Winter den Krieg fortzusetzen. Im Januar 1626 begannen die Operationen aufs neue. Beide Heere stießen am 7ten dieses Monats bei dem Dorfe Wallhoff in einer der großen Ebenen Semgallens auf einander. Der alte Sapieha führte die Polen; ausser dem Kerne der litthauischen Truppen, die damals für die besten polnischen Soldaten galten, hatte er 400 Kosacken, 200 Küraſſire, 2000 Husaren, 900 teutsche Fußknechte und 400 Heiducken bei sich; die Stärke des schwedischen Heeres ist nicht bekannt, nur so viel weiß man, daß die Polen an Reuterei weit überlegen waren. Es war dieß die erste geordnete Feldschlacht, welche Gustav wider die Polen lieferte, und in welcher er zum ersten Male seine Grundsätze der Kriegskunst in vollem Umfange anwandte. Vor dem Treffen soll Gustav nach alter Rittersitte einen Trompeter an Sapieha geschickt haben, um ihm den Kampf anzubieten. Dieser antwortete: »das einzige Ziel seiner Wünsche sey, mit Ihrer königlichen Majestät auf ebenem Grunde einen Gang zu machen.« Die Polen hielten sich bei einem Kampfe auf flachem Felde des Siegs gewiß, weil sie ein blindes Vertrauen in ihre allerdings treffliche Reiterei sezten. Allein Gustav zeigte hier, daß ein gut angeführtes Fußvolk die kräftigste unter allen Waffengattungen sey. Die Noth hatte ihn hierauf geführt, denn in Schweden gab es nur wenige und kleine Pferde, anderer Seits mochte es ungeheure Kosten die großen Schlachtrosse, wie man sie für die schwere Bewaffnung der damaligen Reuter brauchte, aus Deutschland kommen zu lassen; das Genie des Königs führte den Beweis, daß das mit den wahren Grundsätzen übereinstimme, auf was zuerst

die Noth geführt hatte. Das schwedische Fußvolk war in dieser Schlacht theils mit Piken, theils mit Musketen bewaffnet. Die Musketier standen in einer 4 Mann tiefen Linie, nur die zwei ersten Reihen durften feuern, die hintern luden, oder waren zum Einrücken bereit. Vor den ersten Reihen hielten die Pikenträger, mit einem Knie auf die Erde gestreckt, die starrenden Lanzen dem Feinde entgegen. Von den Anordnungen Gustavs wissen wir folgendes: der König hielt im Centrum seines Heeres, den rechten Flügel der Schweden führte der teutsche Graf Thurn, (Sohn des alten Matthias Thurn, der eine so große Rolle in den böhmischen Unruhen spielte) den linken Gustav Horn; beide waren unterstützt von den Obersten Platen und Teuffel. Eine genauere Beschreibung des Treffens fehlt, so viel ist aber gewiß, daß die Schweden einen vollkommenen Sieg erfochten; 1600 Feinde bedeckten den Wahlplatz, die Polen verloren den größten Theil ihrer Artillerie, das ganze Gepäck und viele Standarten, ausserdem fiel eine große Zahl von Gefangenen in die Hände der Sieger. Die Polen müssen durch die Dispositionen Gustavs von vorne herein die Fassung verloren und keinen kräftigen Widerstand geleistet haben, denn es wird berichtet, daß dieser glänzende Sieg den Schweden kaum 100 Mann kostete. Sapieha floh in größter Unordnung nach Litthauen zurück. Radziwil, der schon auf dem Wege war, den Seinigen Hülfe zuzuführen, kehrte auf die Nachricht von der Niederlage ebenfalls um.

Der König führte nach gewonnener Schlacht sein siegreiches Heer nach Kurland; er gab dem Herzoge Friedrich, gegen das Versprechen strenger Neutralitat, verschiedene seiner festen Plätze zurück und legte den Oberbefehl über das Heer in Liefland in de la Gardie's Hände. Nachdem er noch den Zustand der schwedischen Angelegenheiten genau untersucht, und die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, begab er sich im Monat März nach Rewal, wo ihn seine Gemahlin erwartete, und von da in Gesellschaft derselben nach Schweden.

Schon war Alles zu einem kräftigeren Anfall gegen Polen, der dem Könige Sigismund die Lebensadern seiner Macht abschneiden, und ihn mit Gewalt zum Frieden zwingen sollte, vorbereitet. Aber ehe wir den preußischen Feldzug beschreiben, müssen wir die Aufmerksamkeit der Leser auf dasjenige wenden, was während dieser Zeit im Innern Schwedens vorgegangen war.

Zehntes Kapitel.

Neue Einrichtungen. Das stehende Heer. Die bevorzugten Stände. Der Adel, die Ritterhausordnung, das gelehrte Interesse. Gustav wird Vater.

Die Einführung eines stehenden Heeres, die wir im vorhergehenden Kapitel kurz erwähnt, ist einer der wichtigsten gesetzgeberischen Akte Gustavs, wodurch er die Größe und Unabhängigkeit Schwedens auch für die Zukunft sicherte. Bis zum Jahre 1625 besaß das Reich ausser einigen Kompagnien fremder Soldaten, kein stehendes Fußvolk. Wenn ein Feldzug begann, wurde die nöthige Anzahl von Bauern ausgehoben, die nach beendigtem Feldzug wieder an ihren Heerd zurückkehrten. An Muth, der dem Schweden angeboren ist, fehlte es nicht, wohl aber an nachhaltiger Uebung in den Waffen. Wenn diese noch hinzukam, mußte das schwedische Kriegsvolk unter guten Führern unüberwindlich werden. Der neue, auf die Umänderung des Heeres bezügliche Entwurf des Königs wurde den 10. März 1625 den Deputirten der Stände vorgelegt. Der Plan war sehr großartig. Alle Einwohner des platten Landes, welche liegende Güter besitzen, sollen zusammen 80,000 Mann Landwehr stellen, die Ernährung derselben kommt den Gemeinden zu. Jeder Hof liefert wenigstens einen Soldaten, der, so lange er im Dienste ist, von dem Bauer verköstigt werden muß, hat er keinen Dienst, so hilft er seinem Ernährer bei den ländlichen Arbeiten. Die Landwehrsoldaten bleiben, wenn sie nicht zu auswärtigen Kriegen verwendet werden, in den Dörfern und Höfen zerstreut, sie werden bloß zu den regelmäßigen Uebungen in größere Haufen zusammengezogen. Sold erhalten die Gemeinen nicht, so lange sie im Reiche selbst sind. Bricht aber ein Krieg aus, und müssen die Truppen marschiren, so bezahlt sie der Staatsschatz aus den gewöhnlichen Einkünften der Krone, und aus dem Ertrag der neuen, von den Ständen bewilligten Auflagen. Als Ergänzung für die zum regelmäßigen Kriegsdienst verwendete Landwehr stellen die Gemeinden eine gleiche Anzahl von Mannschaft, so daß die Zahl der im Lande befindlichen Soldaten immer dieselbe bleibt.

Dieses gigantische Projekt, dessen Umrisse wir anführten, kam unter Gustav Adolph nur einem kleinen Theile nach zur Ausführung; es fehlte an Geld wie an Menschen, und Gustav

wollte eine Sache nicht sogleich durchsetzen, deren Neuheit Murren unter dem Volke erregen konnte. Aber unter Gustavs Nachfolgern, namentlich unter Karl X., nachdem das Reich sehr ausgedehnt worden, und die Hülfsmittel gestiegen waren, wurde der Plan des großen Königs vollständig ins Werk gesezt. Noch jezt besteht diese Einrichtung, nur vervollkommnet, in Schweden, sie wird das Reich schützen, so lange noch etwas vom Geiste der großen Männer des Wasahauses im Volk und seinen Beherrschern wehen wird; sie war es, welche den Karlen und Gustaven ein reiches Arsenal trefflicher Soldaten darbot, und es ihnen möglich machte, den schwedischen Namen auf so lange Zeit mit militärischem Ruhme zu identificiren.

Man begreift, daß ein solcher Plan unter einem schlechten Regenten ausgeführt, die Freiheiten des Landes mit großer Gefahr bedrohte. Denn welche Eingriffe durfte sich ein Fürst nicht erlauben, der eine so bedeutende bewaffnete Masse unter seinem Befehle hatte? Allein so unbeschränkt war das Vertrauen, das die sonst auf ihre Freiheit so eifersüchtigen Schweden in die Seelengröße ihres Königs sezten, daß sie die Folgen des Vorschlages gar nicht untersuchen wollten, sondern geradezu erklärten, der König möge frei verfügen, was er zur Wohlfarth und zum Besten des Staates nöthig erachte. Nur die angesonnene Mahlsteuer, mit welcher die Kosten des neuen Heeres gedeckt werden sollte, machte Schwierigkeit; sie wurde aber dennoch bewilligt, wie wir oben erzählt haben. Freilich wandte Gustav seine ganze Beredtsamkeit auf, um den Plan beliebt zu machen; er stellte jedem Stande insbesondere die Vortheile vor, welche die neue Errichtung für ihn haben würde: der Adel finde Gelegenheit, sich im Kriegsdienste und den ritterlichen Künsten zu üben, ausserdem bieten ihm 500 Offizierstellen reichliche Versorgung dar; die Priesterschaft werde durch eine solche Kriegsmacht vor allen Gefahren des päbstlichen Joches gesichert, unter welchem so viele ihrer deutschen Glaubensbrüder seufzen; die Bürger werden durch die vermehrte Konsumtion in ihrem Verkehre gewinnen, wovon die Städte Hollands, welche ihren Flor größtentheils den stehenden Heeren verdanken, ein sprechendes Beispiel darbieten; der Bauernstand endlich werde dadurch der Noth enthoben, welche die ewigen Aushebungen verursachen.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese Gründe ein wenig Sophistik enthalten, die freilich in allen landständischen Regierungen mit unterlauft. Die nächsten Vortheile der neuen Einrichtung kamen bloß dem Adel zu gut, der in den zahlreichen Offizierstellen des stehenden Heeres, welche von Rechtswegen namentlich Adeligen ertheilt werden sollten, ein reiches Hülfsmittel erhielt, um verarmte Mitglieder seines Standes zu versorgen. Die Vorrechte des Adels waren übrigens ohnedieß schon sehr groß. Wir haben oben im Allgemeinen angegeben, daß Gustav bei seinem Regierungsantritt die Privilegien dieses Standes, in einem viel weiteren Umfange, als sie Karl IX. zugestanden, bestätigen mußte. Sein Vater hatte einen unerbittlichen Kampf mit dem Adel geführt, weil die Mitglieder dieser Kaste offen oder geheim sich wider seine Regierung verschworen; die Herrschaft des Sohnes dagegen war ungefährdet; die Adeligen hatten gehorchen gelernt, sie übertrugen den Haß, den sie gegen Karl IX. gehegt, nicht auf den Thronfolger; es wäre daher unsinnig gewesen, wenn Gustav gleich bei seinem Regierungsantritt den schlummernden Groll durch Verweigerung von Rechten, die damals in ganz Europa galten, wieder angefacht hätte. Die förmliche Bestätigung der adeligen Privilegien erfolgte indeß nicht einmal während des ersten unter Gustav gehaltenen Reichstages zu Nyköping, sondern erst am 10. Januar 1612, nachdem die Stände bereits auseinander gegangen waren; die Einwilligung derselben wurde nicht einmal für nothwendig erachtet. Doch gestand Gustav nicht alle Forderungen zu, die der Adel an ihn gemacht hatte, wohl aber folgende: alle hohen Aemter, selbst in der Kanzlei sind dem Adel vorbehalten, wer einen Edelmann anklagt, muß ihm unter die Augen treten, oder wie die Urkunde sich ausdrückt, Fuß gegen Fuß setzen; adelige Güter werden nur durch Hochverrath verwirkt, bei geringeren Verbrechen fallen sie den Verwandten des Schuldigen zu; der König verspricht überdieß die wegen Hochverrath eingezogenen Besitzungen andern verdienten Männern desselben Standes zu verleihen. Bei jedem Regierungswechsel soll für ertheilte Lehen binnen der gesetzmäßigen Frist von sechs Monaten die königliche Bestätigung nachgesucht werden. Die Krone darf weder durch Verkauf noch Verpfändung adelige Güter erwerben; Edelleute können nur von Ihresgleichen gerichtet werden, der Adel erhält die Gerichtsbarkeit über seine Bauern und

Grundholden; diesen dürfen nur nach erfolgter Einwilligung der Grundherrn Steuern von der Krone auferlegt werden; ein adeliger Bauer zahlt in keinem Fall mehr als die Hälfte von dem, was ein freier oder Schatzbauer steuern muß. Der Adel darf zollfrei mit seinen eigenen Waaren nach dem Auslande Verkehr treiben, aber der kleine Handel im Lande ist ihm untersagt; er genießt die Jagd- und Fischereigerechtigkeit, so wie die Freiheit, in fremde Länder zu reisen, und auswärtige Kriegsdienste anzunehmen. Edelleute, die in Städten wohnen und kein bürgerliches Gewerbe treiben, sind von allen Abgaben frei. Dagegen muß von hundert Thalern Einkommen ein Pferd und ein bewehrter Reiter gestellt werden, doch sind Wittwen und unmündige Waisen vom Roßdienste frei. — Als der Adel im Jahr 1622 den kleinen Zoll annahm, wurden ihm noch neue Vergünstigungen ertheilt; die Adeligen sollten für ihre Person von der Accise befreit seyn, ihre Bauern mußten sie bezahlen; endlich wurde auf das Verlangen der Herren eingeräumt, daß jeder Adelige, der ausser der Kaste heirathe, alle Vorrechte des Adels verlieren solle. Dieß war eines der drückendsten Privilegien, weil es eine unübersteigliche Scheidewand aufthürmte zwischen diesem bevorrechteten Stande und den andern Einwohnern Schwedens.

Der Adel begann sogleich, seine Rechte zu mißbrauchen, und zwar auf eine zweifache Art: theils gegen die Krone, indem er auf Schatzhöfe, die nach und nach in seinen Besitz kamen, ganz dem Gesetze zuwider adelige Vorrechte übertrug, wodurch die Masse der steuerbaren Güter, und somit die Summe des Staatseinkommens immer mehr zusammen schmolz, zugleich wurde der Roßdienst schlecht geleistet, und es geschahen dabei die größten Unterschleife: theils und vorzüglich mißbrauchte der Adel seine Privilegien gegen die armen Grundholden; die Edelleute vertrieben oft ihre Bauern von Haus und Hof, um mehrere Bauerngüter in eines zu vereinigen, sie legten ihnen eigenmächtige Steuern auf und drückten sie mit ewigen Frohndiensten; besonders groß war der Druck in Finnland, wo freilich die Herrn Baronen das edle Beispiel ihrer Standesgenossen in Esthland und Liefland vor Augen hatten.

Diese Mißbräuche fanden schon unter Gustav Adolph statt, sie gewannen aber viel größern Umfang nach seinem Tode, unter der

vormundschaftlichen Regierung, welche der Thronbesteigung Christinens voranging. Man würde indeß sehr irren, wenn man glaubte, daß Gustav die Privilegien des Adels freiwillig, oder in der Absicht, sie auf immer zu halten, bestätigt habe; er fühlte recht gut, daß sie dem Ganzen nachtheilig seyen; und Urkunden zeugen dafür, daß er das richtige Maß hergestellt haben würde, wenn er länger gelebt und Zeit gehabt hätte, seine großen Entwürfe auszuführen. Thatsachen beweisen, wie er es eigentlich mit dem Adel meinte, vor allem die Ritterhausordnung, ein Meisterstück von Gesetz, das mit ausgezeichneter Feinheit eingeführt wurde. Die Ritterschaft hatte nämlich den König um die Erlaubniß ersucht, ein Gesellschaftshaus erbauen zu dürfen, worin die Privilegien und Akten des Standes aufbewahrt, die Zusammenkünfte und Feierlichkeiten gehalten, und eine Ritterakademie errichtet werden sollte. Gustav gab nicht nur seine Genehmigung, sondern er schenkte auch einen Platz sammt vielen Baumaterialien; ausserdem verlieh er dem Gebäude mehrere Freiheiten. Aber an diese vergoldete Gabe ward Etwas angehängt, das einen tiefern Sinn hatte, — die Ritterhausordnung vom 2. Juni 1626, welche auch vom Adel angenommen wurde. Diese ganz neue Organisation theilte den Adel in drei Klassen; die erste begriff die Grafen und Freiherrn; die zweite alle Familien, deren Ahnen erweislich einmal im Reichsrathe gesessen; die dritte den übrigen (niederen) Adel. Der Rang der alten Geschlechter wurde durch Loos, der neuen nach der Zeit der Adelsertheilung bestimmt, jeder neue Edelmann mußte sich im Ritterhause immatrikuliren lassen, sonst genoß er kein Stimmrecht. Auf den Reichstagen hatte jedes Geschlecht, es mochte so zahlreich seyn, als es wollte, nur eine Stimme, die es durch seinen Sprecher abgab; in den Klassen selbst ward nach Stimmenmehrheit entschieden, aber im Ganzen hatte jede Klasse nur eine Stimme, und als Meinung des ganzen Adels galt, wofür sich zwei Klassen erklärten. Soweit die wichtigeren Bestimmungen in Betreff der Mitglider des Adels; jezt kommen die Verfügungen zu Gunsten der Krone: der König ernennt nicht nur den Landmarschall, der mit ausgedehnter Vollmacht die Versammlung des ganzen Standes leitet, sondern er hat auch das Recht, nach seinem Belieben Edelleute aus der dritten in die zweite oder erste Klasse zu versetzen.

Gustav gewann durch diese Einrichtung einen entscheidenden Einfluß auf den ganzen Adel, theils durch die Ernennung des Landmarschalls, theils und besonders durch die Leichtigkeit, mit der er die zwei ersten Klassen bloß mit seinen Freunden und Günstlingen bevölkern konnte; sie gewährte ihm ein unerschöpfliches Mittel, sich einzelne Adelige durch Standeserhöhung zu verbinden; endlich wurde dadurch ein Funke der Eifersucht in den Schoos des Adels geworfen, der dem Könige bei Gelegenheit treffliche Dienste leisten konnte. So bedenklich auch die neue Organisation für die ungemessenen Machtansprüche des Herrenstandes war, so nahm dieser sie dennoch an, weil sie eine reizende Lockspeise dem Ehrgeize der einzelnen Mitglieder darbot, und aus der natürlichen Sucht des Menschen, mehr seyn zu wollen, als seine Brüder. König Gustav Adolph muß wohl seine besondern Absichten in Betreff des Adels gehabt haben, denn für Nichts werden keine so klugen Gesetze entworfen. Uebrigens wenn auch Gustavs jäher Tod die Ausführung der Plane, die in seiner Brust schlummerten, verhinderte, und wenn unter seinen nächsten Nachfolgern die Vorrechte des Adels eine unerträgliche Höhe erreichten, so war doch bereits ein den Privilegien feindliches Prinzip in den Staat geworfen, das lange im Stillen kochte, bis es zulezt große Wirkungen hervorbrachte.

Die Ritterhaus-Ordnung ist, wie wir schon bemerkten, vom 2. Juni 1626. Zwei Jahre zuvor hatte Gustav eine andere wichtige Verfügung getroffen, welche das akademische Interesse betraf. Gustav liebte die Geisteskultur und die ächte Gelehrsamkeit von Herzen; seine Vorliebe für die Alten wurde schon bemerkt, von den Neuern führte er das Buch des berühmten Hugo Grotius de jure belli et pacis immer mit sich; man fand es nach der Schlacht von Lützen in seinem Zelte. Es lag daher in seinem Charakter, die Gelehrsamkeit zu beschützen. Aber indem er für die Studien sorgte, beförderte er zugleich sein Staatsinteresse. Die Geistlichkeit sah alles, was für die damaligen Universitäten geschah, auf welchen freilich die Theologie die Hauptrolle spielte, so an, als wäre es für sie selbst geschehen, und nicht minder der ganze schreibende oder nicht schreibende Gelehrtenstand. Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur die ältern Lebensgeschichten berühmter Könige lesen, welche Stubengelehrte zu Verfassern haben. Oft ganz unbedeutende Beförderungen der

Schulinteressen, wenn es auch nur eine Art von Almosen war, werden in diesen Büchern den glänzendsten Thaten gleichgestellt. Uebrigens forderte der damalige Zustand des öffentlichen Unterrichts in Schweden die volle Aufmerksamkeit des Königs. Beim Regierungsantritt Gustavs befanden sich die Schulen und die Akademie in tiefem Verfall, es gab nur wenige zu Geistlichen tüchtige Männer, fast gar keine für den Staatsdienst, die Magistrate konnten zum Theil kaum ihren Namen schreiben. Gustav verlangte daher schon 1620 von den Bischöfen Vorschläge zu Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Upsala war zu einer gewöhnlichen Schule herabgesunken, auf welcher zwei Professoren Rudbeck und Messenius, erhizt von jener ekelerregenden Eifersucht und Eitelkeit, die unter akademischen Lehrern keine seltene Erscheinung ist, die gröbsten Parteiungen veranlaßten; laute Klagen erschollen über den bösen Einfluß, welchen der Lehrer Beispiel auf die Zöglinge ausübe. Messenius forderte seinen Gegner zum Zweikampfe heraus, er ermunterte seine Anhänger zu offenen Gewaltthätigkeiten wider die Parthie des andern Professors, und widersezte sich allen Verfügungen des Erzbischofs und des Consistoriums. Gustav empfand den tiefsten Unwillen über diese Zänkereien: »wenn ich,« schrieb er an die Universität, »den Werth der Wissenschaften nicht aus eigener Erfahrung wüßte, so würde ich mich gar nicht um eine Anstalt bekümmern, deren Lehrer so ganz ihren Beruf vergessen.« Die beiden akademischen Kampfhähne wurden nach Stockholm vor eine Commission von Reichsräthen und Bischöfen gefordert, um sich zu rechtfertigen. Messenius hatte seinen Gegner Rudbeck einen Esel gescholten. Hierüber ergrimmt, zog dieser im Angesichte der Commission eine hebräische, unpunktirte Bibel aus der Tasche und sagte zu seinem Widersacher: »Lies, wenn du ein Kerl bist, und kannst du es nicht, so bist du selbst ein Esel;« zugleich äusserte er seinen Schmerz darüber, daß er nicht auch ein mathematisches Buch bei der Hand habe, um seinen Gegner auch in diesem Fache zu schlagen. Dennoch wurden beide durch kräftiges Zusprechen zur gegenseitigen Abbitte bewogen; um den Frieden gründlich herzustellen, entfernte man sie von der Universität.

Im Jahre 1624 fand die Reorganisation Upsalas statt. Die Dotation, welche Gustav aussezte, war zugleich königlich

und rührend. Er schenkte der Universität sämmtliche Güter des Wasahauses, mit alleiniger Ausnahme der Herrschaft Lindholm, welche zum Andenken an seine Ahnen der Familie verbleiben sollte. Nur an liegenden Gütern betrug die Dotation 36 Herrschaften, sammt mehreren Meiereien und Mühlen. Die Zahl der Lehrer wurde auf siebenzehn festgesezt: vier für die Theologie, zwei für die Rechte, zwei für die Medizin, 3 für die Mathematik und 6 für die verschiedenen Fächer der Weltweisheit. Jedem Lehrer war ein fester Gehalt ausgesezt; der erste Professor der Theologie erhielt 600, die zwei folgenden 500, der vierte 400, die Juristen 500, die Mediziner und Mathematiker je 400, die übrigen Lehrer je 350 schwedische Thaler Einkünfte. Diese Besoldungen müssen glänzend genannt werden für jene Zeiten, sie betrugen damals kaum in Holland so viel. Für 64 Studenten waren ferner 2500 Thaler jährliche Unterstützung ausgesezt, ausserdem 3250 Thaler zu einem Freitisch für eine noch größere Anzahl von Schülern.

Mehrere Vornehme folgten dem Beispiele Gustavs. Die verwittwete Königin, seine Mutter, vermachte 50,000 Thaler Kapital zum Unterhalt von 30 armen Studenten. Ebenso stiftete der Großadmiral Gyldenhielm, Gustavs natürlicher Bruder, mehrere Bauernhöfe, von deren Ertrag die Studienkosten zweier armen Jünglinge von ausgezeichneten Talenten bestritten werden sollten, Johann Skytte endlich, Gustavs Lehrer, gründete auf seine Kosten eine Professur der Beredtsamkeit.

Diese Stiftungen gewannen dem Könige von Schweden die Herzen der Gelehrten nicht nur in Schweden, sondern auch in dem übrigen Europa, besonders in Teutschland. Die armen teutschen Professoren sahen mit Neid das Glück ihrer schwedischen Amtsbrüder; sie priesen mit der Bewunderung des Hungers einen Fürsten, der den Lehrern seiner Universität so glänzende Gehalte aussezte. Schon in dieser Beziehung trug die neue Einrichtung ihre guten Früchte; Gustav erschien dadurch in den Augen einer Klasse von Menschen, die einen bedeutenden Einfluß ausübt auf die Ansichten des Volkes und die in neueren Zeiten mehrere Regierungen mit Glück als Mechaniker des Dampfes der gemeinen öffentlichen Meinungen gebraucht haben, als der großmüthige Beschützer der protestantischen Geisteskultur. Und da eben diese Klasse von jeher in Teutschland am zahlreichsten war, so gewann

die Vorliebe für den König von Schweden, auf den schon wegen seiner Triumphe Aller Augen blickten, neue Nahrung bei der protestantischen Bevölkerung des deutschen Reiches.

Gustavs Regierung war längst durch die Siege gegen Aussen, wie durch die klugen Gesetze im Innern vollkommen gesichert; den 8. Dezember des Jahres 1626 wurde ihm auch die Freude zu Theil, eine Thronerbin zu bekommen. Schon im Jahr 1623 hatte ihm Marie Eleonore eine Tochter geboren, welche den Namen Christina erhielt, aber im nächsten Jahre starb. Einige Zeit später kam die Königin mit einem Prinzen zu frühe nieder. Endlich im Jahre 1626 fühlte sie sich wieder schwanger auf der Reise, die sie mit dem Könige nach Finnland gemacht. Die Freude der Eltern war um so größer, weil sie zuversichtlich hofften, daß es ein Thronerbe seyn werde. Ihre Erwartung wurde getäuscht; es war eine Tochter, die ebenfalls den Namen Christina erhielt, und nach ihres Vaters Tode den Thron Schwedens bestieg. Diese Fürstin erzählt in ihrer Lebensbeschreibung folgendes über ihre Geburt: »Meine Eltern überließen sich einer trügerischen Freude, weil sie fest glaubten, daß der Himmel ihnen einen Erben schenken werde. Die Königin, meine Mutter hat mich selbst versichert, daß alle Kennzeichen sie trogen, und ihr die Ueberzeugung beibrachten, sie werde einen Sohn gebären. Sie hatte Träume, welche sie für bedeutsam hielt, ebenso der König, mein Vater. Die Astrologen, welche immer bereit sind, den Wünschen der Fürsten zu schmeicheln, versicherten ihn, daß die Königin mit einem Kronprinzen niederkommen werde. So wiegte man sich in Hoffnungen, allein sie waren trüglich, doch dauerte die Täuschung bis nach erfolgter Geburt. Ich kam auf die Welt ganz eingehüllt, und hatte nur Kopf, Arme und Beine frei, mein ganzer Körper war rauh, meine Stimme stark. All dieß bestärkte die Kindsfrauen in dem Wahne, daß ich ein Knabe sey, sie erfüllten das Schloß mit falschem Jubel, wodurch selbst der König mein Vater Anfangs getäuscht wurde. Als aber die Wahrheit an Tag kam, befanden sich die Frauen in der peinlichsten Verlegenheit, wie sie die Verwandlung dem Könige beibringen sollten. Die Prinzessin Katharina, seine Schwester, übernahm endlich dieses unangenehme Geschäft. Sie trug mich zum Könige hin, und gab ihm Gelegenheit, sich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was sie mit Worten nicht auszusprechen wagte. Der

König ließ kein Zeichen peinlicher Ueberraschung blicken, er schloß mich in seine Arme und liebkoste mich so herzlich, als er nur einen Sohn umarmt haben würde. Danken wir dem Himmel, sagte er zu der Prinzessin, ich hoffe, daß diese Tochter für mich so viel werth seyn wird, als ein Sohn, und ich bitte Gott, der sie mir geschenkt, um ihre Erhaltung. Nach einer kleinen Pause sezte er noch lächelnd hinzu: »Sie wird schlau werden, denn sie hat uns Alle betrogen.«

Gustav wollte, daß Christina eine ganz männliche Erziehung bekomme. Sie machte in der That große Fortschritte in den verschiedensten Wissenschaften, in den alten und neuern Sprachen, in der Philosophie und Mathematik, auch erlernte sie die ritterlichen Künste so gut wie ein Prinz. Aber als Regentin hatte sie die Hoffnungen ihres Vaters vollkommen getäuscht. Christina war ein Zwittergeschöpf. Sie besaß die Kenntnisse und auch den Verstand eines Mannes, aber zugleich die volle Eitelkeit einer Frau, und zwar einer gelehrten. Diese Grundleidenschaft verleitete sie, die Regierung zu vernachläßigen, keinen Mann zu nehmen, sich ganz dem spielenden Umgang mit Künstlern und Philologen hinzugeben, die Religion zu wechseln und endlich die Krone niederzulegen, was freilich anderer Seits fast das einzige Verdienst war, das sie sich um die schwedische Nation erwarb. Uebrigens wurde sie schon im ersten Jahre ihres Lebens im Frühling 1627 von den schwedischen Ständen zur Erbin des Reichs erklärt, um die Hoffnungen des Polenkönigs auch von dieser Seite zu vereiteln. — Wie ganz anders wäre es gegangen, wenn das Schicksal dem großen Gustav auch die Gunst verliehen hätte, an einen seiner würdigen Sohn den Thron zu vererben. Die Vorsehung hat es nicht gewollt! Gustav sollte, wie Napoleon einem Meteore gleich, eine Weile am europäischen Himmel glänzen und dann erlöschen, zwar große Nachwirkungen hinter sich lassend, aber doch nur solche, die nicht dem äussern Auge, sondern nur dem geistigen des aufmerksamen Beobachters sichtbar sind.

Eilftes Kapitel.

Der preussische Krieg. Feldzug von 1626.

Gustav wollte einen großen entscheidenden Schlag führen, um Polen endlich zum Frieden zu nöthigen. Um die Verluste in Litthauen und Liefland hatte sich Sigismund wenig gekümmert, und es war den Schweden selbst schwer geworden, sich in den ausgedehnten, öden Sandstrichen dieser beiden Provinzen zu halten. Ein Angriff auf Preussen dagegen bot drei große Vortheile dar: erstens daß Polen, wenn er gelang, von den Mündungen der Weichsel und dem Meere abgeschnitten wurde, was für diese Macht eine tödtliche Wunde war, zweitens daß die gemachten Eroberungen wegen der nahen Verbindung zur See mit leichter Mühe von Schweden aus behauptet werden konnten, drittens, daß sich Gustav im preussischen Feldzuge auf der Gränze von Teutschland festsezte, wohin sein Blick fortwährend gerichtet war. Endlich versprach auch die Verschwägerung des Königs mit dem churbrandenburgischen Hause besondern Nutzen. Wir haben schon oben bemerkt, daß das jetzige Preussen damals zwischen der Krone Polen und dem Churfürsten von Brandenburg getheilt war. Dieser besaß namentlich die Küstenstriche längs dem frischen und kurischen Haff, jedoch unter polnischer Lehenshoheit, und gerade gegen diesen Theil war der erste Streich Gustavs gerichtet.

Am 15. Juni 1626 bestieg Gustav zu Stockholm seine Flotte; sie betrug 150 Segel und führte 20,000 Mann, 13 Regimenter zu Fuß und 9 Reiterkompagnien. Der ganze Norden war darauf gespannt, wohin dieß Ungewitter sich entladen würde. In Polen glaubten manche noch an einen Zug nach Litthauen, wiewohl Sigismund selbst ahnete, daß es Preussen gelte. Am 26. Juni erschien der König mit seinen Schiffen auf der Rhede von Pillau. Diese Stadt gehörte zum Lehen des Churfürsten von Brandenburg. Sigismund hatte ihn wenige Zeit zuvor aufgefordert, auf der Huth zu seyn, und für die Sicherheit Pillaus zu sorgen, das am meisten ausgesezt scheine. Der Churfürst ließ auch wirklich die Besatzung verstärken, vier Kriegsschiffe von Danzig kommen, am Eingange des Hafens eine neue Schanze aufwerfen und grobes Geschütz auf die Wälle der Stadt bringen. Allein diese Vorkehrungen waren so saumselig betrieben worden,

und die Schweden bemächtigten sich mit so leicher Mühe der Stadt, daß die Polen nachher laut schrien, der Churfürst habe im Einverständnisse mit seinem Schwager, dem Könige von Schweden, gehandelt, und den Lehenseid gegen Polen gebrochen. Der Churfürst vertheidigte sich nachher in einem Briefe an den Kronkanzler von Polen aufs lebhafteste gegen diese Beschuldigungen. Allein hat es je einem Vasallen an Entschuldigungsgründen gefehlt, wenn er gegen seinen Lehensherren unter der Decke spielte? Es ist in der That nicht wahrscheinlich, daß zwischen den beiden verschwägerten Höfen von Berlin und Stockholm zum voraus gar Nichts zur Sprache gekommen seyn soll, in Betreff der beabsichtigten Expedition Gustavs nach Preussen, obwohl andererseits nicht geläugnet werden kann, daß Churfürst Georg Wilhelm sich nie als einen wahren Freund seines Schwagers gezeigt hat.

Die Stadt Pillau liegt auf der Spitze der kleineren von den beiden Landzungen, welche das frische Haff einschließen. Sie hatte ausser den Werken, welche die Stadt umgaben, noch ein festes Schloß; der gute Hafen machte den Besitz Pillaus für die Schweden um so werthvoller. Fast ohne Widerstand zu finden, bemächtigte sich Gustav des Ortes, sezte dann mit seiner Flotte durch die Mündung des frischen Haff nach der gegenüberliegenden Küste von Ermeland über, wo das Heer ausgeschifft wurde. In wenigen Tagen fielen die Städte Braunsberg an der Passarge und Frauenburg in seine Hände. Die Jesuiten, welche in beiden Städten Kollegien besaßen, wurden ebenso, wie früher aus Riga, verjagt, ihre Bibliotheken mußten nach Upsala wandern. Es sollte dieß eine kleine Züchtigung seyn für den Raub der berühmten Heidelberger Bücherſammlung, welche Tilly weggenommen. Nachdem der König sich auf diese Weise im herzoglichen Preussen festgesezt, schien ein öffentlicher Akt gegenüber von seinem Schwager nöthig. Gustav ließ dem Churfürsten in einem Manifeste Neutralität antragen; die Antwort, wie natürlich, lautete abschläglich, weil Georg Wilhelm sich nicht offen gegenüber von Polen bloßgeben konnte; wenn auch ein gewisses Einverständniß stattfand, so mußte doch der Schein bewahrt werden. Jezt rückte Gustav mit seinem eigentlichen Zweck heraus, er wandte sich an die Landstände des Herzogthums mit dem Antrag: »Der Churfürst habe aus Furcht, seines Lehens verlustig zu werden, die angebotene Neutralität abgewiesen; es sey nun an

den Ständen, einen Schluß zu fassen, den das Interesse des Landes gebieterisch fordere.« Die Stände machten Anfangs, vielleicht bloß Wohlstandes halber, ihre Schwierigkeiten, bequemten sich aber zuletzt, indem Königsberg mit gutem Beispiel voranging, und erklärten sich neutral. Allerdings konnten auch die Einwohner des herzoglichen Preussens wenig Drang in sich fühlen, ihre Wohlfarth für den König Sigismund aufs Spiel zu setzen, da die Polen wegen vieler Unbilden, namentlich wegen Religiondruck im Lande verhaßt waren.

Die nächste Unternehmung Gustavs war gegen die wichtige Stadt Elbing gerichtet. Die Befestigungswerke waren nicht unbedeutend, allein die Besatzung betrug nur 140 frisch angeworbene Söldner. Von der Bürgerschaft selbst konnten nur etwa 600 Mann die Waffen führen, weil eine Seuche kurz zuvor, ehe Preussen der Schauplatz des Krieges wurde, viele Menschen weggerafft hatte. Die Einwohner wandten sich in ihrer Bedrängniß an den König von Polen und baten ihn um Hülfe. Sigismund ermahnte sie in seiner Antwort zu tapferem Widerstande, er versprach zugleich auf dem nächst zu haltenden Reichstage ihren Nothstand vorzustellen. So wenig den Elbingern auch dieser papierne Trost helfen konnte, suchten sie sich doch nach Kräften in Vertheidigungsstand zu setzen. Man versenkte an der Mündung des Stromarmes, der an der Stadt vorbeifließt, ein großes Schiff, und suchte dieselbe auch durch Steine und andere Materialien zu verstopfen. Allein ein heftiger Sturmwind vernichtete die mühsame Arbeit und gestattete den schwedischen Schiffen das Einlaufen in den Fluß. Jezt forderte Gustav die Stadt auf, sich zu ergeben, indem er zugleich versicherte, daß er Nichts als das Besatzungsrecht verlange, um sich den Rücken zu sichern. »Ich könnte Euch,« sagte er in einem Schreiben an den Magistrat, »etliche Tonnen Goldes Brandschatzung auflegen. Allein ich verlange weder euer Geld noch Euern Untergang. Ich führe bloß deßwegen Krieg, um Frieden zu erhalten, und werde Euch im Genusse Eurer Verfassung und Eurer Freiheiten schützen. Nur müßt Ihr mir Eure Thore öffnen, wozu ich Euch 24 Stunden Bedenkzeit gestatte.« Dieser Brief ist datirt vom 15. Juli 1625, am folgenden Tage hielt der König seinen Einzug in Elbing. Er legte 1300 Mann Besatzung in den Platz. Benedikt Oxenstierna wurde

zum Statthalter, Georg Kunningham, ein Schotte, zum Kommandanten ernannt.

Nach der Einnahme Elbings ging Gustav auf Marienburg los, den prachtvollen Sitz der alten Deutschmeister. Ein Woiwode Namens Konarski befand sich mit vielen andern vornehmen Polen in der Stadt; sie ergriefen aber die Flucht, als Gustav nahte, und ließen bloß 150 Mann zur Besatzung zurück, doch wurde dieselbe verstärkt durch den polnischen Rittmeister Peklawski, der auf geschickte Weise einige Mannschaft in den Ort warf. Marienburg ergab sich schon am 18. Juli, noch ehe der König vor ihren Thoren angekommen war. Der polnische Kommandant Sasnowski zog sich in das Schloß zurück, und machte Anfangs Miene, sich tapfer vertheidigen zu wollen; allein dieser Eifer dauerte nicht lange, denn am folgenden Tage nach der Uebergabe der Stadt Marienburg war Sasnowski schwedischer Kriegsgefangener.

Die Städte Wormdit, Stum, Christburg und Straßburg wurden sofort von Abtheilungen des schwedischen Heeres besezt, welche der König abgeschickt hatte. Die Festungen Dirschau und Mewe, beide an der Weichsel gelegen und von großer Wichtigkeit für die Schweden, weil sie den Strom und somit die Kommunikation der Polen mit Danzig beherrschten, nahm der König selbst ein. Fast ganz Preussen war jezt in seiner Gewalt, mit Ausnahme von Danzig, ohne daß bis jezt ein polnisches Heer sich gezeigt hätte. Mitten unter dem Waffengeräusche versäumte Gustav nicht, sich der neuen Erwerbungen auch durch friedliche Mittel zu versichern. Die Protestanten in Preussen waren von den Polen hart bedrückt worden, ihre Prediger mußten viele Städte meiden, einer Menge von Kirchen, die ihnen gehört, hatten sich die Katholiken bemächtigt. Gustav übernahm sogleich, nachdem er sich im Lande festgesezt hatte, die Beschützung des protestantischen Interesse. Alle Verfolgungen mußten aufhören, und den Lutheranern ihr Eigenthum zurückgegeben werden. Gustav schrieb zu diesem Zwecke an Benedikt Oxenstierna, den er zum Statthalter der eroberten Landestheile eingesezt: »Der Magistrat von Elbing und die Geistlichkeit der protestantischen Orte solle einberufen werden, um unter den Geistlichen einen geschickten und für die evangelische Wahrheit eifrigen Mann zum Superintendenten der Städte und des Landes zu wählen; dieser Superintendent

solle den Protestanten die Kirchen wieder zurückgeben, welche ihnen von den Katholiken entrissen worden; er solle darüber wachen, daß das lautere Wort Gottes gelehrt, die Sakramente gehörig ausgetheilt, und überall ein christliches Leben geführt werde, auch alle Jahre eine Synode der Prediger versammeln, um auf derselben über Alles zu berathschlagen, was die Kirchenzucht, die Schulen und die Erziehung der Jugend betreffe. »Wir wollen,« schrieb der König weiter, »daß dieser Mann sich so bald als möglich bei Uns einfinde, damit er in seinem Amte von Uns bestätigt werde; und weil die papistischen Irrthümer bisher zu Braunsberg, Frauenburg und in den umliegenden Kirchen gelehrt worden sind, so befehlen wir, daß der neue Superintendent, der zu Elbing wohnen soll, unter seinen Mitbrüdern in der Stadt, oder aus denjenigen Predigern, die früher von der papistischen Klerisei vertrieben worden sind, zwei verdienstvolle Männer aussuche, um nach Braunsberg und Frauenburg abgeschickt zu werden, damit sie daselbst mit der Sanftmuth, welche evangelischen Predigern zukommt, das reine Wort Gottes verkündigen, noch mehr durch ihr Betragen als durch ihre Worte lehren und unterrichten, den Einwohnern Treue gegen ihren neuen Oberherrn einflößen, und sie zur Hoffnung unseres Heiles in Jesu Christo bringen. Und damit sie sich diesem Amte ganz widmen können, und nicht durch Nahrungssorgen gehindert werden, so wollen Wir einem jeden derselben einen Jahresgehalt aussetzen; Ihr werdet Uns über den Erfolg dieser von Uns getroffenen Einrichtung so bald als möglich berichten.«

Man sieht, Gustav wahrte auf diese Weise nicht minder seine Staatsinteresse, als es seinem frommem Eifer zusagte, die unterdrückten Protestanten wieder in ihre Rechte einzusetzen. Er zog sich durch solche Einrichtungen eine politische Parthei mitten im Gebiete seines Feindes.

Bereits war auch der Versuch gemacht worden, Danzig, die wichtigste Stadt in Preussen zu nehmen. Schon am 10. Juli erschien der schwedische Admiral Gyldenhielm mit neun Kriegsschiffen auf der Danziger Rhede, er sezte 400 Mann ans Land, welche das Kloster Oliva überfielen und brandschatzten. Zu gleicher Zeit wurden schwedische Zöllner vor dem Hafen von Danzig aufgestellt, um von allen ein- und auslaufenden Schiffen dieselbe Auflage zu erheben, die sonst in Danzig bezahlt werden

mußte. Einige Tage später bemächtigte sich Gyldenhielm des Städtchens Putzig und ließ das Kloster Oliva vollends ausplündern. Den 16. Juli schickte Gustav dem Stadtrath von Danzig einen Brief, worin er Neutralität antrug und im Weigerungsfalle mit feindlicher Behandlung drohte; da aber die Danziger die Unterhandlungen in die Länge zogen, und indeß der Stand der schwedischen Angelegenheiten sich immer günstiger stellte, spannte Gustav seine Bedingungen höher, er verlangte, daß Polen von Danzig durchaus nicht unterstüzt, die schwedischen Truppen dagegen in die Stadt aufgenommen, daß dem schwedischen Heere Zufuhr bewilligt, die eigene Garnison der Stadt verringert, die Festungswerke zum Theil abgetragen werden. Die Danziger konnten, ohne den Lehensverband mit Polen ganz zu zerreißen, auf diese Bedingungen nicht eingehen. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen; aber nun erklärte sie Gustav für Feinde, ließ mehrere Frachtwagen, die aus Deutschland nach Danzig kamen, wegnehmen, und rückte selbst in das sogenannte Werder ein (den fruchtbaren Marschboden südlich von der Stadt), und erhob von den reichen Bauern dieses Distrikts 70,000 Thaler Kontribution. Dreihundert Soldaten, welche der Stadtrath abgeschickt hatte, um seine Grundholden zu schützen, fielen in schwedische Gefangenschaft.

So viel auch dem König von Schweden daran liegen mußte, Danzig in seine Gewalt zu bekommen, so konnte er es für den Augenblick nicht wagen, eine Belagerung dieser wichtigen Stadt zu unternehmen, da die Einwohner wohl in den Waffen geübt waren, und da im September endlich auch der König von Polen mit einem Heere in Preussen ankam. Sigismund stieß bei Graudenz zu dem aufgebotenen preussischen Adel. Er hatte 4000 regelmäßige Soldaten und einen großen Schwarm leichter Reiterei mitgebracht, das vereinigte polnische Heer betrug mehr als 25,000 Mann, und war dem schwedischen Heere an Zahl überlegen, obgleich im September der junge Graf Thurn 2400 Mann aus Liefland dem Könige Gustav zugeführt hatte. Die Schweden lagen um diese Zeit in einem wohlverschanzten Lager zu Dirschau.

Sigismund ging bei Graudenz über die Weichsel, und berannte den 17. Sept. die Stadt Mewe, worin nur etliche Hundert Schweden in Besatzung lagen. Die Polen besezten die

Anhöhen, welche die Stadt beherrschten, mit Fußvolk, verschanzten sich daselbst und begannen den Ort zu beschießen. Ihre Reiterei hielt in der Ebene zwischen den Höhen und der Weichsel.

Entschlossen, Mewe zu entsetzen, zog Gustav Mitte September mit seinem ganzen Heere aus dem Lager von Dirschau nach Falkenau, einem Orte unweit der genannten Stadt. Nach mehreren Scharmützeln mit der polnischen Reiterei, verschanzten sich die Schweden im Angesicht der Anhöhen, auf welchen das polnische Fußvolk stand, trotz des feindlichen Kanonenfeuers. Sigismund ließ in aller Eile zwei neue Batterien auf den Bergen errichten, um die Schweden aus ihrer Stellung zu vertreiben. Die Höhen mußten genommen werden, wenn des Königs Zweck, Mewe zu entsetzen, erreicht werden sollte, doch war es allzu gefährlich, sie zu stürmen. Als Gustav die Gegend genau untersuchen ließ, fand es sich, daß ein enger steiler Fußweg durch einen Wald den Berg hinanführe. Gustav beschloß, diesen Zugang zu benützen. Dreitausend Mann Fußvolk unter den Obersten Hepburn, einem Schotten, Mostyn, einem Irrländer, und dem Oberbefehl des Grafen Thurn, wurden zu diesem gefährlichen Unternehmen beordert. Am 21. September früh Morgens, brachen sie in größter Stille ohne Trommeln und Trompetenschall auf, und klommen mit größter Anstrengung den Berg hinan. In der einen Hand trugen die Soldaten ihre Waffen, mit der andern hielten sie sich an den Zweigen der Bäume fest, um vorwärts zu kommen. Als sie die Höhe erreicht hatten, trafen sie das polnische Fußvolk mit Schanzarbeiten beschäftigt. Mit unglaublicher Wuth fielen sie über dasselbe her, und hieben nieder, was Widerstand leistete. Allein auf den Lärm, der durch diesen Ueberfall im feindlichen Lager entstand, sammelten sich die Polen, und boten ihnen die Spitze. Die Polen hatten den Vortheil, daß sie immer neue Truppen ins Gefecht führen konnten, während der angreifende Theil längere Zeit auf seine eigene Kräfte beschränkt war. Zwei Stunden dauerte das Gefecht mit großer Hartnäckigkeit, endlich floh das polnische Fußvolk, obgleich der Prinz Wladislaus alles mögliche that, um seine Leute zurückzuhalten. Aber indeß hatte die polnische Reiterei Zeit gehabt, dem Fußvolk zu Hülfe zu kommen. Ein starker Haufe Husaren und Kosaken stürzt sich auf die ermatteten Schweden. Thurn wird dadurch genöthigt, sich ein wenig zurückzuziehen, um eine

festere Stellung einzunehmen. Die Polen, welche diese Bewegung für Flucht hielten, triumphirten schon. Sie eilten den Schweden nach unter dem Rufe: ihr feigen Hunde, fliehet vor dem Säbel der Polen! allein sie wurden mit einem so mörderischen Feuer von den Schweden, die sich in Vierecke aufgestellt hatten, empfangen, daß sie zurückweichen mußten. Thurn behauptete sich in seiner Stellung, und da indeß auch Gustav mit dem Hauptheer Miene zu einem Angriff machte, so hielt es Sigismund unter diesen Umständen für unmöglich, die Anhöhen länger zu halten. Noch am Abend desselben Tages (21. Sept.) hob er die Belagerung von Mewe auf, und marschirte mit seinem Heere nach Pelplin.

Am andern Tage zog Gustav in die entsezte Stadt ein. Die Offiziere statteten ihm ihre Glückwünsche ab über den glücklichen Ausgang des Unternehmens, unter den Glückwünschenden war auch Bothwid, der erste Hofprediger des Königs, der nachher zum Bischof von Lindköping ernannt wurde. Der König erinnerte sich, ihn während des Treffens auf einer Anhöhe gesehen zu haben, wo er mit einigen andern Geistlichen zu Gott um Sieg für das schwedische Heer flehte; er sagte daher zu ihm: »Ich versprach mir gleich einen glücklichen Ausgang, weil ich sah, daß mir Moses auf den Bergen mit seinem Gebete beistand.«

Gustav ließ in Mewe hinreichenden Proviant und eine Verstärkung an Mannschaft zurück, und führte dann sein Heer wieder in das Lager von Dirschau. Auch Sigismund hatte sich diesem Orte von Peplin her genähert, so daß die beiderseitigen Vorposten nur wenige Meilen auseinander standen. Diese Nähe gab Anlaß zu Unterhandlungen wegen Auswechslung der Gefangenen, welche auch sogleich angenommen wurde. Bald sprach man auch von Frieden, und Sigismund ließ den Antrag machen, daß Bevollmächtigte ernannt werden möchten, um die Streitigkeiten in Güte beizulegen. Man kam überein, daß der Kongreß in der Mitte zwischen beiden Lagern unter Zelten gehalten werden, und daß die Zahl der Bevollmächtigten gleich seyn sollte. Die polnischen Gesandten waren Thomas Zamoisky, Woiwode von Kiew, Wenzel Leszinsky, Kronkanzler, Wessolowsky, litthauischer Marschall, und Ernst Denhof, Staroſt von Dorpat; das schwedische Interesse vertraten der Reichskanzler

Oxenstierna, Dieterich von Falkenberg, Salvius und Erich Soop. Die erste Zusammenkunft fand statt den 12. Okt. Das steifste Cermoniel herrschte bei diesem Kongresse, kein Theil wollte sich im Geringsten etwas vergeben; der polnische Hochmuth, der so tief verlezt war durch die schwedischen Triumphe, suchte sich hinter der feierlichsten Abgemessenheit zu verstecken, und die Schweden, die ihre Gegner verachteten, wollten sie ihre Ueberlegenheit recht tief fühlen lassen. Nachdem die Gesandten sich in das gemeinschaftliche für den Kongreß bestimmte Zelt begeben hatten, starrten sie sich eine gute Zeitlang gegenseitig an, ohne eine Wort zu sprechen, oder sich zu grüßen, weil keiner dem andern diese Ehre zuerst erweisen wollte. Endlich brach einer von den Polen die tiefe Stille, und hielt eine lange Rede über die Dauer und das Unheil dieses Krieges, so wie über die friedliebende Gesinnung des Königs von Polen. Aber erst bei der dritten Zusammenkunft den 16. Okt. rückten die Polen mit ihren Anträgen heraus. Aber wie erstaunten die schwedischen Bevollmächtigten, als sie folgende Vorschläge vernahmen: 1) Dem Könige von Schweden soll der Thron und der Titel auf seine Lebzeit gelassen werden, aber nach seinem Tode fällt die Krone an Sigismund oder seine Söhne; 2) die Kinder Gustavs erhalten nach dem Tode ihres Vaters das Herzogthum Südermannland zum ewigen Besitz. Dagegen 3) tritt Schweden sogleich Esthland, Karelien, Liefland, sammt allen andern irgendwo unter Gustav gemachten Eroberungen an Polen ab, ausserdem bezahlt die Krone Schweden, so lange Gustav lebt, einen jährlichen Tribut von 100,000 Thalern an den rechtmäßigen König Sigismund, und steuert die polnischen Prinzessinnen, Sigismunds Töchter, nach schwedischer Sitte aus; den polnischen Prinzen steht es ferner frei, nach Schweden zu kommen, wann sie wollen, oder ihre Bedienten in beliebiger Anzahl hinüberzuschicken. Endlich 4) alle schwedischen Verbannten dürfen in ihre Heimath zurückkehren, und werden wieder in den Besitz ihrer Güter gesezt. — Wären diese Bedingungen von den Schweden selbst geschmiedet worden, um die Polen verhaßt zu machen, wie einige Schriftsteller dafür halten, die an eine solche Unverschämtheit eines unterliegenden Feindes nicht glauben wollen: so hätten sie ihren Plan klug berechnet. Allein die Sache hat ihre Richtigkeit, und diese Anträge sind nur ein neuer Beweis von der Blindheit Sigismunds. Die schwedischen

Abgesandten ließen sich, wie man denken kann, gar nicht ein; sie boten Waffenstillstand bis zum Tode Sigismunds an; da aber die Polen nichts davon hören wollten, ging man unverrichteter Sache auseinander.

Die günstige Jahrszeit war jezt verstrichen, die beiden Heere bezogen Winterquartiere. Gustav übergab den Oberbefehl in Preussen dem Reichskanzler Oxenstierna, und segelte Anfangs November von Pillau aus nach Stockholm. Lauter Jubel empfing ihn, die Freude war um so größer, weil ihm am 8. Dezember, wie wir oben erzählt, eine Thronerbin geboren ward. Der König berief zu Anfang 1627 die Reichsstände zusammen, um ihnen Rechenschaft vom Ausgange des lezten preussischen Feldzugs zu geben. In der Rede, mit welcher er die Versammlung eröffnete, sprach er von seinen Bemühungen, den für Schweden so lästigen Krieg zu beendigen, und von dem übermüthigen Betragen des Königs von Polen, der, obgleich überall geschlagen, dennoch wie ein Sieger Gesetze vorschreiben wolle. Ein ungetheiltes Gefühl der Entrüstung gegen Polen, und der feste Entschluß, ihren glorreichen König zu unterstützen, sprach sich in allen Anwesenden aus. Um Sigismunds Stolz zu demüthigen, erklärten die Stände die neugeborne Prinzessin Christina zur Erbin der Krone. Zugleich vereinigte man sich über die Bedingungen, auf welche allein Frieden mit den Polen geschlossen werden solle. Sigismund müsse auf alle seine vermeintlichen Rechte an die Krone von Schweden und die zum schwedischen Reich gehörigen Länder feierlich verzichten, ausserdem ganz Liefland an Schweden abtreten, dann werde Schweden die in Kurland, Litthauen und Preussen eroberten Plätze zurückgeben. Nur unter diesen Bedingungen solle Frieden geschlossen werden. Zur kräftigen Fortsetzung des Kriegs wurde eine neue Rekrutirung und neue Auflagen ohne Widerrede bewilligt, der Adel leistete sogar für ein Jahr auf seine Privilegien in Betreff der Steuerfreiheit Verzicht.

Das Frühjahr 1627 zeichnete sich auch durch einige Akte der Gesetzgebung aus. Gustav erneuerte die frühere Verordnung, welche allen fremden Protestanten, die um der Religion willen aus ihrer Heimath vertrieben waren, freien Eintritt in das schwedische Reich gestattete. Es wurde ihnen auf gewisse Zeit Freiheit von Abgaben und das Recht zugesichert, nach beendigtem Kriege in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn sie es nicht vorzögen,

auf immer in Schweden zu bleiben. Gustav beabsichtigte, durch diese Verfügung namentlich den deutschen Lutheranern eine Freistätte zu eröffnen, die damals unter dem fürchterlichen Drucke Oestreichs erlagen. Um seinen Unterthanen neue Hülfsquellen zu verschaffen, traf Gustav zugleich Vorkehrungen zu Gunsten des auswärtigen Handels. Schon im Jahr 1624 war ein Niederländer Wilhelm Usselinq aus Antwerpen nach Schweden gekommen, und hatte den Vorschlag zu einer Kompagnie für den amerikanischen Handel gemacht; im Frühjahr 1627 wurde die Gesellschaft privilegirt und erhielt das ausschließliche Recht, jenseits der Straße von Giberaltar Handel treiben zu dürfen. Die Theilnahme stand allen schwedischen Unterthanen und auch Ausländern frei; Fremde, die nach Schweden zogen, und ein Kapital von 25,000 Thalern einsezten, erhielten Freiheit von Abgaben. Für jedes 100,000 Thaler, das beigeschossen wurde, erwählten die Mitglieder einen Direktor; wählen durfte indeß nur, wer 1000 Thaler eingesezt, wählbar waren diejenigen, welche sich mit 2000 Thalern interessirt hatten. Die Krone versprach selbst mit 400,000 Thalern beizutreten. Der Hauptsitz der Compagnie sollte die Stadt Götheborg seyn. An Zöllen bezahlte die Gesellschaft bloß 4 Prozent von dem Werth der eingeführten Waaren. Sie war berechtigt im Namen des Königs mit den Mächten der fremden Welttheile Verträge abzuschließen und Colonien anzulegen; hingegen durfte sie kein Volk feindlich angreifen, sondern sollte sich bloß auf die Vertheidigung beschränken. Es wurden auf Befehl des Königs Schriften verbreitet, in welchen die Vortheile, welche der Colonialhandel einem Staate gewähre, und die natürlichen Vorzüge, die Schweden vor andern Länder dazu geschickt machen, auseinander gesezt waren. Auch wurde der fromme Nebengrund nicht vergessen, daß Schweden auf diesem Wege Gelegenheit finde, die Wahrheiten der christlichen Religion unter heidnischen Nationen zu verbreiten. Die Gesellschaft fand viele Theilnahme unter allen Ständen, und es kamen bedeutende Summen zusammen.

Während Gustav in Stockholm verweilte, waren dem schwedischen Heere in Preussen mehrere Unfälle zugestoßen. König Sigismund hatte bei seiner Abreise aus Preussen den Oberbefehl über die polnische Heeresmacht, die großentheils in der Gegend von Dirschau kantonirte, dem General Koniecpolski übergeben, der früher mit vielem Ruhme gegen die Türken und

Tartaren gefochten. Koniecpolski beunruhigte den Winter über die Schweden in ihren Quartieren, schickte Streifpartien in den Werder von Marienburg und ließ die um Elbing liegenden Dorfschaften plündern; selbst die Danziger Ländereien wurden nicht verschont, obgleich die Stadt unter Sigismunds Scepter stand. Bald wagten die Polen größere Unternehmungen. Zwar mißlang ihnen ein Versuch auf die Veste Dirschau, welche sie überrumpeln wollten, dagegen nahmen sie das Städtchen Wormdit weg, worin 140 Schweden lagen. Der Befehlshaber hatte sich mit der Besatzung freien Abzug ausbedungen, er wurde wegen Pflichtversäumniß zu Marienburg vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt; die geringeren Befehlshaber traf Gefängnißstrafe. Unaufhörlich lagen die Danziger dem polnischen Feldherrn an, daß er etwas zum Schutze ihrer Stadt unternehmen möchte. Danzig befand sich in einer sehr bedrängten Lage. Alle größeren Orte ringsum, Pillau, Dirschau, Elbing, Meve, Putzig, das Danziger Höft (Haupt) waren von den Schweden besezt, welche zu Land, wie zur See der Stadt die Communikation abschnitten. Besonders lästig war den Danzigern die Besatzung von Putzig, von wo aus schwedische Kaper auf alle Schiffe Jagd machten, die in die Weichselmündung einlaufen wollten. Deßwegen beschloß Koniecpolski, Putzig anzugreifen. Er brach Ende März mit 3000 Mann aus dem Lager unweit Dirschau auf, und berannte die Stadt. Die Danziger ließen zu dem Belagerungsheere 200 ihrer Soldaten stoßen, und versahen Koniecpolsky mit grobem Geschütz, Ingenieuren und Munition. Der General Gustav Horn lag mit 400 Schweden in der Stadt. Er vertheidigte sich tapfer; allein als die sehnlich erwartete Hülfe ausblieb, nöthigte ihn zulezt Mangel an Lebensmitteln, und die Besorgniß, durch einen Sturm, der stündlich erwartet wurde, seine ganze Mannschaft einem gewissen Verderben auszusetzen, am 2. April 1617 den Platz gegen eine gute Kapitulation und freien Abzug zu übergeben. Die Einnahme von Putzig war für die Danziger ein Ereigniß von großer Wichtigkeit, denn nun war ihre Verbindung mit Deutschland wieder hergestellt, und sie hatten für ihre Schiffe, die aus der Nordsee kamen, nichts mehr zu fürchten.

Im nämlichen Monat führte Koniecpolski einen noch kühneren Streich aus. Seit einiger Zeit war für Rechnung

des Königs von Schweden in Meklenburg und den umliegenden Landschaften Kriegsvolk geworben worden, das zu Roß und zu Fuß etwa 1500 Mann stark mit Anfang des Frühlings unter den beiden Obersten Teuffel und Streif durch Pommern nach Preußen heranrückte. Kaum hatte Koniecpolski nach der Einnahme von Putzig sichere Kundschaft von ihrem Anzuge erhalten, als er ihnen auf die Gränze entgegen ging. Er traf sie diesseits Lauenburg, ohne sie jedoch zum Stehen bringen zu können, sie flohen vielmehr davon mit Hinterlässung ihres Gepäcks, und suchten Sicherheit in Hammerstein, einem Städtchen in Pommerellen. Koniecpolski verfolgte sie in größter Hast bis vor diesen Ort, und schloß sie ein. Anfangs vertheidigten sich diese neugeworbenen Truppen, bis Mangel an Brod einriß, und ihr Pulver verschossen war. Nun empörten sie sich gegen ihre Offiziere, brachen aus der Stadt heraus und schlossen mit Koniecpolski den 15. April folgende Kapitulation: die beiden Obersten sammt den übrigen Offizieren ergeben sich auf Gnade oder Ungnade, und werden als Kriegsgefangene nach Polen geschickt, alles Heergeräthe gehört dem Sieger: das gefangene Fußvolk tritt in polnische Dienste; die Reiter dürfen, sofern sie es nicht vorziehen, ebenfalls polnischen Sold zu nehmen, nach Teutschland zurükkehren, doch müssen sie vorher schwören, binnen einem Jahre und sechs Wochen nicht mehr gegen die Krone Polen zu fechten.

Nicht so glücklich waren die Danziger mit einem andern Unternehmen gegen die Schweden. Auf dem Punkte, wo die Weichsel sich unweit Fürstenwerder in zwei Arme theilt, von denen der eine links Danzig zuströmt, der andere in das frische Haff fällt, stand eine Schanze, das Danziger Höft oder Haupt genannt, welche die Schweden zu Anfang des Feldzugs von 1626 besezt hatten. Schon im Januar 1627 versuchten es die Danziger, diese Veste durch Kriegslist zu überrumpeln. Sie versteckten eine Anzahl von Soldaten in Schlitten, die mit Heu beladen waren, und schickte sie unter Bedeckung einiger hundert Mann, die in mäßiger Entfernung den Schlitten folgten, gegen die Schanze. Als aber der Zug vor den Kanonen des Forts angekommen war, gingen die Bauern, welche die Schlitten führten, und Befehl hatten, die Palliſaden nieder zu hauen, mit den Pferden durch, wodurch das ganze Unternehmen mißglückte. Anfangs Mai 1627 wiederholten die Danziger den Versuch; jedoch dießmal noch unglücklicher.

Oxenstierna hatte Wind von dem Plane erhalten, und von Marienburg aus 600 Mann Verstärkung in das Höft geworfen. Als das kleine Heer aus Danzig ankam, machten die Schweden einen Ausfall, und schlugen den Feind zurück, der etwa 50 Mann, 3 Kanonen, seine ganze Ammunition und das Schanzgeräthe verlor.

Im Ganzen kamen die Schweden, wie man sieht, während des Winters in Nachtheil, und es war Zeit, daß Gustav Adolph wieder auf dem Schauplatze erschien.

Zwölftes Kapitel.

Der Feldzug des Jahres 1627.

Den 14. Mai ging Gustav mit einer Verstärkung von 6000 Mann frisch ausgehobener Truppen zu Elfsnaben unter Segel, und erschien am 18. vor Pillau. Er mußte sich vor Allem gegen seinen Schwager von Brandenburg wenden. Der Churfürst Georg Wilhelm war nämlich schon im Januar dieses Jahres mit 4000 Mann zu Fuß und 600 Pferden nach Preußen gekommen, angeblich, weil er den Neutralitätsvertrag, den die Stände seines Herzogthums im vorigen Jahre mit Gustav Adolph abgeschlossen, nicht billigen könne, in der That, weil ihm die Polen keine Ruhe ließen mit der Forderung, seiner Lehenspflicht Genüge zu thun. In Marienwerder fand sich der polnische Unterfeldherr bei ihm ein, und forderte ihn auf, die mitgebrachten Völker der Krone Polen zu überlassen. Der Kurfürst lehnte dieses Ansinnen unter dem Vorwande ab, daß er seine Soldaten zur Deckung des Herzogthums brauche, dagegen beklagte er sich gegen die Polen, daß man ihn am Hofe Sigismunds eines Einverständnisses mit den Schweden beschuldige, welche doch die herzoglichen Länder hart mitgenommen hätten. Er begab sich hierauf mit seinem kleinen Heere nach Königsberg. Kaum war er daselbst angekommen, als der schwedische Statthalter in Preussen, Oxenstierna, die Anfrage machen ließ, ob die Stände des Herzogthums und der Kurfürst die vertragsmäßige Neutralität zu halten gesonnen seyen; die Antwort war, Königsberg werde

der Neutralität treu bleiben, der Kurfürst dagegen habe sich entschlossen, die polnische Parthei zu ergreifen. Mit dieser halben Maßregel sollten, wie man sieht, beide Theile befriedigt werden; die Schweden konnten zufrieden seyn, wenn die wichtigste Stadt Preussens, die alle übrigen nach sich zog, sich zu ihren Gunsten erklärte, die Polen mußten sich mit dem Namen des Kurfürsten und seinem Worte begnügen. Vielleicht hätte sich Georg Wilhelm für den Augenblick wenigstens, offen für Schweden erklärt, wäre nicht gerade damals der Burggraf Hannibal von Dohna, als kaiserlicher Gesandter bei ihm eingetroffen, um ihn für das katholische Interesse zu stimmen. Der Kurfürst spielte überhaupt in dem ganzen Kriege eine doppelte und entgegengesezte Rolle; so lange er bloß seinem Instinkt folgte, der ihm, wie jedem großen Vasallen, die Schwächung seines Lehnherrn, des Königs von Polen wünschenswerth machte, neigte er sich auf die schwedische Seite, wenn aber die Polen mit Macht an seine Thüre klopften, und im Falle waren, ihm drohen zu können, oder so lange fremde Einflüsterungen, namentlich die seines, vom kaiserlichen Hofe bestochenen Ministers Schwarzenberg das kurfürstliche Ohr besaßen, senkte sich die Wagschale zu Gunsten der Katholiken. Der obengenannte kaiserliche Gesandte bewog ihn dießmal, seine Stadt Pillau den Schweden wieder zu entreißen. Der Kurfürst hatte sich wirklich zu diesem Zwecke zu Lochstädt, einem nur wenige Stunden von Pillau entfernten Städtchen verschanzt. So standen die Sachen, als der König von Schweden den 18. Mai in dem Hafen von Pillau landete.

Gustav Adolph mußte vor Allem mit seinem Schwager ins Reine kommen. Er schob deßhalb die mitgebrachten Regimenter vor Pillau hinaus, in der Richtung von Lochstädt, und schlug so ganz in der Nähe des Kurfürsten sein Lager, daß die beiderseitigen Schildwachen mit einander reden konnten. Der Kurfürst schickte zu wiederholten Malen Boten an den König, um mit ihm zu unterhandeln. Salvius, dessen Berichte an den Reichsrath von Schweden wir diese Erzählung entnehmen, macht darüber folgende Bemerkung: »man sah wohl, daß der Kurfürst nicht mit dem Könige brechen wollte, er würde gerne gutes Einverständniß mit uns erhalten haben, hätten ihn nicht die Drohungen der Polen, welche von ihm verlangten, daß er sich Pillaus wieder bemächtige, in die größte Verlegenheit gesezt.« Doch von

wem jezt die nächste Gefahr drohte, das war der König von Schweden. Gustav ließ seinem Herrn Schwager 24 Stunden Bedenkzeit, nach Verfluß dieser Frist wurde folgender Vertrag zwischen Schweden und Kurbrandenburg abgeschlossen, der bis Michaelis des laufenden Jahres dauern sollte: »Der Kurfürst verspricht gegen Pillau nichts Gewaltthätiges vorzunehmen, Lochstädt mit keinen neuen Werken zu versehen, sondern es im jetzigen Zustand zu belassen, und in der Umgegend keine Truppen zusammen zu ziehen; dagegen gelobt der König von Schweden, in dem brandenburgischen Preussen nicht mehr Soldaten zu halten, als zur Beschützung von Pillau und seiner Schanzen nothwendig sind.«

Freilich wurde dieser Vertrag vom Kurfürsten schnell wieder gebrochen, wie wir weiter unten sehen werden. Gustav hatte indeß wenigstens für den Augenblick den Rücken frei und konnte sich mit dem Hauptheere, das noch immer um Dirschau lagerte, vereinigen. Der Plan des neuen Feldzuges, wie des vorigen, ging dahin, Danzig einzunehmen, und das polnische Heer aus dem Lande zu schlagen. Schon war um die Mitte Mai die schwedische Flotte unter dem Admiral Karl Karlson Gyldenhielm auf der Danziger Rhede angekommen, und blokirte die Stadt zur See, sie stieß auf sieben Danziger Kriegsschiffe, von denen zwei glücklich den Hafen der Stadt erreichten, die fünf übrigen entflohen nach Colberg, von wo sie einige Tage später zurückkehrten, und sich unter dem Schutze der Nacht glücklich durch die schwedische Flotte durchschlugen.

Ende Mai zog Gustav nach dem Danziger Höfte, musterte seine Soldaten bei Bärwald, und gab Befehl, daß bei Dirschau eine Schiffbrücke über die Weichsel geschlagen werde. Ehe er selbst nach diesem Orte aufbrach, wollte er den Feldzug mit einem kühnen Handstreiche eröffnen. Gegenüber dem Höfte, auf dem linken Weichselufer hatten die Danziger bei dem Dorfe Käsemark eine große Schanze aufgeworfen, die mit Soldaten der Stadt und polnischen Dragonern und vielem Geschütze besezt war. Diese Schanze sollte überrumpelt werden, und Gustav wollte die Unternehmung in eigener Person leiten. In der Nacht des 2. Juni bestieg er mit 600 Mann 18 große Böte. Schon waren die Schweden unvermerkt unter die Schußweite der Kanonen des Forts gekommen, als durch die Ungeschicklichkeit der Soldaten

Gustavs, die mit dem Fechten besser umzugehen verstanden, als mit dem Rudern, die Schiffe aneinander geriethen, und einen lauten Lärm verursachten. Hiedurch auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht, erhob die Besatzung der Schanze ein heftiges Feuer, das nothwendig mörderisch wirken mußte, weil der Feind so nah war. Mehrere schwedische Offiziere und Soldaten wurden getödtet, viele verwundet, der Graf von Thurn erhielt einen Schuß durch den Arm, und was das Schlimmste war, Gustav selbst traf eine Musketenkugel in die rechte Hüfte. Die Schweden geriethen in Unordnung, als sie ihren König verwundet sahen, die Unternehmung mußte aufgegeben werden, doch war die Wunde nicht gefährlich; schon nach wenigen Tagen konnte sich Gustav nach Dirschau begeben, wo er 12 Regimenter Fußvolk zusammenzog.

Hier beobachtete er das polnische Heer unter Koniecpolski, das nur eine Stunde von dem schwedischen lagerte. Gustav war entschlossen den Polen eine Schlacht anzubieten, oder im Weigerungsfalle ihr Lager anzugreifen, als er die Nachricht erhielt, daß der polnische General Potoski, der im Bisthum Ermeland ein kleines Heer befehligte, darauf umgehe, die Stadt Braunsberg zu überrumpeln. Sogleich brach der König mit 7000 Mann und 10 Kanonen aus dem Lager auf, um die bedrohte Stadt zu entsetzen. Aber noch ehe er vor ihren Mauern ankam, waren die Polen durch die schwedische Besatzung schon genöthigt worden, ihren Plan aufzugeben. Sie hatten nämlich Einverständnisse mit einigen Bürgern von Braunsberg angezettelt, in Folge deren es ihnen gelang, einen Stollen unter der Stadtmauer durchzugraben, der in den Keller eines der verschworenen Bürger auslief. Schon waren viele Polen durch diesen Gang eingedrungen, als der schwedische Kommandant noch zur rechten Zeit Nachricht erhielt. Die Besatzung fiel mit größter Wuth über die Eingedrungenen her, die, welche schon in der Stadt waren, wurden niedergestoßen, in dem Keller selbst und in dem Stollen entspann sich ein hitziges Gefecht, das zum Nachtheil der Polen endigte. Als Gustav vor Braunsberg am 18. Juni erschien, fand er die Polen nicht mehr, sie waren den Abend zuvor in solcher Eile abgezogen, daß sie einige ihrer Fahnen zurückließen. Gustav verfolgte die Fliehenden mit seiner Reiterei; erst bei Wormditt erreichte er den Feind, der sich in Schlachtordnung auf der Ebene vor der Stadt aufgestellt hatte. Der König glaubte, die Polen

würden ihm eine Schlacht anbieten, die er anzunehmen entschlossen war, nur mußte er vorher sein Fußvolk erwarten, das auch am Abend desselben Tages zu ihm stieß. Allein während der Nacht brach die feindliche Reiterei in aller Stille auf und zog sich in das innere Land zurück, das Fußvolk dagegen warf sich nach Wormditt und steckte die Vorstädte in Brand, weil man glaubte, Gustav werde den Platz belagern. Dieß lag jedoch nicht in der Absicht des Königs, da die Belagerung dieses Ortes, der gut befestigt war, ihm unter den gegenwärtigen Umständen zu viel Zeit gekostet haben würde. Er begab sich mit dem Heere zurück nach dem Lager vor Dirschau.

Dort angekommen erfährt er, daß Koniecpolski seine Abwesenheit benüzt habe, um Meve zu berennen, welche Stadt bereits hart von den Polen bedrängt werde. Gerne wäre Gustav sogleich der bedrohten Besatzung zu Hülfe geeilt, allein der Zustand seiner Truppen machte ihm dieß unmöglich; die Reiterei hatte auf dem lezten Zuge viele Pferde verloren, und das Fußvolk war durch die langen und mühsamen Märsche aufs tiefste erschöpft. Der König mußte daher nothgedrungen seinem Heere einige Ruhe gönnen, und da er überdieß glaubte, die Besatzung von Meve werde sich noch längere Zeit halten können, so beschloß er vorher einen Schlag in der Nähe auszuführen. Es sollte nämlich ein zweiter Versuch gegen die Danziger Schanzen, gegenüber von Höft gemacht werden. Am 12. Juli rückte er mit dem ganzen Heere nach Höft. Sogleich begannen die Schweden rings um die Befestigungen der Danziger Werke aufzuwerfen. Gustav wollte den Feind nicht eher angreifen, als bis alle Verbindungen des Forts mit der Stadt Danzig abgeschnitten seyn würden. In demselben lagen gegen 1200 Mann, wovon die eine Hälfte Soldaten der Stadt unter dem Obersten Lysemann, die andere Hälfte Polen waren. Das Fort selbst befand sich in trefflichem Vertheidigungszustande. Lysemann merkte indeß die Absicht der Schweden; noch ehe die feindlichen Werke fertig waren, verließ er am dritten Tage nach Anfang der Belagerung die Schanzen und schlug sich glücklich mit dem größten Theil seiner Soldaten nach der Stadt durch, nur etwa 100 Mann seiner Leute wurden gefangen. Nicht so gut ging es den Polen, die sich länger aufgehalten hatten, sey es, weil sie sich schämten, das Fort ohne Kampf zu verlassen, oder, wie andere Nachrichten

behaupten, weil sie sich des Gepäcks bemächtigen wollten, das die Danziger bei ihrer eiligen Flucht zurückgelassen. Sie wurden sammt und sonders abgeschnitten, der Major Aston, ein Schotte, und der Oberst Friedrich Dennhof fielen mit 400 Mann in die Hände der Schweden, weitere 200 Mann wurden beim Angriff auf das Fort getödtet. Die Sieger fanden in der Schanze 12 Kanonen und eine große Masse Lebensmittel und Munition.

Durch diese wichtige Eroberung war Gustav Meister der Weichsel bis vor die Thore von Danzig geworden. Aber während hier der Würfel des Kriegs zu seinen Gunsten fiel, hatte er auf einer anderen Seite bereits einen bedeutenden Verlust erlitten. An demselben Tage, an dem das schwedische Heer unter Gustavs Befehl nach dem Höft zog, um das Fort von Käsemark anzugreifen, war Meve von Koniecpolski eingenommen worden, den 12. Juli. Zwar erhielt die schwedische Besatzung freien Abzug, doch war Gustav mit dem Betragen der Truppen nicht zufrieden; er sagt in einem Briefe an Jakob de la Gardie, Meve sey weit mehr durch die Fehler der schwedischen Besatzung, als durch die Tapferkeit der Feinde gefallen. Jedenfalls überwog der nachtheilige Eindruck, den der Verlust Meves für die Angelegenheiten Schwedens hervorbrachte, die Vortheile, welche die Eroberung des Käsemarker Forts verschaffte. Gustav mußte dieß bald erfahren. Kaum war nämlich Meve gefallen, als der Kurfürst den Einflüsterungen der Polen wieder sein Ohr lieh, den Vertrag von Lochstädt vergaß, seinen Unterthanen allen Verkehr mit den in schwedischer Gewalt befindlichen Städten, und die Zufuhr von Lebensmitteln in das schwedische Lager untersagte, ja sogar sich anschickte, 1800 Mann mit 6 Kanonen zu den Polen stoßen zu lassen. Gustav wollte Anfangs gar nicht glauben, daß sein Schwager so treulos gegen ihn handeln könne. Als aber von allen Seiten Bestätigungen der erhaltenen Nachricht einliefen, beschloß er sich zu rächen, und dem Uebel zuvorzukommen, so lange es noch Zeit sey. Der Kurfürst hatte sich, wahrscheinlich zur Erholung von den Anstrengungen seines unblutigen Feldzuges, von Berlin seine Jagdhunde und sein Silbergeschirr nachkommen lassen, und diese Sendung war damals eben in dem Hafen von Pillau angekommen. Gustav befahl sie mit Beschlag zu legen, zugleich brach er am 22. Juli mit dem größten Theil seiner Reiterei, und etlichen Regimen en zu Fuß von Käsemark

auf, um die Brandenburger zu empfangen, ehe sie sich mit den Polen vereinigen konnten. Mit dem Rest des Heeres blieb der Reichskanzler in Höft, um die Weichsel zu bewachen und neue Befestigungswerke aufzuführen. Als der König im brandenburgischen Preussen angekommen war, erfuhr er, daß die Truppen des Kurfürsten bereits ihren Marsch angetreten hätten. Aus Besorgniß, sie möchten ihm entwischen, schickte er den Grafen von Thurn mit 11 Schwadronen Reiterei voraus, mit dem Befehl, den Feind so lange aufzuhalten, bis das Hauptkorps nachgeeilt seyn würde. Schon am folgenden Tage erhielt Gustav die Nachricht, daß Thurn den Feind erreicht habe. Voll Ungeduld, den gewissen Sieg mit seinem Feldherrn zu theilen, nahm Gustav den Rest der Reiterei und ließ das Geschütz und das Fußvolk, das wegen der drückenden Hitze nicht schnell genug marschiren konnte, unter dem Feldmarschall Horn zurück. Am 17. Juli bei Anbruch des Tages erreichte er die Brandenburger, sie waren bereits in einem kleinen Flecken unweit des Städtchens Mohrungen, von Thurn und seinen Reitern eingeschlossen. Der Sieg kostete keine Wunde, ja keinen Schuß. Denn als sich die Brandenburger von allen Seiten eingeschlossen sahen, verlangten sie zu kapituliren. Es waren 1800 Mann zu Fuß und 4 Schwadronen Reiter, lauter prächtige Leute, wie Gustav in einem Briefe an den schwedischen Reichsrath versichert, trefflich gekleidet und bewaffnet, mit 5 Kanonen und der nöthigen Munition. Man erfuhr nachher von den Offizieren, daß sie Befehl gehabt hätten, sich mit den Schweden zu schlagen, wenn sie auf dem Marsch angegriffen würden. Die widerstandlose Ergebung der Brandenburger wurde hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß ihr General Kalkstein schon am Abend zuvor in die Hände einer Abtheilung Schweden gefallen war, welche er in der Dunkelheit der Nacht für seine eigene Leute hielt.

Man rieth Gustav, an diesen Truppen Rache zu nehmen, für die Behandlung, welche die Obersten Streif und Teuffel im Frühjahre hatten erdulden müssen, allein er wollte seinem Schwager nur eine kleine Züchtigung geben, und nicht ihn für immer sich zum Feind machen. Das Geschütz, die Fahnen, alle Offiziere sammt 2 Kompagnien Fußvolk, und 2 Schwadronen Reiter wurden dem Kurfürsten zurückgeschickt, mit der Erinnerung, er möchte in Zukunft besse ve Vorsorge für sein Volk und Geschütz

tragen. Der Rest, bestehend aus 1200 Mann zu Fuß und 200 Reitern, mußte schwedische Dienste nehmen, und zwar so, daß die Reiter unter schwedische Schwadronen vertheilt, dagegen aus den Fußknechten ein besonderes Regiment errichtet wurde, welches nach der Farbe seiner Fahnen später das gelbe hieß.

Einige Tage nach diesem Vorfalle schickte Gustav seinen Sekretär zu dem Kurfürsten, um sich über den Bruch der Neutralität zu beklagen, und die Stadt Königsberg aufzufordern, daß sie die Verträge halten solle. Zu gleicher Zeit mit den Schweden erschienen auch polnische Gesandte in Königsberg, welche den Bürgern ihre Vorliebe für den König von Schweden hart verwiesen, und von ihnen begehrten, daß sie sich nicht von der Sache des Kurfürsten ihres Herrn trennen. Die Königsberger gaben den Polen eine ausweichende Antwort, dagegen wiederholte der Kurfürst sein Versprechen, der Regierung Sigismunds gegen Schweden Hülfe leisten zu wollen. Der schwedische Sekretär wurde mit der Drohung zurückgeschickt, daß der Kurfürst offene Gewalt brauchen werde, wenn Gustav nicht die von ihm besetzten Plätze des herzoglichen Preussens räume. Gustav erwiederte die Drohung mit einer andern noch stärkern, zugleich ließ er seinem Schwager eine neue Uebereinkunft unter folgenden Bedingungen antragen: »die Unterthanen beider Theile treiben freien Verkehr und Handel, die Bürger von Königsberg sollen wegen der Neutralität nicht beeinträchtigt werden, der Kurfürst darf keine Soldaten im herzoglichen Preussen werben, noch solche aus andern Orten, namentlich nicht aus dem polnischen Lager an sich ziehen.« Der Kurfürst, der wie man sieht, zu allem gezwungen seyn wollte, ließ sich diese Vorschläge gefallen, und Gustav hatte nun den Rücken wieder frei.

Mittlerweile war das schwedische Heer über Marienburg wieder nach dem Lager von Dirschau zurückgezogen, wohin sich der König zu Anfang August ebenfalls begab. Da das polnische Hauptheer unter Koniecpolski nur eine Stunde weit von dem schwedischen entfernt lag, so mußte es zu einem Treffen kommen, das Gustav seiner Seits sehnlich wünschte. Neun Regimenter Fußvolk und die ganze Reiterei waren im schwedischen Lager vereinigt. Der König rekognoscirte den Feind, abermal mit großer Gefahr seines Lebens. Am 11. August rückte er aus, begleitet von 5 Schwadronen Reitern, um das feindliche Lager zu besichtigen, unter Wegs stößt er auf 8 Kompagnien Husaren, die er anfällt,

zerstreut, aber auch von der Hitze der Verfolgung so hingerissen wird, daß er seine Leute ganz aus den Augen verliert. Eben betrachtet er von einem Hügel herab, durch ein Fernglas das feindliche Lager, als zwei polnische Reiter heranschleichen; der König merkt die drohende Gefahr, in der er schwebt, nicht eher, als bis ein herbeieilender Page ihn mit lauten Geschrei darauf aufmerksam macht. Kaum hatte Gustav Zeit vom Leder zu ziehen, wie einer der Polen schon nach ihm ausfällt, und mit einem Hiebe das Stichblatt vom Degen des Königs herabschlägt, mit dem zweiten den Rand seines Hutes abtrennt; der König stößt jezt dem Angreifer den Degen durch den Leib, den andern Polen erlegte der Page mit einem glücklichen Pistolenschuß. Dießmal kam Gustav mit dem bloßen Warnen der Gefahr davon, aber nicht so an den folgenden Tagen.

Am 17. August zog der König mit seiner ganzen Reiterei aus seinem Lager, und stellte sie in Schlachtordnung, gegenüber dem feindlichen Lager, das, wie wir gesagt haben, in der Nähe stand; einige Schwadronen Reiterei wurden vorangeschickt, um die Polen zum Gefechte herauszufordern. Zwischen beiden Heeren lag eine Ebene, ein wenig hoch, dabei ganz offen und frei, ohne Bäume und Gräben, auf der einen Seite begränzt von Anhöhen, auf der andern durch die Niederungen der Weichsel. Am Saume der Ebene floß ein Bach, und zwar so hart am Lager der Polen vorbei, daß man von vorne nur durch zwei Zugänge über Brücken in dasselbe gelangen konnte. Als der Feind gegen zwei Uhr Mittags die schwedische Reiterei in Schlachtordnung erblickte, ließ er die seinige über jene Zugänge rücken, besezte mit einem Theile derselben die obengenannten Anhöhen und stellte den Rest in der Ebene auf. Gustav, der sich durch die unerwartete Besetzung der Anhöhen für den Augenblick im Nachtheile sah, gab seinen Truppen Befehl, sich hinter die Verschanzungen, die vor dem schwedischen Lager aufgeworfen waren, zurückzuziehen, um nicht gezwungen zu werden, sich wider seinen Willen in ein Gefecht einlassen zu müssen. Diese Bewegung hielt der Feind für eine Folge der Furcht, und begann, ohne jedoch die Schweden zu verfolgen, aber im Angesicht des schwedischen Lagers, vorwärts von jenen Zugängen neue Schanzen aufzuwerfen. Der König durch diesen Beweis von Uebermuth beleidigt, beschloß jezt die Polen anzugreifen. Mittlerweile hatte sich die Hauptmasse der feindlichen

Reiterei nach dem Lager zurückgezogen. Während nun ein Theil derselben schon an den Brücken angelangt war, und die Reihen auflöste, um hinüber zu kommen, während der andere Theil eine Schwenkung machte, um das Lager von einer andern Seite zu erreichen, gibt Gustav dem Grafen Thurn den Befehl, die Feinde mit 21 Kompagnien Reitern anzufallen. Drei Regimenter Fußvolk sol ten die Kavallerie unterstützen, der Rest blieb zurück, um die Verschanzungen zu bewachen, und den Rückzug der Ausfallenden zu decken, im Fall das Unternehmen nicht gut ablaufen würde. Auf das Wort des Königs breiteten sich die Schweden wieder auf der Ebene aus. Als die Polen den Feind anrücken sahen, kamen sie ebenfalls so schnell als möglich zurück. Sogleich begann das Plänkeln, und bald wurde ein förmliches Treffen daraus. Die Schweden erfochten einen vollkommenen Sieg, den sie nur der Tapferkeit und der treffichen Bewaffnung ihrer Reiterei verdankten, denn die Polen waren an Zahl weit überlegen. Der feindliche Feldherr Koniecpolski gerieth selbst in die größte Gefahr. Während er ins Lager zurückflüchtet, stürzt er, hart von den schwedischen Dragonern verfolgt, vom Pferde. Kaum entkam er, sein Pferd ward gefangen. Gleiches Schicksal hatte sein Schwager Sulkowski. Mehrere hohe Offiziere und eine große Anzahl Soldaten wurden getödtet, 500 schwer Verwundete fielen den Schweden in die Hände. Ausserdem eroberten die Sieger drei Standarten. Sie hatten diesen glänzenden Vortheil mit einem sehr geringen Verlust erkauft. Nur ein Offizier, Peter Biornson, war gefallen, die Obersten Christerson Horn und Wrangel wurden, jener am Arm, dieser an der Hüfte verwundet, Oppelen und Root am Kopfe, sonst verloren die Schweden nur noch wenige gemeine Soldaten. Die ganze feindliche Reiterei, bestehend aus 17 Kompagnien Husaren, 4 Fahnen deutscher Dragoner und einer großen Anzahl Kosaken hatte am Treffen Theil genommen, von den Schweden, wie oben gesagt wurde, nur 21 Kompagnien. Die Polen selbst gestanden ein, noch nie eine so trefflich geübte Reiterei gesehen zu haben, wie die schwedische. Die Sieger hätten ihren Vortheil weiter verfolgt, wenn die Nacht nicht eingebrochen wäre. Gustav ließ zum Rückzuge blasen, um am folgenden Tage das Gefecht zu erneuern.

Am andern Morgen in der Frühe wurde Kriegsrath im schwedischen Lager gehalten. Man beschloß einstimmig das Werk

des gestrigen Tages zu vollenden, und dem Feind eine Schlacht mit Fußvolk und Reiterei anzubieten. Würde er sich weigern zu schlagen, so sollte sein Lager bestürmt, und der Feind vernichtet werden. Am Morgen des 18. August zog Gustav aus mit dem ganzen Heere, 40 Schwadronen Reiterei, 9 Regimentern Fußvolk, 1600 Musketiren und allen Kanonen. Die Schweden stellten sich wie gestern über die Ebene hin in Schlachtordnung auf, aber in dem feindlichen Lager regte sich nichts. Die Polen hatten während der Nacht gegen ihre sonstige Gewohnheit neue Schanzen aufgeworfen; hinter diesen hielt ihre Reiterei, noch voll des Eindruckes, den die Verluste des vorigen Tages auf sie gemacht. Als Gustav sah, daß der Feind nicht herauskommen wollte, rückte er mit seinen Truppen hart vor das feindliche Lager, und sogleich verwandelte sich das schwedische Fußvolk im Angesicht des Feindes in Schanzgräber. Alles arbeitete an Brustwehren, welche die Infanterie gegen die polnischen Kanonen decken sollten. Als sie die nöthige Höhe erreicht hatten, ließ Gustav sein Geschütz hinauf führen und begann die feindlichen Werke heftig zu beschießen. Bald mußten die Polen eine der Schanzen, welche die Zugänge des Lagers beschützten, aufgeben, sie ward sogleich von den Schweden besezt. Diese sahen, wie der Feind im Lager bereits begann das Gepäck aufzuladen, und wie sich Alles zur Flucht rüstete. Um dieß zu verhindern, und die Polen ganz einzuschließen, ließ der König schnell auch auf der rechten und linken Flanke, alle Zugänge besetzen, die zum feindlichen Lager führten. Besonders wichtig war ein Dorf*) auf der linken Seite der Polen, welches das Lager der Feinde beherrschte, Gustav ließ es mit gutem Erfolg durch seine Musketire angreifen. So standen die Sachen Nachmittags. Das polnische Heer schien ohne Rettung verloren, denn ihre beste Waffe, die Reiterei konnte sich in dem engen Raum des Lagers eingedrängt, gar nicht wehren, und das polnische Fußvolk war ganz schlecht. Allein in diesem kritischen Augenblick entreißt den Schweden ein unglücklicher Schuß den gewissen Sieg. Gustav kommandirte in eigener Person die Musketire, welche jenes Dorf stürmten, und untersuchte selbst die verschiedenen Posten. Eben stand er in der Nähe des Dorfes,

*) In dem Briefe des Reichskanzlers, dem wir diese Beschreibung entnehmen, wird dieses Dorf Rakitke genannt.

als der Feind, der sich schon zurückzog, aus einem der lezten Häuschen des Ortes einige Musketen abfeuert. Gustav wird an der rechten Schulter getroffen und sinkt vom Pferde, die Kugel war nur einen Finger vom Halse unter dem Schlüsselbein in die Muskeln der Schulter gedrungen, und hatte den Arm des Königs mit solcher Gewalt in die Höhe getrieben, daß er im ersten Augenblicke glaubte, eine Kanonenkugel habe ihm den Arm weggerissen. Der König gab in der Meinung, tödtlich verwundet zu seyn, Befehl zum Rückzuge. Die Schweden waren in Verzweiflung sich einen glänzenden Siege so unverhofft entrissen zu sehen. Stumm, niedergeschlagen zogen sie nach dem Lager zurück. Man hatte den Truppen gesagt, der König sey nur leicht verwundet, aber sie glaubten es nicht, »denn wenn es wahr wäre, würde man sie nicht mitten im Siege zurückrufen.« Es hieß, Gustav habe das Bewußtseyn bereits verloren, andere sagten er sey todt, oder dem Tode nahe. Die Feinde konnten Anfangs nicht begreifen, warum die Schweden sich in diesem Augenblicke zurückziehen, bis ein Ueberläufer dem General Koniecpolski die Nachricht von der Verwundung des Königs brachte.

Das Blut, das häufig aus Mund und Nase herausdrang, hatte Gustav Anfangs auf die Meinung gebracht, daß die Kehlader verlezt sey; mit vollkommener Ergebung in den göttlichen Willen machte er sich auf den Tod gefaßt. Er wurde zu Wagen nach Dirschau zurückgebracht. Unterwegs blutete die Wunde trotz eines in der Eile angebrachten Verbands fort, und auch aus dem Munde verlor er noch einiges Blut. Zu Dirschau angekommen, ward er dem Leibarzte und Chirurgus übergeben. Man nahm den ersten Verband ab; der Anblick einer so tiefen und gefährlichen Wunde entsezte den Leibarzt so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Könige zu sagen, ein solches Unglück sey unvermeidlich gewesen, weil sich Seine Majestät trotz aller Bitten den Gefahren allzusehr bloßgebe. Gustav antwortete ihm mit dem lateinischen Sprichwort ne sutor ultra crepidam (Schuster bleib beim Leisten). Der Chirurgus untersuchte die Wunde, und entschied, daß sie keine Gefahr drohe, doch meinte er, sey die Kugel zu tief eingedrungen, um herausgezogen werden zu können. Gustav erwiederte hierauf: so mag sie stecken bleiben, und ein Denkmal eines Lebens seyn, das nicht im Müssiggang und unter Genüssen hingebracht wurde. Nichts stehet einem König besser

an, als ein hoher Geist in starkem, abgehärtetem Körper wohnend.« Die vornehmsten Offiziere des Heeres, vor allem der Reichskanzler Oxenstierna machten dem König die dringendsten Vorstellungen, daß er doch seine Person nicht mehr so aussetzen möchte, sie beriefen sich dabei auf die rührendsten Beweggründe, auf die hohe Wichtigkeit des königlichen Lebens, auf das Unglück Schwedens, wenn er weggerafft würde, wie ein gemeiner Mann. Gustav nahm diesen Beweis ihrer Zuneigung gütig auf, sagte aber, daß er seine Person nicht so nothwendig für das Wohl Schwedens erachte, als sie glaubten, Gott werde, wenn es ihm gefalle, über seine Person zu verfügen, gewiß Schweden nicht verlassen, sondern dem Lande neue Beschützer erwecken. »Gott hat mir die Krone verliehen,« sezte er hinzu, »und es ist meine Pflicht, daß ich diese hohe Würde nicht durch Furcht oder Trägheit entehre; und nichts könnte mir Rühmlicheres und Wünschenswertheres begegnen, als wenn ich in der Vertheidigung der Ehre Gottes und der Wohlfahrt meiner Unterthanen, das Leben verlöre.« So fromme Gründe wußte Gustav zu Begründung dessen anzuführen, wozu ihn seine natürliche Herzhaftigkeit trieb.

Es ist nur zu gewiß, daß er im Getümmel der Schlacht die Schonung vernachläßigte, welche der Feldherr, und das Staatsoberhaupt seiner eigenen Person schuldig ist, daß er sich wie ein gemeiner Soldat, an dessen Leben nichts liegt, den fürchterlichsten Gefahren aussezte. Dieß war freilich ein Fehler, aber ein durch die Umstände bedingter, nothwendiger Fehler. Man muß bedenken, daß Gustav sein Leben lang, fast ohne Ausnahme, mit feindlicher Uebermacht zu kämpfen hatte, daß er fortwährend, wie man sagt, großes Spiel spielte; eine einzige verlorne Hauptschlacht stürzte ihn unrettbar ins Verderben, während seine Feinde mehrere Schläge aushalten konnten. In einer solchen Lage waren moralische Mittel nöthig, um das auszugleichen, was an Masse und Zahl abging. Nun gibt es keine kräftigere Triebfeder, um den Soldaten blind zu machen gegen alle Gefahren, als wenn der Feldherr und die Führer mit dem Beispiele der Todesverachtung vorangehen. Der gemeine Mann achtet seines Lebens viel minder, wenn er sieht, daß die Fürsten so gut wie die Geringsten bedroht sind, wenn dieselbe Kugel so gut für den General wie für den Grenadier gegossen seyn kann. Hat der große Feldherr unserer Zeit in diesem Punkte nicht eben so gehandelt, wie Gustav?

In den Jugendtagen seines Ruhmes, so lange er gegen Uebermacht zu kämpfen hatte, setzte sich Bonaparte aus. Sind nicht bei Arcole, als er die Fahne gegen die Brücke trug, seine Begleiter rings um ihn gefallen, wie Gras vor der Sense? Später als er Kaiser und überreich an Kapital von Menschen und Geld geworden, schonte er seine Person sorgfältig, weil es nicht mehr nöthig war, sich Gefahren auszusetzen. Aber nachdem sich das Blatt gewendet hatte, und als die Uebermacht gegen ihn stand, und eine verlorene Schlacht ihm Verderben drohte, handelte er wieder, wie in den Tagen der Jugend und richtete bei Montereau selbst eine Kanone. Vielleicht hätte auch Gustav, wenn ihm das Schicksal die politische Größe vergönnt hätte, zu welcher ihn seine erhabenen Eigenschaften berechtigten, seine Person mehr geschont. Gewiß ist, daß seine hohe persönliche Tapferkeit am meisten dazu beitrug, den schwedischen Soldaten zum ersten Krieger in jener sturmbewegten Zeit zu erheben; und Gustav äusserte selbst bei einer spätern ähnlichen Gelegenheit, wovon wir unten berichten werden: er habe die Erfahrung gemacht, daß wenn er, der König, nichts scheue, seine Soldaten völlig vergäßen, was Gefahr heiße; wenn die Feldherrn nicht gegenwärtig seyen, so werden die Armeen nie hohen Ruhm erringen, nie große Eroberungen machen. Freilich fehlte viel, daß diese Todesverachtung des Königs ein bloßes Werk der Ueberlegung gewesen wäre. Noch andere Gründe wirkten mit, vor allem das heiße Blut, das in des Königs Adern rollte, dieses Erbtheil seiner gothischen Ahnen, deren Streichen die römische Weltmonarchie erlegen war; dann seine Frömmigkeit, vermöge der er sich für ein Werkzeug der Vorsehung, und im schwärzesten Dunkel der Schlacht eben so gut unter dem liebenden Schutze Gottes hielt, als in seinem Pallaste. Auch das Beispiel der bewunderten Alten wirkte darauf ein. Gustav glaubte, nicht die veränderte Kriegsweise sey daran Schuld, daß die Neuern nicht mehr die militärische Größe der Alten erreichen, sondern der Unterschied liege in den Gemüthern. Er pflegte sich auf die bewundertsten Kapitäne des Alterthums zu berufen, »Julius Cäsar sey nie verwundet worden, ob er sich gleich immer an der Spitze seiner Truppen befunden. Alexander habe die Bahn, welche ihn ins Herz des Morgenlandes führte, mit seinem Blute bezeichnet, beim Uebergang über den Granikus sey ihm der Helm bis aufs Haar gespalten worden, bei der Belagerung von Gaza ein Pfeil in

seine Schulter gedrungen, bei verschiedenen andern Gelegenheiten habe er rühmliche Wunden erhalten. Nur solchen Helden strebe er, der König, nach, und nicht den neuen, die Schlachten gewinnen, während sie oft hundert Stunden vom Kampfplatze entfernt seyen.«

Gustav war nach Verfluß einer Woche so ziemlich wieder hergestellt. Wenigstens schreibt Oxenstierna in einem Briefe vom 25. August: der König arbeite bereits wieder allein, nur empfinde er beim Schreiben einen Schmerz im kleinen Finger, weil die Kugel den Nerv verletzt hat, der nach diesem Finger führt. Zu Ende August zeigte er sich wieder seinen fröhlichen Soldaten. Während Gustav krank lag, erlitten die militärischen Operationen auf beiden Seiten vollkommnen Stillstand. Koniecpolski überzeugt, daß sein Heer ohne die Verwundung des Königs von Schweden vernichtet worden wäre, suchte sich zu verstärken. Es zog das Regiment Denhof, das 1000 Mann stark war, aus Danzig an sich. Bald stießen auch 3000 Mann kaiserliche Truppen, welche Ferdinand II. dem Könige Sigismund zu Hülfe geschickt hatte, zum polnischen Heere. Es war dieß der erste Akt offener Feindseligkeit des teutschen Kaisers gegen den König von Schweden. Herzog Adolph von Holstein führte jene Soldaten an.

Wie immer, wenn es den Polen schlecht ging, wurden auch dießmal wieder Friedensunterhandlungen angeregt. Die niederländischen Generalstaaten — die treuen Bundesgenossen Gustav Adolphs, denen es besonders am Herzen lag, dem König die Polen vom Halse zu schaffen, damit er in Teutschland gegen die immer mehr um sich greifende Macht des Hauses Habsburg als Gegengewicht auftreten könne — hatten schon im Frühling dieses Jahres Gesandte nach Preussen geschickt, um den Frieden zu vermitteln. Es waren die Herrn Rochus van der Honert, Rath von Holland, Seeland und Friesland, Andreas Bicker, Bürgermeister von Amsterdam und Simon von Beaumont, Rathspensionarius der Stadt Mittelburg. Ende Mai kamen sie auf der Danziger Rhede an, und wollten in den Hafen einlaufen. Der schwedische Admiral, der Danzig blokirte, verhinderte ihr Vorhaben, und schickte sie nach Elbing, wo sie vom Reichskanzler bewirthet, und dann ins Lager von Dirschau zum Könige weiter befördert wurden. Anfangs Juni erhielten sie Audienz bei

Gustav und trugen ihm ihre Friedensvermittlung an; der König dankte ihnen für ihren Eifer und versicherte sie, daß er nichts eifriger wünsche, als Frieden auf billige Bedingungen. Von Dirschau begaben sie sich nach Danzig, eröffneten dem Stadtrath den Zweck ihrer Sendung, und baten ihn, beim polnischen Hofe seinen ganzen Einfluß aufzuwenden, damit der Friede hergestellt werde. Von Danzig reisten sie nach Warschau, und wurden auch Anfang Juli bei Sigismund vorgelassen; sie sprachen von der versöhnlichen Gesinnung des Königs von Schweden, und schlugen einen Waffenstillstand vor, um desto bequemer den Frieden in Stand zu bringen. Sie erhielten am Tage darauf folgende schriftliche Antwort: »Ihre Majestät von Polen zweifelt nicht an der Freundschaft der hochmögenden Generalstaaten, auch nicht an ihrem Eifer für die Wiederherstellung des Friedens, doch wolle es Ihr bedünken, als hätten die Staaten die jetzigen Umstände nicht zum besten erwogen, noch bedacht, welch böse That der Feind durch Anhebung eines ungerechten Kriegs begangen, und was das Interesse und die Ehre Polens fordere. Der Feind setze den Krieg aufs heftigste fort, stehe auf polnischem Boden, blokire die Häfen des Reichs mit seiner Seemacht, verschwende sein eigen Blut und dürste nach fremdem. Unter solchen Umständen laufe es wider des Königs und des Reiches Hoheit, an Frieden zu denken. Der Feind habe sich oft so gestellt, als wenn er Ruhe wünsche, aber jedesmal die angebotenen billigen Bedingungen verworfen, und somit diejenigen, die es aufrichtig gemeint, und Abscheu gefühlt gegen Vergießung von Menschenblut, schmählig hintergangen, denn derselbe wisse wohl, daß er sich mit dem Herzogthum Südermannland begnügen müsse, wenn die vorenthaltene, widerrechtlich entrissene Krone an ihren rechtmäßigen Eigenthumsherrn zurückfalle. Die Gesandten würden bei einer künftig einzuleitenden Friedensunterhandlung erfahren, welche Bedingungen dem Feinde angetragen werden sollten. Ihre königliche Majestät vertraue, bei der Gerechtigkeit Ihrer Sache, auf göttlichen Beistand, und hoffe, daß Niemand in dem Maße dem Feinde zugethan seyn werde, um nach richtiger Erkenntniß des Standes der Sachen wider Polen zu reden, und nicht vielmehr demjenigen Theile beizutreten, der wider gewaltthätigen Anfall des Feindes gerechte Waffen trage.«

Man sieht, es war wieder das alte Lied von der Protestation staatsrechtlicher Theorien gegen die lebendige Thatsache und das gewohnte Pochen auf das sogenannte göttliche Recht. Mit diesem nicht sehr schmeichelhaften Bescheide zogen die Gesandten von Warschau ab, jedoch ohne den Muth zu Fortsetzung ihres undankbaren Vermittleramtes zu verlieren. Vielmehr wanderten sie mit der Beharrlichkeit eines alten Holländers, der die derbsten Pillen verschluckt, wenn er nur seinen Zweck erreicht, von dem Lager Gustavs in das feindliche des Koniecpolski, und umgekehrt, und wurden nicht müde, den Frieden auszubieten. Endlich, nachdem die Polen durch die oben erzählten Ereignisse von Dirschau etwas mürbe geworden waren, sahen sie ihre Bemühungen mit einigem Erfolg belohnt. Beide kriegführende Theile vereinigten sich nämlich darüber, daß am 4. September zwischen beiden Lagern unter Gezelten über den Frieden unterhandelt werden solle. Von polnischer Seite erschienen Jak. Zadzik, Bischof von Culm, J. Szawinski, Woiwode von Brzest, sammt zwei andern Staroſten, von schwedischer, Axel Oxenstierna, Salvius, der Feldmarschall Hermann Wrangel, Dietrich von Falkenberg und Achatius Tott. Anfangs sprach man von einem ewigen Frieden, kam aber bald wieder davon ab, dann schlugen die Holländer vor, das Königreich Schweden solle Gustav und seinen Leibeserben gelassen werden, nach dem Aussterben des Wasastammes aber an Polen zurückfallen; allein beide Partheien wollten nichts davon hören. Man wollte nun einen Stillstand auf 30 Jahre, wozu die Schweden folgende Bedingungen schriftlich übergaben: »die vom Schwedenkönige eroberten Landschaften und Städte werden wieder an die Krone Polen abgetreten, wofür diese an Schweden die Kriegskosten erstattet; auf Ehstland leistet Polen Verzicht; die von Gustav eroberten und kraft des vorliegenden Vertrags wieder abgetretenen Städte werden im Genusse ihrer Privilegien, Güter und Religionsfreiheit geschützt; zur gänzlichen Beilegung der Streitigkeiten, wird Zeit und Ort vorausbestimmt; die Stände der Republik Polen und des Großherzogthums Litthauen geben Bürgschaft dafür, daß sie nie ihrem König, zu etwaigen Angriffen auf Schweden Hülfe leisten, aus den polnischen Häfen keine Flotte auslaufen lassen, und von den Söhnen Sigismunds keinen eher zum Thronfolger

erwählen wollen, er habe denn zuvor feierlich auf seine Ansprüche an die Krone Schweden verzichtet.«

Gleich beim ersten Artikel gab es Streit. Die polnischen Bevollmächtigten wollten es nicht dulden, daß der Waffenstillstand im Namen beider »Könige« geschlossen werde, man solle »Reiche« dafür sagen, denn nicht Gustav, sondern Sigismund sey der wahre König von Schweden. Man half sich dadurch, daß man diesen Punkt unerörtert lassen wollte. Als man zu den andern überging, frug Oxenstierna die polnischen Gesandten, ob sie hinreichende Vollmachten besäßen, und namentlich, ob die Reichsstände der Republik den gegenwärtigen Vertrag genehmigen würden. Diese antworteten: zwar seyen sie von den Ständen zu Nichts befähigt, glauben aber doch die Genehmigung derselben zu erhalten. Beim Artikel von Erstattung der Kriegskosten zerschlug sich endlich die ganze Verhandlung, denn die Polen wollten nichts davon wissen. Zwar schlugen die holländischen Vermittler noch einen Waffenstillstand auf 2 oder anderthalb Jahre vor, und ersuchten den König von Polen, Zeit und Ort zu weitern Verhandlungen zu bestimmen, allein ersterem Punkte widersezten sich beide Theile, und wegen des leztern verschob Sigismund seine Erklärung auf den nächsten polnischen Reichstag. Somit stand die Sache wieder wie vorher. Denn auf dieser Versammlung drangen zwar die preussischen Stände mit Nachdruck auf Beendigung des verderblichen Kriegs, auch wurden in der That Bevollmächtigte ernannt, und Churbrandenburg sammt dem Fürsten von Siebenbürgen trugen ihre Vermittlung an. Aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Sigismund wollte immer noch keinen Frieden, eingewiegt durch die Hoffnungen, die ihm das Haus Habsburg gemacht. Es befanden sich damals in Warschau zwei spanische Gesandte, Gabriel Roy und der Baron d'Auchi, welche Sigismund versprachen, daß binnen zwei Monaten eine spanische Flotte in der Ostsee erscheinen werde, um 12,000 Mann walleinsteinischer Soldaten nach Schweden hinüberzusetzen, Spanien wolle dieses Heer unterhalten, schon liege das Gold dazu bereit. Freilich ist nie eines von diesen Schiffen in der Ostsee gesehen worden, doch war der spanische Hof vom besten Willen beseelt, Schweden unterdrücken zu helfen. Denn obgleich Don Philipp II. die Hülfsmittel der spanischen Monarchie bis auf die Hefe erschöpft hatte, so dauerte in der leeren Hülse noch der alte Stolz und das

hundertjährige Bestreben fort, die neue Religion mit Gewalt zu unterdrücken; nur fehlte die nöthige Kraft.

Man darf annehmen, daß Gustav zu solchen Unterhandlungen, von welchen er voraus wissen konnte, daß sie zu nichts führen würden, nicht die Hand geboten hätte, wäre er nicht der König eines Landes mit ständischer Verfassung gewesen. Als solcher mußte er es wünschen, seinen Ständen handgreifliche Beweise darüber vorlegen zu können, daß nicht er es sey, der die Schuld der hartnäckigen Fortsetzung des Krieges trage. Bald nach Abbruch der Unterhandlungen griff er wieder zu den Waffen. Anfangs Oktober brach er mit einem Theile seines Heeres und 12 Kanonen aus dem Lager von Dirschau auf und marschirte nach Wormditt, in welcher Stadt 1000 teutsche Soldaten und 300 Kosaken als Besatzung lagen. Zwar machte Koniecpolski einen Versuch den Ort zu entsetzen, aber Herrmann Wrangel, der mit dem übrigen Theil des schwedischen Heeres vor Dirschau geblieben war, verwehrte ihm den Uebergang über die Weichsel. Auf diese Weise sich selbst überlassen, mußte Wormditt kapituliren, doch nicht eher, als bis die Stadt einige Tage beschossen und zuletzt durch Minen ein Thor in die Luft gesprengt worden war. Die Besatzung erhielt freien Abzug. Bei dieser Belagerung geschah es, daß Gustav zum erstenmal die berühmten ledernen Kanonen brauchte. Melchior von Wurmbrand, ein östreichischer Edelmann, der aus kaiserlichen Diensten in schwedische übertrat, hatte sie erfunden, und brachte 6 derselben mit vor Wormditt. Sie bestanden aus kupfernen, nur pergamentsdicken Röhren, die mit eisernen Bändern, und darüber mit Stricken und Leinwandstreifen so dicht überwunden waren, bis sie die Form einer gewöhnlichen Kanone hatten. Zuletzt wurde die ganze Maschine mit Leder überzogen, das gefärbt, manchmal auch vergoldet war. Der Hauptwerth dieser neuen Waffe bestand in ihrer Leichtigkeit. Zwei Soldaten konnten ein Stück sammt der Lavette bequem fortschleppen. Gustav brauchte lederne Kanonen im preussischen, wie später im deutschen Kriege mit Vorliebe. Sie sind aber später wieder abgekommen, ohne Zweifel, weil sie lange nicht so sicher und gut schossen, als die metallenen.

Fast zu derselben Zeit, wo Wormditt fiel, hatte sich der schwedische Oberst Tott Gutstadts bemächtigt. Gustav ließ in Wormditt den Obersten Ehrenrenter mit seinem Regiment,

und Tott in Gutstadt zurück, begab sich von Wormditt nach Elbing, wo der Neutralitätsvertrag mit dem herzoglichen Preussen auf ein weiteres Halbjahr verlängert wurde, und ging dann nach Pillau, um Anfangs November nach Schweden überzusetzen. Die beiden Heere bezogen Winterquartiere. Noch vor seiner Abreise war der König durch Karl I. von England mit dem Hosenbandorden beschenkt worden. Gustav genoß somit die Ehre, ein goldenes Band an seinem Knie zu tragen; aber dieses Geschenk umfaßte beinahe Alles, was Schweden von England erhielt, und was König Karl I. zum Besten seines Schwagers, des Kurfürsten von der Pfalz that, dessen böhmische Thronbesteigung ein so schlimmes Ende genommen hatte.

Schon im Winter, und nachdem Gustav Preussen verlassen hatte, erlitten die Schweden einen Unfall auf einem Elemente, das ihnen nicht so günstig war, wie der feste Boden. Die Danziger, deren Handel durch die schwedische Blokade mit völligem Ruin bedroht war, hatten ihr Möglichstes gethan, um eine kleine Flotte auszurüsten, welche ihnen die Freiheit des Meeres wieder erfechten sollte. Sie brachten 9 Kriegsschiffe zusammen, deren Commando sie dem Dänen Arend Dickmann, einem erfahrnen Seekapitän anvertrauten. Auf der Rhede lag der schwedische Contreadmiral Niklas Sternskiöld mit 2 Schiffen, 4 andere hatte er einige Meilen hinter sich. Den 28. November Morgens frühe fuhr nun Arend Dickmann mit seiner kleinen Flotte aus dem Hafen, und fiel unversehens über die beiden schwedischen Schiffe her. Wüthend vertheidigten sich die überfallenen Schweden, aber die Uebermacht war zu groß; nach einem hartnäckigen Kampfe wurde das eine schwedische Schiff genommen, aber nicht so das andere, auf dem sich Sternskiöld selbst befand. Unfähig den Gedanken zu ertragen, daß Schweden einem verachteten Feinde unterliegen sollten, befiehlt er Feuer in die Pulverkammer zu werfen, und fliegt mit der ganzen Schiffsmannschaft in die Luft. Mit bedeutendem Verluste bezahlten die Danziger ihren Sieg. Ausser einer großen Anzahl von Matrosen waren der Admiral Dickmann sammt einem Schiffskapitän während des Gefechts gefallen. Die vier übrigen schwedischen Schiffe, die an dem Kampfe keinen Theil genommen hatten, flüchteten sich nach dem Pillauer Hafen. Gustav wurde von diesem Unfalle hart betroffen, als er ihn erfuhr. »Ist es möglich,« rief er aus, »daß friedliche

Krämer ein Volk ſollen ſchlagen können, das vom Kriegführen Gewerb macht.« Man ſagt, er habe die verzweifelte That Sternſkiölds aus Rückſicht auf das Loos der Schiffsmannſchaft, die mit dem tapfern Admiral in den Tod ging, gemißbilligt, jedenfalls beweist ſie auf eine glänzende Weiſe, mit welch hohem Grad von Enthuſiasmus die ſchwediſchen Herzen damals erglüht waren.

Guſtav wurde in Schweden mit dem größten Jubel empfangen, das Glück der ſchwediſchen Waffen erhöhte ſichtlich den Eifer der Nation, jeder glaubte ſich durch die glänzenden Thaten des Königs ſelbſt geehrt. Willig verſprachen die Stände neue Unterſtützung an Geld und Mannſchaft. Um ſich ſchon jezt an den Danzigern zu rächen, ließ Guſtav während des Winters, in den verſchiedenen Häfen der Oſt- und Nordſee ein Manifeſt bekannt machen, daß Niemand jener Stadt, bei Strafe Schiff und Ladung zu verlieren, Lebensmittel oder Kriegsbedürfniſſe zuführen ſolle. Mit Anbruch des Frühjahrs war der König bereit, wieder nach Preuſſen überzuſetzen, wo Oxenſtierna indeß den Befehl führte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Feldzug von 1628 und 1629. Friede mit Polen.

Während des Winters hatten beide Heere kleine Streifzüge gemacht, die zu keinem Reſultate führten. Ende Mai erſchien Guſtav Adolph mit drei friſchen Regimentern, vielem Mundvorrath und Munition wieder vor Pillau, von wo er ſich nach Höft begab. Das ſchwediſche Heer hatte indeß ſeine Winterquartiere verlaſſen, und ſich in dem Lager von Dirſchau verſammelt. Noch ehe die Operationen begannen, erſchienen am 9. Juni vor dem Könige Geſandte der Stadt Stralſund aus Teutſchland, und flehten Guſtav um Hülfe gegen Wallenſtein, von dem Stralſund belagert wurde. Guſtav nahm die Geſandten gütig auf. Die Oberſten Fritz Rosladin und Duvalt erhielten Befehl, ſich zur See mit 600 Musketiren nach Stralſund zu begeben. Später

als die vergrößerte Gefahr kräftigere Unterstützung nöthig machte, wurde der Oberst Lesley mit einem Regiment Fußvolk nachgeschickt. Wir berühren diese Begebenheit hier nur in der Kürze, weil sie mit dem preussischen Krieg zusammenhängt; die ausführliche Beschreibung der Ereignisse, welche den teutschen Krieg herbeiführten, wird unten folgen.

Nachdem Gustav zu seinem Heer in Dirschau gestoßen war, erhielt er die Nachricht, daß die polnische Armee bei Meve lagere, eine Brücke über die Weichsel geschlagen und sich verschanzt habe. Um den Feind aus dieser Stellung zu vertreiben, brach Gustav den 24. Juni mit 60 Kompagnien zu Fuß, 53 Schwadronen und dem Geschütz über Marienburg nach Meve auf. Allein nachdem er das feindliche Lager besichtigt, fand er, daß dasselbe zu stark sey, um ohne überwiegende Gefahr angegriffen werden zu können. Gustav zog es deßhalb vor, die Polen in ihrer Stellung zu lassen, und indeß einen Streich gegen Danzig auszuführen. Er kehrte also wieder um und erschien den 6. Juli unvermuthet mit seinem ganzen Heere zwischen Danzig und Weichselmünde. Ein Theil der Schweden wurde vor der Stadt aufgestellt, um die Bürger zu beschäftigen und dem König freie Hand zu seiner Unternehmung gegen Weichselmünde zu lassen. Vor dieser Veste lagen nämlich sechs polnische Kriegsschiffe in der Weichsel. Gustav zog mit einem Regimente Fußvolk und 10 Kanonen hart vor den Ort, und begann sogleich jene Schiffe zu beschießen. Bald flog eins derselben in die Luft, nachdem die Pulverkammer von einer glühenden Kugel getroffen worden war, auch ein zweites gerieth in Brand und wurde vernichtet. Schon war auch ein Drittes vom Feuer ergriffen, doch wurde es noch von der Mannschaft der andern Schiffe gerettet. Dieses und die drei übrigen entkamen nach Danzig. Einige Tage später rückte der König mit 2000 Mann in den Danziger Werder, wo das große Dorf Prust ganz ausgeplündert ward; noch mehrere Male wurden diese Versuche gegen Danzig wiederholt, aber die Elemente schienen sich gegen Gustav verschworen zu haben. In Strömen schoß der Regen fast einen Monat lang herab, das Wasser trat überall in diesen niedern Marschgegenden aus, und verhinderte jede militärische Operation. Gustav beschloß daher einen Zug in das innere Preussen zu machen, um die Polen mit Gewalt aus dem Herzogthum hinauszudrängen und sich den Eingang

nach Masovien und bis in die Nähe der Hauptstadt von Polen zu eröffnen. Zu diesem Zwecke wurden 10 Regimenter Fußvolk 60 Schwadronen Reiterei, 18 metallene und 22 lederne Stücke in der Gegend von Marienburg zusammengezogen. Am 19. August brach Gustav mit dieser 15,000 Mann starken Heeresmacht in der Richtung von Marienwerder auf, in welcher Stadt eine churbrandenburgische Besatzung lag. Sie wurde aufgefordert, die schwedische Armee durchziehen zu lassen. Die Antwort lautete abschläglich. Nun ließ Gustav zwei Kanonen auf die Stadt abfeuern, und zu gleicher Zeit die Thore angreifen. Dieß wirkte, und die Schweden erhielten ungehinderten Durchzug. Von Marienwerder marschirte der König über Garnsee nach dem Ossafluſſe, in der Absicht, sich längs demselben Straßburg zu nähern.

Als Koniecpolski von diesen Bewegungen der Schweden Nachricht erhielt, sah er sich gezwungen, sein Lager bei Meve zu verlassen, um nicht von der obern Weichsel abgeschnitten zu werden; er brach mit 8000 Mann auf, zog nach Graudenz hinauf, ging dort über die Weichsel und lagerte sich auf dem linken Ufer der Ossa, gegenüber dem schwedischen Heere, das nur durch den Fluß von den Polen getrennt war. Die obern Städte Culm, Thorn, Straßburg geriethen durch die Annäherung Gustavs in großen Schrecken. Die Einwohner von Thorn welche glaubten, der Zug des Königs gelte ihnen, ließen eilends ihre verfallenen Festungswerke ausbessern, und warben Soldaten. Beide Heere beobachteten eine Zeitlang einander. Den 23. August ließ Gustav das Schloß Engelsburg besetzen, das auf dem linken Ufer der Ossa liegt; am 31. zog er selbst mit der ganzen Armee über diesen Fluß, und bot den Polen, die eine starke Stellung auf den benachbarten Höhen eingenommen hatten, die Schlacht an. Allein der Feind verließ seine Schanzen nicht, deßhalb bezogen die Schweden Abends ihr Lager wieder. Inzwischen hatte Gustav seine Maßregeln getroffen, um die Früchte davon einzuärndten, daß er die Polen aus ihrer Stellung bei Meve herausgelockt hatte. Der Feldmarschall Wrangel war nach Marienburg zurückgeschickt worden, um mehrere schwedische Regimenter, die noch in verschiedenen Garnisonen zerstreut lagen, zusammenzuziehen, und das verlassene Meve anzugreifen. Ende August erschien er mit 2 Regimentern zu Fuß und 350 Reitern vor der

Stadt und begann sie zu beschießen. Aber die Besatzung leistete so tapfern Widerstand, daß Wrangel am 5. September unverrichteter Sache abziehen mußte. Hingegen glückte fast um dieselbe Zeit dem Grafen von Thurn ein Streich auf Neuburg. Vor Tagesanbruch wurde dieses Städtchen von den Schweden überrumpelt. Die Sieger fanden eine überreiche Beute, die auf mehr als drei Tonnen Gold sich belief; denn aus dem unliegenden Land waren die besten Habseligkeiten nach Neuburg geflüchtet worden.

Den 20. September erhielt der König eine willkommene Verstärkung durch ein Regiment, das ihm der Rheingraf zuführte. Dieser teutsche Edelmann trat aus den dänischen Diensten, in welchen er den unglücklichen Kriegszug Christians IV. von Dänemark gegen Tilly und Wallenstein mitgemacht, in den Dienst Gustav Adolphs. An eben diesem Tage wurde Kriegsrath in dem schwedischen Lager gehalten, über die Frage, ob man sich gegen Thorn oder Straßburg wenden solle. Die Mehrzahl der Stimmen entschied für lezteres. Am 27. September erschien das schwedische Heer vor den Mauern von Straßburg; noch während der Nacht wurde an einer Brücke über die Drebniz, an welcher die Stadt liegt, gearbeitet, um zu verhindern, daß der Feind aus dem nahen Masovien Hülfe erhalte; sie wurde vollendet am 29., worauf ein Theil der Schweden über den Fluß sezte, und die Stadt auch auf der Südseite einschloß. Sofort begann die regelmäßige Belagerung. Am 1. Oktober hatten sich die Schweden bis unter die Mauern des Schlosses genähert, und beschossen es in der Frühe mit Kanonen, auch das Flintenfeuer wurde bald sehr lebhaft. Gegen Mittag ward eine Mine unter den Halbmond getrieben, der das Schloß deckte. Gustav schickte, sobald sie fertig war, einen Trompeter in die Stadt, benachrichtigte die Besatzung von der Gefahr, in der sie schwebe, und ließ ihr gute Bedingungen anbieten, wenn sie sich ergeben wolle. Der Kommandant, ein Franzose, Namens Montagne, erbat sich Bedenkzeit, und daß die Feindseligkeiten für den Augenblick eingestellt würden, was auch bewilligt wurde; allein die Belagerten benüzten diesen Stillstand bloß dazu, die Mauerlücken wieder herzustellen und sich zu kräftigem Widerstand vorzubereiten; nach Verfluß einer Stunde begannen sie das Kanonen- und Gewehrfeuer von Neuem und verwundeten und tödteten den Schweden viele Leute. Jezt

ließ Gustav die Mine unter dem Halbmond sprengen, während der Verwirrung, welche diese Explosion verursachte, erhoben die Schweden aus allen ihren Stücken eine heftige Kanonade, die bis zum andern Morgen fortgesezt wurde.

Am 2. Oktober bei Anbruch des Tages, als das schwedische Geschütz noch gegen die Stadt spielte, erschien das polnische Heer unter Koniecpolski im Angesichte der Belagerer, um Straßburg zu entsetzen. Sogleich zog der König mit allen Truppen, die nicht zur Einschließung der Stadt unumgänglich nöthig waren, dem Feinde entgegen und bot ihm ein Gefecht an. Koniecpolski nahm es jedoch abermals nicht an, sondern begnügte sich durch Signale die Garnison von Straßburg zu benachrichtigen, daß er zu ihrer Befreiung erschienen sey. Die Schweden behaupteten während des ganzen Tages ihre Stellung gegenüber dem feindlichen Heere, jeden Augenblick bereit mit ihm zu schlagen. Am Abende wurde eine neue Mine in derselben Gegend, wie die gestrige gesprengt, mit gleich gutem Erfolg. In der Frühe des 3. Oktobers zeigte es sich, daß die Mauerlücke, in Folge der vereinten Wirkung des Geschützes und der Minen bereits breit genug war, um 4 Wagen in einer Linie durchzulassen. Alsbald wurden an diesem Tage noch zwei Minen auf einer anderen Seite angelegt, und das Beschießen mit den Kanonen fortgesezt. Gegen Abend sprangen die Minen und stürzten die ganze Vorderseite des Schlosses um, die Schweden sezten sich in den Ruinen fest; unmöglich konnte sich nun die Garnison länger halten. Am 4. Mittags verlangte der Kommandant zu kapituliren, er bat um freien Abzug mit allem Geschütz, Gepäck und fliegenden Fahnen. Sein Ansuchen ward bewilligt und sogleich von den Belagerten Geißeln für Aufrechthaltung der Kapitulation gestellt.

Jezt erst, nachdem es zu spät war, versuchte Koniecpolski eine ernstliche Diversion. Am 4. Oktober Morgens frühe um 5 Uhr griff er das verschanzte Lager der Schweden an, ward aber mit großem Nachdruck zurückgewiesen, und mußte die Flucht ergreifen, auf welcher ihn Gustav eine gute Weile verfolgte. Eine Stunde nach diesem Siege begab sich der schwedische Hofmarschall Dietrich von Falkenberg mit mehreren hohen Offizieren in die Stadt, um die Kapitulation zu vollstrecken. Die Besatzung, die etwa aus 500 Mann meist Reiterei bestand, erhielt, wie es ausgemacht war, freien Abzug mit allen

Ehren. Sie hatte ihre Pflicht gethan, dennoch wurde der Kommandant Montagne, nachdem er im polnischen Lager angekommen war, sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Schon am 6. Oktober fiel sein Kopf unter dem Henkerbeile, Koniecpolski wollte ein Opfer haben.

Gleich zu Anfang der Belagerung hatte Gustav seinen Hofmarschall Dietrich von Falkenberg*) mit 20 Kompagnien Reitern und 1000 Musketiren in das benachbarte Masovien geschickt, um Schrecken im Herzen Polens zu verbreiten, und bis in die Gegend von Warschau zu streifen. Falkenberg führte seinen Auftrag glücklich aus, und kam zu Ende der Belagerung mit einer großen Masse zusammengeraubter Lebensmittel in das schwedische Lager zurück, das deren sehr bedurfte. Noch günstiger für die Schweden als der materielle Vortheil dieses Zugs war der Eindruck, den er auf die Gemüther der Polen machte. Sigismund hielt sich kaum mehr in seiner Hauptstadt sicher.

In aller Schnelle wurden die Werke von Straßburg wieder hergestellt. Man hatte in dem Orte nichts als einige tausend Fässer Gerste und Roggen gefunden, an den übrigen Lebensmitteln fehlte es im schwedischen Lager, alle Orte ringsum waren ausgeplündert. Der König mußte daher auf den Rückzug denken; er

---

*) Die früheren Lebensgeschichten Gustav Adolphs, namentlich Walter Harte und Mauvillon wimmeln von falschen Angaben über den preussischen Krieg. So läßt Harte den König in eigener Person bis an die Thore von Masovien (das doch keine Stadt, sondern eine Woiwodschaft ist) und Warschau streifen, auch eine ganze Schaar liebreizender Frauen und Mädchen gefangen nehmen, die er wie ein zweiter Scipio gegen die Gelüste seiner Soldaten schüzt. Mauvillon verbessert den Fehler seines Vorgängers in geographischer Hinsicht, und in sofern er behauptet, der Oberst Baudissen habe diesen Streifzug befehligt. Er folgt hierin dem bekannen Khevenhüller, der Annales Ferdinand. Th. XI. S. 409. berichtet: „Nach Eroberung der Stadt Straßburg schickte der König den Oberst Baudiss, zu dem sich ein evangelischer, aber von Sigismund verbannter, polnischer Herr gethan, mit einigem schwedischen Volke, in das Herzogthum Masovien." Es mag seyn, daß Baudiss mit bei der Expedition war, aber er kommandirte sie nicht, denn das Tagebuch Gustav Adolphs, dem wir in Beschreibung der preussischen Feldzüge, mit welchen es beginnt, Schritt vor Schritt folgen, nennt ausdrücklich den Hofmarschall Dietrich von Falkenberg als Befehlshaber des Zuges.

ließ 400 Mann in der Stadt als Besatzung zurück, und brach mit dem Heere am 10. Oktober nach der Seeküste auf. Der Zug ging über deutsch Eylau, wo das schwere Geschütz wegen der gänzlich verdorbenen Wege unter guter Bedeckung zurückgelassen wurde, nach Liebenmühl, der Stadt Holland zu. Unterwegs erlitten die Schweden einen kleinen Verlust. Der Oberst Baudissen hatte nämlich von Gustav Befehl erhalten mit seinen Reitern das Städtchen Osterode zu besetzen. Allein die Polen waren ihm schon zuvorgekommen. Ohne zu wissen, daß der Feind 32 Kompagnien Reuterei und 1000 Mann Fußvolk stark war, beschloß ihn Baudissen anzugreifen. Seine Dragoner fochten mit gewohnter Tapferkeit, allein sie wurden auf den Flanken durch die polnischen Musketire, die in einem Gehölze versteckt waren, mit einem mörderischen Feuer empfangen, von vornen brach die an Zahl vielfach überlegene polnische Reiterei auf die bedrängten Schweden ein. Etwa 250 Mann fielen, Baudissen selbst wurde, nachdem er mehrere Schüsse in Arme und Beine erhalten, gefangen genommen, nur wenige entkamen durch die Schnelligkeit ihrer Rosse. Gustav machte das Unglück des Obersten in sofern wieder gut, daß er am 24. Oktober das Städtchen Osterode an der Spitze von 4000 Mann einnahm. Dieß war die lezte That im Feldzuge des Jahres 1628. Das schwedische Heer wurde nun in die Winterquartire gelegt. Gustav selbst reiste am 8. November nach Pillau, von wo er seiner Gewohnheit gemäß in sein Reich übersezte.

Der Feldzug dieses Jahres war weniger reich an Resultaten als die früheren. Freilich lag die Schuld davon nicht an Gustav, sondern an dem Feinde, der den Muth verloren hatte, sich den Schweden in offenem Felde zu stellen. Koniecpolski verfuhr, wie man gesehen hat, mit äusserster Vorsicht, und beschränkte sich bloß auf die Vertheidigung. Nichtsdestoweniger drückte die Last des Krieges im Jahr 1628 schwerer auf das arme Preussen, als in den früheren Jahren. Die Schweden waren aufs äusserste erbittert, über die unverständige Hartnäckigkeit der Polen, einen Krieg fortzusetzen, zu dessen tüchtiger Führung es ihnen an Macht und Talent gebrach; man mußte daher dem Soldaten, um ihn nur bei gutem Muthe unter den ewigen Widerwärtigkeiten zu erhalten, mehr Plünderungen und Gewaltthaten erlauben, als sonst das Gerechtigkeits-Gefühl Gustavs

gestattete. Das Tagbuch dieses Feldzugs berichtet mehr als einmal, daß Plünderungen von Städten nicht nur erlaubt, sondern auch befohlen worden seyen. Freilich war dieß anderer Seits eines der kräftigsten Mittel, um den Frieden zu erzwingen, nach welchem Gustav so ernstlich verlangte, denn man durfte erwarten, daß die Preussen, voll Verzweiflung über den Ruin ihres Landes, den König von Polen so lange mit ihren Bitten um Beendigung des Krieges bestürmen würden, bis Sigismund nachgäbe. Weithin waren die Fluren verwüstet, eine Menge Dörfer und Städtchen zerstört, und viele Tausend Lastthiere, welche beide Heere von den armen Einwohnern requirirten, umgekommen. Bei der polnischen wie bei der schwedischen Armee herrschte Mangel. Dieser, im Bunde mit der ungünstigen und nassen Witterung des Jahres 1628 hatte mörderische Krankheiten zur Folge, mehr als 1000 schwedische Soldaten starben, etliche tausend Kranke lagen in den besezten Städten herum, eine gute Anzahl derselben wurde zu Ende des Jahres nach Schweden geschickt, um dort besser verpflegt werden zu können. Unter den Todten befand sich auch der hoffnungsvolle Graf Franz Thurn, der den 14. Oktober zu Straßburg an den Masern starb. Sein Tod ging dem Könige von Schweden sehr nahe, denn er hatte in dem Jüngling den künftigen Helden erkannt, und ihn geliebt.

Die Unterhandlungen hatten auch während dieses Jahres nicht geruht, aber waren ohne Erfolg gewesen, wie früher, so daß es nur verlorner Raum wäre, wenn wir Näheres darüber berichten wollten. Zwar gingen dem Könige Sigismund endlich die Augen auf, über den wahren Werth der spanischen Versprechungen. Der Madrider Gesandte hatte sich vergebens bemüht, Schiffe in den teutschen Hafen zu miethen. Sigismund forderte nun das Geld, das zu diesem Zweck bestimmt sey, weil er es selbst am Besten verwenden könne, allein dasselbe ward ihm verweigert; es ging daher ausnehmend schlecht mit seinen Seerüstungen, wir haben oben berichtet, daß ihm Gustav zwei Schiffe bei Wechselmünde verbrannte. Endlich zu Ende des Jahres 1628 heuchelte er Bereitwilligkeit, die gesammten Bitten aller Stände und Landschaften um Beendigung eines so verderblichen Kriegs zu erhören. Es wurden Bevollmächtigte von beiden Seiten ernannt, und der Kurfürst von Brandenburg trat abermals als Vermittler auf. Indeß schon bei der ersten Zusammenkunft wurde

durch die Schuld der Polen das Friedensgeschäfte abgebrochen, und wieder bis auf den nächsten polnischen Reichstag hinaus geschoben. Allein auf diesem Reichstage, der den 7. Januar 1629 in Warschau zusammenkam, begnügte man sich, die heftigsten Deklamationen gegen den Kurfürsten, als geheimen Feind und Verräther der Republik zu donnern, über den Frieden ward nichts entschieden; freilich erhielt Sigismund anderer Seits zur Fortsetzung des Krieges, mit größter Mühe, und wider den Willen vieler Landboten nur eine ganz geringe Beisteuer.

Es bedurfte also noch einmal der Waffen, um den Frieden zu erobern, und dem Könige von Schweden die Laufbahn seines Ruhmes in Deutschland zu eröffnen. Die Operationen begannen dießmal schon anfangs Februar 1629 und in Abwesenheit des Königs, der den Winter in Stockholm zubrachte.

Oxenstierna, der wieder wie früher zum Statthalter in Preussen eingesezt war, beschloß mitten im Winter einen kühnen Schlag zu thun. Es galt die Besatzung von Straßburg, die an Munition und Lebensmitteln Mangel litt, und als der vorgeschobenste Posten der Schweden von den umliegenden polnischen Garnisonen hart bedrängt wurde, zu verstärken und zu verproviantiren, zugleich sollte das schwere Geschütz des Königs, das, wie wir schon berichtet, im Spätherbst 1629 beim Rückzuge Gustaphs in teutsch Eylau zurückgelassen, und während des Winters in das sichere Städtchen Osterode gebracht worden war, nach Elbing zurückgeführt werden. Besonders günstig für das Unternehmen der Schweden war der Umstand, daß sich der einzige fähige General der Polen, Koniecpolski gerade damals in Warschau beim Reichstage befand. Ohne an die Möglichkeit eines Ueberfalls mitten im Winter zu denken, hatte er das Kommando während seiner Abwesenheit einem vornehmen Offiziere vom gewöhnlichsten Schlag übertragen. Den Oberbefehl über die schwedische Heeresabtheilung, die zu der Expedition bestimmt war, erhielt der Feldmarschall Hermann Wrangel. Sie bestand aus etwa 6000 Mann, zusammengesezt aus den Truppen des Rheingrafen, der Obersten Ekholz, Zacharias Pauli, Baudissen, Streiff, Teufel, Hans Wrangel, Ramsay, Behnen, Oppelen, Muscampt, Ehrenreuter, Root und Axel Lillia. Der Reichskanzler hatte sich vor dem Beginn des Zugs mit dem Feldmarschall persönlich über den Operationsplan verständigen wollen,

da aber die Umstände diese Zusammenkunft nicht gestatteten, so schickte er ihm in Form eines Memoires seine Ansicht über die Sache oder vielleicht richtiger, seine Ordre zu, woraus ersichtlich ist, wie groß die Vollmacht Oxenstiernas, und sein Ansehen über die Generale war. Am 8. Februar hatten sich alle schwedischen Truppen in Osterode um die Person des Feldmarschalls vereinigt. Die Befehle wurden an die Chefs ausgetheilt. Es mußte große Vorsicht angewandt werden, theils damit der Feind die Absichten der Schweden nicht erfahre, theils weil eine Menge Lastwagen mit den Truppen zogen, die den Zug sehr beschwerlich machten, und den Ueberfällen des Feindes leicht eine Blöße darbieten konnten. Man marschirte in einer künstlichen Schlachtordnung, um den Polen, von denen man noch nicht wußte, wo sie sich stellen würden, überall das Gefecht anbieten zu können. Der Rheingraf genoß die Ehre, die Vorhut zu führen, vielleicht aus Dankbarkeit für das kürzlich zugeführte Regiment, vielleicht wollte man in seiner allerdings würdigen Person jene Klasse nachgeborner teutscher Fürstenkinder ehren, deren einziges Erbtheil der Degen war, die aber, je weniger angestammtes Gut sie zu vertheidigen hatten, mit desto größerem Muthe sich in dem dreißigjährigen Kriege hervorthaten, und eine Zeitlang fast die einzige Stütze der protestantischen Sache waren, während die evangelischen Erbfürsten sich furchtsam vor der Gewalt beugten. Diese Absicht darf nicht gesucht erscheinen, denn Gustav hatte seine Augen seit Jahren fortwährend auf Deutschland gerichtet, und berechnete seine Maßregeln schon in der Ferne darauf, sich in diesem Lande eine Parthie zu schaffen. Am 9. Februar brach die Armee von Osterode in der Richtung von Straßburg auf. Man war vorher übereingekommen nicht den kürzeren Weg längs der Drebniz, die aus einem See gleichen Namens herauskömmt, um sich westlich von Straßburg in die Weichsel zu stürzen, sondern den längern über Löbau und Lautenburg einzuschlagen. Denn diese längere Linie schien sicherer, und bot auch weit mehr Hülfsmittel dar, weil die Umgegend noch nicht in den früheren Feldzügen ausgesogen war.

Nachdem man den ganzen Tag über mit polnischen Kosaken, die sich auf den Flanken zeigten, kleine Gefechte geliefert, trafen die Schweden Abends in dem Dorfe Grabau, unweit Löbau eine große Anzahl Feinde. Die Truppen verlangten, daß man

den Feind noch in der Nacht angreifen möchte. Der Feldmarschall gab anfangs dem Ungestümm seiner Soldaten nach, und schickte dem Rheingrafen Befehl zu, das Dorf zu stürmen. Aber bald zeigte es sich, daß nur ein sehr steiler mit Eis bedeckter Fußpfad hinanführe, und daß der Feind aus dem benachbarten Löbau leicht Verstärkungen an sich ziehen könne. Hermann Wrangel fürchtete daher, seine Leute möchten in der Nacht und in einer unbekannten Gegend zu ihrem Nachtheil fechten, und nahm den Befehl zum Angriff zurück. Er verfügte sich selbst in eigener Person zu dem Rheingrafen, der schon voll Kampfbegierde mit seiner Abtheilung am Fuße jenes Pfades stand, bereit hinanzustürmen. Nur mit Schmerz verzichtete der jugendliche Führer der Vorhuth auf den Angriff. Das schwedische Hauptquartier übernachtete ungestört von den Feinden in Kaslniz.*) Im Verlaufe des vorigen Tages hatte man einige Kosaken gefangen genommen, von denen man erfuhr, daß die Polen von allen Seiten ihre Truppen in Neumarkt zusammenziehen, um dem schwedischen Feldmarschall den Weg nach Straßburg zu verlegen.

Den 10. Februar brach das schwedische Heer über Sczepanke**) nach Prandtniz auf. Während des ganzen Marsches zeigten sich fortwährend Schaaren polnischer Kosaken auf den Flanken, doch ohne den Tag über etwas zu wagen, erst gegen Abend versuchten sie es, einen Theil der Proviantwagen anzufallen. Sie wurden aber mit Nachdruck von dem Rheingrafen zurückgewiesen, der den Feind mit einer kleinen Abtheilung Reiter über eine Stunde Wegs verfolgte. Schon wollte der Feldmarschall den Soldaten in den benachbarten Dörfern das Nachtquartier anweisen lassen, als man erfuhr, daß die Polen etliche Kompagnien abgeschickt hätten, um das Städtchen Lautenburg zu besetzen. Der Feldherr beschloß daher aus Besorgniß, daß der Feind, wenn er sich des Städtchens einmal bemächtigt, noch mehr Truppen hineinwerfen, und den Weg nach Straßburg abschneiden werde, Lautenburg noch in dieser Nacht angreifen zu lassen. Vier Schwadronen Reiter unter Hans Wrangel und Zacharias Pauli wurden zu dieser Unternehmung beordert. Sie erhielten Befehl, die Stadt nicht zu plündern, sondern Quartier für das ganze Heer zu bereiten, bis dieses

*) So heißt es im Tagebuch wahrscheinlich statt Kasanen.

**) So haben wir gesezt, statt Hellepark, wie es im Tagbuche heißt.

ankommen würde, sollten sie mit ihren Reitern ausserhalb des Städtchens bleiben. Hans Wrangel traf begleitet von allen Quartiermeistern Abends um 7 Uhr vor Lautenburg ein. Er schickte einige Dutzend Dragoner hinein, um zu sehen, ob der Feind drinn sey; nur ein einziger Schuß wurde auf sie abgefeuert, die Polen hatten den Ort bereits geräumt, man fand bloß noch 8—10 ihrer Soldaten, welche niedergestoßen wurden. Sofort besezten die Schweden den Ort, und begannen sogleich zu plündern, ohne des gemessenen Befehls zu gedenken. Abends 10 Uhr kam das Hauptheer in gutem Stande an, ob man gleich an diesem Tage 9 Stunden zurückgelegt hatte. Man berathschlagte im schwedischen Hauptquartier, ob man nicht am folgenden Tage den Truppen Ruhe gönnen solle, was um so nöthiger schien, da auch die Pferde gegrifft werden mußten. Allein man erfuhr von den Gefangenen, daß am nächsten Tage ein schwieriger Paß bei dem Dorfe Schukow über den Printzen-Fluß zu bestehen sey, und daß der Feind an Verhauen arbeite, um den Weg von Lautenburg nach lezterem Orte zu verrammeln. Es wurde daher beschlossen, am andern Morgen weiter zu ziehen, damit die Polen nicht Zeit bekämen, ihr Vorhaben auszuführen. Am 11. Februar, als das Heer eben abziehen wollte, zündete ein finnischer Dragoner das Städtchen an, das in Flammen aufging. Der Thäter wurde sogleich ergriffen und hingerichtet. Eine Stunde Weges vor dem Dorfe Schukow fand man den Weg, der durch ein Gehölz führte, wirklich mit Bäumen verrammelt, doch war der Verhau noch lange nicht ausgedehnt genug, um die Schweden aufzuhalten. Der Rheingraf drang an der Spitze einiger Schwadronen seitwärts von der Straße durch den Wald vor, und gelangte auf die Ebene von Schukow. Das Fußvolk rückte auf der Heerstraße, sobald die Bäume weggeräumt waren, nach. Auf dem Saum der Ebene diesseits des Printzenflusses standen die Polen in Schlachtordnung. Als sie die Schweden aus dem Walde hervorbrechen sahen, verbrannten sie die Brücke über den Fluß in solcher Eile, daß 3 Schwadronen teutscher Reiter mit etlichen Munitionswagen diesseits blieben und abgeschnitten wurden. Die Schweden fielen sogleich über diese verlornen Kinder her, die ohne Ausnahme entweder gefangen genommen oder niedergehauen wurden. Die Nacht brach indeß herein, so daß man Nichts weiteres unternehmen konnte. Die Schweden bezogen

daher Quartiere in Schukow. Während der Nacht wurde von den Finnen die Brücke wiederhergestellt. Der Uebergang war sehr gefährlich. Der Printzenfluß, der aus dem benachbarten Polen kommend, 2 Meilen oberhalb Straßburg sich in die Drebniz ergießt, ist nicht breit aber sehr tief. Meist sind seine Ufer von Sümpfen umgeben, die, weil sie lebendige Quellen haben, an vielen Orten nicht gefrieren. Wo keine Sümpfe sind, theilt er sich in zwei oder mehrere Arme, welche kleine Inseln umschließen. Die Schweden mußten daher 2 Brücken schlagen; zwischen beiden lag ein kleines Gehölz auf einer Insel, jenseits der zweiten Brücke erhoben sich steile Höhen, gekrönt auf ihrem Scheitel von etlichen wohlverschlossenen Häusern, die vom Feinde besezt waren. Die Schweden mußten daher diese Berge erst hinanklimmen, ehe sie das Gefecht eröffnen konnten. Links von den Höhen zog sich eine halbe Stunde Wegs lang ein Wäldchen hin, in welchem sich mehrere nach der Brücke führende Wege kreuzten. Auch dieses Gehölz war von den Polen besezt. Am andern Morgen, den 12. Februar, erhielt der Oberst Ekholz Befehl den Lauf der Printzen zu untersuchen, und wo möglich einen Ort, der zum Uebergang besser geeignet wäre, ausfindig zu machen. Er traf den Fluß eine Stunde weit hin ohne Eis, an andern Stellen mit einer Eisrinde bedeckt, die aber zu schwach war, um das Geschütz zu tragen. Nichtsdestoweniger wurde beschlossen, der Kampflust des Soldaten Raum zu geben und dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Die Polen standen jenseits des Flusses etwa 4000 Mann stark. Der Kastellan von Kaminiec Potowski führte in Abwesenheit des Generals Koniecpolski den Oberbefehl. Unter ihm kommandirten fünf Obersten, Kassekowski, Kallenowski, Abrahamowicz, Juditski und Friederich Denhof. Lezterer führte den Befehl über die Reiterei, Juditski über das Geschütz.

Am Morgen des 12. Februars sezten sämmtliche schwedische Musketire mit einer kleinen Schaar Reiter über die erste Brücke, und verschanzten sich in dem kleinen Gehölze auf der Insel. Kaum war dieß bewerkstelligt, als sie das Feuer gegen den Feind begannen, der jenseits des andern Flußarmes in dem Wäldchen, und auf den Höhen stand. Zwei Zwölfpfünder unterstüzten das Gewehrfeuer. Jezt rückten die Obersten Ehrenreuter, Klitzing, Axel Lillia und Ramsay gegen die zweite Brücke

vor (sie hieß die Neburski-Brücke); die beiden ersten sollten in das Wäldchen einbrechen, die zwei andern die Höhen angreifen. Als die feindlichen Musketire, welche in dem Walde lagen, die Gefahr herannahen sahen, wandten sie den Rücken, und zogen sich zurück, sey es aus Furcht, sey es, weil sie von Potowski Befehl erhalten hatten, dieß zu thun. Alsdald stürmten die Schweden die zweite Brücke, im Augenblick war der Wald genommen, eine zweite Abtheilung wandte sich gegen die Höhen, auch diese werden schnell genommen, da die schwedischen Musketire, sobald sie die Flanke durch die Besetzung des Waldes gedeckt sahen, jezt unaufhaltsam vordrangen. Auf Flintenschuß Weite stand die schwedische Vorhut dem Feinde, bereits in günstiger Stellung, gegenüber. Auch das übrige Heer rückte nun schnell nach. Sobald die Neburski-Brücke genommen war, hatten die Dragoner von Ekholz und Hunken sich in Bewegung gesezt, und die vom Fußvolk so eben verlassene Stellung auf der Insel eingenommen. Als die Musketire jenseits mehr Raum gewannen, rückten sie mit zwei Sechspfündern über die zweite Brücke, und schloßen sich an das Fußvolk unter Teuffel an, das den rechten Flügel bildete, und sich in Schlachtordnung gestellt hatte. Zu gleicher Zeit sezten die Reiter von Hans Wrangel und Streuff mit zwei Zwölfpfündern über beide Flußarme, und wurden links von Ehrenreuters Regiment postirt. Der Feind, ganz auser Fassung gebracht durch das blitzschnelle Vordringen der Schweden, stand unbeweglich, man hörte keinen Trompetenschall und keinen Tambour schlagen, bis die Schweden aus ihren herübergebrachten Kanonen tapfer zu schießen begannen. Jezt sah man, daß er seine Stellung ändern wollte; unaufhörlich bewegten sich seine Schaaren hin und her zum deutlichen Beweis, daß der feindliche Feldherr die Fassung verloren und nicht mehr wußte, was er thun sollte. Potowski war darauf verfallen, die Taktik Gustavs Adolphs nachzuahmen, d. h. jene Stellung, welche mit dem Schachbrett verglichen worden ist, und welche zwischen den verschiedenen Truppenabtheilungen Zwischenräume läßt, um die Soldaten der zweiten Linie nach Belieben in die erste, oder umgekehrt zu versetzen. Im Centrum der Polen standen sechs Schwadronen Husaren und ebensoviel Kosaken, den rechten Flügel bildeten fünf Schwadronen Husaren und vier Schwadronen teutsche Dragoner, unter dem Kommando von

Abrahamowicz, den linken Flügel in der Nähe des Waldes hielten eine gleiche Anzahl von Dragonern inne. Die Musketire standen mit der Artillerie zwischen dem Centrum und den beiden Flügeln. Hinter der Linie waren Kosaken aufgestellt, und wieder hinter diesen der Artilleriepark und das Gepäck.

Schon hatten die Schweden die Kanonade eine halbe Stunde fortgesezt, als endlich auch Potowski seine Artillerie auffahren ließ. Er begann aus vier Sechspfündern zu schießen, doch ohne den Schweden Schaden zu thun. Mittlerweile war auch die schwedische Nachhut über beide Flußarme herübergekommen, und nun eröffnete Teuffel mit seinen Musketiren die Schlacht, indem er das auf dem rechten Flügel gelegene und vom Feind besezte Dorf Zaporowa angriff. Der Feind steckt es in Brand, und fällt dann mit etlichen Schwadronen Husaren auf das Fußvolk Teufels, das die Polen mit einem lebhaften Gewehrfeuer empfängt. Sogleich eilen Streuff und Hans Wrangel dem angegriffenen Fußvolk mit ihren Reitern zu Hülfe. Der Feind wirft sich jezt mit all seiner Macht den schwedischen Dragonern entgegen, und fällt sie zu vier verschiedenenmalen an; als er sie nicht durchbrechen kann, stürzt er in wilder Flucht davon. Das übrige polnische Heer war während dieses Kampfes auf dem linken Flügel, der aus den besten Truppen des Feindes bestand, unthätiger Zuschauer geblieben. Als sie ihn geworfen sahen, hielt das Centrum dem Angriffe des Rheingrafen, der mit vier Kompagnien einbrach, nicht mehr Stand. Die Husaren waren die ersten, welche umwandten, die Musketire schmählich verlassend. Nun war die Schlacht gewonnen. Alles stürzte in wilder Flucht davon, die Schweden unaufhaltsam hinter den Fliehenden her, es war keine eigentliche Verfolgung mehr, sondern eine Treibjagd zu nennen, auf welcher das Wild eng zusammengedrängt, keinem Schusse entgeht. Hinter der Stellung, welche die Polen am Morgen dieses Tages eingenommen hatten, dehnte sich eine lange Fläche aus, die durch einen großen Wald begränzt war. Zwei Stunden tief in diesen Wald hinein verfolgten die Schweden den Feind; so oft er sich auch wieder zu sammeln und die Stirne zu bieten versuchte, ward er jedesmal wieder geworfen und davon gejagt. Alle Musketire, soviel ihrer dem Schwerte entgangen waren, ein großer Theil der Husaren und der teutschen Dragoner mit der ganzen Artillerie fielen den Siegern in die Hände.

Auf dem eigentlichen Schlachtfelde lagen nur 150 todte Feinde, lauter schöne Männer, wie der schwedische Bericht lautet, aber die Ebene hinter der Linie und der große Wald, durch den die Flüchtigen davongerannt, war mit Todten besät. Im Walde war es, wo die Polen den größten Schaden erlitten, mehr als 600 wurden daselbst erlegt, ebensoviele gefangen; der ganze Verlust der Polen an den verschiedenen Orten, wo gekämpft worden war, oder wohin sich die Flucht gewandt hatte, in dem Gehölz jenseits der Neburski-Brücke, auf dem Schlachtfelde, in der Ebene und dem Walde belief sich auf 2000 Gefangene und 1000 Todte, gewiß ein ungeheurer Verlust, wenn man bedenkt, daß die Polen nur 4000 Mann stark gewesen waren, also auf vier Mann drei Verlust. Nach Legnichs preussischer Geschichte, einer vortrefflichen Quelle für den preussischen Feldzug, rechneten die Schweden ihrer Seits, ausser den Verwundeten, nur 46 Todte, was immerhin übertrieben seyn mag. Der Bericht in dem Tagebuche, dem wir fortwährend folgen, schweigt ganz über den Verlust der Schweden. Uebrigens müssen wir noch bemerken, daß Legnich, der nur aus preussischen und polnischen Quellen schöpfte, genau mit den Angaben des Tagebuchs übereinstimmt, was ein schöner Beweis für die Glaubwürdigkeit dieses Mannes ist.

Allerdings waren die Schweden in diesem Gefecht an Zahl überlegen. Nichtsdestoweniger war an dem Unglück der Polen mehr die Unfähigkeit ihres Feldherrn, als die feindliche Uebermacht schuld. Man erfuhr von den Gefangenen, Potowski habe die Musketire zu Anfang der Aktion nur darum in das Wäldchen bei der zweiten Brücke aufgestellt, um den Feind nach der Höhe hinaufzulocken, der schnelle Rückzug derselben, der von vorne herein der polnischen Sache eine schlechte Wendung gab, sey auf seinen Befehl bewerkstelligt worden; ferner habe Juditski, der Kommandant des Geschützes, dem Feldherrn vorgeschlagen, die Schweden anzugreifen, sobald Ekholz und Hunken mit ihren Dragonern die Höhe erreicht hätten, Potowski antwortete, ein solcher theilweiser Sieg wäre ihm viel zu unbedeutend; er wollte das ganze schwedische Heer schlagen, deßwegen gab er ihm Zeit, die schwierigen Uebergänge ohne Kampf und Verlust zu überwinden, und sich in guter Ordnung aufzustellen.

Nachdem die Schweden die Verfolgung mehrere Stunden lang fortgesezt hatten, ließ der Feldmarschall bei Einbruch der

Dunkelheit die siegreichen Truppen zurückrufen, und nahm sein Quartier in dem Städtchen Gorzno, wo die Polen die Nacht zuvor zugebracht hatten. Die Schlacht trägt von diesem Orte ihren Namen. Der Rheingraf und Hans Wrangel wurden mit ihren Soldaten in die umliegenden Dörfer verlegt. Noch am Abende ward Kriegsrath gehalten über die Art und Weise, auf welche der Sieg benützt werden sollte. Die Meinungen waren getheilt. Es fragte sich 1) ob man den Feind noch weiter verfolgen, 2) ob man sich der Städte Neumarkt, Löbau und des Bisthums Culm bemächtigen, oder 3) ob man Thorn oder eine andere feste Stadt an der Weichsel angreifen, oder 4) ob man sich mit den bereits errungenen Vortheilen begnügen und in die alten Quartiere zurückkehren solle, nachdem zuvor Straßburg verproviantirt worden wäre. Die Mehrzahl der Offiziere und die ganze Reiterei war für leztere Ansicht. Man berief sich darauf, daß den Pferden nothwendig Ruhe gegönnt werden müsse, und daß es unmöglich seyn würde, mit ihnen in ihrem jetzigen erschöpften Zustande den Dienst fortzusetzen, die Befreiung von Straßburg sey der ursprüngliche Zweck des Zuges gewesen, bei dem man stehen bleiben müsse. Auch der Name des Königs wurde eingemischt. Es sey Pflicht des Feldmarschalls, die Truppen während der Abwesenheit Gustavs zu schonen, damit er sie frisch und in voller Kraft antreffe, wenn er mit Anbruch des Frühjahrs wieder aus Schweden zurückkomme. Hauptsächlich war es die Rücksicht auf die Pferde, welche den Ausschlag für diese Meinung gab. Denn man muß wissen, daß die Reiter damals mit ihren eigenen Rossen dienten, daher bei der Reiterei größere Besorgtheit für das Leben dieser kostbaren Thiere. Vielleicht mag auch Eifersucht der übrigen Chefs mituntergelaufen seyn, die es wohl nicht gerne sahen, wenn der Feldmarschall Wrangel ausser dem Ruhme des glänzenden Sieges von Gorzno, auch noch eine unbestimmbare Reihe von Früchten desselben eingeärndet hätte. Man darf wohl sagen, daß die drei übrigen Vorschläge besser waren, als der vierte, den man annahm. Denn bei Befolgung des ersten hätte man den Feind verhindert, sich wieder zu sammeln, und zugleich dem benachbarten Polen den größten Schrecken eingejagt; der zweite Vorschlag verschaffte den Siegern, wenn er gelang, treffliche Winterquartiere, besonders für die Reiterei, und bot noch überdieß den großen Vortheil dar, daß die

schwedischen Regimenter ganz in der Nähe von einander hätten verlegt werden können; denn es hatte den Schweden seither am meisten geschadet, daß ihre Garnisonen in dem nördlichen Preussen auf einem so weiten Raume zerstreut waren. Endlich durch Ausführung des dritten Vorschlags wäre die Weichsel, soweit sie durch Preussen strömt, in die Hände der Schweden gefallen, und die Polen von ihren Magazinen abgeschnitten worden. Doch bewirkte der Reichthum der Stadt Thorn und die Beute, die man dort zu machen hoffte, daß beschlossen wurde, einen Angriff auf diese wichtige Stadt zu versuchen.

Gorzno war nur noch zwei Meilen von Straßburg entfernt, und der Weg durch den am 12. Februar erfochtenen Sieg offen. Am Morgen des 13. zog die Armee in das befreite Straßburg ein, sezte sich aber sogleich wieder in Bewegung auf dem Weg nach Schönsee und Thorn, nachdem der mitgebrachte Proviant und Schießvorrath abgeliefert war. Etwa 1000 Mann Fußvolk und Reiterei blieben in Straßburg, um die Besatzung zu verstärken. Auch ein Theil der Gefangenen w' de hineingelegt, der Rest derselben unter guter Bedeckung nach L (ode zurückgeschickt. Schönsee, das bloß etliche Stunden Wegs westlich von Straßburg liegt, nahmen die Schweden am 14. ein. Man marschirte von da ,uf Golup, wo sich, wie es hieß, sieben Kompagnien der bei Gorzno geschlagenen Polen gesammelt hätten, und durch einen Theil der Leibwache des Königs von Polen verstärkt worden seyen; der Oberst Hunken führte an diesem Tage die Vorhuth. In der Nähe der Stadt traf er einen Schwarm Kosaken und verfolgte ihn bis an die Thore, durch welche er sogleich eingedrungen wäre, hatte er nicht gefürchtet, daß feindliches Fußvolk in der Stadt versteckt sey. Die Schweden warteten etwa eine Viertelstunde; als alles still blieb und sich kein Feind zeigte, steigt Hunken vom Pferde, und dringt, das Pistol in der Hand, an der Spitze von 60 abgesessenen Dragonern in Golup ein, ohne einen Feind zu finden; denn die Kosaken hatten sich durch das westliche Thor aus dem Staube gemacht, während die Schweden vor dem östlichen weilten. Golup besaß ein festes Schloß gebaut nach Art des berühmten Marienburger. Man ließ das schwere Gepäck und einen Theil des Train sammt den vier bei Gorzno eroberten Kanonen unter dem Schutze einer hinreichenden Besatzung in Golup zurück, und

setzte am folgenden Tage den Marsch fort. Den 16. Mittags erschien das schwedische Heer vor Thorn.

Die Festungswerke waren schon im vorigen Jahre verbessert worden. Ein hoher Erdwall umgab die innere Stadt. Die Vorstädte waren mit Aussenwerken versehen, die aber einen viel zu großen Raum einnahmen, um von der kleinen Besatzung — nur etwas über 300 Mann betragend — behauptet werden zu können. Das schwedische Fußvolk unter Teuffel, Noot und Klitzing drang sogleich in die Aussenwerke ein, worauf die Vorstädter sich über die gefrorene Weichsel nach Diebau flüchteten. Sechs eiserne Kanonen fielen den Schweden in die Hände. Ein Theil der Vorstädte gingen, von den Stadtsoldaten angezündet, sogleich in Rauch auf, der Schaden an Häusern, Gärten und Waaren, den der Brand verursachte, wurde auf Millionen geschäzt. Sofort ließ der Feldmarschall das Katharinenthor angreifen. Es gelang die zwei ersten Thorflügel mit Petarden zu sprengen, aber der dritte war so stark, daß die Schweden nichts dagegen ausrichten konnten. Nun wandte sich der Feldmarschall gegen das Culmer Thor, das weniger stark war. Auch auf dieser Seite wurden die ersten Zugänge gesprengt, über den dritten und lezten zu kommen verhinderte der Stadtgraben. Indeß fanden die Schweden die Oeffnung einer Wendeltreppe, die nach dem Thorthurm führte. Dreißig Musketire unter den Hauptleuten Arvid Wittenberg und Thure Breman erhielten den gefährlichen Auftrag, hinaufzusteigen; sie führten ihn muthig aus, fanden aber bloß 10 Mann oben, die sie niederstießen; doch konnten sie sich, allzusehr dem feindlichen Feuer von den Wällen ausgesezt, nicht in die Länge halten. Der Feldmarschall hatte schon am Morgen des 16. einen Trompeter in die Stadt geschickt, um die Bürger zur Uebergabe aufzufordern. Am Abend kam derselbe begleitet von mehreren Thornern Rathsmännern zurück, welche um Einstellung der Feindseligkeiten anflehten, aber keine Vollmacht hatten, über eine Kapitulation zu verhandlen. Der Feldmarschall schlug ihre Bitte ab mit der Bemerkung, die Bürger müßten es sich zuschreiben, wenn ihre Stadt im Sturme genommen werde, und alle Gräuel erdulden müsse, die unzertrennlich von einem solchen Vorfalle seyen. Die Kanonade wurde die ganze Nacht und am folgenden Tage von beiden Seiten fortgesezt. Am 17. Abends kam wieder eine Deputation von

Bürgern aus der Stadt, neuen Aufschub zu erflehen. Sie sagten, daß der Rath gerne Thorn übergeben würde, aber der Staroste Denhof, der sich nach der Schlacht von Gorzno in ihre Stadt geworfen, verhindere die Uebergabe, er ziehe fortwährend flüchtige Polen an sich und habe 1100 von den Bürgern bewaffnet. Wrangel behielt die Abgesandten zurück. Am 18. schickte er wieder hinein, und ließ 100,000 Thaler Brandschatzung fordern, für welche Summe er abzuziehen versprach, im Weigerungsfall drohte er den Theil der Vorstädte, welcher noch stand, vollends anzuzünden, und das Gebiet der Stadt zu verheeren. Als die Thorner sich weigerten, auf diese Bedingung einzugehen, vollstreckte er seine Drohung in ihrem vollen Umfange, und zog dann mit dem Heere nach Schönsee zurück, da er es für unmöglich hielt, eine Stadt von der Größe Thorns mit der kleinen Macht, die unter ihm stand, zu erstürmen.

Ein panischer Schrecken hatte sich bei der siegreichen Annäherung der Schweden in dem benachbarten Polen verbreitet. Der Reichstag, der im Januar in Warschau zusammengekommen war, hielt sich nicht mehr für sicher. Erst als die Schweden von Thorn abziehen mußten, schöpften die Polen wieder freien Athem. Die Bürger von Thorn erhielten zum Lohn ihres tapfern Widerstandes Nachlaß aller während des Kriegs zu leistenden Steuern, und noch die Versicherung besonderer Beweise der königlichen Gnade, die aber nie zur Wirklichkeit wurden. Indeß wußte Sigismund die Angst des Reichstages schlau zu benützen. Seither hatten sich die polnischen Stände geweigert, fremden Hülfsvölkern zur Abwehr der Schweden den Eintritt in das Reich zu gestatten. Jezt gaben sie diese Einwilligung, welche der König eifrig suchte. Zu Ende des Reichstags faßte man den Beschluß, einen teutschen Heerhaufen von 10,000 Mann, welchen der Kaiser oder vielmehr Wallenstein seit längerer Zeit angeboten hatte, in polnischen Sold zu nehmen.

Um diesen Truppen die nöthige Zeit zum Einmarsch nach Preussen zu verschaffen, wurde unter Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg, dem Reichskanzler Oxenstierna ein Waffenstillstand angetragen, der vom 18. März bis zum 10. Juni 1629 dauern und während dessen die Weichsel für den Verkehr frei seyn sollte. Sey es, daß Oxenstierna nicht unterrichtet war über die wahren Absichten des Königs von Polen, oder daß er eine

Waffenruhe während der Frühlingsmonate, welche für die militärischen Operationen ohnedem seit dem Ausbruch des preussischen Krieges nicht benüzt worden waren, für gleichgültig hielt: der angesonnene Vertrag ward von den Schweden bewilligt. In Neustettin sammelten sich am 31. März 1629 die nach Preussen bestimmten Wallensteinischen Regimenter; ihr Anführer war ein Mann, der unter die berüchtigten Namen des dreißigjährigen Krieges gehört.

Johann Georg von Arnim (auch sonst Arnheim genannt) war der Sohn eines brandenburgischen Edelmanns Bernhard von Arnim, und der Gräfin Sophia von Schulenburg. Er wurde im Jahr 1581 zu Boizenburg, einem Landgute, das seinem Vater gehörte, geboren. Seine Familie, wie er selbst, gehörte dem protestantischen Glauben an. Man sagt, daß er in der Schule einen muntern und offenen Kopf zeigte, und schöne Fortschritte in den Studien machte. Die Natur hatte ihn zum Pfaffen gestempelt, wenigstens ist dieß das Urtheil eines großen Menschenkenners, des Kardinals Richelieu, der von Arnim äusserte, an ihm sey der römischen Kirche einer der vollendetsten Jesuiten verloren gegangen. Die damaligen Zeitumstände machten einen Soldaten aus ihm. Er trat in Kriegsdienste, aber ehe er sich auf diesem Felde Lorbeere gewann, zeigte sich seine Chameleons-Natur; in kurzer Zeit aß er das Brod fast aller großen Herrn, die damals Krieg führten. Die ersten Sporen trug er unter schwedischer Fahne, wo es ihm schlecht gefallen haben muß, dann trat er zu den Polen über. Im Jahr 1627 nahm er kaiserlichen Sold, und ward von Wallenstein zum Obersten ernannt. Der kaiserliche Generalissimus schenkte ihm großes Zutrauen, denn Arnim war einer von den Männern, die von herrischen Geistern, wie Wallenstein, gerne vorgezogen werden, ausserordentlich biegsam und zu allen Diensten brauchbar, dabei schlau und thätig. Er wurde bis zum Feldmarschall befördert, und diese Würde bekleidete Arnim, als er von Wallenstein nach Preussen geschickt wurde, um Gustav dort aufzuhalten. Aber auch hier konnte er seinen Charakter nicht verläugnen; bald zeigte es sich, daß er gegen die Polen mit dem Kurfürsten von Brandenburg, in dessen Gebiet seine Stammgüter lagen, unter der Decke spiele. Er ward, wie wir später sehen werden, durch einen andern kaiserlichen General ersezt; nun ging Arnim in sächsische Dienste, und wurde oberster

Feldherr des Kurfürsten Johann Georg I. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er auch unter dieser, bald den Kaiser bekämpfenden Fahne von vorne herein im geheimen Einverständnisse mit Wallenstein handelte, der seinen alten Zögling, den er zuerst aus dem Haufen hervorgezogen, und zur Jagd abgerichtet hatte, immer an der Leine zu führen wußte. Nach Gustavs Tode verhehlte er seine feindseligen Gesinnungen gegen Schweden nicht mehr. Arnim war es, der den Kurfürsten von Sachsen bestimmte, den Prager Separatfrieden im Jahr 1635 mit dem Kaiser einzugehen. Später wurde er auf seinem Gut von den Schweden aufgehoben und nach Stockholm abgeführt, um dort eingesperrt zu werden. Ein Franzose du Maurier sah ihn dort als Staatsgefangenen. »Oft,« erzählt dieser in seinen Memoiren, »erblickte ich ihn am Fenster des Schlosses, wo er aufbewahrt wurde, nachdenkend, den Kopf auf die Hand gestützt, in der Stellung eines Mannes, der in tiefes Nachsinnen versunken ist.« Doch bald gab Arnim einen neuen Beweis von seinem Talent zu schlauen Streichen. Er stellte sich schwer krank, und zeigte dem schwedischen Reichsrathe an, daß er gegenwärtig Gelegenheit habe, einen vortheilhaften Verkauf einiger seiner in Teutschland gelegenen Güter abzuschließen, man möchte daher einen Paß für einen seiner Diener ausfertigen, den er zu diesem Zwecke in das Reich schicken wolle. Die Regierung bewilligte dieses unverfänglich scheinende Gesuch. Schlau wählte nun Arnim für die Abreise des angeblichen Unterhändlers einen Tag, an welchem zur Feier der Geburt eines französischen Prinzen große Festlichkeiten veranstaltet werden sollten. Sein Gefolg gab unter diesem Vorwande selbst ein Bankett; an die Soldaten, die ihn bewachten, wurden starke Weine reichlich gespendet. Als die Nacht eingebrochen war, schlich sich Arnim mit dem Passe des Unterhändlers versehen, und nur von einem Diener begleitet, davon. Während man ihn in Stockholm dem Tode nahe glaubte, erreichte er glücklich die Seeküste, und fuhr auf einem kleinen Fahrzeuge nach Teutschland hinüber. Sein in Stockholm zurückgebliebenes Gefolg sezte die Mummerei noch eine Zeitlang fort, und so erfuhr die Regierung den gespielten Betrug erst nachdem es zu spät war, den Flüchtling zu verfolgen. Der glückliche Ausgang dieser List machte dem Reichskanzler Oxenstierna viele Sorgen. Arnim starb zu Dresden im Jahr 1641. Er war einer der durchtriebensten Schälke des dreißigjährigen Kriegs,

und zeigte sich im Ränkeschmieden und in Täuschungen aller Art als ein solcher Meister, daß er in jenen Zeiten, wo die Kunst zu lügen, besonders von den Welschen, systematisch ausgebildet ward, für ein Muster galt; dabei hielt er streng auf das Dekorum, spielte den Frommen und heuchelte großen Eifer für die Sache Gottes und des protestantischen Glaubens, weßhalb er von den Katholiken insgemein der lutherische Kapuziner genannt wurde.

Einen solchen Charakter besaß der Mann, der die Polen gegen Gustav im Namen des teutschen Kaisers unterstützen sollte. Sobald die Expedition fest beschlossen war, trieb Wallenstein seinen Unterfeldherrn mit größter Hast über die Weichsel zu setzen. Er hat ihm deßwegen eine Menge Briefe geschrieben, und manchmal in einem Tage mehr als einen Eilboten wegen dieser Sache an Arnim abgeschickt. Es scheint, daß Arnim nur mit großem Widerwillen den Auftrag übernommen hatte, was kein Wunder ist, denn in dem armen Preussen gab es keine Gelegenheit, so reiche Beute zu machen, wie in Nordteutschland, wo Arnim seither kommandirte, zumal da er dort als Freund des Königs von Polen auftrat, dem das Land, in welchem gekämpft werden sollte, selbst gehörte. Auch mochte der Stolz eines wallensteinischen Generals durch den Gedanken verletzt werden, unter einer fremden Fahne zu stehen, die bisher wenig Lorbeer erworben. Seinerseits unterließ freilich Sigismund nichts, was Arnim demüthigen konnte. Er sollte es gleich zu Anfang empfinden, daß er nur auf die Bitte des Königs und als ein Werkzeug herbeschieden worden sey. So langsame Märsche Arnim auch machte, so kam er dem König von Polen doch noch zu schnell, weil er ohne seine besondere Erlaubniß die preussische Gränze überschritten. Arnim schrieb unter dem 28. Mai 1629 aus dem Feldlager von Schweez folgenden Brief an den Herzog von Friedland: »Als ich 3 Meilen von Thorn angekommen, haben Ihre königliche Majestät mir befohlen, wieder zurückzumarschiren, ohne jedoch Commissarien zu schicken, also daß mein Volk in sechs Tagen kein Stück Brod bekommen, und mir bei 500 Mann von allen Regimentern entlaufen sind. Allhier zu Schweez sind nun zwar Commissarien angelangt, haben aber nichts anders als Vorwürfe mitgebracht, und mir angezeigt, Seine Majestät sey sehr ungehalten über mich, daß ich ohne Derofelben ausdrücklichen Befehl allhier ins Land gerückt sey. Nun bin ich deß Dings schlecht gewohnt; bekomme ich noch einmal

Vorwürfe, so sollen es die lezten seyn, und ich werde mit Euer fürstlichen Gnaden Erlaubniß davon ziehen, denn die polnische Manier, den Krieg zu führen, stehet mir nicht an.« Erst Mitte Juni fand die Vereinigung der beiden Heere, des polnischen und kaiserlichen Statt. Kein Feldherr wurde dem andern untergeordnet, und die Bedingungen für die Kaiserlichen waren von der Art, daß man sich über den baldigen Ausbruch von Zwistigkeiten nicht wundern kann. Arnim sollte mit seinen Soldaten in keine Städte und Dörfer einquartirt werden, sondern das freie Feld halten (so wenig traute man der Enthaltsamkeit des Generals), doch ward ihm auf den Fall der Noth die Stadt Thorn zum sichern Aufenthalte angewiesen. Arnim sollte ferner über die Kaiserlichen allein das Kommando führen, doch zugleich unter dem König Sigismund und dem Prinzen Wladislaus stehen. Die Einheit zwischen den beiden Generalen, Koniecpolski und Arnim, war also bloß durch einen Dritten vermittelt, der nicht einmal fortwährend im Lager anwesend war.

Gustav langte den 31. Mai wieder mit 11 Schiffen, welche Proviant und drei neue Regimenter aus Schweden herbeiführten, in Pillau an. Er schickte sogleich einen seiner Kammerherrn an den Herzog von Friedland, um über seine Einmischung in den preussischen Krieg Klage zu führen. Wallenstein antwortete dem Gesandten ganz kalt: »Sein Gebieter, der Kaiser, habe zu viel Truppen, er müsse daher seinen Freunden mit dem Ueberfluß aushelfen.« Gustav hatte indeß die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um die Plane des Feindes zu vereiteln. Man glaubte, daß die Polen entschlossen seyen, entweder das brandenburgische Preussen von hinten anzugreifen, oder Dirschau zu belagern. Um beides zu verhindern, lagerte sich Gustav mit einem Theile seines Heeres bei Marienburg, wo er eine Brücke über die Nogat schlagen ließ, um Dirschau im Fall der Noth sogleich zu Hülfe zu eilen. Der Rest des Heeres stand unter dem Feldmarschall Wrangel zur Deckung des brandenburgischen Preussen zwischen Riesenburg und Marienwerder. Als Gustav sich versichert hatte, daß für Dirschau Nichts zu fürchten sey, brach er am 20. Juni mit 20 Schwadronen Reitern, 3 Regimentern zu Fuß und 18 ledernen Stücken nach Marienwerder auf, wo er zu dem Feldmarschall stieß. Dort angekommen, erfährt er, daß Arnim und Koniecpolski ihre Vereinigung bewerkstelligt, und die Absicht hätten, die Schweden von Marienburg

abzuschneiden. Gustav beschloß daher, sogleich dahin zurückzukehren, um dort Verstärkungen, die er aus Liefland und Holland erwartete, an sich ziehen zu können. Der Feldmarschall Wrangel brach schon am 26. mit dem größten Theile des Fußvolks auf, am 27. folgte ihm Gustav mit dem Reste des Heeres, das Gepäck war auf der Straße nach Stum vorangeschickt worden. Gustav zog mit dem Heere längs dem rechten Ufer des Liebe-Flusses in der Richtung von Honigfeld, um das Gepäck zu decken. Die Truppen, die Gustav an diesem Tage zur Hand hatte, betrugen nur einige tausend Mann, während das vereinigte polnisch-kaiserliche Heer, das ihm auf der Ferse folgte, viermal stärker war. Der Feind stand auf dem linken Ufer der Liebe, so daß dieser Fluß eine Zeitlang die beiden Heere trennte. Schon unweit des Städtchens Honigfeld kam es zu einem Scharmüzel zwischen der schwedischen Nachhut und dem Vordertreffen der Polen; aber ein ernsthaftes Gefecht entspann sich in der Richtung von Riesenburg. Gustav hatte den Rheingrafen mit 17 Compagnien Reitern und 10 ledernen Kanonen dorthin beordert, um einen wichtigen Paß zu besetzen, der die Straße nach Stum beherrschte. Der Rheingraf war angewiesen, sich in kein Gefecht einzulassen, wenn er den Paß bereits in Feindes Hand finden würde. Nichtsdestoweniger ließ er sich von seiner Hitze hinreißen und griff eine Schaar feindlicher Reiter an, die sich ihm entgegenstellten. Dadurch bekam Koniecpolski Zeit, sein Heer auf das rechte Ufer der Liebe überzusetzen; nachdem dieß bewerkstelligt war, fiel er mit der gesammten Reiterei über die 17 Schwadronen des Rheingrafen her. Der Kampf war allzu ungleich, obgleich sich die Schweden mit gewohntem Muthe eine Zeitlang vertheidigten, wurden sie zulezt mit großem Verluste auseinandergesprengt, und verloren ihre 10 Kanonen.

Der König wurde noch zeitig genug von diesem Unfall der Seinigen in Kenntniß gesezt, um ihnen zu Hülfe zu eilen. Er erschien mit Allem, was er von Reiterei in der Schnelle um sich hatte sammeln können; nun fing das Gefecht von Neuem an. Gustav gerieth in der Hitze des Kampfes mitten unter die Feinde hinein; schon hatte ihn ein kaiserlicher Küraſſier am Wehrgehenk gefaßt, und wollte ihn als Gefangenen fortreißen; der König wußte sich in dieser Noth nicht anders zu helfen, als daß er das Gehenk über die Schultern hinauszog, wobei ihm aber der Hut

auf die Erde fiel. In diesem Augenblick kommt ein schwedischer Dragoner herbei, schießt den Kaiserlichen nieder, und reicht Gustav, den er nicht kannte, seine Pistole mit den Worten: »Wehre dich brav Landsmann.« Bald darauf traf der Oberst Calenbach mit etlichen Compagnien finnischer Reiter auf dem Wahlplatze ein und machte dem Könige Luft. Das Fußvolk, das unter Wrangels Kommando bereits in Marienburg eingetroffen war, konnte nicht herbeigerufen werden, aber die Reiterei war jezt beisammen, und nun wandte sich das Blatt; die Feinde wurden bis hinter Honigfeld zurückgedrängt, und ob sie sich gleich alle Mühe gaben, ihr zurückgebliebenes Fußvolk herbeizuziehen und das Gefecht zu erneuern, wurden zwei Angriffe, die sie wagten, kräftig zurückgeschlagen. Der König kam um Mitternacht mit der Reiterei in Marienburg an. Gustav gibt seinen Verlust in zwei Briefen an den schwedischen Reichsrath und den Pfalzgrafen Johann Casimir, denen wir in der Beschreibung dieses Treffens größtentheils gefolgt sind, auf 200 Mann, 10 Kanonen und 5 Standarten an, bemerkt aber zugleich, der feindliche Verlust sey mindestens eben so groß gewesen. Die Polen dagegen, denen es, trotz der langen Dauer des Kriegs gegen Gustav etwas ganz Neues war, einen Vortheil über ihre Gegner in offenem Felde erstritten zu haben, machten aus diesem ziemlich unbedeutenden Gefecht einen glänzenden Sieg. Daß dem nicht so sey, geht aus dem Berichte hervor, den Arnim über diesen Vorfall an den Herzog von Friedland abstattet, und den Khevenhüller Annal. Ferd. B. XI. S. 810 mittheilt. Es heißt darin unter anderem: „Als Koniecpolski mit 700 Husaren und 1000 Kosaken zu Arnim gestoßen, seyen sie gegen den Feind gezogen, der 55 Compagnien zu Pferde und 2000 Musketire stark hinter einem vortheilhaften Passe verschanzt war. Arnim sey anfangs nicht Willens gewesen, die Schweden anzugreifen, weil er vorher das zurückgebliebene Fußvolk abwarten wollte, allein der polnische Feldherr habe mit seinen Husaren und Kosaken das Treffen ohne Verzug angefangen, sey aber von dem Feinde zurückgetrieben, und dann von Arnim befreit worden. Der Feind habe sich tapfer gewehrt, aber zulezt weichen müssen, worauf er sich hinter einem Dorfe von Neuem gestellt, und sofort den Rückzug in ziemlicher Ordnung angetreten habe. „Der König von Schweden," fährt Arnim weiter fort, „ist mitten unter uns

gewesen, und haben unsere Reiter so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen ich Euer Fürstlichen Gnaden überschicke. — Eben hat der Feind einen Trompeter wegen etlicher vornehmer Todten und Gefangenen zu mir gesendet; der König, sagte derselbe, habe geäussert: noch nie hätte er so warm gebadet, doch wäre es ihm lieb, die Kaiserlichen kennen gelernt zu haben. Der König hat sich so frisch und herzhaft unter die Kaiserlichen gewagt, daß er in große Gefahr gekommen, und sich selbst durch seine Mannhaftigkeit und treuen Beistand der Seinigen ritterlich durchschlagen müssen. Die Schweden haben viel Volk verloren, es sind über 30 hohe Offiziere geblieben, und wohl 300 Soldaten gefangen genommen worden; überdieß sind 11 Standarten und 10 lederne Stücke in unsere Hände gerathen."

Vergleicht man unsere, aus den Briefen Gustav's gezogene Erzählung mit diesem Berichte des feindlichen Feldherrn, so wird man finden, daß Beide wenig von einander abgehen, nur hält sich Gustav länger bei dem Ende des Gefechtes auf, wo es sich wieder zu Gunsten der Schweden wandte, während Arnim sich mehr mit dem Anfang desselben beschäftigt, wo die Kaiserlichen im Vortheil waren. Dieß ist ganz in der Ordnung. Auch möchte die Angabe Gustav's über den Verlust der Schweden der Wahrheit am nächsten kommen, denn Arnim spricht ja nur beiläufig von 300 Gefangenen.

Nach diesem Gefechte verschanzte sich der König von Schweden in seinem Lager vor Marienburg. Seine Macht mag damals im Ganzen 17000 Mann betragen haben, von denen aber gegen 8000 in den verschiedenen besezten Orten in Garnison lagen. Nachdem das vereinigte polnisch-kaiserliche Heer vergebens den Schweden eine Schlacht angeboten, bezog es ebenfalls ein Lager, gegenüber dem schwedischen, bei Groß-Mausdorf. Am 9. Juli traf der Prinz Wladislaus, und am 17. König Sigismund daselbst ein. Man beobachtete sich von beiden Seiten; täglich wurden Streifparthien ausgeschickt, um dem Gegner Abbruch zu thun und die Zufuhren abzuschneiden. Die Polen dämmten die Marienburger Wassermühlen ab, was die Einwohner nöthigte, das Brod für das schwedische Heer auf Handmühlen zu mahlen. Dagegen nahmen die Schweden dem Feind bei einem Ueberfall viele Gefangene, 4 Fahnen und 5 Standarten ab, und erbeuteten ein andermal 60 Proviantwagen, die

unter Bedeckung von 300 Mann aus Danzig nach dem feindlichen Lager zogen. Der Vortheil war bei diesen Streifereien auf Seiten der Schweden, weil sie die Nogat frei hatten, und Seewärts Zufuhr an sich ziehen konnten, während in dem polnischen Lager bald Hungersnoth und im Gefolge derselben Seuchen ausbrachen, da aus dem hart verwüsteten Preussen nichts mehr gezogen werden konnte. In großer Anzahl rißen daher die kaiserlichen Soldaten aus, und gingen zu den Schweden über, was den Widerwillen und das Mißtrauen der Polen gegen Arnim immer mehr steigerte.

Arnim war seitdem ziemlich unthätig geblieben. Von den Vorwürfen der Polen bestürmt, warf er endlich den 12. Juli an dem sogenannten weißen Berge eine Batterie auf, aus welcher er die schwedische Schanze beschoß, die auf der Muntauischen Spitze, d. h. an dem Orte lag, wo die Nogat und Weichsel sich trennen. Nachdem die Kanonade eine Zeitlang fortgesezt worden, sezte er 500 Mann auf Flößen über den Strom, um die Schanze zu stürmen. Allein die Schweden eroberten zwei der Flöße, und trieben die übrigen zurück, worauf sie selbst übersezten und den Kaiserlichen großen Verlust beibrachten.

Jezt brach das Ungewitter über Arnim los. Man sagte ihm ins Gesicht, daß er durch Vermittlung des Churfürsten, mit dem er in der That fortwährend Briefe wechselte, Gustav von allen Planen der Polen benachrichtige, daß er den Krieg absichtlich in die Länge ziehe, und daß die Meuterei unter dem kaiserlichen Volke sein Werk sey. Die deutschen Regimenter, deren Bezahlung die Krone Polen vertragsmäßig übernommen, hatten nämlich ihren Sold noch nicht empfangen, und forderten trotzig, daß man sie befriedige. In einem Beschwerdebriefe, den Sigismund damals an den Herzog von Friedland schrieb, heißt es unter Anderem: „Arnim habe sich an die 6 Wochen auf dem weißen Berge wider des Königs Willen mit seinem Kriegsvolk aufgehalten, und daselbst die schöne Zeit ohne einigen wirklichen Effekt vergebens zugebracht, welches nur zu dem Ende geschehen, damit die Soldateska unterdessen matt und ruinirt werde, da hingegen der Feind von Tag zu Tag sein Volk füglicher zusammenbringen möge.“ Arnim forderte selbst seine Entlassung von dem Friedländer, der sie ihm nur ungerne gab. „Weil Niemand wider seinen Willen zu halten ist,“ schrieb er

an Arnim, „so müssen wir's geschehen lassen.“ Der Herzog Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg erhielt an seiner Stelle das Commando des kaiserlichen Hülfsheeres, und Arnim blieb nur noch so lange, bis sein Nachfolger angekommen war, dann zog er sich auf seine Güter in der Uckermark zurück. Wallenstein schrieb ihm, als er schon die kaiserlichen Dienste verlassen hatte, unter dem 6. November 1629: „ich versichere den Herrn, daß er keinen bessern Freund als mich hat.“ Arnim blieb auch seit dieser Zeit mit dem kaiserlichen Generalissimus in ununterbrochener Correspondenz.

Ende Juli erhielt Gustav über Pillau eine Verstärkung von etlichen alten Regimentern, welche der Reichsmarschall Jakob de la Gardie aus Liefland herbeiführte; bald folgte noch eine gute Anzahl neugeworbener Truppen aus Schweden, Deutschland und Großbritannien. Der König war nun den Polen überlegen. Schon fürchteten diese, ihr Lager möchte angegriffen werden; um dieß zu verhindern, warfen sie eine große Schanze auf; alsbald ahmten die Schweden ihrem Beispiele nach, und arbeiteten an einem Werke, gegenüber von dem feindlichen. Jedoch ehe dasselbe mit Kanonen besezt werden konnte, griffen es die Polen den 25. Juli 2000 Mann stark an, sie erstiegen auch wirklich die unvollendete Schanze, aber am andern Tage wurden sie mit großem Verluste zurückgeschlagen, worauf die Schweden, ohne weiter gehindert zu werden, das Werk vollendeten und es mit Kanonen besezten. Indessen war der Mangel im polnischen Lager aufs Höchste gestiegen; in der Hoffnung, sich Proviant zu verschaffen, fiel Koniecpolski Mitte August in den Elbinger Werder ein, ward aber von den Schweden bald wieder vertrieben. Nun konnte sich der König von Polen unmöglich mehr in seinem Lager halten. Ende August verließ er es, etliche Tage später folgte ihm das ganze Heer und zog nach Graudenz hinauf, jedoch nicht ohne neuen Verlust, denn die Schweden überfielen während dieses Rückzuges die feindliche Nachhut, und nahmen ihr 300 Rüstwagen mit der ganzen Munition weg; hiemit endigten sich die Kriegsthaten des preussischen Feldzugs.

Wie es damals mit der polnischen Sache in Preussen stand, kann man am besten aus einem spätern Vorfall abnehmen. Nachdem nämlich der für Sigismund allerdings höchst nachtheilige Waffenstillstand, von dem wir gleich berichten werden, abgeschlossen war,

kam es auf dem polnischen Reichstag zu bittern Klagen gegen die Friedenskommissäre, weil sie die Ehre des Reichs auf's Schmählichste verletzt hätten. Da erhob sich der Kron-Kanzler (der den Waffenstillstand unterhandelte) vor allen Ständen: „Wenn irgend Jemand darthun kann," rief er aus, „daß die Krone Polen den Krieg länger mit einigem Erfolg hätte fortführen können, so bin ich zufrieden, daß man mich und diejenigen, welche mit mir den Vergleich abgeschlossen, als Ehrlose den Schweden ausliefere, und den Krieg von Neuem fortsetze." Niemand wußte etwas dagegen einzuwenden. In der That war das Reich durch den langwierigen Krieg aufs Tiefste erschöpft. Im Innern selbst drohte Empörung, da die in Polen zahlreichen Protestanten von ihren Glaubensgenossen zum Aufstand aufgereizt wurden. Das Vertrauen der Nation zu Sigismund war durch die lange Reihe von Unglücksfällen gänzlich erschüttert. Dieser selbst hatte eingesehen, wie nichtig die Versprechungen des spanischen Hofes gewesen, und daß auch der teutsche Kaiser nicht im Stande oder nicht Willens sey, der Krone Polen zu helfen.

Uebrigens traten bei dem vorhabenden Friedensgeschäfte neue Personen auf den Schauplatz. Durch die furchtbar um sich greifende Macht des Kaiserhofes waren alle Mächte Europas in große Eifersucht versetzt worden. Das berühmte Restitutionsedikt vollendete den Schrecken. Frankreich, von altem Hasse gegen das Haus Habsburg beseelt, fühlte sich im Stande, an das die Hand zu legen, was fast alle andern europäischen Staaten wünschten. Ein großer Minister, der Kardinal Richelieu war dort seit dem Jahr 1624 ans Staatsruder gekommen. Während er die Reformation, die er als eine rein politische Frage ansah, im eigenen Lande unterdrückte, sollte sie in Teutschland aufrecht erhalten werden, um das Kaiserhaus zu schwächen. Gustav ward von ihm als Werzeug ausersehen, um diesen Plan durchzuführen. Schon früher hatte Richelieu den Baron Charnace, einen geschickten Unterhändler, an den König von Dänemark geschickt, um den Frieden zwischen Christian IV. und dem Kaiser zu hintertreiben. Nachdem dieser Fürst sich selbst aufgegeben, erschien Charnace in Preussen. Der Auftrag, den er hier zu erfüllen hatte, war seiner dänischen Mission entgegengesezt, doch dem Zwecke nach eins. Er sollte den König von Polen zum Abschluß des Friedens bewegen. Auf Sigismund, der bis jezt nur protestantische

Friedensvermittler bei sich gesehen, machte die Gesandtschaft einer eifrig katholischen Macht von so hohem Range, wie Frankreich, tiefen Eindruck. Es war hauptsächlich Charnace's Werk, daß der Friedenskongreß so schnell zu Stande kam. Später vereinigte auch ein englischer Gesandter Thomas Roe seine Bemühungen mit denen des Franzosen. Bei dem Vorwerk Altmark (polnisch Starygrod) unweit Stumm fand unter Gezelten den 19. August die erste Unterredung Statt. Polnischer Seits waren anwesend der Bischof von Culm und zugleich Kronkanzler von Polen J. Zadzik, der litthauische Hofmarschall Wessellowski, sammt drei andern, das schwedische Interesse vertraten Oxenstierna, Hermann Wrangel und der Oberste Joh. Banner. Bei der ersten Zusammenkunft wiederholten sich dieselben lächerlichen Vorfälle wegen des Ceremoniells, wie im Jahr 1626, nur machte dießmal die körperliche Schwäche eines der Gesandten der Komödie ein schnelleres Ende. Mit abgemessenen Schritten näherten sich die beiderseitigen Bevollmächtigten, keiner wollte, um der Ehre seines Gebieters nichts zu vergeben, das erste Kompliment machen, und so starrten sie sich denn einander an. Glücklicherweise konnte der alte Kanzler Zadzik das Stehen nicht ertragen, weil er an der Gicht litt, und so siegte das Naturrecht der Beine über die Grillen der Diplomatie. »Damit der erste Akt der Höflichkeit von den Polen ausgehe, wünschen wir euch einen guten Morgen, ihr Herrn Schweden,« sagte er und machte Anstalt sich zu setzen. Oxenstierna entgegnete, um sich für den Seitenhieb auf den schwedischen Stolz, der in des Polen Worten lag, zu rächen: »Damit es nicht scheine, als seyen wir unempfindlich für die erwiesene Ehre, so wünschen wir Euch Erleuchtung des Geistes, Ihr polnischen Herrn.«

So sehr sich auch die Polen gegen die harte Nothwendigkeit sträubten, und die Verhandlung bis in den September hinauszerrten, so wurde doch am 26. dieses Monats ein Waffenstillstand auf 6 Jahre (bis 1635) unter folgenden Bedingungen abgeschlossen. »Die Schweden geben in Kurland Mietau zurück, in Preussen Straßburg, Dirschau, das Danziger Werder, Gutstadt, Wormditt, Melsak, endlich das Städtchen Frauenburg, doch ohne seinen Hafen und unter dem Vorbehalt, daß weder Frauenburg noch ein anderer Ort in der Nähe befestigt, und daß den schwedischen Heeren, Soldaten und Unterthanen freier Durchzug

durch das Frauenburger Gebiet gestattet werde; dagegen behalten die Schweden Alles, was sie in Liefland eingenommen, ebenso in Preussen die Städte Braunsberg, Tolkemit, Elbing, das Fischauische Werder, einen guten Theil des großen Werder's mit den Orten Stobendorf, Habersdorf, Allendorf, Tiegenort, den ganzen Werderschen Damm bis Jankendorf, ein Stück der Danziger Nehrung von Stegen bis Pillau, und die Festung Pillau selbst; weiter werden die Städte Marienburg, Stumm, der Rest des großen Werder's und das Danziger Höft dem Churfürsten von Brandenburg in Versatz gegeben, dergestalt, daß derselbe, wenn kein beständiger Friede erfolgt, einen Monat vor Ablauf des gegenwärtigen Waffenstillstandes, Alles in gutem Zustand an die Krone Schweden wieder erstatten soll; zur Versicherung dafür erhält Gustav von dem Kurfürsten im brandenburgischen Preussen Fischhausen, Lochstädt, einen Theil des Schaken'schen Gebiets, die kurische Nehrung und Memel; der König von Polen soll wider die an Kurbrandenburg abgetretenen Orte nichts Feindliches unternehmen; die Einwohner der Städte, welche an die Krone Polen zurückgegeben werden, müssen im Besitz ihrer Privilegien, ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheiten geschützt, auch darf kein Prozeß wider solche erhoben werden, die während des Kriegs die schwedische Parthei ergriffen. In den Städten bleiben die Kirchengeräthschaften, die Urkunden und Schuldbücher, die Kanonen, Büchsen und Waffen, wie sie sind, beide Theile führen ihre Kriegsvölker aus Preussen ab, und lassen nur die nöthigen Besatzungen zurück; der Handel und Verkehr zu Wasser und Land ist frei, kein neuer Zoll darf angelegt werden, die Gefangenen werden gegenseitig ausgeliefert. Endlich machen sich beide kontrahirende Mächte anheischig, gegen jeden Dritten, der diesen Vertrag anzugreifen oder zu verhindern sucht, ihre Waffen zu vereinigen; den Bundesgenossen von Schweden und Polen ist es vergönnt, an der Convention Theil zu nehmen, wenn sie sich binnen sechs Monaten dafür erklären. Noch wurde zu guterlezt versprochen, daß man während des sechsjährigen Waffenstillstandes an einem dauernden Frieden arbeiten wolle. So lauteten die Bedingungen des Starygroder oder Altmarker Vertrags.

Danzig war in denselben nicht aufgenommen, die Stadt mußte daher eine besondere Uebereinkunft mit Schweden schließen, die

am 28. Februar 1630 zu Stande kam. Es wurde darin ausgemacht, daß Schweden 3½ und Danzig selbst 2 Prozent des Stadtzolles, der dem von Pillau ganz gleich gesezt wurde, erhalten solle. Zugleich mußte der Stadtrath versprechen, weder auf eigene Rechnung Seerüstungen gegen Schweden zu machen, noch fremde Rüstungen in seinem Hafen zu dulden.

So drückend auch die Bedingungen waren, die sich Sigismund gefallen lassen mußte, so konnte er sich über Niemand beklagen, als über sich selbst. Er hatte endlich die Früchte seines unmächtigen Stolzes, seiner unverständigen Halsstarrigkeit eingeärndet. Weil er einen Thron erobern wollte, den er durchaus nicht zu behaupten im Stande war, sezte er die Krone aufs Spiel, die er wirklich besaß. Als er den Krieg anfing, hatte er nur Einen Feind, den Schweden. Jezt nachdem der Waffenstillstand geschlossen, hinterließ ihm Gustav zwei. Der Leser wird bemerkt haben, mit wie viel Schlauheit Gustav den Kurbrandenburger, dem er wahrlich keinen Dank schuldete, in den Vertrag hineinzog. Gustav machte ihn zum Mitschuldigen seiner Fehde gegen Polen, indem er ihn an den Früchten des Sieges Theil nehmen ließ. Die künstliche, auf Unterpfänder gestüzte Abtretung von Marienburg und des fetten Werders, das, als eine fruchtbare und dem Erbland näher gelegene Besitzung, für den Kurbrandenburger eine gute Lockspeise war, sezte die Schweden in Stand, den Kurfürsten, wenn sie nur wollten, gegen die Polen loszulassen. Denn da mit Recht anzunehmen war, daß die Brandenburger gutwillig ihre Beute nicht mehr herausgeben würden, durfte Schweden, um jenen Zweck zu erreichen, nur mit Aufkündigung der Hypotheke drohen, und zu dem Kürfürsten sagen, wenn Ihr Marienburg behalten wollt, so helft uns die Polen angreifen, denn diese sind es, welche den Frieden und Euren Besitz stören.

Sigismund versteckte sich fortan in seiner Hauptstadt Warschau. Die Waffen hat er gegen Schweden nicht mehr ergriffen. Es wurde schon oben gesagt, wie hart es dem polnischen Reichstag ankam, den Vertrag von Altmark zu genehmigen, aber es mußte geschehen, die eiserne Noth drängte dazu. Sigismund starb nach einer 45jährigen ruhmlosen Regierung den 30. April 1632 zum Warschau, kaum sieben Monate vor seinem großen Gegner. Keine wahre Liebe seiner Unterthanen, keine Achtung

der Nachwelt ist ihm ins Grab gefolgt. Durch die Arglist der schwedischen Aristokratie, die einen Doppelkönig haben wollte, um, wie in den Zeiten der Calmarer-Union im Trüben zu fischen — auf den polnischen Thron gesezt, verstand er es nicht sich gegen die verderblichen Vorrechte des polnischen Adels freie Hand zu verschaffen. Sein Herz besaßen die Pfaffen, den Rest davon sogen die Weiber aus. Sigismund war, wie es bei bigotten Menschen gewöhnlich der Fall ist, in hohem Grade wollüstig. Eine seiner Buhlerinnen, Ursel mit Namen, übte verderbliche Gewalt aus. Wenn er nicht mit den Weibern sich belustigte, schloß er sich oft ein, und betete den Rosenkranz mit dem Eifer eines Mönchs. Zu Geschäften hatte er keine Lust, sie wurden Günstlingen überlassen; da es aber ihrer Viele waren, so brachte die jedesmalige Bevorzugung eines Einzigen die übrigen in gefährliche Bewegung, zum Nachtheil des Staates. Die Aemter waren feil, oder wurden nach Hofgunst besezt, der Rechtsgang war schlecht und ausgezeichnet langsam. Nur in einer Richtung bewies Sigismund einen Schein von Thätigkeit — gegen seinen Vetter Gustav Adolph. Denn Verwandten-Neid, mit der Muttermilch eingesogen, und von der Kindheit an durch fortgesezte Uebung an den alltäglichen Vorkommenheiten des Lebens genährt, ist eine Kraft, die auch in den trägsten Gemüthern zulezt absterbt. Es war die traurige Bestimmung dieser königlichen Nulle, das hellglänzende Gestirn des Nordens eine Zeitlang in seinem prächtigen Laufe aufzuhalten.

Noch war der sechsjährige Waffenstillstand nicht unterzeichnet, als Gustav den 13. September 1629 mit einem Theile des Heeres aus dem Lager bei Marienburg nach Elbing aufbrach, den Feldmarschall mit den übrigen Soldaten zurücklassend. Am 15. ging er von Elbing nach Pillau. Nachdem er zuvor seinen Schwager, den Kurfürsten, zur Feier der errungenen Vortheile mit einem stattlichen Bankett in Fischhausen belustigt, segelte er am 24. in sein Reich hinüber. Und nun war die Zeit gekommen, wo er die erste Rolle übernehmen sollte in dem furchtbaren Schauspiele des 16ten Jahrhunderts, in jenem Kampfe, der so nahe daran war, eine kompakte Macht in Teutschland zu schaffen, und die Einheit germanischer Nation herzustellen, der aber damit endigte, daß nach nutzloser Vergießung des edelsten Blutes die Macht, die Ehre, der Wohlstand unseres Volkes zu

Grunde ging, und daß auf dem Ruin unſerer Städte, auf den Trümmern des kaiſerlichen Anſehens, der Reichsfeind triumphirte; in einem Kampfe, deſſen Anfang noch jezt das Herz des Leſers mit täuſchenden Hoffnungen ſchwellt, deſſen Ende aber jede patriotiſche Bruſt mit Abſcheu erfüllt.

Da Guſtav ſeinen unſterblichen Ruhm hauptſächlich im 30jährigen Kriege erworben hat, und da der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung für teutſche Leſer und aus teutſchem Geſichtspunkte ſchreibt, ſo müſſen wir unſern Helden eine Weile verlaſſen, um zu ſchildern, was ſeitdem in dem heiligen römiſchen Reiche vorgegangen war.

Drittes Buch.

Der dreißigjährige Krieg bis zum Jahr 1630.

Erstes Kapitel.

Der Kaiser und die Reformation.

Welcher nur einiger Maßen gebildete Teutsche kennt nicht den großen, langwierigen Kampf zwischen Staat und Kirche, der während des Mittelalters Teutschland erschütterte, und den Angel unserer Geschichte bildet! Pabst Leo III. hatte, indem er Karl den Großen zum Kaiser krönte, eine alte Tradition der Dynastie des ersten Cäsar und seiner Nachfolger wieder ins Leben gerufen. Doch war dieser Titel schon damals von dem Pabste in einem ganz andern Sinn verstanden worden, als der war, den er unter Konstantin und einigen andern wahren Erben des Throns der Cäsarn besaß. Durch das Haus der Ottonen kam die Kaiserkrone an die teutschen Könige. Es ist ausgemacht, daß die germanische Nation ihre Zerrüttung der heiligen römischen Kirche verdankt; aber die Summe aller schlimmen Gaben, die wir vom römischen Stuhl erhielten, ist befaßt in dem unseligen Verhältnisse zwischen der Kirche und dem Staate, das der Kaiserkrone von vorne herein eingeimpft war. Unter den verschiedenen Dynastien des teutschen Mittelalters hat keine mit so viel Glorie und Kraft die Rechte zu behaupten gestrebt, welche mit dem kaiserlichen Titel verbunden schienen, als das Haus der Hohenstaufen. Sie gingen jedoch unter, diese Heldenkönige, nach einem hundertjährigen Kampfe, und der glänzendste Theil des teutschen Mittelalters gränzt ganz nahe an die Epoche der tiefsten Zerrüttung. Dieser Ausgang ist in der That traurig, man darf sich aber nicht darüber verwundern. Es war die Tiare und die Kaiserkrone, die sich bekämpften. Von diesen beiden Mächten gehörte die

letztere der Vorwelt an; sie war, wie wir sagten, wieder ins Leben gerufen aus einer hingeschwundenen Zeit, die mit der Gegenwart des Mittelalters nichts, gar nichts gemein hatte, als eben diesen Titel. Wahr ist es nun, es liegt ein unendlicher Zauber, zumal im Bunde mit den mystischen Ideen, die das Mittelalter damit verband, in dem Kaiser-Namen. König über die Könige, Mehrer des Reichs, Beschützer der Bedrückten gegen die mächtigeren Dränger, Abbild eines segenreichen göttlichen Wirkens auf Erden! unsere Väter fühlten in ihm noch besonders den Vorzug des teutschen Volkes vor allen andern Nationen verkörpert; er war ihnen der erstgeborne Sohn des ersten Volkes der Welt. Selbst noch in unsern Tagen ist dieser Zauber gebraucht worden, und hat auch gewirkt, als Napoleon jenen Titel annahm. Doch sehen wir ab von dem mystischen Helldunkel, welches den Namen umflort, was anders liegt am Ende in dem Begriff Kaiser, als ein Herrscher über eine Weltmonarchie? So war er im alten Rom verstanden worden, und so ins Leben getreten. Die Römer haben wirklich die bekannte Welt erobert, und Cäsar und sein Geschlecht wurde der Erbe dieser Macht; aber wie ward sie errungen? Ein Volk von Soldaten, wie es nie ein anderes gegeben hat auf Erden, eine Reihe von Staatseinrichtungen, die mit dem tiefsten Verstand auf den Einen Zweck des Sieges über alle Feinde berechnet waren, eine Staatsweisheit und Kenntniß aller Künste der Herrschaft, wie sie nur in der erhabensten Aristokratie der Welt, in dem Senate Roms heranreifen konnte, eine militärische Zucht ohne Gleichen, ein 700jähriger Krieg, der nach Einem Ziele hin, in Einem Geiste geführt wurde, und mehr als 800 konsularische Triumphe — alles dieß gehörte dazu, um das große Erbe Cäsars zu sammeln. Und doch haben seine Nachfolger, trotz ihrer ungeheuren Hülfsmittel, trotz den 30 Legionen, die ihre Befehle vollstreckten, nach 400 Jahren das wieder verloren, was die Republik in 700 erwarb. — Auf alle diese Macht gab nun der wieder ins Leben gerufene Kaisername dunkeln, oder bewußten Anspruch; dunkeln bei mehreren minder kräftigen teutschen Reichsoberhäuptern, einen bewußten bei den zwei ersten Friedrichen und etlichen andern. Aber mit welchen Mitteln wollten sie diese großen Ansprüche behaupten? Da lag der Knoten. Die großen Künste der Herrschaft, welche die antike Welt erfunden, waren in der Barbarei des Mittelalters untergegangen, die Einrichtungen

der neuern Zeit, Regierungskollegien u. s. w. noch nicht erfunden, und was den Nerv der Staaten, die Kriegsmacht betrifft, so war gerade hierin der Abstand zwischen Mittel und Zweck ungeheuer. Wie? mit einer Lehensmannschaft, welche im Winter davon lief, wenn es ihr beliebte, welche die Kaiser allein im feindlichen Lande zurückließ, sollten sie die Herrschaft erhalten! Fiel nicht Kaiser Friedrich der Rothbarth vergebens vor dem Welfen auf die Kniee nieder, damit er bleibe und seine Pflicht thue, und doch konnte er den Eidbrüchigen nicht zurückhalten? Gerade in diesem wichtigen Punkte haben die hohenstaufischen Kaiser keine neue Schöpfung hervorgebracht. Gestehen wir es offen mit aller schuldigen Hochachtung vor den Manen dieser großen Herrscher: die Hohenstaufen ragten an Bildung, an Kraft und Seelengröße glänzend hervor aus ihrer Zeit, aber als Staatsmänner und Feldherrn sind sie ganz Söhne des Mittelalters geblieben. Unter Kaiser Friedrich II. wurden Münzen verfertigt, so schön als zu Augusts Zeit, aber das Nöthigste von Allem, die Kriegseinrichtung ahmte man den alten Römern nicht nach. Hätten sie die Conscription eingeführt auf ihren schwäbischen Erbgütern, hätten sie aus den Söhnen ihrer Bauern ein neues Fußvolk gebildet, und mit der Lanze bewaffnet, die nach Machiavells Zeugniß unsere teutschen Fußknechte im fünfzehnten Jahrhundert so trefflich zu führen verstanden, dann würde es, trotz allen Bettelmönchen in der Welt, ein ganz anderes Ansehen mit den kaiserlichen Ansprüchen gewonnen haben. Geld, um die neuen Truppen zu besolden, hätte man schon in Italien gefunden, und auch die nöthigen Eigenschaften des Volks waren da. Denn ich meine, es fehlt dem Teutschen weniger als vielleicht andern Nationen Europas an dem Soldatengeiste Roms, wenn ihn der rechte Mann für die gehörige Sache führt. Man sagt, der Kanzler Friedrichs II. Peter de Vineis habe den Göttergedanken, die Conscription wieder hervorzusuchen, angeregt; aber er wurde nicht befolgt.

Neben dem eben berührten Anspruche auf das erste Wort in der Christenheit, lag in dem Begriffe des Kaisers das Recht auf eine kompakte Herrschaft über Teutschland, das Anfangs kaum bestritten wurde. Jener erste Anspruch war Flittergold, bloß dazu brauchbar, die Einbildungskraft zu täuschen und ins Verderben zu locken. Wenn schon ein Privatmann sich ruinirt, sobald er eine Rolle spielen will, die er nicht zu behaupten im Stande ist,

um wie viel mehr, bei gleichem Streben, eine Dynastie? Das zweite aber, oder die Begründung wahrer Herrschaft in Teutschland war der eigentliche Kern der richtig verstandenen Kaiserwürde. Dieser Zweck gehörte nicht unter die Chimären, und wenn er erreicht wurde, dann erst war es Zeit, mit den andern Ansprüchen hervorzutreten; denn ein vereintes Teutschland hätte Kraft genug gehabt, ganz Europa Gesetze vorzuschreiben. Eine gesunde Politik forderte demnach, daß die teutschen Kaiser ihre großen Vasallen allmählig untergraben und das ganze Reich nach und nach in eine Hausmacht verwandelt hätten. Diese Aufgabe war nicht glänzend, aber solid und mußte zum Ziele führen; die französischen Könige haben es so gemacht, und sich trefflich dabei befunden, die Folgen davon sind noch bis auf diesen Tag zu verspüren.

Aber nicht so handelten viele unserer Kaiser und namentlich die Hohenstaufen. Ihr ritterlicher Sinn zog sie zum Glänzenden hin, und eine Art von Zauber rieß sie in ewigen Römerzügen fort über die Alpen in das alte Land des Ruhmes. Die Gelegenheit in Teutschland die Erbmacht zu vergrößern wurde meist versäumt und das bereits Besessene zersplittert. Der lezte Hohenstaufe, Konradin, konnte, als er nach Italien hinüberging, auch nicht einen Schuh breit teutscher Erde mehr sein eigen nennen. Diesseits, wo warme Herzen für ihn schlugen, hatte er Alles verkauft oder versezt, um die Mittel zusammenzubringen, mit denen er drüben in dem Lande, wo Gift und das Mordbeil auf ihn lauerte, sich Herrschaft zu sichern hoffte. Wenn man die teutsche Geschichte überblickt, und sieht, wie nahe es oft daran war, daß die zerrissenen Glieder Teutschlands zu einem kräftigen Leib vereinigt worden wären, und wie dieser so einleuchtende Zweck immer wieder vereitelt wurde, hier durch solche Eigenschaften der Kaiser selbst, die mit dem Gewand glänzender Tugenden sich schmückten, dort durch die sonderbarsten Verwicklungen der Umstände, oder durch eine mörderische Kugel: so muß es uns bedünken, als habe die Vorsehung die Erreichung jenes Zieles vereitelt, allem Anschein nach, weil ein kräftiger teutscher Reichskörper unaufhaltsam zu einer Universalmonarchie angeschwollen wäre. Die Kultur Europas und die Ueberlegenheit unseres Welttheils über die andern beruht auf dem System einer Art von Staatenrepublik, die unabhängig neben einander bestehen. Wenn noch jezt, wo doch in allen europäischen Ländern sich eine und dieselbe Civilisation

verbreitet, jeder Staat, der nach Unterjochung aller andern, und somit nach einer Universal-Monarchie strebt, als der Todfeind des menschlichen Geschlechts, gleichsam als der politische Teufel angesehen und verfolgt werden muß, wenn es gewiß ist, daß das glückliche Gelingen dieses verruchten Versuches schnell alle Blüthen der europäischen Bildung in den Staub treten würde: um wievielmehr wäre dieß der Fall gewesen in jener finstern barbarischen Zeit!

Die Hohenstaufen gingen unter, weil sie etwas Unmögliches wollten, aber sie fielen mit Ehre. Bei ihrem Sturz ließen sie eine Parthei zurück, welche sie lange überlebte. Europa war damals in zwei Lager getheilt, in Ghibellinen und Guelfen. Und weil die ungeheure Mehrzahl es mit den leztern hielt, mußten die Hohenstaufen unterliegen. Die Welt war damals guelfisch gesinnt; an der Spitze dieser Parthei stand der Papst. Das Papstthum war aber nicht ein aus den Todten erwecktes Institut, wie die Kaiserkrone; es gehörte ganz und gar dem Mittelalter an, wurzelte mit tausend zähen Fasern in demselben, und der Lebende hat überall Recht.

Eine Reihe von Jahren dauerte nach der schwäbischen Kaiser Fall das sogenannte Interregnum, eine der schändlichsten Perioden unserer Geschichte. Die großen Vasallen des Reichs wollten im Trüben fischen, und die Früchte des Siegs pflücken, den der Papst errungen hatte. Als endlich das Geschrei nach einem Reichsoberhaupte unabweisbar wurde, wählten sie nicht mehr einen mächtigen Fürsten, wie früher, sondern einen kleinen Grafen, den Habsburger zum Kaiser; alle Welt sollte sehen, daß die hohe Aristokratie Teutschlands, die Mitverschworne und Helfershelferin des Papstes war. Aber das Schicksal hat es mit dieser Wahl anders gelenkt, als die Kaiserwähler von damals dachten. Es ist seit einiger Zeit unter uns Sitte geworden, daß man das Aufkommen der habsburgischen Dynastie als die Epoche bezeichnet, in welcher die „Gemeinheit" in Teuschland aufgekommen, und die große Gesinnung, Weisheit und Verstand verschwunden sey. Wir verdanken diese Ansicht etlichen schlechten Sophisten, die sich der teutschen Geschichtschreibung bemächtigt haben, und zu glauben scheinen, nur der Theil der Geschichte eines Volkes verdiene Beachtung, über den sich deklamatorische Phrasen anbringen lassen. Daß dem nicht so sey,

beweist der Augenschein. Als das einzige von allen kaiserlichen Geschlechtern, das sich hielt, blüht dieses Haus bis auf diesen Tag, und von allen Mächten des Kontinents darf es sich allein rühmen, dem großen Eroberer der neuesten Zeit, mit dem Degen in der Faust und nach langem Kampfe, ohne Schmach unterlegen zu seyn. Wo Thatsachen sprechen, braucht es keine Worte. Diejenige Politik muß wohl nicht die unrichtige seyn, die zu einem solchen Ziele führt.

Rudolf, der erste Habsburger, verließ die glänzende aber auch zugleich Verderben bringende Bahn der italienischen Züge; er strebte nach dem Soliden. Aus dem hohenstaufischen Kampfe waren die Päpste so furchtbar hervorgegangen, daß man ihnen nur mit List, nicht mehr mit Gewalt beikommen konnte. Es war also nöthig geworden, dem römischen Oberpriester zu schmeicheln. Indem Rudolf diesen Weg einschlug, that er bloß das, was die Hohenstauffen ihm allein übrig gelassen. Aber während er und sein Geschlecht mit der einen Hand den Papst streichelte, griefen sie mit der andern immer weiter um sich, was gewiß nicht im Guelfischen Sinne gehandelt war. Der Geist des Ahnherren vererbte sich auf die Nachkommen, es bildete sich das, was den Dynastien allein Kraft gibt, eine feste Hauspolitik, der auch die schwächsten Habsburger folgten. Die Kaiserkrone wußten sie mit geringen Unterbrechungen zu bewahren. Mehr und mehr wuchs die Macht des Hauses, zu deren Vergrößerung alle vier Erwerbsmittel des teutschen Sprichworts der Reihe nach angewandt wurden: gefunden, genommen, gekauft, ererbt oder erheirathet*), und so ging die Dynastie des elsäßischen Grafen, als die größte Macht Europas, glänzend aus dem Mittelalter hervor.

Während dessen hatte das Papstthum, trunken von seinem Siege, und durch den Sturz der ghibellinischen Kaiser, wie einst Rom nach Carthago's Fall, aller Furcht und Schaam entblößt, selbst an seinem Untergange gearbeitet. Solche schändliche Fürsten gab es nicht in ganz Europa, wie damals in langer Reihe auf dem päpstlichen Stuhle. Das sogenannte babylonische Gefängniß der Kirche in Avignon begann den Völkern die

*) Besonders das Letztere, daher der alte Vers: tu felix Austria nube!

Augen zu öffnen; bald verfluchten sich die Statthalter Gottes auf Erden gegenseitig, als Teufel. Das verderbteste Königthum ist noch rein gegen solche Gräuel, denn es liegt zuviel Natürliches und Wohlthätiges in der Vererbung der Gewalt von dem Vater auf den Sohn; aber eine Kapaunenwirthschaft, die bloß auf Lüge und Aberglauben gegründet ist, eine Regentenfolge, in welcher jeder seinen Nachfolger haßt, und nichts für die Zukunft zu thun, zu seinem Wahlspruch macht — ein solches Regiment muß sich in die Länge selbst untergraben. Der Sturz der morgenländischen Kirche durch den Türken, warf auch in den Schooß der abendländischen einen Zunder, der endlich zur Flamme wuchs. Seit der Eroberung Konstantinopels wurden die unsterblichen Werke des Alterthums, welche voll geschriebener Vernunft sind, und etwas ganz anders enthalten, als die scholastischen Begriffe des Mittelalters, wieder an's Licht gezogen und eifrig studirt. Merkwürdiger Weise fällt die Erfindung der Buchdruckerkunst mit jenem Ereignisse zusammen.

Von nun an gährte überall ein Prinzip in den Städten, das der römischen Kirche entgegen war. Dem Bürgerstand gebührt die Ehre, die Axt geschliffen zu haben, mit welcher der faule Stamm des mittelalterlichen Papstthums gefällt worden ist. So standen die Sachen in der Epoche, welche der Reformation zunächst vorangeht. In tausend und tausend Köpfen rang der Gedanken zur Klarheit empor, daß das nicht Religion, nicht Wahrheit seyn könne, was der Papst unter diesem Namen für theures Geld verkrödeln ließ. Noch müssen wir bemerken, daß um dieselbe Zeit in Teutschland ein Kampf zwischen der Centralgewalt und den Fürsten des Reichs unvermeidlich geworden war, weil das Aufkommen regelmäßiger Finanzen, und die völlige Umbildung des Kriegswesens durch Fußsöldner und durch das Schießpulver den großen Vasallen eine viel gefährlichere Stellung gegen das Reichsoberhaupt gegeben hatte, als dieß in dem nun abgelaufenen Mittelalter Statt fand. So tief war die Kaiserkrone damals in der Meinung der Mächtigen gefallen, daß Reichsfürsten, denen sie angeboten wurde, sich für die Ehre bedankten, daß man sie mit einem großen aber abgestorbenen Baume verglich, der keinen Schatten mehr gebe. Der Widerspruch zwischen dem Schein (den Ansprüchen, die das Wort »Kaiser« begründete,) und dem Wesen war schneidend. Damit aus diesem falschen Verhältnisse ein offener

Kampf sich entspinne, bedurfte es nichts anders, als daß ein mächtiger charaktervoller Mann die Kaiserkrone erhielt. Mit Unrecht hat man katholischer Seits der Reformation Schuld gegeben, die erste und alleinige Ursache des verderblichen Zerwürfnisses zwischen Kaiser und Reich gewesen zu seyn. Dieser Streit wäre auch ohne sie ausgebrochen, wie die Geschichte anderer Staaten zeigt; aber sie war allerdings ein trefflicher Anlaß dazu.

Carl V. der Erbe vieler Kronen, ein Monarch, in dessen Reich seit Columbus Entdeckungen die Sonne nicht unterging, wurde nach Max I. Tode 1519 zum teutschen Kaiser gewählt. Als er den Boden des Reichs betrat, hatte Bruder Martin in Wittenberg bereits sein kühnes Werk begonnen. Welches Verhältniß fand statt zwischen dem neuen Kaiser und dem Reformator? Ein höchst auffallendes. Luther war einer jener Feuergeister, welche die Vorsehung erweckt, wenn moralische Gewitter über die Menschheit hinfahren sollen, er war einer von den Männern, welche dazu geboren sind, die trägen Massen aufzurütteln. Mit dem Donner seiner in Teutschland nie mehr erreichten Beredsamkeit machte er aus den Gemüthern der Menschen, was er wollte. Er war aber noch mehr. Sein Haß gegen das Pabstthum nahm von vorne herein eine ganz nationale, teutsche Richtung. Sah es nicht gerade so aus, als treibe ihn ein Geist der Nemesis, den Manen unserer großen Kaiser ein Sühnopfer zu bringen, und das edelste teutsche Herzblut, das, um seine eigene Worte zu gebrauchen, »die babylonische Hure wie Wasser vergossen« an den Päbsten zu rächen! Während er die Anmaßungen der römischen Kirche niederschlägt, erhebt er das kaiserliche Recht hoch empor. Mit einem Worte, Luther war ein durch und durch ghibellinischer Kirchenreformator. Schon im Jahr 1520, da er noch lange nicht so scharf herausfuhr, wie später, schreibt er in dem berühmten, an die kaiserliche Majestät und den christlichen Adel teutscher Nation gerichteten Buche, von des christlichen Standes Besserung: »Es sind drei Mauern, hinter die sich die Papisten verschanzen; diese müssen fallen, vor allem die Behauptung, die geistliche Gewalt gehe über die weltliche u. s. w. Es gibt keinen besondern Priesterstand, alle Christen sind durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben wahrhaft geistlichen Standes, und ist kein Unterschied zwischen ihnen, denn nur des Amtes halber, das aber nur durch Wahl der Gemeine und

im Interesse des Ganzen übertragen werde. — Abschaffen müsse man die ärgerliche Pracht der Päbste und Kardinäle, abschaffen die 3000 Schreiber des Pabstes, die alle auf teutsche Stifter lauern, abschaffen die teufelische Hoffarth des Fußkusses, die Annaten, die Palliengelder, die Reservationen, kurz alle Goldquellen, die unter irgend einem Titel Schätze aus Teutschland nach Rom liefern; abschaffen den Titel von Neapel und Sicilien (dessen Krone Karl V. trug), die unrechtmäßige Besitzung des Kirchenstaates, die Wallfahrten nach Rom, und vor Allem die schändliche Behauptung, daß der Pabst Erbe des Kaiserthums sey. Das geistliche Recht und die Dekretalen, die in des Teufels Namen erhoben worden, müssen in Gottes Namen fallen. Der Pabst solle Rom, und alles übrige was er dem Kaiserthum geraubt, wieder herausgeben.« Hier spricht noch ganz der alte Ghibelline aus der Hohenstauffen Zeit, der Rom als eine Stadt des heiligen römischen Reichs betrachtet. Weiter fährt Luther fort: »Darum lasset den teutschen Kaiser recht und frei Kaiser seyn, und seine Gewalt und Schwerdt nicht unterdrücken durch solch blindt Fürgeben päpstlicher Heuchler, als sollten sie über das Schwerdt regieren in allen Dingen.« Man glaube ja nicht, daß diese furchtbare Neuerung nur gegen das Ausland und über die Berge hinüber gerichtet worden sey, nein der Blitz traf in der Nähe an tausend Punkten des Reiches. Gab es nicht im damaligen Teutschland eine ungeheure Menge reicher Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, und wie die Würdenträger der Kirche alle hießen, die im Kleinen in Teutschland dieselbe Rolle spielten, wie der Pabst zu Rom im Großen, und mit deren Besiztitel es aufs Schlimmste stand, wenn einmal das Fürstenrecht des Pabstes über den Haufen geworfen war. Auch gegen diese teutsche Mitschuldige des römischen Oberbischofs fuhr Luther mit derben Drohungen los, und behauptete, ihre Größe müsse beschnitten, ihre Einkünfte auf das rechte evangelische Maaß herabgesezt werden.

Nie ist eine ähnliche, im höchsten Grade zündende und die Massen aufregende, revolutionäre Lehre in der Welt aufgekommen, welche den wichtigsten Theil des Bestehenden, den Staat oder hier das Kaiserthum, so begünstigt hätte, wie die Reformation. Was würde Kaiser Friedrich II., um einen Gehülfen wie Luther gegeben haben! Eine ganze Reihe der umfassendsten Ansprüche auf Macht, Land und Leute lag in den Behauptungen des kühnen

Reformators. Alle größeren geistlichen Stifter Germaniens, an Umfang vielleicht der vierte Theil Teutschlands, an innerem Werth wohl der Hälfte des Reiches gleich zu schätzen, das im Laufe von Jahrhunderten zusammengebrachte Erbe frommen Unverstandes und geistlicher Habsucht oder Arglist, war nach Luthers Lehre ein dem Kaiser und Reich verfallenes Lehen. Wenn Karl V. sich auf die Seite der Reformation schlug, und das nahm, wozu sie ihn berechtigte, so erstreckte sich seine landesherrliche Macht von den Erbländern in einer ungeheuren Linie die Donau hinauf längs dem Mainstrom und den Rhein hinunter bis an die Niederlande, mit vielen Furchen durch die übrigen Provinzen Teutschlands. Ist ja doch ein großer Theil dieser geistlichen Besitzungen durch die Reformation in die Hände einzelner Reichsfürsten gefallen. Nur die größten Kirchenlehen machten eine Ausnahme, weil ihre Besitzer zu mächtig waren, um durch Handstreiche überwältigt werden zu können. Aber ein protestantisch gewordener Kaiser würde auch diese bekommen haben, eben weil er Kraft genug dazu besaß. Ein solcher Zuwachs an Macht wäre hinreichend gewesen, um im Reich alle Elemente zu erdrücken, die der vollen Ausübung der kaiserlichen Gewalt noch widerstrebten. Die Sache hätte aber noch weiter geführt. In allen Staaten wo das Königthum die Reformation durchsezte, ist mit der geistlichen Aristokratie auch die weltliche unterlegen. In Teutschland würde es nicht anders gegangen seyn. Sobald der Kaiser auf die Seite der reformirten Kirche trat, würden dieselben Reichsstände, welche nachher, ihm zuwider, die Neuerer begünstigten, die Parthie der alten Kirche und Roms ergriffen haben. Dieß mußte Anlaß zu Kämpfen geben, freilich unter ganz entgegengesezten Verhältnissen, als die späteren waren. Auf welche Seite sich der Sieg gewendet hätte, scheint nicht schwer zu entscheiden. In der Wagschaale des Kaisers lag wenigstens, im vorausgesezten Falle, das volle Gewicht eines ghibellinisch gewordenen Zeitalters, das Volk mit seiner Empfänglichkeit für einen damals so leicht entzündbaren, wilden Enthusiasmus. Freilich beliebt es manchen Leuten in unserer Zeit zu behaupten, es sey unmöglich, daß eine konstituirte Staatsgewalt sich auf Volksbewegungen stütze, weil sie nothwendig von denselben verschlungen werde. Dieß hieße mit anderen Worten: nur der ist ein guter Steuermann, der bei hellem Wetter und ohne Sturm fahren kann. Aber dem ist nicht so. Im Kampfe der Wogen

zeigt sich der bewährte Pilot. Gustav Wasa hat die schwedische, eine Frau, Elisabeth, die englische Reformation, Gustav Adolph hat die Bewegung des 17ten Jahunderts, Napoleon die erste, Louis Philipp die zweite französische Revolution geleitet und gebändigt, und um ein ganz treffendes Beispiel anzuführen, haben nicht die deutschen Mächte, die im Jahr 1813 bis 1815 Krieg gegen Frankreich führten, mit trefflichem Erfolg an die glühendsten Leidenschaften ihrer Völker appellirt? Muth oder Verzweiflung und Klugheit gehört allerdings dazu; aber wer mit diesen Eigenschaften den Kampf besteht, verdient es auch die Braut heimzuführen.

Und welche Hülfsmittel boten sich einem lutherischen Reichsoberhaupte dar. Selbst bei der hohen Aristokratie des Reichs war die Ehrfurcht vor seiner Würde noch nicht ganz erstickt. Mit welchen Skrupeln, mit wie ängstlichem Zagen erhoben sie später die Waffen gegen ihn! wozu allerdings viel die Macht des habsburgischen Hauses, aber gewiß auch alte Traditionen beigetragen haben. Hingegen beim Volke stand damals der Kultus des kaiserlichen Namens in voller Blüthe. Mit einer Art von Schwärmerei begrüßt Luther »das edel junge, kaiserliche Blut,« als Karl nach Teutschland kommt. Nicht anders sprachen sich anfangs Hutten und Andere aus. Karls Vorgänger, Kaiser Max I., ritterlichen Angedenkens, hat viel dazu beigetragen, diesen Zauber zu fördern. Ueberdieß wäre es einem lutherischen Reichsoberhaupte zu gut gekommen, daß seine Vorfahren nie eine wahre Macht in Teutschland besaßen. Alle Klagen des Volks, die damals laut wurden, waren gegen die Geistlichkeit und den Adel gerichtet, unter deren Zuchtruthe es stand; einen kaiserlichen Skorpion hatten sie nie gefühlt, vielmehr war die große Masse gewohnt, ihn als einen Beschützer gegenüber seinen Zwingherrn anzusehen. Die natürliche Geneigtheit des Menschen sich glänzender Täuschung über eine lachende Zukunft hinzugeben, würde die ungeheure Mehrzahl des Volkes auf die Seite eines neuernden Kaisers geführt haben. In den Städten gährte für die Sache der neuen Lehre ein glühender Eifer, der nur von höherer Autorität geleitet, und zum Kampfe geführt zu werden brauchte. Alle geistigen Fähigkeiten, die nicht an das Interesse der Kirche durch besondere Vortheile gekettet waren, fühlten für die Reformation, und wären dem erhobenen Banner um so eifriger gefolgt, weil es

durch große Neuerungen eine glänzende Laufbahn für den Ehrgeiz eröffnete. Selbst die namhaften Kriegshäupter von damals, Frundsberg, Schärtlin und Andere, erfüllt von dem Hasse gegen die Pfaffen, der einem braven Soldaten so natürlich ist, waren für die neue Kirche. An tausend und aber tausend kräftigen Armen, um des Kaisers Ansicht zu vollstrecken, würde es nicht gefehlt haben! Welche Bewegung fand oder erregte die Reformation auf dem platten Lande. Jene unzähligen Bauern, die mit Entzückung dem Laute »christliche Freiheit« lauschten, der in die Nacht ihres Elendes drang, und welche dann, um Früchte davon zu sehen, hauptsächlich gegen die Geistlichkeit zu den Waffen griefen, aber weil sie, ohne bessere Leitung, sich selbst überlassen blieben, nur Greuel verübten und niedergemezelt werden mußten — sie alle hätten in Soldaten des Reichs verwandelt werden können, wenn der Kaiser sein legitimes Schöpferwort unter sie hineinwarf. Dann würden auch bessere und klügere Menschen sich an sie angeschlossen haben, um Zucht und Plan unter die wilden Haufen zu bringen. Oder glaubt man denn, nur in Schweden gäbe es Dalekarler, welche die Lanze und die Pickelhaube von der Wand herunterreißen, um in ihres Kaisers oder Königs Kämpfen freudig ihr Blut zu verspritzen, wenn diese die Sprache des Volks, von Haß gegen fremde Unterdrücker, von Ruhm des Reichs und Freiheit zu ihnen reden.

Kurz, daß die Kirchenreformation und das Interesse der Kronen natürliche Verbündete waren, beweißt am klarsten das Beispiel Schwedens, weshalb die Schilderung der schwedischen Reform mit gutem Bedacht an die Spitze des vorliegenden Werkes gestellt worden ist. Die teutschen Kaiser hatten übrigens noch mehr Aufforderung, sich der Reformation zu bemächtigen, als die schwedische Dynastie. Man kann das Verhältniß des 16ten Jahrhunderts zu den früheren Epochen der teutschen Geschichte kurz so bezeichnen. Unsere alten ghibellinischen Kaiser waren im Kampfe mit dem Papstthum unterlegen, weil ihr Zeitalter guelfisch fühlte. Jezt war das ganze Volk ghibellinisch geworden, und nun fragte es sich, ob der Kaiser allein, zu dessen Gunsten sich diese Veränderung zugetragen, ein Guelfe bleiben sollte!!

Kaiser Karl ist es geblieben! Warum? Mangel an Einsicht war nicht daran Schuld, denn wenige im gleichen Grade verständige und feine Häupter, wie Karl, sind auf dem Kaiser-

throne gesessen. Auch nicht eine falsche Frömmigkeit! Wie wenig bigott er war, hat Karl im Jahre 1527 bewiesen, als er durch den Connetable Bourbon die Hauptstadt des europäischen Priesterstaats zur größten Erbauung aller Ketzer erstürmen und ausplündern ließ. Immer muß ich herzlich lachen, wenn ich im Paul Paruta oder im Guiccardini von dem Streiche lese, den im genannten Jahre seine katholische und apostolische Majestät, der Kaiser von Teutschland und König von Spanien dem heiligen Vater gespielt hat. Rom wurde von dem kaiserlichen Heere erstürmt, wozu der Anlaß wie vom Zaune abgebrochen war. Der Pabst selbst mußte aus dem Vatikan über die geheime Brücke in das Kastell flüchten, kaum entging er beim Sturm den Krallen der teutschen Landsknechte, und nun begann ein Plündern, das man nur mit den früheren Erstürmungen der Stadt durch die Gothen vergleichen zu können meinte. Guiccardini schäzt die Summe, welche damals der heiligen Priesterstadt abgepreßt wurde, gegen drei Millionen Dukaten. »Gott habe seiner Hände Werk gesegnet,« sagt Sebastian Schärtlin, der einen Haufen teutscher Landsknechte bei dieser Gelegenheit anführte, in seiner Lebensbeschreibung; denn eine Masse Gold war durch die Einnahme Roms in seine Tasche geflossen. Bei diesen Gewaltthaten blieb man nicht stehen; um sie noch kränkender zum machen, kam ketzerischer Spott dazu. Die teutschen Soldaten, »von unmenschlichem lutherischem Haß gegen die heilige römische Kirche entzündet,« wie die italienischen Geschichtschreiber sagen, führten die gefangenen Prälaten auf Schindmähren unter Gespött und Gelächter in der Stadt herum, als wäre es eine Prozession der Kirche; der Pabst selbst mußte aus dem Kastell diese Verhöhnung mit ansehen. Und doch waren die Teutschen nicht die Schlimmsten; des Kaisers eigene katholische Unterthanen, die Spanier, trieben es noch weit ärger. Nach vier Wochen mußte sich Seine Heiligkeit selbst der wilden Soldateska ergeben, und entkam ihr zulezt nur mit List. Daß aber der Kaiser über diese That seines Heeres je ernstliche Mißbilligung ausgesprochen, wird nirgends gemeldet, im Gegentheil äusserte er, dem Pabst sey recht geschehen.

Es war also nicht Bigotterie, was Karln V. hinderte, die Reformation im Sinne der kaiserlichen Rechte zu benützen. Man sagt gewöhnlich, die spanische Krone habe es nicht geduldet, daß er Luther begünstigt hätte. Denn die für den Katholicismus

glühenden Spanier würden keinen ketzerischen Beherrscher geduldet haben. Allerdings ist es wahr, daß Karl V., im Fall er die Reformation beschützte, durch seine vielen Kronen in eine Art von Nachtheil versetzt war, weil er den Angriffen mehr als eine offene Seite darbot. Aber anderer Seits ist es unmöglich, zu beweisen, daß gerade die Spanier unempfänglicher für die Reformation gewesen seyn würden, als die Teutschen. Der Katholizismus hat darum so tiefe Wurzeln getrieben, weil er auf eine Doktrin gegründet ist, welche die Köpfe der Menschen, nicht bloß ihre Fäuste beherrscht, weil er sich auf eine gelehrte Aristokratie, die stärkste von allen stützt. Eine solche Macht kann man nur mit einer Waffe angreifen, die im richtigen Verhältnisse steht zu den eigentlichen Lebenswurzeln des Gegners, d. h. durch eine gleich kräftige Lehre, und diese war vorhanden; der negative oder geharnischte Theil der reformatorischen Behauptungen enthielt so viel gesunden Verstand, und dabei eine so leicht entzündliche Brennkraft, daß er in allen Ländern dem alternden Katholizismus überlegen seyn mußte. Was die Reformation Verkehrtes hat, ist erst später hineingekommen, als man ein eigenes Gebäude aufzuführen genöthigt war. Ueberdieß wirken die religiösen Ideen der Bewegung viel mehr in die Tiefe und Masse, als die bloß politischen oder bürgerlichen, weil das Volk überall eine geheime Neigung zum Mitsprechen über Religion hat, und weil selbst der Einfältigste glaubt, er verstehe etwas von Dogmen. Nicht nur in Teutschland, auch in Spanien wurde damals die innere Fäulniß des Pabstthums, und die Härte seines Joches empfunden. Ist die Reformation nicht wirklich auch in der pyrenäischen Halbinsel ausgebrochen, und nur mit Schwerdt und Feuer überwunden worden? Ohnedem glauben wir nicht, daß das Spanien des 16ten Jahrhunderts katholischer war, als das des 19ten. Nun was sehen wir in unsern Tagen dort geschehen! Diejenigen, welche in dem erzkatholischen Lande das alte Kirchensystem aufrecht erhalten wollten, sind verjagt, und ein Weib darf es mit Hülfe von Juden und Stokmäklern unter dem Banner eines baaren Systems des Eigennutzes wagen, den Katholizismus über den Haufen zu werfen. Kurz die Rücksicht auf Spanien war es nicht, was Karl'n V. der Reformation abhold machen mußte. Ein König darf, wenn ihm eine Lehre zur Seite steht, die allen Zauber der

Neuheit und enthusiastische Kraft besizt, jede eben dieser Lehre günstige Veränderung in jedem Lande unternehmen.

Die Gründe dafür, daß Karl mitten in einer ghibellinischen Zeit ein Guelfe blieb, lagen nicht in den äussern Umständen, sondern in seiner eigenen Seele. Schon hatte sich damals ein System der Prinzenerziehung gebildet, welches die jungen Zöglinge ganz von den Gefühlen und Bedürfnissen der Völker, die sie einst beherrschen sollten, losrieß und ihnen vorsagte, die Weisheit des Herrschens bestehe bloß in Gewalt, in List und Verschlagenheit, kurz in allen jenen Künsten der Täuschung, welche die bodenlose Verdorbenheit Italiens im 16ten Jahrhundert unter dem Namen wahrer Politik ausgebildet; auf das Volk, das für eine Nulle galt, welcher die Fürsten erst die Zähler vorsetzen müssen, wurde gar keine Rücksicht genommen. Seine Lehrmeister der Geschichte hatten ihm gezeigt, daß die Kirche eine ungeheure Macht sey, der sich kein früherer Fürst straflos widersezt, daß die Hohenstaufen spurlos untergegangen, daß die Bewegungen der Waldenser, der Albigenser, der Hussiten, kurz aller Ketzer mit Feuer und Schwerdt unterdrückt worden seyen. Mehr als menschliche Weisheit hätte dazu gehört, wenn er bei solcher Erziehung ohne alle Kenntniß der großen Veränderung, welche in den Herzen und Köpfen der Teutschen vorgegangen war, selbst ohne Bekanntschaft mit der teutschen Sprache, die ungeheure Bewegung errathen sollte, welche aus dem ersten, ihm verächtlich scheinenden, Samen der Reformation entstand. Hätte er sie aber vorausgesehen, hätte er nur eine Ahnung davon gehabt, wie nüzlich diese Neuerung, wenn gut geleitet, für sein Haus und seinen glühenden Ehrgeiz werden konnte, so würde er, wir zweifeln nicht daran, ganz anders gehandelt haben. Nichts ist schwieriger in der Welt, als in dem jetzigen Kleinen das künftige Große zu sehen. Nicht bloß von dem großen Haufen, auch von den Erdengöttern gilt der Satz Schillers: »die Gewohnheit nennt er seine Amme.« Für die damalige Zeit war es Gewohnheit, daß der Pabst siegte, man nahm also die Maßregeln nach dieser Ansicht, so wie es jezt Gewohnheit ist, zu glauben, daß die Revolution gewinne, weßhalb man auch schon bisweilen irrige Wege eingeschlagen hat.

Karl war ferner der reichste Fürst seines Zeitalters. Nun setzen die Reichen unter allen Umständen und Formen am ungernsten das, was sie schon besitzen, aufs Spiel, um etwas

Ungewisses zu gewinnen. Wenn er es mit dem Pabste hielt, blieb ihm, allem Anschein nach, die Kaiserkrone, die Krone der Niederlande, von Spanien und Indien sicher, während er sie vielleicht verlieren konnte, wenn er die Sache der Neuerer ergriff. Es ist bezeichnend, daß ausser den wenigen kleinern Dynastien von damals, welche geographische oder andere Verhältnisse an den Papst ketteten, nur die reichen, schon groß gewordenen Häuser Habsburg, Frankreich, Spanien, Polen, der alten Kirche treu geblieben sind. Dagegen die minder mächtigen schlugen sich, von einem richtigen Instinkt getrieben, auf die andere Seite, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg. Seitdem sind neue Namen auf der großen Weltbühne erschienen. Schweden, das kleine vorher unbekannte Schweden führte durch die Reformation eine Zeitlang das große Wort in Europa. England verdankt ihr seine ausserordentliche Macht, die es noch lange zum Vortheil Europas genießen möge: denn seit Elisabeth und in Folge des Siegs der protestantischen Kirche ist der prophetische Spruch Shakespeares immer mehr Wahrheit geworden: »O Albion du Meer umgürtetes Land, klein ist dein Leib, aber groß dein Geist und unbesiegbar deine Macht.« Auch Brandenburg, dessen Kurfürst Joachim auf dem berühmten Reichstage zu Worms 1521 noch darauf antrug, man solle Luthern das Geleit nicht halten und ihn behandeln wie Huß, worüber der Kurpfälzer nahe daran war, das Schwerdt gegen den Mitkurfürsten zu ziehen — auch dieses Brandenburg ist nur durch Beschützung der protestantischen oder ähnlicher Interessen groß und mächtig geworden.

Endlich der Hauptgrund, warum sich Karl von der Reformation abwandte, ist in dem Verhältnisse zu suchen, das zwischen der lezteren und der Persönlichkeit des Kaisers statt fand. Karl war ein streng monarchischer Fürst, Sohn und Enkel eines alten Geschlechts von Gottes Gnaden, dagegen die Reformation ursprünglich eine reine Sache des Volks, oder wie man jezt zu sagen pflegt, eine durch und durch demokratische Bewegung. Dieß sind Gegensätze, die sich abstoßen. Wir Teutsche sind allzu sehr gewöhnt den Menschen für sich, oder in abstracto zu betrachten! Das Aeussere, der Stand beherrscht und durchdringt ihn durch und durch; dieses Anhängsel geht mit uns zu Bett und steht mit uns auf, und macht einen neuen Menschen aus dem alten. Immer ist mir, wenn ich über die Handlungsweise Karls V.

nachdachte, der berühmte Ausspruch Napoleons eingefallen: »Ich war nur Lieutenant, als die Revolution ausbrach, folglich ergriff ich ihre Parthie, wäre ich General gewesen, so hätte ich wohl anders gehandelt.« In der That waren es meist sogenannte illegitime Fürsten, welche durch die Reformation groß geworden sind; woraus man, beiläufig sey es gesagt, abnehmen kann, daß nicht ohne guten Grund das Wort Legitimität in unsern Tagen so gar viel Bedeutung errungen hat. Gewisse teutsche Schriftsteller von entgegengesezten Parthien haben behauptet, in dem Lutherthum sey ursprünglich Nichts demokratisches gelegen. Sie berufen sich, um ihren Satz zu erhärten, darauf, daß Luther sich erstens blindlings den Fürsten in die Arme geworfen, daß er zweitens die Bauern, die doch Anfangs nur gerechte Forderungen gemacht, mit grausamer Härte abwieß. Aber dieß ist noch kein Beweis. Was Wahrheit ist, soll man frei sagen dürfen. In Allewege ist das eine demokratische Bewegung, die sich auf Wahrheit, auf Recht, auf dasjenige, was allen Menschen (nicht einzelnen Klassen), heilig seyn soll, von vorne herein, als auf ihre einzige Stütze und mit großem Ernste beruft. Hat man je eine aristokratische Verschwörung in der Welt gesehen, die solche allgemeine Sätze, unter die sich so viel befassen, und aus denen sich eine Reihe der größten Veränderungen in allen Dingen rechtfertigen läßt, aufrichtig als Banner aufgepflanzt hätte. Wenn dieß auch je und je geschah, so brauchte man einen solchen Aushängeschild sichtlich, wie das Sprichwort sagt, als Speck, um Mäuse damit zu locken. Was dem ursprünglich rein demokratischen Wesen der teutschen Kirchenreform eine milde Färbung gab, war der Charakter des Reformators. Luther wurde in dem strengsten Autoritäts-Glauben erzogen, und dieser Eindruck seiner Kindheit blieb nicht auf der Oberfläche. Nur Schritt für Schritt griff er die Gewalt des Pabstes an, und zwar genau in dem Verhältnisse, wie es ihm klar ward, daß eine höhere Autorität, die der heiligen Schrift, die Mißbräuche der römischen Kirche verwerfe. Also, während er mit größter Kühnheit die bestehende Kirchenverfassung umstürzte, folgte er nicht seiner, sondern einer höhern Autorität. Ein solcher Mann ist nicht dazu gemacht, die bürgerliche Ordnung, die nöthigste und nützlichste Autorität von allen, umzustürzen. Auch seine besondere theologische Denkweise wirkte in derselben

Richtung des Abscheus vor wilder Gewalt. Luther war von ganzer Seele dem augustinischen Begriff von der göttlichen Gnade, und von der natürlichen Verderbniß des Menschen ergeben. Er kannte und fürchtete den Tiger, der in der Brust eines jeden ungebesserten Sterblichen besonders im großen Haufen wohnt. Nie und nimmermehr hätte er seine Hand dazu geboten, diesen Wütherich von der Kette loszulassen. Ueberhaupt war in dieser religiösen Umwälzung Teutschlands nichts zu sehen von jener scheußlichen Verdorbenheit der spätern französischen Revolution, deren schlechteste Häupter, den Pöbel für ihre Zwecke mit kaltem Blut entfesselten, indem sie seine Mordlust wie eine mathematische Aufgabe berechneten und auf ein beliebiges Ziel hinlenkten. Die Führer unserer teutschen Reformation fürchteten Gott aufrichtig, sie ehrten die weltliche Obrigkeit und den Kaiser als Gottes Gesalbten. Was Luthern selbst betrifft, so war er reinen, lauteren Herzens, sein einziger, ihn im ganzen Leben begleitender Ehrgeiz bestand darin, ein Mann Gottes zu seyn, für Christi Sache zu leben und zu sterben. Um wie viel mehr mußte er bei solcher Gesinnung für einen teutschen Kaiser werth seyn, in der Eigenschaft eines ghibellinischen Gehülfen!! Diejenigen welche behaupten, die teutsche Reformation sey keine demokratische Bewegung gewesen, weil Luther sich dem wilden Aufruhr des Volks widersezt, haben Unrecht, ihr Irrthum hat darin seinen Grund, daß sie unter Demokratie nur Gewaltthaten des Haufens verstehen, was wir für einen ganz falschen Begriff des Wortes halten.

Schließen wir. Es lag dem jungen Kaiser mehr an einem Bündnisse mit dem Pabst, durch dessen Hülfe er Franz I. von Frankreich in Italien demüthigen wollte, als an den ungeheuren Hülfsmitteln, die ihm die Unterstützung Luthers und seiner Sache verschaffen mußte. Denn wenn er die Reformation unter seinen kaiserlichen Mantel nahm, konnte er mit dem ganzen Heerbann des lutherischen deutschen Volks alle seine auswärtigen Feinde zerschmettern! Was nie hätte geschehen sollen, geschah. Der edle Reformator, der so tief für die Ehre seines Volkes fühlte, der in dem Pabst den Feind der kaiserlichen Würde haßte, wurde von dem Kaiser kalt zurückgestoßen, und zwar nicht für den Augenblick, sondern für immer, unwiederbringlich. Karl hätte doch, wenn er auch nicht gleich jezt die Neuerung begünstigte, Regierungskünste brauchen, er hätte seine Maaßnahmen

hinausschieben können, um zuzusehen, wie die Sache sich gestalte. Aber nein. Die Stellung des Kaisers zur Reformation sollte entschieden werden, ehe er Teutschland kannte. Luther wurde am Schlusse des Wormser Reichstags sammt allen seinen Anhängern und künftigen Beschützern in den Reichsbann, in die Aberacht gethan, sein theures Haupt jedem Mordbuben preisgegeben. Das Aktenstück, das diesen unseligen Beschluß enthält, wird das Wormser Edikt genannt, und ist datirt vom 8. März 1521. Aleander heißt der Welsche, der es verfaßt hat. Ulrich von Hutten, dieser Demosthenes der Reformation, rief, als er den Ausgang des Wormser Reichstags erfuhr, im tiefsten Unwillen aus; „ich schäme mich, ein Deutscher zu seyn.“ In einem Gedicht, das er damals machte, sagte er: „man soll den Adler aus dem Wappen des Reichs herausreißen, und eine bunte Elster an seine Stelle setzen, denn es ist kein Ernst mehr, handzuhaben Freiheit und Ehr.“ Müssen wir nicht selbst noch heute ausrufen: o deutsches Vaterland, wie verkehrt ist deine Geschichte! Einige Jahre später stand eine halbe Million scheußlich mißhandelter Bauern gegen ihre Dränger, Kirche und Adel auf; sie erklären, nur das für wahr zu halten, was Luther lehre, und nur den Befehlen zu gehorchen, die der Kaiser gebe. Die Gräuel, welche die wilden, ohne Leitung gebliebenen Haufen verübten, wollen wir weder berühren, noch rechtfertigen; sie wurden mit Gewalt unterdrückt, gegen 150,000 Mann fielen unter dem Schwerdt, der Rest sank in noch größere Sklaverei. Während des Kampfes hatten sie bewiesen, daß wenigstens die Tapferkeit ihrer alten Vorfahren, der freien Germanen, nicht von diesen verknechteten Enkeln gewichen war. Viele tausend, besonders süddeutsche Bauern fochten mit Löwenwuth für ihre entmenschte Sache, während die sächsischen Rotten unter Münzer sich wie eine Heerde Vieh auseinander sprengen und abschlachten ließen.

Der Person Luthers schadete der Wormser Bann Nichts. Hätte man es in Worms gewagt, mit ihm verfahren zu wollen, wie mit Huß, so würden die verschworenen deutschen Edelleute die Ehre der Nation mit Mord und Brand gerächt haben. Luther fand Schutz unter den Fittigen des edlen Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen. Aber die Reformation hat durch diese feindselige Gesinnung des Kaisers unendlich verloren. Untergehen konnte sie nicht, denn allzusehr war sie in den Bedürfnissen

und Ansichten des Jahrhunderts begründet. Allein ihr Wesen wurde von nun an ein anderes. Aus des Kaisers Palaste vertrieben, mußte sie Schutz suchen bei der Aristokratie des Reichs, dadurch büßte sie ihren hohen politischen Charakter ein. Die kühne Ghibellinin, welche seit ihrer Geburtsstunde dazu bestimmt schien, alle, nicht nur die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und den alten Glanz germanischer Nation wieder herzustellen, wurde zur Schützlingin der Fürsten, bald zur Pfahl- und Spiesbürgerin des Reichs.

Rein, oder wenn man sie mit dem vergleicht, was das Pabstthum sich erlaubte, oder was aus Anlaß der Kirchenumwälzung in andern reformirten Ländern geschah, beispiellos rein ist die teutsche Reformation eine gute Zeitlang geblieben. Ueber ihre Verbreitung läßt sich ein Grundsatz aufstellen, der in manchen Stücken dem Umsichgreifen des bürgerlichen Glaubensbekenntnisses der neuern Zeit entspricht. Einige seichte Schwätzer haben behauptet, die katholische Religion eigne sich für den Süden, die lutherische für den Norden, darum sey jene im südlichen Deutschland geblieben, während diese in Nordteutschland die Oberhand gewonnen habe. Die Grundlosigkeit dieses Geschwätzes fällt in die Augen. Wird denn Teutschland durch die gemäßigte und heiße Zone in zwei Hälften getheilt? oder ist der Südteutsche so verschieden von dem Nordteutschen, daß sie in Bezug auf religiöse Empfänglichkeit zwei Nationen bilden sollen? Noch lauter spricht die Geschichte gegen jenen Satz. Gerade in einem der südlichsten Theile Teutschlands, in dem Erzherzogthum Oesterreich fanden sich die eifrigsten Protestanten, die nicht bloß, weil es dem Landesherrn beliebte, die neue Religion einzuführen, sondern gegen ihre Fürsten mit dem Schwerdt in der Hand die neuen Lehre bekannten! Würtemberg, ein Theil des bairischen Franken, Ungarn, Siebenbürgen, beweisen dasselbe. Noch auffallender ist das Beispiel Frankreichs; gerade in den südlichsten und heißesten Provinzen dieses Landes wohnen die meisten Protestanten, in der Gegend von Nismes, und was Spanien betrifft, so griff in Andalusien, d. h. in der Landschaft, die sich einer wahrhaft südlichen Natur annähert, die Reformation am meisten um sich. Ganz andere Verhältnisse, als klimatische wirkten bei Ausbreitung der Kirchenreformation. Das was man im edleren Sinne des Wortes »Volk« heißt, war in ganz Teutschland für die Sache

Luthers, wir meinen die kleinen unabhängigen Besitzer, jene Leute, die mit Anstrengung sich ein selbstständiges Vermögen erwerben, die gewohnt sind nachzurechnen, auf welche Weise das Geld aus den Taschen anderer Leute in die Kassen der geistlichen oder weltlichen Herrn in der Nachbarschaft fließt. Diese Klasse umfaßt den ehrsamen Gewerbstand in den Städten, den kleinen, aber selbstständigen Besitzstand auf dem Lande, einen Theil des niederen Adels. Hiezu kommen alle, die bei ungeschwächtem Nationalgefühl des harten Joches sich schämten, das der Pabst auf den Nacken Teutschlands gelegt, alle welche Bildung und Verstand genug besaßen — und wahrlich, es gehörte kein besonderer Scharfsinn dazu — um die Wahrheit der Lehren Luthers einzusehen, endlich alle Neuerungssüchtigen, die es überall gibt. Ein großer Theil der Fürsten des Reichs beschützte von vorne herein die Reformation, weil sie von der allgemeinen Stimmung der Nation fortgerissen glaubten, daß das Recht auf ihrer Seite sey. Selbst die Herzoge von Baiern, die nachher so entschiedene Gegner des Lutherthums wurden, folgten Anfangs dem Strome der öffentlichen Meinung und traten erst in Folge des Bauernkriegs zurück, den sie für eine Frucht der Reformation hielten. In der That umfaßte damals die hohe deutsche Aristokratie eine große Anzahl wohlgesinnter Herrer, unter denen Friedrich der Weise, Johann der Beständige von Sachsen und Philipp, Landgraf von Hessen, hervorragten. Es war die Sache der wahren Religion, was sie Luthern zuführte, und für die Beschützung der gereinigten Kirche wagten sie Land und Leute. Selbst als man schon nach den katholischen Gütern die Hände ausstreckte, wurde ein großer Theil derselben für das Volk, für Erziehung und Unterricht verwendet. Aber es ist nicht in die Länge so geblieben. Ueberall, wo der Streit über religiöse Dinge zu Staatshändeln führt, wird es sich von Zeitlichkeiten handeln. Die wahre, innere Religion des Herzens unterliegt Gottlob! nicht dem Machtworte eines Despoten, sie ist frei, wie der Gedanke; wo aber der Glaube nach dem Schwerdte greift, kommen andere Fragen mit ins Spiel. Der Geist der Erde, der uns beherrscht, will in allen Sachen sein Opfer haben. In der That hatte die katholische Kirche in Teutschland ein ungeheures Erbe zurückgelassen. Das Haus Brandenburg, getrieben von der Lust zum Erwerb, der jene Dynastie auszeichnet, war das erste, das recht tief hineingriff. Nicht bloß

eine Stadt, ein ärmliches Stift oder ein Bisthum, sondern gleich ein ganzes Land, das Gebiet des Teutschordens, so weit nicht Polen am Gewinne Theil nahm, wurde genommen. Merkwürdig war hiebei, wie schnell Verwandte einander nachahmen. Der Vetter des Markgrafen, Albrecht von Brandenburg, der auf die eben bezeichnete Weise das Erbherzogthum Preussen davon trug, auch Albrecht genannt, saß damals auf dem ersten geistlichen Stuhle von Teutschland, auf dem zu Mainz. Ob er gleich im Anfange der Reformation gegen Luther hart verfahren, bekam er auf einmal Lust, mit seinem Erzbisthum dieselbe Operation vorzunehmen, welche den ehemaligen Hoch- und Teutschmeister zum Erbherzog gemacht. Schon war die Sache bei Luther unterlegt, als die Katholischen sicherlich sehr starke Gegengründe in Bewegung sezten, um sie zu hintertreiben. Was wäre auch das für ein Aergerniß gewesen, wenn der Primas von Teutschland ein lutherischer Ketzer ward! Das gegebene Beispiel wirkte indeß mehr und mehr. Die Reformation wurde bald zu einer reinen landesherrlichen Sache, die Reformatoren boten die Hand dazu, theils aus dem Drange der Noth, weil sie wünschen mußten, daß die Kirchengüter eher in die Hände ihrer Beschützer übergehen, als daß sie in der Gewalt der Feinde blieben, welche nur Waffen gegen sie geschmidet hätten, theils aus Dankbarkeit. So ergab sich bald jenes wunderliche Resultat: Dieselben, die im 13ten und 14ten Jahrhundert mit dem Pabste als eifrige Guelfen die kaiserliche Macht untergruben, erbten jezt wider den Kaiser, der ein Verbündeter der römischen Kirche geworden war, den Nachlaß des Pabstes. Das Wort Ghibelline und Guelfe hatte von nun an seinen Sinn gänzlich verloren. Groß war der Nachtheil für die Nation, welcher aus diesem verkehrten Gange hervorging. Das Erbe der katholischen Kirche gehörte von Rechtswegen dem Kaiser und Reich; man hätte es anwenden sollen, um den Stand der alten freien Reichsbürger wieder herzustellen, was wirklich ein Theil der Bauern verlangte, um den Unterricht und die gereinigte, ihrem wahren Zweck zurückgegebene Kirche in die rechte Verfassung zu setzen. Der reiche Ertrag des Restes mochte zu einer guten Militäreinrichtung, zu Kanonenkugeln für die Feinde des Reichs, für die Türken und Franzosen gebraucht werden. Jezt freilich erhielten diese Güter eine ganz andere Bestimmung; sie waren es, welche den

hohen Aristokraten die Macht gaben, die Zerrüttung des Reichs unheilbar zu machen.

Nicht minder als der Staat verlor durch jene Wendung die Reformation selbst. Seit sie ein landesherrliches Institut geworden war, verschwanden aus ihr aller höhere, politische Schwung, alle größeren Ansichten. Dadurch ist es gekommen, daß die lutherische Kirche, besonders im Vergleich mit der kalvinistischen, die aus ihrer Vaterstadt Genf eine republikanisch-politische Richtung erhielt, jenen kleinlichten, knauserigen, niedrig-demüthigen Charakter angenommen hat. Sie wurde die unterthänigste Dienerin der gnädigsten Herrschaft! Bald behielten die Fürsten sich selbst allein die Milch, oder die finanziellen Folgen der Kirchenverbesserung bevor, den Theologen blieben als Abfall vom Tische die bloßen Fragen der Schule und das Gezänk, auf welchem Gebiete sie zum Schrecken des gesunden Menschenverstandes so wacker gearbeitet haben. Sie konnten in dem größten Theile Deutschlands*) nicht müde werden, allen Nachlaß der katholischen Kirche der landesherrlichen Kammer zuzuweisen; woher wir gute Lutheraner bis auf diesen Tag rein päbstliche Steuern, als Dispensen für verbotene Verwandtschaftsgrade, die geschlossene Zeit, die Fleischesstrafen für unehliche Kinder an den Fiskus bezahlen. Mit welcher Verachtung mochten die Prälaten der römischen Kirche auf jene Nachfolger der Reformatoren sehen, die alle Güter, welche ursprünglich *ihrem* Stande gehört hatten, in heißem Wetteifer vor den Thronen der Landesherrn niederlegten, während die römische Geistlichkeit immer gewohnt war, sich als Selbstzweck zu betrachten. Gewiß gibt es nichts Schöneres in der Welt, als demüthige Vergessenheit Seiner selbst, für höhere Zwecke, als Uneigennützigkeit. Aber es war nicht Demuth, nicht Uneigennüzigkeit, was jene Menschen zu einer solchen Handlungsweise trieb, sondern ein wahrer Sklaveneifer und politischer Unverstand. Hat man einem Haufen unpraktischer, die Welt und das Leben nicht kennender Schriftgelehrten (was die Nachfolger der Refor-

*) In Würtemberg geschah dieß nicht. Dort wurden durch den edlen Herzog Christoph die Kirchengüter für kirchliche Zwecke, jedoch im Laufe der Zeit, nicht zum Besten des Ganzen angewendet. Eine Oligarchie von Schreibern und Pfaffen beutete die Verwaltung derselben zu ihrem Vortheile aus.

matoren waren) einmal von oben herab eine bestimmte Richtung gegeben, so rennen sie blindlings darauf fort, so lange man es allergnädigst will, was man noch heut zu Tage in Deutschland durch das schöne, so eifrig betriebene Studium der Metaphysik bestätigt sieht. Im Uebrigen waren die lutherischen Geistlichen damals so rechthaberisch, ehr- und geldgeizig, als die Menschen in andern Zeiten. Seit der lutherische Clerus durch gänzlichen Mangel einer politischen Erziehung Einfluß auf die Geschäfte mit Ausnahme solcher, die die Dogmatik berührten, und wo ihr Eingreifen leider sehr verderblich wirkte, verloren hat, ist eigentlich erst recht das goldene Zeitalter der Juristen und Schreiber angebrochen, deren Faust man jezt immer deutlicher spürt, jedoch ohne daß sie gegen ihre Vorgängerin, die ihnen Platz machte, im Geringsten dankbar gewesen wären, was freilich bei lachenden Erben nie der Fall ist.

Ausdrücklich müssen wir jedoch bemerken, daß diese Schilderung nicht von Luther und seinen Freunden, sondern bloß von seinen Nachfolgern gilt. Unser großer, edler Reformator hatte nur Ein Ziel, Eine Richtung seines Wirkens, die Sache Gottes zu verfechten, und das Pabstthum zu stürzen. Weltliche Vortheile, Gut, Ehre galten ihm nichts, sie verschwanden völlig vor dieser großen Aufgabe seines Lebens; über die Gefahren sezte er sich mit einem heroischen Heldenmuthe weg. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib! Laß fahren dahin.“ So fühlte, so handelte er. Aber eine solche erhabene Gesinnung ist eine Ausnahme von der Regel, in den Nachfolgern könnte sie sich nicht erhalten, und so erlag sein Werk der gemeinen Alltäglichkeit, der ehernen Kette von Ursache und Wirkung.

Zu einem Religionskriege kam es noch in den Zeiten Kaiser Karl's V. Doch erlebte ihn Luther nicht, der gütige Himmel hatte ihn zu Anfang des Jahres 1546 zu sich genommen. Sein sehnlichster Wunsch war dadurch erreicht, er durfte die Vergießung von Bürgerblut nicht mit ansehen. Im folgenden Jahre brach der schmalkaldische Krieg aus. Der Kaiser, überlegen durch die Einheit der Macht, so wie durch militärische Einsicht, siegte. Die verbündeten evangelischen Stände hatten den Kampf mit einer Zaghaftigkeit und einem Mangel an kriegerischem Verstande geführt, daß es nicht anders aussah, als wenn sie ihr Gewissen durch Aufstand wider den Kaiser beschwert glaubten. Der Kurfürst Johann

Friedrich von Sachsen und Philipp, Landgraf von Hessen, die Häupter des schmalkadischen Bundes, wurden vom Kaiser gefangen genommen und hart, aber nicht mit despotischer Konsequenz behandelt. Der Kaiser triumphirte halb und halb, er versuchte vergeblich eine Vermittlung beider Kirchen. Nach drei Jahren wandte sich das Blatt. Moriz, der neue Kurfürst von Sachsen, der im schmalkadischen Kriege die kaiserliche Parthie ergriffen, und dafür mit dem Kurhute belohnt worden war, betrog Karl V. auf eine ausgezeichnet schlaue Weise; der stolze Spanier, der »die tollen und vollen Teutschen« keiner großen List fähig hielt, mußte dem Sachsen den Preis der Verschlagenheit zuerkennen. Karl hatte ihn geliebt und vorgezogen, weil er an ihm ein verständiges Haupt fand; desto mehr hätte er ihm mißtrauen sollen, denn Moriz war Reichsfürst, und man mußte voraussetzen, daß er als solcher die kaiserlichen Vergrößerungsplane um so weniger dulden würde, je klüger er war. Unter Beiziehung eines auswärtigen Feinds, des Königs Heinrich II. von Frankreich, dem von Seite der Mitverschwornen die französisch-redenden, jenseits des Rheins gelegenen Städte des Reichs als Lohn für seinen Beitritt versprochen waren, wurde der Krieg gegen Karl V. geführt. Moriz gab in seinem Kriegsmanifeste unter andern folgenden Grund seines Aufstandes an: »Der Kaiser beabsichtige Umsturz der Reichsverfassung und Vernichtung der teutschen Freiheit, durch Ueberziehung mit fremdem Kriegsvolk und fortwährende Schatzungen, wodurch endlich Hohe und Niedrige zu einer unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, Joch und Dienstbarkeit gebracht werden sollten.« Zu gleicher Zeit, während Moriz mit Blitzesschnelle durch Bayern nach Tyrol vorrückte, wo sich Karl V. befand, zog der König von Frankreich mit einem Heere vor die teutsche Reichsstadt Metz, nachdem er zuvor ein Manifest ausgehen lassen, worin stand: »er komme, um die teutsche Freiheit zu beschützen, da dieselbe nicht ohne Schaden Frankreichs unterdrückt werden könne.« Es war dieselbe Sprache, dieselbe Handlungsweise, die wir nachher im 30jährigen Kriege durch Richelieu wieder aufgefrischt finden. Der Kaiser, der gichtkrank zu Innsbruk lag, wäre beinahe von Moriz gefangen genommen worden; siegreich zog dieser am 23. Mai 1552 in die Hauptstadt Tyrols ein. Drei Tage zuvor hatte Karl die Stadt in eiliger Flucht verlassen,

und ließ sich in einer Sänfte über die steilsten Alpen nach Kärnthen tragen. Da Moriz zum Aeussersten entschlossen war, kam bald der Passauer Vertrag zu Stande, dem der Augsburger Religionsfriede vom Jahr 1555 folgte.

Merkwürdig ist, daß weder an diesem glücklichen Religionskriege wider den Kaiser, noch an dem unglücklichen Schmalkaldischen das Volk den geringsten Antheil nahm. Kein einziger unbesoldeter Arm hatte sich erhoben, obgleich durch die Gefangennehmung der beiden Fürsten Johann Friedrich und Philipp die protestantische Kirche unterdrückt schien; nichts sah man von dem Enthusiasmus der Albigenser, Waldenser, Camisarden, nichts von dem Muthe, womit später die Oestreicher für ihren Glauben fochten. So sehr hatte die landesherrliche Bevormundung der Reformation den Eifer des Volks bereits abgekühlt.

Die Friedensunterhandlungen zu Augsburg sollten der Welt die Augen öffnen über den wahren Charakter der neuen teutschen Kirche. Dieselbe erhielt gleiche Rechte mit der alten katholischen. Die Reformation hatte also soweit gesiegt. Aber wie und in welchem Umfang? Es wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß es bloß den Landesherrn und Reichsständen zukommen solle, zu bestimmen, welcher Glaube, der alte oder der neue? in ihren Gebieten herrschen dürfe: cujus regio, ejus religio, wem Grund und Boden gehört, der hat auch den Glauben der Unterthanen zu regeln. Das Volk, die ungeheure Mehrzahl der Bewohner Teutschlands wurde nicht gefragt, was es glaube. Wenn eine Landstadt, oder ein Dorf, das einem Reichsstand gehörte, auch noch so gerne die Lehre Luthers angenommen hätte, es mußte von Rechtswegen katholisch bleiben, sobald der Landesherr in dessen Kasse es steuerte, an den Papst glaubte, oder seinen Vortheil darin fand, bei der alten Kirche zu beharren. So sah die Welt, daß die Reformation zunächst bloß dazu gedient, die Macht der Reichsunmittelbaren, der hohen Aristokratie ins Ungemessene zu steigern. Seit dieser Zeit erhielten sie einen doppelten Charakter, gleichsam einen Januskopf. Vornen weltliche Herrn, oft gute Landesfürsten, oft schlimme, Nimrode u. dgl. waren sie hinten lutherische Päpste, und soweit ihre Gränzen reichten, erstreckte sich ihr Kommando über das Wort Gottes. Da die Welt aber einmal im Zuge nach dem lutherischen Glauben war, noch mehr, da der Abfall von der alten katholischen Kirche offenbaren Gewinn

brachte, so wäre der Katholizismus in Folge des Augsburger Religionsfriedens in Teutschland ganz untergegangen, wenn die Papisten nicht einen Riegel vorschoben. Dieß geschah. Es wurde bestimmt, daß die geistlichen Reichsfürsten zwar für ihre Person die Freiheit besitzen sollten, ihren Glauben nach Belieben zu wählen; daß sie jedoch ihre Pfründen aufgeben müßten, im Falle sie lutherisch würden. Man nannte dieß den geistlichen Vorbehalt; diese Beschränkung hat die großen geistlichen Lehen in Teutschland dem Papst und seinen Anhängern erhalten.

Einen Monat nach Abschluß des Augsburger Religionsfriedens trat Kaiser Karl V. die Regierung der Niederlande an seinen Sohn Philipp II. von Spanien ab. Auch die Kaiserkrone hätte er ihm gerne übergeben, aber die teutschen Fürsten waren eben so sehr gegen diesen blutdürstigen Nachfolger, als des Kaisers eigener Bruder Ferdinand I., der nun den Kaiserthron erbte. Karl V. entäusserte sich im Jahr 1556 aller weltlichen Würden, aller Kronen, die er getragen, und ging nach Spanien ins Kloster S. Juste zu Valladolid, um zu büßen, und sich zum Tode vorzubereiten. Das erschütternde Gefühl, den Zweck seines Lebens gänzlich verfehlt zu haben, war es, was ihn zu diesem Schritte bewog; dieselbe Stimmung begleitete ihn auch in die Einsamkeit und zu den mönchischen Uebungen, denen er sich fortan ergab. Er mußte es noch erleben, daß sein unnatürlicher Sohn, zu dessen Füßen er alle seine Macht niedergelegt, ihm mit schnödem Undanke lohnte. Philipp II. ließ seinen Vater auf die Ausbezahlung des geringen Jahrgehalts, den er sich ausbedungen, warten, und nach Karls Tode wurden die Gefährten seiner Einsamkeit, der Beichtvater Constantin Ponce, der Mechaniker Turriano, und der Erzbischof von Toledo, Bartholomäus Caranza, der dem sterbenden Kaiser in seinen lezten Stunden beigestanden, auf Befehl Philipps durch die Inquisition als Ketzer verdammt. Karl starb im Jahre 1558. Er, der einst dazu bestimmt schien, den Glanz des kaiserlichen Thrones wiederherzustellen, hinterließ Teutschland, durch seine Schuld, in einer unrettbaren Verwirrung.

Die Religionsfreiheit, welche der Augsburger Friede den teutschen Protestanten verschafft, galt ursprünglich nur den Anhängern der Augsburger Konfession, oder den Lutheranern. Schon früher hatte indeß Zwinglis Lehre in Teutschland

Eingang gefunden; eine weit größere Menge schlug sich seit dem Frieden auf die Seite Calvins. Die fremde Reformation mußte erst französirt werden, um die Teutschen zu reizen und ihnen recht zu gefallen. Sicherlich entsprach die durch Luther vollbrachte Reinigung des christlichen Glaubens vollkommen den Bedürfnissen unseres Volks. Kein anderer Reformator hat eine so glorreiche Geschichte aufzuweisen, keiner hat, wie er, sein Werk mit soviel Ruhm vor Kaiser und Reich verfochten. Er war ganz und gar ein Mann des Volks, dennoch griff man nach der ausländischen Reformation. Kann es daher, weil die Teutschen, von jeher gewohnt, alles Hervorstechende unter sich selbst wegen ihres Neides gegen einander zu vernichten, den Maßstab des Glänzenden und Vortrefflichen nur bei fremden, namentlich den romanischen Völkern finden? Oder liegt in unserer so tief eingewurzelten Nachäfferei der romanischen Nationen, ein von unsern Ahnen ererbtes, stillschweigendes, uns selbst kaum bewußtes Bekenntniß, daß jene Nachkommen und Ueberbleibsel des römischen Volkes uns, den Enkeln der wilden Germanen, als Theilnehmer einer uralten Civilisation fortwährend überlegen sind? Sicherlich war es kein innerer Vorzug der Dogmatik Calvins, was viele teutsche Fürsten bewog, die Sache Luthers zu verlassen, und dem fremden Reformator anzuhängen. Die Ansichten beider Reformatoren unterscheiden sich hauptsächlich durch zwei streitige Lehren: über das Abendmahl und die göttliche Gnade. Was jene betrifft, so stand der calvinische Glauben dem lutherischen offenbar nach, weil er zwei unvereinbare Gegensätze vermitteln will, und mit Halbheiten endigt, während dieser derb auf dem geraden Weg durchfährt. Im zweiten Punkte oder in der Lehre von der Erwählung entwickelt allerdings der Calvinismus eine Entschiedenheit und geistige Höhe, welche kräftige Menschen anziehen mag, aber gerade hierin folgten die teutschen Calvinisten nicht der vollen Strenge des Genfer Reformators, sondern schlugen, von der teutschen Gutmüthigkeit fortgerissen, vermittelnde Nebenwege ein; diese Lehre war es also nicht, was dem Calvinismus in Teutschland Beifall verschaffte. Vergleicht man zweitens den Charakter der beiden Reformatoren miteinander, so ist eben so gewiß, daß der blutdürstige, herrschgierige Genfer vor Luther zurückstehen muß. Folglich bleibt um die Hinneigung der Teutschen zu Calvin zu erklären, kein anderer Grund übrig, als ihre alte Vorliebe für das Ausländische.

Ein wüthender Haß entbrannte durch die Einführung des Calvinismus in Teutschland zwischen den Theologen der beiden reformirten Parteien. Mit Freuden sahen die Papisten diese Zwietracht im Haus ihrer Feinde; sie wußten sie trefflich zu benützen, und der Gegensatz zwischen Lutheranern und Calvinisten war die Haupturſache, warum die teutschen Protestanten in der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges eine so elende Rolle spielten. Die Lutheraner verglichen ihre reformirten Widersacher nicht bloß mit den Katholiken, sondern mit den Türken und gaben lezteren den Vorzug. Die Reformirten entgegneten: »wenn Feuer und Wasser sich in dem Maaße vereinigen, daß jenes dieses nicht mehr trockne, dieses jenes nicht lösche, dann erst werden sie an eine Versöhnung mit den Lutheranern denken.« Da der Calvinismus in Teutschland keinen innern Grund des Lebens in sich trug, so wurde er schnell ein Spielwerk der eigennützigsten Politik. Man kann sich der Verachtung nicht erwehren, wenn man sieht, mit welchem Leichtsinn gewisse Fürsten den lutherischen Glauben wie einen Rock aus- und den calvinischen anzogen, bloß um äussere Vortheile dadurch zu gewinnen, oder der Eitelkeit zu fröhnen. Die Häupter der calvinischen Sekte in Teutschland waren der Churpfälzer und später der Churfürst von Brandenburg. Besonders im Lande des Ersteren wurde die Religionsänderung unter den größten Gräueln durchgeführt. Viermal mußte die arme Rheinpfalz auf Befehl der gnädigsten Landesherrschaft, nach dem Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens: cujus regio, ejus religio, den Glauben wechseln, und vom Lutherthum zum Calvinismus übergehen. Alle Mittel der Gewalt wurden der Reihe nach angewandt, um die Veränderung durchzusetzen. Es ist kein Wunder, wenn die Menschen dadurch ganz irr wurden über das wahre Wesen der Religion, und wenn sich in jenem Lande eine Schule von vollkommenen Atheisten bildete, die zwar ihre Ansichten aus Furcht vor dem Ketzertode nicht laut werden ließen, aber doch in der Stille, selbst in freilich ungedruckten Schriften verbreiteten. Das berüchtigte Buch »von den drei Betrügern Moses, Christus und Mahomet,« das man lange dem Kaiser Friedrich II. zuschrieb, ist ohne Zweifel zu jener Zeit in der Pfalz verfaßt worden.

Indessen trotz der innern Zerwürfnisse im Schooße der neuen Kirche, gewann der Protestantismus in der Epoche zwischen dem

Augsburger Frieden und dem Anfang des 17ten Jahrhunderts immer mehr Boden in Teutschland. Die Vortheile, welche die Glaubensänderung darbot, waren gar zu einleuchtend. Der Norden Germaniens, der in der ersten Zeit der Reformation theilweise zurückgeblieben, holte das Versäumte schnell nach. Man erlebte bald das merkwürdige Schauspiel, dort weltliche lutherische Bischöfe und Prälaten zu sehen. Die Söhne und Verwandten der dortigen Landesfürsten bemächtigten sich der reichsten Stifter, wie Magdeburg, Halberstadt und anderer, und zogen unter dem Namen »Administratoren« die Einkünfte derselben, ohne deßhalb der Geistlichkeit anzugehören.

Bald gab es, ausser den großen geistlichen Würdeträgern, nur noch drei weltliche Fürstenhäuser in Teutschland, die dem alten Glauben treu blieben: Habsburg oder Oesterreich, Bayern, Jülich. Selbst die geistlichen Fürsten steckte die Gewalt des Zeitgeistes an, und mehrere von ihnen wurden von der Begierde zu heirathen ergriffen. Der Prinz Magnus von Meklenburg, Bischof zu Schwerin, ehelichte die Tochter des Königs von Dänemark, Friedrichs I., und behielt das Bisthum bis an seinen Tod. Nachdem dieser erfolgt war, heirathete sein Nachfolger die Wittwe, welche auf diese Weise die Gemahlin zweier ketzerischen Bischöfe wurde. Der Bischof Christoph von Ratzeburg lebte ebenfalls in der Ehe. Größeres Aufsehen entstand, als gar einer der geistlichen Churfürsten auf Heirathsgedanken gerieth, und sein Stift reformiren wollte, um es als erblichen Besitz zu behalten. Der Churfürst von Cöln, Gebhard, aus dem Hause der Truchseßen von Waldburg, verliebte sich in die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, und lebte eine gute Zeit in vertrautem Umgang mit ihr. Die Brüder der erzbischöflichen Geliebten, bedrohten endlich, aus Rücksicht auf den guten Namen ihres Hauses, den illegitimen Schwager, wenn er ihre Schwester nicht heirathe, und dadurch wieder zu Ehren bringe. Jezt ließ sich Gebhard mit seiner Agnes durch einen reformirten Prediger öffentlich trauen, und nahm den calvinischen Glauben an, zu dem sich seine Schwäger bekannten. Dieser Schritt war entschieden gegen den geistlichen Vorbehalt des Augsburger Religionsfriedens. Aber Gebhard verließ sich auf die Hülfe der evangelischen Reichsstände, welche jenen Artikel schon öfter bekämpft hatten. Doch baute er auf Sand. Der Stadtrath von Cöln, der dem alten

Grundsatz huldigte »Ketzer müsse man hängen, köpfen und ersäufen,« erklärte sich gegen den Churfürsten, nicht minder der Kaiser und die katholischen Stände. Das Domkapitel wählte einen bayrischen Prinzen, den Bischof Ernst von Lüttich, zum Erzbischof von Cöln, und Gebhard wurde mit Waffengewalt aus seinem Lande vertrieben.

Man müßte sich in der That wundern, daß unter diesen Umständen noch etwas von der alten katholischen Kirche in Teutschland übrig blieb, hätte nicht das alternde Papstthum eine seiner glänzendsten Schöpfungen hervorgebracht, in der Stiftung des Jesuitenordens, von welchen wir jezt reden müssen.

Zweites Kapitel.

Die Jesuiten.

Nichts hatte die römische Kirche seit ihrer Entstehung so sehr ausgezeichnet, als die große Welterfahrung, als der Geist der Geschäfte, der in ihr lebte. Dieser Geist war in dem alternden, von allen Seiten angegriffenen, in seinen Wurzeln verfaulten Pabstthum noch nicht abgestorben. er brachte in dem Jesuitenorden eine der merkwürdigsten Gesetzgebungen hervor, welche sich dem Glänzendsten, was das Alterthum in dieser Beziehung aufzuweisen hat, kühn an die Seite stellen darf.

Es ist lange Zeit Modeton gewesen, gegen die Jesuiten zu deklamiren, weil sie es gewagt, dem Protestantismus entgegen zu arbeiten. Allein mit welchem Recht will man darüber zürnen, daß es Leute gab, welche glaubten, der alte Katholizismus dürfe fortbestehen, und dem protestantischen Glauben, der von vorne herein eine verkehrte Richtung nahm, den entrissenen Boden wieder abgewinnen? Andere tadelten, ohne sonst die vortreffliche Einrichtung des Ordens zu läugnen, die unsittlichen Mittel, die er zu Erreichung seiner Zwecke gebrauchte. Allein die Jesuiten waren ein politisches Institut, und jener Vorwurf wäre nur dann gerecht, wenn die übrigen Glieder der vielgestaltigen Kette, welche die Welt beherrscht, in der Regel nur edle Mittel für ihre Zwecke in Anwendung brächten. Ist das alte Rom besser gewesen, das

über dem Grabe so vieler Nationen ein Weltreich errichtete, oder das Pabstthum, das Italien, Teutschland und viele andere Länder zerrüttete, oder die Lehnsaristokratie, die auf das Verderben und die Sklaverei der zahllosen Masse des Volks ihre Herrschaft gründete, oder die Monarchie, welche Polen zerfleischte und wilder Eroberungslust Millionen Opfer schlachtete, oder die Revolution, welche unsern Welttheil mit Blut überschwemmte? Ueberall, wo es sich um Herrschaft handelt, lauft es in der Regel — es gibt einige schöne und edle Ausnahmen — entweder auf Gewalt oder List hinaus. Die Eingeweihten wissen dieß wohl, während die unsinnigen Schreier mit ihren Phantomen blind in der Irre herum rennen. Die Jesuiten waren klüger als andere Gewalthaber, deßwegen wurden sie so gehaßt. Ihnen schwebte der Plan vor, die Herrschaft über die Welt den Klügsten zu verschaffen — eine wahre Aristokratie des Talents, nicht der Geburt — und wahrlich, sie haben unendlich viel gethan, um diesen Plan zu verwirklichen. Weil sie kein militärischer Orden waren, und ihre Macht nicht auf Kanonen gründeten, mußten sie den Weg der Klugheit einschlagen, und die Fäuste anderer Leute für sich bewaffnen.

Die parteilose Geschichte hat bloß über den Zweck jenes Ordens und über das Verhältniß zwischen Mittel und Zweck zu richten. Zweck der Jesuiten war, Wiederherstellung der durch die Reformation aufs ärgste bedrohten Hierarchie, die Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, waren die geeignetsten.

Uebrigens hat der Jesuitenorden, wie so viele andere große Institute einen unscheinbaren Anfang genommen. In demselben Jahre, wo Luther vor Kaiser und Reich sein Werk zu Worms vertheidigte und den politischen Grund zur Reformation legte, wurde Don Inigo (Ignaz) v. Lojola, ein kastilischer Edelmann, im spanisch-französischen Kriege vor Pampeluna verwundet, und verfiel während seines schmerzhaften Krankenlagers auf die Lektüre von Heiligengeschichten, welche seine glühende Einbildungskraft zum höchsten Religionseifer entzündeten. Er erblickte in nächtlichen Gesichten Maria, die Königin des Himmels, die ihm die Gabe der Keuschheit verlieh. In der Gestalt von Werboffizieren erschienen ihm Jesus und der Teufel; Lojola erklärte sich, wie Herkules am Scheidewege zwischen Tugend und Wollust, für die gute Sache. Seine dunkeln Vorstellungen über das, was er eigentlich wolle, erhielten mehr Klarheit, als er sich

nach vollendeter Heilung auf die Universität Paris begab, um den Studien obzuliegen. Am Tage Mariä Himmelfahrt 1534 verband er sich auf dem Berg Montmartre vor Paris in einer Marienkapelle mit einigen Freunden zu Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jerusalem. Peter Lefevre, ein Savoyarde, Franz Xaver, der nachher so berühmte Heidenapostel, ein Navarrese, Jakob Lainez und Niklas Bobadilla, beide Spanier, und Rodriquez, ein portugiesischer Edelmann, waren seine ersten Gefährten. Zufolge seiner Visionen nannte er den keimenden Orden »die Gesellschaft Jesu.« Die Türkenkriege verhinderten die beschlossene Wallfahrt nach Jerusalem; deßhalb zerstreuten sich die Verbündeten auf den Universitäten in Oberitalien, um neue Mitglieder zu werben. Lojola selbst ging mit Lefevre und Lainez nach Rom, um dem Pabste die Dienste der Gesellschaft anzubieten. Der Kardinal Caraffa, nachher Pabst unter dem Namen Paul IV., ging eben mit Errichtung des Theatiner-Ordens um, und verlangte den Beitritt Lojola's und seiner Genossen, was dieser ablehnte. Er ward indeß durch den damaligen kaiserlichen Geschäftsträger in Rom, Ortiz, dem Pabste Paul III. empfohlen, und im Jahr 1539 konstituirte sich die Gesellschaft völlig. Im folgenden Jahre ward sie durch eine besondere päbstliche Bulle bestätigt. Von den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, Armuth, Keuschheit, Gehorsam wurde das leztere zum unbedingten gesteigert, und ein viertes Gelübde das der Missionen in alle heidnische oder ketzerische Länder, wohin der Pabst die Mitglieder schicken würde, hinzugefügt. Im Jahr 1541 wurde Lojola zum ersten General des Ordens gewählt; er war jedoch ein bloßer Fanatiker, und dem Regiment einer so wichtigen Gesellschaft nicht gewachsen. Auch als General beschäftigte er sich meist mit Kleinigkeiten, und es lag in seinem Charakter, dem Orden eine mönchische Richtung zu geben, durch welche er unter dem Heer der übrigen Mönche verschwunden seyn würde, und welche daher seine klügeren Nachfolger verwischten.

Der Ruhm, den Jesuitenorden zu dem gemacht zu haben, was er geworden ist, gebührt dem zweiten General Jakob Lainez, einem Manne von ausserordentlicher Menschenkenntniß und Erfahrung in den Geschäften. Um den Hauptzweck der Gesellschaft, die Aufrechthaltung der Hierarchie zu erreichen, sollte

die strengste Einheit in die vielgestaltige Thätigkeit des Ordens gebracht, sollten die tauglichsten Menschen in seine Mitte gezogen, sollte das heranreifende Geschlecht in allen katholischen Ländern, und somit die Zukunft für ihn gewonnen, sollten endlich die Fürsten unter seine geistige Vormundschaft gestellt, Widriggesinnte unschädlich gemacht, oder gar aus dem Wege geräumt werden. Diese verschiedene Absichten wurden so klug mit einander abgewogen und gegenseitig berechnet, daß mit Verwirklichung der einen zugleich die andern befördert waren. Der Orden sollte sich vor Allem der Erziehung bemächtigen. Aber um sich Eingang zu verschaffen, mußte er dem Geiste des Jahrhunderts huldigen. Die glänzenden Zeiten der Mönche waren vorüber. Die Orden, welche seitdem die Verbindung zwischen dem Papstthum und dem Volke gebildet, hatten sich überlebt; die Franziskaner wurden als plumpe und gemeine Menschen verspottet, die Dominikaner wegen ihrer wilden Strenge gehaßt. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften verlangte die Welt, statt der früheren Beschaulichkeit, praktische Kenntnisse und eine heitere Aussenseite. Schnell zeichneten sich die Jesuiten in allen den Fächern aus, die man damals hochschäzte; sie verstanden, neben der Theologie, die alten Sprachen, Mathematik, Geschichte, sie kultivirten selbst die Poesie. Dabei zeigten sie sich als feingebildete, heitere Weltleute. Von Bigotterie, von den müßigen Zeichen einer äusserlichen Frömmigkeit war in ihrem Umgang nichts zu sehen; auch als Seelsorger der Laien drangen sie nur da, wo es der Charakter ihrer Beichtkinder forderte, auf die katholischen Uebungen der Andacht; sorgfältig flohen sie den Schein des Stolzes auf besondere Heiligkeit; selbst in ihrer Kleidung vermieden sie alles Auffallende, in katholischen Ländern glichen sie den Weltgeistlichen, an Orten, wo sie ohne geistliche Abzeichen leichter Zutritt finden konnten, durften sie sogar diese Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauschen. Ausserdem war ihnen vorgeschrieben, in ihrer geistlichen und politischen Wirksamkeit sanft zu verfahren, die Menschen durch Eingehen auf ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenschaftliches blicken zu lassen, ihre Absichten und Maßregeln geheim zu halten, um bei äusserlicher Zurückhaltung desto unablässiger im Verborgenen durchzusetzen, was öffentlich Widerstand erregen könnte. Dabei war die Unterrichtsmethode in ihren

Schulen vortrefflich, und auf's beste für das Bedürfniß und die Natur der Jugend angepaßt. Ein freierer Geist bei unablässiger Aufsicht, freundliche Herablassung zu den Schülern, und liebevolle Behandlung derselben, weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete ihre Collegien vor andern Schulen aus; Liebe und Vertrauen regierten, was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel wurden angewandt, um den Fleiß zu spornen; für die Ausbildung des Körpers sorgten gymnastische Uebungen, der äussere Anstand im geselligen Leben sollte durch theatralische Darstellungen verfeinert werden. Noch im 18ten Jahrhundert galt ihr Unterricht für den besten, nicht nur aus katholischen Ländern, sondern selbst aus protestantischen strömte der Adel ihren Schulen zu. Männer, welche die Kirche tödtlich haßten, und sie ihr Leben lang verfolgten, wie Voltaire, der selbst bei den Jesuiten erzogen worden war, geben der Fähigkeit und dem Eifer der Patres das glänzendste Zeugniß. Ihre, in reißender Schnelligkeit zunehmenden und vollgefüllten Erziehungsanstalten waren zugleich die Pflanzschulen des Ordens, indem sie Gelegenheit hatten, die tüchtigsten jungen Leute zum Eintritt in ihre Gesellschaft zu bewegen. Bei der Wahl dieser Novizen entschieden nicht äussere Verhältnisse, nicht Geburt, nicht Reichthum, sondern Talent und gute Bildung; ohne noch zu den eigentlichen Gliedern des Ordens zu gehören, wurden sie zwei Jahre lang in besondern Noviziathäusern durch alle ersinnlichen Uebungen des Gehorsams und der Selbstverläugnung geprüft, ob sie zu den Zwecken des Ordens tauglich seyen. Den ersten und niedrigsten Grad der Mitglieder des Ordens bildeten die weltlichen Coadjutoren, die kein Klostergelübde leisteten, und daher entlassen werden konnten. Sie dienten dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der höheren Grade, theils als Verbündete, und waren gleichsam das Volk des Jesuitenstaates. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte, selbst Könige wie Ludwig XIV. von Frankreich in seinem Alter, genoßen bisweilen die Ehre, in diesen Grad aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Gesellschaft für die Zwecke des Ordens zu wirken. Den zweiten Grad nahmen die Scholastiker und die geistlichen Coadjutoren ein, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, Mönchsgelübde ablegen, und sich zum Unterricht der Jugend verpflichten mußten. Der Orden bediente sich ihrer als

Professoren auf Universitäten, als Prediger in Städten und an Höfen, als Rektoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeister und Gewissensräthe in Familien, die man beobachten oder gewinnen wollte, als Gehülfen bei den Missionen. Den höchsten Grad, gleichsam den Adel des Ordens machten die Professen aus; nur die erfahrensten Mitglieder, deren Weltkenntniß und Treue gegen den Orden vielfach erprobt war, wurden zu dieser Würde erhoben. Sie leisteten Profeß, indem sie neben den drei ersten noch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Missionen aller Art lösten; wenn sie nicht in den Profeßhäusern, gleichsam den Ritterssitzen des Ordens, bequem zusammenlebten, dienten sie als Missionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Jesuitenkolonien in fremden Welttheilen, als Beichtväter der Fürsten, als Residenten des Ordens in Gegenden, wo er noch keine Collegien hatte; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht waren sie befreit. Nur die Professen hatten eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihrer Mitte die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rektoren wählte, und selbst Profeß gewesen seyn mußte. Die Gewalt des Generals kam beinahe der des Papstes gleich, er begleitete seine Würde lebenslänglich, und hatte seinen Wohnsitz zu Rom, wo ihm ein Admonitor — gleichsam als sein Gewissen, um die strenge Beobachtung der Grundgesetze des Ordens zu beaufsichtigen — und fünf Assistenten oder Räthe, welche die fünf Hauptnationen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Spanier und Portugiesen vertraten, zur Seite standen. Er war Mittelpunkt und Haupt des ganzen Ordens, und erhielt durch monatliche Berichte von den Provinzialen, durch vierteljährige von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rektoren der Collegien und von den Noviziatvorstehern Nachricht über merkwürdige Vorfälle, über politische Ereignisse, über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste der einzelnen Mitglieder und Novizen, worauf er verordnete, was zu thun, und wie ein tüchtiges Mitglied zu brauchen sey. Alle mußten ihm blindlings und auch wider ihre Ueberzeugung gehorchen, gegen seine Befehle galt keine Apellation, er konnte selbst einzelne minderwichtige Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen oder durch ferne Versendungen verbannen, Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gutdünkte.

Es ist kaum noch nöthig, zu bemerken, daß die ganze vielgestaltige Thätigkeit der Jesuiten als Erzieher, Theologen, Prediger,

Beichtväter, Gelehrte, Bekehrer darauf berechnet war, die Religion im Sinne der päpstlichen Hierarchie zu fördern. Die Natur der Sache brachte es daher mit sich, daß die römische Kurie diesen vielversprechenden Orden auf's eifrigste unterstützte. In der That statteten ihn die Päpste Paul III. und Julius III. mit Privilegien aus, wie sie noch nie eine Körperschaft in der Kirche oder im Staate erhielt. Die Jesuiten sollten nicht nur alle Rechte der Weltgeistlichen und Mönche zugleich genießen, sie sollten mit ihren Gütern von jeder weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht oder Besteurung befreit seyn, und ausser ihrem Ordensoberen und dem Papste keinen Herrn auf Erden anerkennen, sie sollten ferner priesterliche Amtshandlungen jeder Art ohne Rücksicht auf die Rechte der Pfarrer in den verschiedensten Gegenden an Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdikts verrichten dürfen. Noch mehr, es ward ihnen ein Recht eingeräumt, das nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt zugestanden wird, das Recht, von allen Sünden und Kirchenstrafen eigenmächtig Ablaß zu ertheilen, Gelübde der Laien in andere gute Werke zu verwandeln, ohne weitere päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter zu erwerben, Ordenshäuser anzulegen, und nach Befinden der Umstände sich selbst von Beobachtung der kanonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers zu befreien; ausserdem ward ihrem Generale bei seiner unbeschränkten Macht über alle Glieder des Ordens erlaubt, dieselben mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter Ketzer, die unter dem Kirchenbanne standen, zu schicken, sie aller Orten als Lehrer der Theologie nach Belieben anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die den Graden der Universitäten gleich seyn sollten.

Diese ungeheuren Privilegien der Gesellschaft Jesu bewirkten, daß die Jesuiten von der übrigen katholischen Geistlichkeit eben so sehr beneidet, als von den Protestanten gehaßt wurden. Von allen andern Mönchsorden vertrugen sie sich nur mit den Karthäusern, welche wegen ihres Schweigens die einzigen Geistlichen, ausser denen ihres eigenen Ordens, waren, bei denen die Jesuiten beichten durften. In unglaublich kurzer Zeit verbreitete und vergrößerte sich der Orden. Bei dem 1556 zu Rom erfolgten Tode des ersten Generals und Stifters Ignaz von Lojola zählte die Gesellschaft bereits 1000 Mitglieder in 12 Provinzen. Mit

einem Glaubenseifer, der an die ersten und schönsten Zeiten des Christenthums erinnerte, hatten sie der römischen Kirche in den fernsten Ländern, in Indien, in China, in Japan, auf den Molucken, in Aethiopien, im Lande der Kaffern, in Nord- und Südamerika neuen Boden erobert. Franz Xaver, der die Missionen des Ordens schon im Jahre 1541 im portugiesischen Indien begann, bekehrte mit seinen Gefährten Hunderttausende zum Christenthum, er starb im Jahr 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer heroischen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Apostel Indiens und die Ehre der Heiligsprechung erwarb. Nicht minder groß war ihre Thätigkeit in dem alten Europa, freilich meist in anderer Form, weil es hier keine Heiden zu bekehren galt. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts waren sie längst in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, England, in den Niederlanden, im katholischen Teutschland, Oesterreich, Bayern, in Polen eingedrungen und mächtig geworden. Die verschiedenartigsten Charaktere, glühende Schwärmer, die den Tod für den katholischen Glauben herausforderten, neben den positivsten Geistern, gelehrte ruhige Denker neben wilden Eiferern, edle, vom Geist des Evangeliums durchdrungene Seelen neben den verschmitztesten Geschäftsleuten, die Unschuld neben dem Verbrechen dienten dem Orden und wirkten in harmonischem Einklang zu seiner Größe, weil jede Kraft, bei der beständigen Aufsicht und bei dem eminenten Verstande, der an der Spitze stand, die für sie passende und dem Ganzen förderliche Stelle erhielt. Während jene glühenden Köpfe, die nach dem Ruhme der Märtyrerkrone dürsteten, in den fernen Missionen ihren Wirkungskreis erhielten, und nur zu oft das erwünschte Ziel fanden, sah man in Europa Jesuiten von großer Gelehrsamkeit die Protestanten durch Schriften bekämpfen, Andere das Volk durch wahre oder erheuchelte Reinheit der Sitten gewinnen, wieder Andere Gewissen und Verstand der Vornehmen, der Fürsten und Könige durch die schlausten Maßregeln umgarnen. Es gab sogar Jesuiten, welche den Küraß über die Sutane schnallten, und in den Schlachten des 30jährigen Krieges, bei ihren ausgezeichneten mathematischen Kenntnissen, als Ingenieure fochten. Wenn Mittel des Friedens, der List, der Ueberredung nicht ausreichten, griffen sie zum Gift, und suchten ihren Zweck über Leichen zu erreichen. Sie bebten vor gewalsamem Morde so

wenig zurück, als andere große politische Gewalten. In seinem 24sten Lebensjahre sollte der nachmalige Kaiser Maximilian II., der, wie wir später zeigen werden, den Protestanten günstig war, vergiftet werden. Merkwürdigerweise fällt dieser Versuch gerade mit der Zeit zusammen, wo die Jesuiten in Oesterreich Eingang fanden. Der Theilnahme am Morde des Prinzen von Oranien bezüchtigte sie die öffentliche Stimme. Daß sie es waren, welche den Dolch für Heinrich IV. von Frankreich schliffen, ist moralisch gewiß, obgleich gerichtlich nicht erwiesen. Dieser König hatte bekanntlich gesagt: »Frankreich ist wohl eine Messe werth,« und wurde, um den Thron Frankreichs besteigen zu können, äusserlich aus einem Protestanten ein Papist, wiewohl er im Herzen ein Hugenotte blieb. Im Februar 1610 trat Heinrich der teutsch-evangelischen Union bei, um seine großen Plane einer politischen Umgestaltung Europas, in welcher das Pabstthum keine Stelle gefunden hätte, auszuführen; im Mai desselben Jahres traf ihn Ravaillac's Messer. Die Mordversuche, welche, wie wir später zeigen werden, gegen Gustav Adolph gemacht wurden, schrieb er selbst jesuitischer Erfindung zu. Daß der Orden eines solchen Verbrechens nie gerichtlich überwiesen wurde, darf uns nicht wundern; die Jesuiten müßten nicht so klug und schlau gewesen seyn, als sie es waren, wenn sie das elfte Gebot: »du sollst dich nicht überführen lassen,« vernachlässigt hätten. Wie plump und ungenügend ist gewöhnlich die Justiz des peinlichen Verhörs gegenüber dem feingesponnenen Gewebe schlauer Welterfahrung, während der alte politische Grundsatz: »wem ein Verbrechen nützt, der hat's gethan,« in zweifelhaften Fällen selten irre führt.

Von solcher Art war die Gesellschaft, die sich dem Protestantismus voll jugendlichen Feuers entgegenwarf, und mit Riesenkraft gegen ihn gerungen hat. Den Charakter des Ordens bezeichnet vollkommen und meisterlich der kurze Ausspruch seines dritten Generals Stephan Borgia: »Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns fortjagen, aber wie Adler werden wir uns verjüngen.« Die drei ersten Glieder dieser vor 2½ Jahrhunderten gesprochenen Worte hat die Geschichte bestätigt, ob auch das vierte in Erfüllung gehen soll, wird die Zeit lehren; ungünstig sind die Vorzeichen nicht, so viel man jezt beurtheilen kann.

Wir müssen jezt die Wirksamkeit des Jesuitenordens in Teutschland betrachten. Hier standen zwei Hauptprovinzen ihrer Thätigkeit offen: erstens Oestreich und die habsburgischen Erbländer; denn seit Karl V. es verschmäht, sich an die Spitze der Reformation zu setzen, war die feindselige Stellung der habsburgischen Dynastie gegen die neue Kirche unwiderruflich entschieden. In das Erbe der Kirche hatten sich bereits Andere getheilt; Begünstigung der Reformation konnte hinfort nur Schaden, keinen Nutzen bringen; überdieß fesselte von nun an der stolze Widerwillen gegen die evangelischen Reichsstände, in denen Habsburg nur treulose Vasallen sah, die Nachfolger Karls V. an die katholische Kirche. Bayern war die zweite Provinz, die einen fruchtbaren Boden für die Jesuiten darbot. Was war es, das die Wittelsbacher trotz aller Verführungen des Eigennutzes, dem durch den ersten Samen der Reformation so schöne Aussichten lockten, im Schooß des Pabstthums erhielt? Die Wittelsbacher waren längst Rivalen der Habsburger; eine alte Eifersucht trennte, wie die Fürsten der beiden Dynastien, so ihre Völker; der Gegenstand dieser Eifersucht, die Kaiserkrone, welche schon ein Prinz des bayrischen Hauses getragen, konnte aber bloß mit Hülfe des Pabstes errungen werden, daher war es in jenem Geschlechte zum Grundsatz der Hauspolitik geworden, mit der römischen Curie auf gutem Fuße zu stehen. Dieser Grundsatz überwog die Lockungen der Reformation. Hiezu kam, daß die bayrischen Prinzen bei Besetzung der großen geistlichen Lehen Teutschlands immer gut bedacht wurden, und seit der Reformation namentlich hatte der päbstliche Stuhl nicht ermangelt, den Wittelsbachern auf alle Weise zu schmeicheln, da in der That eben so sehr ihre Macht, als die geographische Lage ihres Gebiets, das an Italien gränzte, die volle Aufmerksamkeit der Curie verdiente.

Die ersten Jesuiten, die sich im katholischen Teutschland Eingang verschafften, waren Lefevre, Bobadilla und Le Jay. Sie wohnten schon im Jahre 1541 dem Regensburger Reichstag bei. Im Jahr 1549 erbat sich der glaubenseifrige Herzog Wilhelm von Bayern drei Jesuiten als Lehrer nach Ingolstadt aus, unter diesen war Canisius, gebürtig von Cöln. Zwei Jahre später berief sie Ferdinand I. nach Wien, um dem Verfall der Kirche zu steuern. Im Jahr 1556 besaßen sie schon eigene Collegien in Wien und Ingolstadt, zugleich wurden ihre Anstalten

im Bisthum Augsburg mit bereitwilligem Eifer gefördert und begabt. Während der Regierung Kaiser Maximilians II., der für die Reformation gestimmt war, mußten sie an sich halten; da ihnen das kaiserliche Ohr nicht offen stand, drängten sie sich an die mächtigen Frauen des Hofes, an den weiblichen Theil der kaiserlichen Familie und an die Brüder Maximilians. Die Nachfolger dieses Fürsten gaben die reformatorischen Grillen für immer auf; jezt brachen die guten Zeiten für die Jesuiten an, das Gewissen der Kaiser war von nun an meist in ihren Händen.

Unter den Jesuiten, die in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Teutschland wirkten, zeichnete sich der obengenannte Cölner, Canisius am meisten aus. Merkwürdig ist die Art, wie er und seine Genossen sich beim Volke Eingang verschafften. Das Geschrei nach Kirchenreformation war so dringend und allgemein, daß selbst ihre bittersten Feinde die Maske von Freunden vornehmen mußten. Die Jesuiten äfften die Worte und Wendungen Luthers nach, sie sprachen von nichts als von Reformation und dem gesunkenen Stand der Kirche, sie sagten, es sey der Beruf ihrer Gesellschaft, die alte Gestalt des christlichen Glaubens wiederherzustellen. Wie Luther durch Abfassung eines Katechismus seine Lehre bis unter die Kinder und das niedrigste Volk verbreitet, so schrieb jezt Canisius einen katholischen Katechismus, an dem es bisher der römischen Kirche ganz gefehlt. Nicht minder wurde nach dem Vorgang der Protestanten eine Art von Kirchenvisitation eingeführt. Die wüthende Eifersucht der alten Mönchsorden gegen die glücklichen Eindringlinge ergriff diese Gelegenheit, um mehr als einmal bei der Inquisition Klage zu führen, namentlich gegen den zweiten General der Gesellschaft Lainez, daß seine Lehren nach dem Lutherthum röchen. Natürlich schadeten den Jesuiten diese Klagen nichts; Canisius wurde Provinzial von Oberteutschland, und zum Visitator der Universität Wien berufen; in München erhielt er die Censur. In einer mehr als vierzigjährigen Thätigkeit brachte es dieser Mann dahin, daß in Bayern die Saat des Lutherthums ausgerottet, und der leiseste Wunsch nach Reformation erstickt war, für welches Verdienst ihn sein Orden den zweiten Bonifazius oder Apostel der Deutschen nannte. Noch vor Kaiser Maximilians II. im Jahr 1576 erfolgtem Tode zählte die oberteutsche Provinz fünf Collegien und zwei Missionshäuser, besezt mit 142 Mitgliedern, worunter vierzig

Priester und zehn Professen der vier Gelübde. Man kann es nicht läugnen, daß diese Verfechter der katholischen Kirche den protestantischen Theologen von damals, meist elenden fanatischen Polterern ohne Geist und Geschmack, unendlich überlegen waren. Niemand fühlte dieß mehr, als die Jesuiten selbst. So tief sahen sie ihre Gegner bereits unter sich, daß sie dieselben mit beißendem Spott in Schriften herausforderten.

So weit hatten es die Jesuiten im dritten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts in Teutschland gebracht. Nachdem sie sich vollends unter den beiden kindisch-schwachen Nachfolgern Kaiser Maximilians II. völlig festgesezt und gewissermaßen Herrn im Hause geworden waren, traten sie offen mit ihren großen politischen Planen hervor. Es galt jezt nicht mehr bloß einige Provinzen durch Schlauheit zu gewinnen, sondern ganz Teutschland, und durch Teutschland, das protestantische Europa sollte mit Waffengewalt unterjocht und die Reformation erdrückt werden. Eine ungeheure Revolution wollten sie durchsetzen. Der dreißigjährige Krieg ist, sofern die Jesuiten und ihre Bestrebungen nicht selbst als Kinder der Zeit zu betrachten sind, das Werk dieses Ordens; die Fürsten und Könige, die in diesem furchtbaren Kampfe für die katholische Sache fochten, spielten die Rolle, welche ihnen die Jesuiten geschrieben; sie waren ihre Diener. Die stärksten Beweggründe wurden in Anwendung gebracht, um diesen Zweck zu erreichen. Die ganze katholische Aristokratie Europa's sollte zu Einer Wirksamkeit verbunden und gegen die Protestanten, als ihren gemeinsamen Feind — da die römische Kirche längst eine Pfründenversorgung der hohen Geschlechter geworden war — in die Waffen gerufen werden. Es galt eine Verschwörung aller Bevorrechteten, gegen die nach Mündigkeit strebenden Vernunft, gegen die allgemeinen Interessen, gegen die Sache des Volks anzuzetteln. Die wichtigste Stellung in diesem weitaussehenden Plane wurde dem Kaiserhause vorbehalten. Unbedingte Befriedigung der Herrschsucht war der Köder, den die Jesuiten dem Hause Habsburg vorhielten. Man zeigte diesen Prinzen Teutschland zu ihren Füßen, wenn sie mit Entschiedenheit all ihre Macht, all ihre Rechte in dem bevorstehenden Kampfe entwickeln würden, man schmeichelte den alten Ansprüchen dieser Dynastie auf Weltherrschaft, die seit der Vereinigung des spanischen und östreichischen Erbes in Einem Hause rege geworden waren; doch mußten die Jesuiten erst einen

für ihre Plane tauglichen Kaiser herbeischaffen, — denn was war mit Menschen zu machen, wie Kaiser Rudoph II., wie Matthias? Sie fanden ihn auch in der Person Ferdinand's II. wie geboren für ihre Zwecke, einen kräftigen Fürsten, aber nur kräftig, als Diener Anderer, und vom fremden Geiste geleitet, nicht als Herr in seinem Hause. In der That begünstigten die politischen Conjunkturen von damals die Absichten des Ordens ungemein. Nachdem Habsburg es verschmäht, Teutschland durch Begünstigung der Reformation in eine wahre und kräftige Monarchie zu verwandeln, blieb, wenn dieses erlauchte Haus nicht anders sich selbst aufgeben wollte, Nichts übrig, als jenen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts verfehlten Zweck im 17ten durch das entgegengesezte Mittel, durch einen Vernichtungskampf gegen den Protestantismus zu verwirklichen. Stolz, Selbstsucht, Herrschgier, kurz die stärksten Leidenschaften der menschlichen Seele drängten nach diesem Ziele hin. Die Jesuiten versäumten nichts, das glimmende Feuer zu schüren, und es zum Ausbruche zu bringen. Ein älterer Schriftsteller sagt: »Seit der Reformation Luthers hatte sich von Spanien her, unter den Mönchen und namentlich unter den Jesuiten der Grundsatz verbreitet: »es sey im Interesse der Christenheit, daß nur Ein Oberhaupt über Europa herrsche, sonst könne niemals die Ketzerei der Protestanten, niemals der Islam ausgerottet werden; der katholische Glaube seye aufs Innigste mit dem Glück der Habsburger verbunden, und wenn einmal das Haus Oestreich allein in der Welt regiere, dann werde auch nur Ein Glaube in der Welt seyn.« Mit großer Gewandtheit machten die Jesuiten diese Maxime geltend, um das Kaiserhaus auf ihre Bahn zu lenken.

Dennoch kamen die Worte, die von ihren Lippen flossen, nicht aus dem Herzen, jene Behauptung war größtentheils nur Schein, war eine Lüge. Hätten sie um den Preis, daß Habsburg der alleinige Herr in Teutschland geworden wäre, die Reformation vernichtet wissen wollen, so wäre ihre Absicht ohne Zweifel erreicht worden; denn dann fiel Wallenstein nicht. Allein sie wünschten zwei Streiche mit einem Hiebe zu führen; der Protestantismus sollte erdrückt, und doch der Kaiser nicht mächtiger werden, als er es schon vorher war. Diese beiden

Zwecke widersprachen sich so ziemlich. Ihr Widerspruch beruhte am Ende auf einer Collision der rein katholischen, und der päpstlichen Interessen. Als Kirchenfürst mußte der heilige Vater allerdings um jeden Preis die Ausrottung der protestantischen Ketzereien wünschen, aber als Landesherr fühlte er die größte Eifersucht gegen jede Ausdehnung der kaiserlichen Macht. Wenn Oestreich einmal Herr von Teutschland war, dann lag ganz Italien seiner Ehrsucht offen, und wenn das Kaiserhaus sich dieses Landes bemächtigte, dann sank der Papst, trotz allen kanonischen Rechten zu einem bloßen Bischoffe herab.

Der Umstand, daß der heilige Vater zwei Eigenschaften, die eines Primas der katholischen Christenheit, und eines Landesherrn in sich vereinigte, hat sehr oft das rein kirchliche Interesse in den Hintergrund gedrängt; in Collisionsfällen wurde jedesmal der heilige Vater vom Besitzer des Kirchenstaates überstimmt. Hier galt der Grundsatz, das Hemde liegt näher als der Rock, und alle päpstlichen Gold- und Machtquellen in der Fremde mußten vor dem Hinblick auf das **Patrimonium Petri**, das sich auf 800 Quadratmeilen um den Vatikan her erstreckte, verstummen. Aus dieser Ursache geschah es auch, daß die Nachricht von dem Tode Gustav Adolphs, welche die übrigen großen und kleinen katholischen Höfe Europas mit lautem Frohlocken feierten, nur im Vatikan keinen Wiederhall der Freude hervorrief. Der damalige Papst Urban VIII. verhehlte seinen Kummer über dieses Ereigniß, das sonst der katholischen Kirche so glänzende Vortheile verhieß, nur mit Widerwillen. Er sah schon im Geiste die allmächtig gewordenen Nachfolger Ferdinands II. die alte Rolle der ghibellinischen Kaiser wieder spielen.

Da nun die Jesuiten in allen Stücken die getreuesten Diener des Papstes waren, so mußten sie Vorsorge gegen jene Befürchtung treffen. Der Grundsatz, daß der katholische Glaube nur durch die Alleinherrschaft des Hauses Habsburg gesichert werden könne, war also eine Lüge. Die Dynastie der Wittelsbacher, diese alte Rivalin Oestreichs wurde ausersehen, den hohen Flug, den die kaiserliche Macht im bevorstehenden Religionskriege nehmen mochte, zu beschneiden, den Habsburgern das Gleichgewicht zu halten, und Teutschland in seiner alten Verwirrung und Zerrissenheit zu bewahren. Die Aufstellung einer vom Kaiser unabhängigen Kriegsmacht unter dem Befehle des Herzogs von

Bayern, neben den kaiserlichen Heeren, hat sich nicht bloß von selbst gegeben, sie ist vielmehr das Werk einer tiefen, weitaussehenden Politik. Weil Wallensteins gigantischer Geist dieses Gewebe zerreissen, und dem 30jährigen Kriege einen rein kaiserlichen Charakter aufdrücken wollte, darum mußte er fallen. Jene künstliche Einreihung der Bayern, wie der Sturz des Friedländers, ist das Werk der Jesuiten. Wir haben hier, dem Gang der Ereignisse weit voraneilend, den leitenden Faden dargelegt, der das Labyrinth des 30jährigen Kriegs vor unsern Augen enthüllt, und Klarheit in die scheinbare Verwirrung bringt. Es ist jezt nöthig, daß wir die äussere politische Geschichte des teutschen Reichs in der Epoche zwischen Karls V. Tode und dem Ausbruch des Kampfes kurz überblicken.

Drittes Kapitel.

Die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II., Matthias. Die Union, die Liga, Ferdinand II.

So eifrig Ferdinand I., Karls V. Bruder, sich früher gegen die Reformation bewiesen, wagte er, nachdem er die Kaiserkrone aus den Händen seines Bruders empfangen, Nichts Bedeutendes mehr gegen den neuen Glauben. Die Kühnheit des Kurfürsten von Sachsen, Moriz hatte ihn abgeschreckt. Ferdinand I. schloß auch den Augsburger Religionsfrieden im Namen Karls V. ab. Damals saß auf dem römischen Stuhle Papst Paul IV. Mit einem Uebermuthe, der an Hildebrand erinnerte, und mit gänzlicher Verkennung des Wechsels der Zeiten, erklärte dieser Priester die Uebertragung der kaiserlichen Krone an Ferdinand I. für ungültig: »Ferdinand habe den Religionsfrieden bewilligt, der durchaus gegen menschliches und göttliches Recht streite, er habe durch diesen Schritt, wie durch mehrere andere Begünstigungen der Protestanten, sich selbst in den Geruch der Ketzerei gebracht. Hievon müsse er sich erst reinigen, und Alles der Entscheidung des Papstes überlassen. Karl V. sey nicht mehr bei Verstand gewesen, als er die Krone an Ferdinand I.

übertragen, denn die Resignation dieser Würde dürfe nur in die Hände des Papstes, als des wahren Lehnsherrn der kaiserlichen Krone geschehen; die Hälfte der Kurfürsten sey ohnedieß durch Ketzerei ihres vom Papste verliehenen Wahlrechtes verlustig.«

Eine solche Sprache führte der heilige Vater noch in der lezten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, nachdem die Reformation in halb Europa Eingang gefunden. Selbst die katholischen Fürsten schämten sich dieser Anmaßung, Ferdinand blieb Kaiser, ohne von Paul IV., so lange er lebte, als solcher anerkannt zu werden. Zu bedauern ist's, daß diese unsinnigen Ansprüche nicht weiter fortgesezt wurden; die päpstliche Macht über Teutschland wäre dann mit Gewalt gebrochen worden. Pauls IV. Nachfolger, Pius IV., erkannte Ferdinand I. als Kaiser an, aber nur unter zwei entehrenden Bedingungen, 1) daß er dem päpstlichen Stuhle Obedienz leiste, wie ein Vasall seinem Lehnsherrn, 2) daß er sich den Protestanten aus allen Kräften widersetze. Indessen that er, freilich durch die Umstände und durch Mangel an Macht gehindert, gegen die Interessen der Reformation weiter nichts, als daß er das Trienter Concil schließen half, und ihm das Siegel der kaiserlichen Bestätigung aufdrückte. Doch hatte er zuvor sich Mühe gegeben, daß einige der schreiendsten Mißbräuche der katholischen Kirche abgestellt wurden. Namentlich machte er dem Papste sehr dringende Vorstellungen wegen des Sittenverderbnisses unter der Geistlichkeit, gegen welches nur Zulassung der Priesterehe helfen könne. »Bei einer kürzlich vorgenommenen Untersuchung der östreichischen Klöster,« schrieb er dem heiligen Vater, »habe es sich ergeben, daß in 122 Ordenshäusern neben 436 Mönchen und 160 Nonnen 199 Beischläferinnen, 53 Ehweiber und 443 Kinder gefunden worden seyen. Unter der Weltgeistlichkeit sey ohnedem fast kein Einziger Ehloser mehr aufzutreiben. Wenn dem Uebel nicht durch das angezeigte Hülfsmittel abgeholfen werde, so stehe noch Schlimmes zu erwarten.«

Allein der Papst blieb unerbittlich in Betreff der Priesterehe. Aus besonderer Gnade wurde den katholischen Laien in Oestreich der Kelch bewilligt, eine Gabe, die der heil. Stuhl in der That mit leichtem Herzen gewähren konnte, weil sie sein Machtinteresse nicht im geringsten berührte, ob man gleich auch diese Verwilligung zur gelegenen Zeit wieder zurückzunehmen

wußte. Wichtiger war, daß die Trienter Synode den Ablaßkram aufgab, ohne Zweifel, weil Niemand mehr Geld für die völlig in Verachtung gesunkene geistliche Waare gegeben hätte; doch hielt man auch hier den Grundsatz, aus dem der Ablaß entstanden, eifrig fest.

Im Jahr 1564 starb Ferdinand. Schon vor seinem Tode war Maximilian II., sein Sohn, zum römischen König erwählt worden. Jugendsympathien zogen diesen Fürsten auf die Seite der reformirten Kirche. Wolfgang Stiefel ein Schüler Luthers und Melanchthons hatte ihn bis zum 12ten Jahre erzogen. Die Eindrücke, welche die Lehren dieses Mannes in der Seele Maximilians zurückließen, verwischten sich nie mehr. So lange sein Vater lebte, der die Vorliebe seines Sohnes für das Lutherthum wohl kannte, und ihn mit Drohungen davon abzubringen suchte, pflog er mit protestantischen Fürsten innige Verhältnisse, und ganz Teutschland hoffte oder fürchtete, daß er, zum Besitze der Kaiserkrone gelangt, sich offen für das Lutherthum erklären würde. Als er aber zur Regierung gekommen war, machte er die Erfahrung, daß die Politik ihm gebieterisch versage, dem Zuge seines Herzens zu folgen. Zu gewinnen war auf Seiten der neuen Kirche für einen teutschen Kaiser nichts mehr, wohl aber Alles zu verlieren. Maximilian hatte eine Schwester des finstern Philipp II. von Spanien zur Gemahlin, sie hieß Maria und haßte die Ketzer so glühend als Philpp II. Des Kaisers Brüder, Ferdinand und Karl, jener mit Tyrol, dieser mit Steiermark abgefunden, waren eifrige Papisten. Nicht minderer Fanatismus beseelte die Schwiegersöhne Maximilians. Eine seiner Töchter, Elisabeth, eheligte Karl IX. von Frankreich, derselbe, der die Pariser Bluthochzeit anstiftete, die andere, Anna, war früher mit dem unglücklichen Don Karlos von Spanien, den sein unnatürlicher Vater ermorden ließ, verlobt, nach dem gewaltsamen Tode ihres ersten Bräutigams bestieg sie das Ehebette Philipps II., und gebar ihm einen Sohn, den nachmaligen Philipp III. von Spanien. Offenbar war es jesuitische Schlauheit, die den teutschen Kaiser durch diese hohen katholischen Verbindungen umstrickte. Wenn Maximilian sich offen für das Lutherthum erklärte, so würde der Papst Spanien, Frankreich, das ganze katholische Europa gegen ihn aufgeboten haben, oder wäre er

gar den geheimen Schlägen seiner nächsten Anverwandten erlegen. Schon bei Maximilians II. Regierungsantritt drohte der damalige Papst Pius V. mit einer solchen Maßregel.

Die Lage eines teutschen Kaisers, den Freiheit von religiösen Vorurtheilen oder Neigung zur Sache der Reformation hinführte, war in jenen Zeiten bedauernswerth. Er konnte nur in Halbheiten sich bewegen. Doch that Maximilian mehr für die neue Kirche, als man hätte erwarten sollen, und als eine kluge Politik gestatten konnte. Er verlieh dem östreichischen Herren- und Ritter-Stande, freilich nicht ohne durch die dringendsten Bitten herausgefordert worden zu seyn, volle Freiheit, die Patronatkirchen auf seinem Gebiete nach der Augsburger Konfession einzurichten. Selbst die Städte erhielten später unter der Hand dasselbe Recht. Chyträus wurde von Rostock herbeigerufen, um die Verhältnisse der neuen Kirche in Oestreich zu ordnen. Unter des Kaisers Schutz erschien eine neue Ausgabe der Augsburger Konfession für die östreichischen Protestanten, auch ließ er eine slavische Bibelübersetzung zum Gebrauch der Mitglieder dieser Nation, die in den Erbländern, in Krain, Kärnthen und Steiermark wohnten, verfertigen. Diese Zugeständnisse wurden am verderblichsten für diejenigen, zu deren Gunsten sie gegeben waren, denn Maximilian hatte nicht dafür gesorgt, Angriffe auf diese Freiheiten von Seiten seiner Nachfolger unmöglich zu machen. Blieb er doch selbst mit seinem ganzen Hause katholisch, darum glomm in seiner Familie ein den ertheilten Rechten feindseliges Prinzip fort; es war vorauszusehen, daß es früher oder später in eine wilde Flamme ausbrechen würde. Dieß ist bald geschehen, unter Strömen von Blut wurde die Religionsfreiheit, welche Maximilian den östreichischen Ständen verliehen, den Söhnen und Enkeln derselben wieder entrissen.

Die auswärtigen Verhältnisse des teutschen Reichs nahmen unter den beiden Kaisern Ferdinand I. und Maximilian II. eine immer trostlosere Gestalt an; hauptsächlich in Folge der Kirchenentzweiung. Wenn der Kaiser Reichshülfe wider die Türken begehrte, pochten die Protestanten auf die verweigerte Gleichstellung der beiden Religionen, und auch die katholischen Stände, in dieser Sache eifrig das Beispiel ihrer Gegner nachahmend, gaben aus Geiz so wenig als möglich. Ein Wunder ist's, daß das heilige Römische Reich über den Glaubensstreitigkeiten nicht

eine Beute der ungläubigen Türken wurde. Hätte einer der Mufti sich die Mühe genommen, die wahren Grundsätze der christlichen Glaubens- und Sittenlehre des 16ten Jahrhunderts zu Wittenberg bei den Protestanten, oder bei den Jesuiten in Ingolstadt zu studiren, oder wären die indolenten Osmanen überhaupt im Stande, sich ein richtiges Bild vom Zustande ihrer Nachbarn zu entwerfen, so würde jenes Unglück über unser Vaterland hereingebrochen seyn. Doch darf man es auch Unglück nennen, wäre es nicht eher eine gute Lehre gewesen? Denn wenn eine Nation in die tiefste Zerrüttung versunken ist, wie die teutsche damals, gibt es kein kräftigeres Mittel, sie zur gesunden Vernunft und zur Tugend zurückzuführen, als fremde Eroberung. Hat nicht die eiserne Zuchtrute, die Napoleon über uns geschwungen, den Teutschen mehr genützt, als ihre Kaiser und Könige! Zu türkischen Eroberungen in Teutschland kam es nicht, wohl aber zu schimpflichen Verträgen. Ferdinand I. zahlte dem Sultan einen jährlichen Tribut von 300,000 Goldgulden, ebenso Maximilian, wiewohl er einen nicht ganz unglücklichen Krieg wider die Türken geführet.

Unter dem Nachfolger des leztern Kaisers erreichte erst die Verwirrung ihre rechte Höhe, so daß die frühern Zeiten noch golden schienen. Maximilian II. starb im Jahr 1576. Sein Sohn Rudolph, der ihm auf dem Kaiserthrone folgte, war in Spanien erzogen worden, und brachte von dort eine tödtliche Abneigung gegen den Protestantismus mit, die zu Wien von den Jesuiten noch gesteigert wurde. Seit dieser Zeit ist kein Kaiser mehr auf den Einfall gerathen, das Lutherthum zu begünstigen. Rudolph hatte noch zu seines Vaters Lebzeiten seinen Widerwillen gegen die Ketzer an den Tag gelegt. Eines Tages wollte er mit einem Haufen von Spaniern und Welschen eine lutherische Kirche in Wien überfallen. Sein kaiserlicher Vater gab ihm, als er noch zeitig genug von dem Vorhaben seines Sohns benachrichtigt worden war, eine Ohrfeige dafür. Nachdem Max II. gestorben war, machte der neue Kaiser kein Hehl mehr aus seinen Neigungen. Bei seinem Regierungsantritt bestätigte er zwar dem östreichischen Herrn- und Ritterstande die von Maximilian II. ertheilte Religionsfreiheit; aber aus den herrschaftlichen Städten wurden die evangelischen Geistlichen vertrieben, die Bürger sollten bei schwerer Strafe die lutherischen Kirchen des Ritterstandes

nicht mehr besuchen. Als die Stände dagegen Vorstellungen erhoben, ließ Rudolph zu Wien und in den übrigen Landstädten die Religionsübung und die Schulen der Protestanten ganz aufheben, und gebot den Einwohnern wieder katholisch zu werden. Wer es nicht gutwillig that, sollte in kurzer Frist das Land räumen. Bei den Bürgerannahmen so wie bei der Anstellung der Professoren in Wien wurde das katholische Glaubensbekenntniß zur ersten Bedingung gemacht. Am Hofe wurden alle nicht päpstlich Gesinnten entlassen. Ein anderes Edikt verbot den Bürgern zusammenzutreten und Bittschriften abzufassen. Drei Bürger, die sich nicht fügen wollten, wurden zum Tode verurtheilt, und aus Gnaden des Landes verwiesen. Aehnliches versuchte später Rudolph in Böhmen und Ungarn, doch war die Strenge in Oestreich am größten, wiewohl der Kaiser dort nicht persönlich eingriff, sondern die Befehle durch seinen Bruder, den Erzherzog Ernst, den er zu Wien als Statthalter gesezt, vollstrecken ließ. Rudolph selbst hielt sich gewöhnlich in Prag auf.

Dieß waren aber auch die einzigen Zeichen von Energie, die Rudolph II. entwickelte. Sonst sah es, während seiner Regierung aus, als wäre kein Kaiser, keine höchste Obrigkeit im Lande. Unter ihm wurde der Rhein von den Holländern gesperrt, und so fast die lezte Pulsader des einst so blühenden teutschen Handels abgeschnitten. Die Blüthe der Hansa, und der oberdeutschen Städte, Nürnberg, Augsburg, Ulm war ohnedem, theils durch die Gewalt der Umstände, theils durch den Neid der teutschen Fürsten gegen »die reichen Pfefferſäcke« schon längst vorüber. Unter Rudolph rießen sich ferner die Niederlande, früher ein Theil des Reichs, nicht nur völlig loß, sondern beide dort kriegführende Parthien, Holländer und Spanier fielen in die benachbarten teutschen Provinzen ein und nahmen Städte weg, ohne daß der Kaiser etwas anders dagegen gewagt hätte, als friedliche Bitten, die natürlich bloß verhöhnt wurden. Unter ihm erhob in Ungarn, von dem Großsultan geschüzt, ein Edelmann Stephan Botkai einen Aufstand, rief die ganze Nation zum Kampfe für Religion und Freiheit wieder Habsburg auf, und rieß halb Ungarn von Oestreich los. Kaum vermochte dieser lezte Schlag den Kaiser aus seiner Unthätigkeit aufzurütteln. Rudolph II. war ein sonderbarer Herr.

In Prag nannte ihn die Schmeichelei seiner Hofleute einen zweiten Salomo an Weisheit. Aber welch ein Salomo? Die Natur hatte ihn zu Nichts weniger geschaffen, als zu einem Fürsten. Auffallend glich er seinem Ahn Friedrich III. saumseligen Angedenkens. Ein Antiquar war an ihm verloren gegangen. Er trug eine ausnehmende Vorliebe zu allerlei Seltenheiten, zu Kunststücken der Mechanik, zur Astrologie, zur Goldmacherkunst, endlich besonders auch zu Pferden. Trotz seines oft sehr drückenden Geldmangels legte er die kostbarsten Raritätensammlungen an, die man gegen 17 Millionen an Werth schäzte, und welche dem Kaiser das nöthige Geld für politische Unternehmungen entzogen. Von Geschäften wollte er Nichts hören, sie blieben in den Händen von Günstlingen oder Betrügern, die ihres Herrn Kassen tapfer leerten. Die Zeit, die er seinen Studien der Astrologie und Alchemie entübrigen konnte, brachte er gerne im Marstalle zu. Dabei war er ausserordentlich Menschenscheu. Wenn Leute mit Geschäften zu ihm dringen wollten, während er oft Tage lang in Gedanken vertieft dasaß, oder seinen Malern und Uhrmachern zusah, gerieth er in Wuth gegen solche Störer seiner Ruhe, und warf ihnen silberne Gefäße, oder was ihm zur Hand war, an den Kopf. Noch in seinen spätern Jahren machte ihm das Fleisch, trotz aller geistlichen Gegenmittel seiner Beichtväter, ausserordentlich viel zu schaffen. Er wechselte fast täglich mit den ausgesuchtesten Schönheiten, deren keine sich lange in seiner Gunst erhielt. Und selbst bei dieser Gelegenheit zeigte er sich so mißtrauisch, daß er die Mädchen vorher untersuchen ließ, ob sie keine verborgene Waffen bei sich führten.

Unter einem solchen Reichsoberhaupte, das schlimmer war als gar keines, entwickelten die Parthien, von keiner kräftigen Faust mehr im Zaume gehalten, eine immer steigende Heftigkeit. Die Protestanten wollten sich von den lezten Hemmnissen befreien, welche der Augsburger Religionsfriede übrig gelassen, die Katholiken dagegen weigerten sich bereits diesen anzuerkennen. Das Verhältniß beider hatten sich im Vergleich mit den ersten Zeiten der Reformation wesentlich geändert. Die Protestanten scheinbar überlegen durch Zahl und äussere Macht, standen in Wahrheit den Katholiken nach; man muß es gestehen, die moralische Kraft und Tugend war zu den leztern gewandert. Durch die siegreichen Fortschritte der Reformation in eine Lage versezt, die für ihren

Glauben wie für ihre Existenz das Aergste fürchten ließ, mußten sich die katholischen Fürsten fassen. Ihre Lehrmeister die Jesuiten waren besser, als die lutherischen Hofpfaffen, denen die protestantischen Fürsten ihr Ohr liehen. Weit größerer Anstand herrschte an den katholischen Höfen, während die lutherischen Herrn durch den Religionsfrieden zu kleinen Landespäpsten geworden, nur zu häufig alle Schaam aus den Augen sezten. Es ist in der That auffallend, wie tief durch das eben berührte unselige Verhältniß seit Luthers Zeit die Sitten unter den Protestanten gesunken waren. Die Völlerei wurde besonders an ihren Höfen so sehr Mode, daß ein eigener Reichstagsschluß gefaßt wurde des Inhalts: »alle Kurfürsten, Fürsten und Stände möchten ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Trinken und Zutrinken bei sich selbst meiden.« Andere Laster gingen mit diesem einen Hand in Hand. Die Jagdwuth wurde erst recht ins Große getrieben. Neben den Goldmachern gehörten jezt Juden zu den unentbehrlichen Bedürfnissen der Höfe; dabei kam ein Maitressen-Regiment auf, Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hielt eine Menge Buhlerinnen, nebenher trieb er mit seinen Juden Wucher, und baute auf Kosten der hartgedrückten Bauern eine gute Anzahl Lustschlösser, auf denen er seine Orgien feierte. Der Kurfürst Christian II. von Sachsen war durch unmäßiges Trinken und zügellose Wollust zum Krüppel geworden. Andere Fürsten blieben nicht zurück; Teutschland sollte jezt die Früchte davon ärndten, daß seine hohe Aristokratie, durch den falschen Gang der Reformation aller Furcht vor Kaiser und Papst ledig geworden war. An den katholischen Höfen herrschte in diesen Beziehungen mehr Anstand. Kaiser Max II. zeichnete sich durch Nüchternheit aus, ebenso war Herzog Maximilian von Bayern ein Feind der wilden Schlemmerei. Der Erzherzog Ferdinand von Tyrol heirathete eine Augsburger Bürgerstochter, die schöne Philippine Welser, ebenso der Herzog Wilhelm von Bayern die Maria Pettenbek. Wenn dieser Schritt gegen die höfische Etiquette war, so sprach sich desto mehr gesunder Sinn für die guten Sitten darin aus; jene Fürsten wollten Weiber, die sie liebten, nicht zu Beischläferinnen erniedrigen.

Der Ansehnlichste unter den katholischen Reichsfürsten, zugleich der staatsklugste und fähigste aller teutschen Großen in der ganzen Epoche des 30jährigen Kriegs war Maximilian Herzog

von Bayern. Unter einem Kaiser, wie Rudolph, erhob ihn ebensosehr die Macht seines Hauses, als seine Tüchtigkeit zum Haupte der teutschen Katholiken. Ihm selbst gehörte das wichtige Bayern, sein Bruder besaß neben dem Kurhute von Köln die Bißthümer Lüttich, Freisingen und Hildesheim; daß er ein Hauptglied der großen Kette bildete, welche die Jesuiten um Teutschland geschlungen, haben wir schon oben gesagt. Maximilian war trotz der großen Schlauheit und bei allem Geiste des Eigennutzes, der ihn beherrschte, dennoch sehr bigott, fast in demselben Grade wie der nachmalige Kaiser Ferdinand II., nur in einem umgekehrten Verhältnisse. Während dieser sich so ganz den Pfaffen in die Arme warf, daß er ihnen zu lieb sein eigenes Interesse aufopferte, benützte der Bayer die Jesuiten eben so gut, als er von ihnen benützt wurde. Sein Religionseifer und sein Eigennutz geriethen oft in die schwersten innerlichen Zweikämpfe, gewöhnlich trug aber die leztere Macht den Sieg davon. Seine Erziehung war sorgfältig gewesen. Ausser mehreren neuen Sprachen redete und schrieb er ein zierliches Latein. Die Geschichte verstand er sehr gut. Weit höher als diese erworbenen Vorzüge erhob ihn sein scharfer Verstand. Dieser Fürst war es, der im Vertrauen auf seine Macht und seinen Geist die Waffen gegen die Protestanten zuerst erhob, und ein kleines Vorspiel des 30jährigen Krieges aufführte. Der Charakter, in dem dieser Schlag geschah, zeigte eben so sehr als die spätern Vorgänge in der Heidelberger Pfalz, von welcher Art der Köder war, durch den die Gesellschaft Jesu die Hauptlinie der Wittelsbacher an das päpstliche Interesse gekettet hatte.

Seit die Macht der teutschen Fürsten durch die Reformation gestiegen war, hatten die freien Städte des heiligen römischen Reichs einen schweren Stand. Immer offener enthüllte sich die Absicht der ersteren, sie von der Zahl der Unmittelbaren und somit vom Reichstage auszuschließen, und ihnen am Ende das Schicksal zu bereiten, das sie erst zwei Jahrhunderte später unter Napoleon betroffen hat. Auf der Gränze Bayerns lag, von selbst zur Eroberung einladend, die schwäbische Reichsstadt Donauwörth. In diesem zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens noch katholischen Orte waren die Protestanten unter Ferdinand I. und Maximilian II. die herrschende Parthei geworden. Der Rath bestand aus Evangelischen, die Kirchen

gehörten ihnen; die wenigen Katholiken, die noch in der Stadt hausten, mußten sich mit einer Kirche im Kloster zum heiligen Kreuz begnügen, und überdieß ihre geistlichen Prozessionen im Stillen halten. Um die Zeit, von der wir hier reden, wagte es ein fanatischer Abt des Klosters einen öffentlichen Umgang durch die Stadt mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen zu halten, allein der Stadtrath schritt ein, und verbot dem Priester sein Vorhaben. Nichtsdestoweniger wiederholte der Abt durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, im folgenden Jahre die Prozession. Nun fiel aber der lutherische Pöbel über die Pfaffen her, trat die Fahnen in den Koth und jagte die Mönche unter wildem Geschrei in ihr Kloster zurück. Hierauf hatte Herzog Maximilian, der der Stadt auch deßwegen gram war, weil viele seiner ketzerischen Unterthanen in ihr Zuflucht fanden, gewartet. Im Namen des Kaisers schickte er eine Kommission nach Donauwörth, um die Sache zu untersuchen. Als die Abgesandten vom Stadtrath trotzig empfangen wurden, bestach Maximilian den Reichshofrath, und wußte durch diesen vom Kaiser die Vollmacht zu erhalten, daß er, der Herzog von Bayern, die Reichsacht gegen das rebellische Donauwörth vollstrecken solle. Kleinmuth ergriff die kaum zuvor noch so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung eines beträchtlichen bayrischen Heeres, ohne Widerstand streckten sie die Waffen. Der Herzog begnügte sich jedoch nicht bloß mit Unterwerfung der Bürger, sondern ließ sogleich durch Jesuiten, die unter der Maske von Feldpredigern mit den Bayern hereingekommen waren, Bekehrungen unter den Einwohnern vornehmen, änderte die Verfassung der Stadt, reichte dem Kaiser eine ungeheure Berechnung seiner aufgewandten Kriegskosten ein, und brachte es dahin, daß ihm die Stadt als Unterpfand dafür versezt wurde. Kurz er machte es hier im Kleinen gerade so, wie nachher mit der Rheinpfalz im Großen. So wurde Donauwörth aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayrische Landstadt verwandelt. Dieser Streich konnte als eine kleine Probe dessen angesehen werden, was die Protestanten von der katholischen Parthei zu erwarten hatten.

Das Verfahren gegen Donauwörth, das mit dem Vorwand des gebrochenen Land- und Religionsfriedens beschönigt wurde, war den Reichsgesetzen völlig zuwider. Denn die Stadt gehörte ja zu den Unmittelbaren, und hatte als solche vermöge des

Augsburger Friedens freies Recht, ihren Glauben selbst zu wählen, und die Exzesse gegen den Abt gleichten sich aus durch seinen Ungehorsam gegen die kompetenten Verbote des Stadtraths. Es war also kein Wunder, daß die Evangelischen durch den Fall der Stadt in große Unruhe geriethen. In der That hatte die Einnahme Donauwörths die protestantische Union zur Folge, an deren Spitze sich der Churpfälzer stellte, und dadurch, wie einst Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, seinen Sturz vorbereitete. Um dieses Verhältniß gehörig zu würdigen, müssen wir etwas zurückgehen. Bekanntlich ist die Untheilbarkeit der Reichsfürstenthümer nicht von altem Datum. Im Laufe des Mittelalters und auch noch später theilten die Fürsten oftmals ihr Gebiet unter ihre Erben, daher ist es gekommen, daß fast jedes mächtige Haus in Teutschland in verschiedene Linien zerfiel. Längst hätten die Kaiser diesen Umstand benützen, und die Theilung der Herrschaften bis in's Unendliche begünstigen sollen, denn wenn je etwas anders, so mußte eine solche Maaßregel ihre Macht befestigen. Man befolgte jedoch diese Politik erst seit der Reformation mit dem nöthigen Nachdruck. Seit dieser Zeit wurde z. B. der eine Zweig der Wittelsbacher, der herzogliche, vom Kaiser hervorgezogen, der andere, die Churpfälzer hintangesezt. Eben so geschah es mit Hessen; während die Kaßler Linie sich in Opposition gegen den Kaiser sezte, schmeichelte die Darmstädter dem Wienerhofe; dasselbe Verhältniß fand Statt mit den Badischen, mit den Braunschweigischen Häusern, obgleich die leztern nicht auch vollends Religionsverschiedenheit trennte, wie die Bayern und Churpfälzer. Jedoch den merkwürdigsten Beleg für dieses Verhältniß bietet Sachsen dar. Der alte sächsische Fürstenstamm theilte sich im Jahr 1486 in die ernestinische und albertinische Linie. Der Theilungsvertrag war mit beiderseitiger Einwilligung erfolgt, dennoch glaubte jede der beiden Linien, wie es bei solchen Fällen geschieht, übervortheilt worden zu seyn. Die Ernestiner beneideten ihre Vetter um den Besitz eines fruchtbareren Gebiets, umgekehrt die Albertiner jene wegen der Churwürde, welche der ernestinischen Linie zugefallen war. Mit dieser gegenseitigen Abneigung traten beide Häuser in das 16te Jahrhundert. Den Ernestinern gebührt der Ruhm, die Reformation Luthers groß gezogen zu haben, denn Churfürst Friedrich der Weise und seine Nachfolger gehörten dieser Linie an, während

die Albertiner anfangs aus Haß gegen ihre Verwandten die neue Lehre verfolgten, wiewohl sie später ebenfalls zu ihr übertraten. Kaiser V. benüzte diesen Familienhaß mit großer Schlauheit, er zog den Albertiner Moriz in sein Interesse. Nachdem durch die Schlacht von Mühlberg der Schmalkaldische Bund gesprengt war, erhielt Moriz zur Belohnung für die geleisteten Dienste die Churwürde sammt einer Gebietsvergrößerung auf Kosten des gefangenen Johann Friedrich. War vorher der gegenseitige Haß groß gewesen, so wurde jezt durch diese Beraubung der Ernestiner ein glühender Groll aus ihm. Die Ernestiner hatten wegen ihrer Treue gegen den protestantischen Glauben, oder wenn man will, wegen ihres Widerstandes gegen den Kaiser, den schönsten Theil ihres Erbes verloren, während die Albertiner aus dem entgegengesezten Grunde groß geworden waren. Dieß war eine wichtige Lehre für die Nachfolger des neuen Churfürsten Moriz, die auch nicht verloren ging. Daß man nur mit Hilfe des Kaisers wachsen könne, und daß man dieses Ziel auf Kosten der nächsten Anverwandten, selbst des Glaubens zu erreichen suchen müsse, wurde seitdem die Hauspolitik von Churſachsen. Trotz aller protestantischen Bigotterie, die auch im churſächsischen Geschlechte herrschte, wußten diese Fürsten sehr gut, daß es sich in Glaubensstreitigkeiten um etwas soliderres, als Dogmen, um Besitz und Macht handle. Dieß ist der Schlüssel zum richtigen Verständniß der Rolle, welche Churſachsen seit dem Augsburger bis zum Westphälischen Frieden spielte. War doch auch sonst die Politik anderer teutschen Fürstenhäuser ungemein traditionell, und bewegte sich meist nur in ausgetretenen Familiengeleisen. Darum vermied es Churſachsen, ohne jedoch den Schein von Glaubenseifer aufzugeben, sorgfältig, mit dem Kaiser zu brechen.

Die Protestanten, welche seit den Verfällen von Donauwörth das Bedürfniß der Einigung fühlten, waren daher gezwungen, sich nach einem andern Haupte umzusehen, weil Sachsen auf diese Rolle verzichtete. Schon früher hatte sich das churpfälzische Haus eifrig angeboten, war aber wegen seines Calvinismus von den lutherischen Fürsten zurückgewiesen worden. Die Nähe der Gefahr drängte jezt besonders die südteutschen Stände, welche zunächst bedroht waren, sich weniger an religiösen Skrupeln zu stoßen. Den 2. Mai 1608, vier Monate nach der Einnahme Donauwörths trat zu Auhausen in Franken eine

Anzahl Fürsten zusammen, worunter Christian von Anhalt, der zugleich die Stelle des Churfürsten von der Pfalz vertrat, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg und die Brandenburgischen Markgrafen Christian und Joachim Ernst. Schon am 4. Mai war die evangelische Union unterschrieben. Die Verbündeten versprachen sich gegenseitig in allen Fällen beizustehen, wo ein Mitglied wider die Gesetze des Reichs beeinträchtigt würde, vertrauliche Korrespondenz über Alles zu pflegen, in Sachen, welche der Churfürsten, Fürsten und Stände Freiheit und Rechte beträfe, zusammenzuhalten, die andern evangelischen Stände in gleichem Sinne zu bearbeiten, ohne Rücksicht auf die sonstige Verschiedenheit über religiöse Meinungen; den Theologen wurden fernere Streitigkeiten untersagt; im Frieden sollte Churpfalz das Direktorium führen, im Kriege jeder beschwerte Stand für sein Land. Man räumte übrigens dem Pfälzer diesen Vorrang ebensowohl wegen seiner Verbindung mit dem französischen Hofe, als wegen seiner Macht ein. Der Fürst Christian von Anhalt, der die Seele der neuen Union war, hatte gleich anfangs darauf gedrungen, daß man sich an Frankreich anschließen müsse. Die Verbündeten lehnten diesen Vorschlag ab, sey es aus einem Reste von Nationalgefühl, sey es, weil sie der Union nicht von vorne herein einen ganz bösartigen Charakter geben, und sich dadurch den bittersten Vorwürfen ihrer Feinde aussetzen wollten.

Der erste Erfolg des Bundes war, daß Fürst Christian von Anhalt als Gesandter an den Kaiser geschickt wurde, um sich nicht nur über den Donauwörther Handel, sondern auch über die verfassungswidrigen Eingriffe des Reichshofraths und den Eigennutz der kaiserlichen Rathgeber zu beklagen. Der Kaiser schob die Sache, wie gewöhnlich, auf die lange Bank und entschuldigte sich mit Ueberladung durch andere Geschäfte. Da hatte Fürst Christian den Muth, ihm in's Gesicht mit dem Schicksale Julius Cäsars zu drohen, wenn er nicht seine schlechten Räthe Stralendorf und Hanniwald entferne. Wie ein Blitzstrahl zündete diese verwegene Aeusserung bei dem schwachen Kaiser. Voll Schrecken ließ er bei dem Fürsten anfragen, ob er denn etwas von gefährlichen Anschlägen gegen seine kaiserliche Majestät wüßte. Kaum beruhigt durch die Antwort des Gesandten versprach

Rudolph, daß Donauwörth in vier Monaten wieder hergestellt, die Hofprozesse abgethan werden sollen. Doch vergaß er sein durch Furcht abgepreßtes Versprechen bald wieder.

Auſſer den ersten Mitgliedern der Union traten nachher der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Graf von Oettingen, die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg, etwas später der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg, der Landgraf Moriz von Hessen, die Städte Hall, Heilbronn, Memmingen, Nördlingen bei. Churſachsen zog sich beharrlich zurück. Neben der oben entwickelten Politik dieses Hauses, machte den Churfürsten von Sachsen auch Neid von der Union abwendig; er mißgönnte dem Kurpfälzer die Rolle, welche doch Sachsen aus eigennützigen Rücksichten zu spielen verschmähte. Die Union umfaßte jezt einen großen Theil Teutschlands, dennoch war sie von vorneherein schwach und baufällig. Nur ein loses Band verknüpfte die Glieder mit dem Haupte, und dieses selbst war, wie sich später zeigte, ein unfähiges, talentloses. Keiner der Verbündeten dachte daran, seine Selbstständigkeit dem Ganzen auch nur einigermaßen zum Opfer zu bringen, daher ein Directorium bloß für den Frieden, wo es kaum nothwendig war; für den Fall des Krieges, wo das Bedürfniß der Einheit am dringendsten, wollte jeder Herr in seinem eigenen Lande bleiben. Denselben Charakter eines todtgebornen Produktes tragen fast alle Verbindungen vor und während des 30jährigen Kriegs. Selbst in den traurigsten Zeiten desselben, wo die Sache der Protestanten fast hoffnungslos war, erhob sich immer ein Fürst nach dem andern, nie in kräftigem Zusammenwirken, weßhalb sie auch vereinzelt geschlagen und vernichtet wurden. Der Grund davon liegt im Wesen aristokratischer Bündnisse. Jedes Mitglied bringt bei Verbindungen solcher Natur eben so viel Selbstgefühl und Anspruch auf die erste Stelle mit, als Bedürfniß der Einheit, daher zerfallen sie gewöhnlich wie Queckſilber in einzelne Punkte; demokratische Einigungen, deren Mitglieder weniger vom Stolze der Geburt geplagt, zu gehorchen eben so gut gewohnt sind, als zu befehlen, sind daher in der Regel — unter gleichen Verhältnissen — fester, noch mehr aber solche, an deren Spitze ein Haupt steht, das schon aus anderweitigen Gründen

als solches anerkannt ist. Daher waren kräftige Kaiser, wenn sie sich an die Spitze einer Parthei stellten, immer im Vortheil.

Obwohl die Protestanten sich vorgenommen hatten, ihre Union geheim zu halten, wurden die Katholiken bald davon unterrichtet. Maximilian von Bayern säumte keinen Augenblick, seine Glaubensgenossen zu einem Gegenbündnisse zu vereinigen. Am 10. Juli 1609 — ein Jahr nach Stiftung der Union — wurde zu München die heilige Liga geschlossen. Maximilian entwarf selbst mit seinem Kanzler Donnersberg die Urkunde. Als Zweck des Bündnisses ward aufgestellt die Erhaltung des Religionsfriedens, und daß der alte, wahre, alleinseligmachende Glaube nicht ausgerottet werde. Man wolle sich übrigens vorerst auf Vertheidigung beschränken, und erst die gewöhnlichen Rechtsmittel anwenden, ehe Gewalt mit Gewalt abgetrieben werde. Keiner der Verbündeten solle durch widerrechtliche Handlungen Anlaß zum Angriffe geben, würde aber ein solcher von Seiten der Gegenparthei erfolgen, so werde man nicht erst warten, bis die Länder der Verbündeten mit Krieg überzogen seyen, sondern wo möglich zuvorkommen. Man hielt es nicht der Mühe werth, den Kaiser Rudolph in das Bündniß zu ziehen — so gering geschäzt war er bei seinen eigenen Glaubensgenossen — er sollte nur bei gelegener Zeit von Errichtung der Liga benachrichtigt werden. Der Bundesoberste, wozu natürlich Maximilian von Bayern erhoben ward, erhielt weit mehr Gewalt, besonders für Nothfälle, als die Union ihrem Haupte zugestanden hatte. Die ersten Mitglieder der Liga waren, ausser Herzog Maximilian von Bayern, die Bischöfe von Würzburg, Constanz, Augsburg, Regensburg, Straßburg und Passau, der Probst von Ellwangen und der Abt von Kempten. Einen Monat später traten auch die 3 geistlichen Churfürsten, auf einer Versammlung zu Mainz, der Liga bei. Aber bereits mischte sich jezt Eifersucht gegen Maximilian von Bayern ein. Die zulezt beigetretenen Churfürsten sezten es durch, daß für die rheinischen Mitglieder ein zweiter Bundesoberste in der Person des Churmainzers bestellt wurde. Zugleich wandte man sich an die auswärtigen katholischen Mächte um Hülfe, an den Pabst, die italienischen Fürsten und den König von Spanien. Der heil. Vater Paul V. liebte sein Geld allzusehr, und wies das Gesuch ab, unter dem Vorwande, Oestreich durch offenen Beitritt zur Liga

zu beleidigen. Die kleinen italienischen Höfe begnügten sich ebenfalls, mit schönen Worten dem Bündnisse Glück zu wünschen. Desto bereitwilliger zu kräftiger Unterstützung zeigte sich Spanien. Große Summen wurden angeboten, aber unter einer Bedingung, die dem Herzog Maximilian schlecht gefiel. Spanien verlangte den Titel: Protektor des Bundes. Die Absicht bei diesem Anerbieten war eine dreifache: Bayern sollte im Zaum gehalten, die habsburgische Macht in Teutschland, die unter Kaiser Rudolf so tief gesunken war, mit Hülfe der Liga wieder hergestellt, und dadurch für Spanien insbesondere die Möglichkeit errungen werden, die abgefallenen Niederländer, deren Freiheit man bereits hatte anerkennen müssen, von Teutschland aus wieder zu unterjochen.

So standen die Sachen, als ein Zwischenereigniß die Glut der schon so erhizten Partheien zur hellen Kiregsflamme anzuschüren drohte. Den 25. März 1609 starb der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg kinderlos. Mit ihm war der Mannsstamm dieses Hauses, das nebst Bayern und Habsburg allein von den weltlichen Fürsten der alten Kirche treu blieb, erloschen. Bereits bekannten sich viele der Unterthanen des Herzogs zum calvinistischen Glauben, und da die Erbfolge voraussichtlich protestantischen Fürsten zustand, so drohte die Gefahr, daß auch dieses Land vollends den Katholischen entrissen werde. Daher war große Bewegung unter diesen, noch vor dem Tode des Herzogs. Mönche und Pfaffen hatten in den lezten Jahren dem geistesschwachen Johann Wilhelm und seiner Gemahlin mit Teufelsbannerei heftig zugesezt, um ihn zu Vaterfreuden tüchtig zu machen, denn man glaubte, es sey ein böser Geist, der den Herzog verhindere, Kinder zu zeugen. Gleich nach seinem Tode traten mehrere Erbschaftsprätendenten auf. Mit der Nachfolge verhielt es sich nämlich so: die ältesten Ansprüche waren auf Seite des sächsischen Hauses, ernestinischer Linie, weil Kaiser Karl V. einen Erbvertrag des Churfürsten Johann Friedrich mit Jülich und Cleve bestätigt. Später aber, als dieser Fürst beim Kaiser in Ungnade gefallen war, gestand Karl V. dem Vater des leztverstorbenen Herzogs das Recht zu, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes, seine Töchter, oder deren männliche Erben mit dem Herzogthum belehnt werden sollten. Diese beiden kaiserlichen Verfügungen widersprachen sich geradezu, und man ist

daher berechtigt zu glauben, daß Karl V. dabei den Plan hatte, Drachenzähne auszusäen und verschiedene Prätendenten gegen einander loszuhetzen, um am Ende während des voraussichtlichen Streits das Erbe an Hause Habsburg zuzuwenden. Diese Absicht wurde wenigstens theilweise erreicht. Während Sachsen mit seinen ältern Ansprüchen für den Augenblick zurücktrat, erhoben sich, auf die zweite Verfügung Karls hin, vier Prätendenten. Von den Schwestern des leztverstorbenen Herzog von Jülich war die älteste Maria Eleonore an Herzog Albrecht Friederich von Preußen vermählt, und deren nachgelassene Erbtochter an den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg. Die zweite Schwester hatte der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg geehligt. Dieser behauptete, weil die älteste Schwester Maria Eleonore ohne männliche Nachkommenschaft gestorben, so sey sein Sohn Wolfgang Wilhelm der wahre Erbe. Es waren ausserdem noch zwei Schwestern des Erblassers vorhanden, deren eine mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, die andere mit dem Markgrafen Karl von Burgau vermählt war. Leztere Beide wollten sich mit den andern in die Erbschaft theilen, allein man hielt ihnen die Grundgesetze des Herzogthums entgegen, welche Untheilbarkeit des Landes und Erstgeburtsrecht aussprachen. Sofort traten die beiden ersten Häuser, Brandenburg und Neuburg mit ihren Ansprüchen wider einander auf, und beide trafen Anstalt, das Erbe in Besitz zu nehmen. Neuburg legte seine Urkunden dem Landtage vor, Brandenburg dagegen verschmähte es, an das Volk zu apelliren, »denn es sey für große Herren eine Schande, wenn der Pöbel bei Wein und Bier über solche Rechte gaifere und plaudere.« Jezt mischte sich auch der Kaiser ein. Von Spanien aufgefordert, das keinen protestantischen Nachbar auf der Gränze seiner treugebliebenen Niederlande dulden wollte, gebot Rudolph Stillstand, und verlangte, daß sämmtliche Erbansprecher vor seinem Hofe zu Gericht erscheinen sollen. Nachdem diese Ladung keine andere Folge gehabt, als daß die Prätendenten sich untereinander und mit den Landständen verglichen, uab Rudolph dem Erzherzog Leopold, Bischoff von Staßburg und Passau, den Auftrag, das Herzogthum Jülich und Cleve unter Sequester zu nehmen. Der Erzherzog warb mit spanischem und kaiserlichem Gelde Kriegsvolk in seinen Stiftslanden, und sezte sich mit Gewalt in dem

bestrittenen Erbe fest. Aber nun entstand große Bewegung nicht nur im Reiche, sondern auch im übrigen Europa, weil man argwohnte, das Kaiserhaus werde das Clevische Erbe an sich reißen. Der Erzherzog selbst, ein Mitglied der Liga, rief diese zu Hülfe. Dasselbe thaten Brandenburg und Neuburg gegenüber von der Union. Die Theilnehmer des leztern Bündnisses hielten einen Tag zu Hall in Schwaben und beschloßen zu Gunsten der Prätendenten Gewalt gegen Gewalt zu gebrauchen. Bereits hatte sich ein Gesandter Heinrichs IV. von Frankreich in Hall eingefunden, um einen Traktat zwischen seinem Gebieter, der längst auf den Jülich'schen Handel gelauert, um festen Fuß in Teutschland wider das Haus Habsburg zu fassen, und die Union in Stand zu bringen. In der That wurde eine Allianz abgeschlossen, angeblich nur wegen der Jülich'schen Sache. Heinrich IV. sollte sein großes, bereits gerüstetes Heer zu den Truppen der Union stoßen lassen. Da aber der König von Frankreich erweislich nicht bloß darauf umging, das Haus Oestreich zu schwächen, sondern es ganz zu stürzen und aus Teutschland zu verjagen, und da dieser Akt die Grundlage zu seinen andern weitaussehenden Planen seyn sollte, so hatte sich die Union durch die Allianz mit Frankreich in eine wahre Rebellion gegen Kaiser und Reich eingelassen. Nur der Tod dieses Königs verhinderte den Ausbruch einer völligen Revolution in Teutschland.

Die Unirten, durch die Ausschweifungen, welche sich die erzherzoglichen Völker im Elsaß und den benachbarten Landschaften erlaubten, zur Eile getrieben, erschienen zuerst auf dem Kampfplatz, und ihre Sachen nahmen eine günstige Wendung, als die Nachricht ankam, daß Heinrich IV. auf den Straßen seiner Hauptstadt Paris von Ravaillac ermordet worden sey. Derjenige, welcher allein die teutsche Union hätte zusammenhalten und zur Ausführung von verwegenen Anschlägen vereinigen können, war gefallen. Nicht einem französischen Könige, sondern dem Helden aus Norden, Gustav, war es beschieden, die teutschen Verbündeten wider das Haus Habsburg zu führen. Obwohl schwer betroffen durch Heinrichs IV. gewaltsamen Tod, sezten die Unirten den Kampf fort. Die erzherzoglichen Völker mußten der Uebermacht weichen, und zu Anfang des Herbsts 1610 fiel die wohlbefestigte Stadt Jülich in die Hände der Union, deren Heer

durch 12,000 Mann französischer Hülfstruppen und durch die Ankunft des Prinzen Moriz von Oranien verstärkt worden war.

Der Krieg, der so drohend begonnen, schlief nach dem Falle Jülichs von selbst ein, die beiden Parteien erlahmten allmählig, weil kein Oel ins Feuer geschüttet wurde. Was die Union betrifft, so schlugen sich nicht nur einzelne protestantische Reichsfürsten auf die Seite der Katholischen, sondern selbst solche, die schon Mitglieder der Union gewesen, fielen wieder ab. Der Churfürst von Sachsen, Christian II., nicht zufrieden seinen Beitritt zur Union mehrmal verweigert zu haben, ging geradezu zur Liga über. Dieser Fürst, der sich selbst rühmte »mit fremden Ohren zu hören, mit fremden Augen zu sehen«, ließ sich nach Prag zum Kaiser Rudolph verlocken, um von ihm einen Antheil an der Jülicher Beute zu erbetteln. Rudolph behandelte ihn ganz seinen Neigungen gemäß, der edelste Tokayer floß in Strömen. Höchst vergnügt über die Prager Bewirthung dankte er Rudolph beim Abschied mit den Worten: »Ihre kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also daß ich fast keine Stunde nüchtern gewesen.« Die Prager Reise war das Präliminar zu einem andern Schritt. Einige Zeit später ließ sich Christian II., er der lutherische Kurfürst und angeblicher Beschützer des protestantischen Glaubens, durch Churmainz und Köln bereden, förmlich der Liga beizutreten, die doch zur Ausrottung der Ketzer und Wiederherstellung des alleinseligmachenden Glaubens gegründet war. Man wollte ihn anfangs ein abgeändertes Formular des Bundes unterschreiben lassen, in welchem die Worte »zur Vertheidigung der katholischen Religion« unterdrückt waren. Doch Maximilian von Bayern schämte sich des groben Betrugs, und widersprach dem Beitritte Sachsens. Die Sache unterblieb zulezt, vielleicht weil den Churfürsten selbst in einem seiner wenigen nüchternen Augenblicke die Augen aufgingen über die schändliche Rolle, die man ihn spielen lassen wollte. Doch blieb er dem Kaiser und den Katholischen hold, bis an sein Ende, und sein Sohn und Nachfolger Johann Georg, dem wir im Laufe des 30jährigen Kriegs mehrfach wieder begegnen werden, zeigte sich, geleitet von der alten albertinischen Politik, eben so lau gegen die Sache der Protestanten, obgleich sein Mund immer von fromm-lutherischen Reden überfloß. Dem Beispiele Churſachsens ahmte der Hessen-darmstädtische Fürst, der mit jenem Hause verschwägert war,

treulich nach. Was konnte die Union ausrichten, wenn die Mächtigsten unter den Reichsfürsten, welche den Glauben bekannten, zu dessen Vertheidigung jener Bund geschlossen war, sich so betrugen?

Aber auch wirkliche Mitglieder fielen ab. Der junge Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, einer der zwei Erben von Jülich, und früher ebenso eifriger Lutheraner, als feuriger Anhänger der Union, stand im Begriff die Tochter des Churfürsten von Brandenburg, seines Mitprätendenten zu heirathen, wodurch der Erbstreit beider Häuser beigelegt worden wäre. Da gab eines Tags der Churfürst über Tisch in der Hitze des Weines seinem künftigen Schwiegersohn eine Maulschelle. Die Ohrfeigen spielten in der Geschichte, besonders der Zeit, von welcher wir hier reden, keine unbedeutende Rolle; so auch im vorliegenden Falle. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm gab aus Rache seine churbrandenburgische Braut auf, und warb um die jüngste Schwester Herzog's Maximilian von Bayern. Die ältere war mit dem nachmaligen Kaiser, damaligen Erzherzog, Ferdinand II. vermählt. Der junge Pfalzgraf durfte sich von der Macht dieser beiden Häuser überwiegenden Schutz versprechen. Sein Antrag ward bereitwillig aufgenommen, nur die Religionsverschiedenheit machte auf beiden Seiten Skrupel. Aber Maximilians Bekehrungseifer verzweifelte nicht so schnell. Mit der Lockspeise des Ehrgeizes hat man schon andere Leute von Dogmen, und auch von wichtigern Dingen abgebracht; doch war die Aufgabe nicht leicht. Pfalzgraf Wolfgang hatte, nach damaliger Sitte der Fürsten die Polemik oder die theologischen Controversen trefflich einstudirt, er las die Bibel 26mal des Jahres durch, und erläuterte alle zur Widerlegung der Gegner dienende Stellen am Rande seines Handexemplars mit rother, grüner, blauer und gelber Dinte. Indeß wollte er seiner künftigen Gemahlin freie Ausübung der katholischen Religion zugestehen. Nun lud man ihn ein, zu einem freundlichen Religionsgespräch nach München zu kommen. Es geschah; bald waren ihm Zweifel beigebracht, ob die Evangelischen wohl in Allem Recht hätten. Man empfahl ihm die Schriften des Jesuiten Canisius und der Kirchenväter. Bald brachte ihn sein künftiger Schwager Maximilian zum Wanken, endlich zum geheimen Uebertritt. Frohlockend berichtete der Jesuite Buslidius, Maximilians Beichtvater, dem Papst von der trefflichen

Eroberung. Nach der Hochzeit bezog Wolfgang Wilhelm mit seiner Neuvermählten das gemeinschaftliche Schloß zu Düsseldorf; schnell gerieth er in Streitigkeiten mit der brandenburgischen Parthei. Der Churfürst verband sich gegen ihn mit Oranien und den Holländern, und ging selbst zum Calvinismus über, theils weil die Holländer, seine neuen Verbündeten, Calvinisten waren, theils weil dieser Glaube im Herzogthum Jülich und Cleve selbst viele Anhänger zählte. So hatte baarer Eigennutz wegen Einer Sache zwei entgegengesezte Religionswechsel hervorgebracht. Nun erklärte Wolfgang Wilhelm seinen Uebertritt zur katholischen Kirche öffentlich. Der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig, sein Vater, wollte den Abfall des Sohnes gar nicht glauben, als er nicht mehr zweifeln konnte, starb er vor Schmerz. Zwischen den beiden Häusern, welche das Herzogthum geerbt, brach nun förmlicher Krieg aus, in welchen sich sogleich fremde Mächte mischten. Von der einen Seite erschien der berühmte spanische General Spinola mit Kriegsvolk aus den spanischen Niederlanden, und nahm einen Theil des Herzogthums ein. Den andern besezte Moriz von Oranien mit seinen Holländern. Dieß geschah im August 1614. Es sah aus, als sollte sich der niederländisch-spanische Krieg mit gefährlicherem Charakter in Teutschland erneuern. Endlich vermittelte die Union sammt Frankreich und England einen Frieden. Zu Xanten wurde ein Vergleich geschlossen, in Folge dessen die Kriegsvölker abgeführt, die Lande in zwei Theile zerlegt, dann verloost, die Regierung aber, dem Grundgesetze des Herzogthums gemäß, gemeinschaftlich besorgt werden sollte. Spanien wollte zwar von dem Vergleiche Nichts wissen; allein der Streit erlahmte, und wurde endlich von dem Strudel des 30jährigen Kriegs verschlungen.

So stand es mit der Union, aber auch die Liga unterlag demselben Schicksal früher Altersschwäche. Maximilian von Bayern war mehr als einmal versucht, die Stelle eines Bundes-Obersten niederzulegen, und die Liga ihrem Schicksal zu überlassen. Drei Gründe verleideten ihm seine Theilnahme an diesem Bündnisse: erstens die Eifersucht der katholischen Parthei. Nicht zufrieden ein zweites Direktorium für Churmainz errichtet zu haben, gab man dem Teutschmeister Maximilian, einem östreichischen Prinzen, noch ein drittes. Die Absicht, die Leitung der Liga allmählig von Bayern an das Kaiserhaus zu bringen, lag

dabei am Tage. Nicht minder als dieß machte den Herzog von Bayern der ausserordentliche Geiz der geistlichen Fürsten, aus welchen die Liga größtentheils bestand, im höchsten Grade überdrüssig. Besonders die minder Mächtigen, jene kleinen Bischöffe und die reichsfreien Aebte waren entschlossen, so wenig als möglich zu bezahlen. Schon der Beitritt zur Liga hatte ihnen schwere Seufzer ausgepreßt. »Unsere eingeschmorten Seckhel werden ihre Wunder erfahren,« schrieb der Abt von Salem an den von Weingarten, als er seinen Beitritt erklärt hatte. Meist von armem Stande, und daher von Jugend auf mit einer hohen Idee von dem Werthe des Geldes erfüllt, wollten diese Herrn die reiche geistliche Waide, in welche sie die Gnade Gottes oder vielmehr die Wahl ihrer Mitmönche versezt, allein abmähen und Niemand einen Abtrag gönnen. Ohnedieß weiß man, daß in keine Hand das Geld süßer eingeht, und von keiner saurer heraus, als aus der krummen Faust solcher geistlichen Herrn. Die Zeiten, wo man den Mitgliedern der Liga, mit dem Degen auf der Brust ihren Beitrag abpreßte, wie später im 30jährigen Kriege, waren noch nicht gekommen. Schon im Jahr nach Abschluß des Bundes fand es sich, daß Herzog Maximilian mit 70,000 fl. im Vorschusse war. Als er darauf drang, daß alle Mitglieder ihre rückständigen Zahlungen leisten sollten, dankten sie ihm für die bewiesene Großmuth, und verlangten zugleich, daß er noch größere Summen vorstrecken möchte. Sie selbst, namentlich die schwäbischen Prälaten, wollten durchaus Nichts mehr entrichten. Wer hätte so länger Bundesoberst bleiben mögen, um die Ausgaben für die Andern zu bestreiten! Hiezu kam noch die eifersüchtige Stellung des Kaisers gegen die Liga. Kaiser Matthias, dem das Uebergewicht des Bayerfürsten ein Dorn war, erließ im April 1617 ein Edikt, in welchem er kraft seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit die Union wie die Liga für aufgehoben erklärte, die Reichsstände hätten unter ihm als ihrem unmittelbaren Oberhaupt allein zu stehen.« Wiewohl dieser Befehl weder von der einen noch der andern Parthei befolgt wurde, bewieß er doch, daß die Liga ohne die entschiedene Theilnahme des Kaisers keine Früchte tragen könne. So lange dieser Fall nicht eintrat, war sie in der That bloß auf Vertheidigung beschränkt; denn gesezt, Maximilian wäre angriffsweise zu Werke gegangen, und hätte das halbe protestantische Teutschland erobert, so bedurfte es nur

einer mißfälligen Entscheidung des Kaisers, um dem Bayer alle Früchte des Sieges wieder zu entreißen. Sobald sich Oestreich für die Unirten erklärte, war das Uebergewicht auf der andern Seite, und Herzog Maximilian mußte nothwendig nachgeben. Bei der großen Eifersucht gegen Bayern, die in den lezten Zeiten Rudolphs und unter Matthias sichtlich hervortritt, würde der Kaiser sich keinen Augenblick besonnen haben, unter Voraussetzung des obenbezeichneten Falles, der Liga Gränzen zu stecken. Die Plane, welche in der Brust des Bayern schlummerten, waren daher noch nicht reif; die Kosten, die er aufwenden, die Gefahren, in die er sich hätte stürzen müssen, standen noch in keinem richtigen Verhältniß zu den möglichen Vortheilen, die eine entschiedene Stellung bringen konnte. Die beiden Bündnisse dauerten indeß fort. Neun Jahre von 1609 — 1618 standen sie sich drohend entgegen, ohne daß es zu einem rechten Ausbruch gekommen wäre. Erst als ein kräftiger Kaiser an die Spitze von Teutschland kam, als Ferdinand II. mit dem Haupte der Liga, Maximilian, Ein Schiff bestieg, und ohne Hintergedanken dieselbe Sache verfocht, nahmen die Sachen ihren naturgemäßen Gang, und Maximilian konnte die ganze Energie seines Charakters entwickeln.

Die bisher erzählten Bewegungen im teutschen Reiche gingen fast ganz ohne Theilnahme des Kaisers vor sich. Aber auch im östreichischen Hause waren indeß wichtige Veränderungen eingetreten. Wir haben Kaiser Rudolphs Unthätigkeit bis zu Botkais ungarischer Empörung verfolgt. Der zweite Bruder des Kaisers Matthias wurde von Rudolph, im Gefühl seiner eigenen Schwäche und der ehrgeizigen Absichten jenes Prinzen, bitter gehaßt. Als der halley'sche Komet im Jahr 1607 erschien, ließ es sich Rudolph nicht ausreden, daß dieser gefürchtete Stern blutige Anschläge seiner nächsten Anverwandten wider ihn bedeute, wobei er besonders Matthias im Auge hatte, wiewohl der berühmte Keppler, damals Mathematikus am Hofe zu Prag, dem Kaiser seinen Argwohn auszureden versuchte. In der That vergalt Matthias den Haß seines Bruders mit kaum verhehltem Grolle. Er sah wie die Macht des habsburgischen Hauses durch die Schuld Rudolphs unaufhaltsam sank, er glaubte ferner, daß sein kaiserlicher Bruder die Thronfolge im Reiche nicht ihm, der die nächsten Rechte darauf zu haben glaubte,

und vor Ehrsucht glühte, sondern Spanien oder dem Erzherzog Ferdinand von der Grätzer Seitenlinie zuwenden würde. Denn Rudolph hatte keine gesetzlichen Erben. Als die Nachricht von dem Aufstand Botkais nach Prag kam, zu einer Zeit, wo in dieser Stadt die Pest wüthete, und sogar das nöthige Geld zur Versorgung der kaiserlichen Küche fehlte, gerieth Rudolph in solche Verzweiflung, daß er sich gar nicht mehr sehen ließ und Spuren von Wahnsinn zeigte. Voll Mißtrauen gegen Matthias, wollte er Anfangs Alles, Kaiserkrone und Erbländer im Stiche lassen, und nach München flüchten. Nur mit großer Mühe ließ er sich zuletzt bewegen, durch Vermittlung seines Bruders, der kaiserlicher Statthalter in Ungarn war, mit Botskai Frieden und mit den Türken einen dreijährigen Waffenstillstand abzuschließen. Kaum waren jedoch diese Verträge vermittelt, als Kaiser Rudolph seine Bestätigung verweigerte; er fand sein kaiserliches Ansehen gekränkt, lieber wollte er Ungarn ganz den Türken preisgeben, als ihre Eingriffe sanktioniren. Die Kaiserkrone dachte er dem Erzherzog Ferdinand zu überlassen. Jezt berief Matthias, tief erbittert durch das Betragen des Kaisers, seine übrigen Brüder und die habsburgischen Verwandten zu einer Versammlung, in welcher dem Kaiser Rudolph das Seniorat des Hauses abgesprochen wurde, »weil es leider zu offenbar wäre, daß seine kaiserliche Majestät wegen ihrer sich öfters erzeigenden, gefährlichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche des Hauses nicht tauglich sey.« Als der Nächstälteste sollte Matthias das Protektorat der Familie übernehmen. Schon war auch im Reiche die Rede von der Wahl eines neuen Kaisers. Während nun Rudolph den Erzherzog Ferdinand als seinen Stellvertreter auf den Reichstag, der zu Regensburg im Jahr 1608 abgehalten werden sollte, in der kaum verhehlten Absicht abschickte, ihm die Nachfolge im Reiche zu verschaffen, blieb Matthias nicht unthätig. Als kaiserlicher Statthalter in Ungarn errichtete er eine Conföderation zwischen den ungarischen und östreichischen Ständen, nachdem er zuvor auf einem Reichstage zu Preßburg alle Freiheiten der ungarischen Protestanten bestätigt. Hierauf ging Matthias nach Wien und versammelte daselbst die östreichischen Stände, um seinen Bruder abzusetzen und sich huldigen lassen. Als der Kaiser durch einen aufgefangenen Brief von diesem Vorhaben seines Bruders

Nachricht erhielt, gerieth er in Furcht, und suchte Unterhandlungen mit Matthias anzuknüpfen. Allein jezt brachte dieser ein Heer von 20,000 Mann zusammen, marschirte nach Czaslau, und eröffnete den böhmischen Ständen, daß Rudolph der erbländischen Regierung entsezt sey. Dieß geschah an demselben Tage, wo die Union in Auhausen geschlossen wurde.

Die böhmischen Stände wie die östreichischen benüzten diesen Bruderzwist mit großer Energie, um die verlorne Religionsfreiheit wieder zu gewinnen. Aus Furcht vor dem östreichischen Heer, das sich in Czaslau festgesezt, sah sich Rudolph gezwungen, folgenden Vertrag einzugehen: »Der Kaiser tritt Ungarn und Oestreich an Matthias ab, wogegen dieser die kaiserlichen Schulden übernimmt und auf seinen Antheil an Tyrol und den Vorlanden verzichtet. Deßgleichen überträgt der Kaiser seinem Bruder die Verwaltung von Mähren und den Titel eines designirten Königs von Böhmen.« Diese günstigen Bedingungen verdankte Matthias einzig und allein dem Beistand der östreichischen Stände; nun verlangten diese den schuldigen Dank für ihre Mühe, d. h. vollkommene Herstellung der Religionsfreiheit, wie sie unter Maximilian II. bestanden. Matthias hoffte Anfangs seine bisherigen Helfer durch eitle Versprechungen hinzuhalten, und forderte einstweilen als wirklicher Landesherr den Huldigungseid, das übrige werde sich schon finden. Allein sogleich griffen die Stände zu den Waffen wider ihn, und riefen überdieß die teutsche Union und die Ungarn, kraft der Conföderationsakte, welche Matthias selbst abgeschlossen, zur Hülfe herbei. Der Churfürst von Sachsen rieth dem bedrängten Erzherzoge sich »des jesuitischen Geschmeißes« zu entledigen. So sauer ihm auch dieser Schritt war, so mußte Matthias, von der eisernen Nothwendigkeit gedrängt, die verhaßte Bewilligung gewähren; in einer sogenannten Kapitulationsresolution wurde den Oestreichern der volle Umfang aller religiösen Freiheiten, die sie unter Maximilian II. genossen, wieder zurückgegeben.

Nicht anders ging es in Böhmen. In der ersten Bedrängniß hatte Rudolph einen Landtag nach Prag berufen, den dringendsten Beschwerden sogleich abgeholfen, und die Religionsfreiheit auf einer der nächsten Versammlungen vorzunehmen versprochen, wogegen die Böhmen ein beträchtliches Heer zu

seinem Schutze gegen Matthias aufstellten. Als aber Rudolph, nachdem die ärgste Noth vorüber war, die Erfüllung seines Versprechens vergaß und allerlei Ausflüchte vorbrachte, gerieth das ganze Volk in Bewegung; die Protestanten erhoben sich, und erklärten, sie wollen dem Kaiser wie dem Lande zum Besten ein eigenes Defensionswerk errichten, damit Rudolph durch seine schlechten Rathgeber nicht auch noch die lezte Krone verliere. Ungeachtet der Einreden des Kaisers, schritten sie unter Anführung des Grafen Matthias v. Thurn, desselben der im dreißigjährigen Krieg eine so wichtige Rolle spielte, sogleich zum Werk, bestellten 30 Barone zu Landobersten und verbanden sich mit den Schlesiern zur Vertheidigung des Glaubens. Jezt bewilligte Rudolph alle Forderungen; die Protestanten erhielten freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium sammt der Prager Universität, und die Erlaubniß neue Kirchen und Schulen nach Bedürfniß anzulegen. Majestätsbrief heißt diese wichtige Urkunde, die magna charta Böhmens. Eine ähnliche ward den Schlesiern ausgestellt. So hatten die Böhmen und Oestreicher mit Einem Schlage erhalten, um was die Holländer 40 Jahre gekämpft, und was die Teutschen bereits mit Strömen von Blut bezahlt. Doch war die Eroberung zu schnell, um dauernd zu seyn. Der Majestätsbrief ist datirt vom 11. Juli 1609. Einen Tag zuvor hatte Maximilian von Bayern die heilige Liga in München gegründet.

Das große Ansehen, zu welchem die Liga das bayerische Haus in Teutschland erhob, erregte in Matthias Seele eine glühende Eifersucht, und da er die wachsende Größe Maximilians Niemand anders Schuld gab, als der Unfähigkeit seines Bruders Rudolph, so erhielt sein Haß gegen ihn durch die täglichen Fortschritte des Bayerfürsten neue Nahrung. Anderer Seits konnte Rudolph weder den entrungenen Majestätsbrief, noch die Ränke seines unnatürlichen Bruders verschmerzen. Wie ein Rohr, das eines Stabes bedarf, an den es sich stützen kann, warf er sich dem in die Arme, der ihm Aussichten auf Rache und Hülfe gewährte. Dieß war Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, derselbe der auf des Kaisers Gebot die Jülichschen Lande unter Sequester genommen. Für Rechnung Rudolphs warb Leopold in seinem Stifte Passau 16,000 Mann Soldaten. Der Vorwand war, mit diesem Volk das

Heer der Liga zu verstärken; allein die wahre Absicht ging dahin, in Böhmen einzufallen, die neuen Freiheiten des Landes zu unterdrücken, und dann Matthias aus den Erblanden zu verjagen. Zum Lohn für seine Verdienste um den Kaiser, sollte Leopold die Nachfolge in Böhmen bekommen. So geheim auch dieser Plan gehalten wurde, schöpfte Matthias Verdacht, und rüstete ebenfalls. Als er um diese Zeit von den Unirten zum Beitritt eingeladen wurde, stieg die Spannung immer mehr. Für den Augenblick vermittelte jedoch der Fürstenkonvent, der damals zu Prag versammelt war, eine erheuchelte Versöhnung (den 15. Septbr. 1610). Man kam überein, daß Matthias dem Kaiser die bisherigen Beleidigungen abbitten, und versprechen sollte, Nichts mehr gegen ihn zu unternehmen, in die Reichssachen sich nicht zu mischen, in den erbländischen Angelegenheiten ohne Rudolphs Vorwissen Nichts zu thun. Im Uebrigen sollte es bei dem früheren Vertrage bleiben; beide verhießen sich brüderliche Achtung und Beistand, ausserdem Abdankung des beiderseitigen Kriegsvolks zu bestimmter Zeit. Unter diesen schönen Worten verbarg jeder der Brüder die Absicht den andern zu überlisten. Als Matthias darauf drang, daß Rudolph das passauische Volk abdanke, sezte dieser sein kaiserliches Wort zum Pfande, und gab öffentlich den Befehl, daß die Soldaten aus einandergehen sollten. Aber die Regimenter blieben beisammen, »weil sie den rückständigen Sold noch nicht erhalten hätten.« Nachdem sie im Passauischen Alles aufgezehrt, nahmen sie eigenmächtig Quatier in Oberöstreich. Niemand wußte was dieß bedeute. Matthias klagte über Treubruch, korrespondirte mit den Mitgliedern der Union und machte Gegenrüstungen. Rudolph trieb die Komödie noch weiter. Er ließ sich von dem Herzog von Braunschweig ein Gutachten darüber ausstellen, was noch wegen des verzweifelten Handels mit den ungehorsamen Soldaten aus Passau zu thun sey. Während der Herzog, um dem Kaiser zu genügen, sich in den Irrgängen der juridischen Casuistik ergeht, bricht jenes Kriegsvolk, 16000 Mann stark, plötzlich in Böhmen ein. Noch einmal gebot Rudolph, auf das Verlangen der böhmischen Stände, den Soldaten, sich zurückzuziehen und den Sold zu erwarten; aber nun läßt ihr Feldoberster Ramée die Maske fallen, und erklärt, er sey mit seinen Leuten zum Schutze des

Kaisers erschienen. Zu gleicher Zeit stellte sich der Erzherzog Leopold an ihre Spitze und besezte die kleine Seite von Prag. Da nun die geheimen Absichten Rudolphs offen lagen, waffneten die böhmischen Stände, und riefen Matthias ins Land. Rudolph, durch diese Rüstungen kleinmüthig geworden, hatte nun auf einmal Geld; die Truppen wurden bezahlt, und nach Budweis geschickt, wo sie eine feste Stellung einnahmen; Erzherzog Leopold entwich, voll Unwillen über die Charakterlosigkeit des Kaisers, in sein Stift Passau. Indessen war Matthias mit überlegener Heeresmacht in Böhmen eingebrochen. Rudolph, von den Böhmen in seiner eigenen Burg belagert, hatte die Schwäche, seinen Bruder zu sich einzuladen. Matthias würdigte ihn keiner Antwort; nach seinem feierlichen Einzug in die Altstadt, unterhandelte er mit den Ständen, welche ihren bisherigen König wegen seines Alters und seiner Schwachheiten zu entsetzen gelobten. Der unglückliche Rudolph, von Alter und Gram gebeugt, erlebte noch die Schande, der lezten von seinen Erbkronen selbst entsagen zu müssen. Wüthend zerstampfte er die Feder auf der Abdankungs-Urkunde, und warf sein Barett dem unnatürlichen Brüder vor die Füße.

Die versammelten Ständen riefen hierauf Matthias als erwählten König von Böhmen aus. An dem Altar der Hauptkirche, die Hände aufs Evangelienbuch gelegt, beschwor Matthias den Majestätsbrief, und »gelobte die Böhmen, Schlesier und Lausitzer bei ihren Ordnungen, Gerechtsamen, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Rechten, auch allen ihren guten und löblichen Gewohnheiten zu erhalten.« Im Mai 1611 wurde er gekrönt. Nachdem er dem Kaiser einen Jahrsgehalt, sammt etlichen Herrschaften ausgesezt, begab sich Matthias nach Wien zurück. Soweit war Rudolph durch seine eigene Charakterlosigkeit, und noch mehr durch die schändlichen Ränke seines Bruders gesunken. Von allen seiner Kronen blieb ihm nur noch die kaiserliche übrig, zwar die glänzendste vor den Augen der Menschen, aber auch die kraftloseste, sobald ihr keine Hausmacht mehr zur Unterlage diente. An wen sollte er sich jezt wenden? Schon einige Jahre zuvor hatte er wegen »der unerschwinglichen Schuldenlast,« die ihm die erbländischen Händel auf den Nacken geladen, bei einzelnen Reichsständen um Vorausbezahlung der Römermonate, »und mitleidige, gutherzige Handreichung« gebettelt,

indem er die Hoffnung aussprach, man werde ihn als einen »verlebten Regenten« in seiner Bedrängniß nicht verlassen. Jezt wandte er sich in seiner verzweifelten Lage gar an die Union, die er sonst nie anerkannt hatte, und zwar merkwürdiger Weise gerade als die verbündeten Fürsten einen Tag zu Rotenburg an der Tauber hielten, um zum Schutze des Matthias bei der Hand zu seyn, wenn er etwa durch Erzherzog Leopold aus Böhmen verdrängt worden wäre. Zwei Kommissarien Rudolphs erschienen zu Rotenburg, Hülfe suchend. Allein die Fürsten verlangten sogleich Abstellung der vielen Beschwerden, auch möchte der Kaiser auf die Wahl eines römischen Königs Bedacht nehmen. Mit diesem Bescheid zogen die Kommissäre ab. Gleich nach ihnen kam eine entgegengesezte Gesandtschaft des neuen Königs von Böhmen, um über die Prager Vorfälle zu berichten. Mit großem Beifall nahm man die Nachrichten auf, und sprach den Wunsch aus, daß Matthias auf die kaiserlichen Räthe ein wachsames Auge haben möchte. So wurde Rudolph auch auf dieser Seite verrathen. Immer dringender sezte man ihm zu, die Wahl eines römischen Königs vorzunehmen. Da Rudolph wohl wußte, daß dieser Schritt nur zur Gunsten seines unnatürlichen Bruders Matthias gefordert werde, widersträubte er mit allen Kräften. Allein alles war gegen ihn, die Katholischen, weil sie einen kräftigen Kaiser wollten, die Reformirten, weil Matthias sie beredet, daß er, zum Reichsoberhaupte gewählt, es mit ihrer Parthei halten würde; daher wurde von Seiten der Churfürsten eine Gesandtschaft an Rudolph geschickt, mit dem Ansinnen, daß er einen Reichstag zur römischen Königswahl ausschreiben möchte. Unter einem Thronhimmel stehend, die Linke auf den Tisch gestüzt, empfing Rudolph im November 1611 die Gesandten. Während der Rede sanken ihm die Kniee, er mußte sich setzen. Nachher sagte er zum Herzog von Braunschweig: »Diejenigen, welche mir in meinen jüngsten Nöthen keine Hülfe geleistet, und nicht einmal ein Roß sattelten zu meinem Dienst, haben jezt eine Art von Leichenpredigt über mir gehalten. Ohne Zweifel sind sie in dem Rath unseres Herrgotts gesessen, und wissen zum Voraus, daß ich in diesem Jahr noch sterben werde, weil sie sogar stark auf einen Nachfolger im römischen Reiche dringen.« Rudolph glaubte nicht anders, als daß man ihm auch noch die Kaiserkrone nehmen werde.

Nachdem ihn der Herzog von Braunschweig mit Mühe beruhigt, erklärte er den Gesandten, die Wahl eines römischen Königs *) nicht hindern zu wollen, nur dürfe seinen kaiserlichen Rechten Nichts entzogen werden. Die Churfürsten warteten jedoch nicht mehr, bis der Kaiser den verlangten Reichstag veranstaltete, sondern schrieben auf eigene Faust eine römische Königswahl aus. Indeß wurde Rudolph durch den Tod weiteren Demüthigungen entzogen. Am 20. Jan. 1612 starb er unerwartet schnell an den Folgen eines Geschwürs, in den Armen seines treuen Kammerdieners Hans.

So war dennoch ein Zwischenreich eingetreten, das fünf Monate dauerte. Matthias fand größere Schwierigkeit zum Kaiser gewählt zu werden, als ihm die Wahl zum römischen Kaiser gekostet haben würde. Spanien schien mit Frankreich den Herzog Max von Bayern zu begünstigen. Aber dieser verließ München nicht, noch zeigte er Lust die Krone anzunehmen, vielleicht weil er an der Aufrichtigkeit des Anerbietens zweifelte. Jedenfalls darf man seine Enthaltsamkeit nicht sehr hoch anrechnen. Die Jesuiten mögen am meisten Verdienst dabei haben, noch mehr die Schwierigkeiten, in welche ihn die Wahl verwickeln mußte. Denn gesezt er hätte auch den Widerwillen der Churfürsten, die ihm entgegen waren, überwunden, was konnte er als Kaiser ausrichten, da in diesem Falle das tiefgekränkte Haus Habsburg sich auf die Seite seiner Gegner geschlagen, oder gar die reformirte Religion angenommen haben würde. Sein Bruder der Churfürst von Köln warb indeß für ihn; die übrigen geistlichen Churfürsten warfen ihre Augen auf den Erzherzog Albrecht, Statthalter in den spanischen Niederlanden. Von den Protestanten waren Pfalz und Sachsen geneigt den Teutschmeister Erzherzog Maximilian, der für seinen Bruder Matthias warb, zu begünstigen. Maximilian verzichtete indeß zu Gunsten seines Bruders, ebenso Albrecht. Nun vereinigten sich die Stimmen der geistlichen Churfürsten für Matthias. Aber noch standen die drei Weltlichen entgegen. Ohne Matthias von der Wahl verdrängen

*) So hieß man in der Epoche des heiligen römischen Reichs den Nachfolger des Kaisers, der gewöhnlich während den Lebzeiten des Kaisers gewählt wurde, damit kein Zwischenreich entstehe.

zu wollen, hatten sie die Absicht, ihm eine für die Protestanten möglichst günstige Kapitulation abzupressen; namentlich sollte der Reichshofrath, ein Tribunal mit dessen Hülfe allein noch kräftige Kaiser die Aristokratie des Reichs ein wenig unter dem Daumen halten und einen Schatten des alten Einflusses ausüben konnten, der alleinigen Aufsicht des Kaisers entzogen und zur Hälfte mit lutherischen Räthen besezt werden. Zulezt ließ sich der neue Churfürst von Sachsen Johann Georg herüberbringen, und Matthias wurde mit einer leidlichen Kapitulation zum teutschen Kaiser gewählt, den 10. Juni 1612.

In dem neuen Kaiser täuschte sich nur die Parthie nicht, die ein schwaches Oberhaupt des Reiches gewünscht. Soviel Energie Matthias gegen Rudolph bewiesen, so ließ er schnell nach, und trat in die Fußstapfen seines verdrängten Bruders. Zwar suchte er Anfangs, die beiden konstituirten Partheien, die Union und Liga aufzulösen, und eine dritte, die kaiserliche, die seit Rudolph ganz untergegangen, wieder zu schaffen; allein es blieb beim Wollen, einer entschiedenen Kraftäusserung, um seine Absichten durchzusetzen, war er nicht fähig, deßhalb wurden seine Edikte, welche die Niederschlagung der Union und Liga aussprachen, von beiden Partheien verhöhnt. Dabei lebte Matthias ausserordentlich schnell, die Leidenschaft für Weiber machte ihn vor der Zeit zum Greisen; seine eigenen Aerzte hielten ihm unaufhörlich den Knochenmann vor, wenn er sich nicht an größere Enthaltsamkeit gewöhne. Matthias hatte keine legitimen Erben, ebensowenig die übrigen Söhne Maximilians II., seine Brüder. Die Erhaltung des Habsburgischen Hauses beruhte allein noch auf Erzherzog Ferdinand von der steiermärkischen Linie, einem Brudersohne Maximilians II. Wenn nicht bei Zeiten für die Nachfolge dieses Prinzen gesorgt ward, so brach das Uebel, das man kaum zuvor durch eine römische Königswahl zu Gunsten des nunmehrigen Kaisers Matthias mit soviel Eifer abzuwenden gesucht, von Neuem herein. Alle Agnaten des Hauses vereinigten sich daher, Ferdinanden die Nachfolge zu sichern.

Dieser Ferdinand war den 9. Juli 1578 zu Grätz in Steiermark geboren. Er hatte den jüngsten Bruder Kaisers Maximilian II., Erzherzog Karl von Steiermark, Kärnthen und Krain zum Vater, zur Mutter die Prinzessin Maria von Bayern. Da er seinen Vater schon im zwölften Jahre verlor,

so übergab ihn seine Mutter der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen wurde. Sein Oheim war selbst so bigott, daß er später aus Andacht die Regierung seiner Lande niederlegte. Was unter einem solchen Aufseher und solchen Lehrern aus dem jungen Zöglinge werden mußte, ist leicht zu sehen! Die natürlichen Anlagen des Prinzen kamen überdieß den Absichten seiner Erzieher entgegen. Ferdinand besaß einen Charakter, der, ohne kräftig genug zu seyn, um einen eigenen Weg zu wandeln, mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit die einmal eingepflanzten Grundsätze festhielt. Selbst die politischen Verhältnisse, die der Prinz vor Augen hatte, mußten ihn von der Wahrheit der durch die Jesuiten vorgetragenen Lehren überzeugen: hier die Blüthe Bayerns unter dem unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher, dort die Verwirrung Oestreichs in Folge der Zugeständnisse, welche Maximilian und seine Söhne der neuen Lehre gemacht. Die Wahl zwischen diesen beiden Mustern war nicht schwer zu treffen.

In Ingolstadt wurde in die jugendliche Seele Ferdinands der Saame zur Revolution des 30jährigen Kriegs ausgestreut. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt verließ er Bayern, um die Regierung seiner Erblande zu übernehmen. Indem er sich zuvor mit der Schwester des Herzogs Maximilian verlobte, war er jezt nicht mehr bloß durch seine Erziehung, sondern auch durch Bande des Bluts an die katholische Sache und an die Politik Bayerns gefesselt. Sein Vater hatte den Ständen von Steiermark dieselben Religionsfreiheiten ertheilt, welche Kaiser Maximilian dem Erzherzogthum Oestreich zugestanden. Ferdinand war entschlossen, diese Freiheiten nicht mehr zu dulden; seine Vorkehrungen in den Erblanden sollten das Vorspiel dessen seyn, was er einst in weiteren Kreisen unternehmen würde. Als die Stände vor Ablegung des Huldigungseides verlangten, daß ihr neuer Fürst zuvor die religiösen Rechte des Landes bestätigen möchte, erhielten sie zur Antwort, die Religionsfreiheit habe mit der Huldigung Nichts zu thun. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert und auch wirklich so geleistet. Doch waren seine Plane noch nicht reif. Ferdinand mußte sich vor Allem der Zustimmung des Kaisers, seines Oheims, versichern. Im Jahre 1597 legte er Rudolph II. in Prag den Plan zu einer Gegenreformation

vor. Die kaiserlichen Räthe stellten das Gutachten, daß Ferdinand volles Recht dazu habe, auch in seinem Gewissen dazu verbunden sey; die einzige Bedenklichkeit blieb übrig, ob er auch die Macht haben würde, um den Plan auszuführen. Wenn derselbe wegen der Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem steierischen Herrn- und Ritterstande verliehen, ungesetzlich schien, so entging man diesem Skrupel durch die jesuitische Spitzfindigkeit, daß jene Bewilligung nur persönlich gewesen, und folglich mit dem Tode des Verleihers erloschen sey. War aber dieser Grundsatz einmal als gültig angenommen, so gab die bewährte Regel des Augsburger Friedens cujus regio, ejus religio, dem neuen Erzherzog volle Gewalt, in seinen Erblanden mit dem Glauben seiner Unterthanen zu schalten, wie er wollte. Die protestantischen Fürsten hatten es ja eben so gemacht, nur sollte dießmal jener Grundsatz wider die Reformation gekehrt werden. Doch wollte der Prinz, der die Schwierigkeiten seines Unternehmens einsah, sich zuvor des päpstlichen Segens versichern. Er machte daher eine Reise nach Rom zu Clemens VIII., mit dem er sich über seine Pläne eines Weitern besprach. Auf dem Rückwege schwor er in dem Gotteshause zu Loretto, vor dem Altare der heiligen Jungfrau Maria, die er von nun an »seine Generalissima« nannte, den Ketzern unversöhnlichen Haß. Wieder nach Grätz zurückgekommen, fand er bald Anlaß, Hand ans Werk zu legen. Es ward berichtet, daß etliche evangelische Prediger des Papstes gespottet hätten. Sofort erklärte Ferdinand den Frieden für gebrochen, die Privilegien des Landes für verwirkt, und befahl, daß alle beharrlichen Protestanten das Land räumen sollten. Gegenvorstellungen der Stände bewirkten nur Schärfung des Auswanderungsgebotes. Bei Todesstrafe ward den Ketzern befohlen, vor Sonnenuntergang Grätz und Judenburg, innerhalb acht Tagen das Erzherzogthum zu meiden. Abgesandte, welche die Stände mit Klagen an den Kaiser sandten, wurden in Prag auf Rudolphs Befehl gefoltert und in Kerker geworfen; in Steiermark selbst ließ Ferdinand die neuerbauten evangelischen Kirchen niederreißen, die Bürger, welche sich versammeln wollten, mit Waffengewalt auseinandertreiben. Sonst wurde keine Grausamkeit begangen; ohne Leidenschaft, aber mit unerbittlicher Consequenz sezte Ferdinand, als ächter Zögling der Jesuiten, seinen Plan durch, in wenigen Jahren

war eine Stadt nach der andern dem alten Glauben zurückgegeben, und das schwierige Werk, zum Erstaunen Aller, vollendet.

Einen solchen Charakter hatte bisher der Prinz entwickelt, dem jezt die Nachfolge in den Habsburgischen Landen, wie im Reich zugewendet werden sollte. In der That ragt Ferdinand, wenn man ihn mit seinen Zeitgenossen vergleicht, weit über die übrigen teutschen Fürsten, mit alleiniger Ausnahme des Herzogs Maximilian von Bayern, hervor. Eine kräftige Seele wohnte in diesem Herrscher, und seine Charakterfestigkeit sticht glänzend ab gegen die Schwäche, welche die Churfürsten von der Pfalz, von Brandenburg und Sachsen, und so viele andere Mitglieder der hohen teutschen Aristokratie von damals bewiesen. Aber beharrlich, voll Muth, und mit einem nicht alltäglichen Verstande begabt, entweihte er alle diese Tugenden durch ein einziges Laster, das um so verderblicher ist, je höher die Person steht, der es anklebt. Ferdinand war im höchsten Grade bigott, er vergaß über seiner Andächtelei die Pflichten, die er sich selbst, die er seinen Kronen schuldig war; einem fremden Institute, der päpstlichen Hierarchie brachte er seine eigenen Interessen zum Opfer. Wir verdammen nicht, daß er den protestantischen Glauben in seinen Erblanden unterdrückte; denn ein Prinz des österreichischen Hauses, und noch mehr ein Kaiser konnte, unter den damaligen Umständen, in seinen evangelischen Unterthanen nur Todfeinde seiner Krone erblicken; aber daß er sich den Scepter Teutschlands, das bereits überwunden zu seinen Füßen lag, wieder entreißen ließ, daß er seinen Feldhauptmann Wallenstein dem Bayer und den Jesuiten, die bereits den allmächtigen Kaiser in ihm fürchteten, preisgab: dieß begründet einen gerechten Vorwurf. Der Bayer war doch auch ein Eiferer für den katholischen Glauben, vergaß aber nie sein Interesse darüber. Die Fürsten sind darum so hoch gestellt und von äusserem Zwange befreit, damit sie Nichts als den wahren Vortheil des Staates vor Augen haben. Es gibt keine höhere Rücksicht für sie, nicht Kirche oder Religion, nicht die Menschheit. Diese Lehre ist nicht gefährlich, wie es wohl beim ersten flüchtigen Anblick scheinen mag. Nur wenn alle Fürsten diese Regel befolgen, und wenn Jeder, der davon abweicht, sogleich, sey es durch die Umstände, sey es durch den Ehrgeiz der Andern dafür bestraft wird — über kurz oder lang geschieht dieß ohnedem immer — wird das

wahre Interesse der Menschheit gefördert. Sonst sind jene heiligen Namen ein bloßes Spiel der Intrike. Ferdinand war so andächtig, daß er sich selbst »den Sohn der Jesuiten« nannte, und sein Beichtvater, der allmächtige Jesuite Lamormain rühmt ihm nach: wenn dem Kaiser ein Priester und ein Engel begegneten, würde er Jenem zuerst seine Reverenz machen.« Wie schwer mußte Ferdinand zulezt für diese Neigung büßen!

Die Parthie des Prinzen wollte gleich Anfangs die römische Königswahl auf ihn lenken. Allein die Sache verzog sich, theils weil Matthias seinem ehrgeizigen Neffen nicht gewogen war, theils weil die Reichsstände zauderten. Man begnügte sich daher, ihm vorerst die Nachfolge in den Erblanden zu sichern, weil die Kaiserkrone gewiß schien, wenn einmal das Erbe Habsburgs in den Händen Ferdinands vereinigt war. Allein auch dieß hatte besondere Schwierigkeiten. Vor Allem mußten die nächsten Verwandten des Kaisers Matthias auf ihr Erbfolge-Recht verzichten. Die Erzherzoge Albrecht und Maximilian thaten dieß; ebenso Philipp III. von Spanien, der als Enkel Kaiser Maximilians II. durch seine Mutter Anna ein Wort mitzusprechen hatte, doch bedung er sich nach dem Erlöschen des östreichischen Mannstammes die Erbfolge für seine männliche Linie, und Ferdinand mußte ihm noch insbesondere nach dem Tode des Matthias die Abtretung der östreichischen Vorlande versprechen, was jedoch später zurückgenommen wurde. Die Jesuiten mögen keine geringe Energie entwickelt haben, um diese verschiedene Prätendenten zur Verzichtung auf ihre Rechte zu bewegen. Nun huldigten Oestreich, Schlesien, Ungarn dem Erzherzog Ferdinand, als designirtem Nachfolger des Matthias. Die böhmischen Stände hatten Anfangs Bedenklichkeiten gegen das Ansinnen, ihm unter gleichen Bedingungen zu huldigen. Die Vorgänge in Steiermark schreckten sie, sie machten also Miene ihre Wahlfreiheit zu wahren, aber die feierlichen Versprechungen Ferdinands bewogen sie doch zulezt, in die Falle zu gehen. Am Hochaltare des Prager Domes, vor den versammelten Ständen des Königreichs, beschwor Ferdinand, die Hand aufs Evangelium gelegt, den Majestätsbrief mit folgendem Eide.

»Wir schwören zu Gott, der Mutter des Herrn und allen Heiligen auf dieses Evangelium, daß wir die Herrn, Ritterschaft,

Adel, Prag auch andere Städte und alle Gemeinden des Königreichs Böhmen wollen und sollen bei ihren Ordnungen, Rechten, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Gerechtigkeiten, auch allen guten, alten löblichen Gewohnheiten erhalten, und von diesem Königreich Böhmen Nichts entfremden oder versetzen, sondern dasselbe nach unserem Vermögen erweitern und mehren, und Alles das thun, was zum Nutzen und zur Ehre dieses Königreichs Böhmen gereicht. Dazu helfe uns Gott und alle Heiligen!«

Ferdinand wurde auf diesen Eid hin als designirter König von Böhmen gekrönt. Dieß geschah am 29. Juni 1617. Ob er sich zuvor von den Jesuiten des Schwures entbinden lassen, ist unbekannt, daß er aber entschlossen war, den Eid nicht zu halten, beweisen die spätern Ereignisse. Ferdinand hatte vor der Wahl versprechen müssen, daß er sich, so lange Mathias lebe, nicht in die Regierung mischen wolle. Er verließ daher Prag bald wieder, doch nicht ohne zuvor seine Vorkehrungen getroffen zu haben. In die zu Prag eingesezte königliche Statthalterschaft wurden einige der heftigsten Feinde des reformirten Glaubens, Martiniz und Slawata aufgenommen, und mehrere eifrige Protestanten ihrer Aemter entsezt. Namentlich verlor der Graf Matthias von Thurn, ein ehrgeiziger Edelmann, der wie wir schon berichtet, bei den Unruhen unter Rudolph eine wichtige Rolle gespielt, und viel zur Eroberung des Majestätsbriefs beigetragen, die Burggrafenstelle von Karlstein, in welcher Eigenschaft er die Kleinodien des Reichs und den Majestätsbrief zu bewahren hatte. Die Eitelkeit dieses kühnen Mannes war dadurch tief gekränkt; er kochte Rache, zu der sich bald Gelegenheit finden sollte.

Und nun nahte sich der lang vorbereitete Kampf seiner Entscheidung. Die teutsche Reformation, welche nicht durch die sogenannte Tiefe unserer Nation, nicht durch unsere überlegene Bildung, oder unser Wissen, nicht durch die Einflüsse des Klima, sondern einzig und allein durch die alte Opposition der hohen Aristokratie wider den Kaiser bisher gesiegt, sollte zugleich mit dieser Aristokratie niedergetreten werden. Dieß wenigstens war der Plan Ferdinands II.

Viertes Kapitel.

Ausbruch des 30jährigen Kriegs. Ferdinand II. siegt mit Hülfe der Liga.

Seit Kaiser Rudolph den Böhmen die oben beschriebenen großen Privilegien ertheilt, hatte sich der neue Glauben in diesem Reiche sehr verbreitet. Drei Viertheile der Einwohner bekannten sich zur evangelischen Lehre. Im Uebrigen war der Majestätsbrief nach dem Vorbild des Augsburger Religionsfriedens abgefaßt. Wie dieser nur den unmittelbaren Reichsständen Religionsfreiheit bewilligte, so gestand jener dasselbe Recht dem Herrn- und Ritterstande, und ausserdem auch den königlichen Städten zu. Das Volk wurde nicht ausdrücklich bedacht. Aber wie nun, wenn die Einwohner von Orten, die einem katholischen Grundherrn gehörten, den neuen Glauben annehmen wollten? Dieser Fall war nicht vorausgesehen worden. Bald entstand blutiger Streit darüber. Zwei protestantische Gemeinden zu Braunau und Klostergrab bauten neue Kirchen. Die Grundherrn, der Abt von Braunau und der Erzbischoff von Prag, dem das Städtchen Klostergrab gehörte, untersagten den Bau und Kaiser Matthias bestätigte das Verbot. Als die Gemeinden dennoch, mit Zustimmung der protestantischen Stände, fortfuhren zu bauen, wurden die Kirchen erst geschlossen, dann niedergerissen, und eine Anzahl der unruhigsten Bürger ins Gefängniß geworfen. Jezt gerieth das ganze Königreich in Bewegung. Die Protestanten schrieen über Verletzung des Majestätsbriefs, »denn auch die geistlichen Güter und Herrschaften, wie Braunau und Klostergrab, seyen zufolge der Landesordnung als königliche Güter anzusehen, folglich stehe ihnen dasselbe Recht der Glaubensfreiheit zu, wie den königlichen Städten.« Die Katholiken dagegen stellten den Grundsatz auf: jene beiden Gemeinden seyen Unterthanen geistlicher Barone, und als solche hätten sie keine freie Wahl der Religion, vielmehr komme es ihren Grundherrn zu, darüber zu bestimmen, welcher Glaube in ihren Gebieten herrschen solle. Die Frage mochte wirklich streitig seyn. Jedenfalls war der leztere juridische Grund nicht die wahre Ursache, warum die Kirchen zu Braunau und Klostergrab

niedergerissen worden waren. Die Wahrheit ist, daß die katholische Parthei, seit Ferdinands Erwählung ihr Haupt gewaltig erhob. Alles geschah nach einem wohldurchdachten Plan, wie die nachfolgenden Ereignisse beweisen.

An die Spitze der erbitterten Protestanten trat wieder, wie früher unter Kaiser Rudolph, der Graf Matthias von Thurn. Ausserdem, daß er sich immer als eifrigen Beschützer des reformirten Glaubens erwiesen, hatte er mit dem kaiserlichen Hofe eine Rechnung abzumachen, wegen der entzogenen Burggrafenstelle. Auf sein Betreiben versammelten sich die evangelischen Stände in Prag; zwei Bittschriften wurden sofort entworfen, die eine an die Statthalterschaft in Prag gerichtet, die andere an den Kaiser Matthias nach Wien, in beiden verlangte man Abbestellung der Eingriffe gegen die Freiheiten des Landes, und Aufrechthaltung des Majestätsbriefs. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Den 22. Mai 1618 wurden die Stände vor die Statthalterschaft berufen, um den Bescheid des Kaisers zu vernehmen. Er lautete so: die Schließung der reformirten Kirche zu Braunau, und die Niederreißung der andern zu Klostergra[illegible] sey aus eigener Bewegung des Kaisers anbefohlen worden, die Stände hätten den Majestätsbrief mißbraucht, und ihre Häupter sollen als Rebellen bestraft werden. Diese Antwort kam den Abgeordneten nicht unerwartet, denn ihr Inhalt war schon vorher im Lande lautbar geworden, die Prediger hatten ihn von den Kanzeln verkündigt, und dabei an die Leidenschaften der Masse appellirt.

Nachdem die Abgeordneten eine Abschrift des kaiserlichen Bescheids empfangen, erbaten sie sich die Erlaubniß, am folgenden Tage ihre Erklärung der Statthalterschaft übergeben zu dürfen. Diese bestand aus vier Herrn: Adam von Sternberg, Oberst Burggraf und Präsident, Dipold von Lobkowiz, Großprior, Slawata und Martiniz. Die beiden leztern waren insbesondere der Gegenstand des allgemeinen Hasses. Sie hatten schon unter Rudolph ihre unversöhnliche Feindschaft gegen die Reformation dadurch an den Tag gelegt, daß sie sich geweigert, der ständischen Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen wurde. Unter allen katholischen Gutsherrn zeigten sie sich am grausamsten gegen ihre protestantischen Unterthanen. Man beschuldigte sie, ihre

evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe gehezt, und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zur Rückkehr zum Papstthum gezwungen zu haben. Ausserdem hatte der Graf von Thurn, noch besondere Gründe des Hasses gegen einen derselben. Slawata war an seiner Stelle zum Burggrafen von Karlstein ernannt worden.

Zurückgekommen aus dem Pallaste der Statthalterschaft, beriefen die Abgeordneten eine Versammlung der Stände. Man vereinigte sich zu der Erklärung, daß kraft des Majestätsbriefs, den der Kaiser beschworen, kein Befehl gelten, noch von Jemand angenommen werden dürfe, welcher den zugesicherten Freiheiten der evangelischen Kirche im geringsten nachtheilig sey. Zu ihren Wortführern für den folgenden Tag wählte die Versammlung den Grafen von Thurn, drei Brüder Schlick, Wilhelm von Lobkowiz, Wenzel von Raupowa, Kolon von Fels und Paul von Reiczan. Während dessen hatte man nicht versäumt auch das gemeine Volk zu bearbeiten. Auf den öffentlichen Plätzen Prags wurde zuerst der Majestätsbrief, und dann als Folie, der Bescheid des Kaisers Matthias verlesen. Schon am ersten Tage wollte die empörte Menge das Schloß stürmen, und die Statthalter zum Teufel jagen. Mit Mühe hielt man sie noch zurück. Als aber am folgenden Tage (den 23. May) die Wortführer sich nach dem Schlosse in Bewegung sezten, drang ihnen ein Haufe bewaffnetes Volk mit wildem Geschrei nach. Die Statthalter waren im Vertrauen auf die Unverlezlichkeit ihrer Person versammelt. Paul von Reiczan von den Ständen zum Redner gewählt, sprach zuerst: »Die Evangelischen seyen in ihren theuersten Rechten gekränkt worden und keineswegs gesonnen, sich dergleichen ungesezlichen Befehlen zu unterwerfen. Der Kaiser habe den Eid aufs Evangelium geleistet, daß er alle Freiheiten, welche der Majestätsbrief dem Lande gewähre, beobachten und schützen wolle. Nicht sie, die Stände, hätten die öffentliche Ruhe gebrochen, sondern die Friedensstörer, welche ganz Böhmen in Aufregung gebracht, sitzen vielmehr hier,« indem er auf die Statthalter wieß. Nach ihm ergrief der Oberstburggraf Adam von Sternberg das Wort. Sein Alter, das Ansehen, in dem er wegen seines Charakters stand, und die ruhige Fassung, mit der er sprach, beschwichtigte die tobende Menge; er vertheidigte die Statthatterschaft, weil sie nicht auf eigenen Antrieb, sondern

auf Befehl des Kaisers und Königs handle. Kolon von Fels entgegnete ihm: »vor dem Herrn Oberstburggrafen haben die Stände allen Respekt, weil er ein guter Böhme sey.« »Mit euch aber« — fuhr er, gegen die Herrn Slawata und Martiniz gewendet fort, »werden wir uns nimmermehr vertragen, ihr seyd die Schelmen, welche des Landes Freiheiten verrathen.« Trotzig wollte sich Martiniz vertheidigen, aber Wenzel von Raupowa fiel ihm ins Wort und rief: »Wozu die Umstände, man werfe die Herrn nach altböhmischem Gebrauch zum Fenster hinaus.«

Sogleich wurde Hand ans Werk gelegt. Während einige Befreundete den Oberst Burggrafen von Sternberg und den Großprior Dipold von Lobkowiz aus dem Saale hinausführen, um sie vor Mißhandlung zu schützen, faßt Wilhelm von Lobkowiz den Statthalter Martiniz bei den Händen, andere packen ihn bei den Füßen; die Fensterflügel werden aufgerissen, und 60 Fuß hoch wird der Statthalter hinuntergestürzt, ohne Schaden zu nehmen. Von dem Grafen von Thurn festgehalten, folgt ihm schnell sein Kollege Slawata denselben Gang nach; dieser kam jedoch nicht so gut weg, als der andere, sondern verlezte sich schwer. Den Geheimschreiber Fabricius, eine Kreatur von beiden, dem weiter Nichts zur Last fiel, als daß er bei manchem schlimmem Briefe die Feder geführt, schickte man als den dritten nach. Er that den glücklichsten Fall, raffte sich schnell wieder auf, und eilte nach Wien zum Kaiser, um ihm die Beschimpfung seiner Statthalterchaft zu melden. Unter dem Fenster, das zu dieser Exekution dienen mußte, stand im Schloßgraben ein Hollunderbaum, um welchen wiederum ein kleiner Hügel von Kehricht und Papierschnitzeln aufgehäuft lag. Die Aeste des Baums wie der Unrath, von Natur weiche, elastische Massen verhinderten eine tödtliche Verletzung, so hoch auch der Sprung war. Noch ehe die drei stürzenden Herrn den Baum erreichten, mögen ihre weiten Mäntel, in denen sich die Luft fing, als eine Art von Fallschirm gedient haben. Keiner brach Arm noch Bein, nur Slawata erhielt eine starke Quetschung. Der katholische Pöbel sah handgreiflichen Schutz der heiligen Mutter Gottes in diesem sanften Falle.

Man könnte sich wundern, daß der böhmische Adel, also ein Stand, den man schon so oft für die natürliche Stütze der Thronen erklärt hat, an einem so gewaltthätigen Verfahren den

lebhaftesten Antheil nahm. Wirklicher Religionseifer mag mitgewirkt haben, aber auch noch andere Gründe kamen ins Spiel. Die böhmischen Herrn schützten die evangelischen Freiheiten des Landes gegen ihren König aus derselben Ursache, warum die teutschen Reichsfürsten die lutherische Reformation wider den Kaiser verfochten. Die Religionsverschiedenheit, welche den Landesherrn von seinen Unterthanen trennte, machte einen kräftigen Damm nöthig, um den Glauben der Leztern wider die Eingriffe des Ersteren zu schützen. In der That schuf der Majestätsbrief eine doppelte Regierung in Böhmen: die königliche und die ständische, nur war diese erstlich noch mächtiger als jene, und zweitens lag sie ganz in den Händen des Adels, der sich in die Aemter theilte, welche zum Schutze der religiösen Freiheiten des Landes kreirt worden waren. Wie kann man sich also wundern, daß die böhmische Aristokratie eine Verfassung gewaltsam verfocht, welche ihr mehr als königliche Vorrechte verlieh.

So schwer auch die Beleidigung gegen den Kaiser war, welche man sich durch den obenbeschriebenen wilden Akt der Selbsthülfe hatte zu Schulden kommen lassen, so fanden es die Verschwornen gerathen, für den Augenblick noch die Maske getreuer Unterthanen vorzunehmen, sey es, weil sie dem Volke die Tiefe des Abgrundes, an den es geführt worden war, noch künstlich verhüllen wollten, um dasselbe Schritt vor Schritt weiter vorwärts zu treiben; sey es, daß sie die tiefere Absicht hatten, den Saamen der Entzweiung in das Haus Ihrer Feinde zu werfen, und ihren wirklichen König Matthias, den sie nicht fürchteten, von dem designirten König Ferdinand, dem der Haß allein galt, zu trennen; der Erfolg zeigte, daß sie den leztern Zweck, auch wenn er nicht beabsichtigt war, zugleich mit dem ersteren erreichten. Die Stände erließen zwei Manifeste, das eine an das Publikum, das andere an den Kaiser. Im leztern erklärten sie alle ihre Schritte bloß zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze gethan zu haben; sie rechtfertigten ihr Verfahren mit Beispielen aus der römischen und jüdischen Geschichte, zugleich ließen sie merken, daß es nicht ihre Absicht sey von Matthias abzufallen, sondern daß ihr Groll bloß dem designirten Thronfolger Ferdinand gelte. Dieses Manifest war jedoch von thatsächlichen Handlungen begleitet, welche einen ganz andern Sinn verriethen. Die Stände bemächtigten sich nämlich, ohne die Antwort

aus Wien abzuwarten, der Regierung und aller herrschaftlichen Gefälle, nahmen die Beamten und Soldaten in Pflicht, und wählten 30 Direktoren, welchen man die Verwaltung übergab. Der Graf von Thurn erhielt den Oberbefehl über ein Heer, das in aller Eile angeworben werden sollte; die Schlesier, Mähren, Lausitzer, Oestreicher wurden aufgefordert, gemeinschaftliche Sache mit den Böhmen zu machen. Zugleich erging an den Erzbischoff von Prag, den Abt von Braunau und viele andere katholische Prälaten der Befehl, das Land zu räumen. Gegen die Jesuiten wurde ein eigenes Verbannungs-Edikt erlassen, worin es unter Anderem hieß: »Es ist Jedermann bekannt, welch großen Gefahren dieses Königreich seit Einführung der »scheinheiligen Jesuitensekte« ausgesezt gewesen, und welches Unglück seit dieser Zeit über uns ergangen. Dieß alles mußten wir Stände, sowie auch unsere Unterthanen in Geduld ertragen, und sogar Vermögen und Leben aufopfern. Da wir nun in Erfahrung gebracht, daß der erwähnte »giftige Jesuitenorden« allein die Haupturſache aller dieser Unordnungen sey, daß er sich unaufhörlich bestrebe, den römischen Stuhl allmächtig zu machen, und alle Königreiche und Länder des Erdbodens seinem Joch zu unterwerfen, daß er alle Kräfte aufbiete, die Fürsten zu entzweien, die Herrn gegen ihre Unterthanen, und die Unterthanen gegen die Herrn aufzureitzen, so wie auch unter den Ständen derjenigen Länder, wo verschiedene Religionen herrschen, Aufruhr und Feindschaft zu stiften, daß er sogar jedem Bösewicht erlaube, Könige und Gesalbte Gottes zu ermorden: so haben wir nach dem Beispiele anderer, selbst katholischer Fürsten, welche diese gefährliche und aufrühreriſche Sekte um der innern Ruhe und Sicherheit willen verbannten, beschlossen, die Jesuiten aus diesem Königreiche zu entfernen.«

Matthias ärndtete nun die Früchte davon, daß er seinen Bruder Rudolph zu Bewilligung des Majestätsbriefs gezwungen. Dieser Akt fiel jezt vernichtend auf sein eigenes Haupt. Die erste Bewegung des Kaisers, als die Nachricht von den böhmischen Ereignissen ankam, ging dahin, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Er schickte zu dem Herzog Maximilian von Bayern um Hülfe. Allein dieser glaubte die schöne Gelegenheit benützen zu müssen, um sich an Matthias für das Verbot der Liga und die Errichtung eines östreichischen Direktoriums zu rächen;

er gab eine frostige, ausweichende Antwort. Dagegen versprach die Krone Spanien, welche Matthias ebenfalls mit Bitten anging, bereitwillige Unterstützung; in der That ergingen sogleich Rüstungsbefehle nach den spanischen Besitzungen in Oberitalien und nach Neapel. Allein wie lange konnte es anstehen, bis diese in der Ferne geworbene Truppen nach Teutschland kamen! Der Kaiser ließ indeß auch in seinem eigenen Gebiet, in Oestreich und in den Niederlanden Musterplätze eröffnen und die Trommel schlagen, zugleich erging ein kaiserliches Patent in das Reich, das den aufrührerischen Böhmen Vorschub zu leisten verbot.

Matthias verzweifelte jedoch bald an der Zulänglichkeit dieser Mittel. In ganz Böhmen waren ihm nur noch drei Städte Budweis, Krummau und Pilsen treu, alles andere in der Gewalt der Rebellen. Obgleich Ferdinand und seine Parthei jede friedliche Auskunft aufs heftigste verwarfen, glaubte der Kaiser den Weg der Unterhandlung einschlagen zu müssen. Allem Anschein nach hatte er die geheime Absicht, Ferdinands Ansprüche aufzuopfern, wenn er nur für seine eigene Person mit den Böhmen zurecht käme. Der kaiserliche Rath Eusebius Khan wurde zu diesem Zweck nach Prag geschickt, um auf jede Art die beiden Häupter der Empörung, Kolon Fels und Matthias von Thurn auf die Seite zu bringen. Allein die Böhmen sahen in dieser Annäherung nur einen Beweis von Schwäche; die Häupter des Aufstandes wußten zu gut, daß sie zu weit gegangen seyen, um irgend Vergebung hoffen zu dürfen, sie trieben daher das Volk immer weiter vorwärts, verbreiteten die giftigsten Gerüchte von Bartholomäusnächten, die im Werke seyen u. dgl. Eusebius Khan mußte unverrichteter Dinge umkehren, nachdem seine Sendung bloß dazu gedient, die Schmach des Kaisers zu vermehren. Jezt brach ein Sturm gegen Matthias von einer Seite los, von der er es am wenigsten erwartet. Ferdinand durch die Charakterlosigkeit seines kaiserlichen Oheims tief erbittert, glaubte sich stark genug, ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, das Matthias früher seinem Bruder Rudolph zugefügt. Melchior Klesel, Bischoff von Wien und Kardinal der römischen Kirche war der erste Rathgeber des Kaisers, und auf seine Rechnung hauptsächlich schrieb man den oben berührten Plan, mit den Böhmen ohne Berücksichtigung der Ansprüche Ferdinands sich zu verständigen. Dieser Geistliche, der sich vom

Quersack eines Kapuziners, zu der ersten Würden in Staat und Kirche emporgeschwungen, war schon zu alt, um unter der neuen Regierung Ferdinands, welcher ohnedem schon seine Günstlinge aus Steyermark mitbrachte, gleichen Einfluß wie unter Matthias hoffen zu können; die Eingriffe des designirten Königs, dem als der aufgehenden Sonne alles sich zuwandte, beleidigten des Cardinals Ehrgeiz eben so sehr, als die Eigenliebe des alten Kaisers. Er machte daher, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, Parthei gegen den Erben des Reichs und gegen die Jesuiten, welche bei Ferdinand Alles galten; deßhalb sollte er, nach dem unglücklichen Ausgang der Gesandtschaft an die Böhmen, bestraft werden. Klesel wurde wider den Willen des Kaisers, der sich sogar herabließ, für das bedrohte Leben seines Günstlings zu flehen, auf Befehl Ferdinands festgenommen, und unter militärischer Bedeckung nach Innsbruk gebracht, wo er die Niederlegung aller seiner Aemter unterzeichnen mußte. Der schwache Matthias hatte in ihm seinen rechten Arm verloren; Ferdinand ließ dem Kaiser sagen, er habe im Verein mit dem spanischen Gesandten für gut gefunden, den Mann unschädlich zu machen, der das kaiserliche Vertrauen seit langer Zeit gemißbraucht hätte. Erröthend verhüllte sich der gichtkranke Kaiser in seine Bettdecke; der Gedanke an seinen Bruder Rudolph mochte ihn noch mehr peinigen, als die unerwartete Sendung Ferdinands. Die Kaiserin sagte zu dem Boten: »Ich sehe wohl, daß mein Mann zu lange lebt.«

Jezt mußte Matthias in Alles willigen, was die Jesuitenparthei wollte. Krieg war die Losung. Da man keinem Oestreicher traute, weil das Erzherzogthum von demselben Freiheitsschwindel angesteckt war, wie Böhmen, wurde ein Fremder, Heinrich v. Dampierre, ein lothringischer Edelmann, der sich früher in dem Krieg wider Venedig hervorgethan, zum Kommandeur des Heeres berufen, das inzwischen in Oestreich geworben worden war. Dampierre erhielt Befehl mit 10,000 Mann in Böhmen einzufallen, und die treue Stadt Budweis, welche eben von Thurn belagert wurde, zu entsetzen. Allein er kam nicht bis vor Budweis; denn Thurn hob auf die Nachricht von seinem Anzuge die Belagerung dieser Stadt auf, rückte dem östreichischen Heere entgegen und schlug es in die Flucht. Der Wiener Hof, welcher diesen unglücklichen Erfolg der Ungeschicklichkeit

seines bisherigen Generals zuschrieb, hatte sich bereits an den spanischen Statthalter der Niederlande Erzherzog Albrecht, mit der Bitte um einen guten Feldherrn und Hülfstruppen gewendet. Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Bucquoi, ein vornehmer Brabanter, der sich durch seine Verdienste zu den höchsten militärischen Würden aufgeschwungen, und damals einer der besten spanischen Heerführer war, wurde mit einem kleinen Heere nach Oestreich geschickt. Dort angekommen, übernahm er den Oberbefehl über die kaiserlichen Völker, und Dampierre diente jezt unter ihm. Während der Kaiser sich so verstärkte, waren die Böhmen nicht müßig geblieben. Mit den Mähren und Schlesiern wurden Verbindungen angeknüpft, die Treue der Oestreicher durch Einflüsterungen wankend gemacht, der Fürst von Siebenbürgen Bethlen Gabor eingeladen, in Ungarn und Oestreich einzufallen. Auch die protestantische Union forderten sie durch Gesandte auf, gegen den gemeinschaftlichen Feind gemeinsame Sache zu machen. Die Unirten hielten eben um die Zeit, da die Unruhen in Prag vorfielen, in Karlsburg einen Tag, um zu schnellen Entschließungen gefaßt zu seyn. Als sie erfuhren, daß der böhmische Aufstand geglückt sey, wagten sie es zwar nicht, offen die Rebellen zu begünstigen, doch thaten sie einen Schritt, der wenigstens gegen das katholische, wenn auch zunächst nicht gegen das östreichische Interesse war. Der Bischoff von Speier hatte seine Stadt Udenheim am Rhein befestigt, in der Absicht den spanischen Völkern, die aus den Niederlanden zum Schutze der teutschen Katholiken heraufziehen würden, einen guten Anhaltspunkt zu verschaffen. Die eben im Bau begriffenen Festungswerke wurden von den Unirten zerstört. Als der Hülferuf der Böhmen immer dringender und lauter erscholl, ging man von Seite der Union noch weiter. Ihrer alten Halbheit getreu wollte der größte Theil der Verbündeteten jeden Schritt vermeiden, der zum offenen Bruche führen konnte; aber Churpfalz fand einen Ausweg, welcher den äussern Schein bewahrte, und was noch mehr war, den Unirten keinen Heller kostete, und doch den Feinden Oestreichs ein schönes Heer sammt einem trefflichen Feldherrn verschaffte. Die Sache verhielt sich so. Längst standen die Häupter der Union in Unterhandlung mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen. Christian von Anhalt hatte sich persönlich zu ihm begeben, um diesen ehrgeizigen Fürsten, der sich schon in vielen Rollen versucht, ganz ins Interesse

zu ziehen. Als Lockung brauchte man die teutsche Kaiserkrone, die man von Seiten der Unirten dem Savoyarden anbot, wenn er sich für die protestantische Union entscheide. Karl Emanuel, der den kommenden Sturm im teutschen Reiche voraussah, hielt es für gut, in Teutschland ein kleines Heer zu besitzen, das er für alle Fälle gebrauchen könnte. Mit seinem Gelde wurden 4000 Mann zusammengebracht; der Mann, dessen er sich zur Anwerbung dieses Kriegsvolkes bediente, war der später so berühmt gewordene Mannsfeld.

Die Grafen von Mannsfeld, ein uraltes Geschlecht, gehörten zu den kleinen, aber angesehenen teutschen Häusern, welche gezwungen durch den geringen Umfang ihrer, überdieß in mehrere Linien getheilten Besitzungen, den nachgebornen Söhnen, wie einst die alten Normannischen Seekönige, als einziges Erbtheil den Degen vermachten, und dieselben anwiesen, in den Kriegen der größern Machthaber Europas ihr Glück zu suchen. Graf Peter Ernst, der Vater unseres Mannsfelds, ging in spanischen Dienst, und that sich im niederländischen Kriege sehr hervor; er brachte es bis zum Statthalter von Luxenburg und Brüssel, und starb 1604 in seinem 84sten Jahre mit dem Titel eines Fürsten des heiligen römischen Reichs. In seinem hohen Alter verliebte sich der Graf in eine schöne, aus Mecheln gebürtige Brabanterin; die Frucht seiner Leidenschaft war ein unehlicher Sohn, der den Taufnamen, und später durch seine Verdienste auch den Geschlechtsnamen seines Vaters erhielt. Der junge Peter Ernst wurde auf Verlangen seines Taufpathen des östreichischen Erzherzogs Ernst im katholischen Glauben erzogen, und ergriff, fast noch ein Knabe, das Gewerbe seines Vaters. Im niederländischen Kriege leistete er der Krone Spanien, und im ungarischen dem Kaiser Rudolph II. wichtige Dienste, wofür er von Lezterem legitimirt wurde. Das Schicksal schien ihn zu einem treuen Diener Oestreichs bestimmt zu haben, aber bald trieb ihn Rache auf die entgegengesezte Seite. Als Graf Peter Ernst von Mannsfeld, der nun in die volle Würde eines rechtmäßigen Sohnes und Erben eingesezt war, die Besitzungen übernehmen wollte, welche ihm sein Vater in den Niederlanden hinterlassen, wurde ihm die Erbfolge wider das vom Kaiser gegebene Versprechen vorenthalten. Mit dem tiefen Grolle eines Mannes, der seine persönlichen Verdienste mißkannt, seine Geburt verhöhnt sieht,

dürstete er sofort nach Rache. Im Jahr 1610 ging er zum protestantischen Glauben über, und wartete von nun an sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, seine Rechnung mit dem Hause Habsburg abzuschließen. In dem kleinen, unansehnlichen Körper dieses Mannes wohnte eine eherne Seele. Durch seine Armuth bloß auf den Erwerb des Degens angewiesen, und seine Dienste und sein Blut um schweres Gold, wie die früheren Bandenführer Italiens an Andere vermiethend, zeigte er durch seine unerschütterliche Standhaftigkeit, und durch den glühenden Haß, den er gegen seine Gegner im Herzen trug, daß er doch nicht für Lohn, sondern zur Befriedigung seiner eigenen Rachegefühle focht. Die Schätze, welche er seinen Miethherrn abpreßte, zerflossen wieder unter seinen verschwenderischen Händen in die Taschen der Soldaten, deren Abgott er wurde. Ohne einen Schuh breit Land sein Eigenthum nennen zu können, ward er in jenen Zeiten der Verwirrung durch sein Heer, welches er, der Lehrmeister Wallensteins in diesem Punkte, mit dem Raube der Länder nährte, mächtiger als ein König. Sehr oft geschlagen, wurde er nie besiegt, und ging aus seinen Niederlagen immer furchtbarer hervor. Man nannte ihn den teutschen Attila. Mannsfeld war so ganz Sohn des Mars, daß er selbst den Tod, wie ein Soldat den Feind, stehend, den Degen umgeschnallt, den Helm auf dem Haupte, auf der Brust den Küras, erwartete. Zu diesem soldatischen Feuer gesellte sich großer Verstand in Unterhandlungen, eine seltene Verschlagenheit, die in den verzweifelsten Fällen noch Auswege entdeckte, und eine männliche Beredtsamkeit, welche das Herz der Soldaten dem Führer in die Hand gab.

Einen solchen Charakter besaß der Mann, an den sich Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit dem Auftrag wandte, 4000 Mann in Teutschland anzuwerben. Eben stand dieses kleine Heer marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen auflohderte. Der Herzog, der im Augenblick keine Soldaten für seinen eigenen Dienst brauchte, überließ sie der Union, und nun beorderte der Churfürst von der Pfalz den Mannsfeld nach Böhmen; eine böhmische Bestallung mußte die Mitschuld der Unirten vor den Augen der Welt verbergen. Mannsfeld eroberte gleich nach seinem Einmarsch in das Königreich die Festung Pilsen, eine von den drei Städten, welche dem Kaiser treu geblieben waren, und faßte dort festen Fuß. Zu gleicher Zeit mit Mannsfeld führte der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe

einen kleinen Haufen Soldaten, die er im Braunschweigischen geworben, den Böhmen zu Hülfe. Die Lezteren waren trotz den Verstärkungen, welche dem Kaiser zugezogen, noch immer im Vortheile der Ueberzahl.

Das vereinigte Heer von Dampierre und Bucquoy hatte indeß unter dem Oberbefehl des Lezteren den Versuch gemacht, Neuhaus zu nehmen. Allein die Besatzung leistete tapfern Widerstand, und so gewann der Graf Thurn Zeit, mit einem überlegenen Heere der Stadt zu Hülfe zu eilen. Bucquoy mußte nach Budweis zurückweichen, und auf dem Rückzuge ging es ihm nicht besser, als früher Dampierre. Viele seiner Leute wurden zerstreut oder niedergemacht, mehrere Ausfälle, die er aus Budweis versuchte, zurückgeschlagen. Streifparthien der Böhmen gingen über die östreichische Gränze, und verbrannten die Dörfer. Der Winter machte jedoch den kriegerischen Operationen ein Ende; Bucquoy verlegte den größten Theil seiner Truppen in das benachbarte Erzherzogthum Oestreich in Kantonnirungen. Mit dem Frost kamen auch die Unterhandlungen wieder in Gang. Der Churfürst von Sachsen, überall bei der Hand, wo es galt dem Kaiser einen wohlfeilen Dienst zu erweisen, bot seine Vermittlung an. Es wurde wirklich ein Tag nach Eger anberaumt. So wenig es den böhmischen Ständen Ernst mit dem Frieden war, hielten sie es ihrem Interesse gemäß den Schein zu bewahren. Vierzehn Herrn aus ihrer Mitte machten sich gefaßt, nach Eger zu gehen. Aber die Bedingungen, welche sie in der Tasche hatten, ließen keinen Zweifel über die wahre Absicht der Böhmen. Der Kaiser sollte den Majestätsbrief, sammt allen Religionsfreiheiten, die dem Reiche Böhmen von jeher zugestanden worden, von Neuem bestätigen; er sollte den Befehl zu Schließung oder Niederreißung der evangelischen Kirchen in Braunau und andern Orten, so wie das Verbot, daß ohne des Königs Genehmigung keine Zusammenkunft der Stände oder des Volks gehalten werden dürfe, widerrufen und zurücknehmen; die Jesuiten sollten auf ewig aus Böhmen verbannt seyn, die vertriebenen Prälaten nie mehr heimkehren dürfen; endlich müsse den Böhmen Vollmacht ertheilt werden, nicht nur die alten Verträge mit den Nachbarn aufrecht zu halten, und neue mit den östreichischen und ungarischen Ständen abzuschließen, sondern auch ein eigenes ständisches Heer zur Vertheidigung der Freiheit und der Rechte des

Vaterlandes anzuwerben und zu unterhalten. Wenn Matthias auf diese Bedingungen eingegangen wäre, so blieb ihm von der böhmischen Krone Nichts als der Name, und überdieß war dann seine Macht auch in den übrigen Erblanden untergraben. Es kam jedoch nicht einmal zu faktischen Verhandlungen, denn der Tag zu Eger sollte am 14. April 1619 abgehalten werden, und Matthias starb schon den 20. März.

Als designirter Nachfolger sollte nun Ferdinand die Erbländer übernehmen. Nach Böhmen schickte er sogleich den Landeshofmeister des Königreichs, Adam von Waldstein, einen Oheim des Friedländers, mit einem Manifest, worin die böhmische Verfassung bestätigt ward. »In Erinnerung unseres, bei der Krönung den Ständen des Königreichs Böhmen gegebenen Reverses,« heißt es darin, »bestätigen wir die allgemeinen Landesprivilegien, und werden mit Hülfe des Allmächtigen vor Allem dahin trachten, daß unser Königreich wiederum in guten, ruhigen Stand komme.« Allein diese Urkunde war an die abgesezten, zum Fenster hinausgeworfenen Statthalter gerichtet, welche durch denselben Akt in alle ihre Würden wieder eingesezt wurden. Man sieht also, nicht einmal ein Schein von Nachgiebigkeit lag in der ausgestellten Erklärung, in der That hatte Ferdinand bloß die Absicht dabei, die katholische oder kaiserliche Parthei in Böhmen durch das vorgehaltene Beispiel der Standhaftigkeit des Thronfolgers zu gleicher Ausdauer zu ermuthigen. Aber mit welchen Mitteln wollte Ferdinand die empörten Unterthanen zum Gehorsam bringen? Seine Lage, beim Antritt der Regierung, war noch verzweifelter, als die seiner Urenkelin, der Kaiserin Maria Theresia. Denn während Ferdinand von eben so vielen und noch erbittertern Feinden umgeben war, standen ihm keine Ungarn zur Seite, die er zur Rettung der Monarchie hätte begeistern können. Die meisten Erblande waren im Aufstande wider den Thronfolger; die östreichischen Stände verweigerten die Huldigung, bis er die Kriegsvölker abgedankt und ihren Beschwerden abgeholfen haben würde. Die Einwohner des Landes ob der Ens verbanden sich geradezu mit den Böhmen, und trieben den Grafen Bucquoy mit Gewalt aus ihren Gränzen zurück. Bethlen Gabor stand im Begriff in Ungarn einzufallen. Die größte Gefahr drohte jedoch von den Böhmen. Diese hatten gleich nach Matthias Tode, ohne sich um die eben

angeführte Urkunde im geringsten zu bekümmern, den Thron für erledigt erklärt, und ein allgemeines Aufgebot des Landes ausgeschrieben. Jezt gab auch Ferdinand dem Grafen Bucquoy, dessen Heer während des Winters mit einigen Tausend Wallonen und Italienern verstärkt worden war, den Befehl die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Thurn, der oberste Feldherr Böhmens, glaubte, Mannsfeld werde stark genug seyn, um Bucquoy die Spitze zu bieten; er wandte sich daher mit 16,000 Mann nach Mähren, um diese Provinz ebenfalls zur offenen Empörung aufzureizen. Er erreichte seine Absicht vollkommen. Nur wenige mährische Barone blieben Ferdinand treu, sie wurden verjagt oder ins Gefängniß geworfen, die ungeheure Mehrzahl machte gemeinschaftliche Sache mit den Böhmen, die Jesuiten mußten das Land meiden. Und nun rückte Thurn, um auch die östreichischen Stände auf die Seite zu ziehen, mit seinem ganzen Heere vor Wien, und besezte die Vorstädte. Die größte Verwirrung herrschte in der Kaiserstadt; die Besatzung war klein, es fehlte ihr an Sold und Brod; von allen Einwohnern konnte sich Ferdinand nur auf die Studenten und die italienischen Kaufleute verlassen, die in Wien wohnten. Die zahlreichen Wiener Protestanten hatten den Beschluß gefaßt, den Böhmen das Stubenthor zu öffnen, Ferdinand gefangen zu nehmen und in ein Kloster zu stecken, seine Kinder in der lutherischen Religion zu erziehen, seine Anhänger in der Stadt zu ermorden. Die Bedrängniß des jungen Königs war in der That fürchterlich. Von lauter offenen oder geheimen Feinden umringt, von dem einzigen Heere, das er besaß — von den Soldaten Bucquoys abgeschnitten, von Räthen und Offizieren umgeben, die den Kopf verloren hatten, und zum Widersprechendsten riethen, was sollte er thun? Ferdinand warf sich vor dem Bilde des Erlösers auf die Kniee hin und betete mit Inbrunst. Seinem Beichtvater, der ihn in dieser Stellung überraschte, schilderte er seine frühere Herzensangst und die jetzige Heiterkeit, die das Gebet über sein Gemüth ausgegossen. Bald sollte er alle seine Kraft nöthig haben. Sechzehn östreichische Herrn, Andreas Thonradel an der Spitze, stürmten nach der Burg, drangen in das Zimmer Ferdinands, überhäuften ihn mit Vorwürfen, und wollten seine Einwilligung zu einer Conföderation mit den Böhmen erzwingen. Einer der Wüthendsten grief ihn beim Wamms und

rief: »Ferdinand ergib Dich, Du mußt unterschreiben.« Aber Ferdinand unterschrieb nicht, er zeigte einen kräftigen Geist. In diesem kritischen Augenblick erschien, wie vom Himmel gesandt, unverhoffte Hülfe. Während der Erzherzog noch im Wortwechsel mit den abgeschickten Herren begriffen ist, läßt sich Trompetenschall auf dem Burgplatze vernehmen. Es waren 500 Küraſſire, welche Dampierre von Krems aus zu Hülfe nach Wien geschickt. Erschreckt schlichen sich die Verschwornen einer nach dem Andern davon. Viele vom Adel und der Bürgerschaft flohen ins Thurn'sche Lager. Jezt faßten auch die katholischen Einwohner Wiens wieder Muth. Studenten und Bürger griefen zu den Waffen, und leisteten dem Thurn'schen Heere lebhaften Widerstand, welches nichts destoweniger die Belagerung eifrig fortsezte, so daß viele Kanonenkugeln bis in die Hofburg flogen, und Ferdinand in große Angst versezten.

Bald mußten die Böhmen jedoch die Belagerung von Wien aufgeben. Während nämlich Thurn aus Mähren nach Oestreich zog, lag der Graf Bucquoy mit 8000 Mann in Budweis. Wallenstein führte ihm hier 1000 Küraſſire zu, deßgleichen stieß ziemlich viel Volk, das aus den Niederlanden die Donau herunter kam, zu dem kaiserlichen General; auch eine Schaar Ungarn verstärkte ihn. Bucquoy war jezt den Böhmen, welche in der Nähe lagen, um Budweis zu belagern, bei weitem überlegen. Nun riefen Leztere den Grafen von Mannsfeld aus Pilsen zu Hülfe. Als dieß Bucquoy erfuhr, zog er mit 5000 Mann aus der Stadt, um die Vereinigung Mannsfeld mit den Böhmen zu hindern. Bei dem Städtchen Teyn kam es zum Gefecht. Während Dampierre den Angriffen der Teutschen mit seinen ungarischen Reitern die Spitze bot, stellte Bucquoy sein noch im Marsche begriffenes Fußvolk in Schlachtordnung, und Wallenstein legte sich mit 1000 Küraſſiren in einen Hinterhalt. Die leichten Reiter Dampierres werden von Mannsfeld schnell geworfen, schon wähnte sich dieser Sieger, als er unter Bucquoys Fußvolk und die Wallenstein'schen Reiter hineingeräth, und kräftig zurückgeschlagen wird. Mannsfeld wandte, von Bucquoy verfolgt, eilig um, und schloß eine Wagenburg um sein Heer. Allein diese wird erstürmt, und mit genauer Noth schlug sich Mannsfeld, mit dem Kern seiner Reiterei durch die überlegene Zahl der Feinde durch. Sein Gepäck und faſt

das ganze Fußvolk ging verloren. Nach diesem, am 10. Juni 1619 erfochtenen Siege nahm Bucquoy eine Stadt um die andere ein, 3 böhmische Kreise wurden erobert und ausgeplündert; zugleich wuchs das östreichische Heer bis auf 17,000 Mann. Unter diesen Umständen blieb den böhmischen Direktoren nichts anders übrig, als Thurn von Wien zurückzurufen. Den 22. Juni brach Thurn sein Lager ab, um nach Böhmen zu eilen.

Jezt standen Ferdinand II. die Päße wieder offen, um nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu ziehen. Gleich nach Matthias Tode hatten die beiden Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz und Johann Georg von Sachsen die Reichsverweſung angetreten. Es lag in der Absicht des erstern Fürsten, die Kaiserwahl wenigstens so lange hinauszuschieben, bis die böhmischen Händel beendigt wären. Die katholischen Churfürsten widersezten sich jedoch, und Johann Georg von Sachsen ließ seine Kollegen im Stich. Die Wahl wurde daher ausgeschrieben, und Ferdinand II. konnte jezt seine Ansprüche geltend machen. Nichtsdestoweniger war von Seite der Union zum voraus Alles gethan worden, um zu verhindern, daß die Wahl auf den Erzherzog falle. Fürst Christian von Anhalt, und der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, welche beide bei dem jungen Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., alles galten, hatten längst einen Entwurf fertig, um Oestreich die Kaiserwürde zu entreißen und Teutschland eine neue Gestalt zu geben. Zuerst boten sie dem Herzog Maximilian von Bayern in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die erledigte Krone an. »Es thut uns im Herzen wehe,« schrieb der geheime Rath des Churfürsten, Camerarius unter dem 4. Januar 1619 nach München, »daß im teutschen Reiche kein Held sich finden soll, der Ruhe, Einigkeit und Vertrauen wieder herstellen, die von den Vätern ererbte Freiheit erhalten und den Nachkommen überliefern könnte. Doch es blüht ja noch das Geschlecht Ludwigs des Bayern, jenes großen Retters der teutschen Freiheit. Möge der Enkel des erhabenen Kaisers, wie alle Gutgesinnten es wünschen, sich erheben, den Krieg bezähmen, und uns einen festen, dauerhaften Frieden gewähren.« Die Absicht dieses lockenden Anerbietens war nicht schwer zu errathen. Der Churfürst wollte seinen weit schlauern Vetter als Staffel seiner eigenen Größe gebrauchen. Denn wenn Maximilian die dargebotene Krone wirklich erhielt,

wenn Bayern und Habsburg, durch diese Wendung der Dinge in das feindseligste Verhältniß gebracht waren, konnte Churfürst Friedrich V. sich in aller Ruhe auf dem böhmischen Throne festsetzen, nach dem er längst gierte, und dann hätte er, jezt der mächtigste Fürst im Reiche, dem neuen, voraussichtlich von der katholischen Parthie verlassenen, von Oestreich angegriffenen Kaiser Maximilian von Bayern Gesetze vorschreiben können. Maximilian bezahlte den Churfürsten von der Pfalz mit gleicher Münze. »Er selbst halte sich unwürdig einer so großen Ehre, aber mit aller Kraft werde er sich bemühen, die Kaiserkrone auf das Haupt seines erlauchten Verwandten zu setzen, wenn der Churfürst in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurücktreten würde.« That Friedrich V. diesen schmähligen Schritt, was freilich nicht zu erwarten war, so wurde er von allen seinen Verbündeten getrennt, und hätte doch den Renegaten-Preis, die Kaiserkrone sicherlich nicht erhalten. Zu gleicher Zeit, während solche Unterhandlungen zwischen München und Heidelberg schwebten, wurden von Seiten des Churpfälzers am savoyschen Hofe andere Fäden gesponnen. Wir haben bereits erzählt, daß man den Herzog Karl Emanuel von Savoyen in die Union hereinzog. Schon im September 1618 ging ein Gesandter von Heidelberg nach Turin, um den Herzog zur kräftigen Unterstützung der Union aufzufordern. Zugleich versprach Churpfalz, die damals noch nicht einmal erledigte Kaiserkrone dem Herzoge zuwenden zu wollen, wenn Karl Emanuel die Plane Friedrich's V. auf den königlichen Thron von Böhmen zu fördern gelobe. Dem Herzog gefiel dieser Vorschlag. Mitlerweile stiegen die Hoffnungen der churpfälzischen Parthei durch die schlimme Wendung der östreichischen Angelegenheiten in Böhmen immer höher. Zu Anfang des Jahres 1619 wurde der Graf Mannsfeld selbst nach Savoyen gesandt, um das angesponnene Gewebe zu vollenden. Jezt erklärte aber Karl Emanuel: »Um die Kaiserwürde behaupten zu können, müsse er auch Böhmen besitzen, von Herzen gerne wolle er dagegen dem Churfürsten von der Pfalz, Ungarn, das Elsaß, ja sogar einige Stücke von Oestreich gönnen, auch denselben mit Truppen und Geld hinreichend unterstützen.« Der Heidelberger Hof fand diesen Vorschlag aller Erwägung werth. Es ist das Schicksal von Menschen, welche den Charakter Friedrich's V. besitzen, daß sie

mit den glänzendsten Hoffnungen beginnen und mit den traurigsten Erfahrungen endigen. Schon sah er im Geiste das habsburgische Erbe zwischen Savoyen und Churpfalz getheilt. Zu gleicher Zeit, während die oben geschilderten Verhandlungen in München betrieben wurden, eilte Christian von Anhalt in eigener Person nach Turin, um die lezte Hand an das savoysche Bündniß zu legen. Allein Fürst Christian sah mit helleren Augen als seine Vorgänger. Er schrieb nach Heidelberg zurück: »Man könne sich mit dem Savoyarden nicht einlassen, Karl Emanuel sey im hohen Grade ehrgeizig, herrschsüchtig, tyrannisch, rachegierig, jähzornig, kriegslustig, höchst veränderlich, und wechsle stets die Parthei, derselbe habe kein Geld und Nichts als Schulden, und weil er viele Sünden auf dem Gewissen trage, so stehe zu fürchten, daß es mit ihm einen schlechten Ausgang nehmen, und daß die göttliche Nemesis nicht ausbleiben möchte.«

Man sieht: der Fürst von Anhalt traute dem Herzoge nicht, erstlich weil die vermeintlichen Schätze, die man aus Savoyen in die erschöpften Kassen der Union überzuleiten hoffte, nicht vorhanden waren, zweitens weil man gerechte Ursache hatte zu fürchten, daß Karl Emanuel, der in der katholischen Religion geboren und erzogen, schon wegen seiner Erbländer dem Papste gefällig seyn mußte, einmal zum Kaiser gewählt, sich auf die Seite der Katholischen schlagen, und dasselbe Spiel gegenüber von den Protestanten fortsetzen würde, wegen dessen man Habsburg verdrängen wollte. Merkwürdig aber ist, daß der Fürst von Anhalt, der doch in diesem Augenblicke darauf ausging, dem Hause Oestreich sein ganzes Erbe zu rauben, und also das siebente Gebot Mosis auffallend zu verletzen, gegen den Herzog von Savoyen zulezt noch einen so gottselig klingenden Grund anführte.

Dieß war der Stand der teutschen Angelegenheiten, als Ferdinand sich zur Reise nach Frankfurt anschickte. So unerschütterlich Maximilian den Lockungen der Unirten widerstand, eben so wenig ließ er sich seither durch die dringendsten Bitten um Hülfe bewegen, die fortwährend aus der bedrängten Kaiserstadt nach München gelangten. Als Ferdinand nach seinem bedrängnißvollen Regierungsantritt in wahrhaft herzergreifenden Ausdrücken um Unterstützung flehte, zog sich Maximilian kalt zurück. Alles was er that, war, daß er den Truppen, die

aus den spanischen Niederlanden die Donau herunterkamen, den Durchzug nicht verweigerte, daß er dem Grafen Bucquoy einigen wenigen Schießbedarf verabfolgen ließ, daß er endlich einen Posten auf der Passauischen Gränze gegen die etwaigen Einfälle der Böhmen mit bayerischen Soldaten besezte. Werbung von Truppen in Bayern und Geldhülfe, um welche Ferdinand bat, schlug er rund ab. Höchstens versprach er, dem jungen Fürsten, gegen genugsame Verpfändung einiges Geld vorstrecken zu wollen. Maximilian fand es, wie man sieht, seinem Interesse gemäß, daß die böhmischen Aufrührer so weit als möglich gehen, daß die katholische Religion aufs äusserste bedroht, und das habsburgische Haus in die tiefste Verlegenheiten gestürzt würde. Denn nur auf diesem Wege schmeichelte er sich den glühendsten Wunsch seines Herzens zu erreichen: die katholischen Reichsstände, aus denen früher, die nun fast eingeschlafene, Liga bestand, sollten durch die drohende Gefahr zu großen Anstrengungen vermocht, und dagegen Oestreich, um den Preis der Rettung aus der fürchterlichsten Noth, den Eingriffen in die Leitung der Liga entsagen, und dieselbe völlig an Bayern überlassen. Die kaiserliche Krone und den Namen gönnte Maximilian seinem Schwager Ferdinand II. von Herzen gern, aber die Macht im Reiche behielt er sich selbst allein vor.

Ferdinand kam auf seiner Frankfurter Reise den 19. Juli 1619 nach München. Hier erneuerten die beiden Fürsten ihre Jugendfreundschaft von der Ingolstädter Akademie her. Man begann sich zu verständigen. Maximilian versprach den Erzherzog mit der ganzen Macht seines Hauses und der Liga zu unterstützen, im Fall die Böhmen offen von den Unirten unterstüzt würden. Voll guter Hoffnung reiste Ferdinand nach Frankfurt ab; dort waren die Churfürsten oder ihre Bevollmächtigten bereits versammelt; aber über die Präliminarien der Wahl herrschte doppelter Streit. Die weltlichen Churfürsten verlangten, die Wahl solle verschoben werden, bis die böhmischen Händel beigelegt seyen. Andererseits beklagten sich die in Frankfurt anwesenden böhmischen Gesandten darüber, daß der Erzbischof von Mainz den Erzherzog Ferdinand zur Wahl eingeladen habe, da er doch nicht Churfürst sey, denn das Königreich Böhmen, dessen Churstimme Ferdinand abgeben wolle, gehöre ihm nicht. Wenn diese Beschwerde angenommen wurde, so konnte die Wahl

nicht vor sich gehen. Denn wenn auch die geistlichen Fürsten sich zu Gunsten Ferdinands erklärten, so wurden ihre Stimmen durch die drei weltlichen Churfürsten, Sachsen, Pfalz und Brandenburg aufgehoben, und die siebente Churstimme war durch den Einspruch der Böhmen gelähmt. In diesem kritischen Augenblicke gab wieder die Anhänglichkeit Sachsens für Oestreich den Ausschlag. Johann Georg erklärte sich in Betreff der siebenten Wahlstimme mit den drei geistlichen Churfürsten einverstanden, und nun erhielten die böhmischen Gesandten Befehl, Frankfurt zu verlassen. Jezt ging die Wahl am 28. August 1619 vor sich. Chur-Trier gab zuerst seine Stimme ab: »König Ferdinand, der Erzherzog Albrecht und der Herzog Maximilian von Bayern sind der Kaiserkrone gleich würdig; ich stimme für den Ersteren.« Der Churfürst von Cölln nannte geradezu Ferdinand, indem er versicherte, daß sein Bruder der Herzog Max von Bayern die kaiserliche Würde nicht suche. Der pfälzische Gesandte, der als der dritte stimmte, erklärte sich im Namen seines Herrn Friedrich's V. für Maximilian, »als einen erfahrenen, verständigen und friedfertigen Fürsten, der sein Land in gutem Frieden regiere und in keinen Krieg verwickelt sey.« Doch fügte der Gesandte bei, daß sich sein Gebieter der Wahl Ferdinands nicht widersetze, wofern die Mehrheit der Stimmen auf ihn fallen würde. Jezt stimmten alle übrigen für Ferdinand, zulezt dieser selbst, indem er den Rechten der goldenen Bulle gemäß, als Churfürst von Böhmen, sich zum Kaiser wählte. Die Wahl war also einstimmig. Teutschland hatte wieder einen Kaiser in der Person Ferdinands II. Am 9. Septbr. 1619 erfolgte seine Krönung.

Aber während ihm die Churfürsten des heiligen römischen Reichs die kaiserliche Krone aufsezten, verlor er die böhmische. Die Häupter des Aufstandes, fortwährend von Churpfalz bearbeitet, und jezt überdieß noch durch die Verjagung ihrer Gesandten aus Frankfurt beleidigt, glaubten mit der Ausführung ihres Planes nicht mehr zaudern zu dürfen. Den 31. Juli 1619 schlossen die Stände von Mähren, Schlesien, der Lausitz, sogar von Ober- und Niederöstreich einen Bund mit den Böhmen, dessen Endzweck es war, mit gemeinsamer Macht die bürgerliche und religiöse Freiheiten jener Länder gegen Ferdinands Eingriffe zu vertheidigen. Den 17. August 1619 ward hierauf

Ferdinand II. »als Erbfeind der Gewissensfreiheit, als Sklave Spaniens und der Jesuiten, als ein Mensch, der die Drangsale des Kriegs über Böhmen gebracht, die böhmische Krone durch schlechte Künste erschlichen und durch geheime Verträge an Spanien verrathen habe,« aller Ansprüche auf den Thron von Böhmen verlustig erklärt. Es fehlte in Prag nicht an einer republikanischen Parthei, welche diese Absetzungsakte in ihrem Sinne benützen wollte. Ein Theil der Stände trug darauf an, Böhmen, nach dem Beispiele Hollands und der Schweiz, in einen Freistaat zu verwandeln. Doch bald entschloß man sich zu einer neuen Königswahl, weil man fürchtete, das böhmische Volk, das an der Revolution ohnedieß wenig Antheil nahm, möchte von dem Glanz der Kaiserwahl geblendet zu Ferdinand zurückkehren. Die Fürsten von Savoyen, Dänemark, Sachsen, Pfalz, kamen der Reihe nach in Vorschlag; natürlich entschied man sich für lezteren, weil er seit langer Zeit mit allen Mitteln die Böhmen zu seinen Gunsten bearbeitet hatte.

Den 27. August 1619 — gerade einen Tag vor Ferdinands Kaiser-Wahl — wurde Churfürst Friedrich V. von der Pfalz mit überwiegender Stimmenmehrzahl zum Könige von Böhmen ausgerufen. Die Hülfsmittel dieses Fürsten waren nicht unbedeutend. In Betreff seiner Hausmacht stand er wenigen Mitgliedern der hohen teutschen Aristokratie nach, er war überdieß zugleich das Haupt der teutschen Union, Vetter des Herzogs von Bayern, Eidam des Königs Jakob von England, Neffe des Oraniers Moriz. Weit unter seinen physischen Hülfsmitteln standen seine geistigen Fähigkeiten. Man rühmte an Friedrich dem Fünften eine wahrhaft fürstliche Freigebigkeit, und ein heiteres, leutseliges Wesen, — Eigenschaften, die bei einer gefüllten Kasse und bei der Jugend des Prinzen nicht hoch anzuschlagen sind — Friedrich V. hatte kaum den Anfang der zwanziger Jahre überschritten. Nach seinem Sturze wird seine Standhaftigkeit gefeiert. Aber als einen Mann von gesundem Verstand zeigte er sich weder vor, noch nach der Katastrophe. Kurz Friedrich V. war ein verzärteltes Schooßkind des Glücks, er meinte fürstliche Geburt genüge, um neue Throne zu schaffen und zu behaupten; zu einem lebenslustigen Landedelmann geboren, taugte er durchaus nicht zum Verfechter einer durch revolutionäre Mittel errungenen Krone. Der Fürst von Anhalt hatte den Zunder der

Ehrsucht in die schwache Seele dieses Prinzen geworfen, weil er sich schmeichelte durch Erhebung Friedrichs, den er völlig beherrschte, sich seine eigene Größe zu bauen.

Friedrich V. befand sich eben zu Amberg in der Oberpfalz, nicht fern von der böhmischen Gränze, als er durch seinen Gesandten in Prag, Achatius von Dohna die Kunde von der Entthronung Ferdinands und von seiner eigenen Wahl zum König von Böhmen erhielt. So lange er sich auch in seinen Gedanken mit diesem Gegenstande beschäftigt und so viele Minen er seit Jahren gegraben hatte, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, so war er dennoch betroffen, als er das ersehnte Ziel seiner Wünsche, die Krone Böhmens, zu seinen Füßen gelegt sah. Nicht in seinem eigenen Innern, sondern bei fremder Einsicht, suchte er Rath, wie Schwache gewöhnlich thun. Gleich nach der Entthronung Ferdinands wurde ein Gesandter nach England geschickt. Es schmeichelte dem Stolze Jakobs, eine Königskrone auf dem Haupte seines Eidams zu sehen; aber eben derselbe Fürst war ein strenger Bekenner der Lehre vom göttlichen Recht der Könige. Die natürliche Habsucht gerieth mit der Theorie in schweren Kampf. Jakob I. versprach nur in dem Falle Hülfe, wenn Friedrich mit eigenen Mitteln sich des Besitzes von Böhmen versichern könnte. Auch viele Mitglieder der Union riethen ab, vielleicht aus guter Absicht, vielleicht aus Neid über die schnell aufschießende Größe des Churpfälzers. Friedrich wandte sich sogar an den Herzog von Bayern um guten Rath. Maximilian antwortete in gemessenen Ausdrücken: »Die Losreißung Böhmens von dem Hause Oestreich werde die größte Erschütterung von ganz Teutschland zur Folge haben.« Wie leid wäre es dem Bayer gewesen, wenn sein Schlachtopfer, das er bereits umgarnte, auf diese Warnung gehorcht hätte! Zu dem abmahnenden Rufe der Convenienz oder des Neides gesellte sich auch der aus tiefem Herzen kommende Ton mütterlicher Besorgniß. Friedrichs Mutter, Luise Juliane, aus dem Heldenstamme der Oranier, des unvergeßlichen Wilhelms Tochter, rieth dringend ab. »Nur Eifersucht und Haß,« sagte sie mit Thränen in den Augen zu ihrem Sohne, »wird die Folge dieser Erhebung seyn, deine Kräfte sind den Hülfsmitteln deiner Feinde nicht gewachsen, auf Bündnisse darfst du nicht bauen, bald wird sich der böhmische Streit in einen Religionskrieg verwandeln, alle

katholischen Mächte werden für Oestreich waffnen, ja der Papst wird alle Könige und Nationen zum Schutze Ferdinands und zur Unterdrückung des pfälzischen Hauses, gleichsam wie zu einem Kreuzzuge, vereinigen.

So sprach die Mutter Friedrichs V. Seine Gemahlin, die Tochter Jakobs von England, war anderer Meinung: »Du konntest Dich vermessen,« sagte sie zum Churfürsten, »um die Hand einer Königstochter zu freien, und bebst zurück vor einer Krone, welche man Dir entgegenbringt. Lieber will ich Brod essen an Deiner königlichen Tafel, als an Deinem churfürstlichen Tische schwelgen.« In gleichem Sinne stimmten viele der hohen Beamten des Churfürsten, besonders der gelehrte Camerarius. Es half diesem Manne jezt Nichts, in den Geist der Alten eingedrungen zu seyn, Thucydides, Polyb und Tacitus gut zu verstehen; sich selbst, seinen Gebieter, und die Umstände verkennend, rieth er zur Annahme des gefährlichen Geschenks. Wenn noch irgend ein Bedenken in der Seele des Churfürsten übrig blieb, so wurde es vollends zerstreut durch die geistlichen Zusprüche seines Hofpredigers Abraham Scultetus. Es gehörte mit zum Unglück jener Zeiten, daß die Staatsgeschäfte unter der Leitung von Menschen standen, die zu Allem taugten, nur nicht zu dem, was man ihnen überließ. Kapuziner an der Spitze des Heerwesens, der Schatz in den Händen von Juden oder Baumeistern, die Verwaltung und der öffentliche Unterricht unter der Obhut eines Dichterlings oder Schwätzers, endlich die auswärtigen Angelegenheiten einem Hofpfaffen anvertraut — eine solche Austheilung der Rollen reicht hin, jeden Staat zu verderben. In der That lenkten damals Priester die Politik der mächtigsten teutschen Häuser, in Churpfalz der Calviniste Scultetus, in Churfachsen der Lutheraner Hoe von Hoheneg, in München der Jesuite Buslidius, in Wien der Pater Lamormain. Nur waren die Jesuiten in diesem Handel überlegen, weil sie nicht bloß zur Kanzel, sondern zu Weltgeschäften erzogen, in allen Sätteln gerecht saßen, während die evangelischen Priester aus ihren Schulen die elenden Neigungen und Abneigungen, welche damals auf den Universitäten herrschten, und jenen Geist litterarischer Zänkereien mit an Hof brachten, und die Welt mit den Augen eines Dogmatikers ansahen. Abraham Scultetus stellte dem Churfürsten vor, daß es heilige Gewissenspflicht sey, dem wahren Glauben — dem des Genfers — durch Annahme

der böhmischen Krone den Sieg zu verschaffen. Konnte Friedrich V. länger zaudern, wenn der Himmel selbst durch die Stimme seines Hofpredigers die ehrgeizigen Wünsche seines unbewachten Herzens gut hieß? Er schlug ein, und zwar um so getroster, weil eben die Nachricht einlief, daß der Herrgott der Reformirten durch die Hand seines Knechtes, des Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der in Ungarn und Oestreich eingefallen war, das Haus Habsburg an den Rand der Grube gebracht habe.

Friedrich reiste Ende Septembers von Heidelberg ab, empfing zu Waldsassen, an der Gränze von Böhmen und der Oberpfalz die erste Huldigung seiner neuen Unterthanen, und hielt den 31. Oktober seinen feierlichen Einzug in die Mauern Prags. Mit ausserordentlichem Pompe wurde er den 4. November gekrönt, die Nation trug dabei ihre Reichthümer zur Schau, um den König ihrer Wahl zu ehren. Das Glück lächelte auf allen Seiten, Schlesien und Mähren folgten dem Beispiele Böhmens und huldigten ebenfalls. Die Reformation triumphirte in den meisten Kirchen des Landes, der Graf von Thurn machte in Oestreich glänzende Fortschritte. Mehrere auswärtige Staaten, Dänemark, Schweden, Holland, Venedig, die Mitglieder der Union erkannten den neuen König an. Nie schien die politische Sonne anfangs so freundlich, um sich nachher mit dem schwärzesten Gewölke zu überziehen. Die erste Enttäuschung erfuhr Friedrich auf dem Tage zu Nürnberg, wohin die Unirten schon früher berufen worden waren. Friedrich hatte seine hauptsächlichste Hoffnung auf den Beistand der Union gesezt, deren Haupt er seit langer Zeit gewesen. Er wurde jezt inne, daß die Verbündeten nicht mehr dieselbe Gesinnung gegen den neu gekrönten König von Böhmen hegten, wie früher gegen den bloßen Churfürsten von der Pfalz. Die Erhebung Friedrichs konnte von den unirten Protestanten aus einem sehr verschiedenen Gesichtspunkte angesehen werden, aus einem für die Interessen des neuen Königs von Böhmen sehr günstigen, aber auch aus einem ungünstigen. Der so lange aufs eifrigste gehegte Wunsch, daß die Uebermacht im Reiche sich entschieden auf Seiten des neuen Glaubens wende, schien nun erreicht. Wenn man Friedrich V. unterstüzte, wenn er sich in Böhmen und den andern mit Böhmen verbündeten Ländern hielt, so konnte Ferdinand unmöglich die Kaiserwürde behaupten, vielmehr mußte auch diese Krone dem Besitzer der böhmischen zu Theil werden,

die neuliche Frankfurter Wahl war dann nur provisorisch und mit dem ephemeren katholischen Kaiser hätten sich die katholischen Stände auf Gnade oder Ungnade den Protestanten ergeben müssen. Dieses vorauszusehende Resultat bot den Unirten die glänzensten Aussichten dar; denn warum hätten sie, mitten im anscheinenden Glück, nicht denselben Plan fassen können, den die Katholiken trotz ihrer schweren Bedrängniß eben damals verabredeten — die Güter ihrer Andersglaubenden Mitstände zu rauben und die Gegenparthei gänzlich zu unterdrücken!! Aber die Sache hatte auch noch eine andere Seite. Sollte man die Hände dazu bieten, daß ein Mitglied der Union, das bisher den Andern gleich gestellt war, sich an Macht und Rang weit über die frühern Kollegen erheben, daß der Churfürst von der Pfalz durch die böhmische Revolution für sich allein noch einmal so viel gewinnen sollte, als im glücklichsten Fall alle übrigen Unirten zusammen? Gemeinsame Noth einer Gesellschaft zwingt zur Eintracht, zu gemeinschaftlichen Kraftäusserungen, während dagegen das auffallende Glück eines früher gleichgestellten Verbündeten die Uebrigen zur Mißgunst verleitet. Ist dieß eine allgemeine Eigenschaft aristokratischer Verbindungen, durch welche der Geist der Eifersucht ihrer Natur nach immer viel Nahrung findet? oder ist es ein besonderer Zug des teutschen Nationalcharakters, daß wir, sonst für Träumer gehalten, nicht so sehr in die Schmeicheleien der Zukunft uns einwiegen, als an der Gegenwart kleben, und dem Nachbar seinen Besitz an den Fingern nachrechnen? Gewiß ist, daß der Neid eine ausserordentliche Rolle in der teutschen Geschichte spielt, aber niemals eine merkwürdigere, als bei den vorliegenden Ereignissen.

Der Konvent zu Nürnberg wurde im November 1619 gehalten. König Friedrich von Böhmen kam selbst, aber viele andere eingeladene Fürsten blieben aus, andere schickten bloß Gesandte. Die, welche persönlich erschienen, brauchten dir geringe Anzahl der Versammelten als Grund, um die Unterhandlungen von Vorne herein zu lähmen. Es hieß: »der große Kampf wegen Böhmen und für die evangelische Kirche Teutschlands könne nicht begonnen werden, ehe sämmtliche protestantische Stände des Reichs ohne Ausnahme sich zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigt haben würden.« Das hieß mit andern Worten, Niemals. Denn wie wollte man so viele Machthaber, welche

die widersprechendsten Interessen hatten, unter einen Hut bringen! Besonders schwierig zeigten sich die Reichsstädte, auf deren volle Geldsäcke man am meisten gerechnet hatte, gegen die beantragte Aufstellung eines mächtigen Heeres. Sollten sie einen Theil ihrer Schätze zu Gunsten des Churfürsten von der Pfalz, dessen Erhebung ihnen keinen Kreuzer einbrachte, hergeben, sollten sie ihm zu Lieb sich mit dem Kaiser verfeinden, und ihren Handel und Wohlstand in Gefahr setzen! Die freie Reichsritterschaft äusserte, zur Theilnahme aufgefordert, noch größere Bedenklichkeiten. Sollten wir uns gegen unsern Kaiser und Lehnsherren erheben, sprachen sie, obgleich sie dieß stillschweigend schon längst durch die Theilnahme an der Union gethan hatten. Der Neid, der allen diesen Triebfedern als Hebel diente, versteckte sich hinter die Maske des Religionseifers. Der alte Haß zwischen Lutheranern und Calvinisten wurde wieder aufgewärmt: »Wenn der König von Böhmen durch Unterstützung der Union auch triumphire, so komme der Sieg nicht der wahren, alleinseligmachenden, lutherischen Reform, sondern der schweizerischen Unform zu gut.« Endlich erschien der Graf von Hohenzollern, Präsident des Reichhofraths, als kaiserlicher Gesandter auf dem Bundestag zu Nürnberg, und forderte die anwesenden Unirten auf, sich in den böhmischen Handel nicht zu mischen, wogegen er baldige Abstellung ihrer alten Beschwerden verhieß. Die Unirten antworteten, schon oft sey ihnen dieß verheißen worden, Ferdinand möchte einmal die That sprechen lassen, vor Allem solle er die Liga bestimmen, daß sie die Waffen niederlege, wo nicht, so seyen auch sie gezwungen, auf ihre Vertheidigung zu denken. So erklärte sich der Sprecher des Bundes gegen den kaiserlichen Gesandten; aber die Unirten faßten darum keinen entscheidenden Beschluß. Nachdem sie bis tief in den Dezember hinein getagt, trennten sie sich ohne Resultat. Man werde in Absicht auf Böhmen »allenthalben gute Obacht halten,« hieß es, auch versprach man dem König von Böhmen seine Pfalz zu vertheidigen, im Fall dieselbe von fremden Völkern angegriffen werden sollte. Desto mehr mutheten sie auswärtigen Mächten zu. Holland, England, Frankreich, Savoyen und Venedig wurden aufs nachdrücklichste aufgefordert, sich der teutschen protestantischen Sache, welche die Unirten selbst im Stiche ließen, mit allem Eifer anzunehmen. An die Schweizer schrieben sie: »keinem spanischen oder italienischen Volk den Paß nach Teutschland

zu gestatten, damit des Reiches gemeine Freiheit, unter dem Scheine der Religion nicht noch mehr gefährdet werde.« Kurz es war jene wohlbekannte Gleißnerei, welche nicht die That, sondern nur den Schein der Treulosigkeit fürchtet, und hinter hohlen Worten des Eifers wirkliche Mißgunst versteckt. König Friedrich von Böhmen konnte bereits ahnen, wie es mit seiner Sache stehe; aber ungebrochenen Muthes und noch voll Hoffnung, ging er nach Prag zurück. Wir müssen ihn jezt verlassen, um über die bisherigen Schritte der katholischen Parthei zu berichten.

Nach der Frankfurter Wahl begab sich der neue Kaiser nach München, um dort die Hülfsmittel zu finden, mit denen er seine Kronen behaupten mochte. Schon Ende August, noch vor der Erwählung Ferdinands, hatte Maximilian auf dem Bundestage zu Eichstädt die Liga wieder hergestellt. Auch war daselbst die Frage in Anregung gekommen, ob und wie man Oestreich helfen solle. In sehr vorsichtigen Ausdrücken wurde die Hülfe unter gewissen Voraussetzungen verheißen. Dieser Fall war eben jezt eingetreten, theils durch die Erhebung Friedrichs V. zum Könige von Böhmen, theils durch die neusten Ereignisse in Ungarn und Oestreich. In demselben Augenblick, wo Ferdinand in München weilte, stand Bethlen Gabor mit einem großen Heere an den Gränzen Oestreichs, nachdem er auf das Verlangen der Böhmen, und mit Unterstützung des Sultans das Unternehmen reiflich vorbereitet. Oberungarn war in seine Hände gefallen, eine Menge mißvergnügter Magyaren strömte seinen Fahnen zu. Nicht minderes Glück begleitete seine Waffen in Niederungarn. Der Erzherzog Leopold, in Ferdinands Abwesenheit kaiserlicher Statthalter in den Erblanden, sah sich genöthigt, den Grafen von Bucquoy zum Schutze der Hauptstadt aus Böhmen zurückzurufen. So standen die Sachen, während Ferdinands II. Aufenthalt in München. Der Kaiser, täglich durch neue Unglücksbotschaften aus Wien aufs äusserste getrieben, bat Maximilian, seinen Jugendfreund, seinen Schwager in den dringendsten Ausdrücken um Hülfe, die er allein gewähren könne: »der Herzog möchte doch die Leitung des katholischen Bundes mit unumschränkter Gewalt übernehmen, und das Kaiserhaus, den bedrohten katholischen Glauben retten.« Selbst Maximilians nächste Anverwandten vereinigten sich mit diesen Bitten, namentlich sein Vater Wilhelm V., der aus lauter

Bigotterie zu Gunsten seines Sohnes die Regierung niedergelegt, und nun wie ein Karthäuser zu München lebte. So kaltsinnig stellte sich Maximilian, eine Rolle zu übernehmen, nach welcher der glühendste Ehrgeiz ihn drängte. Der Kaiser sollte erst recht mürb werden und Alles bewilligen. Als Ferdinand ihm das Anerbieten machte, dem neuen König von Böhmen die Churwürde zu entziehen und an Bayern zu übertragen, trat Maximilian einen Schritt näher. Endlich wurde unter dem 8. Oktober 1619 jener merkwürdige Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Herzoge abgeschlossen. »Bayern übernimmt das Kommando der Liga zur Rettung Oestreichs unter folgenden Bedingungen: 1) vor allen Dingen müssen die Kriegsrüstungen, sie betreffen nun Geld, Soldaten oder andere Erfordernisse, vollendet seyn. (Folglich konnte die versprochene Hülfe erst im nächsten Jahre geleistet werden.) 2) Der Herzog von Bayern ist als Bundeshaupt durchaus frei und unumschränkt, weder der Kaiser noch irgend ein Prinz des östreichischen Hauses, darf ein Wort einreden, oder sonst den Herzog an Ausübung seines Amtes hindern; auch dürfen Kaiser und Prinzen nicht zugeben, daß irgend Jemand den Rechten des Herzogs Eintrag thue, vielmehr sollten sie seine unumschränkte Gewalt auf alle Weise fördern. 3) Da diese Verbindung mit dem Hause Oestreich alle Gegner des Kaisers, namentlich die Union, gegen den Herzog bewaffnen werde, so müsse sich Ferdinand verbindlich machen, daß er und sein Haus ohne Vorwissen oder Theilnahme Maximilians dem Feinde weder einen Waffenstillstand gestatten, noch Unterhandlungen mit demselben anknüpfen, noch Frieden schließen werde. Zu derselben Bedingung verflichtete sich seiner Seits Maximilian. 4) Der Herzog von Bayern werde gerne seine kontraktmäßigen Beiträge in die Kassen der Liga leisten. Da er aber als Bundesoberster weit mehr Aufwand zu machen habe, als ein gewöhnliches Mitglied, da er sich ferner großen Gefahren und vielfachem Verluste aussetze: so muß sich der Kaiser und sein ganzes Haus mit Verpfändung all ihrer Güter solidarisch verbindlich machen, dem Herzoge sowohl jeden Landschaden, als auch alle und jede Unkosten, die seinen ordentlichen Beitrag übersteigen, gemäß den von ihm vorgelegten Berechnungen zu erstatten, einstweilen aber und bis die Zahlung erfolge, den vollen Werth der geleisteten Summen an Land und Leuten

pfandweise einräumen. 5) Würde Maximilian seine Länder oder einen Theil derselben durch diese Verbindung verlieren, so müsse ihm der Kaiser das Verlorne wieder erobern; sollte es aber einem von Beiden, dem Kaiser oder dem Herzoge gefallen, noch vor Wiederherstellung des Verlornen, Frieden zu schließen, oder sollte der Krieg zwar beendigt, der Frieden aber noch nicht vollstreckt seyn: so müsse der Kaiser und sein Haus aus der Masse der östreichischen Staaten dem Herzoge soviel geben, als er an bayrischem Gebiete verloren habe. 6) Alle Theile des östreichischen Gebiets, die der Herzog den Feinden Habsburgs entreißen würde, sollten ihm mit allen Nutzungen und Rechten, so lange unterpfandsweise überlassen bleiben, bis jeder Schaden, und alle ausserordentlichen Kriegskosten an Bayern erstattet seyn würden, auch werde der Herzog und seine Erben bloß die Oberhoheit Oestreichs in diesen, auf die beschriebene Weise eroberten, habsburgischen Besitzungen anerkennen. Doch sollten von dieser Bestimmung die Salz-, Mauth- und Bergwerks-Regalien ausgenommen seyn, sofern nämlich die sonstigen Einkünfte zur Deckung des Herzogs hinreichen würden. Endlich 7) die Generale des Kaisers sollten den Herzog fortwährend von allen Unterhandlungen und Plänen unterrichten, auch mit demselben über Alles Rücksprache nehmen.«

So lautete der Münchener Vertrag zwischen Kaiser Ferdinand II. und dem Herzog Maximilian von Bayern. Solche Bedingungen erzwingt man nur von einem unterworfenen Feinde, oder preßt sie einem völlig verzweifelten Freunde ab. Ferdinand gab dadurch dem Bayer das Recht in die Hände, ganz Oestreich auf seine Rechnung zu erobern, denn beinahe alle Provinzen des Kaiserstaats waren ja in feindlicher Gewalt. Maximilian durfte sie daher pfandweise an sich ziehen, und wie mochte der verarmte Kaiser die Pfandschaft wieder lösen? Nicht umsonst hatte er demnach so lange gezaudert, und die Sachen auf's Aeusserste kommen lassen. Jezt war erreicht, was die Ehrsucht Maximilians, noch mehr, was die Jesuiten und der Papst eifrigst gewünscht, und von weitem her angelegt. Im Grunde gab es jezt zwei Kaiser in Deutschland, der eine Ferdinand besaß den Titel und die Autorität, welche mit der Kaiserwürde verbunden ist, der andere Maximilian die Macht. Beide konnten Nichts ohne einander thun; denn weder mochte

Maximilian seine Waffen ungehindert gebrauchen, ohne die Billigung Ferdinands, noch konnte dieser mit seiner Autorität etwas ausrichten, ohne die Unterstützung der bayrischen Waffen. Ungehindert und frei war ihre beiderseitige Kraftäusserung nur gegen die Protestanten, denn zum Kampfe gegen diese trieb sie gemeinschaftlicher Haß, gemeinschaftliches Interesse. Aber so wie einer von ihnen die bedeutende Macht, welche ihre enge Verbindung schuf, zur ungebührlichen Vergrößerung eines der beiden Häuser gebrauchen wollte, so waren sie gegenseitig durcheinander beschränkt; aus natürlicher Eifersucht würde weder Ferdinand zu einer übermäßigen Erhebung Bayerns seine Zustimmung, noch Maximilian zu einem gefährlichen Wachsthum Oestreichs seine Waffen hergegeben haben. Wenn sie auch das ganze protestantische Teutschland unterjochten, so blieb bei dem Neide beider einem Dritten zu bestimmen übrig, wem der Raub gehören solle. Dieser Dritte war der Papst, oder besser die Jesuiten, die Gewissensräthe beider Contrahenten, des Bayern, wie des Habsburgers. Dieser kräftige Bund konnte, so schien es, keine für die päpstliche Hierarchie gefährliche Uebermacht in Teutschland schaffen, das Reich blieb, wenn auch die Protestanten erdrückt wurden, in sich zerrissen, und der Papst durfte also nicht fürchten, aus dem Regen in die Dachtraufe zu gerathen. Einst saßen auch zwei Kaiser aus denselben Häusern auf Einem Throne, Ludwig der Bayer und Friedrich von Oestreich. Reiner Edelmuth, sagt man, habe diese Doppelkrone geschaffen. Hier war eine ähnliche Verbindung durch die schlauste Berechnung eigennütziger Politik geschlossen.

Jezt reiste Ferdinand II. nach Wien ab, um sich für den Winter so gut als möglich mit den schwachen Mitteln seines Hauses durchzuhelfen, bis im kommenden Jahre (1620) der Herzog mit den Waffen der Liga zu Hülfe eilen würde. Der Papst verwilligte ihm eine monatliche Beisteuer von 20,000 Thalern. Indessen rüstete sich Maximilian zu dem großen Schlage, der im folgenden Jahre geführt werden sollte. Wie eine Spinne die schwache Mücke, nach deren Blute sie dürstet, von allen Seiten umgarnt, so wob der Herzog von Bayern ein vierfaches Netz um den neuen König von Böhmen, seinen Verwandten: durch Aufstellung eines großen Ligistischen Heeres, durch den Einfall der Spanier in die Churpfalz, durch Verstrickung Churſachsens, durch

vertragmäßige Auflösung des Heeres der Union. Im November 1619, während die Unirten in Nürnberg tagten, berief er die alten Mitglieder der Liga nach Würzburg. Einen unerhört schnellen und kräftigen Schwung nahmen die Unterhandlungen. Der Bund war einiger als je. Man beschloß eine Kriegsmacht von 21,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß auf die Beine zu bringen. Ausserordentliche Geldmittel wurden bewilligt. 100,000 Gulden des Monats übernahmen die rheinischen Mitglieder allein. Nach ähnlichem Verhältnisse zahlten die übrigen, die verbündeten Städte, der Adel, besonders die Klöster, die früher durchaus nichts hatten geben wollen. Hier die Liste von einigen Summen. Das Kloster Weingarten erlegte 3360 Gulden, Ochsenhausen 3584, Weißenau 1120, Kloster Rott 1232, Schussenried 1240, Petershausen 3696, Marchthal 1232, Elchingen 1232, Kloster Urfin 1568, Roggenburg 700, Wettenhausen 336, die Stadt Constanz 7000 fl., die Stadt Schwäbisch-Gmünd 5280, die Grafen Fugger 10,044 fl.; in gleichem Maße die andern Mitglieder; Maximilian selbst übernahm die größte Anlage. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß im Falle der Noth selbst bewegliche und unbewegliche Kirchengüter, Kleinodien und Silbergeschirr nicht verschont werden sollten. Wie kam es, daß die sonst höchst filzigen Prälaten dießmal so tief in die Tasche griefen? Das hat der Schrecken vor den Unternehmungen des Churfürsten von der Pfalz bewirkt, dieser Schrecken, dessen Ungrund Maximilian von Bayern allein kannte, den er aber eifrigst zu steigern bemüht war. So trug es ihm denn nicht nur zu München, gegenüber von Ferdinand, sondern auch bei den Ligisten in Würzburg goldene Früchte, daß er durch wohlbedachtes Zaudern die Sache hatte aufs äusserste kommen lassen. Man kann sagen, alle Schritte des neuen Königs von Böhmen schlugen bis jezt zum Vortheile des Herzogs aus.

Ein östreichisches Direktorium gab es hinfort in der Liga nicht mehr. Das rheinische, unter dem Churfürsten von Mainz, dauerte fort, aber nur dem Namen nach. Die Leitung des Ganzen wurde einmüthig in die Hände Maximilians niedergelegt. Ihm wurden die Unterhandlungen mit dem Ausland, ihm alle Anordnungen für Fälle, wo sich zum Voraus Nichts bestimmen ließ, anheimgestellt, ihm kam die Bestallung der

Oberoffiziere allein zu, seiner Fürsorge wurde endlich das Geschütz, das Proviantwesen und die Spionen überlassen. Neben den regelmäßigen Söldnern, deren Zahl oben angegeben wurde, sollten die Mitglieder der Liga noch eine Landwehr in ihren Gebieten aufstellen, damit der Ausfall im Heere leicht ersezt werden könne. Bamberg versprach 8000 Mann, Würzburg 10,000, Eichstädt 3000, Augsburg 3500, Kempten und Ellwangen, je 1000 Mann aufzubringen. Der Herzog von Bayern selbst hatte schon früher, in kluger Voraussicht der Dinge, die da kommen mußten, sein ganzes Land in ein Heerlager umgewandelt. Alle Bauern und Bürger wurden durch Exercirmeister, die in den Dörfern und Märkten vertheilt waren, im Gebrauche der Waffen geübt. Wer Bürger werden, wer heirathen wollte, mußte mit Ober- und Untergewehr vor der Behörde erscheinen.

Man vergaß auch nicht, Geldhülfe bei auswärtigen Mächten zu suchen. Der Pabst gab, wiewohl widerstrebend, 100,000 Kronen und versprach das Doppelte, wenn einmal die Kriegsfurie losgelassen seyn würde. Von Spanien erwartete man das meiste. Diese Macht sollte, so wünschten Ferdinand II. und Maximilian, 30,000 Mann aus Brabant heraufschicken, um die Erbländer des Churfürsten anzufallen, während Maximilian mit dem Heere der Liga Friedrich V. selbst in seinem neuen Wahlreiche vernichten würde. Unsere Leser wissen es, daß die zwei Häuser, Spanien und Oesterreich, aufs innigste mit einander verbunden waren, durch gemeinschaftliche Abstammung, durch denselben Eifer für den Katholizismus, durch den insgeheim noch immer gehegten Wunsch, die Erbmacht beider Linien einst wieder vereinigt zu sehen, endlich durch die Hoffnung Spaniens, von Teutschland aus, wenn dort die Macht Habsburg gründlich befestigt worden wäre, die abgefallenen Niederländer, diese Todfeinde Philipps II. wieder unterjochen zu können. Aber so natürlich der Hülferuf war, der von Wien aus nach Madrid erscholl, so schwer fiel es, ihm Gehör zu verschaffen. Spanien, unter Karl V. der mächtigste, reichste Staat in Europa, war bereits am Ende der Tage Philipps so tief herabgesunken, daß dieser König, der doch über die ungeheuren Schätze der neuen Welt gebot, kurz vor seinem Tode bei den Klöstern herum betteln mußte, um leben zu können. Sein Sohn Don Philipp III., der damals regierte, machte

das Uebel noch größer; seiner Thorheit war es vorbehalten 600,000 Mauren, die gewerbfleißigen Ueberreste der einstigen Herrschaft des Islams aus der Halbinsel zu vertreiben. Minister, deren Unfähigkeit in richtigem Verhältniß zu den Eigenschaften ihres Gebieters stund, regierten unter ihm. Maximilians Gesandter in Madrid schrieb von dort nach München: »in Spanien ist ein seltsam Regiment, diese Monarchie scheint mehr durch ein Wunder und besondere göttliche Fürsehung, als durch Staatsmaximen regiert und erhalten zu werden. Den Günstlingen des Königs fehlt es in Bezug auf die Geschäfte an Witz sowohl als an dem Berichte, daher geht alles äusserst langsam; ehe sie einen Beschluß fassen, schreiben sie bald in die Niederlande an den General Spinola, bald nach Teutschland an den Grafen Ognate (damals spanischen Botschafter in Wien), so geht die günstige Gelegenheit ungenüzt vorüber. Am meisten vermag der Beichtvater des Königs, der aber gar nicht gut teutsch gesinnt ist. Daher darf man sich nicht viel auf Spanien verlassen, denn es geht hie zu Land fast wie vor diesem in Ungarn, da ein einziger Mönch Alles regierte, und die ganze katholische Kirche dieses Reichs an den Rand der Grube gebracht hat.«

Ferdinand II. hatte schon früher den Grafen Khevenhüller, denselben, der die Geschichte seines Her[illegible] beschrieben, und dadurch Hauptquelle für den 30jährigen Krieg gew[illegible]en ist, als seinen Gesandten nach Madrid geschickt. Mit den Bemühungen dieses klugen und eifrigen Mannes vereinigte jezt der bayrische Agent Leuker die seinigen. Der Herzog von Lerma, der Philipp III. 20 Jahre beherrschte, war im Jahr 1618 durch Lermas eigenen Sohn, den Herzog von Uzeda, gestürzt worden. Dieser regierte jezt im Verein mit dem Pater Ludwig von Alliaga, den er dem König zum Beichtvater gegeben, seinen Herrn und durch ihn Spanien. Namentlich hatte der Beichtvater unbegränzten Einfluß auf den bigotten Monarchen; durch seinen Kanal mußte gehen, was vor das königliche Ohr kommen sollte. Aber Alliaga gehorchte dem Naturgesetz, das über alle Günstlinge gebietet, die sich bewußt sind, ihre hohe Stellung nicht eigenen Verdiensten, nicht der Nothwendigkeit der Dinge zu verdanken. Immer wird man finden, daß solche Minister den hohen Verwandten ihrer Fürsten offen oder insgeheim feind sind; denn je schwächer der Monarch ist, desto mehr wird der Zug der Natur,

die Verwandtschaft des Blutes bei ihm wirken, und dieser fremde Einfluß steht nicht unter der Controle jener Günstlinge. Wie viele solcher Glückspilsen an Höfen, sonst trotz ihrer notorischen Unfähigkeit immer aufrecht, sind zulezt bloß durch die Intriken hoher Verwandten gestürzt worden. Alliaga, Beichtvater des Königs und zugleich Großinquisitor des Reichs, war der teutschen Linie Habsburg abgeneigt; dennoch konnte Khevenhüller nur mit dieses Pfaffen Hülfe sein Gesuch an den König bringen.

Merkwürdig ist die von Khevenhüller selbst berichtete Unterredung zwischen ihm und dem spanischen Priester. Lange hatte dieser den teutschen Grafen im Vorzimmer unter den Lakaien und dem Hofgesinde warten lassen. Endlich verliert Khevenhüller die Geduld und dringt hinein. »Nicht nur die Bande des Bluts, sondern das Heil der katholischen Kirche machen es dem spanischen Hofe zur heiligen Pflicht, meinen Gebieter Ferdinand II. kräftig zu unterstützen; das Zögern Spaniens ist uns noch nachtheiliger, als die Unternehmungen unserer bittersten Feinde. Wenn dieses Zaudern nicht aufhört, wenn namentlich der Einfall in die Unterpfalz nicht beschlossen wird, so sehe ich mich genöthigt, Madrid unverzüglich zu verlassen, um meinem Herrn zu melden, daß er vergeblich auf die Hülfe Spaniens hofft, und daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als sich selbst, ohne Rücksicht auf die spanische Linie, zu retten.« Kalt erwiederte Alliaga: »der Herr Graf redet, als wenn die Feinde schon vor den Thoren Madrids stünden; Ihr mögt übrigens die Sache übertreiben, wie Ihr wollt, mehr als der König, mein Herr, bereits gethan hat, kann er nicht thun.« »In diesem Falle« entgegnete Khevenhüller, »wird es das beste seyn, wenn sich der Kaiser mit seinen Feinden aussöhnt, und in Gemeinschaft mit denselben die ausserspanischen Besitzungen Don Philipps III. vertheilt. Die spanischen Kronen in Italien, Sicilien, Neapel, Mailand, so wie die Niederlande, sollen uns dann Ersatz dafür leisten, was wir durch Spaniens Gleichgültigkeit in Teutschland verlieren.« »Hütet euch, Herr Graf,« sagte jezt der Großinquisitor, »daß Ihr euch nicht um den Kopf redet.« Khevenhüller rief: »gerne würde ich wegen dieser Worte das Leben lassen; für die Wahrheit, für meine Liebe zu Oestreich hätte ich dann mein Blut verspritzt, aber mit Euch, Herr Beichtvater möchte ich dann nicht tauschen, denn während ich die ewige Seligkeit genöße, würde für

Euch der tiefste Sitz in der Hölle, tiefer als für Luther und Calvin, bereitet seyn.« Nach dieser Unterredung fuhr Khevenhüller nach Hofe zum Könige von Spanien und erzählte dem Monarchen alles, was zwischen ihm und Alliaga vorgegangen war. Don Philipp sey über und über roth geworden, berichtet Khevenhüller. Eine schnelle Entscheidung wurde versprochen. Doch bedurfte es noch der ganzen Thätigkeit einiger spanischen Großen von der Gegenparthei des Herzogs von Uzeda, und des bairischen Agenten, um die Sache reif zu machen. Und nun ging der Befehl nach Brüssel ab, daß Spinola mit seinem Heer zu gleicher Zeit, während der Herzog von Bayern gegen Böhmen marschiren würde, die Churpfalz überziehen solle.

Jezt war noch übrig den Churſachsen auf die Seite der Liga herüberzuziehen. Denn wenn dieser mächtige Fürst sich an Böhmen anschloß, so standen die Partheien wieder gleich und es war keine Entscheidung zu hoffen. Churfürst Johann Georg glühte von Eifersucht gegen den glücklichen Churpfälzer. Wie? sein Haus sollt das anerkannte Haupt der Protestanten, sollte die schnell angeschossene Größe des einstigen Collegen gleichgültig ansehen, sollte gar Vasallin seyn des neuen Königs von Böhmen — einige Gebietstheile von Churſachsen waren böhmische Lehen — Auch hier mischte sich wieder erheuchelter Religionseifer ein, um die wahren Triebfedern der Habsucht und des Neides zu verhüllen. Der Hofprediger des Churfürsten von Sachsen, Hoe von Hohenegg, ein geborner Oestreicher, dessen Hände überdieß von Zeit zu Zeit mit kaiserlichem Geld versilbert wurden, hatte noch vor der böhmischen Königswahl an den Grafen Schlik ein Schreiben erlassen, worin er diesen böhmischen Magnaten bei allem was heilig ist, beschwur, doch nicht zu gestatten, daß der schweizerische Antichrist, der Calvinismus, der noch viel schlimmer sey, als der kaum abgeschüttelte römische, sich in Böhmen festsetze, und den allein wahren Glauben aus diesem gesegneten Lande vertreibe. Dieser Brief wurde nach der Erhebung Friedrichs V. bekannt gemacht, und gab Anlaß zu den beißendsten Spöttereien auf Kosten des Pfaffen. Nun kochte dieser nichts als Bosheit und lag seinem Herrn, dem Churfürsten von Sachsen, fortwährend in den Ohren, die beleidigte Religion zu rächen. Johann Georg bedurfte dieser Zureden nicht einmal. Kaiser Ferdinand hatte bereits einen noch kräftigern Köder gebraucht. Ein Theil

der böhmischen Beute wurde ihm vorgehalten; wenn der Churfürst in dem bevorstehenden Kampfe Parthei für den Kaiser ergreife, und den Eindringling aus Böhmen verjagen helfe, sollten ihm die beiden Lausitzen als Unterpfand zu Theil werden. Kurz Ferdinand versprach gegen den Churfürsten eben so dankbar zu seyn, wie gegen den Herzog von Bayern. Es ist also kein Wunder, wenn dieselbe Rolle, die einst Moriz unter Karl V. gespielt, von dessen Urenkel, freilich auf eine noch schmählichere Weise, wiederholt wurde. Von Seiten der Liga näherte man sich dem Churfürsten schon während des Würzburger Bundestags; der Landgraf Ludwig von Hessendarmstadt, durch Gesinnungsart und Verschwägerung mit Churſachsen eng verbunden, bot sich als Unterhändler an, begab sich nach Dresden, und später, als seine Unterredung mit Johann Georg das erwünschte Ziel erreicht, zu dem Erzbischof von Mainz, der katholischer Seits mit dem Geschäfte beauftragt war. Er brachte folgende, den Mitgliedern der Liga höchst angenehme Botschaft mit: »dem Churfürsten von Sachsen gehen die böhmischen Unruhen sehr nahe, er ahne entsetzliches Unglück, des Kaisers Sache sey offenbar gerecht, denn die Böhmen und ihre Verbündeten, die Unirten, hätten den Plan, das Haus Oesterreich zu stürzen, dem Erbfeinde des Reichs, dem Sultan, Thor und Riegel zu öffnen, die Constitution umzustürzen, und alle ihre Forderungen mit Gewalt zu ertrotzen. Es sey die Pflicht der Churfürsten, so wie aller getreuen Stände, das heilige römische Reich und sein Oberhaupt gegen solche Gefahren zu schützen. Gerne würde Johann Georg den sächsischen Kreis zur Unterstützung des Kaisers aufbieten; was ihm aber im Wege stehe, sey die Befürchtung, besonders der niedersächsischen Stände, daß die von ihnen in Besitz genommenen Stifter und Kirchengüter vom Kaiser zurückgefordert werden möchten. Der Erzkanzler des Reichs (Chur-Mainz) möchte daher bewirken, daß die Liga wie der Kaiser, den erwähnten Ständen ruhigen Besitz ihrer geistlichen Güter zusichere. Zum Zwecke näherer Verabredung werde es das beste seyn, wenn man sich persönlich bespreche.«

Es stand nicht lange an, bis diese von Sachsen beantragte Zusammenkunft in Stand kam. Sie erfolgte im Märzmonat des Jahres 1620 in Mühlhausen. Die Churfürsten von Cölln und Mainz einer- und von Sachsen anderer Seits erschienen persönlich. Herzog Maximilian schickte Gesandte. Freilich war

den Katholischen, besonders Maximilian, die Zusicherung der geistlichen Güter ein schwerer Anstoß, allein man fand einen Ausweg. »Für jezt und später sollten die Inhaber der geistlichen Besitzungen in den beiden sächsischen Kreisen auf keine Weise bedrängt noch gewaltsam beraubt werden.« Die Abtretung war also keine ewige, sondern nur bis auf gelegenere Zeiten. Zweitens wurde folgende unerläßliche Bedingung daran geknüpft: »daß die Innhaber besagter Güter dem Kaiser, sowohl bei den gegenwärtigen Unruhen in Böhmen, als auch in allen künftigen Fällen ähnlicher Art die unverbrüchlichste Treue bewahren, und das Eigenthum der den Katholiken gehörigen geistlichen Güter gewissenhaft ehren wollen.« Wie leicht mochte sich die Gelegenheit geben, daß diese strenge Anforderung von den sächsischen Ständen verlezt, und also der Vertrag gebrochen ward. Wirklich ist sie nach wenigen Jahren gekommen. Johann Georg war mit den geistlichen Churfürsten, obgleich er von ihnen überlistet wurde, so freundbrüderlich einverstanden, daß die ganze Sache in drei Sitzungen beendigt ward. Und nun wurde ausgemacht, daß er zu gleicher Zeit Böhmen von Norden her überfallen solle, während Herzog Maximilian von Süden her in das Königreich einrücken würde.

So kläglich stand es mit König Friedrich V. im Frühjahr 1620, was die äussern Verhältnisse anbetrifft; die innern waren nicht viel besser. Doch hievon später. Im Monat Juni zogen sich die Gewitterwolken des Kriegs drohend am Donaustrom zusammen. Gegen 30,000 gute Soldaten der Liga sezten sich von allen Seiten in Bewegung. Der Herzog Maximilian, Oberster des Bundes, lagerte zwischen Günzburg und Lauingen. Endlich war auch die Union einigermaßen aus ihrem Schlummer erwacht. Der König von England, Jakob, hatte sich dazu verstanden, zu Gunsten seines Eidams 4000 Mann nach Holland zu schicken, wogegen die gleiche Anzahl holländischer Soldaen zu den Unirten stoßen sollte. Diese selbst ließen Werbungen in Westphalen, Lothringen, Elsaß, den Niederlanden machen, und hielten einen Tag zu Ulm, wo sich etwa 13,000 Mann unter dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach zusammenzogen. Da die beiden Heere nur durch wenige Meilen Entfernung getrennt waren, erwartete man eine Entscheidungsschlacht. Mehr als einmal sollen sie gegen einander ausgerückt seyn. Dennoch endigte sich die Sache auf friedliche Weise. Die Krone

Frankreich, seit langer Zeit die Schutz- und Bundesgenossin der teutschen Protestanten, mit deren Hülfe sie schon öfter das Reich in Gefahr gebracht, vermittelte, freilich dießmal nicht zu Gunsten ihrer alten Schützlinge. Ist König Ludwig XIII. in diesem Punkte wirklich von der Politik Heinrichs IV. abgewichen, oder glaubte er derselben bloß eine neue Wendung geben zu müssen? Es kann recht wohl seyn, daß man zu Paris fürchtete, Churpfalz möchte durch die böhmische Königskrone ein entschiedenes Uebergewicht in Teutschland an sich reißen, dem man nicht schnell genug vorbeugen könne, und daß man also dießmal die katholische Parthei unterstützte, nicht um Oesterreich vom Verderben zu retten, sondern um das beliebte Gleichgewicht in Teutschland, das heißt, die Lähmung und Schande unserer Nation im rechten Gange zu erhalten. Die Vermittlung hatte den erwünschten Fortgang, die französischen Gesandten schrieben ihrem Gebieter Wunder was über das ungeheure Ansehen Sr. Majestät über alle teutschen Stände. Man unterhandelte einige Wochen hin und her. Herzog Maximilian forderte von den Unirten eine kategorische Erklärung darüber, ob sie Krieg oder Frieden wollten. Diese betheuerten ihre friedsame Gesinnung, verlangten aber Beruhigung wegen des Gerüchtes von Achtprozessen, die gegen unirte Fürsten im Werke seyn sollen — schon auf dem Tage zu Mühlhausen hatten die Katholiken einige Worte von Acht gegen Friedrich V. fallen lassen — weiter sprachen sie den Wunsch aus, daß die katholischen Stände endlich einmal in gütlichem Vergleiche die alten Klagen der Protestanten heben und dadurch den Quell alles Unheils in Teutschland verstopfen möchten. Dieß waren freilich bloß fromme Wünsche, die man nöthigenfalls mit einigen Worten befriedigen konnte. Doch Maximilian von Bayern antwortete, es sey jezt keine Zeit, sich in weitläufige Erörterungen einzulassen, er verlangte eine bündige Erklärung. Zulezt begnügten sich die Unirten mit der Forderung, daß wenigstens der Erzherzog Albrecht mit in den abzuschließenden Frieden aufgenommen würde, indem ja dieser Prinz ein Mitglied der Liga sey. Die wahre Absicht des Vorschlags ging dahin, den drohenden Anmarsch Spinola's zu verhindern. Denn Albrecht war, wie schon gesagt wurde, spanischer Statthalter in den Niederlanden; würde derselbe dem Vertrage beigetreten seyn, so konnte er nach der Unirten Meinung, die spanischen Völker nicht nach Teutschland

heraufschicken. Diesem Ansinnen widersezte sich Maximilian von Bayern: »weil der Erzherzog keineswegs der katholischen Liga zugethan, noch dem Würzburger Bundestage beigetreten sey.« Auch hierin gaben die Unirten auf den Antrag Würtembergs und Anspachs nach. Am 3. Juli 1620 wurde der Ulmer Vertrag zwischen Union und Liga abgeschlossen: »Völliger Friede solle zwischen beiden Bünden herrschen. Kein Theil verweigere dem andern Durchzug der Truppen, wofern es nur auf rechtmäßige Weise geschehe. Hingegen erstrecke sich dieser Vertrag keineswegs auf Böhmen; die böhmischen Angelegenheiten seyen vielmehr gänzlich davon ausgeschlossen. Endlich die Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten, sammt einigen andern Punkten solle auf bequemere Zeit aufgeschoben seyn.«

Friedrich V. war jezt förmlich im Stiche gelassen, und Maxmilian hatte durch diesen Vertrag, ohne eine Kanone abgefeuert zu haben, den glänzendsten Sieg errungen. Wäre es vor Ulm zum Kampfe gekommen, so hätte der Krieg, auch in dem freilich höchst wahrscheinlichen Falle, daß die Unirten augenblicklich unterlagen, eine andere Richtung genommen; denn diese mußten sich dann, weil ihre Existenz nach dem Siege der Liga handgreiflich bedroht war, wieder kräftiger erheben, und so würde der König von Böhmen wahre Bundesgenossen in ihnen gefunden haben. Bedenkt man, wie entscheidend dieser Vertrag von Ulm auf den Gang des ganzen 30jährigen Kriegs einwirkte, so erscheint der Versuch, näher in die Triebfedern der handelnden Personen einzudringen, gerechtfertigt. Neid über die frühreife, durch keine Thaten verdiente Größe des Churpfälzers, war gewiß die Hauptursache dessen, was zu Ulm von Seiten der Unirten geschah. Im Grunde spannen sie hier bloß dasselbe Gewebe vollens zu Ende, das sie zu Nürnberg angezettelt hatten. Allein es kamen noch andere Gründe mit ins Spiel. Friedrich V. war durch Annahme der böhmischen Krone, durch Verdrängung des designirten Königs, angriffsweise gegen Oestreich verfahren, er hatte die Waffen zuerst erhoben, und zwar ungerechte Waffen; alle Welt wußte, daß er zum Theil mit Ausländern den Plan geschmiedet, das Erbe Oestreichs zu zerreißen. Wie ein bleiernes Gewicht drückte dieses böse Bewußtseyn die pfälzische Sache, und scheuchte viele von der Klasse der Gutmüthigen, die sonst aus Religionseifer seinen Fahnen gefolgt wären, von der Parthei des neuen

Königs zurück. In Bürgerkriegen kommt ausserordentlich viel darauf an, daß man das Recht oder doch den Schein desselben auf seiner Seite habe; denn hier ist die Meinung fast allmächtig, sie spricht Verdammungsurtheile auch da aus, wo vielleicht die kalte historische Betrachtung, welche nicht die einzelne Erscheinungen, sondern die treibenden Kräfte im Ganzen sieht, anders entscheidet. So kann man z. B. hier sagen: der Ausbruch des Religionskampfes war unvermeidlich, auf die eine oder die andere Weise mußte es dazu kommen, der Churfürst von der Pfalz als angreifender, der Kaiser und die Liga als abwehrender Theil, waren bloße Werkzeuge des elektrischen Stoffes, der in jenem Jahrhundert lag. Aber mitten in das Getriebe des Kampfes gestellt, urtheilt man nicht so. Sieht es nicht besonders nachher, bei Auflösung der Union, gerade so aus, als hätte die Mitglieder Etwas wie böses Gewissen gedrückt. Uebrigens mögen damals vor Ulm auch silberne Gründe in Anwendung gekommen seyn, wenigstens behaupteten die Anhänger Friedrichs V. geradezu, der Markgraf von Brandenburg-Ansbach habe von der Liga Geld erhalten. Endlich — und dieß ist ein Hauptgrund — machten sich die Unirten eine falsche Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande Teutschlands. An den alten Schlendrian des heil. römischen Reichs gewöhnt, glaubten sie nicht, daß es so schnell zu extremen Schritten kommen würde, daß sie in dem Vertrag nicht bloß einen beneideten Bundesgenossen preisgegeben, sondern sich selbst verlassen hätten. Die Unbesonnenen ahnten noch nicht, welch entschiedener Geist, seit Ferdinands Erhebung die Katholiken ergriffen hatte. Mit Recht konnte Maximilian von Bayern beim Abschied von Ulm zu den Unirten sagen, wie später Napoleon bei Jena: »Sie werden sich fürchterlich täuschen, diese Perücken.« Alles, was sie dem verrathenen Friedrich noch versprachen, war, seine Erblande gegen den Anfall der Spanier schützen zu wollen. Allein auch dieses Versprechen haben sie möglichst schlecht gehalten, wie wir später sehen werden. Nachdem Maximilian seinen Rücken und Bayern durch den Ulmer Vertrag gedeckt, stand er den 11. Juli bereits an der bayrisch-östreichischen Gränze zu Schärding am Innflusse. Ein beträchtlicher Theil der ligistischen Truppen folgte ihm auf dem Fuße. Andere Schaaren zogen nach. Das ganze Heer der Liga bestand zu Anfang des Feldzugs aus 30,000 Mann, nämlich

3400 Küraſſieren und 2100 Archibuſen-Reitern, oder Schützen zu Roß, unter 14 Oberſten, worunter wir nur den berühmten Pappenheim namhaft machen, der damals ein Fähnlein von 200 Reitern führte. Das Fußvolk betrug 24,500 Mann. Ein glänzendes Gefolg begleitete den Herzog, Edelknaben aus den vornehmſten Häuſern, unter andern auch neun Jeſuiten unter dem Befehl des Beichtvaters und Gewiſſenrathes Johannes Buslidius; auch der Jeſuite Jeremias Drexel war darunter, ein fruchtbarer Schriftſteller, der z. B. einen Weg ins Paradies geſchrieben hat, als er damals auf einer andern Sendung begriffen war. Von Wien aus hatte man den Wunſch ausgeſprochen, daß Maximilian unmittelbar in Böhmen einfallen möchte. Allein der Herzog wollte wahrſcheinlich aus demſelben Grunde, warum man ihm kaiſerlicher Seits einen andern Weg rieth, gerade den abgerathenen Pfad einſchlagen, und Oberöſtreich, das noch in Waffen gegen den Kaiſer ſtand, zuerſt angreifen. Denn war ihm nicht dieſe Provinz pfandweiſe verſchrieben, und forderte nicht die Politik, daß er vor allem für ſein eigenes Intereſſe ſorge? Ehe wir ihm aber nach Linz folgen, müſſen wir unſer Augenmerk zuvor auf die ſeitherigen Vorfälle in Böhmen und Oeſtreich richten.

Als Kaiſer Ferdinand II. am 1. November 1619 von München nach Wien zurückkam, fand er ſeine Hauptſtadt von Feinden umringt. Wir haben oben berichtet, daß Bucquoy bereits aus Böhmen zurückgerufen worden war. Graf Thurn folgte ihm mit dem böhmiſchen Heere auf dem Fuße; bald vereinigte er ſich mit Bethlen Gabor, der indeſſen ganz Ungarn unterjocht hatte, in Preßburg zum König gewählt worden war, und nun vor Wien marſchirte. 80,000 Feinde lagerten um die Kaiſerſtadt, verwüſteten die Umgebungen auf die wildeſte Weiſe, ſchnitten die Zufuhren ab; der Fall Wiens ſchien unvermeidlich. Aber das Glück rettete den Kaiſer auch dießmal. Die rauhe Witterung, Mangel an Geld und Lebensmitteln, beſonders die Wendung, welche die ungariſchen Angelegenheiten nahmen, nöthigten Bethlen Gaborn und Thurn, Oeſtreich unverrichteter Dinge zu verlaſſen. Thurn gibt in einem Briefe datirt vom 6. Dezember ſelbſt folgende Gründe des unvermutheten Rückzugs an. »Wollten wir noch weiter gehen, ſo hätten wir die Vorſtädte Wiens verbrennen und dadurch viele Tauſend Evangeliſche in

Verzweiflung setzen müssen. Nicht minder ist uns das Regenwetter hinderlich gewesen, das die Ströme angeschwellt hat, desgleichen dreifacher Mangel 1) an Proviant, 2) an Geld, dessen Ausbleiben die Soldaten gar widerspenstig gemacht, 3) Mangel an Munition, auch andere Ursachen mehr, welche besser mündlich als schriftlich anzudeuten.« Allem Anschein nach wollte Bethlen Gabor den Kaiser Ferdinand bloß schwächen und ängstigen, keineswegs aber dem neuen König von Böhmen durch die Eroberung Wiens den ruhigen Besitz Oestreichs verschaffen, wodurch er ein allzumächtiger Nachbar Ungarns geworden wäre. Indessen blieben die Ober- und Nieder-Oestreichischen Stände im Aufruhr gegen den Kaiser. Doch wurde die Mehrzahl der Lezteren aus Furcht vor den polnischen Kosaken, welche König Sigismund dem Kaiser zu Hülfe gesendet *), und welche fürchterliche Grausamkeiten im Lande begingen, noch vor Maximilians Ankunft, den 13. Juli 1620 zur Huldigung vermocht, nachdem ihnen vorher der Fortbestand ihrer religiösen Freiheiten zugesichert worden war. Die Oberöstreicher dagegen hatten die Waffen noch nicht niedergelegt, als das Heer der Liga auf ihrer Gränze erschien.

Was Böhmen betrifft, so hatte Friedrich mit allen Uebeln zu kämpfen, die von einer geschenkten Krone unzertrennlich sind, ausserdem noch mit den Schwächen seines eigenen Charakters. Als die Böhmen ihn wählten, schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, daß der Churfürst von der Pfalz unerschöpfliche Schätze mit sich bringen, und immer mit vollen Händen austheilen werde. Der Steuern, die sie ungern an Oestreich bezahlt, hofften sie jezt enthoben zu seyn; hatten sie ja doch ihrem neuen Könige seine Krone geschenkt, wofür er sie jezt mit Anforderungen verschonen sollte. Aber bald war das Pfälzische Geld vergeudet, die Summen, welche man von dem reichen Schwiegervater Friedrichs aus England erwartete, wollten nicht kommen, und da die Stände hartnäckig zauderten, die leeren Kassen zu füllen, so entstand die größte Verwirrung. Das Heer war ohne Sold, ohne Schuhe und Kleider, für die Festungen wurde nicht gesorgt. Die Soldaten wollten ihren Offizieren nicht mehr gehorchen, fielen in der Noth über die Bauern her, und mißhandelten diese aufs Aergste. Alle Heeres-

*) Siehe oben Seite 211.

Berichte aus jener Zeit sind voll der bittersten Klagen. So schrieb ein Hauptmann aus Pilsen unter dem 26. März 1620 an den Fürsten von Anhalt: »Wir rüsten uns allhier in Pilsen, so gut wir können, allein es mangelt uns an Nichts, als an Allem, was wir bedürfen.« Selbst in der Hauptstadt Prag herrschte wahre Anarchie. Zu Ausgang des Jahres 1619 wurden täglich einige Menschen auf den Straßen ermordet. War auf diese Weise Volk und Heer von Zuchtlosigkeit angesteckt, so nahm dasselbe Uebel noch einen gefährlicheren Charakter bei den hohen Offizieren an. Der Graf von Thurn, der Held der böhmischen Revolution, hatte sich Rechnung gemacht, den entschiedensten Einfluß auf den neuen König auszuüben, da Thurn es eigentlich war, der ihn erhoben. Ebenso rechnete der Graf von Mannsfeld. Beide täuschten sich, denn Friedrich V. brachte seine Günstlinge schon aus Teutschland mit. Der Fürst Christian von Anhalt galt alles, neben ihm stand der Graf von Hohenlohe an der Spitze des Heeres. Hierüber entglühte wilde Eifersucht der zurückgesezten böhmischen Herrn gegen die vorgezogenen Teutschen. Man kann es wohl dem neuen Könige nicht verargen, daß er sich dem Einfluß dieser stolzen böhmischen Barone, welche ihm die Natur seiner Krone stets fühlen lassen wollten, bald zu entziehen suchte; doch ist dieß nicht mit der nöthigen Umsicht und zu voreilig geschehen. Friedrich V. empfand übrigens das Bedürfniß der Popularität, er hatte den Ehrgeiz von seinem neuen Volke geliebt, oder, wie man in solchen Fällen sagt, »angebetet« zu seyn. Aber die Mittel, die er zu diesem Zweck in Anwendung brachte, war die eines liebenswürdigen Prinzen, nicht die eines kraftvollen Fürsten. Bälle folgten auf Bälle. Bei diesen Angelegenheiten betrug sich Friedrich wie ein »Bürgerkönig«. Er tanzte der Reihe nach fast mit allen ehrsamen Bürgerstöchtern von Prag. Wie viel weibliche Herzen mögen ihm hiedurch gewonnen worden seyn? Auch Gastmähler, und zwar glänzende und theure, wurden in Menge gegeben. Denn der junge Fürst liebte die Freuden der Tafel über die Maßen, und ließ gerne seine neuen Unterthanen an dieser Neigung Theil nehmen. Kurz man lebte am Hofe in Prag, während der kurzen Herrschaft, herrlich und in Freuden. Aber es geschahen auch Schritte, welche die keimende Popularität des Königs wieder muthwillig vernichteten. Friedrich V. hatte vor seiner Krönung den

böhmischen Ständen freie Uebung ihres Glaubens zugesichert, und in der That forderte sein Interesse, daß er den Lutheranern wie den Katholiken, die noch im Lande waren, die zarteste Schonung bewieß. Leider glaubte sich der eifrige Hofprediger Scultetus nicht an solche weltliche Rücksichten gebunden. Kaum konnte er die Gelegenheit erwarten, um das gesegnete Böhmen dem Rachen des Papstthums, und des fast noch schlimmeren Lutherthums zu entreißen. Vor Weihnachten 1619 wurde die Domkirche zu Prag den Katholiken weggenommen, und auf helvetische Weise eingerichtet, das heißt aller Bilder, alles Schmuckes beraubt, daß nur die nackten Wände da standen. Und zwar geschah dieß nicht in der Stille, nein mit lärmendem Ungestüm wurden die Gemälde, worunter selbst ein Christus am Kreuze, hinausgeworfen, die Altäre niedergerissen, die Knochen der Heiligen, die in den katholischen Kirchen, mit Gold und Edelsteinen geschmückt prangen, behandelte man als götzendienerischen Unrath. Nach dieser Procedur stieg der hochwürdige Abraham Scultetus auf die Kanzel, und zeigte in einer Rede, wie solche Reinigung des Tempels eine gute, löbliche That, und dagegen die Verehrung der Bilder eine fluchwürdige Abgötterei sey. An Weihnachten beging Friedrich selbst in Gesellschaft seiner Anhänger, das heil. Abendmahl, nach Zwinglischem Gebrauch, ohne alle Ceremonien, im Angesichte seiner staunenden Unterthanen, der Böhmen, deren Väter einst über die Art und Weise, wie Jesu Liebesmahl gefeiert werden sollte, ihr Herzblut in Strömen vergossen hatten. Schon war der Plan gefaßt, diese Neuerung auch in den Landkirchen Böhmens einzuführen; glücklicher Weise verhinderten Thurn und einige andere vernünftige Männer das wahnsinnige Vorhaben. Doch war bereits genug geschehen, um besonders die Lutheraner aufs tiefste zu erbittern. In einem Briefe, den der königliche Sekretär Moriz damals nach Heidelberg schrieb, heißt es: »über die Abschaffung des katholischen Gottesdiensts (in der Hauptkirche von Prag) seufzen die armen, blinden Papisten, doch schweigen sie, aber die lutherischen Schreier stellen sich fast gar rasend, und murren öffentlich dawider.« Man kann aus dieser Probe genugsam ersehen, daß Friedrich V. zu nichts weniger, als zu einem Revolutionskönige taugte. Wenden wir uns wieder zum Heere der Liga.

Ehe Maximilian die Gränzen überschritt, erließ er ein Schreiben an den Kaiser, worin er die große Wichtigkeit der Dienste,

die er dem Hause Habsburg zu leisten im Begriffe stand, noch einmal sehr entschieden geltend machte, und Beschwerden vorbrachte. »Hoffentlich werde Oestreich und Spanien nie vergessen, was Bayern für den Kaiser thue. Die Regierungen von Ober- und Niederöstreich hätten sich bisher öfter gegen verschiedene Stände des Reichs, katholische wie protestantische, in einem sehr anmassenden Tone ausgelassen. Solchem Unfug möchte der Kaiser in Zukunft steuern. Aehnliche Klagen erhebe man gegen den Reichshofrath. Der Herzog ersuche daher den Kaiser, zu bewirken, daß dieser hohe Gerichtshof besonders die unnöthige Verlängerung der Prozesse, wie auch Partheilichkeit in den Beschlüssen in Zukunft vermeide.« Ferdinand gab die besten Versicherungen. Indessen war eine Gesandtschaft der erschreckten oberöstreichischen Stände im bayrischen Lager erschienen: unter Betheuerungen ihrer freundlich-n.. ,harlichen Gesinnung gegen den Herzog, flehten sie, er möchte doch sein Heer von ihren Gränzen wegführen. Maximilian antwortete, in den nächsten Tagen würden Abgeordnete von ihm in Linz erscheinen, und dort den Ständen Oestreichs den Zweck seines Anmarsches kund thun. Diese Gesandten ließen auch wirklich nicht lange auf sich warten. In Linz legten sie den Ständen eine Vollmacht ihres Herrn vor, worin es hieß: »Maximilian komme, um die vielfach verletzten Rechte des Kaisers wieder herzustellen; die Stände müßten daher dem Herzog gehorchen, wie dem Kaiser selbst, die Pässe öffnen, alle Festungen abtreten, ihre Bundesurkunden ausliefern, und dem Herzoge von Bayern, als Stellvertreter des Kaisers, den Eid der Treue schwören. Wer gehorche, habe Gnade zu erwarten, gegen Widerspenstige werde man Gewalt brauchen.« Binnen fünf Tagen sollten sich die Stände entscheiden, sie erbaten sich jedoch acht Tage.

Um den Worten der Gesandtschaft desto mehr Nachdruck zu geben, war bereits ein Theil des Bundesheers in das Land eingerückt. Tilly, Maximilians Feldhauptmann folgte mit der Hauptmacht. Schrecken ging vor ihm her. Ein Haufe Bauern versuchte Widerstand, aber die blutige Rache, die an ihnen genommen ward, entwaffnete bald Alles. Mehrere wichtige Plätze wurden freiwillig übergeben, nur bei wenigen war Gewalt nöthig. Als Maximilian bloß noch wenige Stunden von Linz stand, kamen ihm abermal ständische Gesandte entgegen mit der Erklärung:

sie seyen zum Gehorsam gegen den Kaiser bereit, auch wollen sie Linz und andere Orte übergeben, nur sollten ihre Privilegien, besonders in Betreff der Religion, von Neuem bekräftigt, auch die Verbindung mit Böhmen gestattet werden. Der Herzog empfing sie freundlich, gab aber den Bescheid, in Linz werde er ihre Anträge beantworten. Am 4. August hielt er seinen Einzug in diese Hauptstadt Oberöstreichs. Sogleich wurden alle Stände des Landes ohne Ausnahme aufgeboten, vor dem Herzog zu erscheinen, man forderte ihnen ein genaues Verzeichniß ihrer Truppen ab, und daß kein Soldat ohne des Herzogs Vorwissen entlassen werde. Die Stände gehorchten. Jezt beantwortete Maximilian ihre früheren Anträge. »Gerne vernehme er ihre Bereitwilligkeit, sich dem Kaiser zu unterwerfen; aber durch Nichts könnten sie ihren Gehorsam besser beweisen, als wenn sie ihm, dem Herzoge, die verlangte Huldigung sogleich, ohne weitere Bedingungen leisteten. Nicht minder müsse er darauf dringen, daß sie auf ihren Bund mit Böhmen verzichten. Endlich wegen ihrer Privilegien könne er für seine Person Nichts entscheiden, sondern verweise sie vielmehr an den Kaiser, der sicherlich gegen gehorsame Unterthanen bei der künftigen Erbhuldigung mit väterlicher Güte verfahren werde.« Die bestürzten Stände flehten wiederholt wenigstens um Bestätigung ihrer Religions-Freiheiten und des Bundes mit Böhmen. Vergebens! der Herzog gab ihnen, bereits in einem hohen Tone, noch zwei Tage Bedenkzeit, indem er jedoch zugleich versicherte, daß die Huldigung, welche sie ihm als dem Stellvertreter des Kaisers leisten würden, ihren sonstigen Rechten keinen Eintrag thun solle. Nun schwuren Prälaten, Herrn, Ritter und Städte den Eid der Treue, verzichteten auf den Bund mit Böhmen, und ließen überdieß ihre Truppen zum Heere der Liga stoßen. Sofort nahm Maximilian dem Münchener Vertrage gemäß, Besitz vom Lande ob der Ens; die Fortdauer der Ruhe wurde durch hinreichende Besatzungen gesichert. Der Herzog wandte nun seine Augen auf Böhmen.

Noch ehe Maximilian in Linz eingezogen war, hatte Ferdinand von Wien aus das Ansinnen gestellt: der Herzog möchte das Landvolk in Oberöstreich entwaffnen, die alleinseligmachende Religion mit Gewalt herstellen, die evangelischen Prediger fortjagen, und die Urheber des Aufstands zum heilsamen Schrecken für Andere hinrichten. Maximilian war gewiß so

eifriger Katholik als der Kaiser; in jedem andern Lande als gerade in Oberöstreich hätte er ohne Zweifel den Bitten Ferdinands Folge gegeben. Aber dießmal siegten finanzielle Gründe über den Glaubenseifer. Wie mochte auch der Herzog aus dem verpfändeten Lande die größtmöglichen Summen ziehen, wenn die Einwohner durch die angerathene Religionsverfolgung zur Verzweiflung getrieben wurden, wenn die Reichsten unter denselben, wie es damals so oft geschah, dem Heerde ihrer Väter, um des Glaubens willen, den Rücken kehrten und auswanderten? Er entschuldigte sich daher gegen den Kaiser mit folgenden Gründen. »Solche Maßregeln würden den ohnehin verzögerten Marsch nach Böhmen noch mehr aufhalten, sie würden die keineswegs unterdrückte Gährung in Oberöstreich aufs neue anfachen, sie würden endlich den Churfürsten von Sachsen in dem Wahne bestärken, als ob die Katholiken alle Gewissensfreiheit unterdrücken wollten.« Die religiösen Rechte des Landes blieben also schwebend, wie zwischen Himmel und Erde. Doch vergaß der Herzog nicht ihre Vernichtung vorzubereiten.

Während dieß an der untern Donau vorging, war Spinola mit einem wohlgerüsteten Heere von 25,000 Mann aus Brabant aufgebrochen und zog den Rhein herauf. Die Union, welche ihm Widerstand leisten und die Churpfalz schützen sollte, glich einem Sterbenden. Sie that beinahe Nichts ihn aufzuhalten; gegen Ende des Jahres 1620 hatte Spinola beinahe die ganze Churpfalz in seiner Gewalt. Wir werden später hierauf zurückkommen. Auch der Churfürst Johann Georg von Sachsen fezte sich um diese Zeit nach langem Zaudern in Bewegung, um dem Kaiser sein Versprechen zu halten. Mit 15,000 Mann fiel er in die Lausiz ein, verjagte die Truppen des Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, eines eifrigen Anhängers von Friedrich V., der ihm die Lausiz erhalten sollte, eroberte nach kurzem Widerstande (den 3. Okt. 1620) die Stadt Bautzen und nahm das Land unterpfandsweise in Besitz. So waren die Netze von allen Seiten gegen den unglücklichen Friedrich ausgespannt, die Hülfe, die er aus Schlesien, der Lausiz, Oestreich erwartete, abgeschnitten, das edle Wild konnte den Händen der Jäger nicht mehr entgehen.

Den 12. August schickte Maximilian ein Observationskorps gegen die böhmische Gränze, 12 Tage später folgte er mit der Hauptmacht. Von Freistadt aus ermahnte er Friedrich V.

in einem Schreiben, die böhmische Krone niederzulegen. Zugleich erging ein Manifest an die Stände des Reichs, sich dem Kaiser, ihrem rechtmäßigen Gebieter, zu unterwerfen, beiden versprach er, im Fall sie gehorchen würden, die kaiserliche Gnade. Allein König und Stände beriefen sich auf ihr gutes Recht und erklärten Gut und Blut für ihre Sache aufopfern zu wollen. Ehe Maximilian ins Herz von Böhmen einfiel, mußte er zuvor seine Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere unter Bucquoy bewirken, den ein böhmisches Korps im Schach hielt. Am 8. September stießen beide Heere zu einander, worauf die Böhmen Oesterreich sogleich räumten, und sich nach Mähren zurückzogen. Es war nämlich ihr Plan, durch immerwährende Hin- und Hermärsche in dem verödeten Lande die Feinde zu ermüden und aufzureiben.

In dem Kriegsrathe, der nun gehalten wurde, drang Bucquoy darauf, daß man dem Feinde nach Mähren folge, weil diese Provinz lange nicht so erschöpft sey, wie Böhmen, auch könne man von Mähren aus den Kaiser, der neuerdings durch Bethlen Gabor bedroht werde, leichter unterstützen; ohnedieß sey der Zug durch das ausgehungerte Böhmen gar zu gefährlich. Maximilian dagegen verlangte schnelle Entscheidung: »auf Prag müsse man losgehen, Prag sey das Herz und Haupt des Landes, zugleich der Heerd des Aufstandes, dort wohnen auch noch die meisten Katholiken und geheime Anhänger des Kaisers; wenn man Prag habe, sey ganz Böhmen gewonnen. Der Herzog drang durch. Am 12. Oktober stand das vereinigte Heer vor Pilsen. Aber es war bereits furchtbar gelichtet, Seuchen wütheten unter den Soldaten, und rafften sehr viele weg, die Witterung war rauh und ungünstig, die Zufuhren mußten aus weiter Ferne gemacht werden. Denn dieser Theil von Böhmen konnte kaum seine eigenen Bewohner ernähren. Zu diesem Elende des Landes trug besonders die unglaubliche Zuchtlosigkeit des kaiserlichen Heeres unter Bucquoy viel bei. Morden, Nothzucht, Anzünden der Häuser, Mißhandlungen von Freund und Feind waren die Tagesordnung unter diesen entmenschten Horden, die wegen der völligen Erschöpfung des kaiserlichen Schatzes fast ganz auf den Erwerb ihrer Fäuste angewiesen waren. Die wilde Soldatenwirthschaft, wegen deren man später so schwere Klagen gegen Wallenstein und Mannsfeld erhob, fand schon hier in ihrem vollen Umfange Statt. Sie war die nothwendige Folge des

elenden Zustandes der öffentlichen Verwaltung, die damals in allen teutschen Landen sich noch ganz im Stande der Kindheit befand. Die Truppen der Liga, regelmäßig bezahlt, hielten weit bessere Mannszucht, und Maximilian beschwerte sich bei dem Kaiser bitter über die Mordbrennereien seiner Soldateska.

Eilf Tage verweilte das katholische Heer in der Nähe von Pilsen, hauptsächlich deßhalb, weil der Graf Mannsfeld, der in dieser Feste mit seinen teutschen Regimentern lag, den General Bucquoy durch eitle Hoffnungen der Uebergabe hinhielt. Es ist nicht gewiß, ob der teutsche Graf wirklich im Interesse Friedrichs nur Zeit gewinnen wollte, oder ob er die böhmische Sache bereits verloren gebend, durch Verkaufung der Feste aus dem böhmischen Schiffbruch noch sich selbst die möglichsten Vortheile zu verschaffen gedachte. Friedrich V., der an der Spitze des böhmischen Heeres den Katholischen gegenüber lagerte, wollte mit dem Herzoge von Bayern Unterhandlungen anknüpfen, ja er drückte sogar den Wunsch aus, ihn persönlich besuchen zu dürfen. Maximilian erklärte kurzweg, nur dann mit dem Könige von Böhmen unterhandeln zu können, wenn derselbe zuvor seine Krone niedergelegt haben würde. Schon vor Pilsen hätte der Herzog gerne eine Schlacht geliefert, allein Bucquoy widersprach, und die Böhmen zeigten keine Lust dazu. Am 22. Oktober brach das ligistische Heer aus der Umgegend von Pilsen aus, und schlug den Weg nach Prag ein; die Böhmen zogen zur Seite der Katholischen, täglich kam es zu kleinen Gefechten. Indeß wurden die Oktobertage immer neblichter und kälter, die Zufuhr für das Heer immer schwieriger, während die Krankheiten unter den Soldaten mit doppelter Heftigkeit fortwütheten. Selbst mehrere Hofbediente Maximilians starben weg. Man hatte in Voraussicht solcher Uebel wenigstens für geistliche Stärkung gesorgt; der Pater Dominicus de Jesu Maria, ein spanischer Barfüßer, der längst im Geruche besonderer Heiligkeit stand, war trotz seines hohen Alters über die Alpen herübergekommen, um den Muth der katholischen Streiter durch seine salbungsvolle Beredtsamkeit zu beleben. Seine Wirksamkeit, sagt man, sey vom göttlichen Segen begleitet worden.

Bis Rakoniz waren die Böhmen dem katholischen Heere zur Seite geblieben, jezt eilten sie, da die Absichten des Feindes auf Prag nicht mehr zweifelhaft waren, in so starken Märschen voran,

daß sie früh Morgens den 8. November auf dem weißen Berge vor der Hauptstadt Böhmens ankamen. Der Entscheidungskampf war nun unvermeidlich. Sobald es der Nebel zuließ, stellte Fürst Christian von Anhalt, der oberste Feldherr Friedrichs V. seine Böhmen in Schlachtordnung. Er hatte die Stellung gut gewählt. Den Rücken des Heeres deckte das befreundete Prag, das Lebensmittel und Mannschaft liefern, und im Falle der Noth zum Zufluchtsort dienen konnte. Zur Rechten lag der königliche Park, stark mit Soldaten besezt, zur Linken ein steiler Abhang. Nur von Vornen, wo der Berg übrigens ziemlich rauh war, konnte das Heer angegriffen werden. Hier wollte man Verschanzungen aufwerfen. Die böhmische Schlachtordnung hatte die Gestalt eines Bogens, und bestand aus drei Linien, in deren lezter ungarische Reiterei, 6000 Mann stark, stand, um, wenn es die Umstände forderten, schnell von der Seite einbrechen zu können. Neben dem Anhalter kommandirten die Grafen von Hohenlohe, von Thurn, von Solms, von Hollach, auch der Sohn des erstgenannten, der junge Fürst von Anhalt, meist namhafte Krieger. Das böhmische Heer bestand etwa aus 21,000 Mann, und war um ein Drittel schwächer, als das katholische; die günstige Stellung mochte diesen Nachtheil ausgleichen, aber noch ein anderer Uebelstand lastete schwer auf den Böhmen. Der Geist der Ordnung, der Einigkeit, des Gehorsams, fehlte unter ihren Schaaren. Besonders wenig konnte man sich auf die ungarischen Reiter verlassen, welche Bethlen Gabor kurz zuvor den Böhmen zu Hülfe geschickt hatte. Ohne Eifer für die Sache Friedrichs V. murrten sie wegen des ausgebliebenen Soldes, und waren überdieß durch einen glücklichen Angriff, den die Kosaken im kaiserlichen Heere Tags zuvor auf sie gemacht, in hohem Grade entmuthigt.

Die Katholischen ließen nicht lange auf sich warten. Nachdem der Herzog die böhmische Nachhut während der Nacht unaufhörlich verfolgt, standen die Bayern am 8. Novbr. Morgens gegen 9 Uhr im Angesicht der Feinde. Gegen Mittag kam auch Bucquoy mit den Kaiserlichen nach. Die Bayern, von jeher als tapfere Streiter bekannt, wollten sogleich über die Böhmen herfallen; mit Mühe hielt sie Maximilian zurück. Der Graf von Bucquoy widerrieth die Schlacht, sey es aus der weltbekannten Bedächtlichkeit der niederländischen Kriegsschule, in der

er gelernt, sey es aus Eifersucht über den Ruhm des Herzogs von Bayern, dem er sich als kaiserlicher Oberfeldherr nur ungerne unterordnete. Aber Maximilian und Tilly drangen auf schnellen Angriff. Der Barfüßermönch mußte die Rolle der Verständigung beider Feldherrn übernehmen. Dominicus de Jesu Maria trat unter sie: »Ists jezt Zeit zu zaudern, zu zweifeln, o ihr theuren Söhne der Kirche. Wollt ihr nicht angreifen, jezt da doch der Herr eure und seine Feinde in eure Hände gibt. Glückseliger Streit, der für Gott geführt wird.« »Sehet,« sprach er, indem er ein verstümmeltes Marienbild hervorzog: »sehet, was sie der heiligen Mutter Gottes zugefügt haben. Diese wird euch schützen, Gott wird ihre Ehre retten. Vertraut auf den Herrn, und gehet kühn in die Schlacht.« Wohlan denn, riefen die Officiere, lasset uns im Namen Gottes kämpfen. Es war merkwürdiger Weise gerade der Sonntag, an dem man in der christlichen Kirche über die Worte unseres Erlösers predigt: »Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist.«

Das katholische Heer, über 30,000 Mann stark *), bildete ein Viereck. Auf dem rechten Flügel standen die Kaiserlichen, auf dem Linken die Truppen der Liga. Haufen von Reitern waren zweckmäßig unter das Fußvolk vertheilt. Neben andern ausgezeichneten Officieren führte der berühmte Tilly den Oberbefehl. Unter seiner Fahne focht damals René Descartes kaum 24 Jahre alt, derselbe der später die religiösen Meinungen der Völker einer strengen Prüfung unterwarf, und die Denkweise

*) Die Stärke des ligistischen Heeres zu Anfang des Feldzugs haben wir oben angegeben, das spanisch-östreichische Corps, das sich mit Maximilian vereinigt, bestand aus folgenden Truppen: 1) Fußvolk: Neapolitaner unter Spinelli 2500 Mann, Don Wilhelm Verdugo und Bucquoy 3000, Fugger 1200, Creange und Corrati 1200, Breuner 800, Herzog von Sachsen Teschen 1200, Nassau 1000, Fürstenberg 1000, Tiefenbach 900, Obrist Fuchs 600, Colalto 1000, Schaumburg 1000. 2) Reiterei: Don Balthasar de Maradas 400 Pferde, Dampierre 250, Florentius 200, Meckau 300, Lebell 400, Wallenstein 800, Gaucher 500, Lacroy 300, Montecuculi 300, Isterle 300, polnische Kosaken 800.

Europas änderte. Maximilian von Bayern und Bucquoy hielten im Hintertreffen.

Tilly und Tiefenbach führten die vordersten Reihen der Katholiken den weißen Berg hinan. Wüthendes Kanonenfeuer empfing sie. Eine halbe Stunde schwankte der Sieg. Besonders zeichnete sich auf Seite der Böhmen der junge Fürst von Anhalt aus. Wie ein Blitzstrahl *) stürzte er mit seiner Reiterei, den immer stärker andringenden Kaiserlichen entgegen, jagte erst das Tiefenbachische, dann das Breuner'sche Regiment in die Flucht, und nahm den Oberst Breuner gefangen. Aber unerschüttert stellte sich ihm Verdugo mit seinen Wallonen als Damm entgegen, während Maximilian und Bucquoy mit dem Degen in der Faust die Fliehenden ins Gefecht zurücktreiben; zugleich hieb ein bayerisches Regiment, vom Obersten Kratz geführt, und von Tilly herbeigerufen, auf den jungen Fürsten von Anhalt ein, und stellte die Ordnung wieder her. Breuner wurde befreit, der junge Fürst selbst gefangen. Hierüber erschreckt, ergriffen die Ungarn, statt von der Seite einzubrechen, jählings die Flucht. Jezt flohen die teutschen Reiter, auch das Fußvolk begann zu wanken. Herzog Johann Ernst v. Weimar, einer der wenigen Unirten, die Friedrichs Sache zu der ihrigen gemacht, wollte die Ungarn aufhalten. »Die Teutschen fliehen ja auch,« schrie ihr Anführer. »Gerne,« entgegnete der Herzog: »will ich kein Teutscher, sondern ein Ungar seyn, wenn ihr nur bleibt.« Aber vergeblich. Ungarn, Teutsche, Böhmen, Engländer, alles stürzte davon in eiliger Flucht, zu Roß und zu Fuß. Nur eine kleine Schaar hielt aus. Es waren die Mähren, geführt von Thurn und dem jungen Grafen von Schlik, entschlossen zu siegen oder zu sterben. Sie fanden fast alle ehrenvollen Tod. Der junge Graf Schlik, der wie ein Gemeiner zu Fuß stritt, wurde gefangen, Thurn entkam, das Schlachtfeld war jezt von den Böhmen geräumt, der Sieg des kaiserlich-ligistischen Heeres vollkommen. Der Kampf hatte nur eine Stunde gedauert.

Hundert Fahnen, zehn Kanonen und sonst eine reiche Beute fielen in die Hände der Sieger. Ungefähr 4000 vom böhmischen

*) Fulminis instar invectus in caesarianas turmas heißt es bei Adlzreitter.

Heere, kaum soviel Hunderte vom ligistischen, deckten das Schlachtfeld. Viele Flüchtlinge, besonders Ungarn ertranken in der Moldau. Der junge Fürst von Anhalt, die Grafen von Schlik und Styrum, überhaupt gegen 500 Böhmen fielen in Gefangenschaft. Unter den Todten auf dem Schlachtfelde lag auch Gottfried Heinrich v. Pappenheim, Obrister im Heere der Liga, mit sechs gefährlichen und vierzehn kleineren Wunden bedeckt. Ein kaiserlicher Soldat rettete ihn aus den Händen der Kroaten. Der Todtgeglaubte wurde wieder ins Leben zurückgebracht, um noch zwölf Jahre lang in den vordersten Reihen der Katholiken zu glänzen.

Friedrich V., Tags zuvor, nach fünfmonatlichem beschwerlichem Aufenthalt im Feldlager, nach seiner Hauptstadt zurückgekommen, saß eben an der Tafel, als ein Bote mit der Nachricht kommt, die Schlacht habe begonnen, bald berichtet ein zweiter: »Alles sey verloren.« Vom Stadtwalle aus sah er die Trümmer seines Heeres. Die Flüchtigen drängten nach den Mauern, auch die Katholischen rückten heran. In dieser Noth schickte er zu seinem Vetter, dem Herzog von Bayern, und bat um einen Waffenstillstand auf vierundzwanzig Stunden. Max bewilligte nur acht, indem er zugleich die Erklärung wiederholte, daß ohne Niederlegung der böhmischen Krone von keinen Unterhandlungen die Rede seyn könne. Viele riethen dem bedrängten Könige, in Prag zu bleiben: die Bürgerschaft werde ihren König vertheidigen. Pilsen und andere Städte seyen noch in den Händen der Mannsfelder, auch dürfe man hoffen, daß 12,000 Reiter, die Bethlen Gabor versprochen, bald ankommen würden; indessen werde Krankheit, Mangel und Winter die Feinde aufreiben. Allein Friedrich V. fühlte jezt, freilich zu spät, daß er nicht der Mann sey, eine bedrohte Krone zu behaupten. Bloß auf seine persönliche Sicherheit bedacht, verließ er den 9. Novbr. Morgens frühe, als Flüchtling die Königsstadt. Seine Gemahlin, der Fürst Christian v. Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn und einige Andere begleiteten ihn. So eilig war die Flucht, daß der König Krone und Scepter, der Fürst Christian zum Verderben für Viele seine geheimsten Papiere zurückließ. Friedrich begab sich zuerst nach Breßlau, um dort noch mit Hülfe der Schlesier weiteren Widerstand zu versuchen. Als dieß nicht gelang, ging er nach

Berlin, und von da später nach Holland, um in der Stille des Privatlebens seine Schmach zu verbergen.

An demselben Tage, wo Friedrich Prag verließ, hielt Maximilian seinen Einzug in Böhmens Hauptstadt. Viele Einwohner, besonders Katholiken, freuten sich über die Ankunft des Siegers, die übrigen waren von Schrecken betäubt. Schon am 11. November huldigte ganz Prag dem Kaiser, am 13. und 14. schwuren auch die Stände den Eid der Treue. Sie mußten zuvor demüthige Abbitte thun wegen ihrer Theilnahme an der Empörung, und alle Bundesurkunden ausliefern. In Betreff ihrer Vorrechte verwies sie Maximilian an die Gnade des Kaisers. Für sich selbst zeigte er löbliche Milde, und suchte den Ausschweifungen der siegreichen Truppen Schranken zu setzen.

Aber all dieß war nur Schein. Maximilian wußte wohl was nachkommen würde. Obgleich er es war, der die folgenden blutigen Scenen möglich gemacht, wollte er ihnen nicht anwohnen. Nachdem das ganze Königreich Böhmen, mit Ausnahme weniger von Mannsfeld noch besezter Städte, dem Beispiele Prags gemäß, dem Kaiser gehuldigt hatte, übergab Maximilian die weitere Verwaltung der böhmischen Angelegenheiten dem Fürsten Carl von Lichtenstein als kaiserlichem Statthalter, und reiste am 17. November nach München ab. Tilly blieb mit einem großen Theile des ligistischen Heeres in Prag zurück.

Fünftes Kapitel.

Die Rache.

Die erste Folge der Unterwerfung Böhmens war, daß die Jesuiten wieder in das Königreich zurückgerufen und in ihre Güter eingesezt wurden. Auch die vertriebenen Prälaten nahmen Aemter und verlassenes Eigenthum wieder in Besitz. Sonst blieb Alles fast vier Monate ruhig, aus zwei Gründen; erstlich wollte man die schuldigen Böhmen durch den Anschein von Verzeihung einschläfern, zweitens mußte man einen Feind, der noch im Lande war, und das Feuer des Aufruhrs wieder aufblasen konnte, sich vom Halse schaffen. Bucquoi zog bald nach der

Einnahme Prags mit dem größten Theile des kaiserlichen Heeres nach Mähren ab, um diese Landschaft zu unterwerfen, und von da nach Ungarn, wo er Bethlen Gabor die Spitze bieten mußte; nur Tilly war in Prag zurückgeblieben, jedoch mit nicht mehr Mannschaft als nöthig war, um die Ruhe in der Hauptstadt und ihren Umgebungen zu erhalten. Aber Mannsfeld hatte indeß noch Pilsen, Tabor, Ellbogen und verschiedene Schlösser inne. Kaum war Bucquoy abgezogen, so brach er hervor, schickte Streifpartien durch das ganze Königreich, und verwüstete besonders die Güter der Herrn, die von Friedrich abgefallen waren und Ferdinand II. gehuldigt hatten. Da der Kaiser für den Augenblick keine Mittel besaß, um ihn mit Gewalt zu verjagen, so versuchte man die Wirkung des Goldes. Eine große Summe wurde ihm für die Uebergabe von Pilsen und der andern Orte angeboten. Mannsfeld stellte sich anfangs wirklich so, als ob er mit dem Antrag zufrieden wäre; aber sey es, daß er den Kaiserlichen nicht traute, sey es, daß die Ernennung zum Feldmarschall in Böhmen, welche der verjagte Friedrich V. ihm um diese Zeit zugeschickt, seine Hoffnungen steigerte — er sezte sich von Neuem in Bewegung, eroberte die Städte Töpliz, Schlakenwald, Joachimsthal, sammt mehreren Andern, und sprach davon, Prag wieder wegnehmen zu wollen. Jezt erklärte ihn Ferdinand vogelfrei, und sezte einen Preis von 100,000 Gulden auf seinen Kopf. Zugleich wurden Bayern und Sachsen vom Kaiser um neue Hülfe gebeten. Diese besezten Eger; Herzog Maximilian schickte 3000 Mann, zu welchen auch Tilly einiges Volk stoßen ließ. Die Stadt Pilsen, welche indeß Mannsfeld verlassen hatte, um die lezte Zusammenkunft der Unirten in Heilbronn zu besuchen, wurde nun von den Truppen der Liga eingeschlossen, doch kam es nicht zum Sturme; denn der zurückgelassene Kommandant Mannsfelds übergab die Stadt gegen eine bedeutende Summe, und zog mit seinen Leuten in die Oberpfalz, wo sich Mannsfeld damals befand. Tabor, Ellbogen und die übrigen Plätze fielen ebenfalls in die Hände der kaiserlichen Hülfstruppen, und nun war ganz Böhmen unterworfen.

Noch ehe es so weit kam, hatte Ferdinand bereits die Hand zur Rache ausgestreckt. Den 10. Februar 1621 ließ der kaiserliche Statthalter Fürst Lichtenstein auf einmal 48 der

angesehensten Anhänger Friedrichs während der Nacht in Verhaft nehmen. Die Unglücklichen waren alle im Vertrauen auf die Gnade des Kaisers in der Stadt geblieben, obgleich Tilly einige Tage zuvor mehrere gewarnt, und zu schneller Flucht aufgefordert hatte. Zugleich erhielten die calvinistischen Professoren der Universität, und alle Prediger und Schulmeister von diesem Bekenntniß Befehl, innerhalb drei Tagen die Hauptstadt, und in kürzester Zeit das Königreich zu verlassen. Nicht minder ließ der Fürst Lichtenstein dreißig andere vornehme Schuldige, die sich ausserhalb Prag befanden, auffordern, in der Hauptstadt vor Gericht zu erscheinen. Auf sechs Wochen Zeit lautete die Ladung. Doch dauerte es noch vier Monate von der Verhaftnahme bis zum Bluturtheil; denn theils traute man noch nicht recht, weil die Mannsfeldische Macht noch im Königreiche stand, theils war auch Ferdinand selbst nicht entschlossen, was zu thun sey. Man behauptet, er habe anfangs kein Blut vergießen wollen. Allein die Jesuiten und besonders die beiden Statthalter Martiniz und Slawata, die den Sprung aus dem Fenster noch nicht vergessen, drangen auf Hinrichtung, damit ein fürchterliches Exempel gegeben werde. Der Blutbefehl kam endlich aus Wien, nachdem die Mannsfelder das Land geräumt hatten. Den 17. Juni 1621 rückten unversehens vier Schwadronen kaiserliche Reiter in die Stadt, und besezten die öffentlichen Plätze. Zwei Tage darauf wurden die Gefangenen vor den Statthalter gefordert, um ihr Urtheil zu vernehmen. Es lautete gegen 27 auf den Tod, gegen andere auf ewiges Gefängniß, auf mehr oder minder entehrende Strafen, gegen alle auf Confiskation der Güter. Man gestattete den Verurtheilten Besuche von Weibern, Kindern und Freunden, auch wurde zu jedem ein Geistlicher von seiner Confession zugelassen. Am folgenden Tage den 20. erschien eine Menge von Verwandten der Unglücklichen vor dem Pallaste des Statthalters, und flehten um Gnade; ihre Thränen, ihre Fußfälle waren vergeblich. Am Altstädter Rathhause wurde eine Bühne aufgerichtet, die man Abends mit schwarzem Tuche ausschlug. Der 21. Juni war für die Hinrichtung bestimmt. Früh Morgens wurden alle Thore der Stadt gesperrt, die Straßen um das Rathhaus mit Fußvolk und Reiterei besezt, einige Kanonenschüsse eröffneten das Trauerspiel. Während der Statthalter sammt den kaiserlichen Kommissarien

oben auf dem Altane des Rathhauses in Parade saß, verrichtete der Henker unten sein Amt. Der erste, den die Reihe traf, war der Graf Joachim Andreas Schlik, einst erster böhmischer Landrichter und Landvogt der Lausitz. Der Unglückliche befand sich im Februar, als die Verhaftung statt fand, nicht in Prag, sondern in Schlesien; aber die Rache eines Priesters lieferte ihn seinen Feinden aus. Der Churfürst von Sachsen hatte ihn nämlich auf Anrathen seines Hofpredigers Höe v. Hohenegg gefangen nehmen, und nach Prag bringen lassen. Dieß war die Strafe dafür, daß er den Brief des lutherischen Priesters, die böhmische Königswahl betreffend, dem allgemeinen Gespötte preisgegeben. Der Kopf und die rechte Hand wurde dem Grafen abgehauen. Ebenso ging es dreiundzwanzig andern, worunter Wenzel Budowecz, Christoph Harrant, Johann Jessenius v. Jeßen. Lezterem einem berühmten Arzte und Rektor der Prager Universität, der durch seine Beredtsamkeit sehr viel zur böhmischen Revolution beigetragen, wurde vor der Enthauptung die Zunge abgeschnitten. Seinen Leichnam zerrissen am folgende Tage vier Pferde unter dem Galgen, die Stücke hing man in den Hauptstraßen an Pfählen auf. Drei von den Verurtheilten wurden gehenkt, drei andere mit Ruthen zur Stadt hinausgepeitscht, und dann auf ewig des Landes verwiesen. Der Stadtschreiber der Altstadt Niklas Winiz mußte eine ausgesuchte Marter erdulden. Seine Zunge wurde an den Galgen genagelt, und so mußte der Unglückliche eine ganze Stunde dastehen. Alle Güter der Hingerichteten, nur allein das Witthum ihrer Frauen ausgenommen, zog man ein. Viele andere wurden zum Theil mit ewiger, Gefängnißstrafe belegt. Wer auf die Ladung nicht vor Gericht erschienen, oder geflohen war, verlor Ehre und Güter; die Namen der Flüchtigen wurden auf schwarzen Tafeln an den Galgen geschlagen.

Ehe die Rache weiter schritt und das ganze böhmische Volk traf, mußte der Kaiser von seinen benachbarten Feinden vollends befreit seyn. Bethlen Gabor war im Spätherbst 1620 wieder in Oestreich eingefallen. Der Graf Thurn, mit unversöhnlichem Hasse immer neue Gegner dem Hause Habsburg suchend, wie einst Hannibal gegen die Römer, begab sich zu ihm; ebenso der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf. Der Anfang des Feldzugs war unglücklich für den Kaiser, seine beiden

besten Feldherrn fanden den Tod in kleinen Gefechten, Dampierre bei einem Versuche auf Preßburg, wo die Kaiserlichen zurückgeschlagen wurden, schon im Okt. 1620; Bucquoy fiel den 9. Juli 1621 vor Neuhäusel, nachdem er mit Maximilian Böhmen erobert, Mähren für sich unterworfen, und zuletzt Preßburg genommen. Jezt streiften die Schaaren Bethlen Gabors wieder bis vor Wien; der Kaiser mußte von den Wällen seiner Hauptstadt herab gegen 1200 Dörfer, Märkte und Schlösser im Rauch aufgehen sehen. Als die Feinde auch in Mähren einfielen, verließ sie das Glück. Bei Standschüz empfing sie der Burggraf Hannibal v. Dohna mit Wallensteinischem Volke, schlug ihrer 1300 todt, und schickte drei erbeutete Fahnen dem Kaiser nach Wien. Nicht besser erging es dem Markgrafen von Jägerndorf, der indeß nach Schlesien gerückt war, um sein Land wieder zu erobern. Bei Kremsier traf Wallenstein auf ihn den 18. Okt. 1621. Der Markgraf wurde aufs Haupt geschlagen, und verlor 4000 Mann. Durch diese Unfälle, so wie durch die fürchterliche Verwüstung der Gränzen Ungarns, wo der Krieg hauptsächlich wüthete, bekamen die Ungarn satt an ihrem neuen Könige Bethlen Gabor; viele Edelleute fielen wieder von ihm ab, und wandten sich zurück zu ihrem alten Herrn, dem Kaiser. Nun schloß Bethlen Gabor im Jahr 1622 Frieden mit Ferdinand; auf die Krone von Ungarn verzichtete er zu Gunsten des Kaisers; dafür erhielt er sieben Gespannschaften des Landes zur lebenslänglichen Nutznießung und überdieß Titel und Würde eines Reichsfürsten. Der ungrischen Nation, die zum Gehorsam gegen Oestreich zurückkehrte, ward Amnestie zugesichert; ganz anders ging es jezt den Böhmen, gegen welche Ferdinand nun völlig freie Hand hatte.

Die reformirten Prediger waren bereits aus dem Königreiche vertrieben. Nun kam die Reihe auch an die Lutherischen, die man seither noch, theils aus Furcht wegen der großen Zahl der böhmischen Lutheraner, theils aus Rücksicht auf den Churfürsten von Sachsen geschont. Im Frühjahr 1622 ließ der Fürst von Lichtenstein den evangelischen Oberpfarrer Prags rufen, und übergab ihm folgende Artikel zur Mittheilung für seine Collegen: 1) Ob sie die Summe von einigen tausend Gulden zum Unterhalt der kaiserlichen Soldaten hergeben, 2) ob sie Friedrich's V. Krönung öffentlich widerrufen, 3) die alten Kirchengebräuche

wieder einführen, 4) sich vom Erzbischoff einweihen lassen, 5) ihre Eheweiber entlassen wollen? Als sie verneinend auf diese Fragen antworteten, erhielten sie Befehl, innerhalb drei Tagen Prag, innerhalb acht Tagen das Königreich zu räumen. Sie flohen sämmtlich, fünfzehn an der Zahl, nach Sachsen, und machten dem Churfürsten bewegliche Vorstellungen; dieser versucht es auch den kaiserlichen Statthalter auf andere Gedanken zu bringen; allein seine Bitten wurden verachtet. Sofort dehnte man die zu Prag begonnene Operation auch auf das Land aus. Eigene Kommissäre, von einer guten Anzahl Reiter begleitet, zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und verjagten die Prediger des augsburgischen Bekenntnisses. Gewöhnlich folgten diesen Pfarrern nicht bloß ihre Weiber und Kinder, sondern auch eine große Masse von Bürgern in die Verbannung. Hierauf wurden die Stadträthe gereinigt, alle protestantischen Rathsmitglieder mußten abdanken, katholische traten an ihre Stelle. Ebenso machte man es mit der Universität; die evangelischen Professoren wurden entfernt, die hohe Schule ganz in die Hände der Jesuiten gegeben.

Und nun erfolgte eine noch härtere Maßregel, welche nicht nur die ständischen Freiheiten des Landes untergraben, sondern auch die tief erschöpfte Kasse des Kaisers füllen sollte. Unverkennbar ist es, daß das Verfahren der spanischen Inquisition dabei zum Vorbilde diente. Plötzlich erschien nämlich ein scharfes kaiserliches Mandat des Inhalts: Alle begüterten Einwohner des Königreichs, die sich irgend einer Theilnahme an dem Verbrechen der Rebellion bewußt wären, sollten sich vor dem Statthalter stellen, ihre Missethat bekennen, und um Vergebung flehen. Denen, welche nicht erscheinen würden, wurde mit dem Tode gedroht. Der Aufruf wirkte. Siebenhundert achtundzwanzig böhmische Herrn, meist von Adel, kamen und klagten sich selbst an. Die Antwort war: sie hätten zwar verdient, Leib und Leben, Ehre und Gut zu verlieren; aus besonderer Milde wolle ihnen der Kaiser Ehre und Leben schenken, behalte sich dagegen vor, über ihre Güter zu verfügen. So geschah es auch. Mancher verlor die Hälfte, Mancher ein Drittheil, Mancher alle seine Güter. Die Reichsten wurden am schwersten bestraft. Man berechnet sämmtliche Confiskationen auf die ungeheure Summe von 40 Mill. Gulden. Der erschöpfte Schatz des Kaisers brauchte Geld, viel Geld. Doch kam das

wenigste in die Kassen Ferdinands. Mußten nicht die Jesuiten für ihre Verluste entschädigt, für ihre Treue belohnt werden? Auch der katholische Adel, der den Kaiser unterstüzt, griff tapfer zu. Hier legte Wallenstein den Grund zu seinen unermeßlichen Reichthümern, wie zu seiner nachmaligen Größe, und was mögen die Lichtensteine, die Dietrichsteine bekommen haben? Die Verzweiflung der Beraubten war entsezlich. Man besorgte zu Prag einen neuen Aufstand, deßhalb wurde den Kaufleuten bei hoher Strafe verboten, Pulver zu verkaufen. Zulezt als wenig mehr zu holen übrig war, stellte man das gerichtliche Verfahren unter dem Scheine einer Amnestie ein.

Aber die Verfolgung des evangelischen Glaubens hörte damit noch nicht auf. Unaufhörlich lagen die Jesuiten dem Kaiser in den Ohren, daß er die katholische alleinseligmachende Religion in ihrer ganzen Reinheit herstellen solle. Die lutherischen Prediger waren zwar vertrieben, und die Magistrate von Mitgliedern dieses Bekenntnisses gereinigt, aber die große Mehrzahl des Volks hing noch am protestantischen Glauben. Jezt erschien (im Jahr 1624) ein merkwürdiges Mandat, das die hartnäckigen Evangelischen nicht nur aller bürgerlichen, sondern auch aller Menschen-Rechte beraubte. Wir setzen die Hauptartikel dieses Dekretes her: Kein Unkatholischer kann das Bürgerrecht in Böhmen erlangen, oder irgend ein Gewerbe treiben. Keiner darf heirathen. Wer einem evangelischen Priester den Aufenthalt in seinem Hause gestattet, verliert all sein Eigenthum. Kein ordentlicher katholischer Pfarrer darf solche, die im evangelischen Glauben verstorben sind, zum Begräbniß geleiten, nichts desto weniger soll er die Stolgebühren von den Nachgelassenen einziehen. Wer in seinem Hause protestantischen Unterricht duldet, wird um seine Habe gestraft, und durch den Schergen zur Stadt hinausgepeitscht. Keines Unkatholischen Testament ist gültig, kein Protestant hat die Befugniß, seinen lezten Willen aufzusetzen. Wer von Gott, der heiligen Jungfrau Maria, der katholischen Kirche, oder dem glorreichen Hause Oestreich etwas Ungeziemendes redet, der soll am Leben gestraft werden und seine Güter verlieren. Die Armen in den Hospitälern, welche bis zu einem bestimmten Termin nicht zur katholischen Kirche übergehen, sollen hinausgestoßen werden und katholische Arme an ihre Stelle treten.

Nachdem dieses Mandat erlassen war, gingen Pfaffen in Prag von Haus zu Haus, und legten jedem Hausherrn, jeder Frau, jedem Gesellen oder Knecht, jeder Magd folgende vier Fragen vor: 1) seyd ihr katholisch geboren? 2) seyd ihr katholisch geworden? 3) versprecht ihr katholisch zu werden? 4) wollt ihr auf keine Weise katholisch werden? Die Antwort eines Jeden wurde aufgeschrieben, und da sich ergab, daß die Zahl der Verneinenden viel größer war, als die der Bejahenden, so scheute man sich, aus Furcht vor einem Aufruhr, mit der Thüre ins Haus zu fallen. Die Protestanten sollten allmählig entfernt werden. Den Anfang machte man mit vier der angesehensten Bürger. Sie durften vorher ihre Habe verkaufen, und die beweglichen Güter mitnehmen. Dann verbannte man die evangelischen Einwohner zu fünfzig, zu sechszig; alle zogen fort mit Weib und Kind. Die vermöglichen Bürger, der ehrbare Mittelstand, wanderten aus, das arme Gesindel blieb um der Klostersuppen willen, und wurde katholisch. Nicht so gemäßigt, wie zu Prag, verfuhr man auf dem Lande. Hier kostete die Bekehrung viel, viel Blut. Die Erfindung der berüchtigten Dragonaden verdankt die katholische Welt nicht Ludwig XIV., noch französischer Herzlosigkeit, sondern den Jesuiten Kaiser Ferdinand's II. In Städte und Dörfer wurden Mönche, von Dragonern begleitet, umhergeschickt, um das Bekehrungsgeschäft vorzunehmen. Unerhörte Gräuel bezeichneten den Pfad dieser Reformatoren. In die Stadt Kuttenberg rückte der spanische Oberst Huerda mit gezücktem Säbel ein, worauf die Bürger Haus und Hof stehen ließen, und nach Sachsen flüchteten; nur die elendesten bequemten sich katholisch zu werden. Die Einwohner der Stadt Jungbunzlau, die seit 200 Jahren zu den böhmischen Brüdern hielten, wollten ihren Glauben nicht ändern. Sogleich schickte man Dragoner und Kapuziner hin; als auch diese nichts ausrichteten, verbannte man die Hälfte der Einwohnerschaft. Nach Leutmeritz rückten zum nämlichen Zweck einige hundert Reiter und zwei Kapuziner; diese disputirten mit den gelehrtesten unter den Bürgern über Glaubenssachen, während dessen legten sich die Soldaten zu 20 und 30 in die Häuser der reichsten evangelischen Einwohner. Als auch diese Drohung nichts nüzte, kam ein ganzes Regiment in die Stadt, jezt flohen über 500 Personen, und ließen sich zu Pirna in Sachsen nieder. Nach Königsgrätz

kamen einige hundert Kroaten, die das Volk mit bloßem Säbel in die Messe hezten. Die widerspenstigen Männer wurden ins Gefängniß geschleppt, den verlassenen Weibern legte man Soldaten ins Haus, die nun an ihnen und ihren Töchtern viehische Gelüste stillten. Zulezt rannten Weiber und Kinder heulend vor die Gefängnisse, und plagten die Männer katholisch zu werden, damit sie nur der Plage los würden. Zu Bidczow ließ Huerda die Bürger aufs Rathhaus rufen, und fragte sie, ob sie katholisch werden wollten. Als einer derselben im Namen der andern antwortete, es sey keine leichte Sache, den angebornen Glauben zu ändern, prügelte ihn der Spanier eigenhändig halb todt und ließ ihn dann zur Stadt hinauswerfen. Die übrigen Einwohner thaten jezt aus Schrecken, was man wollte. Von Bidczow wurde Huerda nach Saaz beordert, er schickte seine Soldaten voraus, und kam in Gesellschaft etlicher Jesuiten, die immer um ihn waren, hinten nach. Nach seiner Ankunft wurden die Thore besezt, Niemand durfte bei Todesstrafe hinausgehen. Nur etwa hundert Personen entkamen über die Stadtmauern nach Meißen, die übrigen ließen sich von den Soldaten katholisch machen; alle böhmischen Bücher, denen die Jesuiten besonders feind waren, wurden vor der Stadt auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Das schlimmste Schicksal erfuhr die Stadt Prachatiz, deren Einwohner beim Anrücken der Soldaten die Thore schlossen, und sich drei Tage lang vertheidigten; endlich drangen die wüthenden Banden in die Stadt, und hieben alles nieder, so daß nach drei Stunden 1660 Todte in den Gassen umherlagen. Als man zu Lissa erfuhr, daß die Reformatoren auch diese Stadt heimsuchen würden, zündeten die Bürger ihre Häuser selber an, und entflohen mit allem, was sie fortbringen konnten.

Noch grausamer, wenn es möglich ist, wüthete man auf den Dörfern. Viele tausend Bauern, die entfliehen konnten, verließen das Land, andere verbargen sich im Dickigt der Wälder, im Gebirge, in Schluchten, in den entlegensten Dörfern, wohin kein Jesuite kam. Hier in diesen Zufluchtsstätten pflanzten sie ihren Glauben auf Kinder und Enkel fort, obgleich auch da der Fanatismus sie später aufstöberte und peinigte. So ist es geschehen, daß, als der edle, unvergeßliche Kaiser Joseph II. das Gewissen seiner Unterthanen frei gab, noch viele tausend unkatholische Bauern zum Vorschein kamen, die unter Hunger und

Kummer, in Jammer und Elend dem Glauben ihrer Väter, der Hußiten, treu geblieben waren. Als die Verfolgung immer wilder wurde, rotteten sich zulezt die verzweifelten Bauern zusammen, und es entstanden gefährliche Aufstände. Es ist natürlich, daß diese Unglückliche ihren päbstlichen Schindern Gleiches mit Gleichem vergalten, und mit Feuer und Schwerdt gegen die Unterdrücker wütheten. Wer hätte es unter gleichen Umständen nicht eben so gemacht! Aber was halfs. Soldaten rückten herbei, und trieben die zuchtlosen, schlecht bewaffneten Haufen auseinander, und nun ereilte sie schreckliche Rache. Viele wurden gehenkt, geköpft, gerädert, anderen begnügte man sich, die Ohren und Nasen abzuschneiden, denen, die am besten wegkamen, brannte man das Schandeisen auf die Stirne. So benahm man ihnen die Lust ferner zu rebelliren.

Noch glomm das Feuer unter der Asche, als der Kaiser im Jahr 1627 mit seiner Gemahlin und seinem ältesten Prinzen, der bereits zum König von Ungarn gekrönt war, nach Prag kam. Ein allgemeiner Landtag wurde ausgeschrieben, auf welchem der böhmische Adel in großer Anzahl erschien. Gleich zu Anfang der Verhandlungen erklärte Ferdinand II. die Absicht, seinen Erbprinzen zum König von Böhmen krönen zu lassen. Von Wahl war keine Rede mehr, auch wagte kein Adeliger davon zu sprechen. Die Krönung wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen. Weiter ließ der Kaiser den versammelten Ständen wissen, daß alle von seinen Vorfahren dem Reiche Böhmen ertheilten Vorrechte und Freiheiten null und nichtig seyen. Den Majestätsbrief zerschnitt er mit eigner Hand, der Gebrauch der böhmischen Sprache bei den Gerichten, wo sie bisher üblich war, wurde aufgehoben. Endlich erging noch ein Mandat an den Adel, des Inhalts: daß der Kaiser keine andere, als katholische Unterthanen in seinen Landen zu dulden gesonnen sey; wer nicht zur katholischen Kirche zurückkehren wolle, habe innerhalb der nächsten sechs Monate seine Güter zu verkaufen, und das Land zu verlassen. Eine beständige Reformationsbehörde wurde unter dem Vorsitze des Prager Erzbischoffs niedergesezt, mit der Befugniß, die Protestanten auf jede Weise zu bekehren und das Land von Ketzern zu reinigen.

Man rechnet, daß im Ganzen, seit der Wiedereinsetzung Ferdinands, über 30,000 Familien, und zwar die reichsten, gebildetsten, Gewerb- und Kunst-Fleißigsten Böhmen verließen. Sie

suchten in Sachsen, Brandenburg, Holland, der Schweiz, in Siebenbürgen Zufluchtsstätten. Der Wohlstand Böhmens war auf lange Zeit gelähmt. Auch die Künste, die Wissenschaften, in denen früher der Böhme dem Teutschen, wo nicht überlegen, doch gleich war, wanderten aus; denn die edlen Musen vertragen sich nicht mit der Knechtschaft. Erst in neuerer Zeit haben sie sich unter einem milden Scepter wieder in Böhmen gehoben und blühen auf. So errangen denn die Jesuiten in Böhmen den vollkommensten Triumph.

Wir sind seither des Zusammenhangs der Sachen wegen der Zeitfolge vorangeeilt. Aus demselben Grunde müssen wir hier in der Kürze über das Schicksal der Oestreicher berichten. Obgleich der Kaiser im Sommer 1620 dem niederöstreichischen Herrenstand freie Religionsübung zugesagt, so bewiesen ihm jezt seine Jesuiten, daß er dieses Versprechen nicht zu halten brauche, weil die evangelischen Prediger im Lande von der augsburgischen Confession abgewichen seyen, welches Bekenntniß allein jene Freiheit angehe. Also wurden die protestantischen Geistlichen auch aus diesem Herzogthum ausgewiesen, der alte Adel behielt allein das Vorrecht, die katholischen Kirchen ungestraft zu meiden. Wer sich sonst nicht fügte, mußte das Land verlassen. In Oberöstreich wurden die evangelischen Pfarrer und Schulmeister im Jahr 1626 verjagt. Hiedurch zur Verzweiflung getrieben, rotteten sich 38,000 Bauern und Bürger, unter der Anführung Stephan Feidingers, eines Hutmachers, zusammen, um Gewalt zu brauchen. Aber bald waren sie von einigen Regimentern, an die sich 8000 katholische Bauern anschloßen, auseinander gesprengt. Und nun erhielten die oberöstreichischen Stände strengen Befehl, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Dennoch dauerte der reformirte Glaube in der Stille fort. Im Jahr 1628 wurden auch in Schlesien die protestantischen Einwohner der Herrschaften, welche unmittelbar zur Krone gehörten, mit den Waffen zur katholischen Kirche zurück getrieben. Nur die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels und Bernstatt, welche evangelische Grundherrn hatten, und die Stadt Breslau, behielten für jezt noch freie Uebung der lutherischen Religion.

Wenden wir uns jezt zu dem königlichen Flüchtling, der die Hauptrolle in diesem Trauerspiel übernehmen mußte, zu

Friedrich V. Noch ehe er durch die Entscheidungsschlacht vor Prag sein Wahlkönigreich verlor, war sein Erbe in feindliche Hände gefallen. Als Spinola mit den Spaniern aus Brabant den Rhein heraufzog, lagerte der Markgraf von Brandenburg Anspach, als Feldherr der Union, mit seinen Truppen am Zusammenfluß des Mains und des Rheinstromes, jedoch ohne Ordre zu haben, etwas gegen die Spanier zu unternehmen. Jezt sezte Spinola bei Coblenz auf das rechte Ufer des Rheins herüber, und marschirte auf den Main los. Schon zogen die Unirten in die Nähe von Frankfurt, verwüsteten die Umgegend und stellten sich, als ob sie eine Schlacht annehmen wollten, als Spinola wieder bei Mainz auf das linke Ufer übersezte, und an Oppenheim vorbei, wo eine Abtheilung unirter Truppen lag, in die Pfalz einrückte, und die Städte Creizenach und Alzey wegnahm. Der Markgraf von Anspach begnügte sich, die Fortschritte der Spanier zu beobachten; auf die lauten Klagen der Pfälzer erwiederte er ganz gelassen, daß die Kriegsmacht der Union nicht zu einem Angriff, sondern bloß zum Zwecke der Vertheidigung zusammengezogen worden sey. Es war also offen zugestanden, daß sie die Erblande des Churfürsten von der Pfalz im Stich lassen, und bloß auf Sicherheit ihres eigenen Gebiets Bedacht nehmen wollten. Dabei bliebs, obgleich der Prinz Moriz von Oranien gegen 6000 meist englische Hülfstruppen zum Heer der Union stoßen ließ, und die verbündeten Fürsten beschwor, die Spanier nicht im Reiche zu dulden. Während des Winters überschwemmte Spinola ungehindert die Rheinpfalz und nahm viele feste Orte ein.

So stand es mit der Sache des Churfürsten am Rhein, als er in Folge der Prager Schlacht sein neues Königreich verlassen mußte. Der kaiserliche Bann folgte ihm auf dem Fuße. Den 21. Januar 1621 erklärte Ferdinand, Friedrich V. von der Pfalz, den Fürsten Christian von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, als Beleidiger kaiserlicher Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller Würden und Güter verlustig. Wider die Oberpfalz sollte der Herzog von Bayern, wider den Fürsten von Anhalt und den von Jägerndorf, sollte Churfachsen, wider den Grafen von Hohenlohe, der Bischof von Würzburg den Bann vollziehen. Die Rheinpfalz war ohnedieß schon in den Händen der

Spanier. Man schrie laut über die Ungesetzlichkeit dieser Acht, theils weil sie nicht mit den nöthigen Formalitäten versehen sey, indem die Churfürsten des heiligen römischen Reichs nicht darüber befragt worden, theils weil ihr die rechte Begründung fehle, indem Churfürst Friedrich V., durch die Annahme der böhmischen Wahl sich nicht gegen den Kaiser, sondern bloß gegen das Haus Oesterreich vergangen habe, wenn es je ein Vergehen sey, eine angebotene Krone anzunehmen. Dieß mag wahr seyn, allein die Reichskonstitution war längst ein bloßer Name geworden. Jeder verlezte sie, so lange er die Macht dazu hatte. Erst wenn ein Reichsstand so tief im Unglücke saß, daß die lezten Beweismittel der Fürsten, Kanonenkugeln und Pulver nichts mehr nüzten, berief man sich auf die Constitution, als auf den lezten Strohhalm der Verzweifelten, um gleich nachher wieder, wenn der Wind günstiger wurde, gegen sie zu handeln. War es der Reichskonstitution gemäß, als Churfürst Moriz den Kaiser Karl V. in Innsbruk überfiel? oder als Friedrich V. vor der Wahl zum böhmischen König mit dem Savoyarden und andern Fürsten über das Erbe Habsburgs das Loos warf? Was Friedrich V. andern hatte zufügen wollen, war ihm selbst widerfahren; er hatte also ebensowenig Recht sich über die Härte Ferdinands zu beschweren, als der große Friedrich sich über die Immoralität Oestreichs beklagen durfte, wenn ihm in Folge des siebenjährigen Krieges alle seine Länder genommen worden wären. Denn hatte er die Kaiserin Maria Theresia nicht zuerst ohne allen Schein von Recht beraubt!!

Als der Bann erfolgte, befand sich Friedrich V. in Breslau. Von hier aus schickte er den Grafen von Hohenlohe an den Churfürsten von Sachsen, um ihm die drohenden Gefahren der protestantischen Religion ans Herz zu legen. Die Antwort lautete so, wie sie ein Mann verdient, der in der Noth seinen Todfeind um Hülfe bittet: »der Pfalzgraf hätte sich sein Unglück selbst zuzuschreiben, warum habe er auch des Churfürsten treuen Rath verachtet und die unrechtmäßig angebotene Krone angenommen. Da der Allerhöchste durch den herrlichen Sieg, den er dem Kaiser verliehen, seinen Willen kund gethan, die Obrigkeit in Ehren zu halten, so bleibe dem Pfalzgrafen kein anderes Mittel übrig, als den Kaiser wegen der zugefügten großen Beleidigung um Verzeihung zu bitten, und die Rückkehr seiner Gnade

zu erflehen.« Friedrich wollte sich zu dieser entehrenden Bedingung nicht verstehen, ob er gleich nachher, als vollends die lezten Anker der Hoffnung gebrochen waren, den Rath freilich mit schlechtem Glück befolgte. Da er sah, daß die Schlesier ihm nicht helfen konnten, erlaubte er ihnen, sich dem Churfürsten von Sachsen zu unterwerfen, was er ohnedem nicht hindern konnte, und verließ Breßlau. Vor der Abreise erhielt er von den schlesischen Ständen noch ein Geschenk von 60,000 Gulden mit auf den Weg. Er begab sich nach Berlin zu seinem Schwager Georg Wilhelm, Churfürst von Brandenburg; bald mußte er jedoch fühlen, daß er dem Berliner Hofe, der vor dem Zorne des Kaisers zitterte, schwer zur Last fiel. Daher floh er nach Hamburg, allein auch von hier mußte er weichen, weil der Kaiser den Magistrat aufforderte, seiner Pflicht als Reichsstadt eingedenk, keinem Geächteten Schutz zu gewähren. Nun suchte der Unglückliche in Holland eine lezte Zufluchtsstätte.

Indessen hatte sich auch die Union vollends aufgelöst. Die verbündeten Stände wagten kaum mehr die Hand zu rühren, als der Streich in Prag erfolgte, und die Acht gegen ihr ehemaliges Haupt geschleudert wurde. Sie schickten eine unterthänigste Gesandtschaft an den Kaiser, um in sehr allgemeinen Ausdrücken und leise die Acht zu beklagen, und um deren Aufhebung zu bitten. Ferdinand antwortete in einem hohen Tone. Noch mehr erschreckt durch diese Sprache, ließen sich jezt die Unirten, unter Vermittlung von Churmainz und Darmstadt einen Vertrag gefallen, zufolge dessen sie mit Spinola im Frieden zu stehen, dem Pfalzgrafen Friedrich V. keinen Beistand zu leisten, noch eine neue Union zu seinen Gunsten zu schließen, und endlich alle ihre Kriegsvölker abzudanken gelobten. Der Kaiser verhieß dagegen die Sache des gefallenen Churfürsten auf dem nächsten Reichstag vorzunehmen. Wirklich kamen die Unirten im Mai 1621 zum leztenmal in Heilbronn zusammen, berichteten ihre auf eine Million Gulden angelaufene Kriegsschuld, und lösten sich dann auf, unter Vorbehalt, zum Schutze der Religion und Freiheit im Briefwechsel zu bleiben. Verdienten diese Herrn ein anderes Schicksal, als dasjenige war, welches sie bald traf und treffen mußte!!

Ausser dem englischen General Veer, und dem pfälzischen Feldherrn Michel von Oberntraut, die mit einer kleinen

Anzahl englischer, niederländischer und pfälzischer Soldaten noch etliche Plätze in der Pfalz besezt hielten, stand nur noch Mannsfeld für Friedrich V. unter den Waffen, während die Liga drohend ihr Haupt erhob.

Sechstes Kapitel.

Die Reichsacht wird von der Liga vollzogen. Teutschland mit der Unterjochung bedroht. Auswärtiger Krieg.

Es ist bei den teutschen Schriftstellern des 30jährigen Kriegs gewöhnlich, rührende Klagen darüber zu erheben, daß Kaiser Ferdinand, nachdem er die Erblande wieder erobert sah, nicht seinen Feinden verzieh, und den Degen in die Scheide steckte, wodurch, wie sie sagen, ein 28jähriges Unglück von Teutschland abgewendet worden wäre. Diese Ansicht von der Sache macht ihrem Herzen weit mehr Ehre, als ihrem Verstande. Zwei wesentliche Punkte sind dabei übersehen. Erstens hatte der Kaiser keine freie Hand, für sich den Krieg zu beendigen, denn hinter ihm stand die Liga und Herzog Maximilian von Bayern, der dem Münchener Vertrag gemäß nun zum Lohn für seine Dienste nach der Churwürde und nach den Landen seines geächteten Verwandten die Hände ausstreckte, welches Verlangen ohne Fortsetzung des Krieges nicht befriedigt werden konnte; hinter dem Kaiser stunden ferner die Jesuiten und die päpstliche Kurie, welche seit so langer Zeit den Krieg aufs künstlichste vorbereitet, und die völlige Unterdrückung des teutschen Protestantismus als Frucht davon pflücken wollten. Zweitens widerstreitet es den Gesetzen der Geschichte, oder, wenn man lieber will, der menschlichen Natur — wie sie in der That ist, nicht wie sie in Büchern oder manchmal auf dem Theater erscheint — es widerstrebt diesen Gesetzen, sagen wir, daß ein zuvor schwer beleidigter Sieger sich damit begnüge, sein geraubtes Eigenthum wieder in Besitz genommen zu haben, und daß er nicht vielmehr seinem Feinde die lezten Mittel, in Zukunft noch zu schaden, aus den Händen reißen sollte. Folglich trifft jene Klage vernünftiger Weise

nicht den Kaiser Ferdinand, sondern den damaligen Stand der Sachen, oder auch die Leidenschaften des menschlichen Herzens.

Mannsfeld stand mit seinem kleinen Heere in der Oberpfalz, als Tilly ihm aus Böhmen nachrückte, und beinahe den lezten Partheigänger Friedrichs V. unversehens vernichtet hätte. Mannsfeld war in ungünstiger Stellung von den Feinden umringt; List mußte helfen. Der Graf stellte sich, als ob er um eine gute Summe Gelds die bisherige Parthei verlassen, und zu den Katholiken übergehen wollte. Man unterhandelte also: während dieses Geschäfts machte sich Mannsfeld in einer regnerischen Nacht mit seinem Heere in der Stille davon, fiel ins Gebiet der Bisthümer am Mainstrom, und plünderte unbarmherzig. Unterwegs verstärkte sich sein Heer durch einen Theil der verabschiedeten Unionssoldaten bis auf 20,000 Mann. So fiel er in die Rheinpfalz, wo die Spanier eben unter Anführung des Generals Gonzalez von Cordua, die Stadt Frankenthal belagerten, und von Mannsfeld bedrängt, mit bedeutendem Verlust abziehen mußten. Aber Tilly war dem mannsfeldischen Heere indeß gefolgt. Die fürchterlich verheerte Rheinpfalz bot keinen Unterhalt mehr dar, Mannsfeld warf sich also ins Elsaß hinüber, überrumppelte die Stadt Hagenau, wo er von den Juden und Katholiken eine große Summe Gelds zur Bezahlung seiner Soldaten erpreßte, streifte hinauf [illegible]s Breisgau und ins Hochstift Speier hinunter, und verheerte das ganze Land so wild, daß viele der Einwohner Hungers starben, oder des Obdaches beraubt, in der Kälte erstarrten. Man pflegte damals sprichwörtlich zu sagen, wo Mannsfeld hinfalle, bleibe Nichts als Mühlsteine und glühend Eisen zurück. Indessen wurden seine Soldaten während des Winters zum Verderben des ganzen Lands so gut herausgefüttert, daß er mit erneuten Hoffnungen dem kommenden Feldzug entgegen sah. Unvermuhet erschien im März 1622 der flüchtige Kurfürst aus Holland in seinem Lager, nachdem er verkleidet einen gefährlichen Umweg durch Frankreich gemacht. Mannsfeld konnte jezt seine Räubereien mit einem glänzenden Namen decken. Dem unglücklichen Fürsten ward bald die Freude zu Theil, den lang entbehrten, zauberhaften Laut »Sieg« wieder zu vernehmen. Den 29. April grief Mannsfeld in Begleitung Friedrichs, die Bayern unter Tilly bei

Wisloch an, schlug sie in die Flucht, erlegte etwa 3000 Feinde, und belagerte dann die Stadt Ladenburg.

Dieser Sieg war Ersatz für ein Unglück, das einen neuen Verbündeten Friedrichs V. wenige Tage später traf. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, früher eifriges Mitglied der Union und aufs tiefste empört über die schmähliche Auflösung dieses Bündnisses, faßte den Entschluß für seinen Freund Friedrich V., den die ganze Welt verlassen, Leib und Leben zu wagen. Um wenigstens sein Haus für den Fall, daß ihm etwas Menschliches begegnen sollte, vor der Rache des Kaisers zu schützen, brauchte er den Kunstgriff, die Regierung an seinen Sohn abzutreten. Während des Winters brachte er 15,000 Mann und eine treffliche Artillerie zusammen. Wäre er mit dieser bedeutenden Macht zu Mannsfeld gestoßen, so hätten sie die Spanier sammt Tilly vertreiben können. Allein aller Wahrscheinlichkeit nach, konnte der markgräfliche Stolz den Gedanken nicht ertragen, mit einem Abentheurer wie Mannsfeld gemeinsame Sache zu machen. Nach dem glücklichen Gefechte bei Wisloch hielt er sich für stark genug, Tilly vollends zu überwinden, er marschirte mit seinem Volke nach Wimpfen, wohin sich der ligistische General zurückgezogen hatte. In der Nähe dieser Stadt ward er von Tilly den 6. Mai n. St. überfallen. Den ganzen Tag dauerte der Kampf mit wüthender Erbitterung. Feuer fingen zulezt die Pulverwagen des Markgrafen; dadurch wurde seine Niederlage entschieden. Mehrere Tausend Badische bedeckten den Wahlplatz, darunter etliche vom höchsten südteutschen Adel. Es fiel der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, deßgleichen mit 12 Wunden bedeckt der Herzog Magnus von Würtemberg an der Spitze seines Regiments. Markgraf Georg Friedrich selbst verdankte seine Rettung bloß einem Häuflein Pforzheimer Bürger, die 400 an der Zahl unter ihrem Bürgermeister Däumling, mit unerschütterlichem Muthe einen Damm gegen den Feind schloßen, mehrmals die angebotene Pardon abwiesen, und bis auf den lezten Mann starben. Mit den Trümmern des Heeres flüchtete der Markgraf zu Mannsfeld, und nahm hinfort an der Belagerung Landenburgs Theil. Nach Eroberung dieser Stadt zog Mannsfeld wieder in das Elsaß, um Hagenau zu entsetzen, das von dem Erzherzog Leopold bedroht war. Auf dem Marsche schlug er tausend kaiserliche Reiter, eroberte das feindliche Lager, und führte im Laufe des Frühlings

noch mehrere glückliche Streiche aus, aber ohne Resultat; es waren bloße Räuberzüge.

Noch ein anderer Kämpfer war indeß für Friedrich V. aufgetreten, ganz im Charakter Mannsfelds. Herzog Christian von Braunschweig, ein nachgeborner Prinz ohne Land und Leute, kürzlich zum Administrator von Halberstadt ernannt, und entweder für sein Bisthum fürchtend, oder entschlossen, sich mit dem Degen größere Güter zu erwerben, hatte schon im Jahre 1621 im niedersächsischen Kreise einen Haufen Soldaten geworben, die er auf mannsfeldische Art zu ernähren hoffte. Schon an dem Orte, wo die Werbungen stattfanden, und in dem eigenen Gebiete seines Bruders, des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig, beging er solche Ausschweifungen, daß dieser, im Verein mit dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, das Landvolk aufbot, und die unerträglichen Gäste fortjagte. Nun wandte sich Christian gegen den Rhein, überfiel mehrere mainzische Orte, und beging noch ärgere Räubereien, als Mannsfeld. Bei Busek von der Liga geworfen, mußte er im Stifte Paderborn Winterquartiere beziehen. Hier fand er in der Domkirche das goldene Bild des heil. Liborius, und ließ Dukaten daraus schlagen, ebenso machte er es in Münster, wo er einen noch glücklicheren Fang that. Zwölf silberne Apostel standen in der dortigen Cathedrale, Christian münzte Thaler davon mit der Umschrift: »Gottes Freund, der Pfaffen Feind.« Als ihm die Bischöffe Vorwürfe gegen seine Gottlosigkeit machten, entschuldigte er sich mit dem Ausspruch Christi: »Gehet hin in alle Welt.« Sein Kriegsvolk war indeß bis auf 15,000 Mann gewachsen. Im Frühling des Jahres 1622 wandte er sich wieder gegen Süden, überfiel das Städtchen Höchst, und wollte daselbst eine Brücke über den Main schlagen, um sich mit Mannsfeld, der im Elsaße stand, zu vereinigen. Allein Tilly und Cordua zogen ihm entgegen. Es kam am 19. Juli zur Schlacht, in welcher Christian von Braunschweig die Hälfte seiner Leute verlor. Mit dem Reste schlug er sich über die Brücke hinüber, und entkam ins Elsaß, wo die erwünschte Vereinigung stattfand. Die drei Heere, die sich seit Jahr und Tag für Friedrich V. erhoben, waren nun auf eines zusammengeschmolzen. Und welche Gesellschaft fand sich hier beisammen! Ein verjagter König, der

zu allen Gräueln den Namen hergeben mußte, ein abgedankter Markgraf (Georg Friedrich von Baden), ein notorischer Condottiere (Mannsfeld), und ein Prinz, der um Nichts besser war, als ein Räuber. Christian von Braunschweig im niederländischen Kriege aufgewachsen, persönlich tapfer, aber so brutal, als der roheste Soldat, hatte keine andere Bestallung mit in diesen Krieg gebracht, als die eines Abentheures, der auf eigene Faust das Kriegshandwerk treibt, um mit dem Säbel sein Glück zu machen. Zu verlieren hatte er nichts, denn er besaß keinen Schuh breit eigenes Land. Friedrich V. zog mit den Raubschaaren dieser Herrn herum, wie ein Bettler, angeblich als das Haupt der andern, in der That fast ohne Einfluß auf sie. Doch war das vereinigte Heer stark genug, um Tilly und Cordua noch längere Zeit im Schache zu halten, oder um sich wenigstens mit Gewalt in die Niederlande durchzuschlagen, wo der Waffenstillstand zwischen Moriz von Oranien und den Spaniern eben abgelaufen war, und die Erneuerung des Kriegs erwartet wurde. Der Kaiser war also noch nicht Herr in Teutschland, so lange Mannsfeld einen Theil der Pfalz und das Elsaß besezt hielt. Da schaffte sich Ferdinand durch List die verhaßten Gäste vom Halse. Die Könige von England und Dänemark lagen dem Kaiser seit längerer Zeit an, dem Churfürsten von der Pfalz zu verzeihen, und ihn in seine Erblande wieder einzusetzen; die Unterhandlungen wurden eben um diese Zeit von Dänemark lebhaft betrieben. Ferdinand antwortete sehr gemäßigt: »Er habe versöhnliche Gesinnungen gegen den Pfalzgrafen, allein er dürfe für sich Nichts entscheiden, sondern müsse erst die Churfürsten des heiligen römischen Reichs darüber hören, die er auch nächstens zu einer Versammlung zu berufen versprach. Weiter fügte er bei, »der Pfalzgraf verschlimmere leider seine Angelegenheiten selbst, denn so lange er den Krieg mit Gewalt fortsetze, und sich mit Männern wie Mannsfeld und Christian von Braunschweig in gefährliche Verbindungen einlasse, könne Er beim besten Willen Nichts für ihn thun.« Nun rieth König Jakob von England selbst seinem Eidam, durch Entlassung der Mannsfeldischen Soldaten dem Kaiser den lezten Vorwand zu nehmen. Friedrich V. ging in die grobe Falle. Während das vereinigte Heer, das unter seinem Namen focht, eben die Stadt Bergzabern belagerte, entließ er (22. Juli 1622) den

Herzog Christian zusammt dem Grafen von Mannsfeld, und stellte ihnen einen förmlichen Abschied aus. Dieß gethan, begab er sich wieder als Privatmann nach Holland zurück, um dort die Früchte seiner Willfährigkeit zu erwarten.

Was sollten nun die beiden abgedankten Generale thun? Auf dem Boden des Reichs konnten sie als kriegführende Parthei nicht mehr bleiben, ohne als vollkommene Räuber dazustehen. Beide waren längst vom Kaiser geächtet. Sie versuchten es zuerst, sich mit Ferdinand II. auszusöhnen, und boten ihm ihre Dienste an, wenn er die Reichsacht aufheben würde; allein man traute ihrer Reue kaiserlicher Seits nicht. Sie mußten also einen andern Herrn suchen, bald wurden sie auch von den Holländern herbeigerufen, die durch Spinola eben von Neuem bedrängt waren. Der Marsch mußte durch Frankreich genommen werden, weil die Päße durch Deutschland sich in den Händen der Liga befanden. Noch betrug die Schaar Mannsfelds 6000 Mann zu Fuß und 12 Compagnien Reiter, das Heer Christians von Braunschweig war noch stärker und belief sich auf 15,000 Mann. Sie drangen in Eilmärschen durch Lothringen nach Flandern vor. Aber der spanische General Cordua folgte ihnen auf der Ferse, bei Fleury erreicht er sie, es kam zur Schlacht. Die Mannsfelder waren fast seit 10 Wochen unter kein Dach mehr gekommen, viele hatten seit 14 Tagen kein Brod mehr gegessen, und nur von Obst gelebt, die Ruhr wüthete unter ihnen; dennoch stellten sie sich den Spaniern, die einen leichten Sieg erwarteten, mit gewohnter Tapferkeit entgegen. Cordua verlor 4000 Mann und sein ganzes Gepäck. Aber auch von den Teutschen kamen viele um. Der Herzog Friedrich von Sachsen-Weimar fiel, ebenso der Graf Heinrich von Ortenburg. Herzog Christian von Braunschweig wurde mit einer Drahtkugel so gefährlich in den Arm geschossen, daß er sich denselben ablösen lassen mußte. Die verhungerten Sieger konnten ihren Vortheil nicht verfolgen. In den angestrengtesten Märschen wurde der Zug nach Holland fortgesezt; wer aus Ermüdung nicht mehr folgen konnte, wer krank oder verschmachtet war, blieb zurück, eine Beute der durch die Zerstörung ihres Eigenthums erbitterten Bauern. Als der Zug endlich in Breda ankam, bestand er nur noch aus 7000 Reitern und 5000 Mann zu Fuß.

Tilly benüzte die Entfernung der Mannsfeldischen und Braunschweigischen Horden aufs Beste. Die Stadt Heidelberg, in welcher noch ein kleiner Haufe Engländer im Dienste Friedrichs V. lag, war schon früher von der Liga belagert worden; jezt wurde sie im September 1622 erstürmt. Für den tapfern Widerstand der Besatzung mußte die Einwohnerschaft schwer büßen. Unerhört wurde in der unglücklichen Stadt geraubt, gemordet, geschändet. Das Schloß ergab sich auf schlechte Bedingungen; dort befand sich ein großer Bücherschatz, dessen Manuscripte allein schon damals auf 80,000 Kronen geschäzt wurden. Maximilian machte dem Pabste ein werthes Geschenk damit. Erst im Jahre 1817 nach der allgemeinen Wiederbringung alles Geraubten kam ein Theil davon aus dem Vatikan nach Heidelberg zurück. Glückliches Teutschland, wenn du im 30jährigen Kriege nichts als diese Pergamente verloren hättest! Nach Heidelbergs Fall wurde auch Mannheim erobert, nur Frankenthal, obgleich von Tilly schwer bedrängt, hielt noch fest; allein im folgenden Jahre fiel auch dieser lezte Ort in die Hände der Liga; und nun hatte der unglückliche Churfürst kein Schloß, keinen Schuh breit Erde in seinem Erblande mehr inne. Obgleich jezt kein Feind mehr gegen die Liga in Waffen stand, dehnte Tilly seine siegreiche Macht in immer weiteren Kreisen aus. Nicht nur in der Pfalz und in Zweibrücken, sondern auch in den benachbarten kleineren Reichsstädten wurden die evangelischen Prediger fortgejagt, ihre Kirchen den Katholiken eingeräumt. Die Städte Friedberg, Wezlar, Gelnhausen, die früher nicht einmal der Union beigetreten waren, weiter Hagenau, Kronweiler, Worms, selbst Speyer, troz des Kammergerichts, das dort residirte, verloren ihre Freiheiten, und mußten sich die drückendsten Einquartirungen gefallen lassen. Man wollte die Einwohner absichtlich durch diese Gewaltthätigkeiten zu einem Aufstande reizen, damit man nachher Gelegenheit hätte, ihnen dasselbe Schicksal zu bereiten, wie einst Donauwörth. Nicht besser ging es den benachbarten kleinen Herrn; die Grafen von Hanau und Ysenburg wurden hart gezüchtigt. Tilly dehnte die Quartiere seines Heeres bis in die Wetterau und Hessen gegen Norden, gegen Süden bis in die Baden-Durlachischen Lande und den schwäbischen Kreis aus.

Im folgenden Jahre (1623) erschien noch einmal der alte Feind in Waffen gegen die Liga. Die Holländer waren der

Zuchtlosigkeit des mannsfeldisch-braunschweigischen Heeres bald überdrüssig geworden, sie benützten die nächste beste Gelegenheit, sich ihrer gefährlichen Helfer zu entledigen. Während Mannsfeld in der fetten Provinz Ostfriesland seine Heeresabtheilung mit dem Raube des Landes zu neuen Unternehmungen herausfütterte, erschien Herzog Christian, voll Leidenschaft für die unglückliche Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, mit den Seinigen wieder in Niedersachsen. Nach Rittersitte trug er den Handschuh jener Prinzessin auf dem Helme, und in seinen Fahnen war der Wahlspruch eingestickt: »Alles für Gott und Sie.« Seine Verwandte, unzufrieden über die Verbindung Christians mit Mannsfeld, und der König von Dänemark hatten ihn zurückgerufen. Erschreckt durch die Fortschritte Tillys, hielten damals die niedersächsischen Stände einen Tag, und beschloßen ein Heer von 10,000 Mann auf die Beine zu bringen. Christian von Braunschweig bewarb sich um den Oberbefehl über dieses Kriegsvolk, und der König von Dänemark, der als Herzog von Holstein Mitglied des niedersächsischen Kreises war, unterstüzte sein Gesuch insgeheim. Aber die Stände wiesen, aus Furcht die Liga wegen des Herzogs in ihr Land zu ziehen, das Anerbieten ab, und übertrugen das Kommando über die geworbene Mannschaft dem Herzog Georg von Lüneburg. Christian von Braunschweig blieb Nichtsdestoweniger, wenn nicht als vertragsmäßiger, doch als faktischer Bundesgenosse der niedersächsischen Stände im Lande; er brachte auf Kosten der Stifter Hildesheim und Halberstadt eine namhafte Mannschaft zusammen, besezte die Weser, und verschanzte sich in Rinteln, um den Einfall der Ligisten abzuwehren. Nun erhielt Tilly Befehl heranzurücken, zu gleicher Zeit versäumte der Kaiser nicht, dasselbe Mittel, das gegen Churfürst Friedrich V. sowohl geglückt war, auch gegen die niedersächsischen Stände in Anwendung zu bringen. Ferdinand schrieb an den König von Dänemark, und einige andere Fürsten des Kreises: die Stände möchten ihre Rüstungen einstellen, gerne würde der Kaiser dem Herzog Christian von Braunschweig, wie dem Grafen von Mannsfeld verzeihen, und die Acht aufheben. Man traute diesem Versprechen für jezt noch nicht, weil die Begnadigung nicht auch auf die Heere beider Generale ausgedehnt war. Tilly sezte also den Marsch weiter fort, und schon war eine kleine Abtheilung

seines Heeres unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg von Christian geschlagen, als der Kaiser seinen Zweck dennoch erreichte. Auf einem niedersächsischen Kreistage, der um diese Zeit zu Lüneburg gehalten wurde, erschien ein Gesandter Ferdinands II. mit der Erklärung: der Kaiser werde das ligistische Kriegsvolk ungesäumt aus Niedersachsen zurückziehen, sobald Herzog Christian die Verzeihung annähme, und seine Leute entlasse. Die Stände ließen sich täuschen: dem Herzoge wurde bedeutet, entweder den Kreis zu verlassen, oder sein Volk abzudanken und die Begnadigung anzunehmen; im Weigerungsfall drohten die Stände ihr Volk zu Tilly stoßen zu lassen, um Christian gemeinschaftlich mit diesem zu vertreiben.

Christian wählte das erstere. In der Absicht wieder nach Holland zu ziehen, verläßt er seine feste Stellung bei Rinteln und bahnt sich durch Westphalen einen Weg. Aber Tilly folgt ihm auf der Ferse und erreicht die Braunschweiger den 6. August 1623 bei Stadtlohn im Bisthum Münster. Schrecken ergrief Christians Truppen bei der Annäherung des weit überlegenen Feindes, dessen Heer 20,000 Mann zählte. Das Terrain durch enge Wege und Sümpfe durchschnitten, war den Braunschweigern ungünstig, kaum leisteten sie Widerstand; so erfochten die Kaiserlichen unter Tilly einen großen und leichten Sieg. Alles Gepäcke, Kanonen, Wagen und Vorräthe fielen in ihre Hände, viele vornehme Offiziere wurden gefangen, das Fußvolk völlig zerstreut, nur von der braunschweigischen Reiterei rettete sich ein beträchtlicher Theil. Dreitausend fünfhundert von den flüchtigen Reitern sammt 200 Fußknechten (dem Reste der Infanterie) nahmen die holländischen Staaten in Dienste, aber nur auf drei Monate, nach Verfluß dieser Zeit wurden sie abgedankt. Ein Theil davon wollte das Kriegshandwerk dennoch nicht aufgeben. Herrmann von Styrum führte sie daher nach Friesland zum lezten teutschen Feinde des Kaisers, zum Grafen von Mannsfeld, der indeß seine Schaaren zum größten Schaden jener Provinz zusammengehalten hatte. Mannsfelds Heer bestand um diese Zeit aus 4000 Reitern und 500 Fußknechten von seinen eigenen Leuten, aus 1200 Mann halb Fußvolk, halb Reitern von den abgedankten Braunschweigern, endlich aus 800 Franzosen, in Allem 6500 Köpfen. Gegen ihn sezte nun Tilly seinen Siegeslauf nach Norden fort, aber es kam nicht mehr zur

Schlacht. Schon vorher hatten die ostfriesischen Stände, durch die Erpressungen der wilden Gäste zur Verzweiflung getrieben, dem Grafen eine große Summe Geld geboten, wenn er nur abziehen würde; aber Mannsfeld verlangte noch viel mehr; die Friesen waren bereits entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, als holländische Gesandte einen Vertrag vermittelten, kraft dessen Mannsfeld gegen Empfang von 300,000 Gulden, seine Soldaten abzudanken, und das Land zu räumen versprach. Dieß geschah auch. Von den Schaaren Mannsfelds, und Christians von Braunschweig, die vor zwei Jahren 30,000 Mann stark gewesen, war nicht eine einzige Kompagnie mehr übrig, und der heranziehende Tilly fand keine Feinde zu bekämpfen. Mannsfeld sezte nach England über, um sich dort das nöthige Geld zu neuen Unternehmungen zu verschaffen; seine Rolle war noch nicht ausgespielt.

Indessen war der Kaiser beschäftigt, durch politische Maßregeln das zu sichern, was man mit dem Schwerte erobert. Der Fürstentag, auf welchen Ferdinand den unglücklichen Pfalzgrafen vertröstet hatte, wenn dieser das Mannsfeldische Heer entlassen wollte, wurde im Januar 1623 in Regensburg gehalten. Ausser einigen partheilosen oder dem Kaiser besonders ergebenen Großen waren die Churfürsten berufen. Aber nicht von Wiedereinsetzung Friedrichs V. war die Rede, vielmehr stellte Ferdinand den Antrag, daß die pfälzische Chur an den Herzog von Bayern übertragen werde. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg erschienen nicht in eigener Person: jener um durch seine Abwesenheit dem Kaiser seine Mißbilligung der Vorgänge in Böhmen auszudrücken, dieser weil er die Beraubung seines Schwagers nicht mitunterschreiben mochte. Doch hatten beide Gesandte geschickt. Die Leztern, wie auch der Landgraf von Hessendarmstadt, der persönlich erschienen war, widersezten sich dem kaiserlichen Antrag, weil der Pfalzgraf ohne rechtliche Untersuchung und mit Hintansetzung aller Formalitäten geächtet worden sey. Zugleich sprachen sie den Wunsch aus, der Kaiser möchte ihn, wenn er sich unterwerfe, zu Gnaden annehmen, und ebenso auch Böhmen durch eine allgemeine Amnestie beruhigen. Dieser Widerspruch war indeß nur von dem Churfürsten von Brandenburg ernstlich gemeint, die andern beiden wollten, wie der Erfolg bewiesen hat, ihre Zustimmung zu dem kaiserlichen Vorschlag

erst um einen neuen Preis verkaufen. Ferdinand behandelte daher die Einrede nach ihrem wahren Werthe. Nachdem er einige Worte darüber hatte fallen lassen, daß er geneigt sey, den reuigen Pfalzgrafen für seine Person zu begnadigen, sprach er seinen festen Entschluß aus, denselben nie wieder in die Churwürde einsetzen zu wollen. »Man werde ihm doch nicht zumuthen in dem höchsten Reichskollegium einen Fürsten zu dulden, der Alles zu des Kaisers Schimpf und Schande aufgeboten habe; Herzog Maximilian verdiene es durch seine Verdienste um das Reich, daß ihm jene Würde, die Friedrich V. verwirkt habe, übertragen werde.« Die anwesenden katholischen Fürsten waren schon vorher in gleichem Sinne von Bayern bearbeitet worden. Ohnedieß forderte ihr Interesse die Erhebung des Herzogs; denn sobald er die Chur erhielt, war die entschiedene Mehrzahl im Churfürstenkollegium auf Seiten der Katholiken, nur zwei von sieben Churstimmen gehörten von nun an noch den Protestanten. Sie unterstützten daher den kaiserlichen Vorschlag mit Wärme, und so wurde derselbe durch Stimmenmehrheit angenommen. Die Fürsten von der andern Parthei verlangten nun, daß wenigstens den Kindern und Erben Friedrichs V. ihre Rechte auf die Churwürde vorbehalten würden. Dieß ward vom Kaiser bewilligt, indem er ihre Ansprüche an einem gelegenen Orte mit Zuziehung der Churfürsten zu untersuchen versprach; im Falle der Anerkennung sollten sie dann nach Maximilians Tode wieder in die Würde ihres Vaters eingesezt werden. So blieb wenigstens ein kahler Trost für Friedrichs Erben übrig, zugleich zog Ferdinand II. aus dieser zweideutigen Erklärung den andern Vortheil, daß der Herzog die sehnlich erwünschte Chur nur halb erhielt, und ihren dauernden Besitz erst durch neue Verdienste um den Kaiser erringen mußte.

Am 25. Februar 1623 wurde Maximilian mit dem Churhute belehnt, doch konnte er erst nach Einwilligung Sachsens und Brandenburgs in das Churfürstenkollegium eingeführt werden. Der Kaiser besaß den Talisman, um diese Zustimmung zu erlangen. Zuerst wurde der Landgraf von Hessen-Darmstadt auf die Seite gebracht. Die Darmstädter Linie lag seit längerer Zeit mit der Kasseler Linie im Prozeß über die Marburger-Erbschaft. Nun wußte Ferdinand die höchste Justiz des Reichs dahin zu bestimmen, daß die bestrittenen Güter dem Darmstädter

Hofe zugesprochen wurden. Dieß wirkte. Von Stunde an war der Landgraf nicht nur für seine Person mit den kaiserlichen Verfügungen völlig einverstanden, sondern bearbeitete auch seinen Schwiegervater, den Churfürsten von Sachsen in gleichem Sinne. Uebrigens ließ man, um diesen leztern, als den mächtigsten Reichsfürsten unter den Protestanten zu gewinnen, noch besondere Minen springen. Johann Georg hatte die Kriegskosten, die er für die böhmische Hülfe ausgegeben, auf sieben Millionen Thaler berechnet. Den 23. Juni 1623 wurde eine kaiserliche Urkunde ausgestellt, kraft deren er die beiden Lausitzen dafür förmlich als Pfand erhielt. Noch größere Versprechungen wurden ihm gemacht, und Ferdinand hielt auch Wort. Er ertheilte ihm später die Anwartschaft auf die Grafschaft Hanau, und alle dazu gehörigen Reichslehen, ferner auf die Grafschaft Schwarzburg, den halben Thüringer Wald, sowie auf etliche Lehen in Niedersachsen. Diese Freigebigkeit besiegte den Widerwillen Johann Georgs gegen die bayrische Chur. Er gab im Juni 1624 auf einer Zusammenkunft in Schleusingen seine Einwilligung dazu. Brandenburg widersprach noch immer, allein man achtete den schwachen Churfürsten Georg Wilhelm zu gering, um auf seine Weigerung Rücksicht zu nehmen, oder dieselbe mit einem hohen Preise abzukaufen. Hätte man ihm das Lehen seines Verwandten, des geächteten Markgrafen v. Jägerndorf ertheilt, so würde Georg Wilhelm, allem Anschein nach, freiwillig seine Zustimmung gegeben haben. Etliche Jahre später erzwang sie Wallenstein mit seinen Soldaten. Und nun nach erfolgter Zustimmung Sachsens wurde Maximilian von Bayern zu Nürnberg (30. Juni 1624) feierlich ins Churfürsten-Kollegium eingeführt.

Man sieht, Ferdinand verdankte seiner schlauen Politik, oder vielmehr der thörichten Habsucht vieler protestantischen Reichsstände fast ebensoviel, als dem Schwerte der Liga. Indem er die gegenseitige Eifersucht der evangelischen Fürsten, und besonders der verschiedenen Linien Eines Hauses benüzte, indem er von dem Raube des Feindes, der zunächst seiner Rache verfallen war, einen kleinen Theil an die Neider desselben abfallen ließ, indem er so durch den Reiz des augenblicklichen Gewinns die mächtigsten Protestanten blind machte gegen die gemeinschaftliche Gefahr, welche sie alle bedrohte: durfte er hoffen, die Zahl seiner Feinde immer mehr zu beschränken, und zulezt einen durch den andern zu

vernichten. Jezt nachdem der Churpfälzer gänzlich vernichtet war, und kein offener Feind mehr der bewaffneten Liga entgegenstand, traf die kaiserliche Rache auch die übrigen Anhänger Friedrichs V. Mit dem Fürstenthum Jägerndorf wurde das Lichtensteinische Haus belehnt, die obere Markgrafschaft Baden, welche Georg Friedrich von Badendurlach, nach dem Tode des Markgrafen Eduard Fortunatus an sich gezogen, weil dessen Söhne nicht ebenbürtig waren, nahm Tilly zu Gunsten derselben weg, worauf der älteste von ihnen, der in Brüssel erzogene Markgraf Wilhelm sogleich Jesuiten ins Land rief und Kollegien für sie stiftete. Markgraf Georg Friedrich selbst flüchtete nach Savoyen. In der Pfalz mußten alle reformirten Einwohner, die sich nicht zum Uebertritt bequemen wollten, den Wanderstab ergreifen, um im Auslande Freiheit des Gewissens zu suchen; das schöne Land verwandelte sich durch die fürchterlichen Bedrückungen der Spanier und Ligisten in eine Einöde, die Sieger trieben die Rache so weit, daß sie nicht einmal der unglücklichen Mutter Friedrichs V., die ihren Sohn vor Annahme der böhmischen Krone gewarnt, ihr Witthum ließen. Gnade erhielten nur diejenigen Freunde Friedrichs V., bei denen nichts zu erholen war, Christian von Braunschweig und der Graf Georg Friedrich v. Hohenlohe. Nachdem sie im Jahr 1624 den Kaiser, auf den Knieen liegend, um Verzeihung gefleht, wurde die Reichsacht aufgehoben.

Während des Jahres 1624 zog Tilly mit seinen Schaaren durch Teutschland hinauf und hinunter, überall Schrecken verbreitend, oder die kaiserlichen Banndekrete vollstreckend. Jesuiten folgten dem Heere auf dem Fuße, um Missionen in der Ober- und Unterpfalz wie in Schwaben zu begründen. Das südliche Teutschland war unterjocht oder katholisch, das nördliche, wo die meisten Protestanten wohnten, athmete noch, aber wie in der Schwüle eines Gewitters. Die Fürsten, ohne allen Gemeingeist, und überdieß durch den schlechten Ausgang ihrer bisherigen Bünde geschreckt, wagten keinen bewaffneten Widerstand mehr. Jeder hoffte, der Blitz werde nicht ihn, sondern bloß seinen Nachbar treffen. So war Ferdinand, oder vielmehr der neue Churfürst Maximilian im Namen des Kaisers, Herr des Reiches. Da die Liga nicht entwaffnete, obgleich kein Feind mehr wider sie im Felde stand, sieht man, daß jene beiden Fürsten einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten wünschten, um Anlaß zu völliger

Unterdrückung ihrer Gegner zu bekommen. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Die meisten Großmächte Europas sammt vielen der kleineren, Frankreich, England, Savoyen, Venedig, Dänemark, Schweden waren durch die wachsende Größe Oestreichs in die heftigste Eifersucht versetzt; der erste europäische Bund zu Gunsten der protestantischen Reichsaristokratie wider Habsburg bildete sich. Gustav Adolph von Schweden und König Christian IV. von Dänemark boten sich als Feldherrn an.

Siebentes Kapitel.

Frankreich. Richelieu. England. Buckingham. Der Vertrag von Avignon. Unterhandlungen mit Gustav Adolph und Christian IV. von Dänemark. Erster europäischer Krieg wider Ferdinand. Die teutschen Finanzen im 30jährigen Kriege.

Nach dem Tode Heinrichs IV., gaben die Gewalthaber in Frankreich, während der Vormundschaft, und in den ersten Jahren der Regierung seines Sohnes Ludwig XIII. die großen Staatsmaximen jenes Königs auf. Der französische und spanische Hof, früher Todfeinde, verbanden sich durch Wechselheirathen. Sully zog sich aus dem Ministerium zurück, die Großen, nicht mehr durch die kräftige Faust Heinrichs IV. nieder gehalten, hoben wieder ihr Haupt, ein neuer Religionskrieg bedrohte das Land. Zwei unfähige Minister, der Marschall von Ancre, und nach ihm der Connetable Luines regierten. Aber im Jahre 1624 änderte sich die Scene, als einer der größten Staatsmänner aller Jahrhunderte ans Ruder kam. Armand Johann Du Plessis, Herzog von Richelieu, Kardinal der römischen Kirche, geboren zu Paris den 5. September 1585, zuerst für den Degen bestimmt, widmete sich später dem Dienste der Kirche. In früher Jugend wurde er Bischoff von Lucon; in dieser Würde gewann er die Gunst der Königin Mutter Maria von Medicis, die ihren Sohn Ludwig XIII. damals allein beherrschte, und trat als Staatssekretär in die Verwaltung. Durch den Schein großer Demuth, selbst körperlicher Schwäche, wußte er die Partheien

am Hofe über seinen wahren Charakter zu täuschen. Seine Zeiten kamen, als nach dem Tode des Connetable Luines das Staatsruder erledigt ward. Von der Königin Mutter begünstigt, trat Richelieu an die Spitze der Regierung, legte von dieser Zeit an den Mantel erheuchelter Demuth ab, und zeigte seine angeborne Löwen-Natur. Obgleich Priester, und in kirchlichen Würden bis an sein Ende funktionirend, opferte er alle Rücksichten dem Staate, den er während einer achtzehnjährigen Verwaltung gefürchtet nach aussen, im Innern einig, kompakt, von Einem Willen beseelt, zur Hauptmacht Europas zu machen verstand. Frankreich verdankt diesem Cardinal mehr als Ludwig XIV. und seinen Generalen, vielleicht so viel als dem Kaiser Napoleon. Die Grundlagen des Gebäudes, das er aufführte, waren so stark, daß sie selbst durch die große Unfähigkeit spätérer Könige und Minister nicht mehr vernichtet werden konnten. Seine ganze Verwaltung trug das Gepräge hoher Consequenz, sie läßt sich auf folgende drei Punkte zurückführen: die Reformirten in Frankreich, als bewaffnete Parthei, zu unterdrücken, die französische Aristokratie, und jede Regung, die sich dem erleuchteten Willen der Krone oder des Staats entgegensetzen wollte, niederzuschlagen, drittens im Auslande Uneinigkeit zu befördern, namentlich die Dynastie Habsburg, die alte Nebenbuhlerin Frankreichs, aufs tiefste zu schwächen. Der ausserordentliche Mann erreichte diese höchst schwierigen Zwecke im vollkommensten Sinne: den ersten, indem er die Stadt Larochelle, einen damals für unüberwindlich geltenden Waffenplatz der Reformirten, durch Hunger bezwang, und später die lezte Zuflucht der Parthei, Montauban, eroberte. Der Cardinal, der vom Kriegswesen eigentlich nichts gelernt hatte, besaß einen solchen Instinkt für die großen Geschäfte, daß er unter den vorgelegten Kriegsplanen der Generale immer die tauglichsten herauswählte. Bei der Belagerung von Rochelle leitete er selbst die Armee seines Königs. Man sah ihn, von Priestern umgeben, unter dem Feuer der Feinde umhergehen und Anordnungen treffen. Auch bei der Eroberung von Montauban war er zugegen. Die unterworfenen Protestanten behandelte er nicht, wie Ferdinand II. die Böhmen. Er begnügte sich, ihrer Existenz als bewaffneter Parthei ein Ende gemacht zu haben; gegen die Einzelnen wurde Schonung beobachtet und eine allgemeine Amnestie ertheilt. Unendlich mehr

Mühe, als der Sieg gegen die offenen Feinde der Krone, verursachte ihm der Kampf mit ihren geheimen Gegnern, mit der französischen Aristokratie, mit den Leuten, die an des Königs Tische essen und ihm zu nützen scheinen, während sie seine theuersten Rechte untergraben. Richelieu hat in dieser Hinsicht die größte Kraft entwickelt, aber sich auch den bittersten Vorwürfen ausgesezt, die selbst von der unpartheiischen Nachwelt wiederholt werden. Alle Mittel, welche der scharfsichtigste Despotismus entwickeln kann, besondere Blutgerichte, Verführung geheimer Verschworenen zur offenen That, Hinrichtungen ohne Zahl, Verbannungen, lebenslängliches Gefängniß wurden angewandt. Der Cardinal mußte nicht bloß gegen einzelne Mitglieder des Adels kämpfen, er hatte es mit der italienischen Arglist der königlichen Mutter, mit den Brüdern, Verwandten, Beichtvätern und Günstlingen des Monarchen selbst zu thun. Die Mutter Ludwigs XIII., Maria von Medicis, wurde gezwungen, das Land zu verlassen, sie starb im Elende zu Cölln; der Bruder des Königs, Gaston, mußte in die Verbannung wandern, zwei Jesuiten, Cauffin und Monod, wovon der eine Beichtvater des Monarchen selbst, der andere Beichtvater seiner Schwester, Christina von Savoyen, erfuhren dasselbe Schicksal. Sehr viele vom höchsten Adel wurden oft wegen der strafbarsten, oft auch wegen unbedeutender Auflehnung wider den souveränen Willen hingerichtet. Feind des Staates war für Richelieu nicht blos, wer wider die anerkannten Rechte der Krone handelte, sondern auch jeder, der im geringsten Miene machte, etwas gegen seine, des ersten Ministers, Gewalt zu unternehmen. Hier treffen ihn die meisten Vorwürfe, als ob er seine Privatrache mit den Rechten des Staats verwechselt hätte. Aber man muß bekennen, daß Richelieus Person der Grundstein des stolzen Gebäudes der Größe Frankreichs war, und daß sein Fall dem Reiche unheilbare Wunden schlagen mußte. Daher, wenn je ein Fürst oder Minister das Recht hatte, sich mit dem Staate zu identificiren, so hatte er es. Auch die Geistlichkeit mußte sich so gut wie der Adel beugen. Ist es nicht zu verwundern, daß die römische Hierarchie, die der wachsenden Macht Habsburgs immer neue und unübersteigliche Hindernisse in den Weg warf, Frankreich ungehindert den Bau seiner Größe fortführen ließ! Aber Richelieu hatte auch hiefür gesorgt. War er ja selbst Priester, und Priester

brauchte er zu den wichtigsten Geschäften; sterbend hinterließ er dem Könige und seinen Nachfolgern den Rath, fähige Priester immerfort in die Staatsverwaltung zu ziehen. Dieser Rath wurde gleich nach seinem Tode befolgt, Mazarin übernahm seine Stelle. So durfte der römische Hof glauben, Frankreich, das ehrsüchtige, immer mehr um sich greifende, nach Alleinherrschaft in Europa strebende Frankreich befinde sich in den Händen eines besondern Zweigs der Hierarchie. Hiezu kam, daß die machthabenden Priester zu Paris in der Regel noch etwas mehr waren als Priester, nämlich Franzosen, denn der Nationalgeist, der jenes Volk seit langer Zeit belebt, erstreckte seine Herrschaft auch auf die Kutte, — während die Pfaffen, die man in Wien brauchte, gewöhnlich über den Interessen ihres Ordens und der römischen Kirche Oestreich vergaßen. Selbst sein eigener Monarch reihte sich zuletzt noch unter die Widersacher des Cardinals. Ludwig XIII., beugte sich murrend vor der intellektuellen Höhe seines Ministers, er war klug genug, in ihm den guten Stern Frankreichs zu sehen, doch wurde dem Könige das Joch zuletzt unerträglich. Ein Liebling Ludwigs XIII., Heinrich von Effiat, Herr von Cinqmars, spann mit Vorwissen des Monarchen eine sehr gefährliche Verschwörung gegen den allmächtigen Minister an. Dennoch genoß Richelieu noch drei Monate vor seinem Tode die süße Rache, den Feind auf dem Blutgerüste sterben zu sehen.

Was die auswärtige Politik des Cardinals betrifft, so trat er hierin ganz in die Fußstapfen Heinrichs IV. Derselbe Arm, der die Hugenotten in Frankreich niederschmetterte, unterstützte die deutschen Hugenotten, damit Deutschland zerrissen bleibe, Frankreich das erste Wort in Europa erhalte. Doch hatte der Cardinal bei diesem Verfahren eine weit schwierigere Stellung, als der genannte Fürst. Heinrich war nicht Priester der katholischen Kirche, sondern König, noch mehr, er war früher selbst Hugenott, und hatte seinen ehemaligen Glaubensgenossen religiöse Duldung geschenkt, mit scheinbarem Rechte durfte er den deutschen Protestantismus aufrecht erhalten; aber Richelieu war Cardinal, war als solcher ein Würdenträger des päbstlichen Hofes; welch ein Widerspruch, wenn er den Ketzern half! Freilich der Pabst, durch die wachsende Macht Oestreichs geschreckt, verzieh gerne. Aber es fehlte nicht an Fanatikern, oder Feinden, welche die Maske des Fanatismus vornahmen, um den Cardinal als einen

Erzketzer und Hugenotten zu verläumden. Doch Richelieu ging seinen Weg fort, er wußte ja, daß er zum Ziele führte. Ihm verdanken wir Deutsche es, daß der 30jährige Krieg uns keine andere Früchte trug, als Blut, Ruin, Schande, Untergang der teutschen Nationalität, daß hier der gallische Hahn, dort der schwedische Löwe dem Doppeladler seine besten Federn ausrissen. Warum hat Oestreich oder Teutschland im 17ten Jahrhundert keine Staatsmänner hervorgebracht, wie Richelieu, warum kamen seine Kaunitze, seine Metternichs erst 150 Jahre später!!

Richelieu nahm schon im ersten Jahre seiner Verwaltung (1624) Gelegenheit, seinen politischen Haß wider Habsburg zu befriedigen. Spanien hatte das Valtellin besezt, ein kleines ärmliches Ländchen, das aber für den Augenblick große Wichtigkeit besaß, weil es die mailändischen Besitzungen in unmittelbare Berührung brachte mit den östreichischen Erbländern; die beiden Kronen konnten sich jezt, ohne bei fremden Machthabern um Durchzug zu bitten, ungehindert Truppen zu senden. Richelieu schloß nun zu Avignon einen Vertrag mit England, Venedig und Savoyen, um die Spanier aus jenen Alp-Thälern zu vertreiben. Man wünschte noch weitere Verbündete, um das Haus Habsburg auch von Norden her anzugreifen. Die Könige von Dänemark und Schweden wurden in's Auge gefaßt. Jakob von England, der fast ruhig zugesehen, bis die lezten Hoffnungen seines königlichen Eidams zu Grabe gegangen waren, zeigte auf einmal große Thätigkeit. Hiemit verhielt es sich folgendermaßen. So lange Jakob sich begnügte für seinen unglücklichen Schwiegersohn nur rührende Fürbitten bei dem Kaiser einzulegen, bezahlte man ihn zu Wien und Madrid mit schönen Worten und noch schönern Verheißungen für die Zukunft. Ferdinand athmete in seinen Antworten an den König nichts als Milde und versöhnliche Gesinnung, während dessen wurde dem Churfürsten von der Pfalz eine Stadt um die andere entrissen, seine Vertheidiger durch List oder Gewalt entwaffnet. Als nun Jakob immer dringendere Vorstellungen machte, und einmal Ernst sehen wollte, erhielt der spanische Bothschafter in London, Gondemar Befehl, dem Könige von England einzureden, daß eine Vermählung zwischen dem Prinzen von Wales und einer spanischen Infantin das beste Mittel seyn würde, um seinen Eidam Friedrich V. mit dem Kaiser zu versöhnen. Dieser

Vorschlag gefiel in London sehr wohl. Jakob, bei aller Einfalt sehr eitel, war überdieß der katholischen Religion insgeheim mehr ergeben, als es für einen König von England gut ist; sein Stolz fand sich aufs höchste geschmeichelt, durch eine so innige Verbindung mit dem reichsten katholischen Hofe in der Welt. Der Herzog v. Buckingham, durch seine unverdiente Erhebung zum ersten Minister aufgeblasen, und so einfältig als der Monarch, dem er diente, beherrschte den König. Mit Feuer ging dieser Hofmann auf jenen Vorschlag ein, bei dessen Ausführung er sich selbst eine glänzende Rolle zu spielen vorbehielt. Buckingham, reiste in eigener Person mit dem Prinzen von Wales *) nach Madrid, um die vornehme Braut desto gewisser zu erobern. Man belustigte die beiden Freier mit glänzenden Festen, bis der Zweck erreicht war, wegen dessen diese Komödie gespielt wurde. Dann nahm der Graf Khevenhüller, welcher den Auftrag hatte, um die Hand der Infantin für den Sohn und Nachfolger des Kaisers Ferdinand zu werben, die spanische Braut dem englischen Prinzen vor der Nase weg. Buckingham und sein Zögling wurden zum Gespötte Spaniens und halb Europa's; mit dem Korbe mußten sie wieder über den Kanal hinüber setzen. Indessen war Friedrich V. vollends beraubt, und seine Churwürde an einen Andern übertragen worden.

Vielleicht hätte König Jakob, bei seiner ausnehmenden Liebe zum Frieden auch diesen Schimpf verschmerzt, aber nicht so sein Liebling Buckingham. Aufs tiefste erbittert darüber, daß man ihn eine so dumme Rolle in Madrid hatte spielen lassen, sprühte er Rache, und nun fanden die Hülferufe des königlichen Eidams Friedrichs V. einen warmen, thätigen Fürsprecher an ihm. Der Vertrag von Avignon war der erste Akt seiner Rache. Um diese Zeit wurden Unterhandlungen zwischen England und den beiden Königen von Dänemark und Schweden angeknüpft. Gustav Adolph, schon früher von den Protestanten Teutschlands eingeladen, an ihrer Sache Theil zu nehmen, und mit dem pfälzischen Hause verwandt, hatte große Lust, als

*) So heißt der Thronfolger in England. Es war der nachmalige Karl I., dessen Kopf unter dem Beile fiel.

Waffenhaupt eines europäischen Bundes wider den Kaiser aufzutreten. Sein Plan war großartig, und seiner würdig. Vor allem mußte er sich freie Hand gegen Sigismund v. Polen verschaffen, der ihn, wie wir gezeigt haben, später noch vier Jahr lang beschäftigte. Der Czar von Rußland sollte diese Rolle übernehmen. Der moskowiter Fürst Michael Feodorowitsch Romanow hatte schon im Jahre 1623 die Vermittlung Gustavs zu einem Heirathsprojekt mit der brandenburgischen Prinzessin Katharina angerufen, die sich bei ihrer Schwester der Königin von Schweden befand. Auf dieses Ansinnen baute Gustav einen Theil seines Planes; der Czar, vielleicht hier zum erstenmal in eine große europäische Kombination hereingezogen, sollte Polen mit Krieg überziehen, wodurch der König von Schweden freie Hand bekommen hätte, seine ganze Macht gegen den Kaiser zu richten. Auch der Fürst von Siebenbürgen Bethlen Gabor ward in die Berechnung gezogen, ihm wurde die Rolle zugedacht, von Süden her in den Kaiserstaat einzudringen, während Gustav mit seinen Verbündeten von Norden her wirken würde. Wir bemerken hier noch, daß die beabsichtigte Vermählung der Prinzessin mit dem Czaren nicht zu Stande kam, weil der ganze Plan mißglückte. Dennoch wurde die schöne Katharina von Brandenburg der Politik zum Opfer gebracht, sie mußte später dem Fürsten Bethlen Gabor, einem alten Manne die Hand schenken; das brandenburgische Haus, damals wegen der Unfähigkeit seines Hauptes ohne direkten Einfluß, wollte wenigstens durch seine Töchter Bedeutung erringen.

Die weiteren Unterhandlungen Gustavs fanden in London statt. Er hatte seinen Schwager den Churfürsten von Brandenburg beigezogen, der damals noch nicht durch die Verlegenheiten des polnischen Feldzugs gegen den König erbittert war. Von Berlin aus wurde ein geschickter Unterhändler Bellin nach London geschickt, der dort im Verein mit dem pfälzischen Minister Rusdorf, und mit einem Engländer, Namens Spens, der als Diplomat in Gustavs Dienste getreten war, die Sache betreiben sollte. Rusdorf entwarf eine Denkschrift, in welcher er die Nothwendigkeit einer engen Verbindung zwischen allen teutschen protestantischen Fürsten und England zu gemeinschaftlichem Kampfe wider den Kaiser darlegte. Zum Haupte des Bundes, zeigte er weiter, würde Niemand sich besser eignen, als König Gustav

Adolph von Schweden, wegen seiner schon in mehreren Kriegen bewiesenen Tapferkeit und militärischen Erfahrung, wegen des trefflichen Heeres, das in seinem Dienste stehe, endlich wegen seiner engen Verhältnisse mit den teutschen Hansestädten, die sich sogleich auf Seite der Schweden schlagen würden. Wenn man englischer Seits auf diesen Antrag eingehe, so sey Gustav Adolph bereit auf seine Kosten zum Besten der gemeinen Sache, zwölf Regimenter zu Fuß und 2000 Reiter mit der nöthigen Artillerie zu stellen. Dagegen verlange der König, daß England einen Vertrag mit dem Czaren von Moskau (auf die oben entwickelten Bedingungen) vermittle, daß die Verbündeten die Stadt Danzig bewegen, keine Rüstungen wider Schweden in ihrem Hafen zu dulden, daß der dänische König sich gegen England verpflichte, Nichts wider Gustav Adolph und Schweden vorzunehmen, so lange der teutsche Krieg daure, daß endlich zur größeren Sicherheit siebzehn englische Kriegsschiffe zu der schwedischen Flotte stoßen. Weiter sollten England und die teutschen Verbündeten zusammen, in gleichen Theilen, vierundzwanzig Regimenter zu Fuß und 6000 Mann zu Roß auf die Beine bringen, und der Oberbefehl über die ganze Kriegsmacht dem Könige von Schweden übergeben werden, weßhalb diese Truppen ihm so gut als den Verbündeten Treue schwören müßten. Die Verbündeten sollten ferner dem Könige freien Durchzug durch alle ihre Länder gestatten, so daß er durch Hessen nach der Pfalz einbrechen könnte, im Fall sich weder in Niedersachsen noch Westphalen der Feind entgegenstelle. Endlich forderte der König noch von England eine bedeutende Summe an Subsidien, und von den teutschen Verbündeten die Einräumung zweier Seeplätze, wovon der eine an der Ost-, der andere an der Nordsee (Wismar und Bremen).

Das englische Ministerium, obgleich von vorne herein durch Christian IV. von Dänemark gegen Gustav Adolph gestimmt, wies die schwedischen Anträge nicht ab, sondern begnügte sich vorerst zu bemerken, daß es gut seyn würde, wenn die Krone Frankreich auch in den Bund hereingezogen werde. Bellin erwiederte zwar, der König, sein Herr, wünsche, daß dieses Bündniß, welches die Wiederherstellung der evangelischen Religion bezwecke, sich auf protestantische Fürsten beschränken möchte; dennoch versprach er nach Paris zu gehen, um die französische Regierung um Geldhülfe

zu ersuchen. Dieß geschah. Bellin wurde in Paris gut aufgenommen. Der Kardinal nahm jedoch aus Rücksicht für den Pabst und die katholischen Fürsten Anstand, seine Antwort dem schwedischen Unterhändler schriftlich zu geben; sie wurde ihm selbst im Staatsrathe in die Feder diktirt, und lautete so: »Der König von Frankreich sey der Meinung, daß Niemand besser zum Oberhaupte des beabsichtigten Bundes tauge, als Gustav Adolph von Schweden; Se. Majestät, Ludwig XIII., wünsche daher, daß diesem glorreichen Monarchen die Leitung des Kriegs übertragen werde. Sollte indeß der König von Dänemark ebenfalls gesonnen seyn, Theil an dem Kampfe zu nehmen, so möchte es das rathsamste seyn, wenn jeder der beiden Könige ein besonderes Land angreife, und unabhängig von dem Andern handle. Die Krone Frankreichs erbiete sich, innerhalb zwei Jahren eine Million Livres Subsidiengelder zu bezahlen. Da endlich der Zweck dieses Bündnisses bloß dahin gehe, den Frieden in Teutschland wieder herzustellen, und den beraubten evangelischen Fürsten Genugthuung zu verschaffen, da ferner bei Befriedigung der Leztern sich viele Schwierigkeiten erheben dürften, so würde es gut seyn, wenn die Könige von Großbritannien und Frankreich zum voraus zu Schiedsrichtern ernannt würden, um ohne weitere Appellation darüber zu bestimmen, was ein Jeder bekommen solle.« Dieß war die Antwort des Kardinals Richelieu. Um eine elende Million Livres wollte er sich die oberste Verfügung über Teutschland verschaffen! So grob diese Schlinge angelegt war, so gelang es ihm doch zulezt, gerade eben diese Rolle zu spielen. Der Vorschlag, der König von Dänemark möchte unabhängig neben Schweden operiren, lief auf dasselbe hinaus: ein Monarch sollte durch den andern beschränkt werden, damit Frankreich desto sicherer die lezte Entscheidung bekomme. Der stolze Franzose kannte den Schwedenkönig noch nicht! im Rathe Gustavs saßen so kluge Männer, als der Kardinal.

Bei seiner Rückkehr nach England fand Bellin sein angesponnenes Gewebe bereits von einer andern Faust zerrissen. — Kaum hatte König Christian IV. von Dänemark sichere Nachricht von den Planen Gustav Adolphs erhalten, kaum hatte er vernommen, daß der Churfürst von der Pfalz, um dessen Sache es sich eigentlich handelte, den Schwedenkönig zum Haupt des Bundes wider den Kaiser wünsche: als die wüthendste Eifersucht

ihn ergriff. Der Gedanke, daß dieser verhaßte Fürst, dessen Ueberlegenheit er früher im Norden auf eine demüthigende Weise hatte anerkennen müssen, jezt im Süden eine glänzende Rolle spielen solle, — dieser Gedanke war ihm unerträglich. »Und wenn auch der Teufel sich drein mischt,« rief er aus, »soll doch nichts daraus werden.« Die Kriegsrüstungen, die er bereits begonnen, wurden sogleich in größter Hast fortgesezt, um als der Erste auf dem Kampfplatz erscheinen zu können, und schon dadurch den Nebenbuhler auszustechen. Zugleich sezte er in London alles in Bewegung, damit die Anträge Gustav Adolphs abgewiesen würden. Verwandtschafts-Verhältnisse waren ihm günstig. König Jakob hatte eine Schwester Christians IV. zur Gemahlin, und der Prinz von Wales hielt viel auf seinen Oheim. Dem Unterhändler Gustavs wurde bedeutet, daß die Forderungen seines Gebieters zu hoch seyen, während der König von Dänemark viel mäßigere Bedingungen stelle. Es kam zu einigen bitteren Erklärungen darüber, von denen wir einige darum anführen wollen, um zu zeigen, wie hoch damals noch die Meinung von der Macht Teutschlands war, die man im Auslande hegte. Als bei einer Unterredung der Gesandten, bei welcher der Erbprinz von England zugegen war, der Unterhändler Gustav Adolphs in Erwiederung gegen den Vorwurf der übermäßigen Forderungen Schwedens gezeigt, daß eine sehr große Macht dazu gehöre, um dem Kaiser Einhalt zu thun, und daß es, wenn die Pfalz in den Händen der Liga bleibe, nicht bloß um Deutschlands, sondern auch um Europas, und somit auch um Englands Freiheit geschehen sey, erwiederte der Prinz v. Wallis: »Dieß ist wohl wahr, was das Festland anbetrifft, allein wir Engländer haben denn doch einen tiefen Graben vor uns, der nicht so leicht zu überschreiten ist.« »Schon gut,« entgegnete Bellin, »aber es gibt hölzerne Brücken, um herüber zu kommen. Zulezt wird auch England dasselbe Schicksal treffen wie uns, was liegt uns dann daran, ob dieß früher oder später geschieht.« Jezt freilich würde man keine solche Sprache mehr in London führen dürfen, nachdem England in freier, ungehinderter Entwickelung den Bau seiner Größe vollendet, die Herrschaft alles Salzwassers errungen, und in drei Welttheilen die erste Rolle spielt, während wir Teutsche, durch die ewigen innerlichen Kriege gefesselt, Nationalität und Macht verloren haben.

Alles was man dem Könige von Schweden anbot, war, unter der Leitung Christians IV. eine bescheidene Stelle in dem Bunde einzunehmen. Gustav trat nun stolz zurück, indem er spöttisch bemerkte, wie angenehm es ihm sey, daß die Verbündeten einen tüchtigeren Anführer gefunden hätten, als er selbst seyn würde. Gustav Adolph war indeß tief beleidigt, was man daraus abnehmen kann, daß er nach dem am 26. März 1625 erfolgten Tode Jakobs neue Versuche bei dem Thronfolger Carl I. machen ließ, um seinen Zweck dennoch zu erreichen. Allein vergeblich; der neue Monarch war seinem Oheim von Dänemark noch mehr ergeben, als Jakob I.

Keinen bessern Erfolg hatte ein zweiter durch Moriz von Oranien und die holländischen Generalstaaten entworfener Plan, der auf die gemeinschaftliche Theilnahme beider nordischen Könige berechnet war. Christian IV. und Gustav Adolph sollten jeder unabhängig von dem andern ein Heer von 25,000 Mann nach Deutschland führen. Während der dänische Monarch die Ligisten unter Tilly in Niedersachsen anfallen würde, sollte dann Gustav Adolph durch Hinterpommern Schlesien angreifen. Zu seiner Sicherheit verlangte Gustav abermals von den Dänen die Einräumung eines Seeplatzes. Beide Mächte sollten sich endlich verpflichten, keinen Separatfrieden zu schließen, und wenn ihre ersten Unternehmungen glücken würden, gemeinschaftlich die Erbländer der katholischen Fürsten, namentlich Bayern und Oestreich, zu überziehen. Im Frühling des Jahrs 1625 wurden Unterhandlungen wegen dieses Plans im Haag angeknüpft. Aber bald zeigte es sich, daß Christian IV. von Dänemark seinen nordischen Nebenbuhler nicht einmal als selbstständigen Gehülfen dulden wollte. Er erklärte, der schwedische Monarch werde der gemeinschaftlichen Sache am meisten nützen, wenn er Polen angreife. Gustav zog sich nun ganz zurück, auf bessere Zeiten harrend. Der einzige Vortheil, den ihm diese diplomatischen Umtriebe brachten, bestand darin, daß England einen Seekrieg gegen die Krone Spanien erhob, wodurch leztere Macht verhindert wurde, die versprochene Hülfe an Schiffen dem Könige Sigismund von Polen zukommen zu lassen. Gustav ahnete den unglücklichen Ausgang der Unternehmung Christians IV., weil sie sich auf unverhältnißmäßig kleine Mittel stüzte, und weil es dem Dänen an den nöthigen Eigenschaften fehlte, welche zu einem so gefährlichen

Vorhaben erfordert wurden. Gustav sah aber auch mit wahrem Vergnügen diesen Rivalen, der ihn in allen seinen ehrgeizigen Plänen hinderte, ins Verderben hineinrennen, und um dieses höchst wahrscheinliche Resultat desto schneller zu verwirklichen, schickte er in der ersten Hälfte des Jahrs 1625 den Bruder des Reichskanzlers, Gabriel Oxenstierna, bei den protestantischen deutschen Höfen herum, um sie vor der Theilnahme an Christians IV. verderblichen Anschlägen zu warnen.

Christian IV. erhielt von England das Versprechen eines monatlichen Zuschusses von 30,000 Pfund Sterling. Mit Frankreich und den Niederlanden wurden zu demselben Zweck weitere Unterhandlungen gepflogen. Aber diese beiden Mächte wollten zuvor Erfolge sehen, ehe sie Geld hergaben; ihre Unterstützungen flossen auch später nur spärlich. Die schwierigste, aber auch unumgänglichste Aufgabe für den Dänenkönig war, die Stände des niedersächsischen Kreises zu gewinnen, ohne deren Hülfe er nichts unternehmen konnte. Nicht als König von Dänemark, sondern als Herzog von Holstein, und folglich als Mitglied des niedersächsischen Kreises, wollte er den Krieg gegen den Kaiser beginnen. Die Absicht hievon war zwiefach, erstlich hoffte er, die übrigen Kreisstände würden sich um so bereitwilliger mit ihm einlassen, wenn es nur ein deutscher Genosse und kein fremder König war, mit dem sie sich verbanden. Zweitens hatte Christian IV. gierige Augen auf einige fette Stifter in Norddeutschland geworfen; wenn er als Herzog von Holstein, anscheinend bloß zu Nutzen und Frommen des niedersächsischen Kreises, alle Kräfte seiner Erbländer zu einer so dornigen Unternehmung aufwandte, so schmeichelte er sich, daß seine Mitstände nach glücklicher Ausführung des Vorhabens, an welcher er nicht zweifelte, sich beeilen würden, ihn durch Land und Leute für seine Dienste zu belohnen. Diese Erwartung schien um so gerechter, da aller Wahrscheinlichkeit nach auch den andern Ständen, die sich mit ihm einließen, Vergrößerungen auf Kosten ihrer Nachbarn im Falle des Gelingens zugedacht waren. Schon hatte er einige der mächtigsten Stände gewonnen, aber noch war das schwere Geschäft übrig, den ganzen Kreis zu gemeinschaftlicher Theilnahme zu bewegen. Die große Mehrzahl der Stände, besonders die kleineren, zitterten vor dem Kaiser und der Liga, manche waren auch darunter, besonders die Seitenlinien Eines Hauses, welche durch Gefälligkeit gegen

Ferdinand dieselbe Rolle gegen ihre Verwandten zu spielen wünschten, wie Hessen-Darmstadt gegen Kassel, und Churſachsen gegen die Erneſtiner.

Da unter dieſen Umſtänden auf natürlichem Wege keine Vereinigung Aller bewirkt werden konnte, ſo griff Chriſtian IV. zur Liſt, wozu Herzog Chriſtian von Braunſchweig-Lüneburg Anlaß geben mußte. Dieſer Fürſt, ſeit längerer Zeit Oberſter des niederſächſiſchen Kreiſes, hatte ſchon im Jahr 1622 Luſt bezeugt, ſein Amt niederzulegen, bei welchem, in jenen gefährlichen Zeitläuften, wenig Ehre und Gewinn, aber deſto mehr Gefahr zu erwarten war. Aus Neid gegen ſeine Stammesvettern von Braunſchweig-Wolfenbüttel neigte er ſich ohnedieß auf die kaiſerliche Seite, um ſo mehr mußte er eine Würde aufgeben, welche ihn leicht mit Ferdinand verfeinden konnte. Dennoch wurde er noch faſt drei Jahre lang durch fremde Einflüſſe, bei denen hauptſächlich der däniſche König im Spiele war, beſtimmt, ſein Amt zu behalten. Jezt endlich ſollte er durch Niederlegung dem Dänen Platz machen. Den 2. März 1625 fand eine Zuſammenkunft in Lauenburg Statt, auf welcher der Geſandte des Königs von Dänemark, die Herzöge von Mecklenburg, Braunſchweig-Wolfenbüttel, der (lutheriſche) Erzbiſchof von Bremen und der Adminiſtrator von Magdeburg erſchienen. Auf dieſer Verſammlung wurde dem däniſchen Könige von den übrigen Anweſenden nicht nur die Oberſtenſtelle des niederſächſiſchen Kreiſes, ſondern auch das Kommando über ein dreifach verſtärktes Heer, das die Stände aufbringen ſollten, übertragen. Es iſt hiebei zu bemerken, daß damals der bisherige Kreisoberſte, Chriſtian von Braunſchweig-Lüneburg, ſeine Stelle noch nicht niedergelegt hatte, und daß die wenigen Contrahenten, die den Vertrag von Lauenburg im Namen des ganzen Kreiſes ſchloſſen, keinen Auftrag dazu von Seiten ihrer übrigen Mitſtände beſaßen. Doch erfolgte der Rücktritt Herzogs Chriſtian ſchon am 30. März deſſelben Jahres, und wegen des zweiten wollte man auf dem bevorſtehenden Kreistage zu Braunſchweig weitere Vorſorge treffen. Allein hier ging es anders, als König Chriſtian IV. von Dänemark gerechnet hatte. Die Mehrzahl der Stände wollte weder Krieg gegen den Kaiſer, noch den König von Dänemark zum Oberſten, der Plan des Dänenkönigs ſchien gänzlich zu mißglücken. Jezt ſpielte Herzog Friedrich

Ulrich von Braunschweig-Wolffenbüttel, Bruder des berüchtigten Administrators von Halberstadt, und derselbe, der an dem Vertrag von Lauenburg den thätigsten Antheil genommen, eine sonderbare Rolle. Ganz unerwartet sprach er im Sinne der Friedensparthei und gegen die dänischen Pläne. Dafür ward er mit Stimmenmehrzahl, an die Stelle des abgetretenen Lüneburgers, zum Kriegsobersten gewählt. Aber kaum gewählt, schlug er die Würde aus, und nun erst vereinigten sich die meisten Stimmen für den König. Ohne Zweifel war dieses ziemlich plumpe Spiel zu dem Zwecke verabredet, um die Schwankenden zu übertölpeln, vielleicht wollte auch der Herzog von Braunschweig-Wolffenbüttel sich noch ein besonderes Verdienst um den König von Dänemark erwerben, den er schon im Geiste als Sieger sah. Ohnedem geschieht in großen Versammlungen nie das Klügste, zu was Menschen fähig sind. Nichts desto weniger blieb trotz der erfolgten Wahl große Uneinigkeit unter den in Braunschweig anwesenden Ständen zurück; bei der Abstimmung über die Kriegsverfassung konnte man sich schon nicht vereinigen. Viele von den Ständen des niedersächsischen Kreises verharrten auch in der Folge unthätig, viele sahen zu, welcher von den beiden kriegführenden Theilen die meiste Hoffnung des Sieges haben würde, um sich auf Seiten dessen zu schlagen, für den sich der Gott der Schlachten entschiede. Man sieht, der König von Dänemark verließ sich mehr auf fremde Helfer als auf sich selbst, wiewohl der Bund, an dem er arbeitete, so ziemlich ein todtgebornes Kind war. Hätte er zuerst im Verein mit den Lauenburger Contrahenten gehandelt, und dem Feinde Schläge beigebracht, so würde er bald Genossen gefunden haben; denn Niemand findet leichter Eingang, als ein Sieger. So hielt es später Gustav Adolph und befand sich trefflich dabei. Inzwischen gingen die Kriegsrüstungen Christians IV. und derjenigen Stände, welche sich entschieden an ihn anschlossen, unausgesezt fort, obgleich man gemäß der Heuchelei, welche in jenen Zeiten bis auch die Hefe abgenüzt ward, nur von einem Defensionswerk sprach, und Alles zu des Kaisers und des Reiches Dienst zu thun behauptete. Die Abmahnungen und Drohungen des Generals Tilly, der in der Nähe stund, fruchteten nichts. Bald hatte König Christian IV. und seine Verbündeten ein Heer beisammen, das sicherlich von den Geschichtschreibern, die von 60,000 Mann

reden, zu hoch angenommen wird, aber immerhin den Schaaren der Liga weit überlegen war.

Dieser Umstand gab Veranlassung zur Aufstellung eines besondern kaiserlichen Heeres neben den Truppen der Liga und zur Erhebung des berühmten Friedländers. Unaufhörlich kamen die dringendsten Briefe von dem neuen Churfürsten aus Bayern und von seinem General Tilly nach Wien und bestürmten den Kaiser um Soldaten, zur Unterstützung der Liga. Hätte Maximilian I. auch nur eine entfernte Ahnung davon gehabt, welche schlimme Wendung seine eigenen Pläne durch den kaiserlichen Feldhauptmann, den er selbst auf den Schauplatz rief, nehmen könnten, gewiß würde er lieber den lezten Heller aus seinem eigenen Vermögen aufgewendet, als den Kaiser um einen solchen Beistand gebeten haben. Aber wer konnte auch denken, daß ein böhmischer Edelmann die nöthigen Millionen in der Tasche habe, um ein Heer von 60,000 Mann auf die Beine zu bringen, noch mehr, wer konnte voraussehen, daß derselbe reiche Mann den zweischneidigen Verstand und den ausserordentlichen Karakter besitzen werde, um die Vortheile, welche ihm seine Schätze verschafft, mit so fürchterlicher Consequenz zu gebrauchen! Ehe wir aber in der Person des Friedländers den größten deutschen Privatmann auftreten lassen, den unsere Geschichte kennt, müssen wir vorher vom damaligen Zustand der deutschen Finanzen reden, weil nur so begreiflich wird, was damals vorging.

Bei weitem der größte Theil der Dynastien des heil. römischen Reichs ging aus dem 16ten Jahrhundert verschuldet und in schlechtem Finanzzustande hervor. Mehrere Ursachen wirkten zusammen auf diese Erscheinung hin. Die regelmäßigen Einkünfte der Fürsten beruhten ursprünglich bloß auf dem Ertrag ihrer Kammergüter, das Volk bezahlte gar keine oder nur sehr wenige Steuern. Zu Ende des 15ten und im 16ten Jahrhundert kam großer Luxus an den Höfen auf, der das regelmäßige Einkommen oft mehr als verschlang. Zu gleicher Zeit wurden neue, unerhört hohe Ausgaben für einen Zweig des öffentlichen Dienstes nöthig, der erst seit der Einführung des Pulvers aufgekommen war. Früher hatten die Fürsten ihre Kriege oder Fehden mit der Lehensmannschaft geführt, die auf ihre Kosten dienen mußte. Allein seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts machte der stolze Ritter dem Fußknechte aus dem Bauernstande, die stählerne

Rüstung der Pike und dem Feuergewehre Platz; die Grundlage der neuen Kriegsverfassung, gegen die man schon so viele empfindsame Einwürfe erhoben, die aber, die Wahrheit zu sagen, am Ende die privilegirten Herren gestürzt, und den dritten Stand zu dem erhoben, was er schon ist und noch werden wird, — die Grundlage dieses Systems war der Sold, und zwar ein hoher, denn ein gemeiner Fußknecht erhielt in jenen Zeiten verhältnißmäßig mehr, als ein Lieutenant bei unsern heutigen Heeren. Wie nun die nöthigen Summen aufbringen? Die Fürsten, deren Kammereinkünfte meist schon durch den Luxus ihrer Hofhaltung verschlungen wurden, mußten sich an ihre Stände um Hülfe wenden. Denn Landstände hatte damals jedes teutsche Gebiet. Allein diese Stände schnürten den öffentlichen Beutel mit weit größerer Hartnäckigkeit zu, als die Deputirten unserer Tage. Wer die deutsche Geschichte ein wenig kennt, muß über die sonderbaren Ansichten der neuern Constitutionsfeinde lachen, welche behaupten, die alten Verfassungen seyen viel besser, d. h. der absoluten Gewalt günstiger gewesen, als die modernen *). Die Kraft der neuern Constitutionen beruht auf Theorien, welche die Köpfe weit über die Mauern der Ständehäuser hinaus beherrschen, und in der That, wenigstens in unserer Zeit, nicht ohne große Energie sind. Aber eine Theorie bleibt immer ein luftiges Ding, dem, wenn man den Köder der Ehre, der Aemter, der Orden ansezt, gar leicht eine Nase zu drehen ist. Dagegen standen die alten Constitutionen auf einem sturmfesten Boden, auf dem der Interessen oder der kräftigsten Leidenschaft des Menschen, und diese

*) Der Verfasser dieser Geschichte kann nicht umhin, auf das Beispiel seines Vaterlandes zu verweisen. Die alte würtembergische Verfassung war so energisch, daß sie einen Landesherrn absezte, einen andern tödtete, einen dritten zwang, seinen Unterthanen Abbitte zu thun. Ueberhaupt war sie, den gewaltigen Unterschied zwischen einem sehr großen und sehr kleinen Staate abgerechnet, der englischen Verfassung fast so ähnlich, wie ein Ei dem andern, weßhalb auch Fox zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Parlamente sagte: es gebe nur zwei Constitutionen in Europa, die englische und die würtembergische. Ein ausserordentlicher Zusatz von Torysmus fand sich in dem, was man bei uns noch vor zwanzig Jahren das gute alte Recht nannte. Deßhalb beklagt sich auch Niemand, wenn er nicht anders zu den bevorrechteten Familien gehört, am wenigsten das Volk über den Untergang dieses guten alten Rechts.

Interessen waren oft sehr schlau gegen einander abgewogen und auf Ein Ziel berechnet. Daher kommt es auch, daß in den Versammlungen der neuern Deputirten meistens um ideale Fragen aus dem sogenannten höhern Staatsrecht gestritten wird, während es sich in den ältern Ständehäusern um materielle Dinge, um Finanzen und Steuern, und zwar mit größter Energie handelte. Neue Abgaben zu bewilligen, waren diese alten Ständen höchst schwierig; meist begnügten sie sich, die unerträglich gewordenen Schulden des Landesherrn zu übernehmen, damit sie doch wenigstens ihr Recht nicht vergäben. Dieser Umstand beschränkte den Kredit der Fürsten in hohem Grade, denn, wenn der keineswegs gewisse Fall nicht eintrat, daß die Stände sich ins Mittel schlugen, so hatten die Darleiher ihr Geld in einen Abgrund geworfen. Aus den bezeichneten Ursachen geschah es, daß die deutschen Fürsten verschuldet und in schlechten Finanzumständen in das 17te Jahrhundert hinüber traten. Wenige, deren Kammereinkünfte durch besondere Verhältnisse, z. B. durch den Ertrag von Bergwerken, das gewöhnliche Maaß überschritten, machten eine Ausnahme: Churfürst August von Sachsen hinterließ bei seinem im Jahr 1586 erfolgten Tode einen Schatz von 17 Millionen Gulden. Aber schnell wurde derselbe unter seinem Nachfolger Christian aufgeräumt. Im Jahr 1613 war kein Heller mehr davon vorhanden. Ebenso ging es mit den großen Summen (weit über eine Million Gulden), welche Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel hinterließ. Nichts desto weniger war das deutsche Volk vor dem 30jährigen Kriege sehr wohlhabend, und große Geldsummen befanden sich im Lande. Wenn man die ungeheuren Rechnungen übersieht, welche dieser Krieg einzelnen, selbst in Rücksicht des Bodens sehr dürftigen Provinzen kostete, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Teutschland zu Anfang des 17ten Jahrhunderts weit geldreicher gewesen seyn müsse, als später, wo doch der Werth der edlen Metalle gegen damals tief gesunken war. Freilich darf man sich nicht hierüber wundern, denn erst mit dem unglücklichen Ausgang des 30jährigen Krieges ist der Ruin unseres Landes und die Verheerung desselben durch alle andere auswärtige Nationen recht angegangen, und die wenigen Blüthenknospen des da und dort wiederkeimenden Wohlstandes fraß der unermeßliche Heeresstand mitten im Frieden, der keine von den geringsten nachtheiligen

Folgen unserer unseligen Zersplitterung war. Indeß so wohlhabend damals auch das Volk war, so nüzte dieser öffentliche Reichthum den Finanzen der Fürsten wenig, weil, wie gesagt, Steuern mit großer Eifersucht von den Ständen verweigert wurden. Lieber ließen sich diese das Zehnfache mit Gewalt vom Feinde rauben, als daß sie die einfache Summe freiwillig in kluger Voraussicht kommender Gefahr, zur Abwehr hergegeben hätten. Denn die damaligen Stände waren Mitglieder von Corporationen, und vertraten solche; indem sie Geldhülfe verwilligten, verfügten sie über ihren eignen Beutel, den kein Privatmann je für überflüssig voll hält. In solchen Fällen werden Versammlungen von lauter Betheiligten lieber der Zukunft alle Gewalt einräumen, als daß sie augenblicklich für eine nur mögliche Noth durch Geldopfer Vorsorge treffen. Wie leicht weiß die Einbildungskraft eines Geizigen sich in erträumte Hoffnungen einzulullen, daß die künftige Noth gewiß nicht so arg seyn werde!

Die finanzielle Verlegenheit der deutschen Fürsten in jener Zeit erzeugte zwei Erscheinungen, von denen die eine lächerlicher, die andere sehr ernsthafter Natur ist. Zu den sonderbaren Arten des Wahnes, die damals auf dem Ruin der wahren christlichen Religion in Deutschland wucherten, z. B. zu dem Glauben an Hexerei, Zauberei, Gefrorenseyn, Bündnisse mit dem Teufel, gesellte sich auch die Goldmacherkunst. Zauberküchen für Alchemisten befanden sich fast an allen Höfen, und mehrere Fürsten machten es zum Gegenstand einer eifersüchtigen Politik, solche kostbare Leute ihren fürstlichen Nebenbuhlern wegzufischen. Manche dieser Abentheurer endeten zulezt durch den Strang, nachdem die großen Herren, die ihnen vertraut, den Betrug gemerkt; aber der Stein der Weisen und die Goldtinktur wurde deßhalb noch lange gesucht und nicht gefunden. Große Summen wirklichen Geldes wirbelten in Rauch auf, es erging den Goldsuchern wie dem Thiere in der Fabel, das zwei Knochen wollte, und darüber den einen verlor, den es besaß. Weit ernsthafter, obgleich eine Frucht aus derselben Wurzel, war die praktische Art von Alchymie, auf welche die teutschen Fürsten ebenfalls um diese Zeit verfielen, die Kunst, aus Kupfer, Blei, Zinn, angeblich silberne Münzen zu machen. Der große Friedrich, welcher im siebenjährigen Kriege die Münzverfälschung bekanntlich im höchsten Maaßstabe trieb, hat leztere Bereicherungsquelle nicht zuerst aufgebracht; diese Erfindung ist vielmehr das

Werk einiger Juden und anderer scharfsinnigen Köpfe der Art während des 30jährigen Krieges. Das sogenannte Kipper- und Wipper-Handwerk wurde unter dem Schutze gewisser Fürsten aufs schamloseste getrieben. Ein Centner Kupfer reichte aus, um 500 angebliche Silbergulden daraus zu prägen. Die Diebe fanden nichts einträglicher, als kupferne Geschirre zu stehlen. Kein ehrlicher Mann wollte daher mehr fremde Wanderer bei sich über Nacht behalten, aus Furcht, daß einer oder der andere zum Dank den kupfernen Hafen, der bei unsern Vätern hinter den Oefen (in unsern Bauerhäusern noch jezt) angebracht war, mit fortnehmen möchte. Eine natürliche Folge dieses Unwesens war, daß die Preise aller Lebensbedürfnisse bis ins Unglaubliche stiegen. In Leipzig galt im September 1622 der Scheffel Weizen 33, ein Klafter Holz 32, ein Scheffel Rogge 24, ein Scheffel Hafer 12 Gulden; ein Pfund Rindfleisch 8, ein Pfund Hammelfleisch 7 Groschen, ein Pfund Butter einen Gulden. Um dieselbe Zeit wurde eine Kuh mit 200, ein Pferd mittlerer Güte mit 3500 Gulden schlechten Geldes bezahlt. Die alten guten Thaler stiegen bis auf 9 Gulden 12 Groschen. Das wahre Unheil brach erst noch recht aus, als man diesem Unfuge endlich nothgedrungen Gränzen setzen mußte. Da fand es sich, daß Leute, die sich für reich gehalten, auf einmal bettelarm waren. Man erzählt das Beispiel eines Edelmanns, der 1500 Gulden schlechte Münze in der Kasse hatte, und diesen Schatz nach erfolgter Reduktion einschmolz; das Ergebniß war ein kleiner Loffel voll Silber, aber Kupfer genug, um einen Kessel daraus zu machen. Am meisten fand das Kipper- und Wipperwesen im ober- und niedersächsischen Kreise Statt; doch die Ursachen, welche dasselbe hervorgebracht, wirkten in ganz Teutschland.

Es gab im Laufe des 30jährigen Krieges nur einen einzigen Fürsten, der geordnete Finanzen hatte. Dieser war Maximilian I. von Bayern. Eine unerschwingliche Schuldenlast war neben Bigotterie und den Praktiken der Jesuiten die Ursache gewesen, warum sein Vater Wilhelm die Regierung niederlegte Maximilian brachte schnell Ordnung in das Chaos. Er wußte seine Landstände zu bewegen, daß sie den größten Theil der väterlichen Schulden übernahmen. Obgleich er seine Beamte sehr gut bezahlte, um desto mehr von ihnen fordern zu können, obgleich er herrliche Bauten aufführte und sein Leben lang entweder

sich zum Krieg rüstete, oder im Kriegführen begriffen war, standen seine Einnahmen immer im richtigen Verhältniß zu den Ausgaben, ja er konnte bedeutende Summen zurücklegen. Man wird immer finden, daß strenge Oekonomie eine Eigenschaft aller ausgezeichneten Fürsten ist. So war auch hier eine gute Finanzordnung die Grundlage der wichtigen Rolle, welche dieser Ulysses unter den teutschen Großen des 30jährigen Krieges spielte. Unerbittliche Aufsicht über die Thätigkeit und Treue seiner Kammerbeamten, so wie schlaue Eröffnung neuer Einkommensquellen waren die Mittel, durch welche Maximilian seine Finanzen in blühenden Stand brachte. Was Sully für Heinrich IV. von Frankreich war, das leistete Max für sich selbst in eigener Person. Er führte die oberste Aufsicht über das Rechnungswesen, und kannte alle jährlichen Einnahmen aufs genaueste. Wehe dem Beamten, der den Herzog betrügen wollte. Der Unfug, daß solche Blutigel das Mark des Landes für sich behielten, fand in Bayern damals nicht Statt, wie in den meisten andern Ländern. Mit großer Schlauheit eröffnete er neue Goldquellen. Wegen des Handels mit Salz, eines für Bayern höchst wichtigen Naturproduktes, führte er Krieg mit dem Bischof von Salzburg, um diesen möglichst vom Markte zu verdrängen, was ihm auch gelang. Dann bemächtigte er sich des Regals, weißes Bier für sein ganzes durstiges Bayern allein zu brauen. Die Landstände widersprachen zwar mit Nachdruck, aber vergeblich; Maximilian sezte dieses einträgliche Recht durch. Ferner führte er eine Accise für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ein, die ihm ebenfalls große Summen abwarf. Die Klöster in und zum Theil auch ausser seinem Lande wurden tüchtig beigezogen; der Pabst mußte ein Auge zudrücken gegen die kleinen finanziellen Ketzereien dieses wichtigen Vorkämpfers der römischen Hierarchie. Nicht besser ging es dem Landadel, und auch in die innere Verwaltung der Stiftungen und Gemeinden mischte Maximilian seine Hände. Selbst eine Art von Gewerbsfreiheit wurde zu Gunsten der fürstlichen Kasse eingeführt; die Landstände behandelte er in einem weit höheren Ton, als irgend einer seiner Vorgänger; nur zwei allgemeine Landtage kamen während seiner 53jährigen Regierung zusammen, doch hielt er den Schein aufrecht, indem er den ständischen Ausschuß zu den Geschäften zog, die in den Bereich der Stände gehörten. Trefflich verstand er diese ständischen Aristokraten

an der Leine zu führen, sie mußten ihm immer mit Geldhülfe bei der Hand seyn, wofür sie natürlich den gebührenden Lohn erhielten. So wurde es dem Herzog von Bayern möglich, vom Anfang dieses unseligen Krieges bis an sein Ende fortwährend eine bedeutende bewaffnete Macht zu seiner Verfügung zu haben.

Ganz anders stand es in Oestreich. Vielleicht war keiner unter allen teutschen Fürsten in solcher unentwirrbarer Finanznoth, als Kaiser Ferdinand II. während seiner ganzen Regierung. Selbst als ganz Teutschland ihm unterworfen schien, als der Raub vieler Provinzen nach Wien strömte, herrschte fortwährend ein höchst ungünstiges Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe. Das reiche Ungarn war während der halben Regierungszeit Ferdinands im Aufstande, oder von Siebenbürgern und Türken besezt; auch ohne dieß hätte der Kaiser aus diesem Lande wegen der Constitution nur wenig ziehen dürfen, jezt kostete es weit mehr als es eintrug. Die ungeheuren böhmischen Confiskationen zerrannen unter den Händen der Jesuiten und des treugebliebenen, seine Dienste hoch anrechnenden Adels. Nach jenem gräuelvollen Verfahren, dos die Wiedereinführung der katholischen Religion begleitete, fand sich das Land so erschöpft, daß es dem Kaiser nur wenig abtragen konnte. Man hatte die Sehnen des öffentlichen Wohlstandes durchschnitten! Oberöstreich war an den Bayer versezt, Niederöstreich, Kärnthen, Krain, Steiermark durch Aufstände, und nach erfolgter Unterdrückung durch religiöse Plackereien aufs tiefste herabgestimmt. Mähren und Schlesien hatte der Krieg verheert, und die Stände aller dieser Provinzen verwilligten einem Herrn, den sie insgeheim haßten, so wenig als möglich. Freilich sind die natürlichen Reichthümer der östreichschen Monarchie so groß, daß trotz allen diesen ungünstigen Verhältnissen bedeutende Summen in die Kasse des Kaisers geflossen seyn müssen, aber lange nicht genug, um große Heere zu unterhalten. Was etwa vorräthig war, floß durch andere Kanäle ab. Die geliebten Väter des Kaisers, die Jesuiten, kosteten sehr viel, noch mehr, glauben wir, verschlangen die Bestechungen in Teutschland, in Ungarn, in Constantinopel. Oestreich, dessen Wachsthum damals fast alle europäischen Mächte mit der wüthendsten Eifersucht belauerten, war in der That weniger stark, als dem Scheine nach. Die Mittel der List mußten ergänzen, wo es an genugsamer Macht fehlte. Es ist das eigene Schicksal

dieser Monarchie, daß sie den Keim erstaunlicher Größe in sich trägt, deren Entwickelung jedoch durch tausend verschiedene Hindernisse aufgehalten wurde.

Wenn die Archive zu Wien über diesen Theil der teutschen Geschichte geöffnet wären, würde man die schlagendsten Beweise der finanziellen Verlegenheiten Ferdinands anführen können. Doch sind einige merkwürdige Belege bekannt. Wir haben oben berichtet, welche wichtige Aufträge der Graf Khevenhüller in Madrid für den Wiener Hof zu besorgen hatte. Derselbe Gesandte nun konnte von dem Kaiser nicht mit dem nothwendigen Fond zu seiner Unterhaltung versehen werden. Khevenhüller mußte zum Theil von der Gnade des Monarchen, bei dem er beglaubigt war, Philipp's III., leben. Wir überlassen es unsern Lesern, zu erwägen, welcher Grad von finanzieller Noth dazu gehörte, um ein so demüthigendes Verhältniß zu dulden, das überdieß den für Ferdinand höchst wichtigen Verhandlungen in Madrid eine ganz falsche Richtung geben konnte. Freilich gehört dieses Beispiel in die ersten und bedrängtesten Jahre der kaiserlichen Regierung Ferdinands II. Aber man kennt auch aus den späteren, ja, sogar den günstigsten Zeiten des Kaisers, nachdem schon alle Erbländer und beinahe ganz Teutschland unterworfen war, ähnliche Belege. Ferdinand sah sich mehr als einmal genöthigt, von seinem allmächtigen Feldhauptmann Wallenstein Summen von 6000 oder 8000 bis 90,000 Gulden zu entlehnen. Ferner weiß man im Allgemeinen, daß die Geldnoth des Kaisers bis an seinen Tod fortdauerte.

Es liegt nun in der Natur der Dinge, daß in Ländern, wo der Krieg unvermeidlich, das Volk wohlhabend, aber dagegen der öffentliche Schatz, aus Mangel eines vernünftigen Steuersystems, leer ist, daß in solchen Ländern sich die Heere durch Freibeuterei im Großen erhalten. Wären damals regelmäßige Finanzen bestanden, hätten die Stände nicht so eifersüchtig hinreichende Abgaben verweigert, so würde der 30jährige Krieg bei weitem keine so mörderische Spuren hinterlassen haben. Nichts rächt sich am Ende fürchterlicher, als Mangel an Einheit im Staate, als unvernünftiger Gebrauch sogenannter Freiheiten. Woher kam es, daß der 20jährige Sturm, den wir erlebten, während dessen ein einziges Kriegsjahr mehr Menschen auf dem Wahlplatz verschlang, als alle Schlachten des 30jährigen Krieges

G. HORN.
A. OXENSTIERNA.
Kirm sc.

zusammen, den europäischen Wohlstand kaum gefährdete, ja, vielleicht förderte? Sicherlich hat man dieß bloß der regelmäßigen Verwaltung zu danken, die glücklicherweise überall schon vorher bestand. Die zweite Folge jenes Zustandes war, daß die Feldherren, welche die neuen auf Raub gestützten Heere zusammenbrachten, weit freiere Hand besaßen, als es vielleicht für die Throne gut war, unter deren Panier sie fochten.

Als nun der dänische Krieg ausbrach, und die Bitten Tilly's um kaiserliche Hülfe immer dringender wurden, konnte bloß auf Mannsfeldische Weise vorgesorgt werden, weil der Kaiser nicht im Stande war, ein besoldetes Heer, wie das der Liga, aufzubringen. Der Stern Habsburgs fügte es so, daß ein Mann von eben so ausserordentlichen finanziellen als geistigen Kräften sich diesem Auftrage unterzog.

Achtes Kapitel.

Wallenstein. Der Krieg nimmt einen andern Charakter an. Siegreich geht der Kaiser aus dem dänischen Kampfe hervor.

Den 15. September 1583 wurde Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, als der dritte Sohn einer nicht sehr bemittelten aber berühmten böhmischen Adelsfamilie auf dem Gute seines Vaters Herrmanik geboren. Die Jugendgeschichte dieses ausserordentlichen Menschen ist frühe mit Fabeln ausgeschmückt worden. Wir halten uns an das historisch Gewisse. Der Knabe kam zwei Monate zu früh auf die Welt, gleichwie er sie gegen das gemeine Loos der Sterblichen verließ. Noch in zarter Jugend zeigte er große Neigung zum Soldatenspiel, wie 200 Jahre später Napoleon Bonaparte, und liebte es, seine Kameraden zu kommandiren. Trotz und Kraft sprach aus seinen Mienen, aus seinen Worten. Als ihn seine Mutter einst züchtigte, rief er laut: »wär ich doch ein Prinz, damit ich keine Schläge bekommen könnte.« Seinem Oheim, dem nachmaligen Oberst Burggrafen Adam von Waldstein, der eines Tages wegen seines hochfahrenden Sinnes zu ihm sagte: »Ei Herr Vetter, Ihr gebährdet Euch ja, als ob Ihr ein Fürst wäret,« antwortete er: »Was nicht ist, kann noch werden.«

Schon in seinem zehnten Jahre verlor Albrecht seine Mutter, und kurze Zeit darauf auch den Vater. Ein Oheim mütterlicher Seits, Albrecht Slavata, nahm sich des verwaisten Knaben an, und ließ ihn in einer Schule der böhmischen Brüder zu Koschumberg unterrichten. Denn das Haus der Waldsteine wie das der Slavata bekannte sich zu dem protestantischen Glauben. Aber nicht lange blieb der junge Wallenstein weder bei der Religion seines Vaters noch in derselben Lehranstalt. Einige Zeit darauf finden wir ihn nämlich in einer adeligen Jesuitenschule zu Olmüz, wohin ihn ein zweiter Oheim, Johann Kavka von Ricam, eifriger Freund der Jesuiten, gebracht hatte. Die Väter versäumten nicht, ihren Zögling zum katholischen Glauben herüber zu bringen. Wallenstein that den Schritt in einem Alter, wo er der vollen Beurtheilung noch nicht fähig war; sein Uebertritt erregt daher in dem Gemüthe des Beobachters nicht das widerliche Gefühl, das immer den Anblick von Renegaten jeder Art zu begleiten pflegt. Uebrigens war dieser Wechsel entscheidend für sein ganzes Leben, denn er bestimmte seine Abneigung gegen die protestantische Revolution Böhmens, und bereitete dadurch seine künftige Größe vor. Der junge Jesuitenschüler haßte den Unterricht in lateinischen Wörtern und andere Studien der Art, womit man lebhafte Knaben in den Schulen plagt. Einer der Patres, Pachta, sein Bekehrer, verschonte ihn nach Möglichkeit mit dem trockenen Geistesfutter, wofür der Knabe von ganzer Seele an dem gütigen Lehrer hing.

Nach Beendigung seiner Studien ging er in Gesellschaft eines reichen jungen Edelmanns, Adam Leo Licek von Riesenburg, auf Reisen, und besuchte das südliche und westliche Teutschland, Holland und Italien. Als Hofmeister begleitete die beiden Herren ein Freund des berühmten Keppler's, Peter Verdungus, aus Franken gebürtig, Mathematiker und Astrolog. Wahrscheinlich war es dieser Gelehrte, der in die jugendliche Seele Wallensteins die große Vorliebe für die geheime Wissenschaft der Sterne prägte. In Padua verweilten sie längere Zeit, wo Wallenstein von dem Professor Argoli, einem berühmten Himmelskundigen jener Zeit, Unterricht in der Cabbala und Astrologie erhielt. Argoli soll unserem Helden ein großes Schicksal geweißsagt haben; die Ahnung davon trug Wallenstein in seiner eigenen Brust. Nach seiner Rückreise in das Vaterland

trat er in Kriegsdienste, und zwar trug er seine ersten Waffen gegen die Türken in Ungarn. Aus diesem Feldzuge nahm er bis in seine lezten Lebensjahre den Lieblingsplan hinüber, die Erbfeinde des christlichen Namens aus Europa zu verjagen. Kaiser Rudolph hatte den Oberbefehl über sein Kriegsvolk in Ungarn einem italienischen General aus der niederländischen Schule, Georg Basta, übergeben. Unter diesem Feldherrn diente Wallenstein mit Auszeichnung, und schwang sich während der Belagerung von Gran zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolk empor. Der Friede wurde jedoch schon im Jahre 1606 geschlossen, worauf Wallenstein nach Böhmen zurückkehrte.

Von seinem Vater hatte er nur ein geringes Erbe erhalten, seine Ansprüche auf eine Rolle in der Welt schienen daher sehr klein, als ihm um diese Zeit ein reicher Oheim 14 große Güter und Herrschaften in Böhmen und Mähren vermachte. Noch glänzender gestaltete sich seine Lage durch die Vermählung mit einer sehr begüterten Wittwe, Lucretia Nikessin von Landek. Bloßes Interesse hatte diese Verbindung geschlossen, bei welcher der Erzbischof von Prag den Brautwerber spielte. Die betagte Frau soll ihrem Gemahl, um durch künstliche Mittel zu erlangen, was ihre verblühten Reize nicht vermochten, einen Liebestrank eingegeben haben, der ihn dem Tode nahe brachte. Sie hinterließ ihm, bei ihrem im Jahre 1614 erfolgten Tode, ausgedehnte Besitzungen in Mähren, und ausserdem eine bedeutende Summe an baarem Geld, welche ihn später zur Zeit der böhmischen Confiskationen theilweise in Stand sezte, sich einen fürstlichen Besitz an Grund und Boden zu erwerben.

An dem Bruderzwist zwischen Kaiser Rudolph und dem Erzherzog Mathias nahm Wallenstein keinen Antheil. Dennoch gewann er die Neigung des Leztern, und noch mehr beeiferte er sich, die Gunst Ferdinands II. zu erringen, sobald diesem Prinzen der Weg zum Kaiserthron gebahnt war. Ferdinand führte als Herzog von Steiermark im Jahr 1617 Krieg mit der Republik Venedig. Wallenstein warb auf eigene Kosten 200 Dragoner und führte sie dem Grafen Dampierre zu, den Ferdinand zum Befehlshaber seiner Truppen bestellt hatte. Bald fand er Gelegenheit, sich rühmlich auszuzeichnen. Die Festung Gradiska war seit einigen Monaten von den Venetianern eingeschlossen, und litt solchen Mangel an Lebensbedürfnissen, daß

ihre Uebergabe unvermeidlich war, wenn nicht schnelle Hülfe erschien. Wallenstein übernahm den schwierigen Auftrag, mitten durch das Belagerungsheer hindurch einen Zug von Proviantwagen in die Stadt zu werfen, und führte ihn mit eben so viel Glück als Kühnheit aus. Seine Freigebigkeit machte ihn schon hier zum Abgott der Soldaten, die kleine Schaar von 200 Dragonern wuchs während des Kriegs zu einem ganzen Regiment, das sich durch Kleidung und Pracht der Waffen vor den übrigen auszeichnete. Schon damals galt Wallenstein als eine der Stützen des kaiserlichen Hauses, und als er nach Beendigung des Kriegs an den Hof nach Wien kam, wurde er von Matthias in den Grafenstand erhoben, zum Obersten ernannt und erhielt auf des Kaisers Empfehlung ein Regiment der mährischen Landmiliz.

In Wien vermählte er sich auch zum zweitenmal mit Isabella Katharina Gräfin von Harrach, einer Tochter des kaiserlichen Geheimen Raths und Kämmerers Karl von Harrach. So war er bereits durch die Gunst des Kaisers selbst, wie durch den mächtigen Einfluß seines Schwähers unauflöslich an das habsburgische Interesse gekettet, als im Jahr 1618 die böhmische Empörung ausbrach. Wallenstein, der sich damals in Olmüz befand, schwankte keinen Augenblick über die zu ergreifende Parthei. Ohnedem lieben herrische Geister, wie er, Bewegungen nicht, in welchen viele das Wort führen wollen. Die mährischen Stände bereiteten sich, gemeinsame Sache mit den Böhmen zu machen. Wallenstein handelte und sprach für den Kaiser. Als Graf Thurn die Kaiserlichen unter Dampierre nach Oestreich zurückdrängte, versorgte er das fliehende Heer von Mähren aus mit Proviant und Schießbedarf; seinen Vettern, die in der böhmischen Armee dienten, ließ er sagen, »er werde sie mit Ruthen für ihre Dienste belohnen.« Die Anführer der Böhmen, Thurn, Fels und Hohenlohe, verklagten ihn wegen seiner feindseligen Gesinnung bei den mährischen Direktoren, und forderte dieselben auf, dem Verräther die Waffen abzunehmen, und sich selbst an die Böhmen anzuschließen.

Diese Vereinigung kam, ohne daß Wallenstein sie verhindern konnte, bald darauf zu Stande. Ein allgemeiner mährischer Landtag wurde nach Brünn ausgeschrieben. Sogleich legte sich Wallenstein mit seinem Regimente in einen Hinterhalt, um

die ständischen Abgeordneten aufzuheben und dem Kaiser als Rebellen auszuliefern. Allein der Anschlag mißlang. Wallenstein mußte, von Thurn bedrängt und von seinen mährischen Soldaten im Stiche gelassen, die Stadt Olmüz räumen, nahm aber die Landeskasse, in der sich 100,000 Reichsthaler befanden, mit sich nach Wien zum Kaiser. Aber jezt traf ihn ein schwerer Schlag. Alle seine Güter in Mähren und Böhmen wurden von der neuen Regierung zu Prag eingezogen, er selbst für einen Landesverräther erklärt. Wallenstein erhielt aus der geretteten Kasse 12,000 Thaler angewiesen, um ein neues Reiterregiment zu werben. Kaum hatte er die nöthige Mannschaft beisammen, als er zu dem kaiserlichen Heere unter Bucquoy stieß. Die großen Dienste, die er der Sache des neuen Kaisers Ferdinand in dem Gefechte bei Teyn leistete, wurden oben *) geschildert. Auch an der Vertheidigung Wiens gegen die zahlreichen Schaaren Bethlen Gabors im November 1619 nahm Wallenstein rühmlichen Antheil. Er war es, der den Rückzug Bucquoys deckte, und die Donaubrücke hinter dem zurückweichenden kaiserlichen Heere abbrach. In dem böhmischen Feldzuge vom Jahr 1620 bekleidete er die Stelle eines Generalquartiermeisters der vereinten kaiserlich-ligistischen Truppen, und hatte als solcher für die Beischaffung der Lebensmittel zu sorgen. Gerade auf einer Sendung zu diesem Zwecke begriffen, wohnte er der Schlacht vor Prag in eigener Person nicht bei, obwohl seine Küraſſire sich rühmlich auszeichneten. Nach erfolgter Unterdrückung des böhmischen Aufstandes half er die Feinde vollends aus Schlesien und Mähren vertreiben. Die Siege bei Stadschüz gegen Bethlen Gabors Streiftruppen und bei Kremsier über den Markgrafen von Jägerndorf sind oben erzählt worden. An dem neuen Krieg, den Bethlen Gabor im Jahr 1623 gegen Ferdinand führte, nahm Wallenstein ebenfalls lebhaften Antheil. So groß damals auch die Gefahr des kaiserlichen Heeres war, das bei Göding in Mähren von den Siebenbürgern eingeschlossen wurde, kam der Friede doch bald wieder zu Stande.

In dem Zeitraum zwischen 1621—1624 geschah es, daß Wallenstein jene ungeheure Gütermasse erwarb, die es ihm möglich machte, große Heere auf eigene Kosten zu stellen, gerade

*) Seite 391.

wie 1700 Jahre früher römische Magnaten zu Ende der Republik. Die zahllosen Confiskationen, durch welche der protestantische Adel Böhmens sein Eigenthum verlor, brachten mehr als den halben Grundbesitz des Landes unter den Hammer des Auktionators. Für Spottpreise wurden die eingezogenen Güter losgeschlagen, theils weil es an den nöthigen baaren Mitteln für einen solchen Markt fehlte, theils weil der Erwerb des gewaltsam entrissenen Erbes Anderer schmählich, und der neue Besitz höchst unsicher schien. Welche Versuchung zu großen Ankäufen für einen Mann, der die Kraft in sich verspürte, den Kaiser und sein System aufrecht zu halten! Wallenstein erstand im Laufe weniger Jahre für 7,290,228 Gulden confiscirte Güter. Mehr als das Fünffache mochte der wahre Werth dieser Erwerbungen betragen. Wie konnte aber Wallenstein solche enorme Summen aufbringen? Der reiche Nachlaß des Oheims und der ersten Gemahlin, wie die zweite Vermählung, erklärt einiges, ebenso die Thatsache, daß er dem Kaiser große Gegenrechnungen zu machen hatte. Die verschiedenen Regimenter, welche Wallenstein seit dem Jahr 1617 für den habsburgischen Dienst gestellt, waren bisher aus seiner eigenen Kasse besoldet worden. Jezt kam die Gelegenheit, sich für seine Ausgaben bezahlt zu machen. Man weiß z. B., daß er die Kaufsumme für die Herrschaft Friedland, die er mit den dazu gehörigen Kreisen, Städten und Dörfern um 160,000 Gulden erstand, größtentheils durch solche Gegenrechnungen tilgte. Auch für die Verheerung seiner früher besessenen Güter während des Aufstandes wurden ihm starke Summen gut geschrieben. So ist ein Erlaß der böhmischen Statthalterei vom 20. Juli 1623 vorhanden, worin befohlen wird, daß dem Herrn Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein für erlittenen Kriegsschaden auf seinen Besitzungen in Mähren 182,296 Gulden aus den Rentengefällen der Provinz zu ersetzen seyen. Endlich benuzte er den heillosen Zustand der Münzen im Reiche, von dem wir oben gehandelt, zu seinem Vortheile. Unter den vielen Privilegien, die er sich vom Kaiser zu verschaffen wußte, findet sich eines folgenden Inhalts: Seine kaiserliche Majestät wolle, wegen der schlechten Münze, womit ihre fürstlichen Gnaden von Waldstein etliche Herrschaften bezahlt, nichts weiter fordern. Ferdinand begünstigte die Gütererwerbungen von Männern wie Wallenstein aus triftigen Gründen, weil es ihm unter den damaligen

Umständen erwünscht seyn mußte, statt der vielen kleinen rebellischen Eigenthümer in Böhmen nur wenige zuverlässige Vasallen zu haben, deren Interesse an das der Krone aufs engste gekettet war. Dennoch dürften alle diese, immerhin sehr günstigen, Umstände nicht hinreichen, um obige ungeheure Gesammtsumme der Käufe Wallensteins genügend zu erklären. Eine noch vorhandene Urkunde beweist z. B., daß er vom 11. Juni 1621 bis zum 23. Juni 1623 zwei Millionen Gulden, größtentheils baar, an die böhmische Kämmerei bezahlte. Ohne Zweifel hat er in den verschiedenen Kommandos, die er seit 1617 bekleidete, nach damaliger Sitte der Obersten, auf gewaltsame Weise für sein Interesse gesorgt, und durch den Raub der beweglichen Güter, die er in den durchstreiften Provinzen fand, den späteren Erwerb unbeweglicher vorbereitet. Gewiß ist, daß Kaiser Ferdinand in einem noch vorhandenen Briefe bittere Klagen über die Erpressungen führt, welche sich das Kriegsvolk Wallensteins, vor dessen Erhebung zum kaiserlichen Feldhauptmann für den dänischen Krieg, zu Schulden kommen ließ. Es wird darin unter anderem angeführt, daß die Hauptleute eines Regiments ihrem Obersten wöchentlich je 100 Reichsthaler von dem Raub des Landes abgeben mußten. Statt Sold zu empfangen, bezahlten also die höheren Offiziere dem Regimentskommandanten noch bedeutende Summen. Wie groß mögen demnach die Erpressungen gewesen seyn! Die Sucht, Güter auf jede Weise zu erwerben, wurde zur wahren Leidenschaft bei Wallenstein. Wie er später ganze Herzogthümer, als Sagan, Mecklenburg an sich zu bringen wußte, so verschmähte er es nicht, fortwährend kleine Besitzungen durch Kauf, Tausch oder durch andere Mittel zu erringen. Selbst seine Blutsverwandten wurden nicht geschont. Im Jahre 1628, da er schon nach dem Kaiser die erste Rolle in Teutschland spielte, erwarb er z. B. von seinen vier unmündigen Vettern die Herrschaft Milletin. Doch war nichts weniger als schnöder Geiz die Quelle dieser erwerbsamen Thätigkeit. Der ausgedehnte Besitz von Land und Leuten sollte vielmehr die Grundlage seiner politischen Größe seyn. So eifrig er als bloßer Privatmann erwarb, so freigebig that er seine Schätze auf, als die Zeit zur Ausführung der hohen, riesenhaften Pläne gekommen war, die er in seinem geheimnißvollen Innern wälzte. Es sind zwei Personen in Wallenstein zu unterscheiden, der Millionär

und der große Geschäftsmann. Jener bahnte diesem den schwindelnden Weg. Ohne seine Reichthümer, an denen sicherlich viel Blut, viele Seufzer unschuldig Bedrängter klebten, wäre es ihm nicht vergönnt gewesen, so nahe an die hohe Bestimmung hinzustreifen, unser Vaterland seiner natürlichen Bestimmung zurückzugeben, und dadurch die künftigen Geschicke Europas zu ändern. Deßhalb mußten wir hier auch über seinen Gütererwerb genauer berichten.

Nachdem er durch ausgedehnten Landbesitz mächtig geworden war, entgingen ihm auch die Titel nicht, die den Reichthum an Grund und Boden gewöhnlich begleiten, und demselben äusseren Glanz verschaffen. Im Jahre 1623 ward er vom Kaiser zum Fürsten und ein Jahr später zum Herzog von Friedland (damals seiner größten Herrschaft) ernannt. Zugleich erhielt er in den Briefen, die der Kaiser an ihn schrieb, die sonderbare Titulatur »Oheim«, für welches Prädikat ihm ein besonderes Privilegium ausgestellt ward. Von dieser Erhebung her hieß er unter dem Volke gewöhnlich »der Friedländer.« Schon war er zum Fürsten ernannt, als im Jahre 1624 die ersten Anfordegen an Ferdinand ergingen, ein besonderes kaiserliches Hülfskorps zu den Truppen der Liga stoßen zu lassen. Sogleich erbot sich Wallenstein, auf seine Kosten 40,000 Mann ins Feld zu stellen. Der Antrag wurde jedoch abgewiesen. In des Kaisers Kabinet führten damals nicht mehr die Reichshofräthe, keine Kriegs- oder Geschäftsleute das Wort, sondern Priester, Beichtväter, Lamormain und Menschen seines Gelichters galten Alles. Man nannte sie »den geheimen, absonderlichen Conscienzrath.« Khevenhüller sagt, die Reichshofräthe, die sonst über die Geschäfte vernommen worden, hätten sich bitter über den großen Einfluß dieses zweiten Rathes beklagt. Jene Priester nun wollten nichts von Feldherren, denen sich der Kaiser anvertrauen solle, und von großen Armaden hören. Pfaffen und Soldaten vertragen sich bekanntlich nie, weil beide, sonst so verschieden, im Punkte des Ehrgeizes zusammenstoßen. Ausserdem hatten sie ihre oben *) auseinandergesezten triftigen Gründe, warum der Kaiser nicht eine von ihnen unabhängige Größe auf dem Ruin der teutschen Reichsaristokratie erringen sollte. So bescheiden sich

*) Seite 339 u. fgde.

auch damals noch der Friedländer betrug, ahnten sie den verborgenen Sinn hinter der unverfänglich scheinenden Maske. Das Anerbieten wurde also dießmal als »ein unmöglich, prahlerisches Vorgeben« abgewiesen, denn im Sommer des Jahres 1624, wo dieß geschah, war nur die Wahrscheinlichkeit nicht die Wirklichkeit eines auswärtigen Krieges vorhanden. Als aber zu Ende dieses Jahres und im Anfang des folgenden die Nothwendigkeit einer großen bewaffneten Macht immer fühlbarer wurde, als Tilly und der Churfürst von Bayern mit dem Verluste aller bisher errungenen Vortheile drohten, wenn man die Liga kaiserlicher Seits nicht kräftig unterstütze: da mußten die priesterlichen Bedenklichkeiten allmählig vor der Gewalt der Umstände verstummen. Wallenstein, durch den ungünstigen Erfolg seines ersten Versuches nicht abgeschreckt, kam im Frühling 1625 selbst nach Wien. Er bot abermals 40,000 Mann an. Da die Kasse des Kaisers bis auf den Grund leer war, konnte man den Antrag dießmal nicht verwerfen; doch wollte man dem Generale wenigstens zum Theile durch den Sinn fahren, damit er fühle, hier hätten andere Leute zu befehlen, als er. »Die Hälfte jener Mannschaft sey genug«, hieß es; der Herzog erwiederte: »20,000 Mann würden Hungers sterben, mit 50,000 Mann will ich ins Feld rücken, die werden sich selbst ernähren.« Weil die liebe Noth die mächtige Verbündete des Friedländers war, so kam man endlich überein, dem Herzoge die Errichtung von Musterplätzen in drei Kreisen des Königreichs Böhmen zu gestatten. Aber den Worten nach mußten doch die Pfaffen Recht behalten. »Fürs Erste solle er 20,000 Mann zusammenbringen, jedoch in fernerer Werbung nicht beschränkt seyn.« Das war eine Clausel, die sich selbst aufhob.

Der Vertrag, den der Kaiser wegen Aufstellung des Heeres mit Wallenstein abschloß, ist nicht veröffentlicht; doch lassen sich seine Grundzüge angeben. Vorerst bestritt der Herzog alle augenblicklichen Ausgaben, dieselben sollten ihm durch Brandschatzungen wieder vergütet werden, die in des Kaisers Namen zum Dienste des Heeres in den eroberten teutschen Provinzen zu erheben seyen. Soferne diese nicht hinreichen würden, verbürgte der Kaiser dem Herzog eine Entschädigung, namentlich an confiscirten Gütern und Landschaften. Für ein Regiment zu Fuß durften jährlich 600,000 Gulden berechnet werden, wie viel für ein Reiterregiment, ist nicht

bekannt. Dem Herzog selbst war ein monatlicher Gehalt von 6000 Gulden ausgesezt. Unter dem 25. Juli 1625 wurde seine Bestallung als »General-Oberster-Feldhauptmann« des Kaisers ausgefertigt.

Der Tag, an dem der Friedländer sein Kommando übernahm, wie der andere, an dem Gustav Adolph auf der Küste Teutschlands erschien, sind zwei von den wenigen lichten Tagen unserer Geschichte, von einem freundlichen Stern, wie es schien, beleuchtet. Schnell nahm nun alles eine andere Wendung. Wallenstein goß soldatisches Feuer in die mönchische Lampe des Kaisers. Die feindseligen, nichtswürdigen Nebeninteressen, das katholische, päbstliche, jesuitische, bayerische, die sich an das Eine gesunde und naturgemäße, an das kaiserliche, wie eine Schmarotzerpflanze angeklammert, mußten zurückweichen, Wallenstein zertrat sie unter seinen gewaltigen Füßen, und nun nahm der Krieg den Kaiserschritt an und zog im prachtvollen Triumphmarsche durch die Provinzen Teutschlands. Daher der stets wachsende und bald ans Tageslicht brechende Haß, den die Jesuiten und ihr innigster Verbündeter, der Churfürst von Bayern, gegen den kaiserlichen Feldhauptmann hegten.

Anfangs August befand sich Wallenstein wieder in Böhmen. Sogleich wird die Werbetrommel geschlagen, die Jugend und wen Ehrgeiz oder Noth zu den Waffen treibt, geräth in Bewegung. Des Friedländers Reichthum und Glück war durch Teutschland bekannt, seine Freigebigkeit aus früheren Feldzügen her gefeiert. Ohne Rücksicht auf Glauben, Stand, Vaterland wurde jeder, der einen gesunden Leib, eine kräftige Faust und Vertrauen auf des Herzogs Glück mit sich brachte, angeworben, aus dem Reiche und Böhmen kriegslustiges, herrenloses, oder auch durch religiösen und bürgerlichen Druck verzweifeltes Volk, Kroaten aus Ungarn, aus Polen Kosacken. Hauptleute führten selbst geworbene Kompagnien, Oberste ganze Regimenter dem Banner des Herzogs zu. Sein Hauptquartier hatte er in Eger, denn mit gutem Vorbedacht ließ er die Werbung fern von seinen Gütern geschehen, damit diese nicht von thätigen Arbeiten entvölkert, oder durch räuberische Gesellen belastet würden. Ende August war ein Heer von 20,000 Mann beisammen, obwohl noch nicht vollständig bewaffnet, namentlich befand sich seine Artillerie, die Graf von Schlick, ein Freund Wallensteins, befehligte, noch in einem

schlechten Zustande. Den 3. September brach der Friedländer mit dem Heere von Eger auf nach Franken, wo er sich erst stärken wollte. Am 9. September befand er sich in Schweinfurt, von da gings hinunter nach dem nördlichen Teutschland, anscheinend um mit Tilly gemeinschaftlich zu wirken.

Wir müssen jezt unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Liga und den König von Dänemark richten. Während Christian IV. in Niedersachsen seine Streitkräfte zusammenzog, waffnete der Graf Mannsfeld, der sich seit seiner lezten Niederlage in London befand, mit englischem Gelde und auf englischem Boden ein Hülfsheer für die Dänen. Ein großer Theil der Soldaten, die er in Ostfriesland im Jahre 1623 entlassen, kam nach England herüber, und bald befand sich der Graf wieder an der Spitze eines Haufens von 15,000 Mann. Während dessen hatte der alte Genosse Mannsfelds, Herzog Christian von Braunschweig, mit dem französischen Hofe wegen einer Unterstützung an Geld unterhandelt, um ebenfalls ein kleines Heer für dieselbe Sache in Frankreich werben zu können. Er erhielt die gewünschte Summe, sezte dann von London nach Frankreich über, und brachte in der Normandie etliche Reiterregimenter zusammen. Zu London hatten beide Heerführer verabredet, sich in Holland mit ihren Truppen zu vereinigen, um von hieraus die Pfalz anzugreifen. In der Mitte des Sommers schiffte Mannsfeld wirklich nach Holland hinüber, aber die Ueberfahrt war unglücklich, er verlor einen Theil seiner Mannschaft durch Schiffbruch, bald brachen auch Seuchen und Hungersnoth in seinem Lager aus; denn die Holländer wollten, wie früher, den räuberischen Gästen nichts geben. Schon war das Heer Mannsfelds fast auf die Hälfte herabgesunken, als Herzog Christian von Braunschweig bei Bergen op Zoom zu ihm stieß. Beide warfen sich hierauf ins Clevische, wo sie sich trennten. Herzog Christian eroberte das Städtchen Ordingen, das von den Ligisten besezt war, und machte gute Beute. Mannsfeld verschanzte sich zwischen Wesel und Rees. Beide warteten auf die Unternehmungen des Dänenkönigs, ehe sie weitere Schritte thaten.

Indessen hat der König von Dänemark sein Heer im Lager bei Segeberg im Herzogthum Holstein zusammengezogen. Mitglieder der hohen teutschen Aristokratie, auf die er weniger gerechnet, stießen hier zu ihm, namentlich zwei Herzoge von Sachsen-Weimar,

Johann Ernst und der berühmte Bernhard. Dagegen blieben andere zurück, auf deren Beitritt er sich gewiß verlassen; der Churfürst von Brandenburg entschuldigte sich, der Herzog von Lüneburg-Celle erklärte sogar seine Neutralität. Da der Abfall dieses wichtigen norddeutschen Fürsten sehr schlimme Folgen für die dänische Sache hatte, so müssen wir etwas genauer berichten. Von den verschiedenen Linien des braunschweigischen Hauses haßten sich die hauptsächlichsten, die wolfenbüttelsche und die lüneburgische, mit derselben Energie, wie der Albertiner in Sachsen den Ernestiner, oder der Kaßler in Hessen den Darmstädter. Haupt des wolfenbüttler Zweiges war damals Herzog Friedrich Ulrich, ein schwacher Fürst, ohne Einsicht, der keine Kinder hatte, weil er mit seiner Gemahlin im Unfrieden lebte. Nächster Nachfolger desselben war sein Bruder Christian, Administrator von Halberstadt, der bei seiner ritterlichen Liebe zu der abgesezten Königin von Böhmen ebenfalls unvermählt war, und wegen seines wilden Treibens auf kein langes Leben rechnen durfte; starb er, so fiel das wolfenbüttelsche Erbe an die Lüneburger Linie. Familienhaupt derselben war damals der Herzog Christian von Celle (zum Unterschied von dem Administrator gewöhnlich Christian der ältere genannt) ein Herr von guter Einsicht, was er am meisten dadurch bewies, daß er, sammt seinen andern Brüdern sich fast blindlings dem Rathe des uneinsjüngsten unter ihnen — es waren ursprünglich sieben Brüder — unterwarf. Das lüneburgische Haus zeichnete sich dadurch aus, daß die sieben Erben desselben, von denen jeder nach damaligem Gebrauch Anspruch auf Land und Leute hätte machen können, sich vereinigten, keine Theilung vorzunehmen, sondern zusammen zu leben, und die Regierung dem ältesten zu überlassen; noch mehr, sie beschlossen, daß nur ein einziger unter ihnen heirathen solle, um den Stamm fortzupflanzen; das Loos mußte darüber unter den sieben Brüdern entscheiden. Gewiß ein seltenes Beispiel von Gemeingeist in einer hohen Familie! Der Würfel fiel, wie wenn er mit der Größe des welfischen Hauses im Bund gewesen wäre, auf den bereits genannten zweitjüngsten Bruder, Herzog Georg. Dieß war ein Herr, der die militärischen Kenntnisse eines guten Generals mit größter politischer Schlauheit, im Geiste Maximilians von Bayern vereinigte, ausgezeichnet klug, eigennützig, Alles dem Vortheile seines Hauses aufopfernd, ein Fürst, der während des 30jährigen

Krieges, dessen Ende er beinahe erlebte, die Farbe unzähligemale wechselte, der nach der Reihe dem dänischen, dem ligistischen, dem wallensteinischen, dem kaiserlichen, dem schwedischen, dem sächsischen, dem französischen Interesse gedient, alle zusammen betrogen, aber sein Schiffchen glücklich durch jeglichen Sturm hindurch gesteuert hat. Nachdem er in den Niederlanden, der damaligen großen Kriegsschule, die ersten Waffen getragen, machte er im Jahr 1611 und 1612 den dänisch-schwedischen Krieg unter Christian IV. gegen Gustav Adolph m, und blieb auch später noch eine gute Weile im dänischen Kriegsdienste. Die erste Mißstimmung zwischen ihm und dem Dänenkönige trat ein, als Christian IV. seine Begierde nach gewissen fetten Bisthümern in Norddeutschland immer deutlicher merken ließ. Georg war der Meinung, daß diese Güter nicht dem Dänen, sondern teutschen Fürsten, und namentlich seiner Familie zukommen sollten. Doch dachte er noch nicht daran, die protestantische Sache zu verlassen, sondern übernahm im Jahre 1623 das Kommando der Truppen des niedersächsischen Kreises, dessen Oberster sein Bruder, der Herzog von Celle, war; auch sprach er sich nach Unterdrückung der böhmischen Revolution für den geächteten König Friedrich V. aus. Immer lauer wurde jedoch seine Neigung für diesen Fürsten, je schlechter seine Angelegenheiten gingen, und je mehr sein braunschweig-wolfenbüttel'scher Vetter, Christian von Halberstadt, dessen Kriegsruhm Georg beneidete, sich für die Sache des Pfälzers bloßstellte. Je mehr indeß die Spannung zwischen Dänemark und dem Herzoge Georg wuchs, desto mehr näherte sich König Christian IV. der braunschweig-wolfenbüttelschen Linie, deren schwaches Haupt, Friedrich Ulrich, ganz von den Intriken der Dänen umsponnen ward. Um so mehr Grund für Georg, von einer Sache zurückzutreten, an der seine verhaßten Verwandten von Wolfenbüttel einen lebhaften Antheil nahmen, für den sie sich vielleicht von dem Dänenkönige zum Lohne ein gutes Stück des lüneburger Erbes ausbedungen hatten. Als nun der Krieg vollends ausbrach, ahnte der Scharfsinn Georgs, daß der schwächere, schlecht gerüstete und nicht übermäßig weise Däne den Kürzern ziehen werde. Er hielt es also für seine Pflicht, die protestantische Parthei zu verlassen, und sich der katholischen zu nähern, wodurch er zwei höchst wichtige Zwecke zu erreichen hoffte. Einmal war dadurch

Lüneburg, das Erbgut des Herzogs und seiner Brüder, vor der kaiserlichen Acht bewahrt, welche damals die mit den Waffen in der Hand erliegenden protestantischen Fürsten unfehlbar traf. Zweitens schmeichelte er sich dadurch auch das Herzogthum der wolfenbüttelschen Linie, deren Aussterben vorauszusehen war, seinem Hause zu retten. Die Gefahr in dieser Beziehung war in der That nicht klein, theils weil Friedrich Ulrich und sein Bruder Christian zu der allem Anschein nach dem Untergang geweihten dänischen Parthei hielten, theils weil der Kaiser bereits auf den Fall des Erlöschens dieser Linie den beiden Churfürsten von Brandenburg und Sachsen die Anwartschaft auf einige der schönsten Güter jenes Hauses gegeben hatte. Herzog Georg mußte also suchen, den Kaiser durch wichtige Dienste zu gewinnen, um leztere zwei Nebenbuhler von der Theilnahme an dem künftigen Erbe, das allerdings von Rechtswegen der lüneburger Linie gehörte, auszustechen. Endlich ist noch zu bemerken, daß Herzog Georg auch durch Familienverbindungen in eine so zweideutige Rolle hineingezogen wurde. Sein Schwiegervater war nämlich Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der große lutherische Politiker, der schon mehrere andere protestantische Fürsten zu Gunsten der katholischen Sache hatte berauben helfen, und der notorisch im Solde des Kaisers stand. Die erste Folge der eben entwickelten Verhältnisse war die Neutralitäts-Erklärung des Herzogs von Celle-Lüneburg. Dadurch wurde der dänischen Parthei ein angesehener Fürst, und was noch schlimmer, der beste Kopf unter der norddeutschen Reichsaristokratie, entzogen. Georg wartete nur auf einen kaiserlichen Werber, um einen Schritt weiter zu thun, und als solcher erschien bald darauf Wallenstein.

Die Feindseligkeiten eröffnete Ende Mai 1625 Tilly. Nachdem er bedeutende Verstärkungen an sich gezogen, rückte er aus dem Hessischen, wo er vorher kantonnirte, nach dem linken Weserufer vor, besezte die Stadt Höxter, und schickte von hier eine Abtheilung unter dem bayerischen General Anholt nach dem Unterrheine ab, um Mannsfeld und Herzog Christian von Halberstadt zu beobachten. Da Höxter zum niedersächsischen Kreise gehörte, dessen Oberster der König von Dänemark war, so glaubte Christian IV. die Feindseligkeiten eröffnet, verließ am 7. Juni sein Lager bei Itzehoe, ging über die Elbe, besezte Stade und zog langsam weiter über Verden, Nienburg, Stolzenau

nach Minden, wo er 14 Tage verweilte, um Tilly zu erwarten, der jezt in Holzmünden lag. Der Plan des Königs war, wie man sieht, sich der Weserlinie zu bemächtigen, um von hier aus Mannsfeld und dem Administrator von Halberstadt die Hand zu bieten. Da Tilly aus politischen Gründen ruhig blieb, weil er erst den Abfall der lüneburgischen Herzoge erwarten wollte, so rückte das dänische Heer den 14. Juli nach Hameln, und besezte diese Stadt. Es kam bereits zu kleinen Vorposten-Gefechten zwischen beiden Heeren, als am 20. Juli dem Dänenkönige ein persönlicher Unfall in Hameln zustieß, der fast so schlimm wirkte, wie eine verlorne Schlacht. An dem bezeichneten Tage wollte er gegen Sonnenuntergang zu Pferde die Wachen auf den Wällen von Hameln mustern. Unversehens stürzte er in eine 22 Fuß tiefe, im Wall befindliche und mit Brettern überdeckte Grube; das Pferd des Königs hatte die Bretter zufällig mit dem Fuße auseinandergestoßen. Das Thier blieb auf der Stelle todt, der König selbst ward durch die nachstürzende Erde so gänzlich überschüttet, daß eine geraume Zeit verging, ehe man ihn herausziehen konnte. Anfänglich hielt man ihn für todt, drei Tage lag er sprach- und bewußtlos da; schon schien alle Hoffnung, ihn wieder herzustellen, verschwunden, als ihm ein Arzt aus Wolfenbüttel durch seine Heilmittel wieder zum Gebrauch der Sprache verhalf, worauf sich allmählig auch Spuren der rückkehrenden Vernunft zeigten.

Tödtlicher Schrecken befiel über diesem Unglück die Hofleute, das Heer, und die Generalität. Der gemeine Mann sah es für eine schlimme Vorbedeutung an. Man beschloß, den kranken König zum Behufe besserer Heilung nach Bremen zurückbringen zu lassen. Am 25. Juli wurde er abgeführt. Nichts war im Voraus darüber bestimmt, wer das Kommando übernehmen sollte, im Fall dem Könige etwas menschliches begegnen würde. Dem Range nach kam die nächste Stelle dem Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel zu, er hätte also den Befehl übernehmen sollen, allein er hielt sich selbst für unfähig zu einem solchen Geschäft, doch trug er auf schnellen Rückzug des ganzen Heeres an, weil man nicht wissen könne, ob König Christian IV., wenn er auch genesen würde, den Krieg fortsetzen wolle. Nur aus dem panischen Schrecken des Heeres läßt es sich jedoch erklären, daß die Dänen bei ihrem Abzug aus Hameln versäumten,

eine Garnison in der Stadt zurückzulassen. Sie zogen wieder die Weser hinunter, woher sie gekommen waren, und rückten, nachdem sie in die festen Orte Stolzenau, Nienburg und Wölpe Besatzungen geworfen, in das Gebiet von Verden, wo das Heer so enge Cantonnirungen erhielt, daß bald Seuchen ausbrachen.

Rasch benüzte Tilly die Fehler der Feinde. Schon am 29. Juli schloß er Hameln ein. Die Bürgerschaft, Anfangs zum Widerstand entschlossen, ergab sich auf eine gute Capitulation, welche Tilly bewilligte, um keine Zeit zu verlieren. Etliche Tage später überrumpelte er das Schloß von Stolzenau, und rückte dann vor Nienburg. Dieser wichtige Ort war von den Dänen stark besezt, und Tilly hatte nicht Leute genug bei sich, um die Stadt auf beiden Seiten der Weser einzuschließen. Daher blieb der Besatzung die Verbindung mit dem dänischen Heere vermittelst des Flusses offen, und es gelang dem Herzog Johann Ernst v. Weimar einen starken Zug Munition und Mundvorrath hineinzuwerfen. Nichts desto weniger rückte Tilly bis an den Hauptgraben vor, und machte Miene einen Sturm zu wagen. Da es ihm an hinreichendem grobem Geschüze fehlte, um eine Breche zu legen, versuchte er's die Stadt durch ein Bombardement zur Uebergabe zu zwingen. Mehrere Tage wurde das Feuer fortgesezt.

Während dieß an der untern Weser vorging, hatten die Ligisten einige kleine Nachtheile an der obern Weser erlitten. Dänische Streifparthien überfielen die schwachen Besatzungen, welche Tilly in Poppenburg und Elze zurückgelassen. Hiebei fielen einige Greuel vor, welche für den hohen Grad von Fanatismus und Haß zeugen, der damals unter dem lutherischen Volke Niederteutschlands gegen den Kaiser und die katholische Sache herrschte. In Elze wurden von den Dänen und den aufgestandenen Bauern der Umgegend eine Schwadron Reiterei und zwei Kompagnien Fußvolk zur Uebergabe gezwungen, nachdem man den Gefangenen zuvor feierlich das Leben und gute soldatische Behandlung zugesagt. Sie sollten auf Umwegen in das dänische Hauptquartier abgeführt werden; unterwegs stießen Bauernhaufen zu den dänischen Reitern, welche die Eskorte bildeten. Sey es, daß die Dänen schon vorher halb entschlossen waren, die Gesetze des Kriegs auf eine empörende Weise zu verletzen, sey es, daß sie

sich erst durch die Bauern zu dieser Schändlichkeit verleiten ließen: plötzlich machte die Eskorte Front gegen die wehrlosen Gefangenen; zu gleicher Zeit umringte dieselben auf der andern Seite der tolle Bauernhaufen: »jezt wollen wir den Landverderbern, den Hunden von Spaniern die Hälse entzweibrechen, mögen sie jezt nach ihrer Maria schreien, wir wollen sehen, ob sie kommt und ihnen hilft,« so schrien sie und trieben die unglücklichen Ligisten, wie eine Heerde Vieh auf einen Haufen zusammen. Fast Alle wurden mit Sensen und Dreschflegeln, mit Schüssen und Säbelhieben niedergemacht. Nur sehr wenige, worunter ein Offizier, der bayrische Hauptmann v. Gleen entkamen wie durch ein Wunder. Auch bei andern Gelegenheiten zeigte das gemeine Volk dieselbe wüthende Erbitterung gegen die Liga. Wehe dem Soldaten, der sich von seiner Fahne verirrte, er wurde ohne Gnade todtgeschlagen. Gewöhnlich geschah es, daß der Adel in jenen Provinzen, bei der Annäherung des ligistischen Heeres, sich in die festen Städte flüchtete, und das platte Land seinem Schicksal überließ. Oefters rotteten sich dann die Bauern zusammen, und nahmen Rache an den Gütern ihrer Herrn, indem sie die Edelhöfe und Schlösser verbrannten, um die Besitzer dafür zu strafen, daß sie sich nicht an die Spitze des kampflustigen Volkes gestellt, und die Feinde zu vertreiben gewagt hätten. Bei dieser feindseligen Stimmung der Länder, wo damals der Krieg geführt wurde, kann man sich nicht darüber wundern, daß die Ligisten auch ihrer Seits Grausamkeiten begingen, obgleich Tilly im Allgemeinen die Kriegszucht aufrecht erhielt, weit mehr als der König von Dänemark selbst, — der doch als Kreisoberster in Niedersachsen den Krieg führte, — und obgleich Tilly für seine eigene Person, laut urkundlicher Zeugnisse, sich als einen gerechten und gemäßigten Quartiersmann betrug.

Indessen war der König von Dänemark von seiner Krankheit soweit hergestellt, daß er am 7ten August das Kommando wieder übernahm. Nachwehen von dem Falle blieben jedoch in seinem Geiste zurück. Es gab Leute, welche glaubten, daß er nie mehr recht zu Troste gekommen sey. Auffallend war sein ewiges Zaudern, seine Unentschlossenheit in Fällen, wo er rasch hätte handeln sollen. Zu Ende dieses Jahres hatte er gar ein nächtliches Gesicht, das er dem Himmel zuschrieb, und das seinen bereits wankenden Muth wieder auffrischte. Christus erschien ihm, sonst

nakt, doch mit einem Purpurmantel bedeckt, die Dornenkrone auf dem Haupt, ein zerbrochenes Rohr in der Hand, mit klägli-cher Gebärde den König von Dänemark anschauend. Chri-stian IV. hielt diesen Traum für ein untrügliches Zeichen, daß er der auserwählte Streiter des Heilands der Welt sey. Nur zu bald sollte er jedoch erfahren, wie vollkommen irrig diese aus-schweifende Meinung war.

Mitte August sezte sich der König mit seinem durch Seuchen gelichteten Heere wieder in Bewegung, besezte am 21sten die Stadt Hoya, die dem Herzog von Lüneburg-Celle gehörte, dessen Abfall Christian IV. schon voraus sah, und näherte sich dann Nienburg, welche Stadt Tilly noch immer belagerte. Ein unvermutheter Anfall, den die dänische Reiterei am 13. September auf das ligistische Volk machte, nöthigte Tilly, die Belagerung am 14. Septbr. aufzugeben. Er zog sich mit einem Verluste von 2000 Mann nach Minden und hierauf nach Ol-dendorf zurück. So standen die Sachen, als auch Wallen-stein auf dem Kampfplatze erschien. Eine sonderbare Vorhuth kündigte die Annäherung des kaiserlichen Feld-Hauptmanns an. Zigeunerbanden 15—20 Mann stark, bis an die Zähne bewaff-net, und Weiber auf Pferden mit sich führend, deren jedes zwei Pistolen am Sattel hängen hatte, ließen sich in mehreren Ge-genden als Vortrab des Wallensteinischen Heeres blicken. Auf unbebahnten Wegen zogen sie daher, legten sich in Gebüsche und Wälder, kundschafteten Alles aus, und plünderten, wo sie keinen Widerstand fanden. Diese Vorläufer zeugten von der bunten Zusammensetzung des Heeres, das ihnen folgte. Zwei amtliche Berichte, der eine an den Herzog von Braunschweig-Celle, der andere an den von Wolfenbüttel gerichtet, schwanken über die damalige Stärke der Wallensteinischen Truppen. Lezterer (von der dem Kaiser feindlichen Parthie herrührend) spricht nur von 21,000 Mann, ersterer schäzt sie auf 30,000. Beide stimmen darin überein, daß der Friedländer nur wenig Geschütz bei sich geführt habe, daß seine Reiterei zum Theil schlecht beritten, und sein Fußvolk nicht zum besten bewaffnet gewesen sey. Mitte Sep-tember war Wallenstein aus Franken aufgebrochen, zog durch das Hessische nach Allendorf an der Werra, wandte sich von hier ins Göttingische, wo er die wenigen Landwehren sammt dem ritterschaftlichen Aufgebot, die sich ihm in Weg legen wollten,

aus einander sprengte, und rückte dann hinunter bis Alfeld, ganz in die Nähe des ligistischen Heers. Bis hieher begleitete ihn ein Abgesandter des Herzogs von Lüneburg-Celle, der darüber wachen sollte, daß die Besitzungen seines Herrn nicht verheert würden; denn Wallenstein, von den Gesinnungen des Herzogs Georg und seiner Brüder wohl unterrichtet, war mit dem regierenden Herrn v. Celle schon zuvor in Briefwechsel getreten, um ihn vollends ganz auf die kaiserliche Seite herüber zu ziehen, und hatte ihm versprochen, seine Güter möglichst zu schonen. Wallenstein hielt auch Wort, er gab strengen Befehl, daß in den Orten, welche dem Herzog von Celle gehörten, nicht geplündert würde, während die Wolfenbüttelschen Besitzungen die volle Wuth des Krieges traf. Dessen ungeachtet wurden etliche cellische Aemter verheert, weil das schlechtbezahlte Kriegsvolk keinem Befehl gehorchen wollte. Als Wallenstein davon Nachricht erhielt, ließ er in Anwesenheit des cellischen Abgesandten 15 beim Plündern ergriffene Soldaten aufknüpfen und den Bauern einen Theil des geraubten Viehs zurückgeben.

Ganz Nord-Teutschland erwartete damals, daß Wallenstein sich mit Tilly, dem er so nahe stand, vollends vereinigen werde, um die Dänen gemeinschaftlich zu erdrücken. Allein unvermuthet zog er Anfangs Oktober von Alfeld gegen Osten, und warf sich ins Bisthum Halberstadt. Mehr als Ein Grund bestimmte den kaiserlichen Feldherrn so zu handeln. Erstlich widerstrebte seine natürliche Eifersucht dem Gedanken an die Möglichkeit, sich dem obersten General der Liga unterordnen zu müssen. Wahrscheinlich wünschte auch Tilly aus ähnlichen Absichten damals noch keine Vereinigung. Zweitens gebot ihm die Rücksicht auf sein Heer, gute Quartiere für den nahenden Winter zu suchen. Unter den Wallensteinischen Soldaten befanden sich eine Menge Protestanten, die, weil der Sold seit längerer Zeit ausgeblieben war, anfingen religiöse Skrupel zu äussern, und vom Uebertritt zu den Dänen sprachen, wenn sie nicht besser bezahlt würden. Der kaiserliche Feldherr mußte sein neues Volk erst recht an seine Person und an die Kriegszucht gewöhnen; das Bindemittel sollten die fetten Stifter Halberstadt, Hildesheim und Magdeburg seyn, die er in den nächsten Monaten während der Waffenruhe auszubeuten beabsichtigte. Im Laufe des Winters hatte er sein Hauptquartier theils in Halberstadt, theils in

Aschersleben. Immerhin standen die beiden Heere, das ligistische, und das kaiserliche einander nahe genug, um sich im nöthigen Falle schnell unterstützen zu können.

Die Waffen ruhten auf allen Seiten für den Rest des Jahres 1625, bis auf ein Gefecht bei Seelze in der Nähe von Hannover, wovon wir gleich berichten werden. Ende September stieß Herzog Christian der Jüngere bei Nienburg zu dem Könige von Dänemark. Seine Schaaren waren jedoch theils durch Krankheiten, theils durch Ausreißen so herabgeschmolzen, daß er kaum noch 1000 Mann vom Rhein mit sich zu den Dänen brachte. Indeß stellte er sogleich im Wolfenbüttelischen neue Rüstungen an, bot das ganze Landvolk auf, und ließ, weil es an hinreichender Bewaffnung fehlte, eine große Anzahl Keulen verfertigen, die vornen mit Eisen beschlagen waren. Vierzehn Tage später folgte auch Mannsfeld seinem alten Genossen. Er stieß mit 8000 Mann Mitte Oktober zu den Dänen. Beide, der Herzog Christian und Mannsfeld verlangten sogleich abgesonderte Commando für den kommenden Feldzug.

Tilly hatte nach dem Rückzuge von Nienburg sein Heer in Cantonnirungen zwischen der Weser und Leine vertheilt; in Hameln befand sich sein Hauptquartier; seine äussersten Vorposten schob er östlich bis Hannover vor, welche Stadt von keiner von beiden Partheien besezt war, weil der Magistrat, gestüzt auf seine Privilegien, freie Hand bewahren wollte, und dänische wie kaiserliche Einquartirung verweigerte, obgleich Hannover dem Herzog v. Braunschweig-Wolfenbüttel, und also dem treuesten Verbündeten Königs Christian IV. gehörte. Tilly belagerte in der Mitte Oktober das Schloß Kalenberg. Nicht weit davon lag der Herzog Friedrich von Sachsen-Altenburg, mit einem Reiterregiment, das er für den dänischen Dienst geworben, in dem Dorfe Seelze. Dieser deutsche Fürst, ehemals ein Waffengefährte Herzog Christians v. Halberstadt, war bei Stadtlohn den Ligisten in die Hände gefallen, und auf sein Ehrenwort, nicht mehr gegen den Kaiser zu fechten, entlassen worden. Nichts desto weniger trat er gleich nach dem Ausbruche des dänischen Kriegs in die Dienste Christians IV. Täglich kam es zu kleinen Gefechten zwischen seinen Reitern und den ligistischen Vorposten, denen er gegenüber stand. Der Herzog Friedrich hoffte die feindliche Reiterei überfallen zu können, wenn er von

dem nahstehenden dänischen Truppen unterstützt würde. Er lud daher den General Obentraut zu einem gemeinschaftlichen Ueberfall in der Frühe des 25. Oktobers ein. Obentraut billigte den Plan und versprach seine Mitwirkung. Alles wurde vorbereitet. Allein am 24. Oktober Mittags ergab sich Kalenberg; sogleich brach Tilly, der von dem Plan der Feinde Kunde bekommen haben muß, mit drei Reiter-Regimentern aus dem Lager bei Pattensen in aller Stille auf, und zog, die Herrstraße vermeidend, seinem vorgeschobenen Posten zu, gegen welchen der Plan des Herzogs von Altenburg gerichtet war. Ohne von den Dänen bemerkt zu werden, erreichte er seine Leute in der Nacht des 24. Oktober, und legte sich sogleich in einen Hinterhalt.

Der Herzog v. Altenburg hatte indeß fast den ganzen Tag mit dem Feinde geplänkelt, um ihn sicher zu machen, und kehrte am Abend des 24. nach seinem Quartier Seelze zurück, entschlossen in der Frühe des folgenden Tages, wenn erst Obentraut mit seinen Reitern und einer Abtheilung dänischen Fußvolks herbeigekommen seyn würde, die Ligisten zu vernichten. Kaum war er zur Ruhe gegangen, als seine Wachen vor dem Dorfe überfallen werden. Eilends läßt er Lärm blasen, wirft sich wieder auf sein ermüdetes Roß und rückt dem Feinde vor Seelze hinaus entgegen. In der Frühe kommt Obentraut mit etlichen Reiterregimentern heran, und findet den Herzog bereits im Gefecht. So lange hatte auch Tilly in seinem Hinterhalte gewartet, jezt bricht derselbe hervor und greift die Dänen auf der Seite und im Rücken an. Vergeblich suchte Obentraut durch Veränderung seiner Front dem unerwarteten Ueberfalle zu begegnen; die Dänen werden mit großem Verluste aus dem Dorfe hinausgeworfen, 500 Todte bedeckten den Wahlplatz. Viele wurden gefangen, andere kamen auf der Flucht in der Leine um. Beide dänische Anführer fanden den Tod. Der schwer verwundete Herzog von Altenburg wollte sich, bloß von einem Stallmeister zu Fuße begleitet, über die Leinebrücke bei Seelze flüchten. Ein bayerischer Offizier, der ihn einholte und erkannte, schoß den Unglücklichen, unter höhnischem Lachen, als einen Schelm der sein Ehrenwort gebrochen, durch den Kopf. Obentraut gerieth, nachdem er einen tödlichen Schuß in den Leib erhalten, in Gefangenschaft. Als Tilly ihm seine Theilnahme bezeugte, erwiederte er: »In

solchen Gärten pflückt man solche Rosen.« Noch lebend ward er in Tilly's Kutsche gebracht, starb aber sogleich.

Auf diese Niederlage der Dänen, wollte der Stadtrath von Hannover eine Capitulation mit Tilly abschließen. Kaum erfuhr dieß der Herzog Johann Ernst v. Weimar, der in der Nähe ein dänisches Truppenkorps kommandirte, als er sich eilends in die Stadt begab, und den Magistrat mit Vorwürfen und Drohungen bestürmte, daß er der protestantischen Sache treu bleiben möchte. Von den Rathsmitgliedern abgewiesen, wiegelte nun der Herzog das Volk auf. Der Haß, der die Einwohner Niederteutschlands gegen die Ligisten beseelte, wirkte auch dießmal. Wüthend schrieen die um das Rathhaus versammelten Bürger: »Waffen her, wir wollen gegen Tilly fechten.« Jezt gab der Magistrat aus Furcht nach, und nahm eine wiewohl schwache dänische Besatzung auf.

Von nun an ruhten die Waffen für dieses Jahr völlig. Nichtsdestoweniger wurde der Kampf durch friedliche Mittel, durch Unterhandlungen fortgesezt, in welchen jede Parthei Zeit und Boden zu gewinnen hoffte; denn an Aussöhnung war noch nicht zu denken. Der stets geschäftige Vermittler des Kaisers, Churfürst Johann Georg von Sachsen, brachte zu Ende des Jahres einen Waffenstillstand zuwege, während dessen zu Braunschweig ein Congreß eröffnet ward. Nicht nur Tilly, sondern auch Wallenstein beschickte denselben. Schon in den ersten Verhandlungen zeigte es sich, wie wenig es beiden Parthien Ernst war. Der König von Dänemark und seine Verbündeten gebärdeten sich wie Sieger: »Der Kaiser solle augenblicklich das wallensteinische, wie das tillysche Heer aus Niedersachsen zurückziehen, Ersatz für den Schaden leisten, den die kaiserlichen Soldaten verursacht, und endlich den Ständen des Kreises freie Ausübung ihrer geistlichen und weltlichen Rechte verbürgen.« Dagegen behandelten Wallenstein und Tilly die Gegenparthie wie Rebellen. »Nicht den Ständen, sondern dem Kaiser komme es zu, Gesetze vorzuschreiben. Augenblicklich sollten die Stände ihre Truppen abdanken, auch der König von Dänemark müsse seine Soldaten aus dem Reiche entfernen; die verabschiedeten Kreistruppen dürfen ferner weder dem geächteten Mannsfeld noch dem Halberstädter überlassen werden. Der Graf Mannsfeld soll sogleich den Boden des Reichs verlassen. Weder der

König von Dänemark noch die Stände des niedersächsischen Kreises unternehmen je wieder irgend etwas mit Rath oder That wider Ferdinand II. Ohne Einwilligung des Kaisers dürfen sie in Zukunft keine Truppen mehr anwerben. Ausserdem ersezt der niedersächsische Kreis dem Kaiser alle Kriegskosten, auch müssen dem Herzog von Braunschweig-Celle nicht nur alle von den Kreissoldaten besezten Orte sogleich wieder zugestellt, sondern auch der Schaden vergütet werden, welchen er oder seine Unterthanen während des Kriegs erlitten hat. Sobald von dem Kreise und dem Könige von Dänemark hinreichende Bürgschaft für Erfüllung dieser Forderungen gegeben ist, werden die kaiserlichen Völker aus Niedersachsen weggeführt.«

Der Herzog von Celle hatte selbst von den beiden katholischen Feldherrn verlangt, daß seiner auf die bezeichnete Weise in den Unterhandlungen gedacht werde. Wallenstein konnte mit dieser Forderung nur zufrieden seyn, weil sie die feindselige Gesinnung des Herzogs gegen die dänische Parthei offen aussprach und denselben zulezt nöthigen mußte, völlig auf die kaiserliche Seite überzugehen. Schon Ende Februar 1626 löste sich der Friedenscongreß auf, nachdem beide Theile zuvor heftige Schmähschriften wider einander im Druck hatten ausgehen lassen. Bald darauf wurde Herzog Georg von Lüneburg durch Wallenstein vermocht, in kaiserliche Kriegsdienste zu treten. Schon mehrere Monate zuvor hatten die Unterhandlungen wegen dieser Sache gedauert. Wallenstein versprach ihm nicht nur ein Kommando in dem kaiserlichem Heere, sondern auch einen Theil von den Ländern, die der braunschweig-wolfenbüttelschen Linie, nach glücklicher Beendigung des Kriegs, weggenommen werden sollten. Während des Winters warb Herzog Georg Truppen, um im kommenden Feldzuge nicht bloß allein mit seinem Arme und Kopfe, sondern auch mit einer bewaffneten Macht für die neue Parthei aufzutreten, die er ergriffen hatte. Der König von Dänemark war auf's äusserste erbittert über die Treulosigkeit dieses ehemaligen Verbündeten. In dem Briefe, in welchem er das Abschiedsgesuch Herzog Georgs beantwortete, behandelte er ihn, wie einen Judas Ischarioth oder noch schlimmer: »Ich will Alles dem Allmächtigen befehlen,« schrieb er, »der uns beide kennt, und unsere Gesinnung weiß, auch Alles zum Besten hinausführen wird und kann. Der Teufel durfte unserem Erlöser und Seligmacher

die ganze Welt weisen und versprechen, wenn er ihn anbeten wollte, warum sollte er dasselbe nicht noch jezt einem bloßen Menschen anbieten dürfen? ich befehle dich hiemit dem rechten Richter über uns Alle.«

Es war doch noch etwas, wie Gewissen bei Georg von Lüneburg übrig. Er fragte Tilly und Wallenstein um Rath, was er denn auf die Briefe des Königs, die ihn in keine kleine Unruhe versezten, antworten solle. Uebrigens trat vorerst nur er, nicht auch sein Bruder, der regierende Herzog Christian von Celle zu den Kaiserlichen über, sey es, daß dieser die politische Bekehrung Georgs hinreichend glaubte, um sich der Gnade Ferdinands II. zu versichern, oder daß er es für verderblich hielt, gegen die Dänen, welche den größten Theil seines Gebiets inne hatten, feindlich aufzutreten, oder endlich, daß er keinen zu entschiedenen Schritt vorwärts thun wollte weil er den Untergang der dänischen Parthie noch nicht für gewiß ansah. Wenn Christian IV. von Dänemark auf diese Weise durch den Uebertritt des klügsten Fürsten im ganzen niedersächsischen Kreise in Nachtheil kam, so gab ihm anderer Seits ein Bündniß einigen Ersatz hiefür, das zwischen Dänemark, England und den Generalstaaten am 9. December 1625 abgeschlossen wurde. Carl I. von England erneuerte darin das schon früher gegebene Versprechen einer monatlichen Unterstützung von 30,000 Pfund Sterling. Ebenso machte sich Holland zu einer monatlichen Zahlung von 50,000 Gulden verbindlich, und verhieß zugleich ein eigenes Heer wider die Spanier, doch nur innerhalb seiner Grenzen aufzustellen. Nicht minder war es ein günstiges Ereigniß für den Dänenkönig, daß die Eifersucht zwischen den beiden feindlichen Feldherrn schon während des Winters in offenen Streit ausbrach. Durch seinen Gebieter, den Churfürsten von Bayern dazu aufgefordert, verlangte Tilly von Wallenstein eine Unterstützung von 8000 Mann, und zwar machte er dieses Ansinnen in einem Tone, als hätte er dem kaiserlichen Obergeneral Befehle zu ertheilen. Wallenstein, durchaus nicht gesonnen, seine Ansprüche auf den ersten Rang einem gehaßten Nebenbuhler aufzuopfern, schlug das Gesuch Tillys rund ab, unter dem Vorwande, daß er alle seine Leute wider den Grafen Mannsfeld brauche. Der Streit kam vor den Kaiser Ferdinand, der sich jedoch begnügte, seinen Feldherrn zur Einigkeit aufzufordern.

Es ist nicht bekannt, ob Wallenstein auf eigenen Antrieb, oder kraft eines kaiserlichen Befehls handelte, als er im Sommer 1626 eine Verstärkung von 6000 Mann zu Tilly stoßen ließ. Diese Wallensteinischen Soldaten hatten, wie wir später zeigen werden, einen bedeutenden Antheil an dem entscheidenden Siege bei Lutter.

Die Waffen mußten abermals den Ausschlag geben. Der Plan des Dänenkönigs für diesen Feldzug war sehr ausgedehnt und künstlich. Während Christian IV. selbst sich vorbehielt mit dem Haupt-Heere Tilly die Spitze zu bieten, sollte der Halberstädter auf der rechten Flanke des Königs, von Westphalen aus gegen die Pfalz und das südliche Teutschland vordringen; auf der linken Flanke erhielten Mannsfeld und der Herzog Johann Ernst eine noch wichtigere Rolle. Beide sollten Wallenstein nach Sachsen zurückwerfen, und sich einen Weg entweder nach Böhmen oder Schlesien bahnen, um von dort aus dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen die Hand zu reichen, der sich verbindlich gemacht hatte, einen neuen Einfall in die Erblande des Kaisers zu unternehmen. Um die Verbindung zwischen Mannsfeld und dem dänischen Hauptheere herzustellen, sezte sich der General Fuchs in Tangermünde an der Elbe fest. Dieser künstliche Plan der Dänen war mit zwei großen Nachtheilen verbunden: einmal mußten sie ihre nicht übermäßig zahlreiche Streitkräfte in zuviele Theile zersplittern; zweitens wirkten sie aus einem weiten Umkreise nach einem festen Mittelpunkte, den der Feind in einer koncentrirten Stellung besezt hielt, wodurch er leicht Gelegenheit finden mochte, die Gegner vereinzelt zu schlagen. Während des Winters hatte Tilly, wie gesagt, sein Hauptquartier in Hameln, Wallenstein zuerst in Halberstadt, dann in Aschersleben, König Christian IV. in Rothenburg an der Wümme, Mannsfeld, der während des Winters seine Schaaren bis nahe auf 20,000 Mann gebracht, lag an der untern Elbe, der Halberstädter in Westphalen. Herzog Georg, jezt kaiserlicher General, starb in seines Bruders Landen und in der Wetterau.

Die Feindseligkeiten eröffnete Wallenstein noch im Januar 1626. Um einen sichern Uebergangspunkt über die Elbe zu besitzen, ließ er zu Ende des ebengenannten Monats die Stadt Zerbst einschließen, die von Mannsfeldischen Truppen besezt war, bei Dessau auf dem rechten Elbeufer einen Brückenkopf anlegen, und Kähne zu einer Schiffbrücke herbeischaffen.

Der kaiserliche Oberst Altringer erhielt das Commando über diese Schanzen, zugleich wurde ihm Unterstützung zugesagt, im Fall er von einer überlegenen Zahl angegriffen werden sollte. Sogleich sammelte Mannsfeld seine Streitkräfte auf dem rechten Elbeufer. Nachdem der brandenburgische Markgraf Christian Wilhelm, Administrator von Magdeburg, mit seinen Truppen zu ihm gestoßen, hatte er ungefähr 20,000 Mann beisammen. Am 1. April machte er einen lebhaften Angriff auf den Brückenkopf bei Dessau, ward aber zurückgeschlagen, nicht besser gelang ein zweiter Versuch, den er am 11. April unternahm. Er zog nun alle seine Truppen an sich, um einen Hauptstreich zu führen. Als Wallenstein von diesem Plane Kunde erhielt, schickte er dem Obersten Altringer eine bedeutende Verstärkung unter dem Oberst-Feldzeugmeister Grafen von Schlick zu, rückte selbst mit seinem Heere nach, und legte sich an der Spitze etlicher Küraſſirregimenter in einen Hinterhalt, vorwärts von der Brücke. Mannsfeld wußte von allem dem Nichts. Am 25. April fiel er mit seiner ganzen Macht auf die Schanzen, ward aber von Schlick und Altringer so übel empfangen, daß er nach mehrmals wiederholten Angriffen genöthigt war, den Rückzug anzutreten. Jezt brach Wallenstein mit seinen Reitern in die Flanke der Mannsfelder, zugleich rückte der Graf Schlick mit der Artillerie aus den Schanzen vor. Der Feind, von Beiden in die Mitte genommen, erlitt eine völlige Niederlage, die sich in die wildeste Flucht auflöste. Von den 20,000 Mann, die er vor der Schlacht gehabt, brachte Mannsfeld nur noch 5000 in die Mark Brandenburg, wohin er sich flüchtete. In ganzen Rotten liefen die geschlagenen Mannsfelder zu Wallenstein über, und verstärkten das kaiserliche Heer. Der Friedländer verfolgte jedoch seinen Sieg nicht, sondern behielt sein Hauptquartier wie zuvor in Aschersleben. Warum that er dieß? Aus Ungeschicklichkeit, das lächelnde Glück zu benützen, die man ihm auch sonst schon vorgeworfen? Hielt er etwa Mannsfeld für einen zu unbedeutenden Feind? Fürchtete er in den Sandsteppen der Mark nicht den nöthigen Unterhalt für sein bereits auf 40,000 Mann angewachsenes Heer zu finden; oder endlich, — was dem Verfasser dieser Geschichte am wahrscheinlichsten vorkommt — wollte er den Churfürsten von Sachsen nicht aus den Augen lassen? Mannsfeld hätte sich, im Fall er

bei Dessau siegte, durch die churſächsischen Lande einen Weg nach Böhmen gebahnt. Die däniſche Parthei mußte alſo einiger Maaßen auf den Churfürſten rechnen; ohnedem war ſeine Freundſchaft für den Kaiſer erkaltet, ſeit die Angelegenheiten in Niederteutſchland eine für Ferdinand ſo günſtige Wendung nahmen. Wallenſtein hatte alſo guten Grund, die Neigungen Johann Georgs ſorgfältig zu bewachen.

Mannsfeld benüzte die Friſt, welche der kaiſerliche Feldhauptmann ihm gegönnt, aufs Beſte. Die Herzoge von Mecklenburg geſtatteten ihm Werbung in ihrem Lande; der König von Dänemark ließ den Herzog Johann Ernſt von Sachſen-Weimar mit 5000 Mann zu ihm ſtoßen. Carl I. von England, in deſſen Namen Mannsfeld Krieg führte, ſchickte ein Regiment Schotten über Stettin; endlich das franzöſiſche Kabinet unterſtüzte den Grafen mit bedeutenden Summen. So geſchah es, daß er Ende Juni ſchon wieder ein Heer von 20,000 Mann unter ſeinem Befehle hatte. Er wandte ſich nun über Frankfurt an der Oder nach Schleſien, um ſich auf der Grenze von Ungarn mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Dieſer ſtand ebenfalls ſchon im Felde. Nachdem er im Februar 1626 in Kaſchau ſeine Vermählung mit Katharina, der Schweſter des Churfürſten von Brandenburg und der Königin von Schweden gefeiert, rüſtete er ſich zum Einfall in Ungarn, wohin ihn eine ſtarke Parthei der Eingebornen, aufs höchſte erbittert über die Religionsverfolgungen der Jeſuiten, zum Kampfe wider Ferdinand II. rief. Auch die Türken wurden in den großen Bund gezogen. Bethlen Gabor, unterſtüzt durch den engliſchen Bothſchafter in Conſtantinopel, Thomas Roe, wußte durch ſeine Intriken bei der hohen Pforte auszuwirken, daß der friedlichgeſinnte, von den Oeſtreichern beſtochene Paſcha Sophi Mohammed von Ofen abgeſezt, und an ſeiner Stelle der kriegsluſtige Bosnier Murtefa Paſcha in jenes Baſſalik geſchickt wurde. Dieſer fiel gleich nach ſeiner Einſetzung mit 8000 Mann in die Neitraer Geſpannſchaft, brannte 26 Dörfer ab, und führte die Einwohner fort. Er erhielt vom Sultan die Weiſung, den Fürſten von Siebenbürgen in Allem zu unterſtützen. Bethlen Gabor ſtand Mitte September mit einem großen Heere von Siebenbürgern und Türken in Debrezin, und rückte zu Ende dieſes Monats bis in die Honter Geſpannſchaft vor. Schon

unterwegs ließ er die dringendsten Aufforderungen an Mannsfeld und den Herzog von Weimar ergehen, daß sie mit ihrem Volke zu ihm stoßen möchten, auch schickte er ihnen einen seiner Generale mit Reiterei entgegen, um ihren Zug über die Waag zu decken. Beide standen nämlich damals, nachdem sie Schlesien und Mähren während des Sommers unter fürchterlichen Verwüstungen durchzogen, in einem verschanzten Lager bei Jablunka auf der ungarisch-mährischen Grenze. Allein bereits war auch Wallenstein in Ungarn angekommen, und suchte ihre Vereinigung mit Bethlen Gabor zu verhindern. Schon Ende Juni hatte er den Obersten Pechmann mit einigen tausend Mann den Mannsfeldern auf dem Fuße nach Schlesien geschickt, um das feindliche Heer zu beobachten. Sobald er sichere Nachricht erhielt, daß Bethlen Gabor und Mannsfeld einander die Hände reichen wollen, brach er in Eilmärschen nach Ungarn auf, nachdem er in Dessau, Zerbst, Halberstadt hinreichende Besatzungen zurückgelassen, und bezog in der Neitraer Gespannschaft bei Freistädtel ein festes Lager, um den Uebergang des Grafen von Mannsfeld und des Herzogs von Weimar über die Waag zu hintertreiben. Wallenstein brachte 32,000 Mann aus Teutschland mit sich. Bei Freistädtel stieß Niklas Esterhazy mit 20,000 Ungarn und der Ban von Kroatien, Georg Zriny mit seinen Kroaten zu ihm. Das vereinigte Heer betrug gegen 60,000 Mann. Nichts desto weniger gelang es den Mannsfeldern die Wachsamkeit Wallensteins zu täuschen und bei Trencsen über die Waag zu setzen. In den lezten Tagen des Septembers zogen sie durch die Thureczer Gespannschaft nach Rosenberg; sie waren nur noch durch wenige Märsche von den Siebenbürgern getrennt.

Jezt brach Wallenstein (am 27. Septbr.) mit gesammter Heeresmacht auf, und verschanzte sich, sein schweres Geschütz und das Gepäck in Neuhäusel zurücklassend, zwischen Bars und Levenz am Granflusse, nur 4 Meilen von Bethlen Gabors Lager entfernt. Sofort gab der Siebenbürger Fürst, in der Voraussetzung, daß der Friedländer eine Feldschlacht beabsichtige, dem Pascha von Ofen Befehl zu ihm zu stoßen. Denn derselbe hatte eben eigenmächtig die Belagerung der Burg von Nograd unternommen. Murrend und nur durch Bethlen Gabors Drohungen geschreckt, gehorchte Murtefa. Ehe es

zur Entscheidung der Waffen kam, wollte der ungarische Feldherr Niklas Esterhazy den Weg der Unterhandlung versuchen. Er schickte, sicherlich ohne Vorwissen des Friedländers, einen seiner Freunde, Johann Kery an Bethlen Gabor, um ihm Frieden anzubieten; aber stolz ward der Unterhändler zurückgewiesen, mit dem Bescheide, der Siebenbürger Fürst sey gewöhnt, den Frieden mit dem Schwerte zu erfechten. Bald jedoch bereute Bethlen Gabor seine Weigerung; denn als er dem Feinde entgegen, am 30. September, nach Palank vorrückte, überschaute er von dem Gipfel eines Berges das Lager des Friedländers, und überzeugte sich von der Ueberlegenheit der Kaiserlichen durch Zahl und Stellung. Er beschloß daher, auf dem eingeengten Raume, wo er seine Reiterei nicht ausbreiten konnte, weder das Treffen anzunehmen, noch es dem kaiserlichen Feldherrn anzubieten. Aber gefährlich war der Rückzug im Angesicht des Feindes, ohnedem wollte Murtefa-Pascha aus Ehrgefühl Nichts davon hören. Bethlen Gabor mußte durch seine allzeitfertige List Rath schaffen. Nachdem er sein Heer, so gut es ging, in Schlachtordnung gestellt, schickte er einen Unterhändler in das Wallensteinische Lager, um für 3 oder wenigstens 2 Tage Waffenruhe auszuwirken. Zugleich ließ er die Feldherrn zu friedlicher Unterredung einladen, welche gewiß, wie er versicherte, zu einem dauerhaften Frieden führen werde. Esterhazy glaubte, jezt sey die Zeit gekommen, um sich für Bethlen's Uebermuth zu rächen, er widersprach aufs lebhafteste dem Antrage, warnte vor des Siebenbürgers Arglist und drang darauf, daß man die schöne Gelegenheit zu einem gewissen Siege rasch benütze. Seine Gründe waren jedoch für Wallenstein eben so viele Aufforderungen, anderer Meinung zu seyn. Unfähig, einen Gleichgestellten neben sich zu dulden, haßte er den stolzen Ungar, und wollte seinem Rathe nicht einmal den glänzendsten Sieg verdanken. Er stimmte für Annahme des Gesuchs von Bethlen. Als Esterhazy immer heftiger widersprach, antwortete der Friedländer: »Und wenn ich gewiß wäre, über die Leichen der erschlagenen Feinde heute noch in Constantinopel einzurücken, und auf den Kuppeln der Sophienkirche die kaiserlichen Adler aufzupflanzen, würde ich dennoch nicht schlagen.« Esterhazy mußte schweigen, der gewünschte Stillstand ward dem Siebenbürger bewilligt, und die vorläufigen Bedingungen des Friedens

verabredet. Allein in der Nacht des 1. Oktobers ließ Bethlen Gabor mehr Feuer als gewöhnlich in seinem Lager anzünden und durch 1200 leichte Reiter unterhalten. Er selbst zog unter dem doppelten Schutze der Dunkelheit und des Stillstandes auf und davon. Am andern Morgen war er in Sicherheit, die zurückgelassenen Reiter stießen schnell wieder zu ihm.

Wallenstein konnte dem Fürsten nicht nacheilen, weil er in der Hoffnung zu kommen, zu sehen und zu siegen, nur auf wenige Tage Lebensmittel für sein 60,000 Mann starkes Heer mit sich geführt; überdieß wurde die Mannschaft durch ausgebrochene Seuchen täglich gelichtet. Er mußte sich daher zum Rückzuge entschließen. Seine Ungarn und Kroaten besezten die Grenzburgen, mit dem Kern des Heeres bezog er das verschanzte Lager bei der Freistädter Brücke über die Waag. Weiter hinauf bei Passyen lagerte sein Unterfeldherr, Graf Heinrich Schlick, ward aber von den Siebenbürgern überfallen und selbst gefangen genommen. Andere Abtheilungen wurden anderswohin vertheilt, denn der Hunger zwang zur Trennung der Truppen. Die Ungarn hatten wegen des lahmen Gangs der kriegerischen Unternehmungen alle Achtung vor dem Friedländer verloren; ohnedieß haßten sie das fremde, räuberische Söldnervolk, sogar für Geld wurden den Soldaten Lebensmittel versagt; die, welche in den Dörfern sich zerstreuten, um zu rauben, fielen in großer Zahl unter den mörderischen Händen der Bauern. Hunger und Seuchen und tägliche Gefechte mit siebenbürgischen Streifpartheien, oder dem Pascha von Erlau rafften fast die Hälfte der wallensteinschen Heeresmacht hinweg; der Friedländer mußte täglich mehr empfinden, daß für ihn in Ungarn keine Lorbeeren grünen.

Indessen waren Mannsfeld und der Herzog von Weimar zu den Siebenbürgern gestoßen, eine für Bethlen selbst widerliche Verstärkung, zuchtloses, ausgehungertes, schlechtgerüstetes Volk, dessen sich der siebenbürger Fürst schon aus der Ferne geschämt hatte. Denn noch während des Sommers schrieb er, erbittert über die unerhörten Gräuel, welche diese Raubschaaren auf ihrem Marsch aus Teutschland nach Ungarn begingen, die drohendsten Briefe an die beiden Feldherren nach Mähren, und schärfte ihnen strenge Mannszucht ein, wenn sie die ungarische Grenze überschreiten würden. Selbst die Türken, welche in diesem Feldzuge musterhafte Ordnung hielten, beschämten die Raubsucht

der Mannsfelder. Bethlen wies dem ausgehungerten Volke gute Quartiere an, und versorgte es hinreichend mit Lebensmitteln, Sie sollten einige Tage rasten, und dann dem siebenbürger Fürsten nachrücken, der am 10. Oktober dem Kaiser neue Friedensvorschläge machen ließ, nachdem er sich dem wallensteinschen Lager wieder genähert. Als sich das Gerücht verbreitete, daß die kaiserliche Besatzung von Neuhäusel im Anmarsche sey, sandte Bethlen eilends dem weimarer Herzog, dem Grafen von Mannsfeld und dem Pascha Murtefa den Befehl, zu ihm zu stoßen. Murtefa und Mannsfeld erschienen, aber nicht so der Herzog von Weimar, der aus Haß gegen Mannsfeld in seinen Quartieren blieb. Obgleich die Besatzung von Neuhäusel sich schnell wieder zurückzog, rückte Bethlen Gabor dennoch zu Ende Oktober mit seinen beiden Bundesgenossen längs dem Granflusse gegen Bars hinauf, um das fremde Kanonenfutter zu einer Schlacht zu benützen, indem er dem sehr geschwächten Friedländer das Treffen anzubieten eilte. Aber wie dieser früher aus stolzer Unverträglichkeit nicht schlagen wollte, so hinderten jezt den Siebenbürger die Elemente und der Aufruhr seiner eigenen Leute an der Ausführung seines Planes. Frost mit Schneegestöber trat ein. Alsbald verlangten die Ungarn in Bethlens Heer und die Mannsfelder mit Ungestüm, daß man sie in die Winterquartiere verlege. Noch wilder tobten die Türken Murtefas in gleichem Sinne. »St. Demeterstag (mit welchem der Felddienst bei den Osmanen aufzuhören pflegt) ist vorüber«, brüllten die Janitscharen, überfielen Murtefas Zelt, und fällten seine Leibwache nieder; der Pascha entrann ihrer Wuth durch schnelle Flucht zu dem siebenbürger Fürsten. Sogleich stellte sich Bethlen an die Spitze seiner Leute, ließ die Empörer umzingeln, und verkündigte ihnen, daß in Zukunft er bestimmen wolle, wenn St. Demeters-, d. h. Bethlen Gabors Tag seyn solle. Nachdem er 19 der strafbarsten Aufwiegler hatte niederhauen lassen, war Ruhe und Ordnung wiederhergestellt.

Im Lager vor Bars erhielt Bethlen die kaiserliche Antwort auf seine Friedensanträge. Ferdinand erklärte seine Bereitwilligkeit, auf den Grund derselben zu unterhandlen, da Bethlen nichts weiter, als die Erneuerung der früheren Verträge begehrte. Beide Theile waren nur noch in wenigen unwesentlichen Punkten auseinander, und so ließ sich ein baldiger

Abschluß voraussehen. Bethlen verlegte also sein Waffenvolk in die Winterquartiere, für sich selbst und seine Siebenbürger behielt er die besten vor, der Herzog von Weimar ward mit seinem Fußvolk nach St. Martin in der Thurokzer Gespannschaft, seine acht Fahnen Reiter in die nächstgelegenen Dörfer gewiesen. Die Mannsfelder sollten in dem Gebiet von Znio überwintern. Bethlen Gabor sorgte für regelmäßige Verpflegung der fremden Gäste. Die Weimarer erhielten täglich 4000 Pfund Brod, 1000 Pfund Fleisch, die Mannsfelder 7000 Pfund Brod, 2000 Pfund Fleisch, jene an Hafer täglich 150, diese 300 Kübel. Bei Todesstrafe wurde jede Ausschweifung von dem siebenbürger Fürsten untersagt. Bethlen Gabor machte den Herzog und seine Hauptleute persönlich für jede Verletzung der Mannszucht verantwortlich. Auch Wallenstein verlegte im November die fürchterlich gelichteten Ueberbleibsel seiner Heeresmacht nach Preßburg und der Umgegend in die Winterquartiere. Aergerlich über den schlechten Erfolg des Feldzugs und erbittert gegen die Ungarn, die ihren Hohn kaum verhehlten, verübte er in Preßburg, nach dem Zeugnisse ungarischer Geschichtschreiber, eine Freveltat, die seinen stolzen Charakter bezeichnet. Georg Zriny, aus dem Heldenstamme des Vertheidigers von Scigeth, Ban von Kroatien, ein feuriger Jüngling, vorlauter Zunge, und den Werth eines Feldherrn nach dem Muthe des Husaren messend, hatte in einem Gefechte bei Palank einen türkischen Hauptmann verfolgt, erreicht, vom Pferde herabgeworfen und ihm den Kopf abgehauen; dann trat er vor den Friedländer, legte ihm den Kopf vor die Füße mit den Worten: »So müssen des Kaisers Feinde verfolgt werden, so will der Sieg erfochten seyn.« Verächtlich erwiederte Wallenstein: »ich habe der abgehauenen Türkenköpfe schon genug gesehen.« »Ja, gesehen genug,« versezte Zriny, »aber noch nicht einen einzigen selbst abgehauen.« Der Friedländer verzieh dem vorlauten Ungar diesen Schimpf nimmermehr; nachdem ihm mehrere Versuche der Rache mißlungen waren, lud er während des Winters den jungen Zriny zu Gaste, und sezte ihm als Vorkost eine vergiftete Rettigwurzel vor, welche der Ungar gierig genoß. Einige Tage später starb er des schmerzlichsten Todes im 31. Jahre seines Alters.

Nach Weihnachten 1626 wurde zu Preßburg der Friede zwischen dem Kaiser und Bethlen Gabor geschlossen. Die

Bedingungen waren denen des Nikolsburger Vertrags vom Jahre 1622 ziemlich gleich; der Herzog Johann Ernst von Weimar erlebte den Abschluß nicht mehr, er starb zu St. Martin am 4. Dezember. Schon vorher war sein alter Kampfgenosse dem Schicksal erlegen. Höchst unzufrieden mit den Unterhandlungen, borgte Mannsfeld von Bethlen 1000 Dukaten, verkaufte sein Geschütz an den Pascha von Ofen, und machte sich auf den Weg, um in Dalmatien ein Schiff zu besteigen, das ihn nach Venedig oder England tragen sollte, wo er dem Kaiser neue Fehden zu erwecken gesonnen war. Ein Haufen siebenbürgischer Reiter, die der Fürst mitgab, begleiteten ihn durch Sirmien und Bosnien, sein eigenes Volk ließ er zurück, und nahm nur die vertrautesten Offiziere mit. Unterwegs in dem bosnischen Dorfe Urakovicz unterlag er der Schwindsucht. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich die beste Rüstung anziehen, und erwartete den Tod, stehend, auf zwei seiner liebsten Freunde gestützt. Sein Kriegsvolk, wie die nachgelassenen Soldaten des Herzogs von Weimar, liefen auseinander, und nahmen theils bei den dänischen Garnisonen, die noch in Schlesien standen, theils bei Bethlen Gabor, Einige selbst bei dem Pascha von Ofen Dienste.

So war der Kaiser von zweien seiner bittersten Feinde befreit. Einen dritten noch gefährlichern raffte der Tod drei Jahre später weg. Bethlen Gabor erhob seit dem preßburger Frieden keine Waffen mehr gegen Ferdinand II., obgleich er seine Natur nicht so weit bezähmen konnte, daß er nicht geheime Ränke wider Habsburg fortgesponnen hätte. Besonders geschäftig war er, den Abschluß des 25jährigen Friedens von Szöny zwischen der Pforte und dem Kaiser zu hintertreiben; auch mit Gustav Adolph, seinem Schwager, stand er fortwährend in geheimer, wider Oestreich gerichteter Verbindung. Zu Anfang des Jahres 1629 hatte er einen Anfall von Brustbeklemmung, welche bald in Wassersucht überging. So viel Arzneien und Bäder er auch gebrauchte, ward das Uebel immer schlimmer. Er starb am 15. November 1629, kinderlos. Bethlen stammte aus einer edlen, aber wenig begüterten, siebenbürgischen Familie. Er rühmte sich in den Zeiten des Glückes selbst, in seinem 30sten Lebensjahre noch so arm gewesen zu seyn, daß ihm ein Kaufmann zu Kaschau nicht einmal 50 Thaler habe vorstrecken wollen. Bethlen war durchaus seiner eigenen Größe Schmid, und

verdankte Alles seinem Talente und kluger Benützung der Umstände. Schlau, wie der abgefeimteste Jesuite, die feierlichsten Schwüre, die bündigsten Verträge zu brechen bereit, sobald es seinem Eigennutze zusagte, angenehm und einschmeichelnd, wo es nöthig war, wußte er, ein eben so trefflicher Feldherr als schlauer Staatsmann, das Schwerdt so gut zu führen, als er sich auf die krummen Wege der Politik verstand. In 42 Schlachten focht er, während seines sturmbewegten Lebens, theils als Soldat, theils als Fürst und Feldherr. Für den reformirten Glauben, in welchem er geboren war, und auf dessen Bekenntniß er seine Größe baute, trug er großen Eifer zur Schau, der Himmel weiß es, ob von Herzen; nichts war ihm geläufiger, als ein Gespräch über die reformirten Lehrsätze. Seine Jugendjahre brachte er an dem Hofe des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bathori, zu, aber obwohl von diesem eine Zeitlang sehr begünstigt, zerfiel er bald mit ihm; als des leichtsinnigen, lüderlichen Bathoris Stern sich zum Untergange neigte, ging Bethlen nach Constantinopel, wußte sich bei dem Sultan so einzuschmeicheln und seinen früheren Gebieter dergestalt anzuschwärzen, daß er im Mai 1613 von der Pforte an Bathoris Stelle zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt wurde. Denn dieses Land war damals ein Lehen der hohen Pforte. Mit Hülfe der Türken eroberte er sein neues Fürstenthum; Gabriel Bathori wurde bald darauf, wie man sagt, ohne Bethlens Zuthun, durch einige Edelleute ermordet. Die siebenbürger Stände bekräftigten durch ihre Wahl die Ernennung des Großherrn. Seit dieser Zeit wurde der Winkel Erde, den Bethlen beherrschte, durch seine Geisteskraft einer der Mittelpunkte der europäischen Politik. Alle Mächte, die wider den teutschen Kaiser Böses im Schilde führten, Venedig, Frankreich, England, die Niederlande, Schweden, die teutschen Reichsfürsten, Dänemark, bewarben sich um seine Gunst, fast von allen erhielt er Geld, und alle betrog er der Reihe nach. Auch für seinen lezten oben erzählten Feldzug bekam er von England, Frankreich, Holland, Venedig 10,000, im Ganzen 40,000 Thaler monatliche Zuschüsse. Mehr als einmal schien es sein Plan zu seyn, das Königreich Ungarn an sich zu reißen, und der habsburgischen Macht den Todesstoß zu versetzen. Er that es nicht, weil Staatsklugheit stärker auf ihn wirkte, als Habsucht. Als der Fürst eines kleinen Landes zwischen zwei große Reiche, den Kaiser und den Sultan,

eingeklemmt, hielt er es nämlich seinem Interesse gemäß, ein sogenanntes Schaukelsystem zu beobachten. Gewandt wiegte er sich zwischen den Türken und den Oestreichern hin und her. Der Kaiser sollte nicht zu sehr geschwächt werden, damit er ihn im Falle der Noth als Bundesgenossen gegen die Türken gebrauchen könne, aber auch nicht zu mächtig, damit er nicht selbst seine Hände nach Siebenbürgen ausstrecke. Daß er sich im Jahre 1620 der ungarischen Krone, welche ihm die Magyaren aufs Haupt sezten, nicht ernstlich versicherte, hat man ihm, je nach der verschiedenen Farbe der Geschichtschreiber, bald als eine That der Schwäche, bald als der rühmlichsten Selbstbeherrschung angerechnet. Es war keines von beiden, sondern ein Akt der Klugheit; wenn Bethlen Ungarn an sich riß, so konnte er sicher seyn, bald die eifersüchtigen Türken auf dem Nacken zu haben, ohne daß er in Teutschland einen Rückhalt gefunden hätte, weil mit dem Verlustе Ungarns das Haus Habsburg ohnedieß damals von allen Seiten angefallen, vernichtet schien. Bethlens innerste Pläne stimmten im Grunde weit mehr mit dem kaiserlichen Interesse überein, als der bloße Anschein erwarten läßt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er alle jene Bündnisse wider Oestreich nur mit halbem Herzen einging, und seine protestantischen Bundesgenossen systematisch täuschte. Beweis dafür ist die oft wiederholte Erfahrung, daß er jedesmal schnell zurücktrat und sich mit Habsburg versöhnte, wenn die Sache zur Entscheidung wider den Kaiser reif schien. Er wollte in allen diesen Feldzügen den Kaiser eigentlich nur von seinem hohen Werthe überzeugen, und denselben zwingen, daß er sich mit ihm zu einer großen Unternehmung vereinige, die der Siebenbürger im Schilde führte. Sein Sinn stand dahin, auf Kosten des Türken die Moldau, Wallachei und Siebenbürgen zu einem Reiche zu vereinigen, und seinem Geschlecht den erblichen Besitz desselben zu verschaffen. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich davon zu überzeugen, wie natürlich, ja, man möchte sagen, wie nothwendig dieser Gedanke ist. Wenn die Natur in dem Menschenwerke, welches man Staatskunst nennt, gehört würde, müßte die Moldau und Wallachei längst mit Siebenbürgen vereinigt seyn, oder wenigstens der Macht gehören, welche die mittlere Donau beherrscht. Diesen Plan konnte aber Bethlen Gabor nur mit Hülfe des Kaisers ausführen. Wir glauben, daß er, wider Gewohnheit, die wahren Gedanken seines Herzens

enthüllte, als er im Jahre 1624 durch seinen Kanzler Kamuthi in Wien folgenden Antrag machen ließ: »der Kaiser möchte die Protestanten im Reiche, wie in seinen Erbländern verschonen, und die Kräfte Spaniens, Teutschlands, Oestreichs, in Gemeinschaft mit dem Siebenbürger gegen den Türken kehren. Bethlen wolle den Oberbefehl über das christliche Heer übernehmen und den Kaiser aufs kräftigste unterstützen. Beide Theile sollen gut dabei fahren. Der Kaiser werde ganz Ungarn (von welchem Lande die Türken damals mehr als die Hälfte inne hatten) und einen sichern Damm wider den Sultan bekommen.« Bethlen selbst verhehlte seine Absichten auf die untern Donauländer nicht. Als Bürgschaft treuen Zusammenhaltens verlangte er eine Erzherzogin zur Gemahlin, welcher er freie Uebung der katholischen Religion zusicherte, indem er sogar, wiewohl sehr in der Ferne und vielleicht nicht aufrichtig, die Möglichkeit eigenen Uebertritts durchblicken ließ. Ja Bethlen ging noch weiter, er, der eifrige Calvinist, nahm sogar die Jesuiten in sein Land auf, freilich ohne sie zu Herren im Hause werden zu lassen; er wollte sie bloß als Kitt zur Verbindung mit dem Kaiserhause gebrauchen. Dieser Antrag ward in Wien verworfen, theils weil man dem doppelzüngigen Fürsten mißtraute, theils weil alle Gedanken des Kaisers damals Teutschland zugerichtet waren, dessen Eroberung allerdings weit mehr werth gewesen wäre, als alle unteren Donauländer in der Welt. Zwei große Kriege auf einmal zu führen, wider die Türken und die Reichsaristokratie, war für den Kaiser zu viel. Bethlen pflegte damals zu sagen: »drei Sorgen mag ein Anderer für mich übernehmen, die Sorge für Geld, für Soldaten und Verpflegung, dann verbürge ich mich für die Verjagung der Türken.« Man hat alle Ursache, zu glauben, daß er diesen Plan bis an sein Ende auf mancherlei Umwegen verfolgte. Sein Tod durchschnitt denselben für immer. Siebenbürgen sank, nach kurzem Glanz, mit Bethlens lezten Athemzügen, wieder in die Dunkelheit eines kleinen Anhängsels größerer Reiche zurück. Sein Testament ist merkwürdig, und verräth die geheimen Gedanken seines Herzens. Er vermachte nämlich demselben Monarchen, den er so oft und so hartnäckig bekämpft, dem Kaiser und des Kaisers Sohne, dem jüngern König von Ungarn, Ferdinand III., zwei prächtige Pferde und 40,000 Dukaten. Bethlen Gabor ist wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften würdig, einen Platz

im Chorus der großen Männer, welche das 17te Jahrhundert hervorgebracht hat, einzunehmen. Wäre das Schicksal der Ausführung seiner wohldurchdachten Entwürfe günstig gewesen, so würden die Türken in diesem Manne, den sie auf den Thron hoben, eine Schlange im Busen groß gezogen haben, welche sie tödtlich gebissen hätte.

Wallenstein begab sich während des Winters nach Wien, um den Kabalen entgegen zu arbeiten, die dort wider ihn angezettelt wurden. Geheime Neider und Feinde hatten ihn wegen muthwilliger Verheerung der fürstlich Lichtensteinschen und Dietrichsteinschen Güter in Schlesien und Mähren beim Kaiser angeschwärzt, und ihm den schlechten Ausgang des ungarischen Krieges zur Last gelegt. Es gelang dem Friedländer, vielleicht mit Hülfe einer guten Ladung Dukaten, sich bei Hofe zu reinigen. Schon damals war der geheime Hofkriegsrath Questenberg sein wärmster Fürsprecher. Wenn auch noch einige widrige Eindrücke in des Kaisers Gemüth zurückgeblieben waren, so hoffte sie Wallenstein durch die Thaten des nächsten Feldzugs, zu dem er sich rüstete, vollends zu verwischen.

Es ist Zeit, daß wir uns jezt zu den wichtigen Ereignissen wenden, deren Schauplatz Niederteutschland im Laufe des Jahres 1626 geworden war.

Im Februar zog Herzog Christian, der Halberstädter, seine Truppen bei Wolfenbüttel zusammen, in der Absicht, die braunschweig-cellische Stadt Goslar zu überrumpeln. Begünstigt durch die Dunkelheit der Winternacht hatte er sich schon einem der Stadtthore genähert, und eine Petarde angelegt, als er durch die Wache am Thore und die herbeieilenden Bürger zurückgeschlagen wurde. Nach diesem verunglückten Versuche zog Christian durch das Grubenhagische auf die Weser los, sezte über diesen Fluß und rückte in das Stift Paderborn, um von hieraus den Herzog Georg von Lüneburg zu beobachten, der im Hessischen für den Dienst des Kaisers Truppen warb. Als Georg Miene machte, in das Fürstenthum Göttingen einzufallen, wandte Christian von Paderborn schnell wieder um, besezte die Städte Münden und Göttingen; am 12. April stand er bei Nordheim, von wo er Streifparthien nach dem Eichsfeld aussandte, um die dortigen Musterplätze Herzog Georgs aufzuheben. Allein Christians sonstiges Feuer war

erloschen, ein schleichendes Fieber verzehrte seine durch frühe Verschwendung geschwächten Kräfte. In Nordheim erkrankt, ließ er sich, der bessern Pflege willen, nach Wolfenbüttel bringen, wo er am 6. Mai 1626 im 27sten Jahre seines Alters starb. So genoß er das traurige Vorrecht, als der erste von den drei bedeutenden Gegnern des Kaisers, welche dieses Jahr wegraffte, ins Grab zu steigen. Christian war noch nicht todt, als Herzog Georg, nachdem er mehrere Wallensteinische Regimenter an sich gezogen, die Halberstädtischen Schaaren vor Nordheim angriff, sie zurückschlug, und ihnen einen Transport Lebensmittel abnahm. Nach Christians Ableben räumten seine verwaisten Soldaten das Fürstenthum Göttingen, und zogen ins Hessische; auch dort von Tilly verfolgt, lösten sie sich ganz auf. So stand jezt König Christian IV. von Dänemark allein den Streitkräften der Liga, und dem wallensteinischen Heere entgegen.

Die Dänen hatten zu Anfang des Frühjahrs ein starkes Corps nach Klausthal vorgeschoben und den Harz besezt; Tilly eröffnete seiner Seits den Feldzug damit, daß er jene Stadt angriff, und die Dänen daraus verjagte; dann verfolgte er die Halberstädtischen Truppen auf das Hessische Gebiet, und sprengte dieselben aus einander, wie bereits gesagt wurde. Nachdem er im Hessischen Verstärkungen an sich gezogen, die sein Gebieter der Churfürst von Bayern ihm zuschickte, ging er zu Anfang des Mai über den Diemel, fiel in Westphalen ein, und brandschazte die protestantischen Einwohner. Jezt erst erschien auch Christian IV. von Dänemark auf dem Kampfplatze. Allein hatten schon im vorigen Jahre seine Unternehmungen einen auffallenden Mangel an Selbstvertrauen und Zusammenhang verrathen, so traten jezt diese Nachtheile noch viel greller hervor. Gesandte des Herzogs v. Celle, die ihn im April sahen, berichteten über ihn: »kaum kenne man den König noch, er sehe blaß, abgemagert, höchst melancholisch aus. Er habe nur wenig und unzusammenhängend gesprochen; allem Anscheine nach müsse er kränklich und leidend seyn.« Statt darauf bedacht zu seyn, sich durch rasche Thaten neue Freunde zu erwerben, und die alten in ihrer Anhänglichkeit zu befestigen, verschwendete er die erste Zeit des Frühlings durch Unterhandlungen mit dem Herzog von Celle, den er aufforderte, den Abfall seines Bruders Georg dadurch

gut zu machen, daß er die Dänische Parthei ergreife. Der Herzog wich aus, und suchte Zeit zu gewinnen; und obwohl Christian IV. ihn aufs heftigste bedrohte, fühlte er sich doch zu schwach, den Lüneburger mit Gewalt zum Beitritt zu zwingen. So war Mühe und Zeit verloren. Hierauf sandte Christian IV. einen Theil seines Heeres nach Osnabrük, um die Wahl eines seiner Prinzen zum Bischoff dieses Stiftes durchzusetzen, aber nach wenigen Wochen wurden die Dänen durch ein ligistisches Streifkorps wieder verjagt. Endlich nachdem er erfahren, daß Tilly sich ins Hessische gewendet, brach Christian IV. Anfangs Mai gegen das Stift Magdeburg auf, um Wallenstein anzugreifen. Auf die Nachricht von dieser Bewegung der Dänen, rückte Tilly, in der Absicht dem Friedländer Luft zu machen, sogleich aus Westphalen wieder gegen die Weser, und sezte bei Hameln über den Fluß. Sein Vortrab erschien vor Hanover, der Rücken und die Flanken des Königs von Dänemark waren ernstlich bedroht, doch rettete ihn für dießmal ein Befehl des Kaisers, der Tilly wieder nach Hessen rief, um den Landgrafen Ludwig von Darmstadt mit Gewalt in die Marburger Erbschaft einzusetzen, welche sein Vetter der Landgraf Moritz von Hessenkassel noch immer gegen den Spruch des Reichkammergerichts inne hielt. Hannover, bereits von den Ligisten aufgefordert, sich zu ergeben, kam dießmal mit einer kleinen Brandschatzung davon. Tilly zog vor Kassel. Als der Landgraf sich weigerte, die Stadt zu übergeben, berief er die hessischen Stände zu einem Landtage nach Gudenberg, und zwang unter Vermittlung derselben den Fürsten zur Neutralitätserklärung, und zur Abtretung einiger Gebietstheile. Nachdem der Kaiser und sein Schützling Ludwig von Darmstadt auf diese Weise befriedigt war, unternahm Tilly die Belagerung von Münden. Die aus 800 Mann bestehende Besatzung leistete den muthigsten Widerstand, nichts desto weniger wurde die Stadt am 30sten Mai erstürmt. Von der Garnison retteten nur 7 Mann ihr Leben; die Bürgerschaft wurde beinahe ganz aufgerieben. Sofort schloß Tilly Göttingen ein. Die Stadt war nach damaliger Sitte wohl befestigt, mit hohen Wällen und einem tiefen Wassergraben versehen. Die (wolfenbüttelsche) Garnison, von den Bürgern unterstüzt, zeigte viel Entschlossenheit. Tilly ließ 300 Bergleute aus dem Harze kommen, um durch unterirdische Kanäle das Wasser

aus dem Stadtgraben abzuleiten. Die Belagerungsarbeiten rückten langsam, aber sicher vorwärts.

Durch die Bitten des Herzogs von Wolfenbüttel bestürmt, der für den Besitz seiner Stadt Göttingen zitterte, gab jezt König Christian IV. seine Absichten auf das Bisthum Magdeburg wieder auf, wandte um, und ließ das von den Ligisten besezte Schloß Calenberg durch eine Abtheilung seines Heeres angreifen, um den bayrischen Obergeneral dadurch zu zwingen, daß er die Belagerung von Göttingen aufgebe. Aber Tilly that dieß nicht, sondern schickte aus dem Lager von Göttingen den Grafen von Fürstenberg mit 4000 Mann den Dänen entgegen. Fürstenberg vereinigte sich unterwegs mit einer wallensteinischen Streitparthie, grief den Feind unweit Calenberg an, und schlug ihn völlig. Indessen war die Bresche in dem Hauptwalle von Göttingen soweit eröffnet, daß zum Sturm geschritten werden konnte. Die Bürgerschaft, durch sechswöchentliche Belagerung aufs tiefste erschöpft, ließ es jedoch nicht zum Aeussersten kommen, sie bot am 30. Juli Capitulation an, welche Tilly annahm. Am 1ten August besezte er die Stadt, und ließ sofort Nordheim umzingeln.

Seither hatte der Krieg, wie man sieht, einen elenden, kleinlichten Karakter getragen. Die beiden katholischen Feldherrn, Wallenstein und Tilly, zu eifersüchtig auf einander, um gemeinschaftlich zu wirken, hüteten sich vor einem kräftigen Schlage, indem Jeder dem Andern die gefährliche Ehre abtreten wollte, mit dem Hauptgegner in diesem Kriege, mit dem Könige von Dänemark sich zu messen. Tilly wurde noch überdieß durch Neben-Aufträge des Kaisers beengt, welche den dänischen Krieg eigentlich nichts angingen. Christian IV. seiner Seits bewies die größte Unentschlossenheit, deren Quelle freilich nicht Eifersucht oder der Geist der Intrike, sondern Furcht und das Gefühl der Schwäche war. Wie man damals von dem König in seinem eigenen Heere dachte, beweist ein Brief, den Ludwig Camerarius, der Kanzler des unglücklichen Pfälzers, um diese Zeit an Gustav Adolph schrieb: »Immerwährend habe ich die Besorgniß gehegt, (heißt es darin) der König von Dänemark werde diesen Krieg mit schlechtem Glücke führen, da ich gleich Anfangs, als ich in seinem Feldlager war, von etlichen kriegserfahrnen Männern Sachen vernommen, die mir von ihm

eine schlechte Hoffnung beibrachten. Der König folgt nur seinem eigenen Kopf, und läßt sich durch keinen guten Rath leiten, weßhalb der Herzog Johann Ernst von Weimar, und der Oberste über die Artillerie, Fuchs bei Andern oft geklagt. — Nach Christians von Halberstadt Ableben ist Alles noch ärger worden, den Soldaten ist durch der Obersten Ungeschicklichkeit nach dem Sturze des Königs vom Pferde das Herz entfallen, und sie sind auf den schlimmen Wahn gerathen, als ob die Sachen nicht gut bestellt seyen.«

Jezt, nachdem der halbe Sommer verstrichen, mußte es zur Entscheidung kommen. Wallenstein war nach Ungarn abgezogen, auf Tilly ruhte die Verantwortlichkeit, wenn Nichts geschah, oder wenn der Däne Vortheile gewann. Entschlossen zu schlagen, wartete er nur noch auf eine Verstärkung von 6000 Mann, welche der Friedländer unter dem Obersten Dufour zu seiner Verfügung zurückgelassen. In der Richtung von Wolfenbüttel her, erschien den 4. August das dänische Heer vor Seesen. Es war 16,000 Mann Fußvolk und gegen 6000 Mann Reiterei stark und führte 22 Geschütze mit sich. Nach Einnahme des Schlosses von Seesen rückten die Dänen vor Nordheim; hier kam es zum Gefecht zwischen der Vorhut der beiden Heere. Tilly zog sich in der Frühe des 7. August hinter Göttingen zurück, um erst die Ankunft der friedländischen Hülfstruppen abzuwarten. Der König von Dänemark triumphirte über diesen Rückzug des ligistischen Feldherrn, als hätte er einen Sieg errungen. Die Freude sollte jedoch kurz dauern. Am 12. August stieß der Oberst Dufour mit seinen 6000 Mann zu Tilly's Heere. Die Dänen waren indeß bis Duderstadt vorgedrungen, im Lager des Königs sprach man bereits davon, durch Thüringen einen Einfall in die ligistischen Länder zu machen; aber um diesen Zweck zu erreichen, hätte König Christian IV. das feindliche Heer erst schlagen müssen, und doch war Tilly um eben diese Zeit zum Angriffe entschlossen und vorbereitet. Als die Dänen am 13. August in der Frühe von Duderstadt ausrückten, erblickten sie die gegen Süden und Westen gelegenen Dörfer von den Ligisten besezt. Vielleicht wäre dem König ein rascher Angriff gelungen, wenn er den Muth dazu gehabt hätte. Christian IV. begnügte sich, seine Truppen in Schlachtordnung aufzustellen, und bis zum Einbruche der Nacht in dieser Position zu lassen. Als Tilly am

14. die feindliche Stellung untersuchen wollte, fand er keine Dänen mehr, sie waren des Nachts in der Richtung von Wolfenbüttel abgezogen. Während der 2 folgenden Tagen wurden sie von der Reiterei unter Dufour lebhaft verfolgt. Schon dieser eilige Rückzug hatte für Christian IV. die Folgen einer verlornen Schlacht; das dänische Heer befand sich in einem Zustande der Auflösung, viele Soldaten liefen davon, die Masse der Kranken verzögerte den Marsch ausserordentlich. Am 16. August erreichten die Dänen, immer von der feindlichen Reiterei verfolgt, das Städtchen Lutter am Barenberge. Dieser Ort liegt in einem waldigen Thale, das nur zwei für Truppenmassen brauchbare Ausgänge hat, auf der einen Seite über Langelsheim, auf der andern über das Dorf Neuwallmoden. Wählten die Dänen den ersteren Weg, der zu weit von ihrem Rückzugspunkte Wolfenbüttel abführte, so mußten sie fürchten, von dieser Festung abgeschnitten zu werden, schlugen sie den zweiten ein, so mußten sie sich durch lange und enge Hohlwege bei Neuwallmoden durcharbeiten. Christian IV. wollte noch den 16. August Mittags, wie von einer bösen Ahnung vorwärtsgetrieben weiter ziehen, allein sein Gepäck war noch zu weit zurück, und Menschen und Pferde, durch die angestrengten Märsche der beiden vorherigen Tage aufs äusserste erschöpft, verlangten gebieterisch Erholung. Wohl- oder übelwollend mußte der König sich zum Kampfe stellen. Am Abende bezog der General Fuchs, der den dänischen Nachtrab befehligte, eine Stellung hinter einem Bache, der nicht weit von dem Dorfe Nauen in den Fluß Neile fällt. Sein rechter Flügel dehnte sich gegen Nauen aus, sein linker lehnte sich an das Vorwerk Rahden. Das Geschütz stellte Fuchs größtentheils im Mittelpunkte auf, zur Deckung seines linken Flügels, ließ er auf einem ganz von Morast umgebenen Hügel eine Schanze errichten. Die Masse des dänischen Heeres lagerte längs dem Wege von Nauen nach Neuwallmoden, auf ihrer Fronte durch die Neile gedeckt. Noch immer hofften die Dänen am andern Tage weiter ziehen zu können, ohne zur Schlacht gezwungen zu werden.

Spät Abends erschien Tilly in der Nähe des Feindes. Sogleich ließ er durch mehrere Fußregimenter und etliche Stücke Geschütz den Ausgang des Waldes, wo das Thal von Lutter anfängt, der dänischen Nachhut gegenüber, besetzen. Spät entspann

sich noch eine lebhafte Kanonade, welche die Dunkelheit der Nacht endigte. Nur der Bach trennte die beiderseitigen Vorposten, sie standen sich einander so nahe, daß sie sich hätten unterreden können. Man hörte das Anrufen der Wachen, das Rauschen der Patrouillen. Die Masse des Tillyschen Heeres lagerte hinter der Vorhut, bei dem Dorfe Hahausen, wo auch der Oberste Dufour, mit seinen drei Reiterregimentern, die in den lezten Tagen den rückziehenden Feind unabläßig verfolgt, zurückgeblieben war. Der kommende Morgen mußte endlich entscheiden, ob der Jüte oder der Kaiser in Niederdeutschland Herr seyn solle.

Mit den ersten Sonnenstrahlen des 17. August sezte sich der dänische Troß, gedeckt von dem größten Theil des Heeres wieder auf dem Wege nach Wolfenbüttel in Bewegung. Christian hatte die Rolle übernommen, den Rückzug zu befehligen, indem er die Sorge, den Feind abzuwehren, dem General Fuchs überließ. Aber das bunte Gewirre der Wagen, Pferde und Menschen stockte bald in den Hohlwegen bei Neuwallmoden. Währenddessen hatte Fuchs die Erfüllung seiner schweren Pflicht in Nichts versäumt. In der Frühe stellte er seine Truppen in der am Tage zuvor besezten Stellung vollends auf, ließ seine Kanonen in eine Batterie auffahren, welche die Brücke über den Bach vor seiner Fronte deckte. Nur 3 Stücke blieben in der Schanze bei Rahden. Die Reiterei erhielt hinter dem Geschüz ihren Standpunkt. Der König von Dänemark war bereits über eine Stunde Wegs von der Nachhut unter Fuchs entfernt, als die Schlacht anfing. Tilly rückte erst gegen 10 Uhr Morgens zum Angriffe vor, weil er die Ankunft etlicher Regimenter, die sich auf dem Marsche verspätet, in Hahausen zuvor erwartet hatte. Um die bezeichnete Stunde sahen die Dänen eine feindliche Abtheilung längs dem Rande des Waldes sich nach dem, von ihnen nicht besezten Dorfe, Dolgen ziehen, das auf ihrer linken Flanke lag. Diese Abtheilung war sichtlich dazu bestimmt, von Dolgen aus den Dänen in die Seite zu fallen. Gleich darauf rückte ligistisches Fußvolk und Geschüz auf die Fronte der Dänen los, und stellte sich ihnen gegenüber in Schlachtordnung auf. Tilly bildete aus 11 Kanonen eine Batterie, welche der dänischen gegenüber auffuhr. Sogleich begann auch das Geschüzfeuer auf beiden Seiten.

Als die ersten Schüsse fielen, wandte König Christian IV. eilends um und begab sich zu dem Hauptkorps, das sich zwar

schon auf dem Marsche in der Richtung nach Wolfenbüttel befand, aber noch nicht weit von seinem Nachtlager entfernt war. Schnell stellte er die Regimenter, auf dem Orte, wo er sie traf, in Schlachtordnung auf. Sie bildeten eine zweite Linie, die aber mit der bereits im Gefecht begriffenen Nachhut unter General Fuchs in keiner Verbindung stand, und durch eine viel zu große Strecke Wegs von derselben getrennt war, um ihr Hülfe leisten zu können. Dieser unverzeihliche Fehler des Königs hat den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Lutter entschieden. Während Christian IV. diese falschen Anordnungen trifft, hatte Tilly den General Grafen Gronsfeld mit 4 Reiterregimentern zum Angriffe auf die Dänen beordert. Rasch drangen die Ligisten über den Bach, der die feindliche Fronte deckte, bemeisterten sich der Brücke über denselben, und besetzen sie mit 200 Musketiren. Nun läßt Fuchs die Reiterei vor seine Batterie rücken, die deßhalb ihr Feuer einstellen mußte, und warf eines der kaiserlichen Regimenter (Schönfeld) über den Haufen. Gleiches Schicksal hatte das Regiment Schmid, das jenes unterstützen sollte. Zu gleicher Zeit rückten 3 dänische Fußregimenter aus ihrer Stellung heraus, sezten ebenfalls über den Bach, treiben das ihnen gegenüber stehende würzburgische Leibregiment in die Flucht, und jagten es in einen Morast hinein. Lezteres Regiment hatte die Bestimmung, die große Batterie Tillys zu vertheidigen. Nachdem es geworfen war, stürzten die Dänen auf die Batterie los, konnten sie aber nicht nehmen, weil sie durch sehr starke Verhaue gedeckt war.

Indessen Tilly sich bemühte, die Ordnung wieder herzustellen, und seine flüchtigen Soldaten zum Stehen zu bringen, — der Morast, welcher eine förmliche Flucht hinderte, kam ihm dabei mehr zu Statten als sein Befehl — indeß die Dänen unter großem Verlust gegen die Batterie Sturm liefen, hatte das Gefecht auch auf den Flügeln eine für die Ligisten ungünstige Wendung genommen. Die Rotheilung, welche nach Dolgen abgeschickt worden war, um den Feind zu umgehen, bemächtigte sich zwar dieses Dorfes, allein sie konnte nicht weiter vordringen, weil der sumpfige Grund den beabsichtigten Seitenangriff auf die Schanze von Rahden unmöglich machte. Schnell wurden die 3 dänischen Kanonen, die sich in dieser Schanze befanden, auf Dolgen gerichtet, das Dorf ging in Rauch auf, und die Ligisten mußten

es wieder verlassen. Schon schien sich die Schlacht zu Gunsten der Dänen zu wenden, weßhalb auch Tilly in seinem Bericht selbst gestand, der Sieg sey anfangs zweifelhaft gewesen, als ein glücklich ausgeführter Schlag den Sachen eine andere Gestalt gab.

Während nämlich der General Gronsfeld zum Angriffe auf die Dänen über den Bach vorrückte, war Oberst Dufour mit der kaiserlichen Reiterei auf einem schlechten Knüppelwege durch das dicke Gehölz, das den rechten Flügel der Dänen begränzte, von seinem Lager bei Hahausen gegen das Dorf Nauen vorgedrungen. Nachdem er glücklich über die Neile gesezt, erschien er im Rücken der dänischen Schlachtordnung in demselben Augenblick, wo das Schmidsche und Schönbergsche Regiment von den Dänen geworfen worden war. Fuchs mußte jezt schnell die Fronte ändern, um dem neuangekommenen Feinde die Spitze zu bieten. Sogleich erfolgte der Angriff; die Dänen schon ermattet, und durch den eben ausgeführten siegreichen Stoß gelichtet, wurden geworfen. General Fuchs, der jüngste Sohn des Landgrafen Moriz von Hessen-Cassel und der Graf Solms blieben auf dem Platze. Kaum war die feindliche Reiterei auseinandergesprengt, als die siegreichen kaiserlichen Reiter unaufhaltsam sich auf die dänischen Fußregimenter stürzten, die mit soviel Tapferkeit die ligistische Infanterie zurückgetrieben und die tillysche Batterie vergebens zu stürmen versucht hatten. Das erschöpfte feindliche Fußvolk hält den ungestümen Angriff der Küraſſire nicht aus, es wird geworfen und niedergehauen. Nun gab Tilly seiner ganzen Linie Befehl zum Vorrücken. In wilder Flucht verließen die Dänen ihre Stellung am Bache, ihr rechter Flügel und das Centrum wird erschlagen oder gefangen. Die Truppen auf dem linken Flügel, und die Soldaten, welche die Schanze bei Rahden deckten, warfen sich in das Gehölz bei Dolgen, aus welchem sich viele Dänen einzeln retteten. Der erste Akt der Schlacht war beendigt.

Bis zu diesem Augenblick hatte König Christian IV. gar keinen Antheil am Treffen genommen; jezt nachdem die Flüchtigen sich schon unter die Regimenter der zweiten Linie, die er am Morgen aufgestellt, hineinstürzten, versuchte er es, die Schlacht wiederherzustellen. Er selbst leitete den Angriff, aber vergeblich war die persönliche Tapferkeit, die er bewies, auch das zweite Treffen wird von dem siegreichen Heere Tillys niedergeworfen. Die Reihen lösten sich,

von panischem Schrecken ergriffen, auf, 30 Fahnen Fußvolk flüchteten in das Schloß von Lutter, der Wohnung des dortigen Amtmanns. Mehrere der angesehensten Männer aus der Umgebung des Königs fielen, Christians IV. Leibwache zu Pferde wurde fast ganz aufgerieben, er selbst entkam nur mit genauer Noth. Vierzig kaiserliche Reiter hatten ihn, den nur noch zwei Diener begleiteten, fast ganz umringt; ein kaiserlicher Gefreiter streckte schon die Hände aus, um ihn zu greifen, da schießt einer der beiden königlichen Diener das Pferd des Korporals nieder. Dennoch war Christian der Gefahr nicht entronnen; sein Pferd stürzte bald darauf und blieb liegen. Der Stallmeister des Königs, einer von den beiden Begleitern, springt schnell von seinem Rosse und gibt es dem Könige. So entkam Christian IV., auch der treue Stallmeister rettete sich und ward belohnt. Als Christian Abends abgemattet, niedergeschlagen, auf athemloser Flucht an den Thoren von Wolfenbüttel ankam, hatte er nur noch 3000 Mann bei sich.

Was von den Dänen nicht auf dem Schlachtfelde geblieben oder gefangen war, mußte in den Engpässen von Neuwallmoden, die schnell von der kaiserlichen Reiterei besezt wurden, ein drittes Gefecht bestehen. Noch schlimmer ging es denen, die sich ins Schloß von Lutter geworfen. Tilly ließ Kanonen aufführen, und das Gebäude beschießen; nach kurzer Gegenwehr ergaben sich die Dänen. Das ganze feindliche Geschüz, bestehend aus 22 theils mit dem dänischen, theils mit dem braunschweigischen Wappen gezierten Kanonen, das Schanzzeug, das Lagergeräth, Gepäck, 2 mit Schießbedarf und 2 mit Geld beladene Wagen fielen in die Hände der Ligisten. Auf dem Wahlplatze lagen über 4000 Dänen, 3000 Mann, worunter 102 Officiere wurden gefangen. Tilly ließ 2000 derselben unter seine Regimenter stecken. Sechzig Fahnen, 7 Standarten waren die Trophäen des Sieges. Der Verlust Tillys belief sich nicht hoch, am meisten litt die friedländische Reiterei, welcher die Ehre des Tages bei Lutter gebührt. Tilly blieb 3 Tage unthätig in Lutter, und versäumte es, die errungenen Vortheile zu verfolgen. König Christian IV. war vom Schlachtfeld, wie schon gesagt wurde, nach Wolfenbüttel geflohen, von dort begab er sich zuerst nach Lauenburg an der Elbe, dann nach Stade, welchen Ort er eilends befestigen ließ. Stade war seinen

geschlagenen Truppen zum Sammelplatz angewiesen; viele fanden sich daselbst ein, gelockt durch eine schon am 18. August erlassene Bekanntmachung des Königs, welche jedem Soldaten, der sich mit dem Gewehr einstellen würde, 6, jedem ohne Gewehr kommenden 4 Thaler zusicherte. Selbst von denen, welche unter die Tillyschen Regimenter gesteckt worden waren, liefen die meisten davon, theils aus Vorliebe für die Sache ihres Herrn, theils um jenen Preis zu verdienen. Bald hatte der König wieder ein ansehnliches Heer beisammen. An die Stelle des gebliebenen Generals Fuchs wurde v. Ranzau ernannt.

Die politischen Folgen des Siegs bei Lutter waren größer, als die militärischen. Die Vereinigung des niedersächsischen Kreises wider den Kaiser, von Anfang an baufällig, stürzte vollends ganz in sich zusammen. Der mächtigste und innigste Verbündete des Königs, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte, durch Tillys Drohungen geschreckt, schon 4 Tage vor der Schlacht bei Lutter den Befehl erlassen, daß sich seine wenigen, noch in dem königlichen Heere befindlichen Truppen von demselben trennen sollten. Gleich nach dem Sieg erschien eine wolfenbüttelsche Proklamation, welche allen Unterthanen des Herzogs verbot, fürder unter dänischer Fahne zu dienen. Zu gleicher Zeit verlangte Friedrich Ulrich von König Christian IV., daß die dänischen Soldaten alle ihm gehörige Plätze räumen, und an wolfenbüttelsche Hauptleute übergeben sollten. Dieses Ansinnen wurde von dem Könige rund abgeschlagen. Nun gerieth der arme, einfältige, von seinen eigenen Räthen verlassene Herzog zwischen zwei Feuer. Als der ligistische Oberfeldherr am 27. August vor Wolfenbüttel erschien, bat Friedrich Ulrich, ihn persönlich sprechen zu dürfen. Tilly wies das Gesuch ab. Doch kam 2 Tage später ein Vergleich, oder vielmehr ein Unterwerfungsakt, unter Vermittlung des Herzogs v. Celle zu Stande. Friedrich Ulrich ergab sich der Gnade des Kaisers, unter der Bedingung, daß er und seine Unterthanen dem protestantischen Glauben treu bleiben dürften. Tilly gestand im Auftrage des Churfürsten von Bayern, der den Kaiser nicht vergrößert wissen wollte, diesen Vertrag zu. Der Kaiser selbst hatte andere Pläne, worüber weiter unten berichtet werden soll. Das braunschweig-wolfenbüttelsche Erbe schwebte in größter Gefahr. Die übrigen niedersächsischen Stände folgten dem Beispiele

Friedrichs Ulrichs. Mit Ausnahme der beiden Herzoge von Meklenburg, erklärten sich alle andere bereit, kaiserliche Besatzungen in ihre Plätze aufzunehmen. Und auch die Meklenburger verharrten auf der dänischen Parthei mehr aus Noth, als aus Treue, denn Christian IV. hatte gleich nach der Schlacht bei Lutter das Herzogthum stark besezt, weil er es als die Vormauer seiner eigenen Erbländer ansahe. So blieben ihm nur gezwungene Bundesgenossen.

Während der übrigen Monate des Jahres 1626 nahm Tilly eine Reihe fester Plätze weg, welche die Dänen vorher besaßen, Steinbrück, Lafferde, Neustadt am Rübenberg, Hoya, Rotenburg. Hierauf bezog er mit dem Hauptkorps im Lüneburgischen Winterquartiere, sein Unterfeldherr Anholt wurde mit einer Abtheilung an die Weser verlegt. Der König von Dänemark besaß nur noch einige Garnisonen in Schlesien, die aber viel zu weit entfernt lagen, um ihm von Nutzen zu seyn. In Niedersachsen waren noch die Festungen Nordheim, Wolfenbüttel, Nienburg, Stade in seiner Gewalt, deßgleichen etliche Orte im Brandenburgischen. Meklenburg hatte er dagegen ganz inne. Gegen Ausgang des Jahres wurde ein Friedenskongreß zu Brüssel versucht, aber ohne Erfolg. Tilly war Sieger, sollte aber seine Loorbeeren bald einem Andern abtreten.

Neuntes Kapitel.

Weiterer Verlauf des dänischen Kriegs. Die Feldzüge von 1627 1628. Einmischung der Schweden. Belagerung von Stralsund. Lübeker Frieden.

Während des Winters wandte Christian alles auf, um sein Heer wieder auf einen imposanten Fuß zu setzen. Aus Schottland und England zogen ihm etliche neu errichtete Regimenter unter dem Lord Maxwell und dem tapfern General Morgan zu. Freilich blieben die von Carl I. versprochenen Hülfsgelder aus, dagegen schickte der französische Hof eine bedeutende Summe, und erlaubte überdieß dem Grafen Montgommery 3000 Mann für den dänischen Dienst zu werben. Christian IV. scheute selbst keine Unkosten, sich gute Soldaten aus Teutschland,

und besonders Artilleristen und Genieoffiziere aus Holland zu verschaffen. Er ließ bekannt machen, daß er einem geschickten Constabler des Jahrs 100 — 200 Thaler, ja noch mehr bezahlen wolle, auch würden brauchbare Feldwebel und Officiere, namentlich Teutsche und Niederländer schnelle Anstellung gegen guten Sold finden. Nachdem er die Regimenter unter Morgan und Montgommery an sich gezogen, hatte er im Frühling des Jahres 1627 24,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter beisammen. Weniger glücklicher war er, mit wenigen Ausnahmen, in der Wahl seiner neuen Generale. Die frühern, Fuchs, Mannsfeld, den Halberstädter hatte der Krieg während des vorigen Jahres aufgerieben; auch Ranzau, der den General Fuchs ersezte, starb noch im Jahre 1626. Bei der Anstellung der neuen sah Christian, wie es scheint mehr auf vornehme Geburt als auf Talent, mehr auf protestantischen Partheigeist, als auf kriegerische Erfahrung. Der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, der sich als Administrator von Magdeburg nicht behaupten konnte, und nur durch Niederlagen berühmt war, der Graf Thurn, die Brandfakel dieses Kriegs, der Markgraf Georg Friedrich von Badendurlach, der die Schlacht bei Wimpfen wider Tilly verloren, traten im Feldzuge von 1627 als Unterfeldherrn des Königs, theils in Schlesien, theils in Brandenburg und an der untern Elbe auf.

Statt sich auf den bayrischen General Anholt zu werfen, der vereinzelt an der untern Weser stand und leicht geschlagen werden mochte, ehe ihm Tilly zu Hülfe eilen konnte, begnügte sich Christian IV. die befestigte Linie im Bremischen zwischen der Weser und der Wümme, im Märzmonat mit fast 30,000 Mann zu besetzen. Diese schon früher vorhandene und während des Winters hergestellte Linie erstreckt sich von Etelsen bis Ottersberg, sie wurde rückwärts noch durch eine starke Schanze bei Baden gedeckt. Unthätig verweilte König Christian daselbst länger als einen Monat, erwartend was seine Unterfeldherrn an der Elbe thun würden. Der Markgraf von Badendurlach hatte in der Mark Brandenburg wider den Willen des Kurfürsten überwintert, der durchaus neutral bleiben wollte. Gegen den Markgrafen erschien kaiserlicher Seits zuerst der Herzog Georg von Lüneburg auf dem Kampfplatze, er sezte Ende April über die Elbe, und bemächtigte sich mehrerer Brandenburgischen Plätze,

die in den Händen der Dänen waren. Sofort zog der Markgraf von Baden, vereint mit dem General Schlammendorf alle am rechten Ufer der Elbe befindlichen dänischen Truppen zusammen. Beide besetzten die Stadt Havelberg und ließen den dortigen Domhof verschanzen. Georg von Lüneburg konnte sich nun nicht mehr auf dem rechten Elbufer halten, um so weniger da er nicht nur von vornen, sondern auch im Rücken bedroht war, denn nachdem Christian IV. von den Vorgängen bei Havelberg Kunde erhalten, war er endlich mit einem Theile seines Heeres aus dem Lager bei Ottersberg aufgebrochen, und nach der untern Elbe marschirt, wo er Boitzenburg besetzte, und Miene machte, den Herzog Georg im Rücken zu fassen, während derselbe von vornen durch den Markgrafen von Baden angegriffen werden sollte. Eilends ging deßhalb Herzog Georg wieder auf das linke Ufer der Elbe hinüber, entschlossen sich dem Könige entgegenzuwerfen, der nicht lange auf sich warten ließ. Von Boitzenburg aus fuhr nämlich eine Abtheilung des dänischen Heeres unter Christians IV. persönlichem Commando zu Schiffe die Elbe hinauf, überrumpelte die Stadt Blekede, und zwang eine kaiserliche Compagnie, die daselbst in Besatzung lag, sich in das Schloß zu flüchten, das sofort von den Dänen aus 2 Fünfundzwanzig-Pfündern beschossen wurde. Auf die Nachricht von diesem Unternehmen des Königs beorderte Herzog Georg von Lüneburg 3 Reiterregimenter und etliche Fahnen Kroaten zum Entsatz von Blekede. Allein wie der kaiserliche, aus 500 Küraſſiren bestehende Vortrab den Ort erreichte, fand sich kein Feind mehr daselbst. Denn kaum hatte der König gehört, daß Herzog Georg zum Entsatz heranrücke, als er, wie von panischem Schrecken ergriffen, sogleich die Belagerung des Schlosses aufhob, und den Rückzug mit so athemloser Eile antrat, daß er selbst beim Besteigen des Schiffs in die Elbe fiel, und kaum vom Wassertode gerettet wurde. Mehrere Dänen, worunter auch Officiere, ertranken wirklich auf diesem schmähligen Rückzuge. Die dänische Reiterei wurde von den kaiserlichen verfolgt, aber nicht mehr eingeholt, sie hatte sich bereits nach Boitzenburg zurückgezogen, wohin sich auch das Fußvolk auf den Schiffen flüchtete.

Tilly war bisher unthätig geblieben, obwohl er einzelne Regimenter je nach Bedarf zur Verfügung des Herzogs Georg stellte. Erst im Juli zog er sein Heer im Lüneburgischen zusammen,

besezte Artlenburg und Lüdershausen, ging vermittelst einer Schiffbrücke, die bei Blekede geschlagen wurde, über die Elbe, und verjagte in reißender Schnelle die dänischen Garnisonen aus Boitzenburg, Lauenburg und Neuhaus. Der geschlagene Feind flüchtete nach Holstein. König Christian hatte sich schon früher, ohne die Verjagung seiner Truppen abzuwarten nach Rendsburg an der Eider, dem Gränzfluße Teutschlands begeben. Die lezten Trümmer der dänischen Heeresmacht, die sich in diesem Augenblicke noch im freien Felde behaupteten, bestanden aus den Truppen, welche der Markgraf von Badendurlach zusammengezogen hatte. Aber auch sie mußten das Reich räumen. Nachdem nämlich Herzog Georg von Lüneburg Blekede entsezt, und Kunde von den Bewegungen Tillys erhalten hatte, ging er wieder über die Elbe, entschlossen, die Dänen aus Havelberg zu verjagen. Es machte ihm Schwierigkeit, über die Havel zu kommen, doch fand er oberhalb Rathenau eine Stelle, wo ein vorspringender Werder den Uebergang zu begünstigen schien. Alle Nachen, die man auftreiben konnte, wurden an diesen Ort gebracht, aber die Fahrzeuge waren so klein, daß zu gleicher Zeit nur 200 Mann übersetzen konnten. Der Herzog beorderte seine Truppen, sich für die Nacht des 13. Augusts bereit zu halten. So geheim auch diese Anstalten betrieben wurden, erhielten die Dänen in Havelberg dennoch Wind von dem Vorhaben des Herzogs. Die Stelle, wo die Kähne lagen, bezeichnete den Uebergangspunkt. Der Markgraf von Baden ließ daher alle Soldaten, die er in Havelberg entbehren zu können meinte, in der Nacht vom 13. auf den 14. gegenüber von dem Werder eine feste Stellung beziehen. Noch war der Tag nicht angebrochen, als Georg am 14. August 200 Musketire auf Kähne sezte. Er selbst folgte auf einem kleinen Nachen, sein schwimmendes Pferd am Zügel hinter sich ziehend. Das dänische Fußvolk jenseits ließ die Kaiserlichen bis auf Pistolenschuß Weite herankommen, und gab dann Feuer, worauf die Musketire sich ins Wasser stürzten, vollends ans Ufer watteten, und die Dänen mit dem Degen in der Faust angriffen. Es gelang dem Herzog, seine Leute aufzustellen, und den Feind so lange zu beschäftigen, bis ein anderer Transport von 200 Mann herüber war. Nun zwang er die Dänen zum Rückzuge, und brachte den Rest des Tages damit zu, sein Corps auf einer Brücke, die

aus den Kähnen gebildet wurde, herüberzusetzen. Während der Nacht lagerte er auf dem Wahlplatze und traf die nöthigen Anordnungen, um am 15. Havelberg zu stürmen. Allein als er sich am andern Morgen der Stadt näherte, fand er keine Feinde mehr daselbst. Gleich nach dem unglücklichen Ausgange des Gefechtes am Ufer hatte der Markgraf von Baden alle noch in der Nähe befindliche dänische Posten an sich gezogen, und war in der Nacht vom 14. auf den 15. davon geflohen. Herzog Georg versuchte es, den Feind zu verfolgen, und sezte ihm 6 Meilen weit nach; aber der Markgraf hatte schon zuviel Vorsprung gewonnen. Sein Marsch ging durch das Meklenburgische auf die Insel Poel bei Wismar, wo er sich mit dem Fußvolk verschanzte, und auf Schiffe wartete, um nach Holstein hinüberzusegeln. Die Reiterei schickte er zu Lande dorthin.

Ausser einigen Garnisonen in niedersächsischen Festungen befand sich jezt kein dänischer Soldat mehr im eigentlichen Teutschland. Die lezten Verbündeten des Königs fielen vollends ab, mehrere freiwillig, die andern gezwungen. Seit längerer Zeit schwebten Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und der Stadt Hamburg. Ferdinand ließ ihr die Oberherrschaft über die Elbe anbieten, wenn sie der dänischen Parthei entsage. Die Hamburger nahmen diese Bedingung an, sie versorgten von nun an das Heer Tillys mit Lebensmitteln und Munition, während sie den Dänen jede Unterstützung verweigerten. Nach dem Abfall Hamburgs, wandte sich auch Bremen der siegenden Parthei zu. Die Herzoge von Meklenburg, die lezten Verbündeten des Königs aus der Klasse der niedersächsischen Fürsten, wurden um dieselbe Zeit durch den Herzog von Lüneburg zum Uebertritt gezwungen. Nachdem Georg Havelberg eingenommen, zog er längs der Elbe auf die meklenburgische Gränzfestung Dömitz los. Der Herzog Adolph Friedrich von Meklenburg schickte ihm am 25. August einen Gesandten entgegen, der über den Frieden unterhandeln sollte. Georg verlangte unbedingte Unterwerfung, und alsbaldige Uebergabe der Festung Dömitz. Was sollten die schwachen Herzoge von Meklenburg machen? verlassen von den Dänen wie sie waren, durch eine ungeheure feindliche Uebermacht umringt. Denn während der Lüneburger von Süden hereinbrach, hatte Tilly durch Besetzung Lauenburgs bereits die Westgränze des Landes in seiner Gewalt. In ihrer Noth wandten sie sich

an den Friedländischen General Arnim, der indessen in Meklenburg eingerückt war. Arnim antwortete auf die Anfrage der Herzoge, welche Bedingung sie zu erwarten hätten? »er zweifle nicht, daß des Kaisers Majestät Ihre Unterwerfung in Gnaden annehmen, und sich zu willfähriger Erzeigung bereitwillig finden lassen werde.« Nun erklärten die Herzoge: »sie seyen bereit sich von dem dänischen Könige abzusondern, und zum Beweis ihrer Ehrfurcht gegen den Kaiser alle festen Plätze dem kaiserlichen Heere einzuräumen.« Eitle Hoffnung, die sie sich machten. Längst war es am kaiserlichen Hofe beschlossen, daß sie als Opfer fallen, und daß Wallenstein ihr Land erben sollte. Arnim wußte dieß wohl, er sprach nur deßhalb von Gnade, um sie desto leichter in die Falle zu locken. Alle meklenburgischen Festungen wurden besezt. So standen die Sachen, als Wallenstein an der untern Elbe erschien und sich mit Tilly vereinigte. Wir müssen jezt etwas zurückgehen.

Den Winter vom Jahr 1626 auf 1627 hatte Wallenstein in Prag zugebracht, beschäftigt mit den Vorbereitungen zu dem neuen Feldzug, der in Ober-Schlesien eröffnet werden sollte. In dieser Provinz stand noch ein dänisches Heer, das aus den Ueberbleibseln der Schaaren Mannsfelds und des Herzogs Johann Ernst von Weimar, aus teutschen, schottischen, böhmischen Truppen bunt zusammengesezt war. Der Exadministrator von Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm und der Graf von Thurn führten den Oberbefehl darüber. Sie hatten die Festungen Neiße, Leobschütz, Kleinglogau, Gleiwitz, Cosel, Teschen, Ojest, Jägerndorf, Troppau und Sternberg, sammt einem Theile des platten Landes inne. Gegen diese Truppen waren Wallensteins Plane zunächst gerichtet. Im Januar 1627 nahm er den berüchtigten Georg v. Arnim, als Obersten in seine Dienste, und wies ihm sogleich eine wichtige Rolle in dem kommenden Feldzuge an. Während der Friedländer selbst mit dem Hauptheere in mehreren Colonnen aus Böhmen und Mähren gegen Neiße, Cosel und Jägerndorf vordringen wollte, sollte Arnim sich der Päße in der Mark Brandenburg und in der Neumark bemeistern, um dem Feinde den Rückzug nach Meklenburg und Pommern abzuschneiden. Der Churfürst von Brandenburg, und der Herzog von Pommern wurden aufgefordert, die Dänen nicht durchbrechen zu

lassen. Anfangs Juni erschien Wallenstein in Glatz, wo er sofort Musterung über sein Heer hielt, dessen Stärke sich auf 40,000 Mann belief. Schnell wurde Neiße, Leobschütz und Jägerndorf eingenommen. Am 10. Juli fiel Cosel, am 30. desselben Monats Troppau. Obgleich den Garnisonen freier Abzug gestattet war, versäumte Wallenstein kein Mittel, die Soldaten für seinen Dienst zu gewinnen. Viele gingen über, gelockt durch guten Sold, oder abgeschreckt durch die Schwierigkeit, sich in das entfernte Dänemark durchzuschlagen. Die lezten Trümmer des dänischen Heeres suchten unter dem General Baudiß durch das benachbarte Polen und durch Pommern nach Holstein zu entkommen, aber sie erlitten unterwegs noch große Verluste. Der brandenburgische Oberst Kracht machte ihnen den Uebergang über die Netze streitig, bei Landsberg an der Warthe ereilte sie überdieß der kaiserliche General Pechmann, tödtete ihnen viele Leute und eroberte mehrere Fahnen. Dennoch gelang es dem tapferen Baudiß, sich mit dem freilich sehr kleinen Rest seiner Leute durchzuschlagen. Im September stieß er vor Glückstadt mit dem Könige, seinem Gebieter, zusammen.

Die erste Frucht, welche die Säuberung Schlesiens für den Friedländer trug, war der Gewinn eines neuen Herzogthums. Die Summen, welche Wallenstein seit der lezten Abrechnung für das Heer verwendet, beliefen sich wieder sehr hoch, ohne daß der kaiserliche Schatz etwas zurückerstattet hätte. Es ist wahrscheinlich, daß sich der Herzog, noch vor Eröffnung des Feldzugs große schlesische Lehen an Zahlungsstatt von Ferdinand ausbat; seine Absichten waren auf die Erwerbung des Fürstenthums Sagan, und der Herrschaft Priebus gerichtet. Unter dem 1. September 1627 wurde ihm ein kaiserlicher Kaufbrief ausgestellt, der ihm Sagan und Priebus um die Summe von 150,850 Gulden zuerkannte. Zwar lastete eine Schuldenmasse von 340,000 Gulden auf diesen Gütern; nichtsdestoweniger übergab sie ihm Ferdinand II. als freies Eigenthum, freilich ohne daß der Kaiser daran gedacht hätte, die Schulden selbst zu übernehmen. Die Gläubiger wurden, um es kurz zu sagen, betrogen, indem man auf Befehl des Kaisers allerlei Anschuldigungen wegen politischer Vergehen gegen sie hervorsuchte; sie mußten es noch für ein Glück halten, mit dem Verlust ihrer Forderungen wegzukommen, und nicht noch obendrein besondere Geldstrafen zu bezahlen. Der Kaufbrief

vom 1. September 1627 hatte das Herzogthum seinem neuen Besitzer als freies Eigenthum zugesprochen, aber Wallenstein zog es vor, dasselbe vom Kaiser als Lehn zu empfangen. Ohne Zweifel wollte er dadurch seine Anhänglichkeit an das habsburgische Haus zur Schau tragen. Wirklich wurde unterm 2. Januar 1628 seinem Wunsche gemäß ein Lehnbrief ausgefertigt, der ihm freilich auffer allen andern Nutzungen auch das Recht verlieh, testamentarisch über das Gut zu verfügen.

Die zweite Folge der schlesischen Siege war, daß der Churfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, ganz vom kaiserlichen Netze, das ihn schon seit langer Zeit umkreiste, verstrickt wurde. Wir haben diesen Fürsten, den Schwager Gustav Adolphs, schon früher im polnischen Kriege kennen gelernt. Schwachen Charakters, und von sehr beschränktem Verstande wie er war, hatte er eine überaus schwierige Lage in dem dänisch-teutschen Kampfe. Die natürlichen Neigungen eines teutschen Reichsfürsten, denen der Trieb, dem Kaiser entgegenzuarbeiten, wie angeboren war, so wie die Sympathien vieler churfürstlichen Räthe, die in Christians IV. Sache das Interesse der protestantischen Kirche verkörpert sahen, zogen ihn insgeheim auf die Seite der Gegenparthie. Aber Furcht und das schreckende Schicksal des Pfälzers rieth anders; hiezu kamen noch die Einflüsse eines sehr schlauen, sehr angesehenen, und wie der Erfolg bewiesen hat, sehr unredlichen Ministers. Der Graf v. Schwarzenberg vermochte alles über den schwachen Churfürsten; derselbe Graf stand aber notorisch im Solde des Kaisers, und zwar nicht nur durch Geldsummen, die er empfing, sondern noch mehr, wie es scheint, durch verbrecherische Hoffnungen, die er unter kaiserlichem Schutze verwirklichen zu können sich einbildete, und die sich vielleicht bis auf den Thron seines Gebieters erstreckten. Wenigstens lastet auf dem Grafen v. Schwarzenberg der schwere Verdacht, dem Nachfolger und Sohn Georg Wilhelms, demselben, der sich später den Beinamen des großen Churfürsten erwarb, mehrmals nach dem Leben gestellt zu haben. Die Wage des Entschlusses, durch gleich starke entgegengesezte Einflüsse gelähmt, hielt sich das Gleichgewicht. Durch den König von Dänemark zum Beitritt aufgefordert, anderer Seits von Ferdinand bedroht, wenn er nicht die kaiserliche Parthie ergreife, entschied sich Georg Wilhelm für Neutralität. Bekanntlich ist dieß ein Mittelding, zum dem

Schwache gerne greifen, das ihnen aber fast immer Verderben bringt. So lange der Kampf noch schwebt, grollen beide Theile dem Neutralen; wann sich das Kriegsglück für den einen entschieden hat, unterliegt der früher Partheilose dem Sieger. Die Neutralität ist nur für Starke nützlich, die im Stande sind, die Entscheidung zu verzögern, um am Ende, wenn beide kriegführende Theile sich erschöpft haben, die Frucht des Sieges zu pflücken. Jedenfalls gehört, um ein System der Neutralität nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit zu befolgen, eine bewaffnete Macht dazu. Georg Wilhelm, oder seine Räthe sahen dieß wohl ein, aber die Mittel fehlten. Die Zahl der Truppen, welche mit den regelmäßigen Einkünften der churfürstlichen Kammer erhalten werden konnten, war zu schwach, die Landstände, an welche man sich um Hülfe wandte, wollten wie überall, nichts geben. Zuletzt als die Banden Mannsfeld furchtbar in der Churmark hausten, verstanden sie sich die nöthigen Summen zur Anwerbung von 3000 Mann herzuschießen. Aber es blieb beim Versprechen, nur ein kleiner Theil des Geldes wurde beigeschafft. Nach dem Rückzug der Dänen verweigerten sie vollends alle Subsidien. In einer Erklärung des churbrandenburgischen Geheimenraths vom 2. Juni 1627 heißt es: »Von den Festungen im Lande wollen die Stände durchaus nichts hören. Sie sagen, in den Zeiten, wo die Festungen erbaut worden, hätten ihre Voreltern das Nöthige hergegeben. Seitdem aber seyen über die neun und neunzig Jahre her, schwere und große Steuern fortwährend erhöht, Zölle und Umgelder erhoben worden, auf daß zur Zeit gesammelt würde, was zur Versorgung der Festungen von Nöthen wäre. Deßhalb achten sie sich nicht schuldig, etwas zu kontribuiren. Viele sagen: sie hätten doch keinen Schutz für ihre Güter, wozu sollten sie sich wegen derselben beschatzen lassen, da sie ihnen doch genommen, verderbt, auch wohl gar eingeäschert würden. Da ständen die Güter, man möchte sie ihnen nehmen, und noch das Leben dazu.«

Bei einer solchen innern Zerrüttung ist es nicht zu verwundern, daß das Land trotz der Neutralitätserklärung seines Fürsten fürchterlich leiden mußte. Die Dänen, deren Kriegsplan im Jahr 1626 die Mark und Schlesien umfaßte, erschienen zuerst, und widerlegten ihre Behauptung, bloße Beschützer des protestantischen Glaubens zu seyn, durch die That. Abermal wollen wir hierüber

eine amtliche Urkunde reden lassen. In einer Mittheilung, welche der Churfürst den 10. August 1626 an die märkischen Stände erließ, versichert er zuerst, kein Haarbreit von der strengsten Neutralität abgewichen zu seyn, ob man ihm gleich von verschiedenen Seiten her zugesezt habe, sich für eine Parthei zu erklären. »Dennoch sey im Februar 1626 der Graf Mannsfeld, trotz seiner feierlichen Erklärung, nie die Marken betreten zu wollen, mit hellen Haufen hereingebrochen, habe die Plätze eingenommen, befestigt, und des Churfürsten eigene Leute zum Schanzen gezwungen. Diesem sey das dänische Heer unter General Fuchs gefolgt. Beide Generale, wie der König Christian IV. selbst, hätten sich zu guter Mannszucht erboten, aber es sey nichts davon zu sehen gewesen, und auch der versprochene Ersatz für die Lieferungen nicht erstattet worden.« Weiter heißt es: »die Mannsfeldischen und dänischen Lanzenknechte hätten Kirchen beraubt, Kelche und mit Zinn beschlagene Taufsteine gestohlen, viele Dörfer in Asche gelegt, viele Leute getödtet, verwundet, gegeißelt, gestockt, gepflockt, viele tausend Kisten aufgeschlagen und ausgeraubt, und zulezt alles auf großen Schiffen nach Hamburg geführt, viele tausend Stück Vieh, und selbst altes Eisen von Ackergeräthschaften mit fortgenommen. Ja, seine kurfürstliche Durchlaucht selbst sey dem Hochmuth der Fremden nicht entgangen, indem der dänische Gesandte Mitzlaf in des Churfürsten eigenem Hause erklärt habe, der Churfürst möge es wohl oder übel nehmen, der König, sein Herr, werde doch so fortfahren; wer nicht mit ihm sey, sey wider ihn.«

So lange Mannsfeld im Lande lag, mußte man sich Alles in Geduld gefallen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil er eine bedeutende bewaffnete Macht, und der Churfürst keine besaß. Kaum war aber Mannsfeld abgezogen, als der Graf Schwarzenberg seine Minen springen ließ. Er wußte dabei seine wahren Gesinnungen so geschickt zu verhüllen, daß der Churfürst diejenigen seiner Rathgeber, die sich auf die dänische Seite neigten, als Verräther ansah. In einem Briefe, den Schwarzenberg unter dem 22. Juli 1626 an einen Vertrauten schrieb, heißt es: »der Churfürst ist so eben bei mir gewesen, und war sehr traurig. Wenn dieß Unwesen der Dänen, sagte er, lange fortdauert, so muß ich gar schwach werden, denn ich gräme mich sehr, daß mir

meine Lande also verdorben und ich also geringe geachtet und verhöhnet werde, auch keinen habe, der mir rathe einen Entschluß zu fassen. Meine Räthe sollten es billig thun, auch habe ich oft Sitzungen halten lassen, aber da ward nichts beschlossen, als daß ich bin zur Geduld verwiesen und der Besserung vertröstet worden. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt darüber verlieren soll! Sitze ich stille, und sehe meinem Unglück zu, was wird man dann von mir sagen? Hingegen, so lange ich mich wehre, und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und ich glaube nicht, daß der Kaiser es mir ärger machen wird, als die Dänen und Schweden. Mit allen Räthen sollte ich billig reden, aber sie sind schon auf Seite derer, die mich tyranniſiren, daß ich darüber mehr erzürnt und betrübt als getröstet und eines Entschlusses fähig werde. — Hiobs Geduld wird gepriesen, weil er von Gott heimgesucht ward, die sich aber von Menschen schinden, und mit Stillsitzen das Ihrige rauben lassen, wird kein Historienschreiber loben. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, wenn ich so ganz stille sitzen wollte. Besser mit Ehren gestorben als mit Schande gelebt. Ich habe nur Einen Sohn; bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn wohl auch Churfürst, wenn ich mich zum Kaiser halte. Also sehe ich nichts anders, als daß ich mich werde zum Kaiser schlagen müssen, zu der Zeit, da ich noch etwas habe, denn je länger es ansteht, je mehr Dänemark und Schweden um sich greifen, und ich dann alles verloren, und sie meine Lande in ihrer Gewalt haben: was soll ich dann thun?«

Der Ruhm der Aufrichtigkeit muß man wenigstens dem Churfürsten Georg Wilhelm zugestehen, da er sein Inneres so ganz dem redlichen Minister Schwarzenberg aufschloß. Sieht diese Herzensergießung nicht gerade aus, wie das innerliche Selbstgespräch eines Mannes, der sich das bittere Gefühl einer selbst verschuldeten schwierigen Lage durch philosophische Trostgründe von Ehre, Nachruhm u. s. w. versüßen will? Sehr oft geschieht es, daß Schwache, bloß um einem augenblicklich drückenden Uebel zu entgehen, einem künftigen, weit größeren entgegen rennen; so auch hier. Dadurch, daß sich der Churfürst dem Kaiser, oder vielmehr dem Friedländer, in die Arme warf,

geriethen die churbrandenburgischen Lande, mit dem Sprüchwort zu reden, vom Regen in die Dachtraufe.

Nachdem der Churfürst einmal soweit bearbeitet war, erfolgte der Uebertritt schnell, bei der nächsten Gelegenheit. Georg Wilhelm befand sich übrigens nicht einmal persönlich in der Mark, als dieß geschah. Er war nämlich zu Anfang des Jahres 1627 wieder nach dem Herzogthum Preußen abgereist, um seinen Schwager, Gustav Adolph, dort zu bewachen, oder vielmehr, um dort dieselbe peinliche Rolle zu spielen, wie in Teutschland — die Rolle eines Mannes, der von zwei Partheien nach Art eines Balles hin- und hergeworfen wird. Als Statthalter ließ er in Berlin seinen Oheim, den Markgrafen Sigismund, zurück, der jedoch eben so gut unter Schwarzenbergs Leitung stand, als Georg Wilhelm selbst. Schnell war nun die Sache, über die sich Wallenstein und Schwarzenberg vereinigt, auch vor der Welt abgemacht. Doch ist der Vorwand, den der kaiserliche Feldherr brauchte, merkwürdig, als ein neuer Beweis dafür, wie wenig Umstände im Kriegszustande Starke mit den Schwachen machen. Der Burggraf Hannibal von Dohna wurde um diese Zeit von dem Churfürsten zu einer, Bayern betreffenden, Unterhandlung mit dem Kaiser gebraucht. In einem Briefe an den Obersten Pechman hatte nun der Burggraf geäussert, es sey dem Churfürsten unmöglich, die Mark wider die Dänen zu vertheidigen, weil er mit allen verfügbaren Truppen nach Preußen aufgebrochen sey. Diese Aeusserung benüzte Wallenstein als einen Vorwand, die Mark mit seinen Regimentern zu besetzen. In einem Briefe, den er unterm 13. Juni 1627 aus Neiße an den Churfürsten schrieb, hatte er den Muth, die Sache so darzustellen, als ob er nur einer dringenden Aufforderung Georg Wilhelms nachgegeben hätte: »Ich habe aus des Burggrafen zu Dohna Schreiben an den Oberst Pechman vernommen, was Gestalt der Churfürst, weil er seines Volks in Preußen zur Vertheidigung des Landes bedarf, und daher die Päße in der Mark und an der Oder wider des Königs aus Dänemark Einfall nicht versehen könne, begehrt habe, daß dieselben Päße mit kaiserlichem Volk besezt würden.« Er versichert weiter: »der Kaiser hätte allergnädigst befohlen, dem Churfürsten allen möglichen Beistand zu leisten, weßhalb er (der Friedländer) den kaiserlichen Obersten Arnim, einen

brandenburgischen Unterthanen, zu besserer Versicherung des Churfürsten abgefertigt habe, die Städte und Pässe in der Mark und an der Oder einzunehmen.«

Georg Wilhelm sollte es also am Ende noch als eine Gnade ansehen, daß der Kaiser oder Wallenstein geruhte, die brandenburgischen Erblande zu besetzen. Doch wenn der Friedländer den Churfürsten fast wie einen Unmündigen behandelte, so gab er andererseits den Befehl, wenigstens mit den Landständen und dem Geheimrath zu Berlin vor der Besetzung zu unterhandeln. Erst wenn diese sich nicht im Guten fügen würden, sollte Arnim Gewalt brauchen. Freilich war die vorgeschriebene Norm der Unterhandlungen besonderer Art: »Arnim sollte den Ständen versprechen, daß sie mit keiner Contribution belegt würden, bevor diese selbst darein willigten; nichts desto weniger müßten sie die kaiserlichen Befehlshaber mit nothdürftigem Unterhalt, Essen und Trinken versehen. Zweitens sollten sie vor aller Gewaltthätigkeit der Soldaten geschützt werden. Drittens, wenn die Landstände dennoch Gefahr fürchteten, möge Arnim die kaiserlichen Besatzungen auch in des Churfürsten und der Stände Eid nehmen lassen.« Soweit lauteten die Vorschriften, welche Arnim vor der Besetzung des churfürstlichen Landes zu beachten hatte. Jetzt kommt noch eine andere Bestimmung für sein späteres Verfahren: »Sobald sich Arnim aller Städte versichert und dieselben mit Besatzungen wohl versehen haben würde, solle er bei den Geheimen Räthen darauf dringen, daß sie einen Landtag ausschreiben, um zur Unterhaltung des kaiserlichen Kriegsvolks eine billige Anlage zu machen.« Damit jedoch die Landstände nicht allzu verdrießlich würden, schrieb der Friedländer seinem Obersten weiter vor, kein Haar breit von dem Grundsatze abzuweichen, daß die Contribution gleichmäßig, sowohl von ihro Liebden, des Churfürsten eigenen Aemtern und Unterthanen, als von den Landständen aufgebracht werde.«

Ganz nach Wunsche ging die Sache. Die Orte, auf deren Besitz es Wallenstein absah, waren Kroßen, Frankfurt an der Oder, Sonnenberg, Landsberg und etliche kleinere Pässe an der Warthe, endlich die Gränzfestungen gegen Meklenburg. Alle diese Plätze wurden dem Friedländer ohne Widerrede übergeben; ja, der Churfürst ging noch weiter, auf Schwarzenbergs Anrathen gab er Befehl, dem kaiserlichen

Heere Lebensmittel und Munition unentgeldlich zu liefern, »denn,« sagte der Minister, »da man von den Mannsfeldern nichts bekommen, so könne man von dem Kaiser, dem man verpflichtet sey, nichts verlangen.« Wallenstein ermangelte nicht, durch Worte seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Aus dem Feldlager vor Kosel schrieb er am 11. Juli 1627 an den Statthalter Markgraf Sigismund: »Wir haben aus des Obersten von Arnim Bericht gern erfahren, wie treulich sich Euer Liebden um die Sache angenommen, daß die Päße in der Mark wohl besezt und wider des Feindes Einbruch verwahrt würden; — wir sagen ganz freundlich Dank für diese treue Anhänglichkeit an Ihre kaiserliche Majestät, unseren allergnädigsten Herrn, und versichern Dieselben, solches bei höchstgenannter kaiserlicher Majestät zu rühmen. — Dem Obersten Arnim schicken wir noch etliche tausend Mann nach, auf daß er auch das Seinige thue, den Feind auf der andern Seite angreife und also den Sitz des Krieges aus des Churfürsten Liebden Länder entferne; — wir ersuchen daher Eure Liebden, Verordnung zu thun, daß des gedachten Obersten von Arnim Volk mit Proviant versehen werde; und dieweilen derselbe Stück und Munition bedarf, auch Ihro Liebden, der Herr Churfürst, sich durch den Burggrafen von Dohna erboten, solches aus dem Zeughaus verabfolgen zu lassen: als werden Eure Liebden ersucht, ihm, dem Obersten Arnim, auf sein Anhalten für kurze Zeit Munition und Stücke herzuleihen, wobei wir versichern, daß es Euer Liebden wieder erstattet werden solle.«

So nahm man dem Churfürsten von Brandenburg auch für die Zukunft die Mittel, eine andere Parthie zu ergreifen, indem seine Waffenhäuser ausgeleert wurden. Wallenstein vergaß seine Versprechungen guter Mannszucht sehr bald, oder vielmehr, er war nie gesonnen, sie zu halten. Seine Völker verheerten die Marken so arg, daß selbst Schwarzenberg sich beim Friedländer wie bei dem Kaiser bitter beklagte. Auf dem Regensburger Reichstage waren die Bedrückungslisten, welche aus Brandenburg einliefen, nicht die unbedeutendsten. Uebrigens hat man an diesem aktenmäßigen Beispiel der Mark eine Probe des Schicksals, das damals alle protestantische Reichsfürsten mehr oder minder traf. Je nach dem Charakter derselben wurde Verstellung oder offene Gewalt gebraucht; thun mußten alle, was

man von ihnen verlangte. Auf eine solche von seinen Vorfahren nie erreichte Höhe der Macht hatten den Kaiser bereits die Talente seines obersten Feldhauptmanns emporgetragen.

Jezt, nachdem sein Rücken durch die Besetzung der Mark Brandenburg vollständig gedeckt war, zog Wallenstein in reißender Schnelle Mitte August mit seinem ganzen Heere über Goldberg, Görlitz, Cottbus, Jüterbok, Brandenburg, Havelberg, Dömitz nach der untern Elbe. Anfangs September vereinigte er sich zu Lauenburg mit Tilly. Die Zusammenkunft beider Feldherren zeigte einen merkwürdigen Kontrast. Wallenstein erschien in Lauenburg mit einem glänzenden Gefolge, und eine Pracht entfaltend, die mehr einem unabhängigen Fürsten, als einem Generale gebührte. Seltsam stach gegen diesen Pomp Tillys einfaches Wesen ab. Dieser versäumte es nicht, seinen prächtigen Gast aufs Kostbarste zu bewirthen, wovon das Lauenburgische die Kosten tragen mußte, aber bei allen äusserlichen Ehren, die er dem Friedländer erwies, behauptete er seine Selbstständigkeit mit großer Schlauheit. Wallenstein wollte als Fürst geehrt seyn, die entscheidende Stimme im Kriegsrathe führen, und den General der Liga als seinen Unterfeldherrn behandeln. Tilly sezte den Ansprüchen Wallensteins eine unerschütterliche Ruhe entgegen, hielt aber dabei die Rechte seines Gebieters, wie seine eigenen, mit solchem Nachdruck aufrecht, daß alle Beschlüsse von beiden gemeinschaftlich ausgingen. Ein Augenzeuge, der über diese Zusammenkunft in Lauenburg an den Herzog von Celle berichtete, fügt bei: »sicherlich werden sich diese beiden Feldherren nicht in die Länge mit einander vertragen.«

Ehe die vereinigten Heere ihre gemeinschaftliche Thätigkeit begannen, hatten Tillys Unterfeldherren das Land vollends gesäubert. Graf Fürstenberg nahm Nordheim, Stolzenau und Wölpe, und schickte sich an, Nienburg zu belagern. Unterstüzt wurde er in diesem Unternehmen durch den General Anholt, der einige, noch in der Gegend von Bremen stehende dänische Abtheilungen beobachtete, und von der Unterstützung Nienburgs abhielt. Vor der Stadt Bremen hatte nämlich der englische General Morgan mit seinen schottischen Regimentern eine verschanzte Stellung bezogen, und bei Thedinghausen lagerten fünf dänische Reiterregimenter unter dem Generallieutenant Norprecht. Der leztere wurde bald darauf von Anholt

geschlagen, aber der tapfere Morgan behauptete sich noch zwei Monate vor Bremen, bis endlich der Magistrat, dem Beispiele Hamburgs folgend, erklärte, man werde die Kanonen auf dem Stadtwalle gegen das schottische Lager abfeuern, wenn Morgan sich nicht freiwillig zurückzöge. Dieser mußte nun die Weser verlassen, er warf sich nach Stade. Jezt fiel auch Nienburg. Nachdem sich die Besatzung drei Wochen lang gewehrt, kapitulirte sie. Während dessen hatten Wallensteins Generale alle festen Plätze in Meklenburg eingenommen, fortwährend unter den besten Versicherungen gegen die beiden Herzoge, daß man es gut mit ihnen meine. Da um diese Zeit auch Wolfenbüttel fiel, besaß König Christian IV. nur noch Stade auf deutschem Boden, und schon standen die beiden großen Heere unter Wallenstein und Tilly bereit, ihm auch noch Holstein, Schleswig und die ganze Cimbrische Halbinsel wegzunehmen. Noch einmal versuchte Christian den Weg der Unterhandlungen, ehe es zum Aeussersten kam. Er schickte seinen Verwandten, den Herzog Friederich von Holstein-Gottorp, in das Hauptquartier von Lauenburg, um Frieden zu bieten. Aber die Bedingungen, welche die beiden Feldherren vorschrieben, waren von der Art, wie sie nur übermüthige Sieger diktiren können: »Der König von Dänemark solle sogleich die Waffen niederlegen, auf sein Kreisoberstenamt verzichten, das Herzogthum Holstein und alle andere vom Kaiser und Reich erhaltene Lehen herausgeben, die Kriegskosten und alle während des Kampfes in Teutschland erlittenen Schäden ersetzen, den Sundzoll nach dem alten Satz ermäßigen, ausserdem starke Bürgschaft leisten.«

Da Christian IV. solche Bedingungen nicht annehmen konnte, zerschlugen sich die Unterhandlungen schnell. Sogleich sezte sich das vereinigte kaiserlich-ligistische Heer in Bewegung. Nachdem die Dänen aus ihren Verschanzungen an der Elbe in der Nähe von Hamburg vertrieben worden waren, ging der Marsch auf Trittow, dessen Besatzung sich ergab, dann auf Pinneberg. Mit ungewohnter Tapferkeit wehrte sich die Garnison dieses Orts, vor welchem Tilly in den Schenkel verwundet wurde, und sich deßhalb nach Lauenburg zurückbringen lassen mußte. Erst nachdem alle Munition verschossen war, ergaben sich die Dänen. Wallenstein war über ihre Hartnäckigkeit so erbittert, daß er den beiden Hauptleuten, die in Pinneberg

kommandirt, Anfangs die Köpfe abschlagen lassen wollte, weil sie wider alle Kriegsregel, ohne Kraut und Loth übrig zu haben, sich nach erfolgter Aufforderung nicht ergeben. Der Befehl zu dieser barbarischen Grausamkeit war schon ausgestellt, als er sich noch besänftigen ließ, und nun der Besatzung sogar freien Abzug bewilligte.

Nach dem Falle Pinnebergs wurden noch mehrere kleinere Orte eingenommen. Der König von Dänemark hatte indeß die Trümmer seines Heeres bei Rendsburg zusammengezogen, um nach dem Verluste Holsteins wenigstens das Herzogthum Schleswig zu behaupten. Der Rheingraf Otto Ludwig (von der Kyrburger Linie), derselbe, den wir oben kennen gelernt *), befand sich bei ihm. Der Markgraf von Baden-Durlach, der, wie früher erzählt wurde, sich von Havelberg durch das Meklenburgische nach Wismar gezogen hatte, um zur See nach Holstein zu flüchten, sollte zu dem Könige bei Rensburg stoßen. Aber es war schon zu spät. Am 22. rückten die Kaiserlichen mit einer starken Abtheilung vor Rensburg, worauf sich der König eilend bis nach Flensburg zurückzog. Rensburg, der Schlüssel von Schleswig, wurde sogleich von den Kaiserlichen eingeschlossen, und was noch schlimmer, der Markgraf von Baden mit seinem Heere war jezt abgeschnitten. Wallenstein schickte seinen Feldzeugmeister, den Grafen Schlick, ab, um den Markgrafen anzugreifen. Am 20. hatten die Dänen von Poel, einer Insel bei Wismar aus, in Heiligenhafen auf der Nordküste von Holstein gelandet. Am folgenden Tage rückten sie bis Oldenburg, in der Absicht, nach Rensburg zu marschiren, wo sie noch immer mit dem Könige zusammenzutreffen hofften, weil sie von seinem Rückzug nach Flensburg nichts wußten. Noch befanden sie sich in der Nähe von Oldenburg, als ihnen der Graf Schlick mit überlegener Heeresmacht den Weg versperrte. Der Markgraf von Baden lag am Podagra krank auf den Schiffen, der Herzog Bernhard von Weimar übernahm daher das Kommando, und verschanzte sich so gut er konnte. Gränzenloser Schrecken herrschte unter den Dänen, weder Gemeine noch Offiziere wollten ihre Pflicht thun. Als der Angriff am 24. September erfolgte, ging es so schlecht, als es unter solchen

*) Seite 266.

Umständen nur gehen kann. Obgleich Herzog Bernhard von Weimar für seine Person sich seines Namens würdig zeigte, wurde das ganze Korps auseinandergesprengt, viele niedergemacht, noch mehrere gefangen genommen. Ganze Rotten liefen, an dem Glück Christians verzweifelnd, zu den Kaiserlichen über. Wer sich retten konnte, floh auf die Schiffe, unter diesen auch Herzog Bernhard von Weimar; er flüchtete mit den traurigen Ueberresten seines Korps nach der Insel Femern.

Bald nach dieser Niederlage der Dänen fiel das Schloß Bredenberg, nach sehr hartnäckiger Gegenwehr, weßhalb die Besatzung über die Klinge springen mußte. Am 4. Oktober ergab sich Rensburg mit Kapitulation; um dieselbe Zeit wurde Wilster eingenommen, und das Land der Dithmarsen von den Kaiserlichen gebrandschazt. Dieser durch seine früheren Heldenthaten so berühmte Volksstamm mußte dießmal die Freiheit von Einquartirung um die Summe von 300,000 Reichsthalern erkaufen. Von ganz Holstein befanden sich nur noch Krempe und Glückstadt in des Königs Gewalt, dagegen ging das Herzogthum Schleswig und selbst Jütland vollends schnell verloren. Christian IV. stand Anfangs Oktober mit dem Rheingrafen bei Flensburg, wo auch Bernhard und die Trümmer der markgräflichen Heeresabtheilung von der Insel Femern aus zu ihm stießen. Als der König hörte, daß der Friedländer mit großer Uebermacht gegen ihn im Anzuge sey, gab er sich selbst auf, und floh nach den Inseln hinüber. Der schottische Oberste Monro mußte ihn mit seinem Regimente begleiten. Rheingraf Otto Ludwig blieb mit etwa 7000 Mann zurück, um eine Sache noch länger zu vertheidigen, die der Monarch aufgegeben. Was sollte er thun? er zog sich zuerst nach Koldingen, und von da nach Viborg zurück. Als den fliehenden Dänen der Graf Schlick auch bis dorthin auf dem Fuße nachfolgte, lösten sie sich in zwei Haufen auf; der eine flüchtete über Aalborg nach der sogenannten Halsschanze auf der nördlichen Spitze von Jütland, und ergab sich dort den Kaiserlichen. Der andere schlug sich unter der Anführung des Rheingrafen, an den sich Bernhard von Weimar angeschlossen, nach Aarhus durch, und entkam glücklich zu Schiffe nach der Insel Fünen, wo sich der König befand. Es gab kein dänisches Landheer mehr. Drei Festungen ausgenommen, waren alle Besitzungen des Königs auf dem festen

Lande in des Kaisers oder in des Friedländers Gewalt. Auch die Inseln hätte Wallenstein gerne im ersten Rausche des Sieges eingenommen, aber es fehlte ihm an Schiffen. Aus Wuth darüber soll er den Belt mit Kanonenkugeln beschossen haben.

Erst gegen Ende des Jahres fiel Wolfenbüttel durch Pappenheim. Die Garnison dieser Feste hielt eine viermonatliche Belagerung mit bewunderungswürdiger Tapferkeit aus, welche allein einigermaßen die so tief gesunkene Ehre der dänischen Waffen wiederherstellen mochte. Der Kommandant, Graf Solms, ergriff, um der Hungersnoth unter seinen Truppen zu steuern, die grausamsten Mittel gegen die Bürger; er ließ aus dem Silberzeuge, das er im Schlosse fand, Geld schlagen. Als die Uebergabe unvermeidlich war, als Mangel in der Stadt wüthete und Graf Pappenheim, der mit 12,000 Mann den Ort belagerte, durch Abdämmung der Oker das Wasser bis in die untern Stockwerke der Häuser getrieben hatte, verließ Solms heimlich die Stadt, nur um die Kapitulation nicht unterschreiben zu müssen. Sein Nachfolger im Oberbefehl, Graf Lohe, erhielt freien Abzug für die Besatzung, welche jedoch auseinander lief. Der Herzog Ulrich Friedrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte den Grafen Pappenheim bei der Belagerung seiner eigenen Hauptstadt nach Kräften unterstützt, theils um sein früheres Bündniß mit dem König von Dänemark durch seinen jetzigen Eifer vergessen zu machen, theils weil er hoffte, nach erfolgter Eroberung seine Stadt wieder zu bekommen. Er täuschte sich. Als er nach der Einnahme flehentlich um Einräumung seiner alten Residenz bat, wurde er von Pappenheim schnöde abgewiesen. Bald sollte er noch trübere Erfahrungen machen; die Zeit war gekommen, wo wie Schiller sagt, der Degen alles galt, und ein glücklicher Soldat kühn wegschreiten durfte über der Fürsten Häupter.

Die rauhe Jahreszeit war längst angebrochen, die Heere mußten in die Winterquartiere verlegt werden. Wallenstein hatte seiner Seits nicht nur für diese, sondern auch für die Sicherung Meklenburgs zu sorgen, welches Herzogthum das Haupt der Liga dem Friedländer aus den Zähnen reißen wollte. Aus Auftrag des Churfürsten von Bayern verlangte Tilly mit seinem Heere in Meklenburg zu überwintern. Wallenstein, der das Herzogthum inne hatte, schlug dieses Ansinnen rund ab; in einem

Briefe an Arnim legt er dem ligistischen Feldherrn die Absicht unter, das Erbe der meklenburger Herzoge für eigene Rechnung berupfen zu wollen. Aber ohne Zweifel war der tiefere Sinn jener Forderung noch feindseliger gegen Wallenstein gemeint, als dieser damals selbst vermuthete. Der Churfürst von Bayern wollte eigentlich die Abtretung des Herzogthums an den Friedländer, und somit eine ihm gefährlich scheinende Vergrößerung der kaiserlichen Macht verhindern. Wäre es Tilly gelungen, Meklenburg zu besetzen, so würden die Herzoge ihres Stammguts sicherlich nicht beraubt worden seyn. Der bayerische Plan mißlang, wie gesagt, durch die Festigkeit Wallensteins. Bald fand sich eine günstige Gelegenheit, den ligistischen Oberfeldherrn auf andere Weise zu befriedigen. Es hatte sich damals das Gerücht verbreitet, als ob die Holländer einen Einfall in das braunschweigische Gebiet beabsichtigten. Tilly ward daher von den Kaiserlichen aufgefordert, das Bisthum Bremen und die Weser zu besetzen. Gerne willigte der bayerische General ein, theils weil er die Trennung von dem hochfahrenden Friedländer längst wünschte, theils weil er in jenen Provinzen allein schalten und walten durfte, während er in Holstein Quartiere, Gewalt und Beute mit den Kaiserlichen hätte theilen müssen.

Wallenstein verlegte seine Regimenter von der Spitze Jütlands an durch Schleswig, Holstein, Pommern, Meklenburg und die churbrandenburgischen Länder in die Winterquartiere. Fürchterlich wurden besonders die Marken mitgenommen. Da Georg Wilhelm noch immer in Preußen weilte, versuchte sein Statthalter Sigismund Alles, um die Einlagerungen zu hintertreiben. Aber vergeblich, nicht einmal die Anordnung der Quartiere wurde ihm überlassen. Wallenstein verfügte ohne Einrede darüber, in welche Orte die einzelnen Regimenter zu verlegen seyen. Den Sold derselben mußten die Einwohner übernehmen. Für jeden Fußknecht sollten monatlich sieben Gulden, für einen Reiter 12—15 Gulden bezahlt werden; der Vorschrift gemäß mußten die Soldaten für diese Summe sich selbst beköstigen, aber in der Praxis war es anders; sie nahmen das Geld von den Bürgern, und preßten ihnen noch dazu die Kost ab. Die Obersten trieben ausserdem für eigene Rechnung Brandschatzungen ein. Besonders zeichneten sich die Obersten Torquato Conti und Montecuculi durch zügellose

Habsucht aus. Der Letztgenannte ließ den versammelten Ständen der Neumark im Dezember 1627 ankündigen, daß sie für seine 12 Kompagnien sammt dem Stabe monatlich 29,520 Gulden, für seine Tafel 1200 Gulden, für die Tafel eines jeden Oberstlieutenants 600 Gulden zu bezahlen hätten. Die Stände brachten nur 24,720 Gulden auf, das Uebrige raubte Montecuculi mit Gewalt. Ein anderer Oberst, Hepburn, ließ sich von mehreren Städten der Mittelmark monatlich 7900 Gulden, der Oberste Fahrenbach von der Stadt Ruppin wöchentlich 2000 Gulden bezahlen. Man hat berechnet, daß die churbrandenburgischen Länder von den Kaiserlichen in dem einzigen Jahre 1627 um 20 Millionen Gulden gebrandschazt wurden. Zwar finden sich häufige Beispiele, daß Wallenstein Offiziere und selbst Obersten, die es gar zu bunt trieben, streng bestrafte; in seinen Briefen an Arnim befiehlt er, solche Herren am Kopfe zu nehmen; mancher Namen ließ er an Galgen schlagen, andere jagte er schimpflich fort und löste ihre Kompagnien auf. Allein wenn diese Strenge auch die Ausschweifungen im Ganzen innerhalb eines gewissen Maaßes zurücktrieb, so hörten die Plackereien im Einzelnen doch nicht auf. Wie hätte die Soldateska den Bürger schonen sollen, da sie das Beispiel ihres eigenen Feldherrn vor Augen hatte, der für seine Kasse so viel erpreßte, als möglich, ja, der dem Churfürsten von Brandenburg, dem angeblichen Freunde des Kaisers, förmlich verbot, Steuern von seinen Unterthanen einzuziehen! Hier galt der fürchterliche Grundsatz: »Wehe den Besiegten« in seinem ganzen Umfange. Wallenstein behandelte alle Reichsfürsten als natürliche Feinde des Kaisers, als Rebellen, die, wenn auch aus augenblicklicher Furcht sich unter seinen Willen beugend, doch bei jeder günstigen Gelegenheit bereit wären, wider denselben aufzustehen. Um ihnen die Möglichkeit zu nehmen, ihre bösen Absichten je wieder durch die That zu bekräftigen, hielt er es für staatsklug ihre Unterthanen bis aufs Blut auszusaugen, damit den Fürsten die Mittel künftigen Widerstandes entzogen würden. Und rechtfertigte nicht leider die trostlose Verfassung das damaligen Teutschlands diese allerdings fürchterliche Politik?

Während des Winters trieb Wallenstein seinen Vertrauten, Arnim, mit rastloser Eile, alle festen Plätze in ganz Mecklenburg einzunehmen, und sich des Herzogthums zu versichern. Das platte Land dagegen befahl er mit Einquartierungen zu verschonen,

weil er Meklenburg schon als sein Eigenthum betrachtete. Zugleich ließ er Pommern stark besetzen, damit er des Nachbarlandes desto sicherer wäre. Vergeblich waren alle Bitten und Gegenvorstellungen der Herzogs Bogislas XIV. von Pommern. Die Regimenter, die auf des Friedländers Befehl Meklenburg verlassen mußten, um diese Provinz zu schonen, wurden in die pommerschen Gränzorte vertheilt. Schon damals fürchtete Wallenstein, in seinen erwerbgierigen Planen durch Gustav Adolph gestört zu werden. Ueber die Lockspeise, die er dem Schwedenkönige vorhielt, werden wir später berichten. Als nichts fruchtete, faßte er den Plan zu dem Hülfszuge nach Polen, wiewohl derselbe erst im Jahr 1629 unter Arnims Anführung bewerkstelligt wurde. Schon trachtete er auch nach Schiffen, um im Fall der Noth zur See den Dänen oder Schweden die Spitze bieten zu können. Unter dem 6. November 1627 schrieb er an Arnim: »die Seestädte müssen Kriegsschiffe ausrüsten, denn ich will aufs Jahr stark auf der See seyn.« Freilich mißlang dieser Plan. Im Dezember begab sich Wallenstein nach Böhmen, wo er mit Kaiser Ferdinand II. zusammentraf. Dort wurde sein Wunsch wegen Meklenburg befriedigt.

Zwar wirkte am kaiserlichen Hofe eine starke Parthie dem Friedländer, aus Neid über seine schnelle Größe, entgegen, aber dennoch drang er durch. Den 19. Januar 1628 wurde er zu Brandeis in Böhmen zum Reichsfürsten ernannt, und ihm das Herzogthum Meklenburg, vorerst als Pfandschaft, übergeben. Ein kaiserliches Patent vom 1. Februar desselben Jahrs erklärte die beiden früheren Herzoge von Meklenburg, Adolph Friedrich und Johann Albrecht, ihrer Länder verlustig: »weil sie die kaiserliche Ermahnung, sich mit dem Könige von Dänemark nicht einzulassen, verächtlich in den Wind geschlagen, in der Verschwörung wider das heil. römische Reich halsstarrig verharrt, und sogar Ursache gewesen, daß der Türke, der Erbfeind des christlichen Namens, in das Spiel gezogen worden sey.« Der Friedländer genoß die stolze Ehre, an dem Tage seiner Erhebung (den 1[illegible]. Januar), in Gegenwart des Kaisers, sein Haupt mit dem herzoglichen Hute bedecken zu dürfen. Der Feind war jezt völlig aus Teutschland verdrängt, seine Verbündeten zum Theil mit dem Verlust ihres Eigenthums bestraft; aber noch blieb für Wallenstein, wie für Tilly, die Aufgabe übrig,

das was sie in den drei lezten Feldzügen gewonnen, gegen weitere Angriffe zu sichern. Tilly mußte die Mündungen der Elbe behaupten, und einige Städte, die noch immer in der Hand des Feindes waren, Glückstadt, Krempe und Stade vollends erobern. Wallenstein hatte dafür zu sorgen, daß ihm das kaiserliche Geschenk gesichert würde. Beide Feldherren konnten in der Ausführung ihres Planes für dieses Jahr nur von der Seeseite her belästigt werden, daher trägt auch der Feldzug von 1628 den merkwürdigen Charakter einer innigen Verbindung des Land- und Seekrieges.

Wallenstein, in Böhmen beschäftigt, konnte die Unternehmungen in Niederteutschland nicht gleich persönlich leiten. Arnim, dessen Erhebung zum kaiserlichen Feldmarschall er auswirkte, und mit dem er in täglicher Correspondenz stand, mußte die Rolle seines Stellvertreters übernehmen. Noch immer hielt sich in Meklenburg Wismar und Rostock. Wallenstein befahl, diese beiden Plätze zu umzingeln, und weil er wohl fühlte, daß er ohne eine Seemacht weder die Meeresküste noch die Städte auf ihr behaupten könne, ließ er sich vorerst vom Kaiser die Herrschaft des Meeres übertragen. Die Schiffe, dachte er, würden sich schon finden, worin er sich täuschte. Ein kaiserliches Patent vom 20. April 1628 ernannte ihn zum General*) des oceanischen und baltischen Meeres. Wichtiger noch, als der Besitz von Rostock und Wismar, war für Wallensteins Plane die benachbarte pommersche Seestadt Stralsund. Wenn er diesen Platz nicht in seine Gewalt bekam, so konnten Dänen oder Schweden ihn leicht von dort aus seinem neuen Herzogthume vertreiben. Die Nothwendigkeit des Besitzes von Stralsund war so einleuchtend, daß Wallenstein beschloß, die Stadt um jeden Preis, es koste was es wolle, zu nehmen. Zum erstenmal in seinem Leben stieß er hier auf unüberwindlichen Widerstand. Der Krieg wider den Kaiser, den seither bloß der teutsche Reichsadel geführt, trug seit seinem Ausbruche so ziemlich den Charakter eines kühlen Spiels, in dem sich jeder Theil so wenig als möglich blos zu geben suchte; jezt aber zeigte sich, was eine verzweifelte Bürgerschaft vermag, die für Eigenthum und Heerd ficht. — Die Stadt Stralsund, damals die sechste im Hansabunde, liegt an einer Meerenge,

*) Der Name Admiral war damals noch nicht im Brauche.

welche die Insel Rügen von dem festen Lande scheidet, und kaum eine Stunde breit ist. Die Stadt bildet ein Dreieck, dessen Grundlinie das Meer bespült, die zwei andern dem Lande zugekehrten Seiten schützt ein 300 — 600 Schritt breiter See. Drei Dämme, die zu den drei Thoren an den Spitzen des Dreiecks führten, bildeten die einzigen Zugänge, sie schieden zugleich den See vom Meere, und ihn selbst in zwei Theile. Die Befestigung war einfach, mehrere Basteien, Erdwälle, unten mit Mauern ausgefüttert, hinter ihnen die noch ältere Stadtmauer mit ihren Thürmen. Aussenwerke standen theils auf den drei Dämmen, theils vor denselben; namentlich wurde das südlich am Meer gelegene Frankenthor durch ein Hornwerk gedeckt. Zwischen der Stadt und der Insel Rügen, doch etwas südlich, liegt der Dänholm, eine kleine flache Insel, von welcher aus der Stadthafen bestrichen werden kann. Sie war zur Zeit der Belagerung ohne Schanzen, und erhielt erst im Laufe derselben etliche Werke. Der Boden rund um die Stadt ist eben, nur durch einige Bäche, und einen kleinen Hügel vor dem Frankenthore unterbrochen. Die Zahl der Einwohner belief sich auf ungefähr 18,000, die sich von Handel und Schifffahrt nährten. Stralsund stand unter pommerscher Landeshoheit, war aber zugleich Glied der Hanse, mit großen Freiheiten begabt, und regierte sich, die landständischen Abgaben abgerechnet, selber. Die Macht lag in den Händen des Rathes, der, wie der Erfolg bewies, aus aristokratischen Elementen bestand. Die Stralsunder Rathsherrn, aus den reichen Geschlechtern der Stadt gewählt, waren als Leute die viel zu verlieren hatten, größtentheils ängstliche Rechner, und wurden zu entschlossenen Maßregeln kaum durch den wilden Eifer des Volks hingerissen. Die Gemeinde hatte daher nicht bloß mit dem Feinde vor den Thoren und mit den furchtsamen Rücksichten ihres Landesherrn, des Herzogs von Pommern, sondern auch mit der Aengstlichkeit der Stadtbehörden einen dreifachen Kampf zu bestehen.

Als die Kaiserlichen im November 1627 Pommern besezten, wurde Stralsund von Arnim aufgefordert, entweder eine Besatzung einzunehmen, oder Quartierfreiheit mit 150,000 Reichsthalern abzukaufen. Die Bürger verweigerten dieß Ansinnen, und versuchten es, den feindlichen Feldherrn zu bestechen. Arnim erhielt 1000 Thaler, zwei seiner Obersten 500. Allein Arnim nahm das Geld und rückte näher. Anfangs Dezember besezte

er die Insel Rügen, und verlangte nun für 1000 Kürassire und 5 Fahnen Fußvolk freien Durchzug durch die Stadt. Der Rath antwortete abermal verneinend. Als Arnim drohte, begann man sich in der Stadt zu rüsten. Ein früher in dänischen Diensten befindlicher Officier, Volkmann, erhielt den Befehl über die Besatzung, welche man durch geworbenes Volk verstärkte; die Werke wurden ausgebessert, Vorräthe angelegt, die Stadtkanonen auf die Schanzen aufgeführt. Der Landesherr von Stralsund, Herzog Bogislas von Pommern, erschrack heftig über diese Kühnheit der Bürger; geängstigt durch den Gedanken, daß sein ganzes Land für ihren Starrsinn büßen dürfte, erließ er die dringendsten Ermahnungen und Befehle an den Rath, nachzugeben. Schon schwankten viele seiner Mitglieder, aber der Bürgermeister Steinwig hielt im Vertrauen auf die Entschlossenheit der Einwohner den Muth seiner Amtsgenossen aufrecht. Es wurde mit Arnim weiter unterhandelt, die Stadt zeigte sich nicht abgeneigt, eine mäßige Summe zu bezahlen. Ende Januar schickte Arnim den Obersten Sparre in die Stadt, um die Sache ins Reine zu bringen. Dieser machte folgende Forderungen: »daß die frisch geworbenen Soldaten abgedankt, die Festungswerke geschleift, und sogleich 60,000 Thaler erlegt würden, weil kaiserliche Majestät Geldes benöthigt sey«, ausserdem verlangte er Beschlagnahme von 80 in Stralsund angekommenen schwedischen Feldstücken, Ablieferung von zwei halben Karthaunen und eben so vielen Zwölfpfündern, endlich noch etliche 1000 Ellen Tuch, Sammt, Atlas u. s. w. Man sah hinter dieser Forderung allzu deutlich die Absicht, den Bürgern erst ihr Geld und ihre Waffen zu nehmen, um die Wehrlosen hintendrein desto sicherer unterdrücken zu können. Der Rath gab eine muthige Antwort: »was die Behauptung betreffe, daß Seine kaiserliche Majestät Geld brauche, so könnten sie ihr nur dann glauben, wenn sie des Kaisers Unterschrift und Siegel sehen würden; 30,000 Thaler wären sie übrigens zu zahlen bereit, aber nur gegen hinreichende Bürgschaft, daß man die Stadt für die Zukunft in Ruhe lasse.« Sparre mochte drohen und fluchen so viel ihm beliebte, mit diesem Bescheid und ohne Geld mußte er abziehen. Jezt zog Arnim immer mehr Volk in die Nähe der Stadt heran. Während er in seinen Briefen an den Rath eine sehr gemäßigte Sprache führte, ließ er plötzlich den Dänholm besetzen, und Batterien auf dieser kleinen

Insel aufführen. In der Stadt hatte man den Tag vorher darüber berathschlagt, ob man den Kaiserlichen nicht zuvorkommen sollte; aber während die Bürger sich besprachen, handelte Arnim. Desto entschlossener zeigten sie sich jezt, nachdem die Feindseligkeiten eröffnet waren. Indeß der Magistrat noch einmal Gesandte an Arnim schickte, um ihn durch demüthige Bitten zur Abführung der Soldaten aus dem Dänholm zu vermögen, rüsteten sich die Bürger zur Gegenwehr. Ohne auf Befehl des Raths zu warten, zündeten sie ihre Scheunen vor der Stadt an, damit sich die Kaiserlichen nicht hinter denselben verschanzen könnten, und ließen ein bewaffnetes Fahrzeug gegen die kleine Insel auslaufen; zu gleicher Zeit erhoben die Vorstädter und das Schiffervolk vom Lande her ein lebhaftes Gewehrfeuer gegen die Besatzung des Dänholm. Ein kaiserlicher Corporal mit 20 Mann fiel in die Hände der Stralsunder und wurde im Triumphe durch die Stadt geführt. Großes Aufsehen erregte die Kühnheit der Bürger in der ganzen Umgegend. Dem Magistrate graute vor den Folgen, er schickte von Neuem Boten an den kaiserlichen General, um die lezten Vorfälle dadurch zu entschuldigen, daß man sie als eine That des zuchtlosen Pöbels hinstellte. Auch Abgeordnete der pommerschen Ritterschaft erschienen um diese Zeit, und boten ihre Vermittlung an. Die Bürgerschaft wollte nichts davon hören, sie traute den Herrn vom Adel nicht, weil sie auf dem lezten pommerschen Landtag geäussert: »Man müsse der Stadt Stralsund eine Brille auf die Nase setzen; es sey schon recht, wenn sie kaiserliche Besatzung erhalte.« Nichts destoweniger unterhandelte der Rath mit Arnim, der seine Forderungen immer höher spannte, je furchtsamer sich die Herrn von der Stadt zeigten. Um keinen Preis sagte er, werden die kaiserlichen Soldaten aus dem Dänholm zurückgezogen, doch wolle er der Stadt das lezt begangene Vergehen verzeihen, wenn sie sogleich 30,000 und in gewissen Terminen nachher noch 100,000 Reichsthaler bezahle. Den 21. Februar wurde wirklich ein Vertrag zu Greifswalde abgeschlossen, kraft dessen der Dänholm von den Kaiserlichen besezt bleiben sollte, und die Stadt eine Abschlagszahlung von 30,000 Thalern zu machen sich erbot. Ueber eine künftige Räumung des Dänholms versprach Arnim erst Befehle von dem Herzog von Friedland einzuholen. Zugleich bedang er sich aus, »daß die stralsundischen Schiffe beim Ein- und Auslaufen, zum Beweise

ihrer allerunterthänigsten Ehrfurcht gegen den Kaiser die Segel stets tief streichen sollten.«

Am folgenden Tage (den 22. Februar) erschien der Oberst Sparre zum zweitenmale in der Stadt und nahm auch wirklich die 30,000 Thaler in Empfang. Desto schlimmer ging es ihm mit Ausführung seiner übrigen Aufträge. Als er zwei Feldstücke kraft des Greifswalder Vertrags vom Stadtrath übernehmen und hinausschaffen wollte, erhob sich ein großer Volkshaufen, und warf die Kanonen in einen Wassergraben. Das Mißtrauen der Bürger gegen den Magistrat war aufs höchste gestiegen, sie argwöhnten, der Rath habe für das Versprechen persönlicher Sicherheit die Stadt verrathen. Eine Versammlung der Bürger wurde daher gehalten, und eine Schrift an den Magistrat ausgefertigt, in welcher das versammelte Volk seine Mißbilligung der furchtsamen Rathschläge des Magistrats offen aussprach, und die Drohung beifügte, alles gehen und stehen zu lassen, auf die Schiffe zu steigen, und sein Heil anderwärts zu suchen, wenn der Rath nicht für die Zukunft im Einklang mit den Ansichten der Bürgerschaft handle. Mit Mühe gelang es dem allgemein vom Volke verehrten Bürgermeister Steinwig, den Zorn der aufgeregten Menge zu beschwichtigen. Erst als der Magistrat sich dazu verstand, daß für alle Verhandlungen, welche gemeine Stadt beträfen, vier Bürger aus jedem Stadtviertel den Rathsitzungen beiwohnen sollten, ward die Ruhe wieder hergestellt. Die demokratische Parthei benüzte ihren Sieg, und sezte es durch, daß die ganze Einwohnerschaft mit Waffen versehen, und im Gebrauch derselben geübt werden mußte. Zugleich wurden mit einem Lübecker Stückgießer Verträge wegen Lieferung von grobem Geschüz abgeschlossen, und Anfang März veranstalteten die Bürger eine Sammlung von metallischen Beiträgen in der Stadt, um selbst Kanonen gießen zu können.

Indessen hatte sich Arnim an den Herzog von Pommern gewandt, und von ihm Bändigung der widerspenstigen Stadt verlangt. Die Räthe des Herzogs verfielen auf ein ziemlich plumpes Mittel. Sie machten den Stralsundern das Ansinnen, entweder pommersche Garnison in die Stadt aufzunehmen, oder ihre Soldaten dem Herzoge Treue schwören zu lassen. Wären die Bürger in diese Falle gegangen, so hätte Wallenstein die Stadt in seiner Gewalt gehabt, weil der Herzog von Pommern

alles thun mußte, was er verlangte. Die Stralsunder wiesen jedoch den Antrag trotzig ab: »es würde ihrer Stadt zur Verkleinerung und stetigem Hader gereichen, wenn die Soldaten dem Herzoge zugleich schwören sollten.« Jezt sahen sich die Bürger auch nach auswärtiger Hülfe um. Der König von Dänemark gewahrte es mit größtem Vergnügen, daß Stralsund einen Feind beschäftigte, dem Christian IV. selbst so schmählig unterlegen war. Er kam den Bitten des Raths zuvor; am 15. März erschien Dr. Johann Steinberg als sein Abgeordneter in der Stadt, munterte den Rath zu hartnäckigem Widerstande auf, und versprach dänische Hülfe. Ermuthigt durch diesen Rückhalt, ergriffen die Stralsunder die Offensive. Der in der Stadt eingesezte Kriegsrath beschloß durch einige bewaffnete Fahrzeuge den Dänholm bloquiren zu lassen. Arnim hatte keine Schiffe; die Garnison auf der kleinen Insel erhielt die nöthigen Lebensmittel durch Kähne aus dem nahegelegenen Eiland Rügen. Daher fiel es den Stralsundern nicht schwer, ihr alle Zufuhr abzuschneiden. Wie hoch sich auch Arnim vermaß, die blutigste Rache an der Stadt zu nehmen, die Bürger ließen sich nicht einschüchtern; den 15. April mußte der kaiserliche Hauptmann Schellendorf, der auf dem Dänholm kommandirte, durch Hunger zur Uebergabe genöthigt, die Insel räumen; er erhielt freien Abzug nach Rügen.

Der Eindruck dieses glücklichen Erfolgs auf die Gemüther der Bürger war ausserordentlich. Der Sieg hob ihren Stolz, anderer Seits fühlten sie, daß sie schon zu weit gegangen seyen, um je Gnade von den Kaiserlichen zu erwarten. Der Eifer des Volks ließ die Bedächtlichkeit des Rathes mit sich fort. Man bereitete in der Stadt einen jener feierlichen Akte vor, die so geeignet sind, in aufgeregten Zeiten das Gemeingefühl einer Bürgerschaft bis zum höchsten Enthusiasmus zu entflammen. Eine Eidesformel ward in sieben Artikeln aufgesezt, die allzumerkwürdig ist, um hier übergangen zu werden. Am 22. April schwuren Rath, Obrigkeit, bestellte Kriegsoberste, Hauptleute und Befehlshaber, Aelteste und Hundertmänner, Zünfte und das ganze Volk zum Banner gemeiner Stadt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit: 1) in der obschwebenden Kriegsgefahr bei der wahren Religion augsburgischen Bekenntnisses beharrlich bis ans Ende zu verbleiben, und dafür wie auch für gemeine Freiheit, Rechte und Wohlfahrt der

Stadt bis auf den lezten Blutstropfen zu ſtreiten, und in Allem bloß und allein des Vaterlands und gemeiner Stadt Beſtes ohne Scheu, Eigennutz und Erſparung Leibes, Guts und Bluts zu wahren; 2) bei dem heiligen römiſchen Reiche getreulich zu verharren, aber auch zugleich 3) nicht zu dulden, daß irgend eine fremde Beſatzung oder Einquartierung in die Ringmauern der Stadt aufgenommen werde, möge dieß auch fordern wer da wolle; 4) einem ehrbaren Rath, als der von Gott eingeſezten Obrigkeit, die ſchuldige Ehre zu geben, ſeinen Schlüſſen ſich nicht zu widerſetzen, und alle Widerſpenſtigen zur gebührenden Strafe auszuliefern; 5) den Befehlen der beſtallten Obriſten und Hauptleute in Schimpf und Ernſt Folge zu leiſten, bei dem Fähnlein, unter welches jeder geſtellt ſey, bis in den Tod männlich und getreu zu ſtehen und zu fechten, auch den angewieſenen Ort ohne Commando nie zu verlaſſen; 6) die Poſten in eigener Perſon, oder im geſetzlichen Verhinderungsfalle durch einen der Stadt vereideten Stellvertreter zu verſehen, auch ſich des unnöthigen Schieſſens und überflüſſigen Saufens auf der Wache gänzlich zu enthalten; 7) gegen die Mitbürger ſich friedlich und nachbarlich zu bezeigen, alle Partheiung, Zank, Schmähung wie auch muthwilliges Niederreiſſen, Anzünden oder Verderben der Wälle, Gebäude, Gärten zu meiden, endlich im Falle, daß irgend Jemand guten Grund zu Klagen gegen einen ſeiner Mitbürger hätte, keine Händel darüber auf der Wache, oder bei verſammelten Corporalſchaften und Compagnien anzufangen, ſondern ſein Recht vor dem ordentlichen Richter zu ſuchen.« Zum Schluſſe verbanden ſich noch alle zuſammen, daß jeder, der wider dieſen Eid handle, ohne Anſehen der Perſon, je nach Erfund ſeines Vergehens an Ehre, Gut und Blut geſtraft werden ſolle.

Die Ereigniſſe, die wir gleich berichten werden, beweiſen, daß dieſer Schwur im Ernſte gemeint war, und daß er kein bloß vorübergehendes Feuer entzündete. Uebrigens kam noch auswärtige Hülfe herbei, ehe der Sturm losbrach. Der Rath hatte ſich insgeheim an den König von Dänemark mit der Bitte um ein Anlehen von 100,000 Thalern gewendet. Während die Unterhandlungen über dieſe Sache noch ſchwebten, erſchien die däniſche Flotte unfern Rügen; zugleich kamen zwei Geſandte des Königs in die Stadt, um ihr, wenn es den Bürgern mit der Vertheidigung Ernſt ſey, ein großes Kriegsſchiff, 2 Galeeren, 16 Kanonen

mit dem nöthigen Schießbedarf, auch 2 Ingenieure und 5 Constabler anzubieten. Nach einigem Bedenken nahm der Rath diese Hülfe dankbar an, die Bürger bewilligten, um die Soldaten und das Schiffsvolk befriedigen zu können, eine Haus- und Kopfsteuer zu vier Gulden für jede Familie. Gegen Arnim führte man bereits eine ziemlich hohe Sprache, und verlangte von ihm die Räumung Pommerns. Aber jezt rückte dieser am 23. Mai mit 8000 Mann bis unter die Kanonen der Stadt, schlug ein Lager in dem sogenannten Haynholze, und eröffnete die Laufgräben. Um die Mitternachtsstunde des 26. Mai erfolgte der erste Sturm auf die Aussenwerke. Die Kaiserlichen nahmen in der Nacht zwei Schanzen, wurden jedoch, als der Tag angebrochen war, von den Stralsundern wieder daraus vertrieben, und verloren überdieß 30 Gefangene, welche die Städter im Triumph nach Hause brachten. Besser gelang den Kaiserlichen ein zweiter Sturm, welcher den 2. Juni, ebenfalls bei Nacht ausgeführt wurde. Sie bemächtigten sich aller Aussenwerke, bis auf eine einzige Bastei. Alsbald gerieth der Rath von Neuem in großen Schrecken, er schickte ein demüthiges Schreiben an Arnim, worin der kaiserliche Feldmarschall beschworen wurde, »um des Heilandes und Erlösers Jesu Christi willen die Feindseligkeiten gänzlich einzustellen, oder doch wenigstens sichern Stillstand zu Fortsetzung der Traktaten zu bewilligen.« Arnim antwortete stolz: »die ungezähmten Bürger seyen selbst an Allem Schuld,« und ließ in der Frühe des 4. Juni zum drittenmal Sturm laufen. Es war ein Sonntag, die Bürger hatten sich in die Morgenkirche begeben, weil sie voraussezten, der kaiserliche Feldherr werde als ein guter Christ den Sabbath heiligen. Schon wankten die Stadtwachen auf den Wällen, als ein entschlossenes Weib die Gefahr gewahrte, eine Trommel ergrief und Lärm schlug, worauf die Bürger herbeieilten, und den Feind verjagten.

In dieser gefährlichen Bedrängniß der Stadt kam unverhofft schwedische Hülfe, deren Eintreffen auch den König von Dänemark bewog, einen Schritt weiter zu gehen. Schon im April hatte der Stadtrath ein Schiff nach Danzig geschickt, um dort Pulver zu holen, allein der Danziger Magistrat schlug die Bitte der Stralsunder ab, weil die Ausfuhr von Kriegsbedürfnissen durch ein Edikt des Polenkönigs verboten war. Eben befand sich Gustav Adolph auf der Danziger Rhede; als er vom Mißlingen des

versuchten Kaufes hörte, ließ er eine Last Pulver an Bord des Stralsunder Schiffes bringen, und gab dem Kapitän einen seiner Edelleute Georg Burckard mit, als Ueberbringer eines huldvollen Handschreibens an die Stralsunder Bürgerschaft, worin der König auf das gemeinschaftliche Glaubensbekenntniß hinwies, und den Stralsundern freundschaftliche Vorwürfe darüber machte, daß sie sich nicht sogleich an ihn, als ihren lieben Nachbar gewendet. »Damit ihr aber,« schloß der Brief, »einiges Zeugniß unserer wohlwollenden Gesinnung gegen euch haben möget, senden wir euch, so gut es eben die Umstände erlauben, eine Last Pulver, und ermahnen euch herzlich, standhaft in der Vertheidigung eurer Freiheit und des evangelischen Glaubens auszuharren, und nicht zu zweifeln, daß Gottes starker Arm eine so reine Absicht unterstützen werde. Sollten wir euch sonst nützlich seyn können, so werden wir euren Bitten gern entsprechen.« Der Gesandte des Königs hatte, wie auch die lezten Worte des Briefes andeuten, noch den besondern Auftrag, ein Bündniß zwischen Schweden und der Stadt abzuschließen. Gustav Adolph ein Meister in der Kunst, die Liebe des Volks zu gewinnen, erreichte auch hier vollkommen seinen Zweck; das Pulvergeschenk trug ihm überreiche Zinse. Am 28. Mai traf die Sendung in der Stadt ein. Die Stralsunder waren hoch erfreut über die Leutseligkeit des Königs, sogleich erhielten von Seiten des Raths der Stadtsyndikus Hasert, von Seiten der Gemeinde der Bürger Stöffelin Brandenburg Befehl, als Gesandte der Stadt nach Polen abzusegeln, und von Gustav Adolph weitere Hülfe zu erbitten. Der König entsprach bereitwillig diesem Gesuch; anfangs Juni wurden zwei Oberste, der Schotte Fritz Rosladin, und der Franzose Duvalt mit 600 Musketiren zur See nach Stralsund geschickt. Gustav versprach zugleich, im Fall die Noth dringender werden sollte, noch bedeutendere Hülfe zu leisten; ein ewiges Bündniß zwischen Schweden und Stralsund wurde sogleich eingeleitet. Wiewohl dasselbe erst Anfangs Juli unterzeichnet ward, wollen wir hier darüber berichten; der König von Schweden machte sich verbindlich, die Stadt in Güte oder Gewalt auf jede Weise zu unterstützen, die Stadt dagegen gelobte, ohne des Königs Genehmigung keinen Vertrag mit irgend einem Feinde zu schließen, auch die andern Hansestädte zu bereden, daß sie dem schwedischen Bündnisse beiträten. So hatte Gustav Adolph

durch kluge Benützung der Umstände festen Fuß in Teutschland gefaßt, zwei Jahre zuvor ehe er selbst den Boden des Reichs betreten konnte. Wallenstein gerieth in den wildesten Zorn, als er erfuhr, daß ihm die verhaßten Schweden zuvorgekommen. Entschlossen, die Bürger erbarmungslos für ihre Kühnheit zu bestrafen, wenn er erst selbst vor Stralsund angekommen seyn würde, schickte er den Stralsundern die Räthe des Herzogs von Pommern auf den Hals, die ihnen zu Gemüthe fahren mußten, daß ihr Bund mit Schweden ein gegen die landesherrlichen Rechte verübter Hochverrath sey. Allein der Rath berief sich auf ein altes Privilegium, worin mit dürren Worten stand, daß die Stadt berechtigt seyn solle, einen andern Herrn zu suchen, im Fall der Herzog von Pommern sie nicht schützen könne, oder gar den Bürgern Gewalt oder Unrecht zufügen würde.

Noch ehe jene 600 Schweden in Stralsund landeten, oder das Bündniß abgeschlossen wurde, war frische dänische Hülfe in der Stadt angekommen. Die Pulversendung des Königs von Schweden erweckte Christians IV. alte Eifersucht, er eilte, dem Nebenbuhler den Rang abzulaufen. An demselben Tage, wo der lezte Sturm erfolgte (4. Juni), rückte der dänische Oberst Holk mit drei Fahnen schottischen und einer teutschen Fußvolks in die Stadt. Arnim, der dem Herzog von Friedland entgegenreisen wollte, bewilligte einen Waffenstillstand während der Pfingstfeiertage. Der Rath benüzte die Frist, um dem Friedländer ebenfalls einen Gesandten entgegenzuschicken, der zugleich den Auftrag hatte, die Vermittlung des Kaisers anzurufen. Wallenstein ließ den Abgeordneten hart an, »bereits habe er Befehl gegeben, daß noch 15 Regimenter vor die Stadt rücken, er selbst werde dahin aufbrechen, und nicht eher weichen, bis Stralsund kaiserliche Besatzung eingenommen habe.« »Ich will mit der Stadt,« fuhr er weiter fort, indem er mit der flachen Hand über den Tisch strich, »so verfahren, daß Nichts mehr von ihr übrig bleibt, und sollten gleich 100,000 meiner Soldaten vor ihr fallen, oder ich selbst das Leben lassen müssen.« Milder war der Bescheid, den der Stralsunder Gesandte von dem Kaiser erhielt. Ferdinand II. versprach die Sache nicht aufs äusserste kommen zu lassen, es sey ein Mißverständniß, und der kaiserliche Feldhauptmann habe bereits die Weisung erhalten, glimpflich mit der Stadt zu verfahren. Allein diese Antwort war entweder reine Heuchelei,

oder wollte des Friedländers aufgeregte Leidenschaft keine Abmahnung hören. Als der Gesandte mit dem kaiserlichen Bescheid in der Tasche dem Herzoge, der sich bereits in Prenzlau befand, nachgereist war, mußte er noch härtere Worte vernehmen. »Wenn Stralsund auch mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter,« sagte Wallenstein.

Der Friedländer war Mitte Juni aus Böhmen aufgebrochen. Noch unterwegs beorderte er alle verfügbaren Truppen aus Meklenburg, Holstein und den Marken nach Stralsund, selbst von Tilly zog er drei Regimenter an sich. Die Zeughäuser des Herzogs von Pommern und des Churfürsten von Brandenburg mußten das nöthige grobe Geschüz liefern. Als Wallenstein am 2. Juli vor der Stadt eintraf, hatte er ein Belagerungsheer von 20,000 Mann beisammen, während Stralsund nur von etwas über 1000 Mann regelmäßiger Soldaten und 2000 bewaffneten Bürgern vertheidigt wurde. Am Tage nach seiner Ankunft ließ er zugleich auf alle Schanzen der Stadt Sturm laufen, mehrere wurden trotz der tapfersten Gegenwehr genommen, die Schweden verloren ihren Obersten Rosladin und zwei Hauptleute. Das grobe Belagerungsgeschüz donnerte Tag und Nacht fort, am 9. ward ein zweiter Sturm ausgeführt, durch welchen sich die Kaiserlichen einer der wichtigsten Schanzen vor dem Frankenthore bemächtigten. Die Lage der Stadt war sehr bedenklich. Wallenstein hatte geschworen, kein Alter und kein Geschlecht zu schonen, wenn er Stralsund im Sturm erobern sollte. Die Bürger schickten daher ihre Frauen und Töchter zu Schiffe nach Schweden hinüber; zu gleicher Zeit bat der Rath um eine Unterredung mit dem kaiserlichen Feldherrn. Wallenstein bewilligte das Gesuch, doch ließ er das Feuer nur an dem Thore einstellen, durch welches sich die Gesandten zu ihm begaben. Freundlicher, als diese erwarten konnten, nahm er sie auf, bot ihnen Stühle an, und sagte: »die Herren sollen Generalpardon haben, sollen den Dänholm behalten, auch will ich kein Volk in die Stadt legen, allein darauf bestehe ich, daß ihr euch dem Kaiser unterwerft, und pommersche Besatzung einnimmt, welche zugleich dem Kaiser, dem Herzog von Pommern, dem Churfürsten von Brandenburg und der Stadt Stralsund Treue schwören soll. Drohend schloß er mit dem lateinischen Sprichwort, »man muß die Gelegenheit am Schopfe fassen, denn hinten ist sie

kahl.« Allein während er die Gesandten mit schönen Worten entließ, schrieb er am nämlichen Tage an Arnim: »der Herr lasse Morgen aus allen Stücken auf ihre Batterien spielen, um ihre Kanonen womöglich zu demontiren.« Das Feuer wurde am folgenden und den nächsten Tagen mit unausgesezter Wuth unterhalten, der Stadtrath verfiel in seine alte Aengstlichkeit, auch ein großer Theil der Bürgerschaft begann zu wanken, so daß des Widerspruchs der dänischen und schwedischen Commandanten unerachtet am 14. Juli ein Vergleich aufgesezt wurde, kraft dessen sich die Gemeinde der Stadt bereit erklärte, eine herzoglich pommersche Besatzung von 2000 Mann aufzunehmrn, 50,000 Thaler Brandschatzung zu bezahlen, sich aller verbotenen Anschläge zu enthalten, auch nicht zu gestatten, daß die Feinde der kaiserlichen Majestät und des Reichs Fuß in der Stadt fassen. In Folge dieser Erklärung wurde am 15. Juli ein Waffenstillstand abgeschlossen. Allein als der Rath den gesammten Bürgern seine Absichten mittheilte, erhob die Mehrzahl heftigen Widerspruch, und behauptete, daß ohne Einwilligung der Könige von Dänemark und Schweden nichts abgeschlossen werden dürfe. Um dieselbe Zeit trat heftiges Regenwetter ein, das kaiserliche Lager im Haynholze verwandelte sich in einen Sumpf, die Soldaten steckten, nach dem Ausdruck einer Chronik, darin »wie nasse Katzen,« ihr Geschüz mußte verstummen, weil die Laufgräben mit Wasser angefüllt waren. Während sich die Elemente auf diese Weise gegen die Kaiserlichen verschworen zu haben schienen, erhielt die Stadt neue Hülfe von Aussen. Am 19. und 20. Juli schifften sich wieder 400 Dänen aus, und König Christian IV. erschien mit seiner Flotte vor Rügen. Die Wortführer der Bürgerschaft schöpften neuen Muth; sie protestirten förmlich wider den Vergleich, und zwangen zulezt den Magistrat, eine nachträgliche Erklärung an die herzoglichen Räthe, welche die Vermittler gemacht, einzusenden, des Inhalts: »daß der von der Stadt versiegelte Vertrag sie zu Nichts verbinden solle, bis die anwesende fremde Hülfe sich gutwillig zum Abzuge bereit erkläre.« Wallenstein, der schon Alles gewonnen glaubte, sah sich von Neuem getäuscht, seine Verlegenheit stieg um so mehr, weil Arnim bettlägerig geworden war, und auch die Lebensmittel bei seinem Heere zu mangeln anfingen. Die Ankunft des Herzogs von Pommern, der am 21. Juli im kaiserlichen Lager eintraf,

veranlaßte zwar neue Unterhandlungen, es wurden wiederum von beiden Seiten Bevollmächtigte ernannt, und die Commissäre des Herzogs fanden freundliche Aufnahme in der Stadt; allein die Bedingungen, welche sie mitbrachten, übertrafen die vorigen an Härte: Stralsund sollte ausser den bereits bewilligten 50,000 Reichsthalern noch 70,000 erlegen, die fremden Truppen fortschaffen, die Festungswerke schleifen, und gar von den Königen Christian IV., und Gustav Adolph einen Revers verlangen, daß sie niemals den Boden des Reichs betreten wollten. Der Magistrat gab ausweichende Antworten, die Spannung wurde immer größer, bald verließen die Commissäre die Stadt, und der Herzog von Pommern verlangte innerhalb kurzer Frist eine runde nette Erklärung, ob die Stadt sich in Gutem zur Uebergabe verstehen wolle oder nicht. Die Bürgerschaft beharrte bei ihrer Weigerung, und nun wurden die Feindseligkeiten mit größter Erbitterung erneuert. Allein immer schlimmer liefen die Angriffe ab, bei den Stürmen, die er machte, und noch mehr durch die Ausfälle der Belagerten, verlor Wallenstein eine Menge Leute. Daneben wütheten furchtbare Seuchen, die Folgen des Hungers und der Nässe, in seinem Lager, beinahe die Hälfte der Soldaten war dienstuntauglich. Bei einem der Ausfälle wurde das Regiment Tiefenbach fast ganz aufgerieben, dem Obersten Kehraus riß eine Kanonenkugel den rechten Arm zusammt dem Küras weg; der Friedländer gerieth darüber in solchen Zorn, daß er sich mit schweren Flüchen vermessen haben soll, nicht eher von der Stadt zu weichen, bis er sie erobert habe, und sollte er auch selbst vor ihren Mauern geschunden werden. Doch war dieß nur augenblickliche Aufregung, denn bereits sah er, daß er sein Unternehmen gegen Stralsund aufgeben müsse, und suchte auch bloß noch mit Ehren aus der Schlinge zu kommen. Hatte er zuvor die Aufnahme von 2000 oder 3000 Mann verlangt, so ließ er jezt durch etliche pommersche Räthe den Stralsundern im Vertrauen sagen, daß er auch mit Uebernahme einer kleinern Garnison zufrieden sey, oder gar diesen Artikel ganz fallen lassen wolle, wenn die Stadt sich nur verbindlich mache, nach seinem Abzuge das fremde Volk fortzuschaffen. Allein die Bürgerschaft beurtheilte diese Veränderung des Tons nach ihrem wahren Werthe, als ein Kind getäuschter Hoffnungen und der Furcht. Denn die dänische Flotte war indeß bis auf 200 Segel gewachsen,

und Ende Juli kam noch eine zweite Hülfsschaar von 2000 Schweden, unter den Obersten Lesley und Brahe*) in die Stadt. Die Belagerten tauschten jezt die Rolle mit den Belagerern, statt sich auf Vertheidigung zu beschränken, gingen sie zum Angriff über, und machten mit gesammter Macht am 29. Juli einen Ausfall, bei welchem Dänen und Schweden sich an Tapferkeit zu überbieten strebten. Die Kaiserlichen erlitten eine Niederlage und verloren gegen 700 Mann. Es war der lezte Akt dieser denkwürdigen Belagerung. Drei Tage später (1. August) führte Arnim das Heer aus dem Lager im Haynholze weg. Mehr als 11,000 Mann kaiserliches Volk war im Laufe der Belagerung umgekommen. Wallenstein hatte das Lager schon am 19. Juli verlassen; er begab sich in seine neue Residenz Güstrow, um die Regierung zu ordnen, und zugleich von dort aus die Bewegungen der Dänen zu bewachen. Sein Stolz war aufs tiefste gekränkt. Vor den Augen der Welt sollte das ausgesprengte Gerücht, daß er bloß aus Rücksicht auf die Bitten des Herzogs von Pommern abgezogen sey, die Schmach bemänteln. Sein Haß richtete sich besonders auf den König von Schweden, dessen feindseliger Einmischung er das Mißlingen der Belagerung zuschrieb. Ueber die Racheplane, die er in seinem Innern gegen Gustav Adolph wälzte, werden wir gleich berichten.

Grenzenlos war der Jubel in der befreiten Stadt; diesem gerechten Gefühle der Bürger kam an Stärke nur die Schadenfreude gleich, welche die hohe Reichsaristokratie über die Demüthigung empfand, die der verhaßte kaiserliche Feldhauptmann vor Stralsund erfuhr. Selbst der schwache Herzog von Pommern ließ sich von der allgemeinen Stimmung seines Standes hinreissen. Etliche Tage, ehe die Belagerung aufgehoben wurde, schrieb er an den Friedländer einen Brief, worin er sich bitter darüber beklagte, daß das kaiserliche Heer nicht schon früher abgezogen sey, und neue Feindseligkeiten angefangen habe. Allerdings hatte Wallenstein dem Herzoge versprochen, abzuziehen, aber Bogislas würde es nicht gewagt haben, eine Klage über Wortbruch laut werden zu lassen, wäre nicht durch den üblen Zustand des kaiserlichen Belagerungsheeres sein Muth gestiegen. In seiner Antwort schüttete Wallenstein den vollen Aerger seines gereizten

*) Siehe oben Seite 263.

Stolzes über den Pommerfürsten aus. Er gab ihm geradezu Schuld, mit den rebellischen Bürgern unter der Decke gesteckt zu haben. »Daß der Abzug sich etliche Stunden verzogen hat,« fuhr er weiter fort, »werden Eure Liebden wohl zurecht zu legen wissen, da man die Stücke zuerst aus den Batterien wegnehmen und etwas Zeit damit zubringen muß, wie denn eine Belagerung aufzuheben, und ein Heer anderswohin zu verlegen mehr Mühe erfordert, als wenn man bloß einen Kutschwagen anspannen lassen und spazieren fahren will. Auch halten wir Euer Liebden für zu ehrlich und zu witzig, als daß Sie Ihres fürstlichen Worts vergessen sollten. Gleicherweise sind Eure Liebden mit hinreichendem Verstande begabt, um zu erwägen und zu wissen, daß wir im nöthigen Falle Mittel genug haben, uns an denselben zu erholen.« Der Herzog von Pommern hielt um diese Zeit einen Landtag. Wallenstein argwöhnte, daß es auf einen Bruch mit dem Kaiser abgesehen sey. Nichts wäre ihm lieber gewesen als dieß, weil er dann die schönste Gelegenheit gehabt hätte, mit Pommern zu verfahren, wie mit den beiden Meklenburger Herzogen. Doch Bogislas war entweder zu vorsichtig oder zu furchtsam für einen solchen kühnen Schritt, er sparte seine Klagen auf den Regensburger Reichstag.

Wallensteins Aufmerksamkeit wurde bald auf einen andern Punkt hingezogen. Nachdem König Christian IV. einen vergeblichen Versuch gemacht, den Kaiserlichen die Insel Rügen zu entreissen, bemächtigte er sich der Insel Usedom, sezte dann von hier nach Wolgast über, eroberte diese von wenigem friedländischen Volke besezte Stadt, und nahm auch die Peenemünder Schanze, sowie die Anklamsche Fahrt; die kaiserlichen Besatzungen wurden theils niedergehauen, theils gefangen. Bei Wolgast verschanzte sich Christian mit 13 Fahnen Fußvolk und einigen Reitercompagnien. Alsbald zog Wallenstein in Greifswalde sechs Regimenter Fußvolk sammt 22 Schwadronen Reiter zusammen, und brach nach Wolgast auf. Drei Stürme ließ er am 22. August auf die dänischen Schanzen machen, erst der dritte gelang. Die Dänen mußten auf ihre Schiffe flüchten, das Schloß von Wolgast ergab sich am folgenden Tag. Christian segelte nach Kopenhagen zurück, um das Schwerdt fürder nicht mehr gegen Wallenstein zu ziehen. Nach dem Falle Wolgasts verlegte der Herzog sein Hauptquartier nach

Greifswalde, weil er immer noch die Hoffnung hegte, von hier aus Stralsund überfallen zu können. Allein seine Versuche mißlangen, die Bürger waren auf ihrer Huth, und noch mehr die Schweden; angewiesen, seinen Einfluß in der Stadt auf jede Weise zu befestigen, wußte es der Commandant Gustav Adolphs durchzusetzen, daß die dänischen Hülfstruppen größtentheils aus Stralsund fortgeschickt wurden. Somit waren die Schweden unter dem Scheine des Schutzes und der Großmuth Meister der Stadt, und Wallenstein, der Stralsund viel lieber in den Händen des schwachen Dänenkönigs gewußt hätte, sah seine Pläne zum zweitenmale durch die verhaßten Gothen durchkreuzt. Doch eroberte er bald darauf Rostock, Wismar war schon früher gefallen, und so befand sich nun ganz Mekleuburg und auch Pommern mit alleiniger Ausnahme der Stadt Stralsund in seiner Gewalt. Im Herbste brach er nach Holstein auf, um auch in dieser Provinz das Wenige nachzuholen, was noch zu thun übrig war. Dort traf er wieder mit Tilly zusammen. Ehe wir aber über die gemeinschaftliche Thätigkeit beider Feldherrn berichten, müssen wir vorher erzählen, was Tilly im Laufe des Jahres 1628 für sich gethan.

Sobald es die Witterung erlaubte, war der bayrische General im Frühjahr 1628 vor die Festung Stade gezogen, den einzigen Platz, der diesseits der Elbemündungen noch in des Königs von Dänemark Gewalt war. Der Engländer Morgan führte den Oberbefehl aber die dänische Garnison und vertheidigte sich mit größter Tapferkeit; durch einen glücklichen Ausfall zerstörte er die Batterien der Belagerer, und brachte ihnen große Verluste bei. Tilly sah sich nach und nach genöthigt, sein ganzes Heer vor die Festung zu ziehen, und zwar um so mehr, da er es bald auch mit dem Dänenkönige selbst zu thun hatte. Christian IV. erschien Ende April mit 14 Kriegsschiffen auf der Elbe, um Stade zu entsetzen, ob er gleich wenig Landtruppen mit sich führte. Er wurde von Tilly bestens empfangen. In der ganzen Umgegend waren längs dem Elbeufer von den Ligisten Batterien angelegt. Der Ausfall, den Morgan machte, um sich mit dem Könige in Verbindung zu setzen, mißlang. Schon verlor Christian IV. den Muth, und kehrte wieder um, worauf Morgan, weil sein Volk bereits an allem Mangel litt, die Festung übergab. Die Garnison erhielt freien Abzug, doch gegen das Versprechen, innerhalb

sechs Monaten nicht mehr wider den Kaiser dienen zu wollen. Tilly gestand diese günstige Kapitulation zu, weil er fürchtete, der König von Dänemark möchte bald verstärkt wieder kommen. Morgan begab sich mit seinen Schotten nach Holland, um den Ablauf der sechs Monate abzuwarten. Während des Sommers ließ Christian IV., ebenso unbestrittener Herr zur See, als er zu Lande überall unterlegen war, auf verschiedenen Punkten der holsteinschen und schleswigschen Küste kleine Landungen veranstalten. Mehrere zerstreute kaiserliche Abtheilungen wurden von den Dänen aufgehoben, wie zum Beispiel in der Stadt Eckernförde, welche die feindliche Flotte bei Nacht überrumpelte. Doch führten diese kleinen Schläge zu keinem Ziel. Ein Angriff auf die größere Stadt Kiel mißglückte dem Könige. Ueberhaupt kam er im ganzen Sommer 1628 um keinen Schritt weiter, seine Sachen standen gerade so schlecht als zu Ende 1627, nur Krempe und Glückstadt hielten sich noch, obgleich zuerst von Tillyschen und später auch von friedländischen Truppen eng eingeschlossen. Die Eroberung dieser beiden Plätze sollte den Feldzug von 1628 krönen. Nach dem Falle Rostocks erschien Wallenstein selbst vor Krempe. Der Vorrath von Lebensmitteln war drinnen auf der Neige, der dänische Kommandant Alefeld glaubte den Sturm, zu dem die Kaiserlichen alle Vorbereitungen trafen, nicht aushalten zu können. Er übergab die Feste, die er aufs rühmlichste ein Jahr lang vertheidigt hatte, den 12. November 1628; die Besatzung erhielt freien Abzug »mit fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, und was des Dings mehr ist«, wie Wallenstein in einem Briefe an Arnim schreibt. Dagegen bewahrte Glückstadt, wohin sich die Garnison von Krempe zurückzog, die Ehre der Jungfrauschaft. Allerdings konnten ihr die Zufuhren nicht abgeschnitten werden, weil die Elbemündung, an der sie liegt, sich in der Gewalt der dänischen Flotte befand. Es war der General Altringer, der Glückstadt fast den ganzen Sommer belagerte. Alle seine Versuche mißlangen, nach einem muthigen Ausfall der Garnison mußte der kaiserliche General die Belagerung aufgeben, worauf er sich mit dem Korps vor Krempe vereinigte. Unbezwungen ging Glückstadt in den Lübecker Frieden über.

Ungeachtet Wallenstein am Podagra litt, blieb er bis spät in den Winter im Feldlager. Nach der Einnahme von

Krempe machte er den Lübeckern einen Besuch, um, wie er schon früher einmal gethan, Schiffe von ihnen zu erhalten. Denn wenn der König von Dänemark noch nicht die Hand zum Frieden bot, wollte er ihn im folgenden Jahre auf seinen Inseln aufsuchen, wozu natürlich vor allem eine Flotte nöthig war. Allein die vorsichtigen Hansestädter wollten nichts von den Vorschlägen des Herzogs hören. Alles, was sie ihm anboten, war das Versprechen, für gute Bezahlung Bauholz zu liefern, damit der Kaiser auf eigene Kosten eine Flotte bauen könne. Kaum darf man zweifeln, daß Wallensteins Ansinnen nicht sehr ernstlich gemeint war, absichtlich machte er großen Lärm mit seiner Generalschaft des Meeres und seinen Marineplänen, nur damit der Däne aus Furcht desto leichter die Friedensbedingungen annehme, auf welche der Friedländer längst mit großer Schlauheit hingearbeitet hatte. Als er Lübeck verließ, konnte er bereits wissen, daß es zum Abschluß kommen werde. Er nahm daher die Halsstarrigkeit der Hansestädter auch nicht so übel auf, als es unter andern Verhältnissen geschehen wäre. Ende November reiste er über Boitzenburg, wo er eine Zusammenkunft mit Tilly hatte, nach seiner meklenburgischen Residenz Güstrow. Seine Truppen verlegte er wieder, wie im vorigen Jahre, nach den Marken, nach Pommern und Holstein. Ein Versuch, dießmal auch die braunschweig-lüneburgischen Lande, welche Tilly nur schwach besezt hielt, durch Cantonirungen ausbeuten zu lassen, wurde durch den Churfürsten von Bayern hintertrieben. Maximilian I. wußte nämlich von dem Kaiser einen Brief an Wallenstein auszuwirken, worin Ferdinand II. seinem Feldhauptmann aufs nachdrücklichste Schonung der Länder des Herzogs von Celle empfahl. Die Wallensteinischen Regimenter fanden allerdings in den schon vom vorigen Jahre her ausgesogenen Provinzen schlechte Quartiere. Die Noth war unter den Einwohnern aufs höchste gestiegen. Wo sich noch ein Dorf oder ein Städtchen fand, in dem man hoffen durfte, etwas erholen zu können, da wurden die Soldaten hinverlegt. Wallenstein schrieb an Arnim, jedes Regiment möchte selbst einen Bezirk aussuchen; auf die landesherrlichen Quartierkommissäre brauche man nicht zu hören. Noch standen vom vorigen Jahre viele Rückstände von Brandschatzungen aus; aber Wallenstein erkannte selbst die Unmöglichkeit an, Geld von den armen Einwohnern

zu erpressen. »Ich habe schlechte Hoffnung«, schrieb er an Arnim, »daß man die Steuerreste von den Marken wird auspressen können.« Zum Beweise dafür, wie die unglücklichen Landbewohner auf tausendfache Weise mitgenommen wurden, wollen wir hier einen eigenhändigen Befehl Wallensteins anführen. Auf die Frage, was mit den Artilleriepferden anzufangen sey, schrieb er an Arnim: »die guten Pferde soll man bei den Stücken behalten, die schlechten dagegen den Bauern geben, wann der Frühling kommt, muß man dieselben, oder bessere, wiederum von ihnen begehren.« Abermals bestand er darauf, daß Meklenburg möglichst geschont werde. »Mit dem Lande Mechelburg«, heißt es in einem seiner Briefe, »darf man mir nicht übel umgehen, denn es ist in guten Händen.«

Fast eilf Jahre hatte nun der Krieg im Ganzen, vier Jahre der dänische Kampf gedauert. Fürchterlich war besonders das nördliche Teutschland mitgenommen. Die armen verzweifelten Einwohner dieser Provinzen, Bauern, Bürger, Adel, alles schrie nach Frieden. Ihre Klagetöne gingen hervor aus der tiefsten Bedrängniß. Doch wie oft ist die Stimme von Unglücklichen, die keine politische Gewalt haben, spurlos verhallt! Zum Glücke für sie verlangten jezt auch die Machthaber Teutschlands Niederlegung der Waffen. Die Churfürsten des heiligen römischen Reichs, am stärksten die drei Geistlichen erhoben ihre Stimme für den Frieden, freilich aus andern Gründen, als das teutsche Volk. Denn was lag diesen bepurpurten Priestern auf ihren prächtigen Schlössern am Rheinstrome und an der Mosel, mitten im Ueberflusse, im Besitz von ausgedehnten Gebieten, die vom Krieg kaum gelitten hatten, — was lag ihnen daran, ob der Bauer in den Marken, in Pommern, Meklenburg, an der Elbe und der Weser Speck und Pumpernickel zu essen hatte, wie sonst, oder ob er zulezt seinen Heißhunger mit Heu und Stroh stillen mußte, wie das Vieh. Waren es doch sie, welche das Schwerdt geschliffen zu diesem fürchterlichen Kriege. Aber freilich ein gebieterischer Grund bewog sie jezt, unter dem Vorwand des öffentlichen Wohls auf Frieden zu dringen. Des Friedländers Größe und sein hochfahrender Sinn, der nichts nach den Reichsfürsten fragte, war ihnen ein Dorn im Auge, und hinter ihm gewahrten sie noch ein gefürchteteres Schreckbild, den absoluten Kaiser, der emporgehoben durch Wallensteins eiserne Faust, nicht mehr

am Gängelbande einer unsinnigen Constitution geführt werden sollte, sondern im Begriff stand, dieselbe Höhe der Macht zu erreichen, welche einst seine glorreichsten Vorfahren genossen, und welche die Könige von Spanien und Frankreich in ihren Ländern bereits besaßen. Der Friede sollte geschlossen werden, um nachher desto sicherer in der Person des Friedländers den rechten Arm des Kaisers abzuhauen. Die Jesuiten, die allmächtigen Wortführer am Wiener Hofe, theilten dieselbe Ansicht mit der hohen Geistlichkeit. Die Frucht, welche sie von Wallensteins Feldherrntalenten pflücken konnten, hatten sie schon gebrochen, das Restitutionsedikt, ihr Meisterstück, war schon so gut als unterzeichnet. Wallenstein konnte ihnen nichts mehr nützen, aber dagegen desto mehr schaden, wenn es ihm etwa eingefallen wäre, ihre geheimen Zirkel zu stören. Also fort mit ihm, und darum vor Allem Friede mit den Dänen. Der Churfürst von Bayern befand sich in derselben Lage, wie die Jesuiten. Auch er hatte die Erndte schon unter Dach gebracht, die Pfalz war ihm bereits zugesprochen. Wallenstein, der Baumeister kaiserlicher Allgewalt, konnte ihm also fürder nur hinderlich seyn. Ohnedieß haßte er den stolzen Emporkömmling zehnfach mehr, als irgend ein anderer Erbfürst im Reiche, und das mit Recht. Denn wenn Wallenstein seine wahre Gesinnung gegen den Churfürsten Maximilian I. etwa in Gustav Wasas Worten *) aussprechen wollte — was freilich in der großen Welt nicht geschieht — so hätte er zu ihm gesagt: »Eure Gnaden und meine Gnaden haben nicht Raum genug neben dem Throne des Kaisers.« Doch mußte Maximilian I. als Haupttheilnehmer an dem großen Siege wider den Dänen, als Bundesoberster der Liga, den Anstand bewahren, und sich nicht allzu begierig nach Frieden stellen. Noch ehe der Abschluß mit Dänemark zu Stande kam, erstatteten Tilly und Wallenstein gemeinschaftlich einen Bericht an den Churfürsten von Bayern über die Nothwendigkeit des Friedens; der Hauptinhalt desselben ist in folgenden Schlußworten zusammengedrängt: »der Friede sey der Gefahr des Krieges vorzuziehen, und die Ruhe habe größeren Werth, als alle dem Könige von Dänemark abgenommenen Provinzen«; in der That Worte, die sich im Munde eines Pfarrers besser schicken würden,

*) Siehe Seite 36 dieses Werkes.

als in dem eines Feldherrn. Auch die andern Gründe, die in dem fraglichen Berichte angeführt werden, als der Mangel einer Flotte kaiserlicher, und der Ueberfluß an Schiffen dänischer Seits, oder die Wahrscheinlichkeit, daß König Christian IV. zulezt von fremden Nationen wirksamen Beistand erhalten dürfte, verrathen keinen besondern Scharfsinn, und Wallensteins eigenster Geist läßt sich durchaus nicht darin entdecken. Sowohl diese sonderbare Sprache, als noch vielmehr der andere Umstand, daß Wallenstein, wenn er ernstliche Absichten verfolgte, gewiß nicht einen gemeinschaftlichen Bericht mit seinem gehaßten Nebenbuhler Tilly, sondern für sich allein gemacht, daß er denselben zweitens gewiß nicht an den Churfürsten von Bayern, sondern bloß an den Kaiser gerichtet haben würde, nöthigen zu dem Schluß, daß das Ganze eine abgekartete Posse war. Wer weiß es nicht, daß die großen Herren manchmal Futter für öffentliche Bekanntmachungen brauchen, amtlichen Staub, den man der öffentlichen Meinung, dem großen Haufen, oder auch schwachen Verbündeten in die Augen reibt, damit sie nicht hinter die Karten sehen. Welchen Grund konnte auch der Churfürst von Bayern haben, den Krieg gegen Dänemark weiter fortzuführen? Etwa um dem Könige Christian IV. noch mehr Provinzen wegzunehmen? allein er hatte ja nichts mehr als seine Inseln, diese konnte man nur mit einer Flotte erobern, welche weder der Kaiser noch die Liga besaß. Oder um ihm seine Herzogthümer auf dem festen Lande, Holstein, Schleswig, Jütland, abzupressen? Allein wenn dieß auch gelang, so wurde der Raub gewiß nicht dem Churfürsten von Bayern, sondern dem Kaiser oder dem noch gefürchtetern Wallenstein zu Theil. Oder sollte man dem Churfürsten gar die menschenfreundliche Absicht unterlegen, daß er den Friedländer gerne noch länger im Vollgenuß seines allgewaltigen Kommandos gesehen hätte? Gewiß nicht! Also war seine Stimme dem Abschluß des Friedens mit Dänemark nicht im Weg, folglich war auch jener Bericht nur ein Schaustück.

Es ist überflüssig, ein Wort darüber zu sagen, daß auch die übrigen Mitglieder der hohen teutschen Reichsaristokratie den Frieden aufrichtig wünschten, jene Fürsten, Grafen, Herzoge und Churfürsten, die entweder selbst unter der Last des Krieges seufzten, oder vor der kaiserlichen Uebermacht, welche Wallensteins Schwerdt geschaffen, aufs tiefste erbebten. Die erste Stimme

bei dieser Sache hatte immerhin Wallenstein selbst. Auch er war für den Frieden, doch nur unter einer einzigen Bedingung, die er selbst in einem seiner Briefe so ausspricht: »Mechelburg muß ich haben, sonst wird nichts daraus.« Zwischen ihm und dem Könige von Dänemark handelte es sich eigentlich bloß noch um die Frage, ob der leztere zu Gunsten Wallensteins seine treue Verbündete, die Herzoge von Meklenburg, und zu Gunsten Maximilians I. den fast schon vergessenen Churfürsten von der Pfalz, der den Vorwand zum Kriege gegeben, aufopfern wolle. Um die Pille, welche mehr die Ehre, als den Besitz des Dänen anging, noch mehr zu versüßen, hatte sich Wallenstein entschlossen, Christian IV. alle seine Besitzungen auf dem festen Lande zurückzugeben, wenn er nur die meklenburger Herzoge im Stiche lasse.

Was wollte der König von Dänemark machen? Die Noth hat in politischen Dingen schon manche Untreue veranlaßt und entschuldigt. Zwar befand sich damals in Kopenhagen ein französischer Gesandter, derselbe Charnace, den wir oben im schwedischen Lager*) getroffen. Alle mögliche Mittel sezte dieser schlaue Franzose in Bewegung, um den König zur Fortsetzung des Kriegs zu ermuntern, er versprach Hülfe von Frankreich und von England. Allein Christians IV. kriegerisches Feuer war erloschen, er hatte in den vier lezten Jahren eine schwere Kunst, die der Selbsterkenntniß, gelernt, er wußte jezt, daß er dem Kaiser und seinen Verbündeten nicht gewachsen sey. In der That wäre es thöricht gewesen, den Krieg länger fortzusetzen, wenn er auf annehmbare Bedingungen Frieden haben konnte. Christian hätte sich bloß für französische Eyrsucht aufgeopfert. Da auf diese Weise die wichtigsten Theilnehmer des Kriegs, der dänische König, das Haupt der Liga und Wallenstein sich zum Frieden neigten, so hatte auch der Kaiser für sich nichts einzuwenden, denn sein Interesse war damals, was man auch dagegen sagen mag, ganz eins mit dem Wallensteinischen.

Zu Anfang des Jahrs 1629 wurden die Friedensverhandlungen in Lübeck eröffnet. Wallenstein und Tilly waren mit den ausgedehntesten Vollmachten, jener vom Kaiser, dieser vom Churfürsten von Bayern versehen, doch erschien keiner von

*) Siehe Seite 293 dieses Werks.

beiden persönlich. Wallenstein ernannte zu seinen Unterhändlern die Herrn Balthasar von Dietrichstein, Rheinhard von Wallmerode und Dietrich von Schaumburg. Tilly schickte den Grafen Gronsfeld und den Herrn von Ruppa. Auch hier vergaß der Friedländer nicht, sich gleich von vorne herein die erste Stimme zu versichern. Vor dem Anfang der Verhandlungen verlangte er, daß alles, was auf dem Congreß zur Sprache komme, zuerst seiner und dann des Kaisers Genehmigung unterlegt werden müsse; von gleichen Rechten für Tilly und den Churfürsten von Bayern sagte er nichts. Bekanntlich ist es ein alter Brauch bei politischen Verhandlungen, zuerst unmäßig zu fordern, um nachher mit Wenigem sich zu begnügen; so auch hier. Die Dänen eröffneten den Congreß mit der unerhörten Forderung, daß Ihrer königlichen Majestät von Dänemark alle weggenommenen Landschaften, Schlösser, Städte, Festungen, Dörfer, Kanonen, Waffen, Gefangene in gutem Stande wieder zurückgegeben, daß den dänischen Unterthanen jeder Schade, den sie durch den Krieg erlitten, kaiserlicher Seits ersezt werden solle. Die kaiserlichen Gesandten zahlten mit gleicher Münze, sie verlangten, daß der König von Dänemark »sich fürder der Einmischung in die Händel des heil. römischen Reichs gänzlich enthalte, daß er Holstein, Schleswig, Dittmarsen an den Kaiser abtrete, daß er allen Rechten auf deutsche Stifter oder Gebietstheile entsage; Jütland an Churſachsen so lange übergebe, bis aus den Einkünften dieser Provinz die Pfandsumme, für welche der Kaiser die beiden Lausitzen an den Churfürsten Johann Georg versezt habe, getilgt sey; ferner daß Christian IV. alle Kriegskosten, so wie alle Schäden, die der Krieg den teutschen Ständen verursacht, ersetze, den Sund für die Feinde des Kaisers sperre, und endlich in seinen Landen keine Werbungen mehr gegen das heil. römische Reich zu veranstalten verspreche.« Das waren eitle Spiegelfechtereien aus der diplomatischen Rumpelkammer. Nachdem man sich gegenseitig gehörig ausgeforscht und geärgert, auch eine gute Zeit mit Trinkgelagen und Gastmählern verschwendet, wurde die Sache reif. Den 12. Mai 1629 ward der Friede unterzeichnet. Beide Theile leisteten auf Kostenentschädigung Verzicht. Der König von Dänemark versprach, sich in die teutschen Angelegenheiten bloß noch als Reichstand, d. h. als Herzog von Holstein zu mischen. Dem fürstlichen Hause

Schleswig-Holstein trat er die Inseln Femern, Nordstrand und einen Theil der Insel Würde und Sylt ab, Besitzungen, welche früher jener Dynastie gehörten; dagegen erhielt er vom Kaiser alle seine verlornen Provinzen zurück. Die kaiserlichen Völker sollten aus Jütland, Schleswig, Holstein abgeführt, alle Gefangene ohne Lösegeld freigegeben werden. Was aber die Hauptsache war, die beiden Herzoge von Meklenburg und der Exkurfürst von der Pfalz wurden mit Stillschweigen übergangen, Christian IV. opferte sie dem Friedländer und der Liga; seine Ehre hatte gelitten, sein Besitz dagegen nichts. So wurde Teutschland wenigstens in Bezug auf den Angriff auswärtiger Feinde beruhigt.

Während die Friedensverhandlungen schon eröffnet waren, meldete sich Dr. Salvius als schwedischer Gesandter, und verlangte im Namen seines Gebieters, des Königs von Schweden, an dem Congresse Theil zu nehmen, um das Interesse der mit Schweden verbündeten Stadt Stralsund zu vertreten. Zwei andere Bevollmächtigte, Gabriel Oxenstierna, der Verwandte des Reichskanzlers, und ein Freiherr von Sparre begleiteten den Doctor. Es scheint, daß den schwedischen Herren die Ausführung ihres Auftrags selbst nicht ganz geheuer schien, denn sie erwarteten wohlbedächtig auf der dänischen Insel Langeland die Antwort auf ihre Anmeldung. In der That muß man gestehen, das Verlangen Gustav Adolphs, an einem Congresse Theil zu nehmen, der ihn eigentlich gar nichts anging, war etwas stark, und mußte die kaiserlichen Bevollmächtigten beleidigen. Daß er, ohne vorher von dem Kaiser zum Kampfe herausgefordert zu seyn, dem Herzog von Friedland Stralsund wegnahm, liegt in der Welt Lauf. Denn wenn Gustav die Stralsunder offen unterstützte, so stand anderer Seits der Kaiser seit langer Zeit hinter dem Rücken Sigismunds von Polen; er war es eigentlich, der die Sarmaten in den schwedischen Kampf verstrickte Folglich glich sich die Unbill auf beiden Seiten aus. Aber mit welchem Rechte konnte Gustav jezt Theilnahme an dem Lübecker Congresse verlangen? Der Kaiser hatte ja nicht mit Schweden Krieg geführt, auch nicht ihm Frieden angeboten, sondern dem Könige von Dänemark. Zwar berief man sich schwedischer Seits darauf, daß Christian IV. mit Gustav Adolph im Jahr 1628 einen Vertrag geschlossen, kraft dessen er sich verpflichtete,

ohne Einwilligung der Krone Schweden keinen Separatfrieden einzugehen. Allein dieser Vertrag berechtigte die Schweden nur dann zur Theilnahme an dem Congreß, wenn Christian IV. selbst die Anwesenheit von schwedischen Gesandten in Lübeck ausbedungen hätte. Dieß war aber keineswegs geschehen. Wallenstein, der in dem schwedischen Ansinnen nur ein schlecht verhülltes Schaugepräge ihres Stralsunder Triumphes sehen konnte, gerieth in den äussersten Zorn. Das Verlangen der drei Bevollmächtigten wurde trotzig abgeschlagen. Ein guter Schriftsteller, der in diplomatischen Dingen vortrefflich bewandert ist, Wicquefort, behauptet, bei Lebensstrafe sey den schwedischen Gesandten verboten worden, nach Lübeck, oder nach irgend einem andern Ort in Teutschland herüber zu kommen. Wallenstein soll verkleidete Offiziere nach Lübeck beordert haben, um sie, wenn sie sich dennoch blicken ließen, durchzubläuen, oder gar in die Trave zu stürzen. Nichts desto weniger hatte Salvius die Kühnheit, seinen Sekretär Lehausen mit einem Schreiben an die kaiserlichen Bevollmächtigten nach Lübeck zu schicken. Er ward an allen Thüren abgewiesen. Nun schlich er sich in das Haus, wo die Zusammenkünfte gehalten wurden, um seinen Brief eigenhändig an Mann zu bringen, doch noch unter der Thüre hörte er einen der anwesenden Gesandten von 60 Stockprügeln reden, die einem gewissen Jemand gegeben werden sollten. Lehausen wußte nicht genau, ob er oder der Edelknabe gemeint sey, der ihn in das Haus geführt hatte, jedenfalls hielt er es für gerathen, sich zu entfernen. Nachdem er seinem Gebieter Bericht erstattet, kam er jedoch noch einmal zurück, und wiederholte seine Versuche auf eine noch zudringlichere Weise, aber mit nicht besserem Erfolg.

Gustav Adolph hat später das Verfahren der Kaiserlichen wider seine Gesandte als einen der Gründe aufgeführt, die ihn zum teutschen Kriege gezwungen. Wir können jedoch unsere Ansicht von der Sache darum nicht ändern, vielmehr scheint es, als habe der König absichtlich Anlaß zum Streite gesucht. Uebrigens zeugt dieser Vorfall von dem glühenden Hasse, den Wallenstein gegen den König von Schweden in seinem Herzen trug. Noch ein anderer Beweis tragischer Art ist uns zu erzählen übrig. Allem Anschein nach hat Wallenstein schon im Herbste 1628, um sich für Stralsund zu rächen, einen Mörder gegen Gustav Adolph gedungen. Dieser fürchterliche Argwohn stützt

sich auf geheimnißvolle Aeusserungen in Wallensteins eigenhändigen Briefen. Unter dem 6. September 1628 schreibt er aus Greifswalde an Arnim: »Heute ist der Schotte bei mir gewesen, er hofft, daß es seine Wirkung thun wird; der so nach Schweden gehen soll, muß sich bald aufmachen, ehe der Winter kommt.« Wiederum heißt es in einem zweiten Briefe vom 15. September an denselben: »Mit dem Schweden will ich mich in keine Unterhandlung einlassen, denn seine Sachen sind alle auf Betrug angesehen. Ich bitte derowegen den Herrn (Arnim) er wolle sehen, daß wir bald Jemand hinschicken, der das verrichten wird; denn es ist schon Zeit, daß er hinreise, ehe der Winter kommt. Wann ihn der Herr wird bekommen, so schicke er ihn zu mir, damit ich ihm das erlege, was der Herr mit ihm wird ausgemacht haben.« Hiemit ist zu verbinden eine deutlichere Aeusserung in einem dritten Briefe an denselben, datirt aus dem Feldlager vor Mischkau vom 25. September. Nachdem er hier seine feindselige Gesinnung gegen Schweden abermals ausgesprochen, fährt er so fort: »der Kaufmann ist bei mir gewesen, welchem ich die 5000 Reichsthaler habe alsbald erlegen lassen, und dazu versprochen, wenn das Werk seinen Fortgang nimmt, daß ich ihm zu den, von dem Herrn versprochenen 15,000 Reichsthalern, noch andere 15,000 Reichsthaler geben will; also hätte er, wenns ihm glückt noch 30,000 Reichsthaler zu empfangen. Ich bitte, der Herr gebe ihm alle Anleitung, auf daß Alles wohl angestellt wird, und daß er sich mit seinen Leuten unverzüglich dahin begibt.«

Bei diesem mysteriösen Handel sind folgende Punkte ins Auge zu fassen: Wallenstein befand sich in Geldverlegenheit, als er den Schotten miethete, wie aus andern gleichzeitigen Briefen an Arnim hervorgeht, wo er sich beklagt, daß er sich schier nicht auf 1000 Gulden verlassen könne. Fürs zweite die ausgedungene Summe von 35,000 Thalern ist für jene Zeiten sehr bedeutend, und Wallenstein hält sie selbst für groß, was ein Kenner des menschlichen Herzens aus der Art abnehmen kann, in welcher er davon spricht. Im letztangeführten Briefe führt er zuerst die verschiedenen Posten 5000, dann 15,000, dann wieder 15,000 Thaler einzeln an, zuletzt rechnet er alles zusammen — noch 30,000 Thaler, — ganz das eigenthümliche Betragen eines Mannes, der überzeugt ist, daß er eine ungeheure Summe ausgeben

will, aber sich doch wegen der Wichtigkeit des Geschäfts dazu entschließt. Ferner das gedungene Werkzeug ist kein Soldat, sondern ein Kaufmann, und endlich der Schauplatz seiner That soll Schweden seyn. Wenn er den Unbekannten antreibt, noch vor dem Anbruche des Winters nach Scandinavien hinüberzugehen, so liegt dieser Eile wohl eben so sehr die Ungeduld, den Zweck erreicht zu sehen, als die Befürchtung zu Grund, daß die bewußte Person während des Winters nicht mehr übersetzen könnte, weil die heftigen Stürme auf dem baltischen Meere die Fahrt um jene Jahrszeit sehr gefährlich machen. Ausserordentlich wichtig für Wallenstein muß der Zweck dieser Sendung gewesen seyn, denn sonst hätte er keine so große Summe selbst aufs Ungewiße hin, dafür verwendet, denn er zahlte ja 5000 Thaler zum Voraus. Anderer Seits läßt die Rachsucht des Herzogs, die offenkundig in seinem Karakter lag, das Aergste erwarten. Man hat nun die Wahl, entweder auf einen Anschlag wider Gustav Adophs Leben, oder auf irgend einen andern großen Schlag, etwa die Verbrennung der schwedischen Flotte zu schließen. Wir sprechen leztere Vermuthung darum aus, weil aus Wallensteins Briefen hervorgeht, daß er zu Ende 1627 wirklich den Plan hegte, die schwedische Flotte im Sunde verbrennen zu lassen. Allein dieß geschah wie gesagt, im Jahr 1627, und nur weil er glaubte, daß sie in die Nähe von Stralsund segeln werde. Ferner ist es eine große Frage, ob Wallenstein für einen solchen Zweck die Summe von 35,000 Thalern ausgegeben haben würde. Wie konnte er auch sicher seyn, seine Absicht zu erreichen. Um eine Flotte zu verbrennen, wird das Zusammenwirken vieler Mittel, werden Brander, Feuerwerker erfordert, und hier ist es ein Kaufmann, der die Sendung des Herzogs vollstrecken soll. Nimmt man dagegen an, der Anschlag sey gegen Gustav Adolphs Leben gerichtet gewesen, so reimt sich Alles. Ein verkappter Kaufmann, noch mehr ein schottischer Abentheurer, die sich damals gerne zu blutigen Thaten gebrauchen ließen, paßt ganz zum Meuchelmörder. Er mußte nach Schweden, und zwar im Herbst, oder vor dem Winter, weil sich Gustav während des Sommers in Polen aufhielt, und weil es schwer ist, ein königliches Haupt im Feldlager, mitten unter seinen Soldaten, leicht dagegen, ebendenselben in der Hauptstadt, im Taumel der Siegesfeste zu ermorden. Zieht man noch die furchtbaren Leidenschaften jener

Zeit, in welchen Herrschsucht und Religionshaß, durch keinen besänftigenden Einfluß wissenschaftlicher Begriffe gezügelt, jedes Mittel für gut hielt, — zieht man endlich den erbarmungslosen Karakter des Herzogs selbst in Rechnung, so dürfte man wohl nicht läugnen, daß der oben ausgesprochene Argwohn einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat. Der geheimnißvolle Plan Wallensteins, von welcher Art er auch gewesen seyn mag, wurde ohne Zweifel nicht vollstreckt. In den bis jezt gedruckten Briefen des Herzogs findet sich weiter keine Spur mehr von der Sache, und es ist wohl anzunehmen, daß er einem Betrüger in die Hände gefallen war, der mit der vorausbezahlten Summe davon ging. Wallenstein befriedigte übrigens seine Rachgier gegen den König von Schweden im Jahr 1629 dadurch, daß er Arnim mit 10,000 Mann nach Polen schickte, wie oben bereits erzählt wurde.

Die nächste Folge des Lübecker Friedens für den Herzog war, daß er Meklenburg, das er im Jahr 1628 nur als Pfandschaft bekam, in der Form eines Reichslehen erhielt. Der kaiserliche Lehnbrief ist datirt vom 16. Juni 1629. Herzog Albrecht von Friedland mit seinen Agnaten wird darin förmlich mit dem Herzogthum Meklenburg belehnt, und eine Strafe von eintausend Mark allen Widerspenstigen angedroht. Die Stände mußten ihm die Erbhuldigung leisten, die Protestation der vertriebenen Herzoge wurde nicht geachtet. Wallenstein ließ als Herzog von Meklenburg Münzen schlagen.

Zehntes Kapitel.

Geheime Geschichte des Kriegs. Politische Plane, dem Kaiser die unumschränkte Herrschaft über Teutschland zu verschaffen. Die neue Militäraristokratie. Wallensteins Schlauheit. Der Churfürst von Bayern erhält die Pfalz.

Größtentheils hat sich bis jezt nur das äussere Getriebe dieses fürchterlichen Krieges vor uns entfaltet, Schlachten, Belagerungen, Unterjochung von Provinzen, Verzweiflung der Einwohner, zulezt ein Friedensschluß. Wunderlich genug scheint das Resultat beim ersten Anblick. Kaiser Ferdinand II. Sieger über die mächtigsten Mitglieder des hohen teutschen Adels, über einen

Churfürsten und einen fremden König, hatte noch keine sichtbare Frucht seines Sieges gepflückt. Während Wallenstein Sagan und das Reichslehen Meklenburg, während Maximilian I. von Bayern die Pfalz, (wie wir weiter unten zeigen werden) während viele glückliche Soldaten große Besitzthümer davon trugen, mußte der Kaiser, so scheint es, sich begnügen, seine Erbländer in derselben Gestalt wieder zu besitzen, wie sie sein Haus vor dem Kriege gehabt. Man möchte daher glauben, Ferdinands Interesse sey von seinem Feldhauptmann auf eine sehr eigennützige Weise hintangesezt worden, und doch ist dem nicht so. Was der Kaiser dem Friedländer geschenkt, war so gut, als ob es ihm selbst gehörte, oder vielmehr diese Gaben bereiteten eine ungeheure Erweiterung der Kaiserlichen Macht vor. Ein wohl durchdachter streng folgerichtiger Plan lag allem zu Grunde. Ferdinand brauchte nur von der eingeschlagenen Bahn nicht abzuweichen, um sicher zum Ziele zu gelangen. Uebrigens ist die Behauptung, daß Wallenstein bloß für seinen Vortheil gearbeitet habe, schon sehr alt. Khevenhüller, ein Gegner des Herzogs am kaiserlichen Hofe, sprach sie zuerst aus. Seitdem haben sie eine Menge berufener und unberufener Geschichtschreiber nachgesprochen, Leute die es sonst ganz in der Ordnung finden, daß ein Bischoff nicht nur die Bischoffsmütze und den Krummstab, sondern auch bischöffliche Einkünfte, daß ein General guten Sold erhalte, daß ein Beamter nicht nur mit einem Titel, sondern auch mit einem Jahresgehalt bedacht werde. Diese allgemeine Regel, die ihnen sonst so richtig vorkommt, daß sie auch kein Wort darüber verlieren möchten, soll nur hier nicht gelten. Und doch ist es eine unabweisbare Erfahrung, daß entschiedenes Zusammenwirken Mehrerer, ohne Hintergedanken, ohne die Absicht sich gegenseitig zu hintergehen, um so schwieriger wird, je größer die Macht ist, welche die auftretenden Personen erringen, je stärker die Versuchung, je gewaltiger die Leidenschaften, die im Rennen nach dem vorgesteckten Ziele aufgeregt werden — wir sagen, ein solches Zusammenwirken wird immer schwieriger und zulezt durch die Selbstsucht des menschlichen Herzens untergraben, wenn nicht das stärkste Interesse die Verbindung derjenigen, welche gemeinsam einen Zweck erreichen wollen, unauflöslich macht. Denn im großen Geschäftsverkehr herrscht einmal der Grundsatz: der Nutzen regiert die Welt, nur dieser überwindet die Versuchung,

wie die Trägheit. Ein solches Verhältniß bestand nun im vorliegenden Falle. Wallenstein vergaß sich allerdings selbst nicht, aber seine Thaten, wie der Lohn derselben, hiengen aufs engste mit des Kaisers eigenem Vortheil zusammen. Wir müssen jezt darthun, wie die Schenkung Meklenburgs Grundlage eines großen Planes war, der den Kaiser zum unbeschränkten Herrn Teutschlands machen sollte. Zugleich ist noch vieles über die Art und Weise, in der sich Wallenstein jenes Herzogthum erwarb, und über andere hiemit zusammenhängende Dinge nachzuholen. Denn unsere Erzählung oben, bloß mit der Kriegsgeschichte beschäftigt, behandelte diesen Gegenstand nur kurz, und doch ist derselbe schon an sich sehr merkwürdig.

Ungeheuer waren die Schwierigkeiten, welche Wallenstein zu besiegen hatte, um ein Fürst des heiligen römischen Reiches zu werden. Abgesehen davon, daß er das Herzogthum Meklenburg erst mit Gewalt der Waffen erobern mußte, stand seinen Wünschen die Unwahrscheinlichkeit, daß der König von Dänemark zu einer schmähligen Aufopferung der Herzoge seine Hand bieten werde, der Widerstand Gustav Adolphs, die Eifersucht der teutschen Reichsaristokratie, namentlich des Churfürsten von Bayern, der Neid des Wiener Hofes, endlich die eigene Bedenklichkeit des Kaisers wider einen so gewaltsamen Schritt drohend entgegen. Wallenstein ließ sich nicht abschrecken. Ohne Zweifel hatte er noch vor Eröffnung des Feldzugs von 1627 vorbereitende Schritte bei Ferdinand gethan. Als Meklenburg zu Ende des ebengenannten Jahres erobert war, und der Friedländer um die Belehnung bat, forderte der Kaiser von dem Reichshofrathe ein Gutachten über dieß Gesuch. Zwei verschiedene Meinungen ließen sich vernehmen. Die eine Parthei widerrieth die Erhebung Wallensteins, gestüzt auf eine Reihe von Gründen, welche jedoch viel weniger auf die Widerrechtlichkeit des Sturzes der Erbherzoge hinwiesen, als einen glühenden Neid gegen den glücklichen Emporkömmling verriethen: »Die Könige aus Dänemark und Schweden, ja alle Churfürsten würden sich der vertriebenen Herzoge annehmen, wodurch der Friede mit Dänemark gesperrt, der König von Schweden in das Reich gezogen, und das Mißtrauen der Churfürsten und Stände unfehlbar verstärkt würde. Ohnedieß mache der Herzog von Friedland durch sein hochfahrendes Wesen, und weil er des Kaisers Befehle, wenn sie nicht

nach seinem Gefallen seyen, gar nicht vollziehe, sondern Alles nach seinem Kopfe durchsetze, alle Stände unlustig, irre und kleinmüthig. Alles werde sich am Ende wider den Kaiser empören, und ein unabsehbarer Krieg entstehen, wenn die Fürsten sehen würden, daß Ferdinand, statt auf ihre gerechte Klagen zu achten, einen Mann über alles Verdienst belohne, der bereits so hochmüthig geworden sey, daß er alles Kriegsvolk mit der armen Leute Schweiß und Blut an sich ziehe und seine Kreaturen sowohl im Heer als am kaiserlichen Hofe mit den größten Geschenken überschütte. Bald werden das ganze h. römische Reich und des Kaisers eigene Erblande zu klein seyn, um die wachsenden Begierden des Friedländers zu befriedigen. Gebe man ihm vollends Meklenburg, so werde er dadurch so mächtig, daß der Kaiser nicht mehr im Stande sey, ihn, wenn er auch noch so gerne wollte, wieder abzusetzen. Es sey daher rathsam, die Erbfürsten nach erfolgter Unterwerfung wieder herzustellen, allenfalls könne man ihnen zu Gunsten des Friedländers eine Geldbuße auferlegen, u. s. w.«

Ganz anders lautete der Bericht der andern Parthei. »Bestrafung und Belohnung seyen die Seele der Herrschaft. Ihre kaiserliche Majestät erfülle zwei Pflichten: durch Bestrafung der meklenburgischen Herzoge, als Hochverräther, und durch Belohnung des Herzogs für seine Verdienste; ausserordentlich seyen dieselben, indem er von Jugend auf mit Dransetzung von Gut, Blut und Leben schon dem höchstseligen Kaiser Rudolph in Ungarn, und dann ihrer kaiserlichen Majestät im friaulischen Kriege wie in der böhmischen und mährischen Rebellion so treu gedient, daß man wenige, ja gar kein Exempel davon aufweisen könne. Niemals habe man gehört noch gelesen, daß ein Kriegshaupt 100,000 Mann auf die Beine gebracht, ohne Entgeld und Bezahlung aus eigenem Beutel und Gefällen der Kriegsherrn. Der Herzog von Friedland hat Euer kaiserlichen Majestät Königreiche und Länder, so jedermann für verloren gehalten, aus des Feindes Gewalt erledigt, ganz Teutschland zum Gehorsam gebracht, und Ihre Majestät zum Herrn vom adriatischen bis ans teutsche Meer gemacht, er hat noch dazu aus den Brandschatzungen, zu allerlei Nothdurften Eurer Majestät, Geld nach Hofe geschickt, und dadurch Mittel verschafft, Etliche Ihrer Minister zu belohnen; er hat die Kriegsobersten, Befehlshaber und Soldaten durch Gaben und

Geschenke dergestalt ermuthigt, daß sie Ihrer kaiserlichen Majestät vor allen andern Herrn dienen wollen. Er allein hat das Zutrauen, die Liebe und die Furcht sowohl bei Obersten und Officieren als bei dem gemeinen Mann; sollte er abtreten, so würde man Keinen wissen, der seine Stelle ausfüllen könnte, und es würde ohne Meuterei oder gar gänzlichen Ruin des kaiserlichen Heeres nicht abgehen u. s. w.« Das Gutachten schloß folgendermaßen: »Aus drei wichtigen Gründen: aus Gewissenspflicht, aus Gerechtigkeit, aus Dankbarkeit sind ihre kaiserliche Majestät verbunden, die meklenburgischen Erbländer dem Herzog von Friedland zu geben; Gewissenshalber: weil die katholische Religion hiebei interessirt ist und gefördert wird; aus Gerechtigkeit, weil das Böse bestraft das Gute belohnt wird; aus Erkenntlichkeit, weil dadurch dem Herzoge von Friedland die ausgelegten Unkosten zurückgezahlt werden. Wenn Ihre kaiserliche Majestät diesen gerechten Vorschlag genehmigt, so darf sie fest zu Gott hoffen, daß ein so heilsames, dem Himmel wohlgefälliges, der Religion und dem gemeinen Wesen nützliches Werk von dem Allmächtigen schon hier mit langem Leben und glücklicher Regierung, und dort droben mit der ewigen Glorie hundertfältig vergolten werde.«

Daß etliche weltliche Große hierbei im Spiele waren, die Wallenstein durch Bestechung gewonnen hatte, geht beinahe aus den Worten des Berichts selbst hervor, wo er von den herzoglichen Geldsendungen redet, die es dem Kaiser möglich gemacht, seine Minister zu belohnen. Das Meiste verdankte jedoch Wallenstein den Jesuiten, worauf auch der salbungsvolle Schluß des Berichtes hindeutet. Khevenhüller gibt uns Aufschluß darüber: »Man habe damals bei Hofe,« sagt er, »dem Herzog allein das Placet gesungen.« — Hieran sey besonders der Eifer etlicher Geistlichen, denen Wallenstein die Wiederherstellung der meklenburgischen Kirchengüter und Gründung neuer Klöster und Collegien in dem Herzogthum versprochen, so wie der unermüdliche Fleiß der Friedländischen bei Hofe schuld gewesen.« Der Herzog hatte die Jesuiten für sich gewonnen, und zwar nicht bloß durch das von Khevenhüller angeführte Versprechen, sondern auch durch frühere Gunstbezeugungen. Klug berechnend, daß er diesen mächtigen Orden für seine Zwecke brauchen könne, ließ er ihm reiche Gaben zufließen, stattete das Collegium zu Olmüz aus, unterstützte das Profeßhaus zu Prag, stiftete in seiner

Residenzen Gitschin und Sagan wohl fundirte Collegien und Seminarien, übergab ihnen die Erziehung der Jugend und versprach in Zukunft noch mehr zu thun. Freilich wollten die frommen Väter, nachdem ihnen der Herzog den kleinen Finger gereicht, gleich die ganze Hand. In ihrer Bekehrungswuth erlaubten sie sich großen Unfug gegen die protestantischen Unterthanen des Herzogs auf seinen böhmischen Gütern. Als diese sich zur Wehre sezten und den verhaßten Orden aus dem Lande jagen wollten, verlangten die Väter Unterstützung der weltlichen Gewalt. Aber Wallenstein war ganz anderer Art als der Kaiser. Unter dem 20. Juni 1626 schreibt er an seinen Landeshauptmann in Gitschin: »Aus Eurem lezten Briefe habe ich vernommen, was für Händel die Unterthanen mit den Jesuiten gehabt haben. Es ist ein altes Sprichwort: wie mans treibt, so gehts. Darum mischt euch nicht drein. Werdens die Jesuiten gut machen, so werden sie es gut haben, ich will Ihre Anmaßungen nicht mit dem weltlichen Arm vertheidigen, denn ihr Hochmuth ist unerträglich. — Laßt euch nicht von den Vätern bei der Nase führen, denn ihr seht, was für saubere Händel sie jezt im Lande ob der Ens angerichtet haben; überall geht es so, wo sie einwurzeln. Könnte ich mit 100,000 Gulden der Stiftung, so ich zu ihren Gunsten gemacht, los werden, so wollte ichs gerne thun.« Das war eine vertrauliche Aeusserung augenblicklichen Unmuths, aus der man allerdings sieht, daß er die Väter bis auf den Grund kannte. Allein öffentlich that er ihnen schön ins Gesicht, so lange er sie brauchte. Schon die früheren Schenkungen hatten ihnen trefflich behagt; als der Herzog jezt versprach, ihren Orden in Meklenburg einzuführen, sezten sie ihren ganzen Einfluß auf den Kaiser in Bewegung, um dem Friedländer die Belehnung mit dem Herzogthume auszuwirken. Sie hatten dazu freilich in ihrem Sinne gute Gründe, denn wenn es nicht der mächtige Arm des Herzogs war, der ihnen den Zugang nach Meklenburg öffnete, so kamen sie nie dorthin. Wie Wallenstein sie benützen wollte, so gedachten sie ihn für dießmal zu gebrauchen, ohne daß sie deßhalb auf das Recht verzichtet hätten, ihn, wenn er ihren Planen gefährlich werden wollte, aus dem Wege zu räumen. Es war das Verhältniß zweier Mächte, die sich zufällig für einen und denselben Zweck, der in ihrem gemeinschaftlichen Interesse liegt, vereinigen, und dennoch sonst von ganzem Herzen hassen können.

Doch muß der Einfluß des Jesuiten-Ordens nicht mächtig genug gewesen seyn, um dem Herzoge allein den Besitz Meklenburgs zu verschaffen. Man darf dieß mit vollem Recht aus dem Umstande schließen, daß Wallenstein noch andere Kunstgriffe in Anwendung brachte. Hierunter zählen wir namentlich seine oft wiederholte Aeusserung, daß er nach Beendigung des dänischen Kampfes die kaiserlichen Waffen gegen den Türken kehren wolle. Schon im Herbst 1627 also mehrere Monate ehe Meklenburg sein Eigenthum wurde, beschwor Wallenstein den Kaiser aufs dringendste, mit dem teutschen Reiche baldigst Frieden zu schließen, damit man die ganze Macht gegen die Türken führen könne. Seit dieser Zeit kam er bei jedem Anlaß auf denselben Gegenstand zurück. So schreibt er unter dem 1. Mai 1628 an Arnim, er möchte eilends Citadellen in Rostock und Wismar anlegen. »Denn der Herr kennt meine Absicht, daß ich den Krieg gern wider die Türken kehren wollte, auch habe ich allbereits den Kaiser und alle seine Minister, wiewohl etliche mit harter Mühe, dazu vermocht.« Unzähligemale berührt er diesen Plan an andern Orten. Wir glauben nun recht gerne, daß es eine Lieblingsidee, ein Jugendgedanke des Friedländers war, die Osmanen aus Europa zu verjagen; denn so viele andere große Männer haben in jenen Zeiten, wo der Halbmond noch mit ungeschwächtem Glanze strahlte, über diesem Plane geträumt, geschwärmt, und in seiner Ausführung den herrlichsten Anspruch auf ewigen Nachruhm gesehen. Aber anderer Seits sind wir eben so gewiß, daß Wallenstein in den Jahren 1627 bis 1630 ernstlich an keinen Türkenkrieg denken konnte. Man müßte ihm sonst allen politischen Verstand, folglich eine Eigenschaft, die er in so hohem Grade besaß, absprechen. Wahrer Unsinn wäre es gewesen, wenn der Wiener Hof zu einer Zeit, wo der Kaiser kaum Teutschland unterworfen hatte, wo der Reichsadel nur murrend seine Ketten trug, und seine Augen auf das ferne Ausland warf, wo Schweden sich, wie Wallenstein wohl wußte, bereits zum Einfall rüstete, und Frankreich im Begriffe war, sich mit Gustav Adolph gegen den Kaiser zu verbünden — wenn der Wiener Hof, sagen wir, in solchen Zeitumständen auf die muthwilligste Weise auswärtige Händel mit der größten Macht des Ostens gesucht hätte. Reiner Muthwille wäre es gewesen, denn wiewohl die Türken, nach langen innerlichen Stürmen

damals wieder einen kräftigen Sultan in der Person Amurath's IV. besaßen, so wandte doch dieser zum Glücke für Teutschland die neuerstarkten Kräfte seines Reichs nicht wider den Kaiser, sondern gegen die Perser, und führte glorreiche Kriege in Asien. Wenn man ihn daher angrief, so hätte man die Türken recht eigentlich gezwungen, sich in die teutschen Angelegenheiten zu mischen.

Dagegen ist obige Aeusserung Wallensteins ganz natürlich, so bald man voraussezt, daß der kaiserliche Feldhauptmann seinen Gebieter durch die Vorspiegelung eines nothwendigen Türkenkriegs bloß habe bewegen wollen, den Kampf mit Christian IV. von Dänemark auf solche Bedingungen zu beendigen, die dem Friedländischen Interesse zusagten. Die Türken waren ein gefürchteter Name in Wien. Wenn Ferdinands II. erster General behauptete, daß es zum Kriege mit dieser Nation kommen werde, so war es ganz in Ordnung, daß der Kaiser darauf dachte, vor dem Ausbruche dieses neuen Kampfes seine schwächste Seite, den bedrohten Norden Teutschlands zu schützen; und wie konnte er dieß sicherer thun, als wenn er Meklenburg in die starke Hände des Friedländers niederlegte? Sicherlich hat Wallenstein so gerechnet. Auch später werden wir Beispiele finden, daß er den Türken vorschob, wenn er irgend einen großen Schlag im Schilde führte.

Ganz ähnlicher Art war eine zweite Kriegslist, welche der Herzog von Friedland brauchte, um das ersehnte Meklenburg zu bekommen. Zu Ende des Jahrs 1627 hatte der Graf Schwarzenberg an den kaiserlichen Hof berichtet, daß die dänischen Reichsräthe, unzufrieden mit ihrem Könige, an eine neue Königswahl dächten. Schnell benüzte Wallenstein diese Nachricht, die vielleicht auf seinen Antrieb nach Wien gebracht worden war. Unter dem 13. Dez. 1627, also kurz vor seiner Erhebung zum Herzog von Meklenburg, schrieb er an Arnim: »Ich bin der Meinung, man könnte die Dänen dazu bringen, daß sie den Kaiser in Gutem zu ihrem Könige wählen; erobert dagegen der Kaiser ihr Land mit Gewalt, so wird er ihnen Gesetze nach seinem Gefallen geben: werden sie aber Seine Majestät wählen, so versichere ich sie bei meiner Ehre, daß sie im Genusse ihrer Freiheiten und ungehinderter Religionsübung sollen erhalten werden.« In einem spätern Briefe aus Brandeis vom 20. Dezember

an denselben, bringt er die Sache noch einmal in Anregung und fügt bei, »wollen die dänischen Reichsstände den Kaiser nicht wählen, und müssen wir sie mit Gewalt unterjochen, so sind sie unsere Leibeigene. Richte es aber der Herr so, daß es im Guten abgeht u. s. w.« Man kann sich in der That nicht darüber wundern, wenn der hohe dänische Adel zu Ende des Jahrs 1627 sehr unzufrieden mit seinem Könige war. Die Aristokratie besaß in diesem Reiche damals ungeheure Vorrechte, welche die königliche Krone fast zu einem bloßen Schein herunterwürdigten. Der Krieg gegen den Kaiser war ohne ihre Zustimmung unternommen, und als Christian IV. eine schimpfliche Niederlage nach der andern erlitt, mußte sich die Meinung des Adels gegen ihn wenden. Allein wie wollte sich der Kaiser in einem so entfernten Reiche halten, er, der kaum erst seiner Erblande sicher war? Offenbar wollte Wallenstein auch mit diesem Anerbieten sich zunächst nur Meklenburg verschaffen. Denn sobald Ferdinand auch nur entfernt daran dachte, nach Dänemark seine Hände auszustrecken, so mußte er suchen sich auf nahe Freunde zu stützen, und folglich das an die dänische Besitzungen gränzende Meklenburg dem Friedländer übergeben. Uebrigens haben wir gar keine Vermuthungen darüber nöthig, wie Wallenstein im Herzen über diese Sache dachte. Er selbst spricht seine Meinung unverholen aus; kaum hatte er nämlich die Gewißheit erlangt, daß ihm das ersehnte Meklenburg zu Theil werden solle, so schreibt er unterm 3. Januar 1628 an Arnim aus Böhmen: »Man hätte mir Dänemark bei Hofe wohl gegönnt, und auch der Kaiser selbst, aber ich habe mich gar schön bedankt, denn ich könnte mich nicht darin behaupten, will unterdessen mit dem andern (mit Meklenburg) vorliebnehmen, denn es ist sicherer.« Nun wie sollte der Kaiser ein Reich behaupten, in dessen Besitz sich Wallenstein nicht getraute aufrecht zu halten. Jene Lockung war also ein bloßer Kunstgriff, es war ein geschenkter Gaul, den der Herzog seinem Herrn vorhielt. Allerdings hatte Wallenstein noch gewisse Nebenabsichten bei diesem Handel; der Vorschlag sollte als doppelter Keil nach zwei Seiten zugleich wirken, worüber wir gleich berichten werden. Durch solche Mittel gelang es dem Herzog, die Belehnung mit Meklenburg dem Kaiser abzuringen. Er mußte ihn zum Theile täuschen, obgleich dieser Akt ganz im eigenen Interesse Ferdinands II. war.

Sehen wir jezt, wie er den König von Dänemark dazu vermochte, in seine Absichten einzugehen. Wallenstein war seines neuen Herzogthums so lange nicht versichert, bis Christian IV. Frieden schloß, und in dem Friedensschlusse die Erbherzoge aufopferte. Auf dieses Ziel waren alle Bestrebungen des Friedländers gerichtet. Sämtliche Besitzungen des Königs auf dem festen Lande, Norwegen ausgenommen, befanden sich im Herbst 1627 in der Gewalt der Kaiserlichen. Wallenstein unterhandelte insgeheim in Kopenhagen durch den Grafen von Schaumburg, der vor Glückstadt von den Dänen gefangen genommen worden war, und ließ dem Könige die Zurückerstattung aller seiner verlornen Provinzen anbieten, wenn er nur seine Verbündete, die meklenburger Fürsten preisgebe. Große Versuchung, ohne materiellen Verlust, bloß auf Kosten der Ehre aus der gefährlichsten Lage erlöst zu werden! Diese Lockung wurde verstärkt durch die Gefahr einer Meuterei in Christians eigener Hauptstadt, durch jenen Vorschlag, den Kaiser zum Herrn von Dänemark wählen zu lassen. Wallenstein hatte die Sache so gut angelegt, daß dieser Plan ihm zugleich an zwei entgegengesezten Orten, in Wien und Kopenhagen, dienen mußte. Als Christian IV. noch nicht nachgeben wollte, wurde ein neues Schreckmittel gebraucht. Längst war die teutsche Hanse durch Englands und Hollands aufblühende Seemacht niedergedrückt, tief gesunken, ohne daß unsere Kaiser, trotz aller Klagen, etwas für die verbündeten Städte gethan hätten. Sey es nun, daß Ferdinand II. Spanien sich gefällig machen wollte, sey es, daß er hoffte, von den Hansestädten Schiffe zu einem Seekrieg wider die dänischen Inseln zu bekommen, oder endlich, daß bloß Wallensteins Politik dabei im Spiele war: unerwartet ließ der Kaiser im Jahre 1628 den in Lübeck versammelten Gesandten der Hanse einen Vorschlag machen, der, wenn er ausführbar war, den Handel dieser Städte zum höchsten Flor emporheben mußte. Der Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg erschien als kaiserlicher Bevollmächtigter auf dem Hansetage, und überreichte den versammelten Herrn eine Denkschrift, welche nach einem Eingange voll Klagen über die böse Praktiken der geheimen und offenen Feinde, mit denen der Kaiser seit Anfang seiner Regierung zu kämpfen gehabt, so wie über den Verfall des teutschen Reichs, seines Wohlstandes und seines Handels, also fortfährt:

Seine Majestät der Kaiser dürfe jezt, nachdem er durch Gottes Gnade über seine Widersacher den Sieg errungen, solchem Unfuge nicht mehr länger zusehen. »Denn was könne für eine so ansehnliche, volkreiche, streitbare und mächtige Nation, wie die teutsche, spöttischer und schimpflicher seyn, als daß sie sich von andern Völkern, die sich mit den Teutschen gar nicht messen dürfen, auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Gesetze vorschreiben lassen solle, und denselben nothgedrungen gehorsamen müsse. — England hat die teutschen Hansestädte ihrer uralten mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien und Rechte beraubt, und zwar unter einem Vorwande, der nicht nur dem Ansehen und der Ehre besagter Städte hochschimpflich, sondern noch dazu also beschaffen gewesen ist, als hätten die Engländer uns Teutsche wie lauter Kinder angesehen, was die über diese Sache gepflogenen öffentlichen Verhandlungen beweisen. Hiebei ist es aber nicht verblieben, sondern die Engländer sind von einer Anmaßung zur andern, und endlich soweit fortgeschritten, daß sie sich mit ihren verbannten und verdammten Monopolen den Teutschen mitten ins Nest gesezt, den ganzen Tuchhandel und andere Geschäfte an sich gezogen, uns Teutschen dabei das Zusehen gelassen, und dadurch so viele Millionen aus unsern eigenen Säcken mit sich heimgeschleppt haben, daß sie jezt den löblichen Hansestädten, ja dem römischen Kaiser selbst, mit solchem unserem Raube trotzen dürfen.« Dann auf Dänemark übergehend fährt die Denkschrift so fort: »Was ist der Zoll im Sunde anders gewesen, und ist es noch, als ein schändlicher Tribut, den Teutschland bezahlen muß, ja öffentlich sprechen es gewisse Leute (die Dänen) aus, dieß sey der rechte Zaum, womit man die teutschen Hansestädte zollbar machen könne u. s. w. Nun sind ihre Majestät einmal Kaiser und Haupt des Reichs; würden Sie zu solchen Anmaßungen länger schweigen, so müßte dieß nicht nur kaiserlicher Majestät höchst schimpflich, sondern auch vor der Nachwelt kaum zu verantworten seyn.« Nach diesem Eingang wurde dem Hansetag folgender Vorschlag gemacht: »Allein die sechs wendischen Hansestädte Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund, Lüneburg sollten in Zukunft unmittelbar nach Spanien handeln dürfen; wenn Schweden, Dänemark, Frankreich, England Waaren hätten, deren man in Spanien bedürftig wäre, so sollten sie in besagten Städten verkauft, und einzig von hier aus nach Spanien geführt werden dürfen; deßgleichen

sollte alles, was aus Spanien in Handel käme, in gemeldete Städte gebracht, und auf ihren Schiffen in vorerwähnte Lande und Königreiche zum Verkauf geschickt werden; endlich der Handel in Teutschland sollte Allen denen verboten seyn, welche der neuen Admiralität und Gesellschaft, die in Spanien aufgerichtet worden, sich widersetzen würden.« Khevenhüller sagt, der König von Spanien habe sich Rechnung gemacht, durch dieses Mittel allen Seehandel an sich zu ziehen, und die Hanseſtädte, die auf der Ostsee viel vermögen und an Volk und Schiffen sehr mächtig seyen, auf seine Seite zu bringen, wodurch die Holländer sehr geschwächt, und ihnen der Handel auf dem Meere entzogen worden wäre. Für die Hanseſtädte war der Vorschlag allerdings ausserordentlich günstig. Wenn er ausgeführt werden konnte, gab er ihnen das Monopol des teutschen, des spanischen, und folglich wegen der spanischen Colonien in Amerika, auch des westindischen Handels. Allein eben in der Möglichkeit der Ausführung liegt der Knoten. Es war eine Seifenblase, ähnlich den Verbesserungsplanen, die manchmal in teutschen Ständehäusern zur Sprache kommen. Denn wie sollte Spanien mit seiner völlig geschwächten Seemacht, wie sollten die Hanseſtädte ohne ein einziges Kriegsschiff, wie sollte der Kaiser, der nicht einmal einen Kauffahrer auf dem Meere besaß, einen so gewaltsamen Beschluß gegen Englands, Hollands, Schwedens, Dänemarks Flotten behaupten? Wallenstein unterstützte diese Unterhandlung anfangs aufs nachdrücklichste, woraus man wohl mit Recht schließen dürfte, daß er das eigentliche Triebrad in der ganzen Sache war. Bald begann der König von Dänemark unruhig zu werden; er fürchtete, ein solches Bündniß zwischen den beiden Linien von Habsburg und der teutschen Hanse möchte dem Handel seiner Unterthanen den größten Abbruch thun und die Hauptquellen seines Einkommens verstopfen. Er knüpfte daher insgeheim mit dem Herzoge von Friedland Unterhandlungen an, und ließ ihm sagen, daß er erbötig sey, die Meklenburger aufzuopfern, wenn nur die Lübecker Anträge krebsgängig würden. Dieß war es, was Wallenstein gewollt hatte. Plötzlich änderte er den Ton und schrieb an den Kaiser: »Wenn Ihre Majestät nicht den Grafen von Schwarzenberg von dem Handel zu Lübeck abrufen, so werde ich nicht mehr zum Heere abgehen.« Eine solche hochfahrende Sprache erlaubte er sich gegen den Wiener Hof. Wirklich wurde

Schwarzenberg schnell zurückgerufen und das ganze Geschäft abgebrochen. Ohnedieß hätten sich die vorsichtigen Hanseſtädter in eine so bedenkliche Sache nicht eingelassen.

Dieser Kunstgriff besiegte den Widerwillen Christians IV. und bahnte am meisten dem Lübecker Frieden den Weg. Auch ausserdem hätte Wallenstein seinen Gegner zu diesem Entschlusse genöthigt, denn bereits war noch ein drittes Mittel angewandt. Norwegen sollte dem Könige entrissen werden, wenn er nicht nachgab, und zwar durch Niemand anders, als durch Gustav Adolph; seit längerer Zeit wurde hierüber unterhandelt. Doch hievon werden wir gleich berichten. Die lezten Bedenklichkeiten Christians IV. gegen den Lübecker Frieden überwand endlich Wallenstein, wenn man schwedischen Quellen trauen darf, *) dadurch, daß er dem Sohne des Königs, Prinz Ulrich seine einzige Erbtochter mit einem großen Heirathsgute zur Gemahlin zu geben versprach. Sicherlich war dieser Antrag, auch wenn er geschah, nicht aufrichtig gemeint, wie denn nachher nie wieder von einer solchen Heirath die Rede ist. So wurde der König von Dänemark zulezt genöthigt, eine Maßregel zu ergreifen, gegen die sich sein eigenes Gefühl lange gesträubt hatte. Man mag ihn tadeln, daß er die Herzoge von Meklenburg wie den abgesezten Churfürsten von der Pfalz dem Sieger opferte. Allein aus seinen an Teutschland gränzenden Provinzen mit Waffengewalt verjagt, mit Aufruhr auf dem Inselreiche bedroht, und in Gefahr gesezt, auch Norwegen vollends zu verlieren, was konnte er anders thun, als einen Frieden annehmen, der ihm, wenn auch auf Kosten der Ehre, den ruhigen Besiz seiner Länder wieder verbürgte? Unter gleichen Umständen hätte jeder Fürst ebenso gehandelt.

Nächst dem Könige von Dänemark, stand Gustav Adolph den ehrgeizigen Absichten Wallensteins auf Meklenburg am meisten im Wege. Auch mit diesem Monarchen wurde deßhalb unterhandelt. Allem Anschein nach war es Gustav Adolph, der die ersten Anträge machte. Unter dem 21. November schreibt nämlich Wallenstein an Arnim: »Aus des Herrn leztem

*) Arkenholz, nach dessen, aus dem schwedischen Archive gesammelten handschriftlichen Nachrichten Mauvillon seine Geschichte des Königs Gustav Adolph schrieb, behauptet dieß.

Schreiben ersehe ich, daß der König von Schweden damit umgeht, ein Bündniß mit dem Kaiser zu machen. Nun ist solches schon im vorigen Jahre durch den Obersten Fahrenbach vorgeschlagen worden, warum aber nicht weiter unterhandelt wurde, weiß ich nicht. Meine Meinung ist, daß man mit ihm sich in alle Wege einlassen sollte. Den Gegenstand des Antrags berührt Wallenstein gleich in den nächsten Worten des Briefs: »Der Schwede will Dänemark auf der andern Seite angreifen, und die zu Dänemark gehörigen Oerter, so an Schweden stoßen, einnehmen, wie auch Norwegen. Ich vermeine, daß der Kaiser keine Schwierigkeit machen, und den Frieden zwischen Polen und Schweden zu Stande bringen wird.« »Denn,« fährt Wallenstein einige Sätze weiter unten fort, »Seine Majestät kann es Gewissenshalber als höchstes Haupt der Christenheit nicht dulden, daß in dem nächst an uns gränzenden Königreich (Polen) ein solcher Krieg länger daure, in welchen Türken, Tartaren, Moskowiter und andere die Ruhe der Christenheit störende Leute hineingezogen werden.« Die Unterhandlungen wurden den ganzen Winter 1627 fortgesezt, und Wallenstein dringt sehr darauf, daß man vorwärts komme. So schreibt er unter dem 24. November an Arnim, »der Herr sehe auf alle Weise, daß die Sache mit dem Schweden kann angestellt werden. — Den Schweden will ich gerne zum Freunde haben, aber nur daß er nicht zu mächtig wird, denn amor et dominium non patitur socium, *) doch die Unterhandlung muß in allweg gehen.« Am folgenden Tage schreibt er schon wieder an denselben: »Was den schwedischen Handel anbetrifft, so sehe der Herr, daß die Sache vorwärts rückt, und berichte mir darüber aufs eheste. Heute schreibe ich Ihrer kaiserlichen Majestät, daß der Schwede mit uns zu traktiren angefangen, und daß ich ihn aufgefordert habe, billige Bedingungen vorzuschlagen.«

Diese Unterhandlungen waren jedoch von beiden Theilen nicht aufrichtig gemeint; jeder suchte den andern hinters Licht zu führen. Wallenstein spricht sich offen darüber gegen Arnim aus. Unter dem 30. Nov. schreibt er an ihn: »Der Schwede sucht unsere Freundschaft nicht aus redlicher Absicht, sondern nothgedrungen, daher müssen wir ihn mit schönen Worten bedienen, denn an den

*) Lateinisches Sprichwort: Liebe und Herrschaft duldet keine Nebenbuhler.

Werken zweifle ich, daß er sich hoch um uns annehmen wird.« Diese Gesinnung bekräftigt er durch die That, denn in derselben Zeit und in denselben Briefen, wo er Arnim treibt, die Unterhandlungen mit Gustav Adolph in guten Gang zu bringen, befiehlt er seinem Unterfeldherrn, die schwedische Flotte im Sunde zu verbrennen: »Die schwedischen Schiffe müssen auf den einen Weg oder den andern im Rauch aufgehen.« Und unter dem 26. November: »der Herr sehe, daß die schwedischen Schiffe sofort verbrannt werden, denn je ärmer der Schwede und je kraftloser er ist, desto besser für uns; doch muß die Unterhandlung fortbetrieben werden, wobei jedoch immer zu bedenken: Trau, schau, Wem?« Bei dieser feindseligen Gesinnung des Herzogs versteht es sich von selbst, daß der Vorschlag, die Eroberung Norwegens den Schweden zu überlassen, auf Betrug hinauslief. Welch ein gutmüthiger Thor wäre er auch gewesen, wenn er einen Gegner, dessen hohen Karakter Wallenstein selbst, wiewohl widerstrebend, anerkannte, zu einer überauswichtigen Gebietsvergrößerung eingeladen hätte. Wallenstein konnte also nur die Absicht haben, durch jenen Vorschlag den König von Dänemark zu schrecken, und zum angebotenen Frieden geneigter zu machen, was er auch allem Anschein nach erreichte.

Ebenso wenig aufrichtig war die Sache von Gustav Adolph gemeint. Dieser Fürst hatte die nichtswürdigen Fehden mit Polen, wie wir wissen, längst von Herzen satt, und strebte nach höhern Dingen; er hoffte nun, auf dem angezeigten Wege, durch Vermittlung des Kaisers, von Sigismund los zu werden. Dieß war der wahre und einzige Grund, warum er mit den Kaiserlichen unterhandelte, und Miene machte, über die Dänen herfallen zu wollen. Wallenstein merkte diese Absicht vollkommen. »Ich sehe wohl,« schrieb er am 26. Novbr. an Arnim, »daß der Schwede eine Zwickmühle haben will.« Dennoch ließ sich der Kaiser tiefer ein, als es dem Friedländer lieb war. In dem ebengenannten Briefe sagt er daher: »Aus der Beilage kann der Herr ersehen, was mir Ihre Majestät schreibt wegen der Friedensunterhandlungen, so zwischen den Polen und Schweden vorgehen. Ich wollte, daß man es nicht gethan hätte, aber unsere Herrn bei Hofe sind eben gar zu furchtsam.« Wir haben hier den wahren Grund, warum die Friedensgeschäfte im Herbste des Jahrs 1627

eifriger als sonst in Polen betrieben wurden. *) Indeß kam doch kein Vergleich zu Stande. Was den Plan auf Norwegen betrifft, so kann Gustav Adolph, so eroberungssüchtig er auch war, doch nie im Ernste daran gedacht haben. Unwiederbringbar mußte er sonst auf seinen Lieblingswunsch, auf die Einmischung in die teutschen Angelegenheiten verzichten. Denn sobald Gustav gegen Dänemark einen so durchaus ungerechten Krieg erhob, hätte Christian IV. auf der Stelle mit dem Kaiser Frieden geschlossen, und wäre sicherlich von diesem aufs kräftigste unterstüzt worden, wodurch ein unabsehbarer Kampf im Norden entstehen mußte, der Dänemark so gut wie Schweden auf immer verhinderte, sich je in die teutschen Händel zu mischen. In der That konnte Gustav dem Friedländer keinen größern Dienst erweisen, als wenn er einen Einfall nach Norwegen machte; in diesem Falle hätte Wallenstein nicht nöthig gehabt, Meuchelmörder wider ihn zu dingen. Welche Thorheit wäre es auch gewesen, einen Nachbar, wie Dänemark, von einem Stärkern verschlingen zu lassen! Wollte Gott, Teutschland hätte nie stärkere Nachbarn gehabt, als die Dänen, dann stünde es ganz anders um das heil. römische Reich! Die ganze Unterhandlung mit dem Schweden war also ein Versuch zweier schlauen Gegner, sich gegenseitig zu täuschen, wobei nur Wallenstein, wenigstens in Bezug auf Dänemark seine Absicht erreichte.

Noch müssen wir berichten, wie er sich die Erbfürsten selbst, die beraubt wurden, vom Halse schaffte. Eine so tiefe Achtung für gesezliche Formen, diese Moral des Weltverkehrs ist in die menschliche Brust geprägt, daß Wallenstein selbst für den Raub Meklenburgs einen Schein des Rechts erkünsteln wollte. Nachdem er die Erbherzoge beim ersten Einmarsch in ihr Land »seine lieben Oheime« genannt, nachdem er ihnen die tröstlichsten Versicherungen wegen ihres Eigenthums gegeben, ändert er den Ton, sobald er die hauptsächlichsten Plätze des Landes in seiner Gewalt weiß. Jezt sucht er einen Vorwand, und spricht in einem Briefe an Arnim »von seltsamen Praktiken, hinter die er gekommen.« Dieß war erlogen, denn in einem der folgenden Schreiben ermahnt er Arnim, »sich fleißig zu erkundigen, wie sich die Herzoge verhalten,« besonders befiehlt er ihm, »auf des ältern Herzogs

*) Siehe oben Seite 258 und folgende.

(Adolph Friedrich) Anschläge fleißig Acht zu geben, und darüber zu berichten, denn er hätte es wohl verdienet, daß er gestraft werde.« Weiter fügt er hinzu, »ich bitte, der Herr merke sich alle die Stückle, so der ältere Herzog von Mechelburg gethan hat, denn ich sehe, daß er nicht gut thun will.« Als diese Mittel nichts nützten, ging er einen Schritt weiter, und suchte die Herzoge zu bewegen, daß sie nach Schweden flüchteten, um sie nachher als Reichsverräther anklagen zu können. Unter dem 16. Nov. 1627 schrieb er an Arnim: »will der ältere und auch der jüngere Herzog von Mechelburg seinen Weg nach Schweden nehmen, so thue der Herr allen Vorschub dazu, er würde mir einen großen Dienst leisten.« Noch mehreremale wiederholt er später diese Vorschrift. Durch den Machtspruch des Kaisers ihrer Lande verlustig erklärt, mußten die Erbfürsten endlich fliehen. Sie begaben sich, da Niemand im Reiche ihnen Schutz gewährte, zu Gustav Adolph nach Schweden. Nach ihrer Abreise begingen sie die Schwachheit, an die öffentliche Meinung von Teutschland zu apelliren, indem sie in einer gedruckten Schutzschrift beweisen ließen, daß sie ihres Herzogthums nicht hätten beraubt werden sollen. Armseliges Trostmittel! Hat es im heiligen römischen Reiche je eine öffentliche Meinung in politischen Dingen gegeben? Eine solche Stimme kann in Ländern nicht aufkommen, wo die verschiedenartigsten Interessen sich durchkreuzen, wo eine Faust wider die andere gerichtet ist; sie existirt bloß in wohlorganisirten größeren Staatskörpern, unter Nationen, die soweit in ihrer Entwicklung gekommen sind, daß Rücksichten auf das öffentliche allgemeine Wohl den Privatnutzen einzelner Menschen und Stände überwiegen.

Auf solchen krummen Wegen mußte sich Wallenstein von Danemark, von Schweden, von den Jesuiten, endlich vom Kaiser selbst sein neues Herzogthum theils ertrotzen, theils erschleichen. Und doch handelte er bei dieser Sache ganz im wahren Interesse des Kaisers. Wir müssen dieß jezt beweisen. Die friedländische Erwerbung Meklenburgs war bloß der Grundstein eines großartigen politischen Gebäudes, welches in weitem Umkreise nach ähnlichen Grundsätzen fortgeführt werden sollte. Der kaiserliche Feldhauptmann hatte den Plan gefaßt, sämmtliche niederteutsche Reichsfürsten gewaltsam zu verdrängen, eine neue Militäraristokratie an ihre Stelle zu setzen, hierauf den hohen Erbadel des mittleren und südlichen

Teutschlands in die Mitte zu nehmen zwischen die neuen Emporkömmlinge und den Kaiser, und so den leztern, natürlich stets unter Wallensteins eigener Mitwirkung, zum alleinigen Herrn Teutschlands und folglich auch unser durch eine schlechte Constitution zerrissenes Volk zu einer kompakten Nation zu machen. Die fähigsten Häupter des kaiserlichen und ligistischen Heeres sollten als Bausteine dieses stolzen Gebäudes dienen, vor allen Tilly und Pappenheim. Wie dem Friedländer Meklenburg zu Theil ward, so sollte jener zum Herzoge von Calenberg, dieser zum Fürsten von Wolfenbüttel erhoben werden.

Als nächstes Opfer war der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ausersehen. Schon früher hatte der Kaiser beschlossen, daß diesem Fürsten seine Länder, als Reichsverräther genommen werden sollten, aber der Churfürst von Bayern trat damals dazwischen, und beauftragte Tilly, nach der Schlacht von Lutter einen Vertrag mit Friedrich Ulrich abzuschließen, wie oben erzählt wurde.*) Auf Wallensteins Antrieb wurde der Versuch jezt kraftvoller als früher erneuert. Graf Pappenheim war nach der Eroberung Wolfenbüttels in dieser Stadt geblieben, wo er auch den Herzog Ulrich zurückhielt und wie einen Gefangenen behandelte. In der Absicht, die Absetzung des Herzogs einzuleiten, beauftragte Wallenstein den Grafen, sowohl über die Untüchtigkeit Friedrich Ulrichs zum Regenten im Allgemeinen, als auch über seine früheren politischen Sünden eine Untersuchung an Ort und Stelle einzuleiten. Mit einem Eifer, der wohl verrieth, daß sein persönliches Interesse dabei im Spiele war, vollstreckte Pappenheim diesen Auftrag, durchsuchte, um Beweise aufzufinden, das Wolfenbüttler Archiv, ließ die Räthe und die Dienerschaft des Herzogs über das politische Betragen ihres Gebieters verhören, belohnte die Untreue derjenigen, welche gegen Friedrich Ulrich aussagten, und sezte solche ab, die ihren Herrn nicht blosstellen wollten. Nachdem die Voruntersuchung in Wolfenbüttel beendigt war, wurden drei der ehemals vertrautesten Räthe Friedrich Ulrichs, die man durch Furcht und Hoffnung zu willigen Werkzeugen gemacht, nach Güstrow ins wallensteinische Hauptquartier geschickt, um dort über ihren Herrn eidlich vernommen zu werden. Pappenheim begab

*) Siehe Seite 525 dieses Werks.

sich ebenfalls dahin, das Verhör wurde unter Beobachtung aller gesetzlichen Formen angestellt. Pappenheim führte den Vorsitz. Um den Braunschweiger Fürsten stürzen zu können, genügte der Beweis, daß er vor der Schlacht bei Lutter feindselig gegen den Kaiser gehandelt keineswegs, denn diese alte Vergehungen waren durch den Vertrag mit Tilly gedeckt und vergeben; es mußte nachgewiesen werden, daß er nachher, als er sich dem Kaiser bereits unterworfen, mit geheimen Praktiken umgegangen sey. So leicht auch ersteres dargethan werden konnte, so sehr fehlte für die zweite Anklage, trotz aller angewandten Mittel, jede Begründung: dieß ist auch ganz natürlich. So wenig sich ein Lamm gegen den Löwen zur Wehre setzt, ebenso wenig hatte der arme, eingeschüchterte Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, nach der dänischen Niederlage, etwas gegen den Kaiser oder Tilly gewagt. Nichts destoweniger schickte Wallenstein, nach Abschluß der Untersuchung, den Grafen von Pappenheim nebst demjenigen von den drei Räthen, der am meisten wider seinen ehemaligen Herrn ausgesagt, an den kaiserlichen Hof nach Wien. Der Proceß wurde dort dem Reichshofrath übergeben, aber Wallenstein machte von Neuem die Erfahrung, daß dieses hohe Tribunal unter ganz andern Einflüssen handle, als ihm lieb war. Die Anklage besagte in sieben Artikeln: »daß Herzog Friedrich Ulrich den abgesetzten Pfälzer (Friedrich V.) freundlich aufgenommen, daß er sich mit seinem Bruder Christian (dem Halberstädter) in hochverrätherische Verbindungen eingelassen, daß er mit den übrigen Feind des Kaisers gemeinschaftliche Sache gemacht, mit dem Mannsfelder sich verschworen, mit dem Kaiser nur zum Schein unterhandelt habe, und gegen Tilly und den Herzog von Friedland feindselig verfahren sey.« Auf diese Klagepunkte gab der Reichshofrath folgenden Bescheid: »da es erwiesen sey, daß der Herzog Friedrich Ulrich allezeit der kaiserlichen Majestät zuwidergehandelt habe, auch der niedersächsischen Kriegsunruhen und Empörung hauptsächlichster Stifter und Urheber gewesen sey, so könne besagter Herzog und sein ganzes fürstliches Haus leicht erachten, daß Ihre kaiserliche Majestät sich weder an den Tilly'schen Vertrag, noch an das später erfolgte kaiserliche Versprechen der Gnade zu halten brauche, sondern deßungeachtet von Rechtswegen weiter gehen, und sich zum Schadenersatz an allen braunschweigisch-wolfenbüttelschen Landen erholen dürfe.

Gleichwohl wolle Seine kaiserliche Majestät es noch zur Zeit bei bereits geschehener Einziehung etlicher Herrschaften, und neulichst ergangener Anweisung zu Gunsten Tillys bewenden lassen, indem sie die Hoffnung hege, daß der Herzog Friedrich Ulrich die hohe kaiserliche Gnade nach Gebühr anerkennen, und noch weiter darauf sehen werde, wie er sich mit kaiserlicher Majestät vollends aussöhne.«

Jene Herrschaften, von denen hier die Rede ist, waren schon früher als Nachlaß des geächteten Halberstädters eingezogen und vom Kaiser verschenkt worden, worüber wir weiter unten berichten werden. Wallenstein hatte eine ganz anderes Erkenntniß erwartet, ein solches, das ihn in Stand gesezt hätte, die wolfenbüttelschen Erblande an Tilly und Pappenheim auf dieselbe Weise zu übertragen, wie er selbst Meklenburg bekommen. In der That war dieser Spruch des Reichhofraths in mehr als einer Beziehung höchst seltsam; er war ungesetzlich, denn was soll man von einem Tribunale denken, das die Thatsache des Verbrechens bejaht, aber seine rechtliche Folge, die Bestrafung verneint; er war sehr unpolitisch, denn auf welcher schwachen Grundlage ruhte die Belehnung Wallensteins mit Meklenburg, wenn der Herzog von Wolfenbüttel, bei gleicher Vergehung frei ausging? es war eine elende Achselträgerei, denn wenn die Richter als Ehrenmänner handeln wollten, mußten sie den Braunschweiger ganz freisprechen, weil er nach dem Vertrage mit Tilly Nichts gegen das Oberhaupt des Reiches unternommen; wollten sie dagegen auf Kosten ihres richterlichen Gewissens nur ihrer Ergebenheit gegen den Kaiser und sein Interesse Gehör geben, so mußten sie den Herzog verdammen. Bestechung — denn mit Gold sezte man damals in Wien alles durch — und Neid gegen den Friedländer war dabei im Spiele. Daß die Richter ein Vergehen Friedrich Ulrichs anerkannten, geschah aus Rücksicht auf des Kaisers Interesse, und um ihre Ergebenheit zu beurkunden; daß sie aber die Strafe aufhoben, dieß hatte Friedrich Ulrich nicht dem Rechtsgefühl seiner Richter, sondern der Politik des Churfürsten von Bayern und dem Gelde seines lüneburgischen Vetters, des Herzogs Georg zu danken. Als nämlich der leztere den Preis seines Uebertritts zu der kaiserlichen Parthie, das Erbe des kinderlosen Friedrich Ulrich in so großer Gefahr sah, war er nach Wien geeilt, und hatte seine Schätze dort am gehörigen Orte

anzubringen gewußt. Der Churfürst von Bayern seiner Seits ging offen mit der Sprache gegen den Kaiser heraus. Während der ganze Handel noch schwebte, schrieb er unter dem 12. April 1629 an Ferdinand: »ich lebe der Zuversicht und Hoffnung, Seine kaiserliche Majestät werde weder dazu geneigt seyn, noch gestatten, daß dergleichen nachdenkliche und gefährliche Processe wider vornehme Teutsche Fürstlichen Geblüts entsprossene Stände des Reichs angestellt werden; — mein Gesuch ist, daß die wider den Herzog Friedrich Ulrich geführten Anklagen niedergeschlagen und daß derselbe bei Leut und Landen geschüzt werde, auch in seiner landesherrlichen Regierung keine Beeinträchtigung erfahren möge.«

Schon stand damals Churfürst Maximilian I. mit dem Cardinal Richelieu in geheimen Unterhandlungen wider Habsburg, was der Kaiser wohl wußte. Um so mehr mußte Ferdinand II. auf solche Abmahnungen achten, die vielleicht einen sehr gefährlichen Rückhalt hatten. Der Ausdruck »Fürstlichen Geblüts Entsprossene« war übrigens, wie man wohl sieht, ein Seitenhieb gegen Wallenstein, welchen der stolze Bayerfürst, obwohl er gefürstet und hoher Lehensträger des Reiches war, nie und nimmermehr als Seinesgleichen anerkennen wollte. Noch viel stärker sprach sich Maximilians Zorn über den friedländischen Plan in einem Briefe aus, den er unter demselben Datum an seinen Obersten Pappenheim erließ. Im Tone eines beleidigten Gebieters verweist er dem Grafen aufs nachdrücklichste, »daß er sich erkühnt habe, aus fremdem Auftrage wider einen solchen vornehmen Fürsten des Reichs eine Untersuchung anzustellen, und einen hochbeschwerlichen Proceß wider ihn und seine Dienerschaft einzuleiten, — Pappenheim habe, wenn ihm ein solcher Auftrag ertheilt worden sey, denselben nicht ohne sein Vorwissen und ohne seine Befehle übernehmen dürfen; — habt ihr ihn dennoch angenommen, so sollt ihr euch dessen sogleich entschlagen. Wir befehlen Euch hiermit, ihr sollt weder am kaiserlichen Hofe noch anderswo, weder aus eigenem Antriebe, noch aus Auftrag Anderer Euch unterstehen, den Herzog Friedrich Ulrich oder seine Diener in irgend einer Weise zu verkleinern, oder in Schaden und Ungnade zu bringen, u. s. w.«

Der Krieg zwischen dem Churfürsten und dem Friedländer war nun offen erklärt, freilich ohne daß Lezterer sich vor einem so mächtigen Gegner gefürchtet hätte. Doch mußte Wallenstein

unter diesen Umständen vorerst auf die Erhebung Pappenheims zum Herzog von Wolfenbüttel verzichten. Aber er war nicht der Mann einen Plan so leichten Kaufes aufzugeben. Hatte es ihm mit Pappenheim nicht sogleich geglückt, so sollte wenigstens Tilly auf Kosten der alten Reichsgeschlechter zum Fürsten gemacht, und dadurch zugleich von Churbayern losgerissen werden. Mit größter Schlauheit wußte es Wallenstein so einzuleiten, daß der Herzog von Wolfenbüttel dennoch, trotz obigem reichshofräthlichen Edikt das Opfer werden mußte. Der Kaiser schuldete Tilly für seine großen Dienste bedeutende Summen, aber er hatte eine leere Kasse, die Frage war also, wie Tilly zu befriedigen? Wallenstein fand in der Person Friedrich Ulrichs einen Zähler, und zwar auf eine Weise, gegen die sich Nichts einwenden ließ, obgleich der Herzog durch diese Unterschiebung eines Dritten nicht bloß der Kasse des Kaisers einen neuen Dienst erwies, sondern auch seinen gefährlichen Plan förderte. König Christian IV. von Dänemark hatte dem Herzog von Wolfenbüttel gegen Verpfändung des Amtes Syke 300,000 Reichsthaler geliehen. Wallenstein wußte nun den König zu bewegen, daß er diese Schuldforderung im Lübecker Frieden an den Kaiser abtrat; ebenfalls auf des Friedländers Betreiben schenkte sie Ferdinand an Tilly, nachdem er die Summe zuvor um weitere 100,000 Thaler erhöht, die der kaiserliche Schatz als Rest seines Guthabens an den Nachlaß des geächteten Halberstädters von Friedrich Ulrich ansprach. Wie man sich denken kann, war es Wallensteins Absicht, daß diese Schuld nicht in Geld, sondern durch Abtretung von Land und Leuten getilgt werden sollte. Ohnedieß machte die fürchterliche Verarmung des braunschweigischen Gebiets eine solche Ausgleichung beinahe nothwendig. Der Herzog von Friedland lud Tilly wegen dieser Sache zu einer Unterredung nach Güstrow ein, wohin sich der bayrische General auch begab. Allein so glänzend die Anerbietungen waren, die man ihm dort machte, Tilly scheint nicht recht darauf eingegangen zu seyn. Was teutsche Schriftsteller auch von der Heimtücke und andern schlimmen Eigenschaften dieses berühmten Heerführers gefabelt haben mögen: Tilly war ein Ehrenmann, und besonders von ganzem Herzen seinem Gebieter, dem Churfürsten von Bayern ergeben. Eine seltne Uneigennützigkeit zeichnete ihn aus, wie sein Nachlaß beweist. Der Besieger so vieler Städte

und Provinzen hinterließ nicht mehr als 60,000 Thaler, meist Geschenke seines Gebieters, die er überdieß seinen treuen Wallonen vermachte. Tilly zeigte sich sehr nachgiebig gegen den unglücklichen Herzog von Wolfenbüttel. Unter Vermittlung des Kaisers wurde am 14. Oktober 1629 ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen die beiden Landestheile des braunschweigischen Gebiets, Calenberg und Wolfenbüttel baar 200,000 Thaler zu bezahlen sich verpflichteten, als Pfand für die andere Hälfte seiner Forderung, sollte der bayrische General die Aemter Stolzenau, Syke und Steierberg besetzen.

Auch diese Abfindung bewirkte der Einfluß des Churfürsten von Bayern. Derselbe hatte auch in der That guten Grund so zu handeln. Wenn der wallensteinische Plan, die rebellischen Reichsgeschlechter aus ihrem Eigenthum zu vertreiben, nur einigermaßen glückte, so war bald keine Fürstenkrone, kein Churhut, auch der bayrische, mehr sicher, und Alles mußte sich als Unterthan unter die kaiserliche Gewalt beugen. Wallenstein hatte den einzigen möglichen Weg eingeschlagen, wodurch der Kaiser unter den damaligen Umständen, ja vielleicht unter allen denkbaren, zum alleinigen Herrn von Teutschland gemacht, und unsere alte aristokratische Verfassung in eine monarchische umgewandelt werden konnte. Das erste und wesentlichste Mittel, um eroberte Länder zu behaupten sind Garnisonen, die man in alle feste Plätze hineinwirft, und auch nach abgeschlossenem Frieden so lange darin läßt, bis die zweite Natur des Menschen, die Gewohnheit, das neuauferlegte Joch nicht mehr empfinden läßt. Solche Garnisonen setzen jedoch ein System von stehenden Heeren voraus; da aber dieses damals noch in der Kindheit war, so mußte auf ein Auskunftmittel gedacht werden; nun kennt die Geschichte kein anderes, als daß man glückliche Soldaten, die dem Eroberer treue Dienste geleistet haben, zu Lehensträgern der neuen Macht erwählt; diese sind zwar noch kein stehendes Heer, aber sie enthalten den Keim desselben, und sammeln im Fall der Noth sogleich einen Haufen alter Waffengenossen um sich. Folglich war schon durch diesen einen Punkt der friedländische Plan vorgezeichnet. Weiter kommen in Betracht die gesellschaftlichen Verhältnisse der eroberten Länder. Befindet sich in ihnen ein tüchtiger Mittelstand von kleinen Eigenthümern, und bildet derselbe das wichtigste und im Ganzen genommen mächtigste Element des besezten Gebiets, so

hat der Eroberer leichtes Spiel, denn er kann diesen ansehnlichsten Theil seiner neuen Unterthanen durch gute Einrichtungen und Gesetze, durch thatsächliche Verwirklichung der Vortheile, welche ein größerer Staatsverband vor kleineren voraus hat, für sich gewinnen; leicht und gerne gewöhnt sich der Bürger an einen neuen Herrn, so bald er einen günstigen Abstand zwischen Jezt und Ehemals gewahr wird. So wußte z. B. Preussen, die von Sachsen und Westphalen abgerissene Eroberungen bald mit den alten Besitzungen zusammen zu kitten. Hat aber das eroberte Land eine aristokratische Grundlage, sehen sich die ehemaligen Machthaber durch den neuen Besitzer, wie es kaum anders seyn kann, in ihren Interessen verlezt, so wird eine bleibende, durch keine Empörung unterbrochene Besiznahme nur dadurch möglich, daß man die alten Geschlechter vertreibt, und eine neue, in das Interesse des Eroberers verflochtene Aristokratie an ihre Stelle sezt. Zu diesem Mittel sehen sich z. B. in unsern Tagen die Russen genöthigt, um Polen nach so vielen verunglückten Liebesversuchen behaupten zu können. Daß sie ein solches System nicht durchführten, liegt gewiß nicht an ihrer eigenen Großmuth, sondern wohl an dem stärkeren Willen Anderer, die es nicht für gerathen halten, die Russen für immer im Besize Polens zu sehen. Hat nicht der große Eroberer des neunzehnten Jahrhunderts zulezt eben diesen Weg eingeschlagen? Seine Garden, seine zahllosen Legionen stehender Soldaten waren ihm nicht genug, er ahmte im neuen Frankreich das Mittelalter nach, er machte seine Marschälle zu europäischen Lehenherzogen, damit die Weltmonarchie, nach der er strebte, an das Interesse von tausend verschiedenen Betheiligten gekettet wäre. Das Lehenwesen ist das nothwendige System erobernder Völker; die Gewalt der Umstände führte die alten Germanen darauf, selbst bei den Römern findet sich der Keim davon, trotz ihres höchst ausgebildeten Instituts stehender Heere. Was waren die Militärkolonien anderes, als eine Lehensverfassung unter veränderter Gestalt? und vollends in ihrem bedrohtesten Grenzgebiete, am Neckar und am Rhein, findet man noch täglich auf steinernen Inschriften neue Spuren eines ächten Lehenwesens.

Unbedeutend scheint freilich der Anfang einer solchen Umwälzung selbst dann, wenn die wolfenbüttelschen Länder wirklich dasselbe Schicksal erfahren hätten, wie Meklenburg. Denn möchte man sagen, was wollen Meklenburg, was die

Fürstenthümer Wolfenbüttel und Calenberg auch in den Händen von kaiserlichen Unterthanen bedeuten, gegen die übrigen ungeheuren Besitzthümer der alten Aristokratie, die vom gemeinsamen Instinkt der Selbsterhaltung getrieben, nothwendig gegen die Eindringlinge Front machen mußte. Dieß ist wohl wahr, aber jene Vertreibung von zweien Gliedern des alten Adels war auch nur der Anfang zu weiteren Gewaltschritten derselben Art. Die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit zwang Wallenstein, immer mehr Reichsfürsten zu stürzen; denn sonst konnte er sein Herzogthum Meklenburg nicht in Ruhe behalten. Schon als die gerichtliche Untersuchung gegen Friedrich Ulrich eingeleitet wurde, hatte sich der Friedländer alle Mühe gegeben, auch den Herzog von Celle, also den politischen Gegner des Wolfenbüttler Fürsten, in denselben Proceß zu verwickeln. Wirklich war gegen den Herzog von Celle gerichtlich ausgesagt worden, der König von Dänemark habe in Wolfenbüttel mehrmals geäussert, »ich bin nur durch die wiederholten Klagen des Herzogs Christian von Celle über die Bedrückungen Tillys, bewogen worden, mit bewaffneter Hand in Niedersachsen einzufallen.« Es lag nicht an Wallenstein, daß keine belastendere Zeugnisse erhoben werden konnten! Die Reihe wäre zunächst an Pommern und Hessen gekommen. Kurz es war sein Plan, sämmtliche nördliche Gränzmarken Teutschlands mit einer neuen Militäraristokratie zu besetzen, und dann die Mitte und den Süden Germaniens, Brandenburg, Sachsen, Thüringen, Schwaben, Bayern zwischen zwei Feuer, zwischen die kaiserliche Erbmacht und jene Emporkömmlinge zu werfen, um die alten Geschlechter vollends gewaltsam zu erdrücken. So lange Wallenstein im Commando blieb, gingen alle seine Bestrebungen dahin, Schuldige zu finden, oder zu machen, selbst nach seiner Absetzung befolgte die Parthei am Hofe, welche es mit ihm hielt, diese fürchterliche, aber nothwendig gewordene Politik. Dabei darf man nicht übersehen, daß schon jener erste Versuch fast eben so sehr gegen den mächtigsten Großen Teutschlands, gegen den bayrischen Churfürsten gerichtet war, als gegen Friedrich Ulrich selbst. Nicht unter seinen eigenen trefflichen Generalen suchte Wallenstein die Männer, welche auf Fürstenstühle erhoben werden sollten, nicht Arnim, sonst in allen Dingen sein geheimster Vertrauter ward erwählt, sondern Tilly und Pappenheim waren die Erkornen, beide die besten bayrischen Offiziere, jener der Kopf,

dieser die rechte Hand des Churfürsten. Ueberdieß hatte Wallenstein in der Wahl des Ersteren seine eigene Eifersucht gegen Tilly besiegt. Offen lag daher seine Absicht, von dem Bayerfürsten seine treuesten Diener abwendig zu machen. Wenn dieß gelang, so war Maximilian I. nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft bedroht. Denn welch schlimme Lehre für die Nachfolger jener beiden Generale im bayrischen Commando, wenn sie an dem glänzenden Beispiel ihrer zu Fürsten erhobenen Vorgänger ersahen, daß sie selbst durch große Thaten noch höhern Lohn erwerben könnten, als ihnen die Gnade ihres Gebieters, des Churfürsten, ertheilen mochte. Zwar Tillys Redlichkeit widerstand der schweren Versuchung, aber Pappenheim warf sich seit dieser Zeit, obwohl des verheißenen Fürstenthums nicht theilhaftig geworden, in Wallensteins Arme, wovon nicht bloß gereizter Eigennutz der Grund gewesen seyn mag. Pappenheim, eine kühne feurige Seele, der beste Degen im teutschen Heere, von der Natur zum Commando gestempelt, der Vorderste in der Schlacht, der Lezte beim Rückzuge, unter den Tapfersten der Tapferste, ein Mann, den der beste Kampfrichter, Gustav Adolph vorzugsweise nur den Soldaten nannte, hatte von der gütigen Natur auch den Vorzug erhalten, daß er einen Höhern neben sich dulden, daß er sich vor Wallensteins ausserordentlichen Talenten beugen konnte. Der Friedländer zog ihn in seinen Kreis, und weihte ihn in das Geheimniß seiner Plane ein, auf die der Graf mit ganzem Herzen einging. Pappenheim gehörte dem niedern unbegüterten Adel an, unter dessen Mitgliedern, wie bei den Hutten, Berlichingen, Sickingen, die Achtung vor dem teutschen Namen noch nicht durch ererbte Ehrsucht erstickt war. Monarchischen Geistes, wie alle ausgezeichneten Neueren, wollte er die Majestät des Kaiserreichs, neben welchem die alte Reichsaristokratie nie und nimmermehr Raum hatte, wiederherstellen helfen. Daher seine glühende Feindschaft gegen Gustav Adolph, in welchem er nicht bloß den Gegner seines Glaubens, sondern auch, wiewohl fälschlich, den Beförderer der alten Verwirrung des Reiches haßte. Obgleich Pappenheim in bayrischen Diensten blieb, sah er doch Wallenstein als seinen wahren Gebieter an. Ihm berichtete er, auch nach seiner Absetzung, über alle Kriegsvorfälle, nicht anders, als wäre er sein Haupt, auch trug er nicht wenig

dazu bei, daß der Herzog im Jahr 1632 das Commando wieder übernahm.

Gegen unsere Behauptung, Wallenstein habe dem 30jährigen Kriege, der vorher für die Kirche geführt wurde, den kaiserlichen Karakter aufgedrückt, und den einzig möglichen Weg zur Wiederherstellung der Einheit des Reiches eingeschlagen, liegt ein Einwurf nahe, der historische Beleuchtung verdient. Man könnte nämlich sagen: leicht hätte Wallenstein sammt seinen Genossen, wenn sie sich erst ihrer neu erworbenen Fürstenthümer hinreichend versichert, gegen den Kaiser das alte Spiel der ehemaligen Aristokratie erneuern können, und so wäre es wieder dieselbe Fabel gewesen, nur unter veränderten Namen, nach völlig nuzloser Verschwendung von so viel Blut. Hierauf ist zu erwiedern: Wallenstein erhielt durch die Erwerbung Meklenburgs keine Macht, die sich mit der kaiserlichen im Geringsten messen konnte; hätte er die hier vorausgesezten Pläne gehegt, so würde er das an Meklenburg gränzende Gebiet der Welfen nicht für Andere, sondern für sich selbst gesucht haben. Gleicherweise war bei den beiden andern zur Erhebung in den Fürstenstand berufenen Generalen, dafür gesorgt, daß sie nur starke Diener des Kaisers, keine selbstständige Machthaber werden konnten. Nicht einmal die zwei Hälften der wolfenbüttelschen Lande sollten Tilly und Pappenheim bekommen. Denn schon vorher war ein guter Theil abgerissen. Noch ehe jene Unterhandlungen zum Sturz des wolfenbüttelschen Hauses gepflogen wurden, hatte der Kaiser drei Grafschaften als den Nachlaß des Halberstädter Christian an Günstlinge verschenkt. Die Grafschaft Hohenstein erhielt der kaiserliche Kämmerer und Geheimerath Graf Simon zu Thun, die Grafschaft Reinstein fiel dem Vetter des Friedländers, Maximilian von Waldstein zu. Die Grafschaft Blankenburg ward dem Grafen Julius von Merode zugesichert. Diese drei Herrn hatten nämlich dem Kaiser große Summen geliehen, die er jezt auf Kosten eines Dritten heimbezahlte. Unmöglich kann man hiebei die Absicht verkennen, daß die Beute in viele Theile zersplittert werden sollte. Auch darf man nicht vergessen, daß die drei leztern Edelleute, so gut wie Wallenstein, große Güter in den habsburgischen Erblanden besaßen, und folglich dem Kaiser ein sicheres Unterpfand ihrer Treue darboten. In Bezug auf Tilly kommt noch besonders in Betracht, daß er unverheirathet, kinderlos, und

damals schon ein Greis war. Wie leicht mochte also das ihm ertheilte Lehen an den Belehner wieder zurückfallen. Endlich wenn man dem Friedländer die Absicht unterlegt, seine große Stellung neben dem Kaiser zu verlassen, um als ein kleiner Herzog, wie die andern Mitglieder der alten Aristokratie wider Habsburg sich zu verschwören: so setzt man eine elende Verirrung des Ehrgeizes bei diesem gewaltigen Manne voraus, die laut des Zeugnisses der Geschichte selbst bei untergeordneten Geistern nie Statt fand. Man hat in Teutschland viele Beispiele erlebt, daß regierende Herrn in die Kriegsdienste eines mächtigern Mitstandes traten, weil sie größere Befriedigung darin fanden, Heere auch unter fremdem Banner zu kommandiren, als in der selbstständigen Regierung eines kleinen Gebiets; aber die entgegengesezte Erscheinung, daß große Heerführer ihr Commando mit einem kleinen Fürstenthume vertauscht hätten, wurde nie gesehen. Und war nicht Wallenstein, als kaiserlicher Feldhauptmann, die erste Person nach dem Kaiser, ja bei der Wichtigkeit Teutschlands im neuern Staatensystem, war er nicht das verkörperte Schicksal Europas? Welch ein tiefer Fall von solcher Höhe, zu der kümmerlichen Lage eines kleinen, noch dazu eingedrungenen, und überall verhaßten Reichsfürsten! Vollkommen gebahnt war dem Kaiserhause durch Wallensteins Maßregeln der Weg zur Alleinherrschaft in Teutschland, die vielleicht schon im Laufe einer einzigen Generation vollendet worden wäre. Denn die neue Militär-aristokratie, die gefürsteten Marschälle des teutschen Reichs, konnten sich nie dem Kaiser entziehen, nie auf Selbstständigkeit Anspruch machen, weil sich aus den alten vertriebenen Geschlechtern nothwendig eine Emigration bilden mußte, die ganz Europa in Bewegung gesezt hätte, um ihre Besizthümer wieder zu erlangen, aber eben dadurch zugleich die Emporkömmlinge gezwungen haben würde, sich auf Leben und Tod an den Kaiser anzuschließen, wodurch dieser sie, wenn nicht ein ganz unfähiger Thronfolger das kaiserliche Scepter in seine Hände bekam, schnell unter seine Gewalt bringen mußte. Die andere Frage, ob Wallenstein nach Vollendung seines Planes nicht am Ende selbst zum Verräther an seinem Gebieter geworden wäre, können wir erst später beantworten. Damals war es sicherlich ohne Hintergedanken seine ernstliche Absicht, den Kaiser zum Herrn Germaniens zu machen, nur sollte er selbst ausschließend das Werkzeug seyn; diese Bedingung behielt sich sein

Ehrgeiz vor. Auch machte er, seit Meklenburg sein war, kein Hehl mehr aus diesem Gedanken. Offen sprach er den furchtbaren Satz aus, daß es der teutschen Reichsaristokratie in die Ohren klingen sollte: »Man braucht keine Fürsten und Churfürsten mehr, es ist Zeit, denselben das Gasthütel abzuziehen; wie in Hispanien und Frankreich Ein König ist, also soll auch in Teutschland nur Ein Herr allein seyn.« Aber wer sollte es glauben, daß ihm dieser ächt gibellinische Grundsatz in Wien, von einer gewissen Parthei zum Vorwurf gemacht wurde. In dem oben angeführten Berichte der Mitglieder des Reichshofraths, die wider seine Erhebung zum Herzoge von Meklenburg stimmten, figurirt jene Aeusserung als einer der Hauptgründe, warum man Wallenstein, als einen Ruhestörer des Reichs, nicht mächtiger machen dürfe. Doch diese Abstimmung beweist nur, was man auch aus andern Gründen weiß, daß im Rathe des Kaisers Menschen mit und ohne Kapuze saßen, die es mit ihrem Gebieter nicht gut meinten. Sonst fand Wallensteins Behauptung, trotz aller Bigotterie, die in Wien herrschte, oder zur Schau getragen wurde, am kaiserlichen Hofe lebhaften Wiederhall. Es ist von glaubhaften Schriftstellern aufgezeichnet worden, daß der spanische Botschafter in Wien,*) der die geheimsten Plane des Hofes kannte, und dessen Monarch allerdings Ein Interesse mit dem Kaiser hatte, mehr als einmal die höchst kezerische Aeusserung sich entschlüpfen ließ: »die bischöfflichen Röcke in Teutschland sind zu lang, man muß sie beschneiden.« So gewiß ist es, daß Herrschsucht die größte Macht über Menschen ausübt, und daß sie alle andern Leidenschaften, selbst die Gewohnheit und die Furcht vor dem katholischen Fegfeuer und der Hölle überwindet.

Der wallensteinische Plan war indeß durch den wohlbegründeten Widerstand des Churfürsten von Bayern vorerst mißlungen, aber nur theilweise, oder vielmehr er war nun auf günstigere Gelegenheit verschoben. Denn so lange der Friedländer im Commando blieb, so lange er Meklenburg besaß, stand auch die Grundlage noch fest, auf welche dasselbe Gebäude später oder früher aufgeführt werden mußte, wie er denn auch mit bewunderungswürdiger Consequenz die Eine Aufgabe bis zu seinem lezten

*) Es war der Graf Onnate.

Hauche verfolgte. Da Maximilian I. ein gleich kluges Haupt war, und da weder Jener den Angriff, noch Dieser den Widerstand aufgab, so folgte aus diesem Verhältnisse jene unversöhnliche Feindschaft zwischen dem Herzog von Friedland und dem Churfürsten von Bayern, eine Feindschaft, die von nun an den Angel des 30jährigen Krieges bildet, und die mit dem Morde Wallensteins endete.

Wir kommen jezt an ein Ereigniß, das dem, was bisher erzählt wurde, zu widersprechen scheint, und doch aufs genaueste damit zusammenhängt. Der Churfürst von Bayern hatte seit dem Jahr 1620 Oberösterreich, kraft des Münchner Vertrags als Pfandschaft für die aufgewandten Kriegskosten, inne. Es ist oben erzählt worden, daß er gleich Anfangs die an ihn ergangene Aufforderung, den protestantischen Glauben im Lande ob der Ens auszurotten, aus finanziellen Rücksichten ablehnte. Aber je glücklicher die Wendung war, welche die östreichischen Angelegenheiten nahmen, desto mehr drang Ferdinand in den Churfürsten, seiner Gewissenspflicht, als treuer Sohn der römischen Kirche Genüge zu leisten. Sicherlich leitete den Kaiser bei dieser Sache nicht bloß Bigotterie, sondern noch vielmehr der geheime Wunsch, durch die Bedrückungen, ohne welche ein gewaltsamer Religionswechsel gar nicht ausgeführt werden konnte, den Pfandgläubiger möglichst verhaßt in dem Lande zu machen, das er nach der Absicht des Wienerhofs nur so kurz als möglich besitzen sollte. Maximilian I. konnte einem Verlangen, das so sehr mit seinen sonst zur Schau getragenen religiösen Ansichten übereinstimmte, und von dem ganzen Nimbus der päbstlichen Hierarchie umstrahlt war, nicht in die Länge widerstehen. Der Befehl, die Leute mit Gewalt katholisch zu machen, erging nach Linz an den bayrischen Statthalter Herbersdorf, der ihn mit barbarischer Härte vollstreckte. Schnell entwickelten sich die leicht vorauszusehenden Folgen. Zwar Anfangs schwieg und duldete das Volk, als man die lutherischen Prediger fortjagte, und die Protestanten mit Gewalt in die Kirchen zwängte; doch wie es auch bis zu Bluturtheilen kam, erhob sich plötzlich das ganze Land; Bürger und Bauern griefen zur Wehr. Der Statthalter wurde im Sommer 1626 geschlagen, und in Linz eingesperrt, andere Haufen besezten den Inn und bedrohten Bayern mit einem Einfall; eine Abtheilung bayrischer Landwehr, die von München her dem Statthalter zu Hülfe geschickt

ward, schlugen sie mit Verlust zurück. Jezt mußte der Churfürst den Grafen Pappenheim von dem Heer in Niedersachsen abrufen. Zwar gelang es diesem die ordnungslosen Bauernhaufen, trotz des verzweifelten Widerstands, mit seinen regelmäßigen Regimentern zu zerstreuen, das belagerte Linz zu entsetzen, und durch fürchterliche Strenge die Ruhe im Lande wiederherzustellen. Aber nichtsdestoweniger glomm das Feuer unter der Asche fort, und die sehr gegründete Furcht vor neuen Bewegungen, zwang so viele Soldaten im Lande zu behalten, daß die Einkünfte desselben mehr als drauf gingen, und der Pfandbesitz werthlos wurde. Diese Umstände bewogen den Churfürsten auf eine andere Abfindung zu denken, was dem Kaiser nur erwünscht seyn konnte. Die Pfalz, das Erbe seines geächteten Stammverwandten Friedrichs V. wurde vorgeschlagen. Schon vorher hatte ein Churfürstentag den Kaiser ermächtigt, sich für die aufgewandten Kriegskosten an den Landen des Pfälzers zu erholen. Also kam Ende Februar 1628 ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Ferdinand II. die Oberpfalz, und diejenigen Aemter der Unterpfalz, welche diesseits des Rheines lagen, für die Summe von 13 Millionen an den Churfürsten von Bayern abtrat. Gerade so hoch beliefen sich nämlich die von Bayern angerechneten, und vom Kaiser anerkannten Kriegskosten, für welche Maximilian I. seitdem das Land ob der Ens pfandweise besessen hatte. Es war also kein Kauf, sondern ein Eintausch des Herzogthums Oberösterreich gegen die eroberten Lande des unglücklichen Friedrichs V. Doch war Maximilian vorsichtig genug, sich für eine Reihe von Jahren den Wiedereintritt in seine bisherige Rechte auf das Herzogthum Oberöstreich vorzubehalten, im Fall er mit Gewalt aus dem neuen Besiz der Pfalz verdrängt werden sollte. Die gegenseitige Abtretung fand bald darauf Statt. Jezt hatte der Kaiser alle seine Erblande wieder. Ferdinand II. gab noch dem Churfürsten die Erblichkeit der Churwürde im bayrischen Hause mit in Kauf. Vorher war sie, wie wir oben berichtet, nach Maximilians Tode den Kindern Friedrichs V. vorbehalten worden. Jezt wurde diese Clausel übergangen. Auch die männlichen Nachkommen Maximilians I. sollten kraft eines kaiserlichen Edikts Churfürsten seyn.

Man kann sich darüber wundern, daß Ferdinand in demselben Augenblicke, wo er damit umging, auf dem Sturz der

hohen teutschen Aristokratie sich die Alleinherrschaft zu sichern, den mächtigsten Reichsfürsten durch Uebertragung einer ganzen Provinz vergrößerte. Dieß klingt wie ein Widerspruch. Doch war es nur ein scheinbarer, ein solcher zu dem die Umstände nöthigten. Denn ohne diesen Tausch erhielt der Kaiser erstlich das verpfändete Oberösterreich nicht zurück; ohne denselben würde zweitens der Churfürst von Bayern nie seine Zustimmung zum Sturze der Meklenburger Herzoge gegeben haben. Obwohl dem Verfasser dieser Geschichte keine archivalischen Nachrichten über diesen Punkt vorliegen, ist er dennoch fest überzeugt, daß die Erhebung Wallensteins und die Uebergabe der Pfalz an Maximilian I. in einem geheimen Zusammenhang stehen, wofür schon die Gleichzeitigkeit beider Vorgänge bürgt. Wallenstein erhielt das Herzogthum Meklenburg im Januar 1628, Maximilian I. die Pfalz im März desselben Jahres. Nachdem der Churfürst sich einmal mit dem Raube seines Verwandten bereichert, konnte er sich nicht im nämlichen Augenblick der Erhebung des Friedländers widersetzen. Ihr beiderseitiges Recht auf den neuen Erwerb war ganz dasselbe, das Recht der Waffen, oder des Stärkeren. Er hätte förmlich wider diesen Grundsatz protestiren müssen, wenn er es nicht dulden wollte, daß Wallenstein Meklenburg bekam. Endlich sicherte sich Oesterreich durch die Abtretung der Pfalz einen gezwungenen Verbündeten, selbst für die schlimmsten Fälle. Der Erfolg hat bewiesen, daß die Pfalz für den Churfürsten ein trojanisches Pferd war, daß sie ihn fürchterlich viel kostete. Dieses Land gehörte ja ohnehin schon einem Zweige des wittelsbachischen Hauses, und die Hand der Natur mochte ohne Krieg, bloß durch einige Todesfälle die Besitzthümer beider Linien auf Einen Stamm zurückführen, was wirklich anderthalbhundert Jahre später geschah. Indem Churfürst Maximilan I. der Natur zuvoreilen wollte, indem er begehrliche Hände nach dem Eigenthum seiner Verwandten ausstreckte, machte er sich für den Fall, daß der Krieg eine verderbliche Wendung nahm, zum Sclaven Oestreichs. Denn sobald einmal die Protestanten wieder die Oberhand erhielten, ließ es sich voraussehen, daß sie den Frieden nur gegen Wiederherstellung des pfälzischen Hauses, von dem der Krieg ausging, gewähren würden. Der bezeichnete Fall trat bald ein, und Oesterreich war daher im Stande, so lange es selbst den Krieg fortzuführen vermochte, Bayern als Schild vorzuhalten.

Das Kaiserhaus hat also durch den Verkauf der Pfalz an Bayern Nichts verloren, desto mehr freilich das teutsche Volk; einzig und allein der hartnäckigen Weigerung Maximilians I., die Pfalz nicht mehr herauszugeben, verdanken wir es, daß dieser fürchterliche Krieg, auch dann noch, als alle große Männer gefallen waren, als kein günstiges Resultat mehr für die Nation erwartet werden konnte, lange lange mit ungezügelter Wuth fortdauerte. Denn ohne den gezwungenen Beistand Bayerns hätte Oesterreich, das zulezt nur noch für die römische Kirche focht, die Waffen weit früher niederlegen müssen. Wäre aber Wallenstein nicht ermordet worden, wäre folglich der Genius und sein Begleiter, das Glück, nicht von den kaiserlichen Adlern gewichen, so würde die Vergrößerung Bayerns durch die Pfalz der Einheit des Reichs, und der Wiederherstellung eines wahren Kaiserthums keine wesentlichen Hemmnisse entgegengeworfen haben. Ob Herr der Pfalz, oder nicht Herr derselben, Maximilians Stern mußte vor Wallensteins Sonne erbleichen, wenn dieser große Mann seine Bestimmung erfüllen durfte, wenn er nicht unter meuchelmörderischen Händen fiel. Demnach kann jene Handlung des Kaisers kein Fehler genannt werden.

Der Eintausch der Pfalz gegen das Land ob der Ens ist zugleich die lezte freundschaftliche Berührung des Churfürsten mit Ferdinand II. Von nun haben wir nur über Ränke zu berichten; die Eifersucht stieg bald zu einem solchen Grade, daß es sicherlich zu einem Bunde zwischen der Liga und den protestantischen Fürsten, und folglich zu einem Kriege zwischen Bayern und den Lutheranern einer und den Kaiserlichen anderer Seits gekommen wäre, wenn die Erscheinung Gustav Adolphs auf dem teutschen Boden nicht den Kaiser und den Churfürsten Maximilian gezwungen hätte, eine neue Vereinigung zu schließen, deren Opfer Wallenstein wurde.

Eilftes Kapitel.

Verschwörung wider den Kaiser. Das Restitutionsedikt, der mantuanische Krieg. Churfürst Maximilian unterhandelt mit Richelieu. Die Liga faßt drohende Beschlüsse. Wallenstein muß vor Magdeburg abziehen. Versuche zu seinem Sturz. Der Regensburger Reichstag. Wallenstein wird entlassen.

Der Graf Khevenhüller beginnt seine Geschichte des Jahrs 1629 mit folgender Einleitung: Als Kaiser Ferdinand II. im 51. Jahr seines Alters an Macht und Gewalt aller Orten sehr zugenommen, ist auch der Neid gegen ihn so hoch gestiegen, daß sich leider selbst Katholische, ja sogar ein Kardinal gefunden, der ein Gutachten ausstellte, wie man die östreichische Macht nicht allein verringern, sondern mit Stiel und Wurzel ausrotten könne. Die Erfahrung lehrt (sagte der Cardinal), daß das Haus Oestreich ein Thier mit vielen Köpfen ist; wenn man schon den einen und andern verlezt oder gar abhaut, so werden die übrigen um so lebhafter, und ruhen nicht eher, bis sie den verlezten Theil wieder geheilt und hergestellt haben; dabei ist bisher immer der Verletzer selbst am schlechtesten weggekommen, und es steht deßhalb zu besorgen, daß dieses Haus, wenn man nicht die Weise des Angriffs ändert, um so mehr um sich greifen wird, je mehr man ihm zusezt. Daher muß man das Blatt umkehren, mit den Waffen eine Zeitlang aussetzen, und sich zweier andern Mittel, der Gottesfurcht und der Frömmigkeit des Kaisers, zu seinem und der Seinigen Sturz bedienen: der Gottesfurcht, weil der Kaiser keinen größern Ehrgeiz kennt, als die geistlichen Güter, den Gottesdienst und andere Gott wohlgefällige Werke zu mehren; daher soll man die allereifrigsten Geistlichen in Teutschland, jedoch ohne sie etwas von dieser geheimen Absicht merken zu lassen, durch alle mögliche Mittel antreiben, daß sie von Ihrer kaiserlichen Majestät die Wiederherstellung aller Kirchengüter begehren, welche den Katholischen seit dem Passauer Vertrag entrissen worden sind. Zum zweiten muß man sich der Frömmigkeit des Kaisers dazu bedienen, daß man ihrer Majestät das Gewissen rühre, und sie zum Mitleiden über die fürchterlichen Bedrückungen des Kriegsvolks stimme, daß man dem Kaiser endlich zu Gemüth führe, wie despotisch sein Feldhauptmann, der Herzog von Friedland über alle

Churfürsten und Stände im heiligen römischen Reiche herrsche, unermeßliche Summen Geld erpresse, aus anderer Leute Schweiß und Blut seine Größe unterhalte, und seine Anhänger aufs herrlichste belohne. Wenn denn der Kaiser, als ein gar milder Herr auf solche Vorstellungen eingehe, dann solle man das Mittel der Abdankung des Generals und seines Kriegsvolkes vorschlagen. Und ob wohl zu erachten sey, daß Ihre Majestät sich zu der völligen Abdankung nicht verstehen werde, so könne man es doch für den halben oder wenigstens doch für einen guten Theil durchsetzen. Wenn nun diese beiden Mittel gehörig wirken, so werde der Kaiser mit allen protestirenden Churfürsten und Ständen auf einmal tödtlich verfeindet, und zugleich seine Waffen für gering gehalten werden. Alsdann, nach solchem Verlust der Liebe und der Macht, sey es Zeit, daß der König von Frankreich das Aeusserste versuche, mit Heeresmacht in Teutschland einziehe, da, wo Gewalt nöthig, Gewalt brauche, wo Geld und dergleichen mehr wirke, keine Summen scheue, und mit Verheißungen der Religionsfreiheit zu seiner Zeit nicht sparsam, sondern höchst freigebig umgehe. Auf solche Weise würden die Protestanten den König lieben und ihm trauen, und auch die katholischen Churfürsten könnten vermittelst des Churfürsten von Trier gewonnen werden, da es diesen Priestern gleichgültig sey, ob sie unter dem Kaiser oder dem Könige von Frankreich die Messe lesen, vorausgesezt, daß sie bei ihren Würden und Einkünften gelassen werden. Sonderlich würden sie an keinen Widerstand denken, wenn sie eine große Kriegsmacht auf dem Halse hätten. Bayern könne man den Churhut lassen, und das Land ob der Ens dazu. Lieber würde Maximilian diesen ruhigen Besitz wählen, als erst um Eroberungen fechten wollen. Wenn man es nun also angreife, wenn man die Unzufriedenen, Verbannten und Feinde der Neuerung aufhetze, so könne Frankreich ohne Gefahr und Schwierigkeit die römische Königswahl auf sich selbst lenken, und alsdann Ferdinand dem zweiten als einem alten abgematteten Herrn den kaiserlichen Titel lassen, während Frankreich Macht und Regiment an sich reisse, auch möge man dann der in den spanischen Niederlanden eingeleiteten Verschwörung die Hand bieten; denn wenn die Brabanter nach Art und Weise der Eidgenossenschaft in der Schweiz sich mit den Holländern vereinigten, seyen sie stark genug, um dem Könige von Spanien sein Indien entweder gar wegzunehmen,

oder doch den überseeischen Handel dergestalt zu hemmen, daß Spanien in einen Winkel Europas eingeschlossen werde; damit sey Oesterreich vernichtet, und was man seit langer Zeit durch Praktiken und Gewalt der Waffen nicht erreichen konnte, erringe man auf einmal durch diese List.«

Khevenhüller sagt nicht, woher er diese Urkunde der schlausten Politik bekommen, auch nicht an wen das Gutachten gerichtet war. Man könnte daher Zweifel über seine Aechtheit erheben, doch nur über die Form und die Worte, nicht über den Inhalt. Denn die Geschichte Teutschlands beweist es mit blutigen Zügen, daß Frankreich wirklich diese Politik gegen uns befolgt hat. Jener Cardinal ist Richelieu, das Werkzeug, dessen sich die Franzosen zur Demüthigung Teutschlands bedienten, war Maximilian I., Churfürst von Bayern. Uebrigens spricht der Bericht nur zur Hälfte die Zwecke aus, welche Frankreich durch das Restitutionsedikt zu erreichen hoffte. Der Kaiser sollte dadurch aufs ärgste mit den Protestanten verfeindet werden, weil man jedem derselben an sein Eigenthum grief, und die abgenommene Beute sollte nicht dem Anstifter des Raubes, dem Kaiser, sondern einem Andern, der es dem Reichsoberhaupt gar nicht dankte, zu gut kommen. Dieß ist offen gesagt, oder angedeutet. Aber noch eine viel gefährlichere Absicht liegt dem Plane zu Grunde. Richelieu wollte durch dieses Mittel die Parthei, welche es seit dem Ausbruch des Krieges so ziemlich aufrichtig mit dem Kaiser gehalten, von ihm losreißen, indem sie ihre volle Befriedigung erhielt, ehe das gemeinsame Ziel erreicht war. Es ist die Grundregel für alle Bündnisse, welche bloßer Eigennutz geschlossen, daß kein Theil einzeln die Frucht pflücken darf, ehe auch der andere seinen Zweck errungen hat; denn sonst wird der bereits befriedigte Verbündete, den andern, der seine Beute noch nicht ins Trockene gebracht hat, unfehlbar entweder nicht mehr unterstützen, oder gar an Erreichung seiner Absichten hindern. Diese Grundregel vergaß der Kaiser ganz und gar, als er das Restitutionsedikt unterschrieb. Die schlimmen Folgen zeigten sich überraschend schnell. Seither war der Kaiser in dem doppelten Kampfe wider den Pfälzer und den Dänen von der ganzen katholischen Parthei, von den Bischöfflichen wie von den Trabanten der päbstlichen Curie, auf das nachdrücklichste unterstützt worden. Die Jesuiten wirkten sogar zur Erhebung Wallensteins auf den meklenburgischen

Fürstenstuhl kräftig mit. Kaum hatten sie aber durch das Restitutionsedikt, und durch ihre Wiedereinsetzung in die alten Kirchengüter den eigentlichen Zweck ihres Bundes mit dem Kaiser erreicht: so machten alle zusammen mit unglaublicher Einstimmigkeit, Bischöffe, Aebte, Churfürsten, Jesuiten und katholischer Adel im Allgemeinen Fronte wider Ferdinand und ruhten nicht eher, bis sie durch den Sturz Wallensteins, dem Reichsoberhaupte seinen rechten Arm abgehauen zu haben glaubten. So hatte es der Cardinal gewollt. Schämen muß man sich, daß alle teutsche protestantische Geschichtschreiber des 30jährigen Kriegs das Restitutionsedikt als einen Akt der kaiserlichen Willkür und Vergrößerungssucht darstellen, da es doch das Gegentheil war. Doch jene Bücher sind ja ohnedem voll des unverständigsten guelfischen Gebells. Nie hätte der teutsche Kaiser jenes Edikt, das ihm nur schaden konnte, unterschreiben sollen, von Rechtswegen mußten die Pfaffen bis nach Beendigung des Kriegs auf Austheilung der Beute warten, und auch dann würde man besser gethan haben, ihnen die Stifter nicht alle, und jedenfalls nur unter Vorbehalt kaiserlicher Landeshoheit zu geben.

Schon im Oktober 1627 hatten die eifrigsten Katholiken unterstüzt von dem päbstlichen Nuntius Caraffa, auf einem Churfürstentage, Wiederherstellung aller seit dem Passauer Vertrage reformirten Kirchengüter gefordert. Da der Däne damals noch in den Waffen stand, schlugen die kaiserlichen Räthe das Gesuch ab. Hätten sie es bewilligt, so wäre Wallenstein sicher schon vor dem Jahre 1630 gestürzt worden. Jezt, nachdem ganz Teutschland von ligistischen oder kaiserlichen Waffen besezt war, wurde das Verlangen immer stürmischer wiederholt. Zwar fehlte es auch dießmal nicht an rechtschaffenen Männern in des Kaisers Umgebung, welche ihre Stimme kräftig gegen eine solche Bewilligung erhoben. Wie schändlich wäre es auch gewesen, wenn nur Dummköpfe oder Schelme in des Kaisers Rath saßen! Aber die beiden kaiserlichen Beichtväter aus dem Jesuitenorden, Pater Lamormain und Pater Weingärtner thaten ihr Bestes, um ihren folgsamen Sohn herüberzubringen, sie zeigten ihm die Flammen des Fegfeuers, und ewige Glorie des Himmels, jene wenn er die Sache Gottes unterlasse, diese wenn er folge. Ferdinand II. theilte den Entwurf des Edikts, geraume Zeit ehe es erlassen wurde, den katholischen Churfürsten und etlichen andern geistlichen

und weltlichen Herrn mit. Von den Lezteren riethen die Meisten ab, weil die heftigste Rachsucht und Zerrüttung des Reichs die unausbleibliche Folge dieses Schrittes seyn würde. Die drei geistlichen Churfürsten, die gar warm auf ihren Stühlen saßen, und sich wenig darum bekümmerten, ob Andere auch zu gleichem Futter gelangen mochten, wollten das Gehässige einer direkten Billigung des Edikts einem Dritten überlassen. Vielleicht fürchteten sie bei ihrem sicheren Besitz, die Geschichte möchte zu bösen Händeln führen, kurz sie machten ihre Stimme von der Entscheidung des Churfürsten von Bayern abhängig. Ach wie mag Maximilian I. frohlockt haben, als er die ganze Sache seinem Gutdünken überantwortet, und folglich seine geheime Politik mit dem schönsten Erfolge gekrönt sah. Von ganzer Seele stimmte er für das gottwohlgefällige Vorhaben, nur rieth er zu einiger Vorsicht bei der Vollziehung: »man möge mit den kleinern Stiftern anfangen, bis man sehe, was die Protestanten dazu machen, je nachdem der Churfürst von Sachsen sich benehme, könne man auch das wichtigste Erzstift, Magdeburg, des Eindrucks wegen zuerst restituiren. Im Uebrigen dürfe seine kaiserliche Majestät des Beistandes der katholischen Reichsaristokratie versichert seyn.«

Den 6. März 1629 unterzeichnete Kaiser Ferdinand II. das Restitutionsedikt, also noch zwei Monate vor Abschluß des Lübecker Friedens. Dasselbe befiehlt bei Strafe der Reichsacht, 1) alle mittelbaren, seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Stifter, Klöster und andere Kirchengüter jeder Art sollen den Katholiken wieder erstattet 2) alle unmittelbaren, wider den geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter sollen wieder mit katholischen Prälaten besezt werden; 3) die katholischen Reichsstände haben das Recht, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen, oder dieselben im Falle der Widersetzlichkeit gegen die gesetzliche Nachsteuer aus dem Lande zu verbannen. 4) Die Wohlthat des Religionsfriedens genießen fürder nur die Katholiken und diejenigen Reichsstände, welche der unveränderten augsburgischen Confession anhängen; alle andere Sekten (namentlich Calvinisten und Zwinglianer) sind davon ausgeschlossen, und werden im Reiche nicht mehr geduldet.

Absichtlich hatte man den Passauer Vertrag vom Jahr 1552 und nicht den um drei Jahre später abgeschlossenen Augsburger Religionsfrieden als Termin angenommen. Denn gerade in

diesem kurzen Zwischenraume waren die meisten Eingriffe in den Nachlaß der katholischen Kirche geschehen, weil der politische Wind damals, nach Besiegung Karls V., für protestantische Vergrößerungssucht besonders günstig wehte, indem man hoffen durfte, daß der von Karl V. verheißene Frieden Alles Geschehene mit dem Mantel der Gesetzlichkeit bedecken werde. Ueber die Rechtmäßigkeit dieses kaiserlichen Edikts moralische Betrachtungen anzustellen, wie die protestantischen Geschichtschreiber fast ohne Ausnahme thun, überheben wir uns. Es scheint uns abgeschmackt, sich auf die Reichskonstitution in einer Epoche zu berufen, wo eben diese Konstitution von beiden Theilen angegriffen und mit dem Sturze bedroht war. Denn die Protestanten, meinen wir, hatten den 30jährigen Krieg darum angefangen, weil der Pfälzer nach dem Erbe Habsburgs gierte, und also die Verfassung umstürzen wollte, und der Kaiser seiner Seits legte, nachdem er den Angriff seiner Feinde abgeschlagen, die Waffen darum nicht aus der Hand, weil er den sehr vernünftigen Gedanken hatte, sich bei dieser schönen Gelegenheit zum alleinigen Herrn von Teutschland zu machen. Wie es immer geht, hatte eben auch hier der Besiegte Unrecht und der Sieger Recht. Fürchterlich war dieser Schlag für die Evangelischen. Kein einziges größeres protestantisches Fürstenhaus gab es, dessen Besitz nicht dadurch in Frage gestellt worden wäre. Jezt sah man auf einmal, wie tapfer und einstimmig die hohe teutsche Reichsaristokratie ihre Vorliebe für Luther oder Calvin und ihre Abneigung gegen den Pabst durch Eingriffe in das Kirchengut und Einsacken dessen, was man nur nehmen konnte, bethätigt hatte. Der niedersächsischen Kreise traf das Edikt zwei Erzstifter, Magdeburg und Bremen und fünf Hochstifter, Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck und Ratzeburg, im obersächsischen Kreise sieben Hochstifter, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lemus und Camin. Hiezu kam noch eine zahllose Masse alter Klöster im Norden und Süden. Wie groß mag die Freude des heiligen Vaters in Rom gewesen seyn, als er dieses goldene Edikt las! Er wollte aber auch dankbar seyn, er wollte vor Allem die böse Absicht wider den Kaiser, die dem Restitutionsedikt zu Grunde lag, durch erheucheltes Wohlwollen verschleiern. Des Kaisers Sohn Leopold Wilhelm besaß schon die beiden Bisthümer Straßburg und Passau, die ihm sein Oheim, der Erzherzog

Leopold abgetreten. Jezt verlieh der Pabst diesem Prinzen auch noch die beiden Erzstifter Magdeburg und Bremen. So wurde er nicht schlecht mit Sinekuren ausgerüstet. Sein regelmäßiges Einkommen aus diesen vier Bisthümern mochte, wenn er Alles beziehen konnte, an die hunderttausend Dukaten im Jahre sich belaufen. Freilich verbieten die kanonischen Gesetze ein solches Anhäufen von geistlichen Stellen auf eine einzige Person; aber der Pabst drückte ein Auge zu, voll Rücksicht für einen der Kirche so treuen Kaiser. Doch lag dabei ausser den entfernteren allgemeinen, noch eine besondere Absicht zu Grunde. Man wollte den Kaiser durch die Verleihung Magdeburgs an seinen Sohn, mit dem Churfürsten von Sachsen, der sich bisher durchaus als ein fügsames Werkzeug der kaiserlichen Plane gezeigt, recht tödtlich verfeinden. Churfürst Johann Georg hatte nämlich schon früher sich große Mühe gegeben, jenes fette und für Sachsen so wohlgelegene Bisthum seinem Sohne August zu verschaffen, es war ihm auch gelungen, schon war der Prinz zum Administrator gewählt, nur die kaiserliche Genehmigung fehlte noch, welche Ferdinand II. durchaus nicht geben wollte. Jezt, nachdem der päbstliche Beschluß erfolgt, und die churfächsischen Hoffnungen so nah am ersehnten Ziele vereitelt worden waren, trat eine sichtliche Kälte in dem vorher so vertraulichen Verhältnisse zwischen dem Churfürsten und dem Kaiser ein. Was die Gefahren der Reichsverfassung und des Glaubens nicht über ihn vermocht, das rang ihm endlich beleidigter Eigennutz ab. Er sann seit dieser Zeit auf Abfall vom Kaiser. Es ist wahrscheinlich, daß auch Ferdinand das Restitutionsedikt nicht unterschrieben hätte, wenn sein Sohn nicht mit den ansehnlichsten Stücken der Beute bedacht worden wäre. Doch kann diese augenblickliche Abfindung nur als ein kleinlicher Ersatz für das angesehen werden, was der Kaiser errungen haben würde, wenn er das Edikt nicht unterschrieb. Sollten einmal die jetzigen Besitzer aus den alten Kirchengütern verdrängt werden, so war es naturgemäß, daß der Kaiser sich dieselben zueignete. Denn was waren dieselben am Ende anders, als Lehen von Kaiser und Reich, die der Belehner in solchen Revolutionszeiten als billige Entschädigung für die ungeheuren Kosten des Kriegs an sich ziehen mochte. Man hätte dann die Schmach erspart, den Rest eben dieser Güter 178 Jahre später durch den berühmten Korsen im

ranzösischen Interesse versehenken zu sehen. So mußte sich Ferdinand II. mit einer Nutznießung begnügen, die höchstens ein Menschenalter dauern konnte. Denn davon darf man überzeugt seyn, daß jene nordteutschen Stifter, selbst im Falle der 30jährige Krieg zu Gunsten der Katholiken ausging, vom Pabst nicht mehr an Habsburgische Prinzen verliehen worden wären. Nein, dieselben sollten als Lockspeise für die benachbarten protestantischen Dynastien, Churſachsen, Braunschweiger, Brandenburger, Ernestiner dienen, um diese rebellischen Söhne der Kirche sanft am Gängelbande der Ländergier wieder in den Stall des allein seligmachenden Glaubens zurückzuführen. Man hätte sie dazu benuzt, wozu 60 Jahre später die Krone Polen in Bezug auf Churſachsen gebraucht wurde.

Die Vollstreckung des Edikts konnte ohne den Beistand der bewaffneten Macht nicht vor sich gehen. Die Kommissarien, welche in den fränkischen, schwäbischen, westphälischen, nieder- und obersächsischen Kreis abgeschickt wurden, um die alten Kirchengüter, die das Edikt traf, zurückzufordern, waren angewiesen, im Falle irgend einer Widersetzlichkeit von Seiten eines Reichsstandes die zunächst gelegenen kaiserlichen oder ligistischen Regimenter zu ihrer Unterstützung herbeizurufen. Zu diesem Zwecke verbreiteten sich die kaiserlichen Völker sammt den bayrischen über ganz Teutschland. Hierin liegt ohne Zweifel auch der Grund, warum Wallenstein sich dem Restitutionsedikt nicht widersezte, wenigstens sind dem Verfasser dieser Geschichte keine Urkunden darüber bekannt, daß der Friedländer dagegen gestimmt, oder irgend etwas gethan hätte. Zufrieden den Kriegszustand durch diese weitaussehende Revolution im Besitze der protestantischen Fürsten für lange Zeit gesichert zu sehen, und deßhalb auch sich selbst für den Kaiser unentbehrlich glaubend, scheint er die böse Absicht, welche in dem Restitutionsedikt gegen seine eigene Person lag, nicht geahnt oder vielleicht verachtet zu haben. Bei Vollstreckung des Edikts gingen übrigens die Kommissarien, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, noch weiter als der Buchstabe ihnen gestattete. Je schwächer der Betheiligte war, desto mehr mußte er sich gefallen lassen. In den Reichsstädten besonders fragte man kaiserlicher Seits wenig darnach, ob der evangelische Glaube schon vor dem Passauer Vertrage oder erst nachher eingeführt worden. In Schwaben kam Augsburg, die Wiege unseres lutherischen

Bekenntnisses, zuerst an die Reihe. Die evangelischen Prediger wurden fortgejagt, die alten Kirchengüter wieder für die Katholiken in Besitz genommen, ein vor dem Rathhaus aufgerichteter Galgen und die strengsten Drohungen mit Todes- und Leibesstrafen gegen jede Widersetzlichkeit belehrten die Einwohner, daß es Zeit sey, jezt wieder an die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters in Rom zu glauben. In andern Reichsstädten machte man es nicht besser. Auch größere teutsche Stände erfuhren gleich harte Behandlung. Das Herzogthum Würtemberg, den Katholiken des südlichen Teutschlands längst ein Dorn im Auge, unterlag dem Restitutionsedikt eigentlich nicht, weil die Reformation der geistlichen Güter sich größtentheils schon vor dem Jahre 1552 herdatirte. Allein zu solchen Unterscheidungen hatte man jezt keine Muße, noch weniger vermochte das Geschenk von köstlichen alten Neckarweinen, das von Stuttgart an den Pater Lamormain nach Wien abging, den Zorn des kaiserlichen Beichtvaters zu versöhnen. Freilich mag er gedacht haben, der Wein ist gut, der Garten, in dem er wächst, noch besser. Trotz allem Widerspruch der Landschaft wurden die Klöster im Lande von katholischen Pfaffen und friedländischen Reitern in Besitz genommen, und die lutherischen Prälaten mußten den Bündel schnüren. Da Wallenstein seine Regimenter bereits bis nach dem schwäbischen Kreise vorgeschoben hatte, so stand für das Herzogthum bei längerem Widerstande das Schicksal von Mecklenburg zu befürchten. Eben so vergeblich sträubte sich der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel gegen Herausgabe des Stiftes Hildesheim, das ihm ein Urtheil des Kammergerichts absprach. Alle andern protestantischen Fürsten und Stände — namentlich Churſachsen — erhoben bittere Protestationen wider das Edikt, aber man hörte nicht auf sie. Die einzige Reichsstadt, Magdeburg, wagte bewaffneten Widerstand, und zwar mit Glück, doch hievon später. Eine besonders charakteristische Rolle spielte bei dem ganzen Handel die Gesellschaft Jesu. Nicht zufrieden, das alte Erbe der Kirche den Katholiken zurückgegeben zu sehen, suchten sie die Beute ihren alten Besitzern, den Mönchsorden, namentlich den Benediktinern zu entreißen und sich selbst zuzueignen. Wo sie ein Kloster, ein Seminarium, besonders eine Universität erhaschen konnten, griefen sie ohne Rücksicht auf Rechtstitel der alten Eigenthümer zu. Namentlich reizte Tübingen, als der Mittelpunkt der

lutherischen Rechtglaubigkeit für das südwestliche Teutschland ihre Begierden. Gleichen Schritt mit ihnen hielten die Bischöffe, welche ebenfalls die schöne Gelegenheit auf Kosten der Mönchsorden ihre Macht zu vergrößern, eifrig zu benützen bemüht waren. Die Benediktiner als ursprüngliche Besitzer des größten Theils der restituirten Güter sahen sich zulezt genöthigt, bei dem Kaiser und Pabste die dringendsten Vorstellungen darüber zu machen, daß man doch nicht alle Seminarien und Universitäten den Jesuiten und Bischöffen Preis geben möchte.

Die Mitglieder der Liga hatten nun durch das Restitutionsedikt den lezten Zweck erreicht, wegen dessen sie im Bunde mit dem Reichsoberhaupte den 30jährigen Krieg begannen. Die Beute war aufs Trockene gebracht, somit blieb ihnen nichts anders mehr übrig, als den teutschen Kaiser zu hindern, daß auch er zum Ziele komme, und auf der prachtvoll betretenen Bahn der Macht und der Größe weiter schreite. Also wurde eine Reihe böser Ränke angezettelt. Am Ende wäre es, wie gesagt, ohne die Erscheinung Gustav Adolphs auf dem teutschen Boden zum offenen Kriege zwischen der Liga und dem Kaiser gekommen. Als eine der wichtigsten unter diesen Intriken sehen wir die Verwicklung des Kaisers in den mantuanischen Erbfolgekrieg an. Hiemit verhält es sich so. In den lezten Tagen des Jahres 1627 starb der Herzog Vincentius II. von Mantua und Montferrat, aus dem Hause der Gonzaga, ohne legitime Kinder zu hinterlassen. Die Nachfolge fiel zunächst auf eine Seitenlinie des Hauses, die etwa 50 Jahre zuvor unter König Heinrich III. nach Frankreich ausgewandert war. Das Haupt derselben, und folglich der Erbe von Mantua war der Herzog Karl von Nevers, der durch eine reiche Heirath die Herzogthümer Nevers und Rethel in Frankreich erworben hatte. Im Testamente Vincentius II. stand Karl als Nachfolger von Mantua, und sobald er von der tödtlichen Krankheit seines hohen Verwandten Nachricht erhielt, versäumte Karl von Nevers nicht, seinen Sohn, ebenfalls Karl genannt und Herzog von Rethel, in größter Eile nach Mantua abzuschicken, um die reiche Erbschaft gleich nach den lezten Athemzügen des Herzogs Vincenz in Empfang zu nehmen. Wirklich hatte der junge Prinz das Glück, noch vor dem Tode seines Stammsverwandten einzutreffen. Noch lebte aber in dem Pallaste zu Mantua eine zweite Sprossin aus

dem Hause der Gonzaga, die Nichte des Herzogs Vincenz, Maria, welche Manche als die wahre Erbin von Montferrat ansahen. Um einen Zwiespalt zu verhindern, hatte man daher schon früher vom Pabste Dispensation zu einer Heirath zwischen dieser Maria und dem Herzog Karl von Rethel nachgesucht und erhalten. Also ließ sich Lezterer noch in derselben Nacht, wo Vincentius II. starb, mit Maria trauen, und nahm am andern Morgen im Namen seines Vaters von der Regierung Besitz. Jezt erhoben sich drei Präsidenten gegen ihn; erstlich der Herzog Ferrante Gonzaga von Guastalla, der mit Ansprüchen auf Mantua hervortrat — allein er war um einen Grad entfernter mit dem verstorbenen Vincentius verwandt, als der Herzog von Nevers und hatte folglich Unrecht; zweitens Margaretha Gonzaga, Herzogin Wittwe von Lothringen und eine Schwester von Vincentius II., welche Montferrat verlangte — allein das Vorrecht des Mannsstammes stand ihr entgegen; endlich drittens der mächtige Herzog Karl Emmanuel von Savoyen, der alte Ansprüche seines Hauses auf Casale und andere Theile der mantuanischen Verlassenschaft hervorsuchte, freilich mit keinem andern Recht als dem einer unersättlichen Ländergier. Demnach gehörte die Nachfolge in Mantua, wenn bloß die Erbgesetze und das Herkommen zu entscheiden hatten, mit allem Fug dem Herzoge von Nevers; aber die Politik trat ins Mittel, und diese hatte andere Rücksichten. Spanien durch die Doppelkrone von Mailand und Neapel im Besitz der beiden äussersten Gränzen der Halbinsel, Spanien, die größte Macht in Italien und seine Absichten auf den Erwerb des ganzen Landes kaum verbergend, konnte es nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, daß ein Vasalle des Königs von Frankreich eine so wichtige Provinz in Besitz nehmen sollte. Denn wie der Herzog von Nevers nur durch den Schutz Ludwigs XIII. oder seines allgewaltigen Ministers Richelieu sich in den Besitz von Mantua setzen konnte: so stand auch zu erwarten, daß derselbe in Zukunft nur nach den Einflüsterungen handeln werde, die ihm aus Paris zukommen mochten. Spanien sprach sich daher zu Gunsten der Prätendenten, namentlich des Herzogs von Savoyen aus, dem ein guter Theil der Beute versprochen wurde, wenn er mit dem Madrider Kabinet gemeinsame Sache mache. Die übrigen italienischen Mächte waren ohne Ausnahme entweder offen oder

insgeheim für den Herzog von Nevers, vor Allen der Pabst Urban VIII. aus dem Hause der Barberini. Die dreifache Krone ist es von jeher gewesen, die Italien zerrüttet, und die Fremden in das schöne Land hineingeführt hat. Denn da der Pabst keine Kriegsmacht besitzt, die sich mit der Kutte nicht vertragen kann, da er folglich all sein Ansehen auf Weiber- und Priesterkünste bauen muß, so lag es immer in seinem Interesse, Italien unter viele Machthaber zu zerstückeln, damit er im Nothfall einen gegen den andern hetzen, und so für sich selbst im Trüben fischen konnte. Die große Macht Spaniens war ihm ein Dorn im Auge, weil sie trotz aller katholischen Rechtgläubigkeit den heiligen Vater als Landesherrn endlich zu ersticken drohte. Darum sollten in der Person des Herzogs von Nevers die Franzosen nach Italien hereingerufen werden, um den verhaßten Spaniern das Gleichgewicht zu halten. Die beiden Republiken Genua und Venedig, alte Guelfinnen, und mit dem römischen Oberpriester von jeher zur Aufrechterhaltung der Vielherrschaft in Italien verschworen, folgten auch dießmal derselben Richtung. Den Großherzog von Toskana, der von spanischen Creaturen umgeben war, und dieser Macht seine Existenz verdankte, hielt nur Furcht ab, sich offen für den Herzog von Nevers zu erklären, aber durch Geldunterstützungen und geheime Machinationen zu Gunsten desselben verrieth er die Wünsche seines Herzens. Ganz entschiedener Kämpfer für seinen Vasallen war der König von Frankreich. Dieses mächtige Land begann damals unter Richelieus hoher Leitung seine Riesenarme auszustrecken. Die Gelegenheit, durch den Herzog von Nevers einen dauernden Einfluß auf Italien zu gewinnen, schien gar zu günstig, und Richelieu hatte noch den besondern Grund, durch die Lockspeise kriegerischen Ruhmes seinen Monarchen vom Hofe und den feindseligen Ränken, die dort wider den Kardinal gespielt wurden, zu entfernen, um während seiner Abwesenheit den Boden säubern zu können. Nur hinderte ihn an augenblicklicher Hülfe noch die Belagerung der Stadt Larochelle, die im Jahre 1628 mit allem Eifer betrieben wurde. Das wichtigste Wort in der Sache hatte endlich der teutsche Kaiser zu sprechen, theils wegen alter Traditionen, und als Oberhaupt des heiligen römischen Reichs, dessen Lehen Mantua war, theils weil er, durch Wallenstein zu der Macht erhoben, die ihm von Rechtswegen gebührte, das Schwert des

Brennus in die Wagschale legen konnte. Allein jenes Lehenrecht über Mantua war nur alter historischer Flitter ohne praktischen Nutzen, und die größten Bedenklichkeiten standen seiner Ausübung unter den obwaltenden Umständen entgegen. Erkannte Ferdinand II. die Nachfolge des Herzogs von Nevers in Mantua nicht an, so mußte er auf einen Kampf mit Frankreich gefaßt seyn. Nun wird ein kluger Herrscher niemals sich in Krieg einlassen, wenn er nicht hoffen darf, entschiedene Vortheile dadurch zu erreichen. Eben dieses Ziel fehlte jedoch im vorliegenden Falle. Denn gesezt, der Krieg wäre auch noch so glücklich für den Kaiser geführt worden, so bekam Oestreich doch nichts von der Beute, sondern Spanien und Savoyen pflückten die Frucht des Baumes, der durch teutsche Waffen gefällt war. Hiezu kam noch eine zweite weit bedeutendere Rücksicht; wie mochte man einen zweiten Krieg gegen das mächtige Frankreich zu einer Zeit verantworten, wo der Kaiser in Teutschland alle Hände voll zu thun hatte? Nur seine teutschen Feinde, die überwältigten protestantischen Fürsten und das Haupt der Liga konnten eine solche Verschleuderung der kaiserlichen Macht gegen das Ausland wünschen. Dieser eine Grund war genug, um die Einmischung des Kaisers in die italienischen Händel entschieden abzurathen. Auch Hofpartheien, die so selten Hand in Hand mit dem wahren Interesse der Monarchen gehen, wirkten dießmal in gutem Sinne. Die mächtigen Beichtväter Ferdinands II., die Jesuiten Lamormain und Weingärtner wirkten der Einmischung mit aller Kraft entgegen. Beweis dafür die im eilften Band der Khevenhüller'schen Annalen abgedruckte Correspondenz. Der Madrider Hof hatte von dieser Abneigung der Jesuiten Wind erhalten, und führte bittere Klage beim Kaiser gegen Lamormain. Der Jesuite vertheidigte sich hierauf in einem Briefe an Khevenhüller, der sich noch immer als kaiserlicher Botschafter in Madrid aufhielt. Ganz unverhohlen gesteht er darin seinen Widerwillen gegen die mantuanischen Händel, wobei er sich jedoch nicht auf politische, sondern nach der Weise seiner Gesellschaft mehr auf theologische Gründe stüzt: »es sey eine Sünde wider Gott und sein Gesetz, wenn rechtgläubige Fürsten, wenn Söhne der katholischen Kirche, Spanien, Frankreich und Oestreich sich unter einander bekämpfen, während sie ihre Waffen gegen die Kätzer kehren sollten;« ferner: »der heilige Vater in Rom habe ihn, den kaiserlichen Beichtvater,

durch ein eigenes Breve aufgefordert, der Einmischung des Kaisers in die mantuanischen Händel entgegenzuwirken, und dieser Ausspruch des Papstes sey ein heiliges Gebot für ihn.« Solche und andere frömmelnde Gründe führt der heilige Mann an, woraus man seine wahre Ansicht wohl errathen kann. Lamormain muß gefürchtet haben, die unermeßliche Beute, welche die katholische Kirche eben in Teutschland gemacht, möchte den Priestern wieder unter den Händen entschlüpfen, wenn sich der Kaiser mit einem so mächtigen Feinde, wie Frankreich, ohne Noth einlasse. In gleichem Sinne, wie die Jesuiten, wirkte auch Ferdinands zweite Gemahlin Eleonora, die aus dem Hause Gonzaga Mantua stammte. Ihrer Familie von ganzem Herzen zugethan, begünstigte sie die rechtmäßigen Ansprüche d Herzogs von Nevers, und ließ kein Mittel unversucht, um den Kaiser zur Schonung zu bewegen. Ferdinand war ein guter Vater, und wie man sagt, ein noch zärtlicherer und treuerer Ehemann. Welch kräftige Einflüsse mögen angewendet worden seyn, um den Kaiser dennoch zu einem Schritte zu verleiten, den ihm die Klugheit, die Bigotterie, und endlich selbst die Stimme der Liebe abrieth!

Spanien freilich hatte das größte Interesse, die unwiderstehlichen Streitkräfte Oestreichs für seine italienischen Vergrößerungsplane zu benützen. Alles wurde aufgewendet, um den Kaiser zur Einmischung zu bewegen, und allerdings forderte Dankbarkeit von Ferdinand die Unterstützung einer eng befreundeten Macht, die viel dazu beigetragen, daß er sich jezt in einer so günstigen Lage befand. Aber Dankbarkeit ist ein schlechter Hebel in der Politik. Sicherlich wirkten noch andere Gründe mit. Der Verfasser dieser Geschichte ist überzeugt, daß Maximilian von Bayern hiebei seine Hände im Spiele hatte, obgleich er gestehen muß, daß er keine urkundliche Beweise für diese seine Ansicht führen kann. Im Archive zu München könnte man dieselben wohl finden. Maximilians Gold wußte sonst den Weg in die Taschen gewisser kaiserlicher Räthe zu finden, warum nicht auch in dieser für ihn so überaus wichtigen Sache. Wer hatte damals ein größeres Interesse, daß der Kaiser durch Verwicklung in einen italienischen Krieg geschwächt werde, als der Churfürst von Bayern?

Ferdinand wurde hineingezogen, doch zögernd und nur mit halbem Herzen. Zuerst begnügte er sich, die Prätendenten auf Mantua und Montferrat vor seinen Richterstuhl als oberster

Lehensherr zu laden. Als aber der stolze Herzog von Nevers diese Aufforderung verachtete, als endlich Ludwig XIII. im Frühjahr 1629 mit 25,000 Mann über den Berg Cenis in Italien einfiel, den Herzog von Savoyen bei Susa schlug, und ihn zwang, sich mit Frankreich zu verbinden: da mußte der Kaiser nothgedrungen zu ernstlicheren Maßregeln schreiten. Die Geschichte dieses Krieges können wir hier nicht im Einzelnen schildern; nur die wichtigsten Ereignisse desselben wollen wir anführen. Im Mai 1629 wurden 20,000 Mann kaiserliches Volk, das Wallenstein hergeben mußte, bei Lindau zusammengezogen. Der Graf Rombald Colalto erhielt den Oberbefehl darüber, unter ihm dienten die Generale Altringer, Merode, Gallas, der Herzog Georg von Lüneburg, ein Markgraf von Brandenburg und Andere. Ohne Widerstand rückte dieses Heer nach Italien, wo die Sachen schnell eine andere Wendung nahmen. Der tausendjährige Ruhm, das erste Kriegsvolk auf Erden zu seyn, der den Teutschen damals noch nicht entrissen war, bewährte sich auch hier. Die Franzosen und die übrigen Verbündeten des Herzogs Karl von Nevers mußten weichen, und wurden in die Städte Mantua und Casale eingeschlossen. Im Juli des folgenden Jahres liefen Gallas und Altringer Sturm auf Mantua und nahmen es. Drei Tage dauerte das Plündern, eine ungeheure Beute soll von den Teutschen gemacht worden seyn, eine der blühendsten Städte Italiens wurde zur Einöde. Aber bald darauf zwang die Ankunft Gustav Adolphs in Teutschland den Kaiser zur Nachgiebigkeit. Auf demselben Regensburger Reichstage, wo Wallenstein fiel, wurde ein Friede mit dem Herzog Karl geschlossen, kraft dessen derselbe Mantua und den besten Theil des Montferrat zurück bekam; der Kaiser seiner Seits erhielt das Besatzungsrecht in den Städten Mantua und Caneto. Am 15. Oktober 1630 wurde der Vertrag unterzeichnet. Aber weder Frankreich noch Spanien waren damit zufrieden, und so dauerte der Krieg noch bis ins folgende Jahr fort, um durch den Frieden von Chierasco beendigt zu werden. Nur die Franzosen gewannen dabei. Sie erhielten dadurch, daß Savoyen ihnen Pignerol, Riva und Perouse abtrat, einen trefflichen Paß nach Italien und somit die schönste Gelegenheit, sich nach Belieben in die Händel dieses Landes zu mischen. Der nachmalige Premierminister Mazzarini, Richelieus Nachfolger,

hat sein Meisterstück bei dieser Sache gemacht. Der Herzog Karl, der sonst im Besitze seines Erbes bestätigt wurde, mußte jedoch einen guten Theil des Montferrat an Savoyen abtreten, damit letztere Macht sich die französische Erwerbung von Pignerol gefallen lasse. Die Spanier und der Kaiser erhielten keine Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten; doch zog Ferdinand II. für seine Person wenigstens den Gewinn aus dieser Verlängerung des Kampfes, daß er einen Theil seiner Streitkräfte in dem entscheidenden Jahre 1631 ausser Deutschland beschäftigen, und so die Hauptlast des teutschen Krieges auf Maximilian von Bayern wälzen konnte, was, wie wir zeigen werden, ganz seinen geheimen Absichten gemäß war. Wenn daher, wie wir fest glauben, Maximilian von Bayern den Kaiser in den mantuanischen Krieg verwickelt hat, so ärndete er keine Früchte aus dieser List, sondern nur Nachtheile; der Schlaue, der einem Andern eine Grube gegraben, stürzte durch die Hand eines noch Schlaueren selbst hinein.

Wir kehren zur Geschichte des Jahres 1629 zurück. Nachdem die Priesterparthei in Folge des Restitutionsediktes von dem Kaiser getrennt, und dieser in den italienischen Krieg verwickelt war, that Maximilian noch einen entschiedenern Schritt, der am Ende zum offenen Bruche führen mußte. Ferdinand hatte auf Wallensteins Verlangen die Aufforderung an den Churfürsten von Bayern gelangen lassen, die Liga möchte ihre Völker aus Schwaben und Franken wegführen. Höchst aufgebracht über dieses Ansinnen berief Maximilian im Märzmonat seine Verbündete zu einer Tagsatzung nach Heidelberg, wo sehr befremdende Beschlüsse gefaßt wurden: erstlich kein ligistischer Soldat sollte verabschiedet, sondern vielmehr 27,000 Mann Fußvolks, und 40 Fahnen Reiterei bis zum künftigen Frieden auf den Beinen erhalten werden. Die eine Hälfte des Soldes verpflichteten sich die Mitglieder des Bundes, wie bisher zu übernehmen, die andere wollte man aus den Brandschatzungen der besetzten Länder decken. Zweitens kein von dem Bundesheere, oder mit Hülfe und Zuthun desselben eroberter Ort, Platz, Festung, Landschaft, sie sey geistlich oder weltlich, dürfe aus den Händen gelassen oder abgetreten werden, möge es auch fordern, wer da wolle, wenn nicht anders dem Bunde zuvor für seine aufgewandten Kosten entweder wirklicher Ersatz oder wenigstens genugsame Versicherung

gegeben sey. Drittens im Fall sich die Kaiserlichen beigehen lassen würden, die Truppen der Liga, ohne Vorlegung eines eigenhändigen kaiserlichen Befehls aus ihren Quartieren zu vertreiben, so sollten leztere ungescheut Gewalt brauchen. Würde aber wirklich ein eigenhändiger Befehl des Kaisers vorgewiesen, so möge man für den Augenblick nachgeben, aber dem Churfürsten von Bayern komme es dann unter Beiziehung von Churmainz zu, die zweckdienlichen Maßregeln zu treffen, das heißt wohl nicht anders, als dem Kaiser den Krieg zu erklären. Diese drei Beschlüsse waren gegen die Vergrößerung der kaiserlichen Macht im Allgemeinen gerichtet. Man vergaß nicht, einen vierten insbesondere gegen Wallenstein zu fassen: »da bei längerer Dauer des Kriegs der völlige Ruin des theuren Vaterlandes unvermeidlich sey, da alle Stände nach dem Frieden sich sehnten, und derselbe nur unter Beiziehung der natürlichen geheimen Räthe des Kaisers, der Churfürsten des heiligen römischen Reiches, dauernd abgeschlossen werden könne: so wolle man seine Majestät ernstlichst ersuchen, daß Sie in kürzester Frist einen Churfürstentag zu Gründung eines sichern Friedens abhalten möchte.« Um dieser Bitte desto mehr Nachdruck zu geben, kam man zugleich überein, sämmtliche Truppen der Liga beisammen und zum Marsche fertig zu halten. Man sieht, es war eine Bittschrift an den Kaiser, die das Aussehen haben sollte, als würde sie von 40,000 Mann mit dem blanken Sabel in der Hand, mit brennenden Lunten und geladenem Gewehr übergeben. Die nachherigen Ereignisse haben den Plan, welchen der Bayerfürst dabei befolgte, klar dargelegt. Er wollte die ganze hohe Aristokratie Teutschlands unter seinem Banner und zu Einem Zweck um die Person des Kaisers versammeln, einen allgemeinen Sturm auf ihn machen, und ihm nur die Wahl zwischen offenem Krieg oder der Absetzung Wallensteins lassen. Zu diesem Zwecke näherte sich Maximilian wieder sehr freundlich den protestantischen Fürsten, die er seit zehn Jahren unversöhnlich verfolgt, und redete namentlich den beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg auf jede Weise zu, doch ja auf dem nächsten Reichstage persönlich zu erscheinen. Merkwürdig ist aber die Heuchelei, mit welcher er bei dieser Sache die Maske der Friedensliebe vornahm. Nach Beendigung des dänischen Kriegs hätte Teutschland Friede gehabt, wenn man nicht durch das Restitutionsedikt neues Oel ins Feuer goß. Folglich waren die

wahren Friedensstörer diejenigen, welche zu jener Maßregel riethen. Nun hat dieß Niemand mehr gethan, als Churfürst Maximilian von Bayern. Wie kann er sich also über den Kaiser beklagen, daß er dem Reiche den Frieden nicht schenken wolle? Uebrigens spielte auch hier Richelieu mit unter der Decke. Khevenhüller, der ins Feuer hineinschaute, leitet die Heidelberger Verhandlungen mit folgenden Worten ein: »Also ist man auf dem Wege, welchen der bewußte Kardinal gewiesen *) weiter fortgeschritten, und der Kaiser hat durch das Restitutionsedikt nicht nur bei den Protestanten die Liebe, sondern auch bei den Katholiken, die es abriethen, die gute Meinung verloren. Drauf begehrten die Ligisten vom Kaiser die Abdankung seines Volkes, und dabei ward das Garn so fein gesponnen, daß es weder die Protestanten noch die Katholischen gemerkt haben u. s. w.« Ein sehr lebhafter Verkehr fand zwischen dem Kardinal und dem Churfürsten von Bayern Statt, ob es gleich erst im Jahr 1631 zum Abschlusse eines geheimen Staatsvertrags kam. Von Heidelberg aus wurde nach dem Schlusse des Bundestages eine Gesandtschaft nach Wien abgeschickt, um dem Kaiser die Bitte in Betreff des gewünschten Churfürstentages vorzulegen, und ihn zugleich um Verminderung seiner Heeresmacht zu ersuchen. Wir werden weiter unten berichten, was Ferdinand wegen dieses Ansinnens beschloß, so wie über die Art, in der Wallenstein die bayrischen Forderungen beantwortete.

Maximilian war ein zu guter Staatsmann, um neben diesen drastischen, nicht auch noch sanfte und einschmeichelnde Mittel zur Erreichung seines Zwecks zu gebrauchen. Des Kaisers eigenes Fleisch und Blut, seine Brüder und Kinder wurden herbeigezogen, um zum Sturze des verhaßten Friedländers mitzuwirken. Hatte man durch obige Drohungen den Kaiser zu schrecken versucht, so sollte nach dem Rathe des Kardinals auch seine Barmherzigkeit gegen Wallenstein aufgeregt werden. Ferdinands II. Bruder, der Erzherzog Leopold, dem die Markgrafschaft Burgau und etliche altenburgische Herrschaften als Leibgeding ausgesezt waren, ließ sich in den bayrischen Kreis hineinziehen, und unterstützte die Kabalen gegen Wallenstein. Aus einem ganz unbedeutenden

*) Siehe oben Seite 608.

Anlasse erhob er bei Hofe die bittersten Klagen wider das friedländische Kriegsvolk. Als nämlich die nach Italien bestimmten Regimenter sich bei Lindau am Bodensee versammelten, waren etliche Soldaten aus dem Lager weggelaufen und hatten eine Kirche und zwei Häuser auf den erzherzoglichen Gütern beraubt, und einen Bauern todtgeschlagen. Die Beamte des Erzherzogs waren selbst mit Schuld an dem Excesse, weil sie nicht schnell genug Brod an die Regimenter austheilten. Allein obgleich Colalto sonst die Besitzungen des Erzherzogs mit größter Sorgfalt schonte, obwohl der Oberstwachtmeister Altringer vier von den Thätern sogleich hängen ließ, obwohl er der Kirche 150 und der Wittwe des erschlagenen Bauern 50 Thaler zustellte, obwohl endlich alle Betheiligten mit diesem Ersatz zufrieden waren: dennoch schickte der Erzherzog folgendes Klagschreiben an den Kaiser. »Eure kaiserliche Majestät können nicht glauben, wie das Volk auf Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, versichere aber Eurer kaiserlichen Majestät, daß ich dergleichen nie gestattet habe. Freilich mag es nicht ganz ohne Schaden ablaufen, aber Brennen, Weiber schänden, die Leute todt schlagen, ihnen Nase und Ohren abschneiden, Fenster und Oefen einschlagen, geschweige andere Martern, können die Offiziere leicht verhindern. Ich weiß zwar, daß man begehret, Eurer kaiserlichen Majestät dergleichen Sachen auszureden, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, mehr als wahr ist, denn ich will es mit dem Zeugniß mehrerer Chur- und anderer Fürsten erhärten. Eure kaiserliche Majestät dürfen mir, als Dero getreustem Bruder, gewiß eben so viel Glauben schenken, als denen, die dabei interressirt sind, und die aus der armen Leute Schweiß und Blut ihren Beutel gespickt haben. Ich wollte Eurer kaiserlichen Majestät viel vornehme Offiziere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht aufgezogen, jetzo an die drei oder viermalhunderttausend Gulden baares Geld besitzen, und die es nicht von dem Feinde bekommen haben, sondern das Meiste von den armen Leuten der katholischen Fürsten. Kein Mensch, der sonst verständig ist, misset Eurer kaiserlichen Majestät die geringste Schuld zu, wie ich denn (Gott im Himmel weiß es) dieß aller Orten zum höchsten entschuldigen thue. Aber die Ungeduld fängt an also groß zu werden, daß ich in meinem Gewissen für gut befunden habe, dieses Eurer kaiserlichen Majestät gehorsamst zu berichten. Bedenken doch Eure kaiserliche Majestät,

wie jetzo die Leute in Italien hausen werden, da sie Alles vollauf finden, und die meisten Soldaten Kalvinisten oder Lutherische sind. Helfe Gott den armen Frauenklöstern, die in so großer Anzahl sich aller Orten befinden. Eine gute Anmahnung an den Herzog von Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Eure kaiserliche Majestät um Gottes Barmherzigkeit willen und bei seinen heiligen fünf Wunden, Sie wollen dieß mein Schreiben in keiner Ungnade von mir aufnehmen. Was ich da geschrieben, bin ich von vielen ansehnlichen Personen oft und vielmal erinnert worden, aber ich habe es nie thun wollen; allein endlich bin ich dazu gedrungen worden, dieweil ich gesehen, daß es nunmehro mich zum meisten selbst betreffen wird, in Schwaben, der Markgrafschaft Burgau und in den altenburgischen Herrschaften, von denen ich sonst leben muß u. s. w.«

Diese Klage hat erstlich keinen begründeten Anlaß, denn was will die Ermordung eines einzigen Bauern bei dem Durchmarsch von 20,000 Mann sagen, die überdieß durch vernachläßigte Ablieferung des Proviants gereizt sind. Sie ist zweitens sehr unbestimmt und schwankend, denn sie vermischt Unordnungen, die der Vergangenheit angehören, mit solchen, die erst in Zukunft geschehen könnten. Was mochte auch einem deutschen Erzherzoge daran liegen, ob etliche Nonnen in Italien entjungfert wurden, oder nicht! Drittens, sie sucht den Kaiser künstlich aufzuregen, denn warum anders mischt Leopold in diesem Briefe jene Gottesbräute ein, als weil er dadurch das bigotte Blut seines kaiserlichen Bruders in Wallung zu bringen hofft? Das Machwerk ist endlich ganz und gar wider Wallenstein gerichtet, denn der Erzherzog behauptet ja, an allen jenen Greueln sey bloß der Muthwille der Offiziere schuld, und wiederum an diesem Muthwillen die Nachlässigkeit oder Herrschsucht Wallensteins, der einen derben Verweis verdiene. Das Wahre an der ganzen Sache ist: der ungeheure Einfluß am kaiserlichen Hofe, den der Friedländer in Folge seiner großen Dienste besaß, ein Einfluß, der weit größer war, als derjenige, den je ein Erzherzog in der ganzen habsburgischen Geschichte ausgeübt hat, und der damals alle andern Stimmen weit überwog, hatte die Eifersucht der übrigen Mitglieder des kaiserlichen Hauses im höchsten Grade erregt; dieser Erzherzog Leopold namentlich hätte selbst gerne eine Rolle gespielt, wie seine früheren Thaten beweisen, und jezt galt er, von Wallenstein

gänzlich verdunkelt, gar nichts. Das forderte Rache. Leopold war zweitens Priester, er hatte die Bisthümer Straßburg und Passau besessen, und dieselben erst vor Kurzem an seinen Neffen, den Sohn des Kaisers, ebenfalls Leopold genannt, abgetreten. Als Priester theilte er die Abneigung seines Standes gegen Wallenstein, und lieh den Einflüsterungen des Churfürsten von Bayern, der das anerkannte Haupt der Priesterpartei war, ein williges Ohr. Aus diesen Gründen ließ er sich verleiten, an der Verschwörung gegen das wahre Interesse seines Hauses, seines Bruders, seines Monarchen Theil zu nehmen. Man könnte sich nur dann über ein solches Betragen wundern, wenn die Geschichte nicht viele Beispiele derselben Art aufwiese. Uebrigens mögen damals noch manche ähnliche Einflüsterungen an den Kaiser gelangt seyn, von denen wir nichts wissen. So gespannt standen die Verhältnisse im Laufe des Jahres 1629. Es ist Zeit, daß wir uns jezt nach dem bedrohten Friedländer umsehen.

Wallenstein verweilte bis Ende Juli 1629 in seiner mecklenburgischen Residenz Güstrow, wo er sich mit den Einrichtungen dieses Landes beschäftigte. Da er die Stralsunder sich selbst überließ, und da der Friede mit den Dänen geschlossen war, hatte er freie Hände zu anderweitigen Unternehmungen. Das Restitutionsedikt gab ihm erwünschten Anlaß dazu. Die Wiederherstellung des Erzstiftes Magdeburg war ihm aufgetragen. Diese Stadt, die mit Angst den Sturm hereinbrechen sah, zahlte ihm die Summe von 130,000 Gulden. Wallenstein, hiemit noch nicht zufrieden, verlangte die Aufnahme eines kaiserlichen Regiments, weil er sonst den protestantischen Administrator, der sich gegen das Restitutionsedikt noch immer daselbst befand, nicht entfernen könne. Der Rath lehnte dieses Ansinnen ab, worauf Wallenstein einen drohenden Brief an ihn schrieb: »Uns ist die widerspenstige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Diese Hartnäckigkeit befremdet uns, bis jezt hat Magdeburg zum schweren Kriege Nichts gesteuert, weder dem Kaiser, noch dem gemeinen Wesen. Wir wollen die Stadt erinnert haben, in der Weigerung nicht zu beharren, denn sie könnte dieß sehr zu bereuen haben.« Allein die Stadt wollte weder das vorgeschlagene Regiment aufnehmen, noch diese Einquartirung mit 50,000 Thalern abkaufen. Jezt

schickte Wallenstein Fußvolk und Kroaten, die sich am 17. März 1629 in den Vorstädten Sudenburg, Neustadt, so wie in dem Dorfe Krakau festsetzten und Schanzen aufzuwerfen begannen. Alsbald kam es zu Gefechten zwischen den Soldaten und dem Magdeburger Schiffsvolke. Der Rath ließ die ganze Bürgerschaft mustern, die junge Mannschaft zur Fahne schwören, die Thore wurden verrammelt und Kanonen aus dem Zeughaus auf die Wälle gebracht. Denn die Magdeburger waren entschlossen, dem Beispiele Stralsunds nachzuahmen. Um jedoch auch friedliche Auswege nicht unversucht zu lassen, riefen sie die Vermittlung der Hansestädte an. Als dieß Wallenstein erfuhr, schickte er noch mehr Volk unter den Obersten Becker und Pappenheim. Eine regelmäßige Berennung begann nun. Die Kaiserlichen warfen 16 Schanzen auf, die Bürger brannten die Gartenhäuser um die Stadt nieder, hieben die Bäume in den Gärten ab, um sich desto besser vom Wall aus vertheidigen zu können. Fast täglich wurden kleine Gefechte geliefert; zu großen Unternehmungen kam es nicht, dabei wurde fortwährend unterhandelt, man sah wohl, daß es dem Herzoge eigentlich bloß darum zu thun sey, die größtmögliche Summe von der Stadt zu erpressen. Zu Ende Juli kam Wallenstein selbst, begleitet von seiner Leibwache und vielem andern Kriegsvolk, aus Güstrow nach Wolmirstadt, zwei Meilen von Magdeburg. Hier warteten ihm Gesandte auf, welche im Namen der Hanse ihre Vermittlung anboten. Der Herzog stimmte seine Forderungen in so weit herab, als er bloß verlangte, die Stadt möchte etliches kaiserliches Volk aufnehmen, jedoch unter dem Versprechen, daß die Bürger keinen Heller zum Unterhalt desselben hergeben müßten, der Sold sollte vielmehr aus den Einkünften des Erzstiftes bestritten werden, weiter verhieß er die Soldaten nicht in die Häuser der Bürger zu legen, sondern dieselben würden ihr Lager auf den Wällen und dem neuen Markte aufschlagen. Die Magdeburger merkten wohl, daß dieß schöne Worte waren, und daß man zuerst nur den kleinen Finger von ihnen verlangte, um nachher den ganzen Leib nachzuziehen, sie entschuldigten sich, in so gefährlichen Zeitläuften keine fremde Besatzung in ihre Stadt aufnehmen zu können. Nun wurde wieder mehrere Wochen lang gefochten, Heerden weggetrieben und Dörfer eingeäschert, um die Städter mürbe zu machen. Ende August ließ ihnen der Friedländer durch

die Obersten Pappenheim und Becker neue Anträge machen: »wenn sie durchaus kein Kriegsvolk aufnehmen wollten, so sollten sie die Aufhebung der Blockade mit drei Tonnen Goldes erkaufen.« Der Rath sah jedoch diese Annäherung als einen Beweis an, daß Wallenstein der Belagerung überdrüssig sey, und antwortete, unmöglich könne die Stadt in ihrer bedrängten Lage so viel Geld aufbringen. Dieß geschah am 3. September. Nachdem hierauf die Feindseligkeiten mit größerer Wuth als früher fortgesezt worden waren, erklärte sich Wallenstein Ende September bereit: die Blockade »aus bloßer Gnade aufzuheben, der Stadt wieder freie Aus- und Einfuhr zu gestatten und sein Kriegsvolk abzuführen;« die Bürger ihrer Seits mußten versprechen, keinen Soldaten zu verfolgen oder zu beleidigen, auch nicht bewaffnet aus den Thoren zu gehen. Am 29. September wurden die Regimenter in das halberstädtische Gebiet abgeführt, nachdem die Belagerung 28 Wochen gedauert. Sie hatte von Seite der Kaiserlichen 2000 Mann, von Seiten der Stadt nur 136 Bürgern und Soldaten das Leben gekostet. Den Tag zuvor, ehe das Belagerungsheer aufbrach, strömten die Bürger der Stadt, in welcher bereits Mangel herrschte, ganz zutraulich in das kaiserliche Lager heraus, und kauften sich dort allerlei Lebensmittel, Butter, Brod, Kohl, Eier, Korn, so wie einzelne Soldaten in die Stadt hineingingen, um sich mit Waaren zu versorgen. Man möchte hieraus schließen, daß beide Theile ziemlich zufrieden sich trennten, und es ist auch in der That sehr wahrscheinlich, daß Wallenstein vor Aufhebung der Blockade eine mäßige Summe von der Stadt erhielt, denn sonst wäre er sicherlich nicht so im Guten abgezogen. Indeß sagt Khevenhüller, dem wir folgten, nichts davon. Nur Pappenheim, dem Wallenstein die Leitung der Blockade übergeben, konnte den Magdeburger Schimpf nicht vergessen, er kochte Rache, die er zwei Jahre später fürchterlich befriedigte.

Schon aus dieser Schilderung wird der Leser abgenommen haben, daß es dem Herzog mit der Eroberung Magdeburgs nicht recht Ernst war, daß er vielmehr der Stadt nur Geld abpressen wollte, wie wir oben gesagt haben. Im entgegengesezten Falle hätte er viel mehr Volk vor die Stadt gezogen, und derselben weit ernstlicher zugesezt. Höchstens mögen 8000 Mann vor Magdeburg gelegen seyn. Mehrere gute Gründe wirkten hiebei

zusammen. Erstlich rieth ihm die schlimme Erfahrung, die er vor Stralsunds Wällen gemacht, behutsam zu seyn. Er mochte selbst fühlen, daß er von der Belagerungskunst wenig verstehe. Zweitens, wenn er Magdeburg auch nahm, was nicht ohne großen Verlust geschehen konnte, so kam diese Eroberung nicht ihm oder dem Kaiser, sondern einem seiner Feinde zu gut. Denn das Erzstift war bekanntlich dem Sohne Ferdinands, Leopold zugesagt, und dieser Prinz hielt es mit den Priestern, und stand im besten Vernehmen mit seinem Oheim, dem ehemaligen Bischoffe von Passau und Straßburg, dessen gegen Wallenstein an den Kaiser gerichteten Brief wir oben mitgetheilt haben. Sollte nun der Friedländer seine guten Regimenter aufopfern, um diesem Prinzen eine Stadt zu gewinnen, während er zum Voraus versichert seyn konnte, daß er des Teufels Dank dafür erndten, und daß Leopold seine Macht nur zum Verderben des Herzogs brauchen werde! Endlich wurde die unerwartet schnelle Aufhebung der Blockade hauptsächlich durch die Nachricht von dem zwischen Gustav Adolph und dem König von Polen abgeschlossenen Frieden bewirkt. Wallenstein hatte jezt für wichtigere Sachen zu sorgen, als für die Eroberung Magdeburgs.

Den Herbst und den größten Theil des Winters von 1629—30 hielt sich Wallenstein in Halberstadt auf, wo der katholische Cultus dem Restitutionsedikt gemäß mit vielem Gepräng, und nicht ohne große Härte hergestellt wurde. Von Halberstadt aus traf er auch seine Vorkehrungen gegen Gustav Adolph. Dieser hatte nach Abschluß des polnischen Friedens die Garnison von Stralsund bedeutend verstärkt, und die Häfen von Wismar und Rostok gesperrt, so daß der neue General des baltischen Meeres kein Schiff auslaufen lassen konnte. Der Herzog schickte daher einen Gesandten an den König von Dänemark, und ließ ihn ersuchen, mit seinen Kriegschiffen den Kaiser zu unterstützen, der entschlossen sey, den Schwedenkönig auf der Ostsee zu dämpfen. Allein Christian IV. antwortete: »Er gestatte auſſer sich selbst und den Schweden, sonst Niemanden die Herrschaft auf der Ostsee; so sich derohalben Jemand Widriger ohne Beider Wissen und Willen darauf finden lasse, werde es ihm übel ekommen.« Wallenstein mußte diese Pille verschlucken, er mußte es sich gefallen lassen, daß die Schweden während des Winters nach und nach bis auf 9000 Mann nach Stralsund warfen.

Die Herrschaft über das Meer war ihm einmal versagt, dagegen ließ er auf der Küste von Meklenburg und Pommern überall Vorkehrungen treffen, um den Schwedenkönig gehörig zu empfangen, dessen Einfall nach Teutschland für das kommende Jahr als gewiß erwartet wurde. Wallenstein fühlte sich wenigstens auf dem Lande fest, obgleich auch hier der Boden unter ihm zu wanken begann.

In das eilfte Jahr hatte nun der fürchterliche Krieg gedauert, und der augenblickliche dumpfe Friedenszustand, der jezt herrschte, war schwüler und drückender, als offene Feindseligkeit. Welchem Fürsten, welchem Stande sollte der nächste Schlag gelten? Entsetzlich litten fast alle Provinzen des weiten Germaniens, am meisten noch immer der Norden. Viele Menschen starben vor Hunger. Brod wurde jezt, weil die verwüstete Erde keine Saaten mehr gab, aus Eicheln, aus Hanfkörnern, aus Wurzeln gemacht. Die armen Leute verzehrten Trebern, Gras und Baumknospen, Fleisch von Aesern wurde genossen, und Manche sollen sich zur Stillung des wüthenden Heißhungers an Leichnamen von Menschen vergriffen haben. In der Verzweiflung mordeten Aeltern ihre Kinder, ein Bruder den andern, um ihnen die elende Nahrung zu entreißen. Viele endeten mit eigener Hand das unerträglich gewordene Leben. Neben dieser hinsterbenden Bevölkerung schwelgten die Soldaten, es war fast der einzige Ausweg sich fortzubringen, daß man in ihre Reihen trat. Kaiserliche Rittmeister lebten weit besser, als Reichsfürsten, die im Ueberflusse aufgewachsen waren. Man machte auch hier die fürchterliche Erfahrung, daß Revolutionen unendliches Elend über die Völker bringen, daß mit den Häuptern der Fürsten und Gewalthaber Millionen ihrer Unterthanen in den Abgrund stürzen. Die Kriegsmacht wurde um Nichts vermindert. Mehr als hunderttausend Mann dienten allein unter Friedlands Banner in Schwaben, Franken, am Rhein, in Westphalen, im ober- und niedersächsischen Kreise. Ja der Friedländer vermehrte noch sein Volk. Der Oberste Holk war nach der Belagerung von Stralsund aus dem dänischen in kaiserliche Dienste getreten. Wallenstein gab ihm den Auftrag, ein Fußregiment von 3000 Mann anzuwerben. Lübek und die Grafschaft Pinneberg, in Holstein, sollte der Sammelplatz seyn. Aber der Dänenkönig verweigerte die Erlaubniß dazu mit Hinweisung auf den vor einem Jahre abgeschlossenen Frieden, was

auch Wallenstein über die Nothwendigkeit der Besetzung dieser Länder wegen der von Gustav Adolph drohenden Gefahr vorbringen mochte. Der Herzog wies nun Hamburg als Musterplatz an. Aber auch hier sträubte sich der Stadtrath auf alle Weise dagegen. Doch ward das Regiment errichtet. Das war die Antwort des Herzogs auf die churbayrische Forderung, der Kaiser möchte einen Theil seiner Heeresmacht abdanken. Man sieht, Wallenstein war entschlossen, dem Bayerfürsten trotzig den Kampf anzubieten. Er hatte seine Anordnungen so getroffen, daß er, je nach den Umständen, entweder gegen den Bayer und die Liga im Süden, oder gegen den Schweden im Norden Front machen konnte; darum war sein Volk von der Küste Pommerns bis nach Memmingen in Schwaben vertheilt; der nächste Reichstag mußte entscheiden, ob Wallenstein fallen, oder der Churfürst Maximilian, bisher scheinbar der treuste Verbündete des Kaisers, gegen diesen als offener Gegner auftreten sollte. Wir eilen zur Catastrophe.

Wenn Ferdinand II. den auf der Heidelberger Versammlung so entschieden geforderten Churfürstentag verweigerte, so mußte es sogleich zum Bruche mit der Liga kommen. Die obwaltenden Umstände schienen gefährlich. Sehr leicht mochte sich der katholische Bund mit den protestantischen Ständen aus gemeinschaftlichem Hasse gegen Wallenstein vereinigen, um erst nachher, wenn dieser Mann gefallen, den besondern Streit wegen des Restitutionsedikts für sich auszufechten. Schweden rüstete sich zum Krieg, Frankreich legte sein Schwert, wie man zu Wien wohl wußte, in die Wagschale Bayerns. Die nächste Folge mochte seyn, daß die gesammte Aristokratie des Reichs einen römischen König wählte, der nicht aus dem Hause Habsburg war. Ein solcher Schritt hätte das Reich in eine unübersehbare Verwirrung gestürzt. Der Kaiser bewilligte daher den Churfürstentag, ob er gleich ahnte, wie es zugehen werde; denn er hoffte wenigstens das durchsetzen zu können, daß sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand III. zum römischen König ernannt werde. Vielleicht mag noch ein anderer Hintergedanke, von dem nachher die Rede seyn wird, es ihm wünschenswerth gemacht haben, die ganze teutsche Aristokratie auf Einem Punkte versammelt zu sehen.

Von Wien aus schrieb er daher im Februar 1630 einen Reichstag nach Regensburg auf den 3. Juni aus. In den

Ladungsbriefen ward als Zweck dieser Zusammenkunft angegeben: »daß dermaleinst das eingewurzelte Mißtrauen, wie auch das Blutvergießen im heiligen römischen Reiche aufgehoben, rechtes Vertrauen und einhellige Eintracht zwischen Haupt und Gliedern gepflanzt, die fremden Nationen, so aus diesem herrlichen Reiche eine armselige Einöde gemacht, ausgerottet, die teutsche Freiheit und Hoheit, welche die Väter mit ritterlicher Hand und tapferem Blut so viele Jahre lang zum Schirm ihrer Freunde und zum Schrecken ihrer Feinde behauptet, wieder hergestellt, und endlich der werthe Friede erlangt, und eine gute Ruhezeit genossen werden möchte.« Mit so wohlklingenden Worten verbarg man die feindseligen Absichten, welche das ganze teutsche Reich damals entzweiten. Am 17. Mai verließ der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge seine Hauptstadt und näherte sich in kurzen Tagereisen Regensburg, wo er am 7. Juni eintraf. Noch war kein einziger Reichsstand angekommen, der teutsche Kaiser befand sich als der erste auf dem Platze. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft schickte er Eilboten an alle Churfürsten ab, um sie zu schleunigem Eintreffen aufzufordern. Besonders dringend ermahnte er die beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg. Das Einladungsschreiben schloß mit den Worten: »Im Falle sie nicht kommen würden, verwahre sich Ihre kaiserliche Majestät feierlich vor Gott und der Welt, wegen alles künftigen Unheils, das aus solcher Versäumniß entstehen könnte.« Sichtlich hatte die teutsche Aristokratie ihr Oberhaupt beleidigen wollen. Dieselben, die den Churfürstentag so trotzig gefordert, erschienen erst auf die zweite Ladung, nachdem der Kaiser schon seit etlichen Tagen zugegen war. Regensburg füllte sich mit vornehmer Gesellschaft. Persönlich erschienen die drei geistlichen Churfürsten und der Bayer. Brandenburg und Sachsen begnügten sich, trotz allen kaiserlichen Ladungen, nur Gesandte zu schicken. Sie wollten den Kaiser recht tief fühlen lassen, wie sehr sie das Restitutionsedikt mißbilligten, denn die Widersetzlichkeit der Liga hatte ihren früher so zahmen Muth wieder gestählt. Der größte Theil der übrigen hohen Reichsaristokratie erschien entweder persönlich, oder ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten. Nicht minder schickten die großen fremden Mächte, Frankreich, England, Spanien, der Pabst ihre Gesandten. Es war nicht nur eine glänzende Versammlung, es war zugleich eine solche, auf welcher über die Geschicke Europas, wie 1814 Jahre zu Wien, diplomatische Würfel geworfen wurden.

Die zweite Rolle neben dem Kaiser spielte dießmal die französische Gesandtschaft, an welche sich alle dem Hause Habsburg feindselige Elemente reihten. Bis zu dieser Zeit war der römische Kaiser in der Meinung der Welt der erste Machthaber auf Erden, alle weltlichen Kronen mußten sich vor dem funkelnden Diamant der kaiserlichen neigen. Wenn auch unfähige Kaiser durch ihre persönliche Schwäche den hohen Charakter, welchen ihnen ihr Amt gab, auf eine Reihe von Jahren herabwürdigten, so gehörte nur die Erhebung eines kräftigen Kaisers dazu, um das uralte Verhältniß wieder herzustellen. Aber nun war die Zeit gekommen, wo Habsburg seine Rolle auf fast zwei Jahrhunderte hinaus an die Dynastie Bourbon abtreten sollte. Die Ministerschaft Richelieus ist der wahre und innere, der Regensburger Reichstag der äusserlich sichtbare Anfang dazu. Der Vorwand, unter dem sich die französische Gesandtschaft nach Regensburg einschlich, war der mantuanische Krieg, als dessen Vermittlerin sie sich ankündigte. Den ersten Namen bei dieser Gesellschaft und die Repräsentation führte der französische Edelmann Brulart, ein geschickter Unterhändler, der sich aber nicht über das gewöhnliche Maß erhob. Der Nerv des Geschäfts war einem unscheinbaren Kapuziner, Pater Joseph genannt, übertragen.

Es ist nöthig, daß wir diesen ausserordentlichen Menschen, den rechten Arm des Cardinal Ministers, den ersten Arbeiter aus seiner Werkstätte genauer kennen lernen. Franz Leclerc von Tremblay, später berühmt geworden unter dem Namen Pater Joseph wurde den 4. November 1577 zu Paris geboren. Sein Vater war Johann Leclerc, Herr von Tremblay, in der Provinz Anjou, ein hoher Justizbeamter des königlichen Hofes, seine Mutter stammte aus dem Hause Lafayette. Nachdem der junge Leclerc seine Studien zu Paris mit Auszeichnung beendigt, machte er Reisen durch Frankreich und Teutschland und trat dann in Kriegsdienste, in welcher Eigenschaft er sich bei der Belagerung von Amiens sehr hervorthat. Leclerc war indeß mit sich selbst ins Reine gekommen über den Keim einer hohen Bestimmung, der in seinem Innern schlummerte. Während seine Verwandte sich glänzenden Hoffnungen über sein Fortschreiten in der kriegerischen Laufbahn hingaben, verläßt er plötzlich die Welt und wird ein Kapuziner. Das hauptsächlichste Mittel, wodurch ein katholischer Geistlicher damals die

Augen der Welt auf sich lenken und sich eine glänzende Zukunft erringen konnte, waren glückliche, an Hugenotten verübte Bekehrungen. Folglich ließ sich der junge Kapuziner gleich nach Beendigung seiner theologischen Schule auf dieses Geschäft ein, machte den Missionär, und brachte auch, der Himmel weiß auf welchem Wege, etliche Hugenotten herüber. Sein Glück in diesen apostolischen Feldzügen verschaffte ihm rasch die ersten Stellen in seinem Orden, und bald noch viel mehr. Durch seine glückliche Missionsthätigkeit geschah es, daß er dem nachmaligen Kardinal Richelieu, damaligem Bischof von Lucon, bekannt wurde. Das Falkenauge des alten Adlers erkannte die großen Eigenschaften des jungen. Richelieu zog den Kapuziner ganz an sich, sie wurden schnell unzertrennliche Verbündete. Ihre Eigenschaften ergänzten sich, namentlich herrschte in dem Charakter des Kapuziners jene glückliche, für solches Zusammenwirken durchaus nothwendige Mischung, daß er bei allem Ehrgeize, den er besaß, alle Aufträge seines Gebieters glücklich lösen und so auf dem schwindelnden Wege zur Macht fortwandeln konnte, ohne je im geringsten Miene zu machen, als dächte er daran, sich über seinen Herrn hinaufschwingen zu wollen. Dadurch wurde keine Eifersucht rege. Willig und mit Aufopferung gab er sich zu den verwickeltsten und schlimmsten Stücken her, wodurch er sich selbst den Weg zur höchsten Befriedigung des Ehrgeizes verrammelte. Denn wer in zweiter und dritter Stelle sich in so viele schmutzige Händel einläßt, erreicht selten die erste, weil man nur allzusehr gewohnt wird, ihn als bloßen Handlanger eines Höheren zu betrachten. Richelieu benutzte zuerst die beichtväterlichen Fähigkeiten seines Günstlings aus; er wurde Gewissensrath der Herzogin Antonia von Orleans. Als Richelieu im Jahr 1616 Staatssekretär geworden war, schickte er den Kapuziner nach Rom zum heiligen Vater, angeblich, um dort gewisse mönchische Geschäfte in Ordnung zu bringen, in der That, um den Boden der Priesterstadt auszuforschen, und Allianzen für die weitaussehenden Plane seines Gebieters einzuleiten. Man hat alle Ursache zu glauben, daß Pater Joseph seinen Aufenthalt in Rom, damals der europäischen Universität für die Kunst den Nebenmenschen in Staatsgeschäften zu betrügen, trefflich benüzt hat. Joseph erreichte alle Zwecke, wegen deren er gekommen war. Bei seiner Abreise gab ihm Pabst Paul V. das Zeugniß mit auf den Weg, in ihm den gewandtesten

Mann gefunden zu haben, der ihm je vorgekommen sey. Richelieu wurde bald darauf von Hofe nach Avignon verbannt. Den Künsten des Pater Joseph und seinem Einfluß auf den König verdankte er es, daß er wieder zurückgerufen ward und das Steuerruder von Frankreich ergreifen konnte. Nachdem er im Jahr 1624 Premierminister geworden war, brachen die günstigen Zeiten für Pater Joseph an. Ihn brauchte der Kardinal, um die lezte Spur der Zärtlichkeit für seine Mutter allmählig aus dem Herzen des Königs (Ludwigs XIII.) herauszureißen, und dadurch diese herrschsüchtige Florentinerin endlich zu verderben, ihn, um diejenigen Mitglieder der französischen Aristokratie, welche der Rache des Premierministers verfallen waren, in die Grube zu stürzen. Im Jahr 1628 nahm Joseph Theil an der Belagerung von Larochelle. Der Soldat erwachte wieder unter der Kutte und der Kapuziner gab gute militärische Rathschläge. Richelieu faßte keinen Plan, bei dem ihm nicht seine Rolle angewiesen worden wäre. Mit gleichem Eifer diente er den Tugenden wie den Lastern des Kardinals. Er schien der Familiargeist seines Hauses. Man hat auf Rechnung des Paters, so lange er lebte, manche Grausamkeiten Richelieus geschrieben; aber mit Unrecht, denn der Kardinal zeigte sich nach dem Tode Josephs, der im Jahr 1638 erfolgte, um nichts schlimmer noch besser, zum deutlichen Beweis, daß Richelieu auf keines andern Menschen ersten Antrieb handelte. Richelieu bot ihm seit seiner Erhebung zum allmächtigen Minister Frankreichs mehrmals hohe Beförderungen an, aber Joseph schlug sie standhaft aus, blieb Kapuziner, und bewohnte wie früher seine Celle im Kapuzinerkloster zu Paris, obgleich alle Welt ihm den Hof machte und ihn die graue Eminenz nannte. Was ist der wahre Grund dieser anscheinenden Demuth? Wars etwa bloß die bei ausgezeichneten Männern nicht seltene Vorliebe für den Kontrast, welche durch Vernachlässigung der Aeusserlichkeiten den innern verborgenen Werth desto mehr hervorzuheben bezweckt. Man hat z. B. schon mehr als einmal stolze Fürsten gesehen, mit einem Hute auf dem Kopfe, der keinen Groschen werth war, mit einer Weste bekleidet, auf der eine Tabaksstraße starrte, ein Greuel dem Auge des Beschauers. Sie vernachlässigten ihren Anzug mehr als es gut ist, während das glänzendste Gefolge sie umgab. Ihre Diener sollten durch ihre Uniformen den aufgeprägten Werth

beurkunden, sie selbst verachteten für ihre Person alle äussere Würde, um desto mehr auf die innere zu pochen. Konnte nicht dieser Bruder auch so denken: »ein Kapuziner bin ich wohl, aber ein solcher, vor dem ganz Frankreich sich neigen muß.« Wirklich soll seine Eigenliebe durch nichts mehr geschmeichelt worden seyn, als wenn der Kardinal Premierminister mit allem Gepränge des damaligen französischen Hofes nach seinem Kloster fuhr, um den Pater dort zu besuchen. »Werden nicht die Leute sagen,« dachte er, »was für ein Geist muß unter dieser härenen Kutte wohnen, da der erste Mann Frankreichs sich also zu deiner Niedrigkeit herabläßt.« Doch glauben wir nicht, daß dieß der einzige Grund von Pater Josephs scheinbarer Bescheidenheit war. Richelieu besaß einen so schrankenlosen Ehrgeiz, daß jeder sein Todfeind wurde, von dem er nur entfernt argwohnen konnte, er möchte nach der Höhe des Kardinals neidische Blicke erheben. Pater Joseph ging auf schwankendem Seile, indem er die wichtigsten Staatsaufträge des Kardinals vollstreckte. Je glücklicher er dabei war, desto leichter mochte er die Eifersucht seines Gebieters erregen. Dieser drohenden Gefahr wich er nun dadurch sehr gewandt aus, daß er sich im niedrigen Stande hielt, und nicht durch einflußreiche Aemter, sondern nur durch die Gunst des Kardinals Theil an den großen Geschäften haben wollte. Zeigte er nicht dadurch ganz klar, daß er auf jede Wirksamkeit ohne den Kardinal verzichtete, daß Richelieu durchaus die Ulme seyn sollte, an welcher der Weinstock des Kapuziners allein emporranken wolle? Uns dünkt es, daß Joseph hiedurch keinen geringen Grad von Menschenkenntniß und Selbstbeherrschung verrieth.

Der Kapuziner stand auf der höchsten Stufe seines Einflusses, als ihm Richelieu die wichtige Sendung nach Regensburg anvertraute, um bei dieser glänzenden Versammlung die Karten im französischen Sinne zu mischen. Er hätte keinen bessern Mann wählen können. Der Kern von Josephs Charakter war eine Despotennatur. Wo es die Umstände erlaubten, streckte er mit sichtlicher Wonne den Soldaten hervor, herrschte, schreckte, trotzte. Wo die Bigotterie weiter führte, spielte er mit unnachahmlicher Heuchelei den Kandidaten des Heiligen Kalenders, seine Lippen flossen über von der Sache Gottes und seiner geliebten Kirche, vom Wohle der Völker und Throne, und was dergleichen Redensarten mehr sind, und dabei nahm er einen solchen Anstrich

von Aufrichtigkeit an, daß es zum Erstaunen war. Seine Zwecke verfolgte er mit einer Beharrlichkeit, die durch Nichts rechts oder links abgelenkt werden konnte, und mit einer Unbesorgtheit über die Mittel, die ihn auch das niederträchtigste für gerechtfertigt halten ließ, wenn es nur schnell zum Ziele führte. Sein scharfes Auge erkannte sogleich die schwache Seite der Menschen, die er mißbrauchen wollte, mit dem Takt eines Feldherrn ging er schnell darauf los. Er war ein so ausgelernter Lügner, daß er sich selbst während seiner ganzen Laufbahn nie von einem Andern betrügen ließ. Endlich, weil der Kardinal, dem sich Joseph mit Leib und Seele verschrieben, nur in der Größe des Landes das Ziel seines Ehrgeizes fand, war nächst der Gunst Richelieus der Ruhm Frankreichs der zweite Abgott des Kapuziners. In Regensburg machte er seine Sache so gut, daß die Eifersucht seines Mitgesandten Brulart dadurch aufgeregt wurde. Bei seiner Rückkunft machte Lezterer eine abschreckende Schilderung von dem Charakter des Paters: »Joseph sey ein grundschlechter Mensch, von einem Kapuziner habe er nichts an sich, als die Kutte, von einem Christen nichts als den Namen; sein Sinn sey bloß darauf gestellt, wie er alle Welt betrügen wolle, über der Gunst des Kardinals verscherze er Himmel und Hölle.« Wir zweifeln, ob Brulart ein besserer Christ war, als der Kapuziner, aber an diplomatischen Fähigkeiten kam er ihm sicherlich nicht gleich.

Seine Aufträge nöthigten ihn zu doppeltem Spiele in Regensburg. Er sollte den Kaiser glauben machen, daß er es gut mit ihm meine, und doch zugleich alle anwesenden Reichsfürsten gegen ihn aufhetzen. Um den ersteren Zweck zu erreichen, sezte er alle Künste der durchtriebensten Heuchelei in Bewegung. Doch Ferdinand II. der von Jugend an viel mit Menschen der Art umgegangen war, verstand sich zu gut auf solche Waare, als daß er sich mit leeren Worten hätte abspeisen lassen. Der König von Frankreich solle seine gute Absicht durch Thaten zeigen, hieß es. Als dieß Joseph sah, spielte er einen wahren Gaunerstreich. Er schloß im Namen der Krone, die ihn hieher geschickt, in Betreff der mantuanischen Händel den Regensburger Friedenstraktat, von dem wir oben berichtet, und der dem Kaiser angenehm seyn mußte, weil er ihm in dieser bedenklichen Zeit, wo Gustav Adolph eben in Teutschland einrückte, freie Hände in Italien

ließ. Hiedurch gewann Joseph die Gunst des Kaisers. Aber kaum war er mit seinem Mitgesandten Brulart nach erfolgtem Sturze Wallensteins wieder in Paris eingetroffen, als Richelieu das Werk seines Bevollmächtigten für null und nichtig erklärte. Statt sich über diese Aufopferung seines Namens zu betrüben, lachte der Pater in die Faust, gleichgültig gegen die persönliche Schande, die ihm widerfahren, und vergnügt in dem Gedanken, den Kaiser betrogen zu haben: denn die ganze Sache war vorher mit dem Kardinal abgekartet. Leichter gelang ihm sein zweiter Auftrag, gegenüber von den Reichsfürsten. Da fand er einen guten, wohl vorbereiteten Boden, der gierig den Samen verschlang, den er hineinstreute. Er leitete im Stillen auf dieser Seite alle Operationen zum Sturze Wallensteins. Doch glaube man ja nicht, als ob die Franzosen den Kaiser sonderlich betrogen hätten. Die Arglist des Kapuziners mag mitgewirkt haben, daß Ferdinand die Absetzung seines Feldhauptmanns leichter unterschrieb. Im Uebrigen gab der Kaiser bloß dem überwiegenden Drang der Umstände nach, er hätte diesen Schritt am Ende auch ohne Josephs Einflüsterungen thun müssen, wenn er nicht den zweiten Ausweg gebrauchen wollte, von dem weiter unten die Rede seyn wird. Auf des Kaisers Seite waren auch kluge Räthe, die den französischen Pfaffen durchschauten. Die Abdankung Wallensteins erfolgte nicht ohne einen sehr gesunden Hintergedanken, und so lange der Friedländer das Leben behielt, prallten alle Pfeile der gallischen Bosheit an dieser ehernen Brustwehr ab. Erst als sie ihn in die Grube hinunter brachten, war Alles verloren.

Die Franzosen durften sich daher damals noch keines Triumphes rühmen. Merkwürdig bleibt aber immer das enge Bündniß, in das sich die römische Kirche mit ihnen zum Nachtheile des teutschen Kaisers eingelassen. Denn nur mit Hülfe der Priesterparthie konnten sie jene Rolle in Regensburg spielen, weßhalb auch Khevenhüller*) die Geistlichkeit als Urheberin alles Unglücks offen anklagt. Durch den Bund zwischen der römischen Kirche und Frankreich, wurde die Abreißung des Elsaßes vom teutschen Reiche vorbereitet, hiedurch die Reunionsräubereien und

*) Annales Ferdin. XI. 1040 u. flg.

die Eroberung Lothringens, durch all dieß zusammen das mehr als 150jährige Uebergewicht Frankreichs. Die gallische Nation um die Zeit, von der wir hier sprechen, an kriegerischer Macht und Ruhm, weit hinter der teutschen stehend, verdankt ihre Größe nächst den regelmäßigen Finanzen, die sich in Frankreich weit früher gebildet als bei uns, hauptsächlich der Unterstützung des römischen Stuhles. Dieser ärndtete auch bald den verdienten Dank dafür ein; es war eine giftige Schlange, welche die römische Kirche in ihrem Busen genährt hatte. Nachdem sie erwarmt und erstärkt, biß sie die thörichte Nährerin. Luther hat bloß die Unwahrheit der päpstlichen Lehren aufgedeckt; Voltaire und seine Genossen machten nicht nur einzelne Dogmen, sondern die ganze Fabrik lächerlich und verächtlich, und einem französischen Kaiser war es vorbehalten, die weltliche Macht des Pabstthums zu vernichten. Dieser Schlag ist entscheidend gewesen. Die Welt hat gelernt, daß Europa auch ohne Pabst existiren könne. Zwar erfolgte eine Restauration, aber dieselbe vermochte dem vermoderten Leibe kein eigenes und selbstkräftiges, sondern nur ein erborgtes Leben einzuhauchen. Je nach den Tönen, die von der Donau aus an die Tiber dringen, müssen sie jezt in Rom tanzen, und nichts geschieht daselbst ohne die Einwilligung Oestreichs. Die Julirevolution vom Jahr 1830 hat einen neuen Beweis für die innerliche Schwäche des Pabstthums gegeben. Der heil. Vater mußte die Zeche für die Pariser Verfälle bezahlen. Wo das Aas ist, sammeln sich die Adler, und wie krankhafte Stoffe sich immer am schwächsten und zerrüttetsten Theile der Leiber ausstoßen: so geschah es auch hier.

Warum hat nun die Kirche durch Unterstützung der Bourbone den Kaiser zu fällen gesucht, und sich dadurch in den Franzosen einen Todfeind groß gezogen? Es waren alte Traditionen, welche dieselbe hiebei leiteten. Die Päbste sahen in den Habsburgern stets nur die Erben jener alten ghibellinischen Kaiser, die einst mit 60,000 Rittern und unzähligem Fußvolk über die Alpen zogen, die Herrschaft Roms und Italiens in Julius Cäsars Namen ansprachen, und ihr Recht darauf mit dem Schwerdte bewiesen. Von diesen Erinnerungen konnte sich die römische Kirche nicht trennen, sie fürchtete bei jeder Ausdehnung der kaiserlichen Macht Erneuerung der alten Ansprüche auf Italien. Darum hat sie dem teutschen Kaiserthum an Frankreich einen

übermächtigen Nebenbuhler herangezogen, und dadurch sich zulezt selbst eine Grube gegraben. Es ging also der Tiara gerade ebenso, wie hundert Jahre früher dem Kaiserthum. Gleichwie die Kirche um alter Erinnerungen willen den Haß gegen Cäsars Nachfolger aufzugeben nicht über sich vermochte, so folgte das Kaiserthum seiner Seits zur Zeit der Reformation bloß den Eingebungen der Furcht, welche ihr im Pabstthum eine unüberwindliche Macht, die Besiegerin der Ottonen und Friederiche vorhielt. Beide beachteten den Umschwung der Zeiten nicht, beide täuschten sich, doch ward dieser Irrthum nur für den Papst tödtlich, denn eine Monarchie ist naturgemäß, während eine Macht, wie das Pabstthum, ihre gemessenen Schranken der Dauer hat.

Wir gehen über zu den Regensburger Verhandlungen. Da dieser Reichstag der lezte war, der die Einheit teutscher Nation repräsentirte, — denn die späteren Amphiktionen in derselben Stadt sind ein wesenloser Schatten, ein fünftes Rad am Wagen gewesen, — wollen wir einiges Wenige über die Ceremonien aus Khevenhüller beibringen. Als der Kaiser am 2. Juni seinen Einzug hielt, stand die ganze Bürgerschaft unter dem Gewehr, um das Oberhaupt des Reichs zu empfangen. Der Stadtrath begrüßte ihn mit einer Rede, worauf sich Ferdinand II. in die Domkirche begab, um dem Hochamte und der Absingung des te Deum laudamus anzuwohnen. Aus der Kirche ritt er nach dem Bischoffshofe, wo er mit der Kaiserin und seinem Sohne, dem jüngeren Könige von Ungarn, seine Wohnung bezog. Nachdem die Fürsten in gehöriger Zahl sich eingefunden hatten, wurden die eigentlichen Verhandlungen abermals mit einem kirchlichen Akte eröffnet. Aus dem Dome ritt dann der Kaiser unter Vortragung der Kleinode des Reiches, Apfel, Schwerdt, Scepter, Krone, nach dem Regensburger Rathhause, wo er auf dem Throne sitzend und von der hohen Aristokratie umgeben, den Vortrag hielt. Derselbe umfaßte sechs Punkte. Erstlich erklärte Ferdinand II., man möchte die Mittel angeben, wodurch der ersehnte Friede in Teutschland wieder hergestellt und die auswärtigen Feinde gedemüthigt werden möchten. Zweitens, da der geächtete Pfalzgraf bei den Holländern und bei andern fremden Mächten noch immer feindselige Plane schmiede, da derselbe ferner keine Unterwürfigkeit noch wahre Neigung, sich den angebotenen Bedingungen zu unterwerfen, bezeige, so müsse ihm der Kaiser als Strafe für diese

dauernde Widersetzlichkeit die Gnadenthüre verschließen. Drittens weil die Holländer die Unruhen im Reiche nähren, weil sie den Pfalzgrafen zum Nachtheil Deutschlands unterstützen, weil sie, ohne sich an die vorgeschützte Neutralität zu kehren, verschiedene Landschaften, Städte und Festungen im westphälischen Kreise gewaltsam an sich gerissen: so müsse man darauf denken, wie sie bestraft, und die geraubten Oerter dem Reiche wieder zugewandt werden möchten. Nicht minder seyen viertens gegen den König von Schweden Anstalten zu treffen, da derselbe ohne alle Veranlassung die Stralsundischen Händel zu einem Kriege gegen Deutschland mißbrauchen wolle. Der fünfte Punkt betraf die mantuanische Streitfrage. Sechstens verlangte der Kaiser den Rath der Fürsten darüber, wie es zu machen sey, um den Krieg, im Falle kein sicherer Frieden zu Stande komme, mit besserer Ordnung und mit weniger Beschwerung der Unterthanen fortführen zu können; denn groß und schwer seyen die Beschwerden der Reichsstände über die bisherige Führung desselben, obwohl manche Uebel aus unvermeidlicher Nothwendigkeit herflößen, während andere Nachtheile sich vielleicht durch bessere Kriegszucht heben ließen.

Der Kaiser hatte im lezten Artikel selbst die wundeste Stelle berührt. Wie ein wüthender Strom, der alle Dämme niederreißt, brach nun die Opposition los. Man schenkte den fünf ersten Punkten kaum so viel Aufmerksamkeit, als nöthig war, um sie aufs Ungünstigste für den Kaiser zu deuten, den Pfalzgrafen als ein Opfer der Habsburgischen Herrschsucht darzustellen, den Schwedenkönig wegen seines beabsichtigten Einfalls nach Deutschland zu entschuldigen, selbst die Holländer zu rechtfertigen. Dagegen hielt man sich, den kaiserlichen Vortrag umkehrend, hauptsächlich an den sechsten Punkt. Die katholischen wie die protestantischen Mitglieder der hohen teutschen Aristokratie, sonst durch den wüthendsten gegenseitigen Haß entzweit, waren darüber wunderbar einig, daß der Kaiser den größten Theil seines Volkes entlassen solle, daß vor Allem der Friedländer fallen müsse. »Wallenstein,« hieß es, »ein wilder, unruhiger Mensch, habe ohne Befragung der Stände und wider alle Reichsgesetze einen unbeschränkten Oberbefehl in allen Kreisen an sich gerissen, und übe diese Macht nicht anders aus, als wäre er, der bloße Edelmann, Herr der Fürsten, und diese seine Knechte. Nach Willkür werbe er Mannschaften, lagere sie ein, schreibe Steuern aus, und bereichere

sich und seine Anhänger auf die schändlichste Weise u. s. w.« Die Churfürsten vereinigten sich zu folgender Erklärung gegen den Kaiser: »an aller Trübsal, an allen Schanden und Lastern, gräulichen und unerhörten Kriegsbedrückungen, so täglich vorliefen, sey der neue Herzog von Meklenburg einzig und allein Ursach, indem man demselben ohne Bewilligung der Stände eine Gewalt aufgetragen, wie sie noch kein Mensch vor ihm besessen hätte. Gleichfalls sey auch das unsägliche geworbene Kriegsvolk zu nichts dienlich, als das allgemeine Vaterland zu verheeren. Die Reichskontributionen, wozu sonst immer die Zustimmung der Stände erforderlich gewesen, habe der Herzog nach seinem eigenen Wohlgefallen angesezt, und in mehr als barbarischer Weise den Leuten abgezwungen und gedrungen; unermeßlich sey die Pracht, so der Herzog sammt seinen Obersten und Befehlshabern an Kleidung, silbernem und goldenem Geräthe, gleichwie an schönen und köstlichen Pferden treibe und verübe.« Auf solche Gründe fußend, verlangten die Churfürsten Abdankung des kaiserlichen Kriegsvolks, Verabschiedung des Herzogs von Friedland; sie ermahnten ferner den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen Schweden und Frankreich, und mutheten ihm endlich gar noch zu, den Bevollmächtigten des geächteten Pfälzers, der sich im Gefolge des englischen Gesandten befand, vorzulassen, und den Holländern noch ferner Neutralität zu gewähren.

Neben diesen allgemeinen Klagen wurden noch besondere erhoben. Niemand schrie lauter um Gerechtigkeit, als die Gesandten des Herzogs Bogislas von Pommern. Sie übergaben eine Beschwerdeschrift, die 54 Artikel umfaßte. Nur allein im Fürstenthum Stettin wurden die Erpressungen auf 10 Millionen Gulden angeschlagen. Andere Städte hatten sich in gleichem Verhältniß zu beklagen. Gräßlich lautet die Schilderung der Grausamkeiten, durch welche die Wallensteinischen Völker den unglücklichen Einwohnern ihren lezten Heller abgeschunden. »Man nehme den Leuten Alles weg, wenn sie auch kein Hemde auf dem Leibe behielten; so habe es namentlich Oberst Conti in Stargard gemacht. Die schrecklichsten Frevel würden durch Verhinderung des Gottesdienstes, Beraubung der Kirchen, Eröffnung der Gräber begangen, des Herzogs Landeshoheit und seine Einkünfte seyen so geschmälert, daß er keine fürstliche Tafel mehr halten könne, während jeder friedländische Hauptmann mehr als fürstlich traktire.

Tyrannischer und barbarischer Weise werde gegen die armen Unterthanen mit Schänden und Nothzüchtigen der Weiber und Jungfrauen, wobei oft selbst die todten Leiber nicht verschont blieben, deßgleichen mit Prügeln, Brennen und Plündern gewüthet. Durch Entziehung der nothdürftigsten Lebensmittel seyen die verzweifelten Leute in der gräslichsten Hungersnoth gezwungen, sich mit unnatürlicher Speise, als Trebern, Knospen von Bäumen und Gras, selbst mit dem Fleische ihren eigenen Kinder und anderer Leichname zu sättigen. Dinge werden von den kaiserlichen Soldaten verübt, welche selbst von den Türken und Heiden nie erhöret worden, ja, der leibhaftige Teufel aus der Hölle könne es nicht ärger machen.« Den Herzog von Pommern hatte allerdings die schwerste Mißhandlung getroffen, denn in seinem Lande lagen damals allein 31,500 Mann zu Fuß und 7540 zu Roß. Aber auch andere Stände blieben mit ihren Klagen nicht zurück. Brandenburg berechnete die erpreßten Brandschatzungen auf 20, Hessenkassel auf sieben Millionen. Die würtembergischen Gesandten beklagten sich, daß das Gebiet ihres Herrn monatlich 120,000 Thaler, die Bevollmächtigten der Stadt Nürnberg, daß sie in derselben Zeit 20,000 Thaler bezahlen müßten. Alle diese Ankläger bezeichneten einstimmig als das einzige Heilmittel, wodurch dem Untergang des Reichs gesteuert werden könne, die Absetzung des Herzogs von Friedland.

Es wurde schon oben bemerkt, daß Ferdinand II. den gefährlichen Regensburger Reichstag hauptsächlich darum bewilligt hatte, weil er auf der Versammlung die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige durchzusetzen hoffte. Als er diese Saite berührte, und dabei durchblicken ließ, daß er sich wegen Wallenstein nachgiebig zeigen würde, wenn man ihm nur den zweiten Wunsch gewähre: stieß er auf noch stärkeren Widerspruch. Der Friedländer sollte fallen, und doch Ferdinands II. Sohn nicht zum Nachfolger gewählt werden, denn die Churfürsten wollten den Kaiser durch Verweigerung der Wahl von sich abhängig erhalten, damit sie für die Zukunft, ehe Ferdinands II. Herzenswunsch erfüllt würde, noch neue Opfer von ihm erpressen könnten. Die Gesandten der beiden abwesenden Churfürsten von Brandenburg und Sachsen entschuldigten sich mit dem Mangel einer auf die römische Königswahl lautenden Vollmacht. Maximilian von

Bayern trat auch hier wieder am lautesten als das Haupt der Guelfen-Parthei hervor. »Von Bewaffneten umgeben,« antwortete er, »würden wir unsere Ehre vergessen, wenn wir eine Wahl vornähmen. Das Reich seufzt und klagt unter Wallensteins fürchterlicher Tyrannei. Alle Verwirrung kommt von ihm, ihm müssen die teutschen Fürsten fröhnen, unter den von ihm auferlegten Qualen schleppen die teutschen Völker im größten Kummer ihr elendes Leben hin. Wozu anders können mitten im Frieden die großen Heeresmassen dienen, als Werkzeuge der blutgierigen Grausamkeit des unmenschlichsten, stolzesten Generals zu seyn. Bei Hinrichtungen unbarmherzig, unerbittlich im Befehl, nach Gold unaufhörlich dürstend, vergießt er Ströme deutschen Blutes, verwandelt die Einwohner ganzer Provinzen in Bettler. Endlich ist es Zeit, daß der Kaiser die gemeinschaftlichen Schmerzen des Vaterlandes stille, daß er auf die bittern Thränen und auf das am erpreßten Gelde klebende Blut seine Augen richte. Des Kaisers Nachsicht erscheint den teutschen Völkern in einem noch verhaßteren Lichte, als selbst die Grausamkeit des Feldhauptmanns. Die Seufzer so vieler Unterdrückten, ihre unbarmherzig verachteten Wehklagen werden endlich die Grundsäulen des Reiches erschüttern. Der Sturm wird über die schuldigen Häupter von allen Seiten hereinbrechen. Aber noch ist es Zeit, die harte Ruthe, von der Teutschland bis jezt gepeitscht worden, wegzuwerfen, die Waffen niederzulegen, und den Friedländer vom Befehle zu entfernen. Sind erst diese Punkte erfüllt, so kann die römische Königswahl eingeleitet werden.« Wir werden gleich berichten, was Maximilian von Bayern mit den Bewaffneten meinte, die den Reichstag umgeben. Eine ähnliche Sprache führte der Churfürst von Mainz: »Sollte der Diktator des Reichs,« so nannte er Wallenstein, »an seinem Platze bleiben, und seinen Abschied nicht bekommen, so wird auf dieser Versammlung wenig ausgerichtet.« Was der Churfürst von Bayern offen gesagt, das bekräftigte er noch in geheimen Unterhandlungen mit dem Kaiser; er gab demselben die bestimmteste Versicherung, daß die Wahl zum römischen Könige einstimmig auf den kaiserlichen Prinzen fallen werde, wofern nur die Churfürsten erst in Betreff Wallensteins befriedigt seyen, zugleich verhieß er, man werde nach des Friedländers Entfernung den neuen Thronfolger zum obersten Feldherrn des Reiches wählen.

Was war nun zu thun? Auch das blödeste Auge konnte einsehen, daß die hohe Aristokratie nur deßhalb auf die Absetzung des Herzogs dringe, um die große Macht des Kaisers, welche dieser gewaltige Mann geschaffen, zu vernichten. Beredte Stimmen erhoben sich im Rathe Ferdinands II., welche bewiesen, daß es die größte Thorheit seyn würde, einem so hochverdienten General mit Undank, mit Absetzung zu lohnen. Aber es handelte sich hier nicht mehr um Gründe. Die Freiheit der Wahl war dem Kaiser durch die Gewalt der Umstände entrissen. Die Sachen standen so: Wenn Ferdinand II. dem vereinten Sturm aller Fürsten des teutschen Reiches, ob lutherischen ob katholischen, Trotz bot, wenn er den Friedländer auf seinem Posten ließ, so durfte er sicher darauf rechnen, daß die ganze Aristokratie sich auf die Seite des Schweden schlagen werde, der bereits ins Reich eingerückt war. Der Kaiser wußte, daß Churbayern mit Frankreich in Unterhandlung stand, und daß Richelieu mit der einen Hand den König Gustav Adolph, mit der andern den Bayer und die Liga gegen Habsburg bewaffnete. Die bayerische Eroberung der Pfalz warf einer Allianz mit dem Reichsfeinde keine unübersteigliche Hindernisse entgegen, denn entweder konnten Frankreich und Schweden unter Voraussetzung eines gegenseitigen Bundes mit Bayern den bereits halbvergessenen Churpfälzer aufopfern, oder mochten sie den Churfürsten Maximilian mit einer Entschädigung auf Kosten der kaiserlichen Erbländer vertrösten, die mit gesammter Macht Frankreichs, Schwedens und der teutschen Reichsfürsten erobert werden sollten. Wenn Ferdinand II. anderer Seits dem Verlangen der Churfürsten willfahrte, und durch Entfernung Wallensteins seine eigene Unmacht unterschrieb, so beging er eine That der tadelnswerthesten Schwäche. Welchen Ausweg sollte man nun wählen?

Wallenstein bot selbst einen fürchterlichen, aber gerade aus zum Ziele führenden an. Wir müssen uns wieder nach ihm umsehen. Nachdem er den Winter von 1629—30 in Halberstadt zugebracht, begab er sich zu Anfang des Jahres 1630 auf seine böhmischen Herrschaften, wo ein Bauernaufruhr wegen religiöser Bedrückungen ausgebrochen war, und stillte ihn im Blute der Aufwiegler. Hier ließ er sich von Questenberg, seinem Vertrauten, ein Gegengift aus Wien kommen, denn er war im Sommer 1629 durch einen Brief des böhmischen Kanzlers

Slavata (mit falscher Ortsangabe, Amsterdam statt Wien oder Prag) benachrichtigt worden, daß Tilly beauftragt sey, ihn am Kopfe zu nehmen und ins Gefängniß zu werfen, oder auf andere Weise aus der Welt zu schaffen. Wallenstein hatte dieses Schreiben, dem allerdings eine böse Absicht zu Grunde liegen mochte, ziemlich wegwerfend beantwortet, nichts desto weniger beweist der Brief Questenbergs *), auf den wir uns so eben berufen, daß der Herzog ein solches Vorhaben seiner Feinde für nichts weniger als unwahrscheinlich ansah. Sobald der Regensburger Reichstag eröffnet war, zog er unter starker Begleitung nach der Schwäbischen Reichsstadt Memmingen, wo 18,000 Mann kaiserliche Völker eine concentrirte Stellung eingenommen hatten. Wie soll man sich diese auffallende Erscheinung erklären? Er muß es auf einen großen Schlag abgesehen haben! Beweis dafür: erstlich nur unter dieser Voraussetzung kann man es begreifen, daß der Herzog von Friedland den Norden Teutschlands, wo sich der Nerv seiner Macht befand, oder auch daß er Böhmen, wo er sicher die Zukunft erwarten konnte, verläßt, und in so gefährlichen Zeiten, mit Vergiftung oder mit dem Dolche bedroht, bis hinter das Gebiet seines Todfeindes, des Churfürsten von Bayern, sich wagt. Zweitens deutet die Wahl des Ortes auf eine verborgene Absicht hin. Man werfe einen Blick auf die Karte. Wenn Wallenstein irgend etwas gegen das Haupt der Liga im Schilde führte, so mußte er einen neutralen Platz, namentlich einen solchen wählen, der zwar nicht im bayerischen Gebiet selbst — denn dieß wäre schon offene Feindseligkeit gewesen — wohl aber auf der Gränze desselben, und zwar so lag, daß man von dort aus eben so schnell den Sitz der Macht seines Feindes, d. h. seine Hauptstadt München, als den Ort, wo derselbe sich augenblicklich aufhielt, nämlich Regensburg, bedrohen konnte. Alle diese Bedingungen erfüllt Memmingen. In einem, höchstens zwei Tagen kann man von dort aus München durch einen Handstreich nehmen, in drei Tagen steht man vor Regensburg. Endlich drittens lassen die von Pfister in seiner teutschen Geschichte **) aus dem

*) Derselbe ist abgedruckt in Försters Biographie Wallensteins S. 437.

**) Geschichte der Teutschen Band IV. 491 und 492.

Weingarter Archiv angeführten urkundlichen Beweise kaum mehr einem Zweifel darüber Raum, daß Wallenstein etwas Fürchterliches vorhatte. So sah auch Maximilian von Bayern die Sache an, wenn er dem Kaiser in Regensburg ins Gesicht sagte: »der Reichstag könne, von Bewaffneten umringt, keine Beschlüsse wegen der römischen Königswahl fassen.«

Es versteht sich von selbst, daß Kaiser Ferdinand II. das Geheimniß des Memminger Lagers wohl kannte, oder vielmehr, daß es unter seiner Zustimmung, wenn auch nicht auf seinen ersten Antrieb, zusammengezogen worden war. Aber wie weit ging er auf die weiteren Plane ein, die sein Feldhauptmann an den ersten Schritt anknüpfte? Der Kaiser kann es auf eine bloße Demonstration abgesehen, er kann seine geheimen Absichten darauf beschränkt haben, die in Regensburg anwesenden Fürsten durch das Memminger Heer schrecken, und ihrer Furcht die gewünschte römische Königswahl abpressen zu wollen. Allein wie dann, wenn sie sich nicht einschüchtern ließen, was ja wirklich geschah? Der Verfasser vorliegender Geschichte gesteht offen, daß ihm bei diesem geheimsten Theile des 30jährigen Kriegs Urkunden fehlen, die vielleicht gar nicht existiren. Denn werden überhaupt solche inhaltschwere Gegenstände dem Pergament oder dem Papiere anvertraut? Aber bündige Schlüsse ersetzen, was an äusseren Beweismitteln fehlt. Der Kaiser ging nicht weiter als zu drohenden Demonstrationen. Wallenstein dagegen wollte sie zum blutigsten Ernste machen. Der Churfürst von Bayern hatte die ganze Reichsaristokratie, alle Guelfen in Regensburg versammelt, um mit ihnen einen allgemeinen Sturm auf den Kaiser zu wagen. Wallenstein grub seine Mine noch um ein Lachter tiefer; das Mittel, welches die Guelfen ausgesonnen, um ihren Zweck zu erreichen, sollte ihr Verderben werden. Der entschlossene Ghibelline wollte das, was er als die Hydra des Reichs ansah, den vielköpfigen dem Kaiser widerstrebenden Willen mit Einem Schlage vernichten. War ja der ansehnlichste Theil der teutschen Aristokratie in Regensburg versammelt, und war augenblicklich herausgerissen aus seinem mütterlichen Boden, — den Erbländern, auf welchen die Macht der Fürsten fußte; der Friedländer konnte also neben dem Akt des Schlangentödters noch die zweite That des Herkules versuchen, der seinen Feind Anteus über

die Mutter-Erde erhob, um ihn zu erdrücken. Kurz eine Art von teutscher Bartholomäusnacht lag in seinem Sinne. Beweis dafür: erstlich neben der Gräßlichkeit des vorgeschlagenen Verbrechens mochte der Kaiser namentlich diesen Einwurf gegen den Rath seines Feldhauptmanns erheben, daß, wenn er vollstreckt werde, die ganze Macht Frankreichs und Schwedens auf Habsburg fallen würde. Diesem Einwurfe nun beugte Wallenstein auf alle Weise vor: mit jener Ruhmredigkeit, die ihm oft zur Last gelegt worden ist, die aber immer eine wohlüberlegte Absicht hatte, vermaß er sich, den Schweden mit Ruthen über die Ostsee hinüber peitschen und den Franzosen züchtigen zu wollen. Dieß ist freilich noch kein vollgültiger Beweis für unsere Behauptung, wohl aber folgender zweite Punkt. Wallenstein war entschlossen, dem Sturm Trotz zu bieten, und um keinen Preis gutwillig vom Kommando zu weichen; daß ihn der Kaiser durch sein Machtwort, wenn auch nur auf kurze Zeit, und folglich gewissermaßen nun scheinbar vom Oberbefehl entfernte, konnte sein Stolz nicht verschmerzen, und dieses Gefühl beleidigten Ehrgeizes war auch der Grund, warum er seinem Herrn bei Uebernahme des zweiten Generalats jene unerträglichen Bedingungen vorschrieb, welche endlich den Sturz des Herzogs, und mit ihm der ghibellinischen Sache herbeiführten. Nun darf man voraussetzen, daß Männer, wie Wallenstein, deren Seele von gutem Stahl ist, nicht bloß den Zweck, sondern auch die Mittel wollen. Das Haupt der Guelfen, Maximilian, drohte mit offenem Krieg, mit Anschluß an die fremden Feinde des Kaisers und des Reiches, wenn Ferdinand II. seinen Feldhauptmann nicht absetze. Wollte also Wallenstein auf seinem Platze bleiben, so mußte er zuvorkommen, mußte nicht erst warten, bis die Guelfen sich in eine günstigere Stellung sezten, oder gar mit den Schweden gemeine Sache machten; denn so handeln Schwachköpfe, nicht Geister von dem Gusse Wallensteins. Sicherlich darf man glauben, daß der Herzog die nöthigen vorläufigen Befehle zum »Gewehr in Arm und macht euch fertig« schon an die andern in Mittel- und Süddeutschland umher zerstreuten Friedländischen Garnisonen erlassen hatte, um auf das erste Zeichen, das von Memmingen aus gegeben ward, von allen Seiten auf Regensburg und die Tillyschen Regimenter, die in der Nähe standen, mit vereinter Kraft loszustürzen.

Freilich hate der Kaiser guten Grund, den Vorschlag seines Feldhauptmanns auch von der Rückseite zu betrachten. Wenn es dem Herzoge gelang, seinen Plan auszuführen, und die teutsche Aristokratie mit Einem Schlage zu vernichten, so lastete der Fluch von ganz Teutschland auf dem Kaiser, und was noch schlimmer ist, er war dann durch ein fürchterliches Verbrechen unauflöslich an Wallenstein gekettet. Die Geschichte der romanischen Völker bietet mehrere schreckliche Erscheinungen der Art dar, nicht so die teutsche; das innerste Gefühl der Germanen empört sich gegen solche Thaten, und wer sie begangen hat, kann kaum in die Länge bestehen. Fürstenblut war uns immer heilig. Doch dieß ist noch eine kleine Schwierigkeit gegen eine andere. Setzen wir den Fall, der Kaiser hätte seine Zustimmung zu Wallensteins Plane gegeben, so konnte er sich auf keine Seele mehr verlassen, als auf diesen Einen Mann. Aber wer bürgte dem Kaiser dafür, daß der Herzog nicht am Ende selbst die bluttriefende Faust gegen seinen Herrn und Gebieter aufhob, nachdem er ihn durch jenes Verbrechen ganz abhängig von sich gemacht? Wir kommen hier an die wundeste Stelle des 30jährigen Krieges, an welcher die ghibellinische Sache damals scheiterte. Große Revolutionen von der Art, wie damals eine im Werke war, gelingen nur dann, wenn der Fürst, zu dessen Gunsten sie ausgeführt werden sollen, selbst die oberste Leitung übernimmt. Ja, wenn Wallenstein und der Kaiser Eine Person, oder wenn er wenigstens Ferdinands II. Thronerbe gewesen wäre, dann würde alles anders gegangen seyn. Allein Ferdinand II. war bei allen ausgezeichneten Naturgaben, die er besaß, zu einem Werkzeug der Priester herangezogen worden; die Jesuiten hatten durch die Keime, die sie zu Ingolstadt und anderswo in seine jugendliche Seele ausstreuten, der künftigen politischen Größe ihres Zöglings emsig vorgebaut. Ferdinand II. verstand sich nicht auf den Krieg, er wußte nicht einmal ein Regiment zu kommandiren.

Die Sache ist zu wichtig, als daß wir nicht länger bei ihr verweilen sollten. Wie kommt es, daß seit Karl V. bis zu Joseph II. kein teutscher Kaiser den Helm mehr auf sein Haupt sezte und in den Krieg zog? An andern katholischen Höfen bemerkt man dieselbe Erscheinung. Ganz anders verhält es sich mit den protestantischen. Mit richtigem Takt gab man den Prinzen unsers Bekenntnisses gewöhnlich den Schild zur Wiege, und die

Uniform war ihr liebstes Kleid. Alle gebornen Fürsten, die sich seit der Reformation durch kriegerischen Ruhm auszeichneten, die Gustave, Karle, Friedriche, Bernharde, sind protestantische Prinzen. Der Grund dieser Regel muß folglich in der Religion liegen. Das evangelische Bekenntniß ist günstig für die Macht der Herrscher, weil es den Geistlichen keine weltliche Gewalt zugesteht, während die katholische Kirche der Entwicklung eines festen und manneskräftigen Charakters bei Fürsten um so mehr widerstrebt, je höher die künftige Stellung ist, zu der jene Prinzen berufen sind. Ueber die Natur der Künste, welche die Priester zu diesem Zwecke gerade zur Zeit des 30jährigen Krieges gebrauchten, besitzen wir treffliche Urkunden. Man traut z. B. seinen Augen kaum, wenn man die Instruktion *) liest, nach welcher Churfürst Maximilian von Bayern erzogen werden sollte, und nach der er wirklich erzogen worden ist. Wer aus der Seele eines begabten Knaben alle Kraft austreiben, wer aus einem Prinzen einen Karthäuser- oder Kapuciner-Mönch machen will, kann keinen sichern Weg einschlagen, als der ist, welcher in jener Instruktion vorgezeichnet wird. Die Jesuiten waren es, die diesen Erziehungsplan dem schwachen Herzog Wilhelm V. von Bayern, der freilich nach demselben Schnitt abgerichtet worden war, eingegeben hatten. Die böse Absicht leuchtete so grell hervor, daß ein rechtschaffener bayerischer Prälat die Feder ergriff und in einem Schreiben an den Landesherrn den Betrug aufdeckte. »Xenophon's Cyrus,« sagt er, »müsse man bei der Erziehung junger Fürsten zum Muster nehmen, und nicht die Träumereien von Heuchlern; praktische Männer soll man aus den Prinzen ziehen, und keine Pedanten.« Das Gutachten des Prälaten schließt mit folgenden kühnen Sätzen: »Maximilian wird in der pythagorischen Schule erzogen. In dieser besteht die höchste Vollkommenheit darin, still zu schweigen, und mit zitternder Furcht dem Winke der Lehrer zu gehorchen. Die nothwendige Folge davon kann keine andere seyn, als daß auf diesem Wege der gewöhnliche Lauf des Alters und der Natur gehemmt wird. Geschieht nun dieses mit Absicht und mit wohlüberlegtem Rathe, so dürfte es höchst geeignet seyn, zu

*) Siehe Wolf, Geschichte Maximilians I., erster Band Seite 53 u. flgd.

untersuchen, ob eine solche Absicht und ein solcher Rath nicht etwa von einer Parthei herrührt, die es geflissentlich darauf anlegt, daß sich die trefflichen Geistesanlagen unseres Prinzen nie entwickeln sollen u. s. w.« So beredt und so wahr auch der Prälat seine Stimme erhob, horchte man doch nicht auf ihn. Dieselben, die den Plan ausgebrütet, sezten ihn auch durch. Nun haben wir hieran ein Bild, wie damals und lange später alle katholischen Erbprinzen, namentlich auch der Kaiser Ferdinand II., erzogen wurden. Die Kirche begünstigte nur dann kriegerische Fähigkeiten bei Fürsten, wenn sie dieselben für ihre Zwecke benutzen konnte. Auch hievon gibt das Leben desselben Maximilians ein Beispiel. Als er im Jahre 1593 in Rom war, fragte ihn der heilige Vater, ob er nicht an eine Heirath denke. Maximilian antwortete: er wünsche vorher erst die Welt zu sehen, etwas zu lernen, und vor Allem sich im Kriegswesen zu unterrichten. Bei dieser lezten Aeusserung eines Prinzen, der so theologisch erzogen war, verbreitete sich ein boshaftes Lächeln über die Gesichtszüge des römischen Oberpriesters, laut äusserte er seine Freude darüber, er sah in dem jungen Guelfen einen Geyer, der einst dem edlen Reichsadler ein Auge auspicken sollte.

Schließen wir. Die ghibellinische Sache scheiterte im 30jährigen Kriege zulezt daran, daß der Monarch, zu dessen Gunsten die Kaiserwürde eine Wahrheit werden sollte, nicht selbst die höchste Leitung übernehmen konnte. Als es zur Entscheidung kam, traten alle die Nachtheile ein, welche unabwendbar sind, wenn ein großer Fürst die wichtigsten Angelegenheiten, die er selbst besorgen sollte, einem Andern anvertrauen muß. Vollkommen bestätigte sich hier die Wahrheit des arabischen Sprüchworts: Warum ist der Löwe das stärkste Thier und König über die andern? weil er sein eigener Vezier ist und alles selbst thut! Ferdinand II. mußte also nachgeben, und seinen Feldhauptmann wenigstens für den Augenblick aufopfern. Aber sollte er darum die Hände in den Schooß legen und ruhig zusehen, wie die Guelfen Wallensteins stolzes Gebäude Stein um Stein wieder schleiften? Es gab noch einen zweiten Ausweg, der mit großem Verstand eingeschlagen wurde. Die Schweden waren eben ins Reich eingerückt, dieß schien — so meinte die Welt — ein großes Unglück für den Kaiser, aber die Kunst eines

Staatsmanns besteht darin, aus dem Gifte ein Heilmittel zu bereiten, Feinde als Verbündete zu gebrauchen. So geschah es hier. Der kaiserliche Hof leitete die Sachen so geschickt, daß Gustav Adolph auf natürlichem Wege und in ehrlichem, offenem Kriege dasselbe thun mußte, was Wallenstein durch Hinterlist und Mord hatte vollbringen wollen. Ohne je einen Brief oder ein Wort mit einander zu wechseln, waren der Kaiser und die Schweden durch gemeinsames Interesse bis zum Frühjahr 1631 Verbündete. Das ganze Gewicht des Krieges wurde auf den Nacken des Churbayern gelegt, und sein Feldherr Tilly so schlecht unterstützt, und durch widersprechende Befehle so lange gehezt, daß er endlich auf den Feldern vor Leipzig den Schweden unterliegen mußte. Wenn die Schlacht bei Breitenfeld ein tödtlicher Schlag für den Churfürsten von Bayern war, so freute sich der Kaiser im Herzen darüber: denn nun waren die übermüthigen Guelfen durch eine fremde Hand gefällt, und Maximilian I. mußte das Gericht verschlucken, das er in Regensburg eingebrockt. Jezt war es Zeit, den Friedländer, der nur einstweilen weichen mußte, wieder auf den Schauplatz zu rufen, um den Kampf wegen der Herrschaft Deutschlands zwischen dem Kaiser und Schweden auszufechten. Daß die Sache sich so verhält, und daß der Kaiser durch Gustav Adolph die Macht der Liga zerreiben wollte, dafür können wir eine Reihe der bündigsten Beweise anführen. Erstlich läßt es sich nur unter dieser Voraussetzung begreifen, warum Ferdinand II. mehr als die Hälfte seines von Wallenstein geschaffenen Kriegsvolkes in demselben Augenblicke abdankte, wo die Schweden sich im Reiche festsezten. Wäre es ihm Ernst gewesen mit dem Kriege gegen Gustav, so hätte er dieß nicht gethan, denn wenn ein Hannibal vor den Thoren steht, wirbt man Soldaten und entläßt sie nicht. Allerdings hatten die Fürsten in Regensburg auch auf Abdankung des Friedländischen Volkes gedrungen, aber nur so lange der Herzog nicht gefallen war, nach seinem Sturze hätte der Bayer mit Freuden seine hinterlassenen Regimenter übernommen, wenn der Kaiser seine Einwilligung dazu gab. Folglich waren es nicht die Bitten des Churfürsten von Bayern, welche Ferdinand II. zu der großen Heeresverringerung bewogen, sondern ein ganz anderer Grund. Zweitens spricht für unsere Behauptung das Verhältniß, welches zwischen dem entlassenen Friedländer und dem Kaiser stattfand.

Ferdinand suchte den Herzog auf alle Weise bei gutem Muth zu erhalten, schickte ihm die gnädigsten Handschreiben zu, mit einem Wort, er behandelte ihn als einen Mann, den man bald wieder zu hohen Diensten gebrauchen will. Hätte der Kaiser die Entlassung des Herzogs nicht mit einem sehr wichtigen Vorbehalt unterschrieben, so würde er nicht so gehandelt haben. Denn sehr mächtige Diener, deren Rache man nach ihrem Sturze zu fürchten hat, werden, wenn man ihrer im Ernste los seyn will, nicht mit Wohlthaten überhäuft, sondern, wie Wallensteins späteres Beispiel beweist, zum ewigen Schweigen gebracht. Drittens zeugen dafür auch Gustav Adolphs Handlungen. Dieser König hatte im Jahre 1625, zu einer Zeit, wo der Kaiser noch auf der niedrigsten Stufe der Macht stand, wo aber die Liga es ernstlich mit Ferdinand II. hielt, 75,000 Mann für nöthig erachtet, um Deutschland mit Glück angreifen zu können, und jezt im Jahre 1630, nachdem der Kaiser durch Wallensteins Arm anscheinend zum Herrn des Reiches herangewachsen ist, bricht er mit nur 13,500 Mann ein. Das wäre eine baare Tollheit gewesen, wenn er nicht hoffen durfte, entweder an dem Kaiser einen geheimen Verbündeten gegen die Liga, oder umgekehrt an der Liga gegen den Kaiser zu haben. Daß aber Gustav Adolph die innersten Verhältnisse des teutschen Reiches so klar durchschaute, als irgend ein Mensch, ist eine unbestrittene Thatsache. Er that sich selbst viel darauf zu gut. Als einst der Gesandte eines Reichsfürsten den König um eine Vergünstigung für seinen Herrn bat, und mit einer Auseinandersetzung der teutschen Zustände anheben wollte, antwortete Gustav Adolph: schweigt von dieser Sache, ich kenne die Lage eures Landes viel besser, denn ihr alle. Viertens, wenn man nicht annimmt, daß die beiden, während der Jahre 1630 und 1631 wider den Schweden Krieg führenden Mächte, die Liga und der Kaiser, einander gegenseitig stürzen wollten, bleibt es rein unbegreiflich, warum man Gustav Adolph so lange ungehindert die größten Fortschritte machen ließ, und warum es erst im Herbste 1631, beinahe 15 Monate nach dem Einrücken Gustav Adolphs, und zwar nicht auf der Gränze, sondern mitten im Herzen Teutschlands, zu einem entscheidenden Treffen kam. Hätte der Kaiser die Absicht gehabt, den Obergeneral Tilly ernstlich zu unterstützen, so würde der Schwede in Pommern mit Macht angegriffen und ohne

Zweifel in die Ostsee gestürzt worden seyn. Fünftens werden wir im Verfolge des nächsten Buches dieser Geschichte, namentlich bei der Eroberung Magdeburgs, Gelegenheit haben, nachzuweisen, daß auch Tilly seiner Seits die kaiserlichen Regimenter, die unter seinen Befehlen standen, verderben wollte, welche Treulosigkeit uns zwingt, bei ihm die Meinung vorauszusetzen, daß auch der Kaiser falsches Spiel mit ihm oder seinem Gebieter, dem Churfürsten von Bayern treibe. Eben hierauf laufen sechstens und siebtens der kaiserliche Befehl, welcher Tilly nöthigte, wider den Willen Maximilians den Churfürsten von Sachsen anzugreifen, sowie die Operationen Gustav Adolphs nach der Schlacht von Breitenfeld hinaus. Aus dem ersten Punkte ergibt sich, daß man zu Wien die Sache gewaltsam zur Entscheidung bringen wollte, aus dem zweiten, daß Gustav Adolph von der richtigen Voraussetzung ausging, man werde ihm von Seiten des kaiserlichen Hofes ungehindert die Länder der Liga preisgeben. Noch andere, minder wichtige, Beweise werden wir an seinem Orte anführen. Was uns betrifft, so sind wir aufs lebhafteste überzeugt, daß der Kaiser den Einfall Gustav Adolphs für seine Zwecke benutzen, daß er die Macht des Churfürsten von Bayern und der Liga durch die Schweden gegenseitig zerreiben wollte, um, wenn beide sich an einander zerstoßen, Wallenstein wieder auf die Bühne zu rufen, und mit ungeschwächter Kraft den lezten Akt des Trauerspiels zum Vortheil der kaiserlichen Sache zu beendigen. Allerdings hatte dieser arglistige Plan seine eigene Gefahren. Der Kaiser konnte weder wünschen, daß Gustav Adolph die Bayern, noch umgekehrt, daß Maximilian die Schweden gänzlich unterdrücke, was doch im Reiche der Möglichkeiten lag. Wie nun, wenn Gustav Adolph durch eine ganz vollendete Vernichtung der Liga allmächtig ward, und sich der Kaiser zulezt selbst zu schwach sah, um den angeschwollenen Strom schwedischer Größe wieder einzudämmen, wie es ja nahe zu geschah? Dieser Gefahr sezte sich der Kaiser allerdings aus, aber jedenfalls war sie weniger schlimm, als wenn Ferdinand II. nach dem Verlangen der Fürsten zu Regensburg, ohne Rückhalt in seine eigene Demüthigung gewilligt hätte. Zweitens fragte es sich, ob der stolze Friedländer eine, wenn auch nur augenblickliche, Entsetzung geduldig ertragen, und nicht auf Rache sinnen werde, sobald der Zeitpunkt gekommen war, wo ihn der

Kaiser nothwendig brau te. Zwar gestürzte Hofgrößen vom alltäglichen Schlage kriechen auf dem Bauche an den Thron heran, wenn der Herrscher wieder geruht, sie in die früher besessene Macht einzusetzen, aber nimmermehr Männer von Wallensteins Charakter. Diese verzeihen im überströmenden Gefühle ihres Werthes die Entziehung von Fürstengunst nie, weil sie dieselbe als ein ihnen gebührendes Recht betrachten; sie handeln, wie Schiller in der Tragödie das Geschöpf seiner Phantasie, den Obersten Butler verfahren läßt. In der That hat dieser Punkt, wie wir schon mehrfach behauptet, den unglücklichen Ausgang des 30jährigen Krieges herbeigeführt. Doch an Höfen, wo der Monarch vom Augenschein getäuscht, auch über die Gefühle seiner Diener unbedingt herrschen, Rache in Anhänglichkeit, Zorn in Freude durch ein freundliches Lächeln umzaubern zu können wähnt, sezt man sich leicht über solche Bedenklichkeiten weg. Die Hoffnung blieb ja übrig, den Herzog während der kurzen Zeit seiner Entfernung vom Befehl durch fortwährende Beweise der kaiserlichen Huld bei guter Gesinnung zu erhalten.

Noch müssen wir beim Schlusse dieser Untersuchung die Frage aufwerfen, ob die hier zum ersten Male *) dargestellte Wendung,

*) Alle neuern Geschichtschreiber des 30jährigen Krieges stellen die Absetzung Wallensteins als einen Akt der Demüthigung dar, welchen sich der Kaiser nothgedrungen und ohne Gedanken an Rache gefallen lassen mußte. Die älteren, wie Khevenhüller, welcher die Wahrheit wußte, schweigen hartnäckig, aus guten Gründen. Eine rühmliche Ausnahme macht jedoch der hannöversche Feldzeugmeister von der Decken, der kürzlich aus Urkunden des königl. hannöverschen Archivs einen höchst schätzbaren Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Kriegs in seinem „Leben Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg" gegeben hat. Wiewohl nur sehr leise, deutet er die Wahrheit im zweiten Band des trefflichen Werkes Seite 2 und folgd. an. Der Unterschied zwischen einem praktischen, welterfahrnen Manne von hellem Geiste, und einem bloßen Bücher-Gelehrten läßt sich auch hier nicht verkennen. Der Verfasser vorliegender Geschichte ist auf seine oben entwickelte Ansicht zuerst durch aufmerksame Vergleichung aller in den sichersten Quellen erzählten Thatsachen gerathen; er hielt die Sache jedoch für zu wichtig, um bloß seinem eigenen Dafürhalten zu folgen; er befragte deßhalb erfahrne Offiziere, welche zu seinem großen Vergnügen mit seinen Ansichten übereinstimmten. Zwar verliert hiedurch die poetische Strahlenkrone um Gustav Adolphs Haupt, dessen Erfolge während der Jahre 1630 und 1631, wenn man jene Zwietracht unter seinen Gegnern nicht voraussezt,

welche die kaiserliche Politik dem Abtreten des Feldhauptmanns gab, von der Person des Kaisers oder vielleicht von Wallensteins überlegenem Geiste selbst ausging. Es ließe sich denken, daß Ferdinand II. Anfangs im Sturme des Widerspruchs, der zu Regensburg auf ihn einbrach, die Absetzung seines Feldherrn ohne Hintergedanken unterschrieb, und daß erst später in dem Maaße, wie sich die Begebenheiten in Teutschland während der ersten Zeit des Schwedenkriegs entwickelten, der abgedankte Feldherr durch die geheimen Fäden, welche er von Böhmen aus in Wien zu bewegen verstand, der Sache jene künstliche Richtung gegeben hat. Beweisende Urkunden fehlen uns hierüber ganz, der Geschichtschreiber ist also auf bloße Vermuthungen angewiesen. Indessen geschah schon zu Regensburg allzu viel, was auf einen bedeutenden Rückhalt bei der Absetzung des Friedländers hinweist, als daß man nicht annehmen müßte, der Kaiser habe von vorne herein einen klaren Plan bei der Sache befolgt, wiewohl es anderer Seits ganz gewiß ist, daß Wallenstein während der Zeit seines Rücktritts eben so sehr im Feldlager, durch seinen treuen Anhänger Pappenheim, als bei Hofe zu Wien, unausgesezt an seiner Wiederanstellung arbeitete.

Der Sturz des Herzogs war also beschlossen. Die Guelfen triumphirten in Regensburg. Churfürst Maximilian konnte seinen Jubel kaum verbergen, und doch war er bei diesem Punkte, wo er das Ziel aller Wünsche erreicht zu haben wähnte, von einem Klügeren überlistet. Es ist ihm hier gegangen, wie immer, so lange Wallenstein lebte. Uebrigens verhehlte der Kaiser das Opfer nicht, welches die Unterschrift des Absetzungsdekrets seinem Herzen kostete, sey es, daß er die Rachsucht ahnete, welche dieser, wenn auch gezwungene Akt der Undankbarkeit in Wallensteins Innerem hervorrufen würde, sey es, daß er sich das Vergnügen machen wollte, den falschen Triumph der Guelfenparthei über die scheinbare Erreichung ihrer Absicht noch zu steigern. In dem Rathe der Churfürsten sagte er unverhohlen, er wolle vor Gott und der Welt unschuldig seyn an dem Unglück, das aus der Absetzung Wallensteins entspringen würde. Um dem

---

ans Wunderbare streifen würden, aber desto mehr gewinnt die historische Wahrheit, welche der Verfasser dieser Geschichte als sein höchstes Ziel betrachtet.

Herzoge die unangenehme Neuigkeit so schonend als möglich beizubringen, wurden zwei angesehene Hofleute, denen Wallenstein besonders wohl wollte, der Hofkanzler Graf Werdenberg und der Kriegsrath von Questenberg, als Ueberbringer des Dekrets von Regensburg nach Memmingen abgeschickt. In ihrer Instruktion stand, sie möchten den Herzog zur Niederlegung seines Kommandos mit allen möglichen glimpflichen und guten Gründen bewegen, und ihn der kaiserlichen Gnade versichern. Unter Wegs strengten die beiden Herrn ihre Verstandeskräfte an, um die schonendste Weise, wie sie dem Herzog ihren Auftrag ausrichten wollten, auszuklügeln. Das Herz pochte ihnen beim Nahen, sie fürchteten einen wilden Ausbruch seines Zorns. Aber ihre Aufnahme war ganz anders, als sie erwartet hatten. Wallenstein war durch seinen Vetter Max, der sich zu Regensburg befand, bereits von Allem unterrichtet. Das tiefe Gefühl, von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt zu seyn, trieb ihn in kritischen Zeiten immer zur Astrologie, weil er an einen geheimen Zusammenhang zwischen Himmel und Erde glaubte. Mit seinem Astrologen hat er sich beschäftigt, wenige Stunden ehe er ermordet wurde, aus den Sternen schöpfte er auch jezt, im Augenblick seiner Absetzung, Muth. Als die Gesandten unter tausend Entschuldigungen ihre zierliche Rede anhuben, fiel er ihnen ins Wort, nahm eine lateinische Schrift von der Tafel, worauf sein, des Kaisers und des Churfürsten von Bayern Horoscope verzeichnet waren und sagte: »Ihr Herrn, aus den Sternen könnet ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag gewußt, und daß des Churfürsten aus Bayern Spiritus des Kaisers seinen beherrscht, daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben; wehe jedoch thut es mir, daß sich Ihre Majestät meiner so wenig angenommen hat; ich will aber Gehorsam leisten.« Der Herzog zeigte nur freundliche Mienen, gab den Gesandten glänzende Feste, schenkte dem Grafen von Werdenberg einen neapolitanischen Zelter von ausgezeichneter Schönheit und dem Freiherrn zwei prächtig geschirrte Postzüge, jeden von sechs Pferden. Nicht bloß die in Regensburg anwesenden Fürsten frohlockten, sondern auch der Kaiser fühlte sein Herz erleichtert, als die Nachricht ankam, daß der Herzog sich so geduldig in das Unvermeidliche gefügt. Um das Werk zu vollenden, wurde sofort zu Abdankung eines großen Theils der friedländischen Regimenter geschritten; nicht ganz 40,000 Mann blieben

von der großen Heeresmasse, die Wallenstein auf die Beine gebracht, in kaiserlichen Diensten; hierzu kommen allerdings noch die 20,000 Mann, welche um diese Zeit in Italien standen. Der Rest lief aus einander, Viele nahmen Handgeld bei den Schweden, eine große Zahl der geschicktesten und dem Herzog ergebensten Offiziere und Soldaten folgten ihm nach Böhmen in die Verbannung, um bessere Tage abzuwarten. Denn es geschah nicht ohne guten Grund, daß im Frühjahre 1632 bei zweiter Uebernahme des Generalats sich schnell wieder ein großes Heer, wie aus dem Erdboden herausgestampft, um den großen Führer schaarte. Alles war von weitem her vorbereitet.

Gleich nach Empfang seines Absetzungsdekrets hatte Wallenstein den Versuch gemacht, wenigstens sein Herzogthum Meklenburg zu retten. Er schrieb von Memmingen aus an den Kaiser einen Brief folgenden wesentlichen Inhalts: »Er bedanke sich erstlich gegen ihre kaiserliche Majestät unterthänigst, daß Dieselbe ihm ihre Hauptarmada anvertraut und ihn darüber zum General gesezt. Und obwohl er sich gegen Ihre Majestät unterthänigst versehen, sein hohes Amt behalten zu dürfen, wolle er dennoch auf des Kaisers Begehren vom Kommando abtreten. Weil ferner Ihre kaiserliche Majestät ihn zum Lohne seiner treuen Dienste zu reichsfürstlichen Würden erhoben und mit Land und Leuten ausgestattet hätten, so möchte ihn Ihre Majestät dabei schützen, und handhaben, und ihm namentlich, wie jedem andern Reichsfürsten sein Herzogthum Meklenburg mit dem dort stehenden Kriegsvolk zu vertheidigen erlauben.« Es ließ sich gar nicht erwarten, daß die Churfürsten hierauf eingehen würden. Im kaiserlichen Rathe wurde daher der Vorschlag gemacht, die meklenburgische Sache der Entscheidung des churfürstlichen Collegium zu unterstellen, und indessen mit dem Churfürsten von Sachsen Unterhandlungen anzuknüpfen, damit er gegen Abtretung der beiden Lausitzen an Wallenstein und eine Summe Geldes, Mecklenburg übernehme. Aber auch hierauf ließen sich die Churfürsten nicht ein. Ihre Rachsucht verlangte nicht eine halbe, sondern volle Befriedigung. Als der Kaiser denselben obigen Brief Wallensteins mittheilte, gaben sie folgenden Bescheid: 1) daß Friedland die Hoheit des Generaldienstes anerkenne und sein Amt Ihrer Majestät wieder anheimstelle, daran thue er sehr wohl und vernünftig; 2) die Güter in den Erbländern könnten Ihre Majestät

demselben lassen; aber der Glieder des Reiches und der Fürstenthümer hätten die Churfürsten sich anzunehmen, und wenn Meklenburg nicht nach den Reichsgesetzen als Majestätsverbrecher schuldig erfunden würde, könnte das Herzogthum ihm, Friedländern nicht verbleiben. 3) Wenn Friedländer die Churfürsten für seine Feinde hielte, und der Meinung sey, daß sie ihn bei kaiserlicher Majestät verklagt hätten, so läugnen sie solches nicht, sondern begehrten von ihm, als einem Schinder der Reichsfürsten, daß er Alles, was er von ihren Unterthanen ersaugt, wieder herausgebe.« Wie Hofleute vor aufrechtstehenden Günstlingen sich in Staub beugen, und Gefallene mit Füßen treten, so geschah es hier. Keiner von den Fürsten, die sonst vor ihm gezittert, würdigte ihn jezt, nachdem er gestürzt war, mehr einer Antwort. Selbst der Titel Herzog wurde ihm verweigert: »Friedland« oder »Friedländer« nannten sie ihn, nicht in dem Sinne, wie ihn die partheilose Geschichte unter diesem durch seine Tugend erworbenen, nicht ererbten, Namen bezeichnet, sondern wie man damals einen Handwerker nach dem Orte hieß, woher er stammte. So ganz glaubten sie ihn hinuntergebracht zu haben, diese stolzen Guelfen; sie ahneten noch nicht, daß der schlaue Ghibelline noch im Scheiden den Boden unter ihnen so ausgehöhlt hatte, daß sie in die Grube stürzen mußten. Khevenhüller sagt: selbst die auswärtigen Nationen hätten sich über die Regensburger Vorfälle höchlich gewundert, und sogar in Druck ausgehen lassen, wie ihre kaiserliche Majestät den Churfürsten und dagegen Wallenstein dem Kaiser unterthan sey. Im Laufe von zwei Jahren zeigte es sich jedoch, daß die Sache anders gemeint war.

Noch war die Frage übrig, wer nach des Herzogs Sturz den Befehl über die übriggebliebenen Regimenter des kaiserlichen Heeres bekommen solle. Man hatte von Seiten der Liga Kühnheit genug, den Churfürsten von Bayern zum Generalissimus über die vereinten Streitkräfte vorzuschlagen. Dieß gab etlichen kaiserlichen Räthen Anlaß zu den bittersten Bemerkungen über das Betragen des Churfürsten Maximilian. Allein mochte man auch die stärksten Gründe dafür anführen, daß es unsinnig wäre, wenn der Kaiser einem Fürsten, der nur scheinbar sein Freund, in der That und Wahrheit sein Todfeind war, das

Heer anvertraute: eine höhere Nothwendigkeit zwang dennoch zu diesem Schritt, denn nur so konnte man die ganze Macht des Schweden ihm auf den Hals laden, was, wie wir gezeigt haben, des Kaisers Plan war. Er sollte als scheinbarer Sieger in Regensburg, das Gewicht des schwedischen Krieges übernehmen, jedoch unter Vermittlung eines Dritten, dessen Rang zu niedrig war, als daß er sich nicht eben so gut Befehle aus Wien als aus München hätte gefallen lassen müssen. Denn wenn man den Churfürsten in eigener Person an die Spitze des vereinten Heeres stellte, war vorauszusehen, daß er nur seinen eigenen Ansichten gefolgt wäre, und sich wenig um die kaiserlichen Ordren bekümmert haben würde. Man vereinigte sich daher nach langen Streitigkeiten für Tilly, der, schon früher erster Feldherr der Liga, nun auch den Oberbefehl über das kaiserliche Kriegsvolk erhielt. Der ruhmvolle Greis verhehlte sich die Schwierigkeiten seiner neuen Lage nicht. Bescheiden sprach er von seinem eigenen Verdienst, anerkennend von den hohen Talenten seines Gegners: »Gustav Adolph sey ein Spieler, gegen den nichts verloren zu haben ein hoher Ruhm sey.« Auffallend stachen diese Aeusserungen gegen die Prahlereien des kaiserlichen Hofgesindes ab, das Gustav Adolph einen Schneekönig nannte, dessen Macht wie Eis schmelzen werde, wenn er sich der teutschen Sonne nahe. Ferdinand soll selbst gesagt haben: »wir haben halt a Feindl mehr.« Jedenfalls dachte er nicht so; sehr leid wäre es ihm gewesen, wenn Churbayern den Kopf nicht an dem schwedischen Eisen zerstieß. Tilly mußte bald fühlen, daß er es nicht bloß mit dem großen fremden Könige, sondern noch vielmehr mit einheischen Kabalen zu thun habe. Denn die Befehle aus Wien lauteten in der Regel ganz anders, als die aus München. Unmöglich ist's, zwei Herren zu dienen, und man kann mit Recht sagen, daß dieser brave Soldat, der ein langes Leben der Tugend geweiht hatte, am Ende seiner rühmlichen Laufbahn unwürdig aufgeopfert wurde, indem man ihn auf das Marterbett eines doppelten, widersprechenden Dienstes legte. Achtzig tausend Mann mag das vereinte Heer betragen haben, dessen Befehl er übernahm. Aber der größte Theil desselben war in vielen Garnisonen zerstreut, und nur über 30,000 Mann konnte er zum Felddienst verfügen. Der angesehenste General nach ihm war Pappenheim; dieser hielt jedoch zu den Ghibellinen, und stand mit Wallenstein

in fortwährendem engen Verkehr, weßhalb bald offene Zwistigkeiten zwischen ihm und Tilly ausbrachen.

Anfangs Oktober beigab sich Wallenstein mit großem Gefolge von Memmingen nach Böhmen zurück. Er lebte abwechselnd in Gitschin, auf seinen Gütern in Mähren und in Prag. Die mehr als fürstliche Pracht, welche er entfaltete, sollte seinen Sturz verdecken. In der Hauptstadt Böhmens hatte er sich einen Pallast erbaut, der noch heute den hohen Sinn und den Reichthum des Herzogs beurkundet. Auf der Decke des hochgewölbten Festsaales ist er selbst abgemalt, als Triumphator von vier Sonnenrossen gezogen, einen Stern über seinem lorbeerbekränzten Haupte. Die lang sich hinstreckenden Zimmerreihen sind sämmtlich mit allegorischen Figuren geschmückt. Wallenstein brauchte zu diesen Arbeiten Maler, die er aus Deutschland, Holland, Italien verschrieb. Besonders schön ist ein kleiner runder Saal, ringsum mit mythologischen und astrologischen Bildern, wahrscheinlich nach seiner eigenen Angabe, geziert. Eine geheime Treppe führt von hier hinab in die Badegrotte, die, von Tropfstein gebaut, einen feenhaften Eindruck macht, und für Diana und ihre Nymphen bestimmt zu seyn scheint. Aus dieser Grotte tritt man in eine hohe Säulenhalle in großem Style, die gleichfalls mit prächtigen Freskobildern ausgemalt ist, und eine Aussicht auf den Park eröffnet. Eine eigene Leibwache stand in seinem Sold; ein glänzender Hofstaat von 60 Edelknaben, vier Kammerherren, 12 Rittern umgab ihn. Dreihundert Zug- und Reitpferde standen in seinen Ställen und wurden aus marmornen Krippen gefüttert. In Wien hatte er einen eigenen Bevollmächtigten an dem Obersten Breuner. Sein Vermögen, schon früher ungeheuer, war durch den glücklichen Krieg gegen die Dänen noch mehr angeschwollen. Ausser den großen Gefällen, die er aus seinen weitläuftigen Gütern in Mähren, Schlesien, Böhmen bezog, hatte er in die Banken von Venedig und Amsterdam große Summen niedergelegt. Sein jährliches Einkommen belief sich auf mehrere Millionen Thaler. Manche Wittwen und Waisen braver, im Dienste des Kaisers gefallener Anführer erhielten Gehalte aus seiner Kasse. Viele Offiziere und Soldaten waren ihm, wie gesagt, in den Privatstand gefolgt. Der blinde Glaube an sein Glück, ja selbst die Meinung, daß der Friedländer mit überirdischen Mächten des Himmels oder der Hölle im Bunde

ſtehe, wirkte wie ein Magnet auf die Soldaten, nicht minder als das Gold, von dem ſeine Truhen ſtrozten. Wir verlaſſen ihn jezt, um im fünften Buche dieſes Werkes wieder auf ihn zu ſtoßen.

Erſt Mitte November löste ſich der Regensburger Reichstag auf. Der Kaiſer verließ die Stadt am 13. dieſes Monats zu Schiffe, und traf am 24. wieder in Wien ein. Die katholiſchen Fürſten rüſteten ſich mit Macht zum Kriege gegen die Schweden, die evangeliſchen ſuchten eine dritte Parthei zu bilden, es herrſchte große Thätigkeit im Reiche nach allen Seiten hin. Der Vorhang zur dritten Scene des 30jährigen Kriegs war eben eröffnet worden, Guſtav Adolph, der künftige proteſtantiſche Kaiſer, hatte bereits ſeinen Einzug gehalten in die Thore mehrerer eroberter teutſcher Städte. Nach dieſer langen Abſchweifung, ohne welche jedoch ſein Auftreten wie ſeine Erfolge in Teutſchland rein unbegreiflich bleiben würden, kehren wir jezt wieder zu unſerem Helden zurück.

Viertes Buch.

Gustav Adolph im Kampfe gegen die vereinten Kräfte der Liga und des Kaisers. 1630. 1631.

Erstes Kapitel.

Gustav Adolphs Unterhandlungen mit seinen Unterthanen und fremden Mächten. Zustand Schwedens. Finanzen und Hülfsquellen. Rüstung zum Krieg. Ankunft in Teutschland.

Wir haben unsern Helden verlassen, wie er nach glücklicher Beendigung des polnischen Kriegs im Herbste 1629 in sein Reich zurückkehrte. Gustav Adolph war längst zum Einfall in Teutschland entschlossen. Die Beleidigungen, welche er durch die schimpfliche Abweisung seiner Gesandten vom Lübeker Congresse, durch die Einmischung des Kaisers in den polnischen Krieg, durch die gewaltsame Absetzung seiner Verwandten, der Herzoge von Meklenburg erfahren, mußten vor der Welt als Vorwand dienen. Gegen seine Vertrauten rechtfertigte er den neuen Krieg durch die Nothwendigkeit, der kaiserlichen Macht, die unaufhaltsam auf eine Universalmonarchie hinarbeite, noch zur rechten Zeit Grenzen zu stecken. Dennoch war dieß nicht die wahre oder wenigstens die erste Triebfeder seines Handelns. Denn wie hätte er mit seinen verhältnißmäßig geringen Streitkräften die ungeheure Macht Ferdinands II. angreifen können, wenn er nicht voraussetzen durfte, daß bereits Entzweiung im Reiche herrsche, und daß den Kräften des Kaisers die Macht der Liga das Gleichgewicht halten werde. Mußte er aber von dieser Voraussetzung ausgehen, die allein dem Angriffe eines kleinen Königs gegen einen großen Herrscher einige Wahrscheinlichkeit des Gelingens verhieß: so war sein Erscheinen in Teutschland mit dem Zweck eine künftige Weltherrschaft Oestreichs zu verhindern, unnöthig,

weil im heiligen römischen Reiche bereits ein Gegengewicht gegen die ehrgeizigen Plane des Kaisers feststand. Der eigentliche Beweggrund zu dem Kriege, den wir jezt darstellen werden, war derselbe mit dem, der einst den jungen Macedonierkönig Alexander nach Asien hinüberzog, hoher Drang nach Thaten, ein durch den Schimmer religiöser Ideen veredelter Geist der Eroberung.

Allein große Schwierigkeiten stellten sich ihm entgegen, noch ehe er das Schwerdt aus der Scheide zog. Er mußte erst seine Freunde, seine vertrautesten Räthe, sein Volk, und die Nachbarstaaten, auf deren Beistand er etwa rechnen durfte, für das Wagstück gewinnen. Seit dem Antritte seiner Regierung hatte er fast ohne Unterbrechung Kriege geführt. Vor der unter Steuern fast erliegenden Nation entschuldigte er dieselben bisher mit der Nothwendigkeit, und damit, daß er nicht der angreifende, sondern der angegriffene Theil sey. Dieß war bisher auch wahr gewesen, aber jezt bei dieser neuen Unternehmung konnte man ihm in Schweden mit Recht vorwerfen, daß er den Kampf freiwillig suche und den teutschen Kaiser herausfordere. Nicht nur viele Männer vom Volke dachten so, sondern auch mehrere der vertrautesten Freunde des Königs, selbst der Reichskanzler Oxenstierna. Dieser geprüfte Rathgeber des Königs war als Statthalter in Preußen zurückgeblieben. In einem Briefe, den Gustav Adolph von Stockholm aus an ihn schrieb, entdeckte er ihm zugleich seine Absichten, und fragte ihn um seine Meinung. Oxenstierna antwortete: »Wenn ich die Schwäche unserer Hülfsmittel und die Stärke unserer Feinde in Erwägung ziehe, so kann ich unmöglich einen Angriffskrieg billigen. Gesezt auch, Eure Majestät setzen Ihr Heer in den möglich besten Stand, so bleibt es doch im Vergleich der zahlreichen kaiserlichen Streitkräfte immer noch unbedeutend. Und womit soll ein so wichtiger Krieg bestritten werden? Der Kaiser oder seine Feldhauptleute erpressen von allen teutschen Reichsständen ungeheure Summen, und ihre Soldaten leben auf Kosten der Länder, die sie in Besitz genommen haben. Die unterjochten Stände, welche auf diese Art ihre Fesseln selbst bezahlen müssen, seufzen zwar nach ihrer Befreiung, aber sie sind unvermögend, das Mindeste dazu beizutragen. Schweden allein kann so große Kosten nicht aufbringen. Ich weiß wohl, daß man für Geld Soldaten genug bekommt, allein wie geneigt sind dieselben, Meutereien anzustellen, wenn die Bezahlung des Soldes

verzögert wird, oder wenn man ihnen keine gute Winterquartiere verschafft? Vortheilhafter würde es daher nach meinem Erachten seyn, wenn man so lange wartete, bis wir vom Kaiser angegriffen würden. Wir sind zur See mächtig genug, und haben für Schweden nichts zu befürchten, und unsere Landmacht ist zur Vertheidigung Preußens hinreichend.« Oxenstierna, dessen kalte Besonnenheit das aufblitzende Feuer des Königs oft mäßigte, blieb auch später der Meinung, daß der teutsche Krieg vielmehr das Werk eines begeisterten Gedanken als reifer Ueberlegung gewesen sey. Damals suchte ihn Gustav Adolph in einem Antwortschreiben eines Bessern zu belehren. »Die Macht des Kaisers,« sagt er darin, »ist freilich sehr bedeutend, aber sie schreckt mich nicht. Nur das bedaure ich, daß mich dieser neue Krieg ausser Stand sezt, meinen geliebten Unterthanen die ersehnte Erleichterung der Abgaben gewähren zu können. Es ist wahr, der Kaiser hat große Summen von den teutschen Reichsständen gezogen, allein die Hanse- und Reichsstädte blieben doch größtentheils verschont, und von diesen hoffe ich um so mehr kräftigen Beistand, weil sie nichts so sehr wünschen, als Befreiung von dem Druck der kaiserlichen Soldaten, und weil sie gewiß bei der Ankunft eines Heeres, das für die Freiheit von Teutschland zu fechten bestimmt ist, keinen Anstand nehmen werden, sich gegen den Kaiser zu erklären, so wie solches auch von vielen teutschen Fürsten geschehen wird.« Weiter fährt er fort: »Ich schmeichle mir auch, daß andere Mächte, denen an Demüthigung Oestreichs so viel gelegen ist als mir, mich unterstützen werden. Wenn der König von Dänemark uns auch keinen Beistand leistet, so glaube ich doch wenigstens, daß er uns nicht hinderlich seyn wird, denn es ist für ihn wie für uns gleich wichtig, den Kaiser von der Ostsee zu entfernen. Der König von Polen wird zwar bei dem geringsten Unfall, der uns zustößt, kein Bedenken tragen, den Waffenstillstand zu brechen; sind wir aber glücklich, so muß er uns in Ruhe lassen. Preußen bedarf keines Heeres zur Vertheidigung, die daselbst herrschende Hungersnoth ist schon hinreichend, die Feinde abzuhalten. Alles hängt daher von dem Anfange ab, redet mir deßhalb nichts mehr von einem bloßen Vertheidigungskriege vor. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden sehr weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischt uns die feindliche Flotte, oder wird die unsrige geschlagen, so würde

es weit schwerer seyn, Schweden zu vertheidigen, als den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen. Erwägt hiebei, daß Alles gewonnen ist, wenn wir gleich Anfangs einige Vortheile über einen Feind erringen, den wir in seinem Lande aufsuchen, dagegen alles verloren, wofern wir ihn in Schweden erwarten wollen. Die Erhaltung von Stralsund ist für uns äusserst vortheilhaft. So lange uns dieser Hafen offen steht, werden wir auch unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und gelingt es uns, das umliegende Land in Besitz zu nehmen, so werden wir vermittelst dieses Hafens die ganze Nordküste von Teutschland in Furcht versetzen, mit Schweden offene Verbindung erhalten, und aus diesem Reiche uns alle Bedürfnisse verschaffen können. Um aber Stralsund zu beschützen, müssen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern mit einem Heere nach Teutschland hinübergehen. Seyen wir darauf bedacht, nicht nach englischer Weise *) zu handeln, und unsere Zeit mit Unterhandlungen und Gesandtschaften zu verderben, durch die sich nur Thoren täuschen lassen. Nur mit den Waffen in der Hand muß man sich mit dem Kaiser zu vergleichen suchen.« Gustav Adolph setzt hiebei durchgängig voraus, daß Wallenstein die nöthigen Schiffe zusammenbringen könnte, um den Krieg nach Schweden hinüber zu spielen. Aber der Kaiser besaß ja nicht eine einzige Fregatte, und dieser Mangel war der alleinige Grund, warum man dem Dänen im Frühjahr 1629 so günstige Friedensbedingungen angeboten hatte. Die Voraussetzungen des Königs waren also durch allbekannte Thatsachen widerlegt. Man sieht also gleich hieraus, daß Gustav Adolph von andern Triebfedern geleitet wurde, als die waren, welche er offen aussprach.

Der König fürchtete, daß die Masse des Volks, das sich, wie er selbst gesteht, nach den Segnungen des Friedens sehnte, den teutschen Krieg ungern sehe. Es schien ihm deßhalb bedenklich, die Frage den Ständen unmittelbar vorzulegen. Er brauchte ein Mittel, das schon öfters mit Glück angewendet worden war, um ihre Zustimmung durch den Vorgang angesehener Namen zu bestechen. Anfangs November berief er die ihm ergebensten Mitglieder des Reichsrathes zu einer Versammlung, um über die Frage zu entscheiden, ob man sich auf die Vertheidigung beschränken,

*) Wie der thörichte König Jakob.

oder den Kaiser angreifen solle. »Ihr werdet Euch noch erinnern,« sagte Gustav, »daß ich öfters vorausgesagt habe, der Krieg in Deutschland werde nicht eher endigen, bis auch Schweden darein verwickelt würde. Was ich voraussah, ist im vergangenen Sommer geschehen. Ein kaiserlicher Feldmarschall ist mit einem ansehnlichen Haufen Soldaten nach Preußen gezogen, und hat uns in solche Noth gebracht, daß wir gewiß unterlegen seyn würden, wenn uns die göttliche Vorsehung nicht auf besondere Weise geschüzt hätte. Ich erinnere mich noch meiner Seits, daß Ihr mir oft gerathen habt, dem Krieg entgegen zu gehen, ehe er sich unsern Gränzen nähert. Wir stehen im Begriff, diesen Rath zu befolgen, besonders jezt, da die Könige von Frankreich und England mir ein Bündniß wider den Kaiser antragen, und unsere entscheidende Antwort erwarten. Ehe Wir Uns jedoch in etwas einlassen, haben wir es für dienlich erachtet, Euch um Euer Gutachten zu befragen, damit man, wenn der Erfolg unseren Hoffnungen nicht entspricht, was Gott verhüten möge, nicht wider uns murren, die Regierung tadeln, und mich der Uebereilung und Vermessenheit beschuldigen könne. Ich will Euch daher die Sache, um die es sich handelt, so kurz als möglich vortragen. Es ist unläugbar, daß wir mit dem Kaiser bereits in offenen Kampf verwickelt sind. Somit fragt es sich bloß, welches die beste Art sey, diesen Krieg zu führen. Sollen wir uns auf die Vertheidigung beschränken, und unsere Küsten zu beschützen suchen, oder sollen wir mit dem größten Theile unserer Macht den Kaiser in Teutschland angreifen? Dieß muß der Gegenstand Eurer Berathschlagung seyn.«

Die Berufenen faßten ein Gutachten ab, dem man das Bestreben ansieht, gründlich seyn zu wollen, ohne Zweifel, weil es auf die Ueberzeugung Anderer, die nicht in der Versammlung waren, wirken sollte. Sie stellten zuerst sieben Gründe auf, welche den Krieg widerriethen: 1) Das schwedische Volk könnte es auffallend finden, daß man einen Waffenstillstand geschlossen habe, nicht um dem Reiche Ruhe zu verschaffen, sondern um sich in einen neuen Krieg zu stürzen. Leicht möchte hieraus Unzufriedenheit und Murren entstehen, wenn die Sachen nicht gut abliefen. 2) Das Land sey schon durch die vorhergehenden Kriege erschöpft und entvölkert, wie könne man also hoffen, neue Werbungen mit einigem Erfolge vorzunehmen? 3) Ein Krieg führe

gewöhnlich zu einem andern, und zuletzt stürze man sich gar in einen unübersehbaren Kampf. Der König könne in Teutschland nicht vorwärts dringen, ohne sich nach und nach der Oder, der Elbe, der Weser versichern zu müssen. Dieß werde den Handel in Unordnung bringen, und dürfte den Holländern und Dänen, so wie auch den Engländern Anlaß zu Beschwerden geben. Der König von Dänemark sey wachsam und mächtig, er werde es nicht dulden, daß man durch sein Gebiet ziehe, und doch möchte Gustav Adolph dazu gezwungen werden. 4) Zu einer so wichtigen Unternehmung gehöre ein mächtiges Heer, und doch brauche man zu gleicher Zeit ein anderes, um Schweden wider die benachbarten Dänen und Russen zu vertheidigen. Gehe man mit geringen Streitkräften nach Teutschland, so setze man sich der Gefahr aus, gleich anfänglich geschlagen zu werden. Es seyen also wenigstens 9000 Mann zu Roß und 15,000 Mann Fußvolk zum teutschen Zuge erforderlich. 5) Aber woher solle man die ungeheuren Kosten für eine solche Heeresmacht aufbringen, da die Einkünfte der Krone schon jezt leiden, und aufs tiefste erschöpft werden müßten, wenn man noch mehr Soldaten werbe. 6) Zwar liegen für den Augenblick der König von Frankreich wie andere Mächte Seiner Majestät an, den Krieg zu unternehmen, allein wer bürge dafür, daß diese fremden Fürsten Schweden auch später unterstützen würden, wenn das Reich erst in die größten Unternehmungen verwickelt seyn werde. Endlich 7) habe der König nun volle 18 Jahre im Feldlager zugebracht und sich den größten Gefahren ausgesezt. Es sey billig, daß er sich erhole, und für sich und seine Unterthanen lebe. Ob er denn seine theuren Tage und sein Leben bloß für das Ausland aufopfern wolle?« Dieß waren die Gründe, die gegen einen Angriffskrieg vorgebracht wurden. Den Haupteinwurf, ob der Kampf nothwendig und im Interesse des Reiches und der Krone begründet sey, hatte Gustav Adolph, wie man sieht, durch die erste Stellung der Frage abgeschnitten.

Diese Einwendungen und Schwierigkeiten wurden von der Versammlung durch folgende Gegenbeweise entkräftet. 1) Es sey ausgemacht, daß der Kaiser einen unversöhnlichen Haß gegen Schweden hege, nicht nur weil er, wie alle Katholiken, die Ausrottung der Protestanten wünsche, sondern noch viel mehr, weil das Haus Habsburg nach der Weltherrschaft strebe, der sich

Schweden, Frankreich und die vereinigten Niederlande bis jezt allein zu widersetzen vermocht hätten. Als eine Folge dieses Hasses müsse der Krieg angesehen werden, den der Kaiser seit längerer Zeit ohne allen gerechten Grund bald insgeheim bald offen gegen Schweden geführt habe. Es sey daher das Beste, einem so erbitterten Feinde entgegen zu gehen, und ihn in seinem eigenen Lande mit großer Heeresmacht anzugreifen, und zwar um so mehr, da sich Schweden bei Befolgung dieses Grundsatzes immer wohl befunden habe. 2) An der Erhaltung von Stralsund liege unendlich viel, und doch könne die Stadt nicht behauptet werden, wenn man sich bloß auf die Vertheidigung von Schweden beschränke. Könne man Wismar nehmen, was nicht unmöglich, so sey es leicht, den Feind von der Ostsee zu vertreiben. Deßgleichen werde es nicht schwer seyn, sich der vor Stralsund liegenden Insel Rügen zu bemeistern, und dringe man weiter vorwärts, wie zu hoffen stehe, so könne man sich auf den mit Polen geschlossenen Waffenstillstand verlassen. 3) Da der Feind in Pommern und Meklenburg bloß von Raub und Brandschatzungen lebe, so werde ihn bald der Mangel nöthigen, diese Länder zu verlassen. 4) Setze man nicht mit Heeresmacht nach Teutschland hinüber, so müsse man es sich auch gefallen lassen, wenn der Feind Stralsund erobere und den Schweden die Herrschaft auf der Ostsee streitig mache. 5) Gesezt auch, Schweden wäre zufrieden, daß der Kaiser auf der Ostsee Macht und Ansehen gewinne, so würde doch Holland dieß nimmermehr dulden, vielmehr stehe zu erwarten, daß die Staaten eine mächtige Flotte abschicken, was Schweden nicht dulden könne, weil die Holländer, wenn auch für den Augenblick Freunde, doch über kurz oder lang Feinde Schwedens werden dürften. 6) Verlasse Schweden die unterdrückten protestantischen Reichsstände, die seine Freunde und Verbündeten seyen, namentlich die Herzoge von Pommern und Meklenburg, so würden sie sich unter das Joch demüthigen und mit den Katholiken vereinigen, wodurch das schwedische Ansehen in Teutschland gänzlich untergehen müsse. 7) Setze hingegen der König mit einem ansehnlichen Heere nach Teutschland hinüber, so dürfe man sicher darauf rechnen, daß alle Feinde des Hauses Habsburg, deren Zahl sehr groß sey, sich auf die Seite Schwedens schlagen, und daß Frankreich thätigen Beistand leisten werde. Endlich 8) sollte auch wider Verhoffen die ganze Unternehmung

so unglücklich ablaufen, daß die ganze Armee zu Grunde ginge, und kein Mann nach Schweden zurückkäme, so entstehe daraus kein größerer Nachtheil, als daß man sich auf demselben Punkte befinde, wo man jezt sey. Man müsse dann mit den Kriegschiffen das Meer, mit der Landwehr die Küste zu vertheidigen suchen. Erst dann sey es Zeit, sich auf die Vertheidigung zu beschränken.«

Dieser Bericht, der das Datum des 13. Novembers 1829 trägt, schließt mit der Aufforderung an den König, den angeführten Gründen ein geneigtes Gehör zu schenken, und das einzige noch übrige Mittel zu ergreifen, das seinem Ruhm und der Ehre und Sicherheit des Reichs zuträglich sey. Die Versammelten sprachen demgemäß die Bitte aus, Seine Majestät möchte sich mit allen Soldaten, die das Reich nur immer entbehren könne, so bald als möglich einschiffen. Dagegen verbürgten sich die Bittsteller, den neuen Krieg den Unterthanen auf eine Art vorzustellen, daß sie sich nicht nur jeder Unzufriedenheit über das Unternehmen entschlagen, sondern auch alles Mögliche zum glücklichen Erfolge desselben beitragen würden. Das Gutachten ist von folgenden Reichsräthen unterzeichnet: Magnus Brahe, Gabriel Oxenstierna, Gustaffon, Joh. Sparre, Güllenhielm, Abr. Brahe, Claudius Horn, Mat. Soop, Carl Carlson, Joh. Skytte, Pet. Banner.

Schon im Sommer 1629 hatte der Reichstag, während Gustav Adolph sich in Preußen befand, unter gewissen Bedingungen seine Zustimmung zu einem teutschen Kriege gegeben. »Wofern es möglich sey,« lautete der Reichstagsbeschluß, »möchte seine Majestät die Sache in Güte beilegen, und kein billiges Mittel unversucht lassen, um die erwünschte Sicherheit ohne Waffen und Blutvergießen zu erlangen. Wofern jedoch der Feind gerechten Anträgen, wie es bisher der Fall gewesen, kein Gehör schenke, wäre es vorzuziehen, daß der König lieber die Last des Krieges auf des Kaisers Land wälze, als den Kampf in seines eigenen Reiches Gränzen erwarte. Auf diesen Fall versicherten sie, wie es getreuen Unterthanen gebühre, mit aller Liebe und Freudigkeit den König unterstützen, und das Werk mit äusserster Macht fördern zu wollen.«

Man sieht wohl, dieser Beschluß deutet mehr auf Friedensliebe bei den schwedischen Ständen, als auf Kriegslust hin. Derselbe war überdieß vor Abschluß des polnischen Waffenstillstandes

Heim sc.

abgefaßt, der dem schwedischen Volke ein neues Recht gab, nach so langen Stürmen Ruhe zu verlangen. Gustav Adolph bedurfte daher neuer Mittel, um die Nation für den Krieg zu stimmen. Das Gutachten des Senats verfehlte den beabsichtigten Zweck nicht; ohne dieß war Gustav Adolph Meister in der Kunst, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Ein neu einberufener Reichstag gab seinen vollkommenen Beifall zu dem teutschen Zuge. Er bewilligte gesteigerte Auflagen zur Ausrüstung der Flotte; die größeren Städte übernahmen die schwere Last, die Kriegsschiffe in Stand zu setzen. Aber bei der Ausführung stieß man auf große Schwierigkeiten; das Land war in der That tief erschöpft, das übernommene Material wurde auf die bestimmte Zeit nicht geliefert. Der König ließ daher Abgeordnete der Städte, denen der Transport oblag, Anfangs 1630 nach Upsala vorladen und bedrohte sie mit schwerer Strafe; doch verzieh er zulezt ihren Bitten, als sie gelobten, im künftigen Mai die versprochene Anzahl vollkommen gerüsteter Schiffe zu liefern; ausserdem erboten sie sich noch, gegen eine billige Vergütung Matrosen zu schaffen, und die Soldaten so lange zu verpflegen, als sie in den Städten weilen würden. Den ganzen Winter 1629 und im Frühjahr 1630 wurden die Rüstungen mit großem Eifer betrieben.

Die nächste Sorge des Königs war, sich fremde Verbündete zu verschaffen, so wie das Reich gegen Nachbarn, welche Argwohn einflößten, zu sichern. Vor Allen kam in lezterer Beziehung Dänemark in Betracht. Von der feindseligen Gesinnung Christians IV. gegen Schweden, sind oben viele Beweise angeführt worden. Tief war seine Macht durch den unglücklichen teutschen Krieg geschwächt worden, aber seine Eifersucht gegen Gustav Adolph hatte darum um Nichts abgenommen. In einem kalten Schreiben zeigte Christian IV. nach Abschluß des Lübecker Friedens es dem Schwedenkönige an, daß er mit Oestreich ausgesöhnt sey, zugleich versicherte er, daß er Alles anwenden wolle, um auch die Zwistigkeiten zwischen Schweden und dem Kaiser beizulegen. Gustav antwortete ebenso kühl, aber sehr höflich. Als nun der teutsche Krieg in Stockholm beschlossen war, hielten die schwedischen Reichsräthe eine Zusammenkunft beider Könige für heilsam. Gustav Adolph willigte ein, ebenso Christian IV.; sie trafen sich am 30. Oktober 1629 auf dem Priesterhofe Ulfsbeck in Smaland an der schonischen Gränze. Gustav Adolph schlug

Vereinigung über die Mittel zu einem allgemeinen Frieden, und ein Bündniß zwischen Dänemark und Schweden vor, er verlangte zulezt den Rath seines Nachbar über den teutschen Krieg. Christian IV. wollte sich auf Nichts einlassen, und sagte in Bezug auf die leztere Frage dem Schwedenkönige ins Gesicht: »was ihn denn das teutsche Wesen angehe,« doch schloß er mit sehr schönen allgemeinen Versicherungen, den Kaiser zum Frieden und zur Nachgiebigkeit bewegen zu wollen. Gustav Adolph schwieg, die Zusammenkunft endigte zu seinem großen Verdruß, er bedauerte sie angenommen zu haben. Christian IV. beschränkte seinen Haß nicht bloß auf feindselige Aeusserungen; allen Obersten, die in seinem Solde gefochten, rieth er dringend von dem schwedischen Dienste ab, und einmal sagte er in der Trunkenheit, die ihn oft überwältigte: wenn Gustav Adolph einen Zug nach Teutschland unternehme, werde er Schweden in seiner Abwesenheit angreifen. Durch bezahlte Zwischenträger wurde die Aeusserung nach Stockholm gemeldet. Gustav Adolph versäumte nicht, sich an seinem bösartigen Nachbar zu rächen. Christian hatte, in der Voraussetzung vom Kaiser nicht gestört zu werden, einen Zollstreit mit Hamburg angefangen; der König von Schweden munterte nun unter der Hand die Stadt auf, sich den dänischen Anmaßungen zu widersetzen, und bot ihr Beistand an; Dänemark war so geschwächt, daß die Hamburger wirklich zu den Waffen griffen, und die dänische Flotte schlugen. So gespannt standen die beiden nordischen Könige, als Christian IV. dennoch einen Friedensversuch zwischen Schweden und dem Kaiser vermittelte. Freilich war er auch darnach. Die Krone Schweden wie der Kaiser verstanden sich dazu, Gesandte nach Danzig zu schicken, um die Streitigkeiten beizulegen. Dänemark wollte die Vermittlung übernehmen. Ernst war es keinem von allen drei, wie die Instruktionen der Bevollmächtigten bewiesen. Gustav Adolph versprach seine Besatzung aus Stralsund abzuführen, und sich aller Feindseligkeiten zu enthalten; 1) wenn der ober- und niedersächsische Kreis von den kaiserlichen Heeren gänzlich geräumt; 2) alle an den Küsten der Ost- und Nordsee gelegenen Schanzen geschleift, 3) wenn allen Häfen und dem Handel ihre vorige Freiheit zurückgegeben würde; 4) wenn der Kaiser verspreche, keine Kriegsschiffe zu bauen, keine Flotte auslaufen zu lassen, und wo schon Orlogschiffe ausgerüstet seyen, dieselben abzutakeln; 5) wenn

die Herzoge von Pommern und Meklenburg, die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland, und alle unterdrückten Stifter und Bisthümer wieder hergestellt würden; 6) Im Falle die Churfürsten und der Reichstag die Herzoge von Meklenburg für schuldig erkenne, und ihnen eine Geldstrafe auferlegen sollte, so verbürge sich die Krone Schweden für gedachte Herzoge bis zur Summe von einer Million Thaler, wogegen aber auch die Wiedereinsetzung schleunig und ohne Vorbehalt vor sich gehen müsse; 7) die Stadt Stralsund müsse ihre vorigen Rechte wieder erhalten, und jeder durch die friedländische Belagerung zugefügte Schaden derselben ersezt werden; 8) der römische Kaiser müsse versprechen, den Feinden Schwedens nie und nimmermehr Vorschub zu thun.

Diese Bedingungen waren von der Art, daß sie nur ein Sieger mit dem Schwerdte in der Hand dem überwundenen Feinde abzuringen hoffen konnte. Der Kaiser hätte, wenn er sie annahm, auf alle Vortheile, welche er seit 11 Jahren mühsam errungen, verzichten müssen. Der schwedische Reichskanzler Oxenstierna, der mit der Unterhandlung beauftragt war, hegte so ganz keinen Zweifel über die Nichtannahme, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, die Komödie zu Ende zu spielen. Er verfügte sich gar nicht nach Danzig, sondern schrieb bloß von Memel aus an die Friedensvermittler nach Danzig, daß er ihnen hiemit die Anträge seines Gebieters überschickte, von welchen derselbe um kein Haar breit abweichen werde. Kaiserlicher Seits erschien zwar der Burggraf Hannibal von Dohna im April 1630 auf dem Platze der Zusammenkunft, aber ohne deßhalb größere Hoffnung für den Erfolg seines Geschäftes zu hegen. In den Briefen, die er in der Sache wechselte, gab er Gustav Adolph nicht einmal den Titel König von Schweden, folglich konnte er auch nicht abgeschickt seyn, um eine Uebereinkunft in Stand zu bringen. Nachdem er bis in den Monat Juni auf die Ankunft schwedischer Bevollmächtigter vergeblich gewartet, verließ er Danzig wieder. Die Sache, die auf Nichts angelegt war, zerrann auch ins Nichts. Alle drei, die Schweden, die Dänen, die Kaiserlichen hatten die Absicht, sich gegenseitig zu täuschen. Christian IV. wollte seinen schwedischen Nachbar durch die angebotene Vermittlung an der Nase herumführen; der Kaiser beabsichtigte den Schwedenkönig durch leere Worte noch eine Weile hinzuhalten, damit er Zeit gewinne, um je nach dem

Ausgang des Regensburger Reichstags seine Maßregeln gegen Gustav Adolph zu treffen, und diesem war endlich daran gelegen, zu den Vorwänden des Krieges gegen den Kaiser noch einen neuen der böswilligen Verweigerung angebotenen Friedens beizufügen; denn da Schweden in dem bevorstehenden Kampfe durch moralische Mittel den Abstand seiner geringen Streitkräfte ersetzen mußte, so brachte Gustav Adolph die vergebliche Reise eines Gesandten und das verschriebene Papier nicht in Anschlag, weil er hoffen konnte, durch dieses Spiel die öffentliche Meinung der Teutschen auch ein wenig für sich zu gewinnen.

Weit wichtiger waren die Unterhandlungen mit Frankreich, England und Holland. Der französische Bevollmächtigte, Charnace, der, wie oben bemerkt wurde, nicht wenig zum Abschluß des Altmarker Waffenstillstandes beigetragen, war dem Könige aus Preußen nach Stockholm gefolgt. Unaufhörlich schürte er am Feuer des Krieges. Als er sah, daß die Dinge eine erwünschte Wendung nahmen, trat er mit seinen Anträgen hervor, und bot dem Könige von Schweden das Bündniß seines Herrn und eine jährliche Unterstützung von 300,000 Reichsthalern an. Ein viertes Hunderttausend hätte er kraft seiner Vollmacht noch hinzufügen dürfen. Nichts desto weniger kam für jezt noch kein Vertrag zu Stande. Hieran waren keineswegs höhere Geldforderungen Gustav Adolphs schuld; denn in dem 1631 abgeschlossenen Traktate von Bärwald begnügte er sich mit der gleichen Summe. Die Geschichtschreiber sagen, es habe sich zulezt gefunden, daß Charnace nicht mit den hinreichenden Vollmachten versehen war; ausserdem hätten gewisse geheime Gründe den Abschluß des Bündnisses mit Frankreich verzögert. Es mag seyn, daß Gustav Adolph den schwachen Gemüthern unter den teutschen Protestanten ein Aergerniß zu geben fürchtete, wenn er sich von vorne herein, wo er als der uneigennützige Verfechter des evangelischen Glaubens auftrat, mit einer Macht verband, welche die Reformirten in ihrem eigenen Lande mit größter Härte verfolgte. Sicherlich haben, ausser diesem Meinungsscrupel, aber noch bedeutendere Gründe dem alsbaldigen Abschlusse des Bündnisses entgegengewirkt. Man kann dieselben trotz des Stillschweigens der Geschichtschreiber eben so gut aus einer genaueren Erwägung der schwedischen und französischen Interessen als aus vorhandenen Staatsurkunden errathen. Gustav Adolph und

der Pariser Hof waren darin einig, daß die hochangeschwollene Macht des teutschen Kaisers gedemüthigt werden müsse. Eben weil dieser Wunsch Beide gleich stark belebte, boten sie sich die Hand zu einem Bündnisse; aber über die Art, den gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen, konnte leicht ein gefährlicher Streit zwischen den beiden Kronen Frankreich und Schweden entstehen. Vor dem Ausgang des Regensburger Reichstags waren zwei Fälle möglich: entweder dankte der Kaiser seinen Feldhauptmann Wallenstein nicht ab, dann hätte sich der Churfürst von Bayern und die Liga voraussichtlich mit Schweden zum Kampfe gegen den Kaiser vereinigt, und diese Wendung der Dinge wäre für Frankreich die günstigste gewesen; oder zweitens opferte der Kaiser seinen Feldherrn auf, und wälzte die Last des schwedischen Krieges auf den Nacken Maximilians I., dann blieb den Schweden nichts anders übrig, als sich auf Bayern und die katholischen Reichsfürsten zu werfen, die, wie zu erwarten stand, von dem Kaiser nur lau unterstützt, oder vielmehr dem Feinde preisgegeben wurden. Allein dieß konnte Frankreich nicht dulden, Frankreich, das mit Maximilian I. von Bayern damals so gut in Unterhandlungen stand, als mit Gustav Adolph, Frankreich, das die sogenannte teutsche Freiheit oder die Hemmung der kaiserlichen Obergewalt durch die Reichsfürsten seit langer Zeit und mit bestem Erfolge für sich, obwohl zum größten Nachtheil der teutschen Nation, auf alle Weise unterstützte. Die Möglichkeit einer sehr schweren Collision zwischen Schweden und Frankreich liegt also am Tage. Nur im ersten bezeichneten Falle gingen die Interessen beider Kronen durchaus mit einander Hand in Hand, im zweiten waren sogar der Kaiser und Gustav Adolph so lange, bis die Liga durch Schweden unterlag, stillschweigende Verbündete. Sicherlich ist dieß der Grund, warum der Vertrag mit Frankreich nicht im Jahr 1630 zu Stande kam. Gustav Adolph wollte sich die Hände nicht binden lassen. Daß sich die Sache so verhält, geht aus der Wiederholung desselben Streitpunktes beim Abschlusse des Bärwalder Vertrags hervor. Der siebente Artikel dieses Traktats besagt, daß alle Fürsten und Stände, teutsche wie fremde, katholische wie lutherische, dem zwischen Frankreich und Schweden wider den römischen Kaiser abgeschlossenen Bündnisse beitreten können, der nächstfolgende bestimmt noch insbesondere, daß Gustav Adolph mit dem Churfürsten von

Bayern und der katholischen Liga Freundschaft halten, oder wenigstens sich zur Neutralität verstehen solle, wenn jene das Gleiche thäten. Warum nun dieser achte Artikel, der sich doch als eine nothwendige Folge des siebenten von selbst verstand? warum dieses angehängte sonderbare »Wenn«, das die vorhergehende Bestimmung geradezu aufhebt? Ohne Zweifel muß man annehmen, daß die französischen Bevollmächtigten auf dem Vordersatze bestanden, während die Schweden die Hinterthüre der Bedingung daran flickten. Es war ein Punkt, über den man sich nicht vereinigen konnte, und den man deßhalb dem Zufall überließ. Die Franzosen erkannten damit an, daß sie in diesem Punkte nicht Herr über die Umstände seyen. Und so war er auch in andern Beziehungen. Richelieu hat sich in Gustav Adolph getäuscht, seine schlaue Berechnung, die bei Menschen von gewöhnlichem Schlage nie fehlte, ward zu Schanden an dem hohen Charakter dieses Helden. Der Kardinal wollte dem Schwedenkönige ein Stück Geld in die Hand geben, wollte ihn hinüber nach Teutschland schicken, um ihn dort, wie eine Puppe, mit den Pariser Fäden herumzulenken, wie es seiner Eminenz beliebte. Gustav Adolph dagegen war nicht gemeint, eine Rolle zu spielen wie Christian VI. von Dänemark, und sich für fremde Mächte ins Verderben zu stürzen. Allerdings bedurfte er eine französische Geldunterstützung, aber er wußte auch, daß ihm dieselbe nicht entgehen konnte, weil der Pariser Hof die Demüthigung des teutschen Kaisers um jedes Opfer erkaufen würde. Erst wollte er durch Thaten seinen Werth zeigen, um dann desto bessere Bedingungen zu bekommen. Da Charnace die Entscheidung über den Gang des teutschen Kriegs seinem Hofe vorbehalten wissen wollte, nahm Gustav Adolph seine Geldanerbietungen sehr kühl auf. Nun brauchte der französische Botschafter einen Kunstgriff, der von Unterhändlern so oft angewendet wird, aber nur Thoren täuscht. Er stellte sich, als ob er das Bündniß ganz aufgebe, verlangte seine Päße, um nach Frankreich zurückzukehren, und reiste auch wirklich ab, aber nur nach Coppenhagen. Gustav Adolph ließ ihn ziehen, und genoß die Schadenfreude, den Franzosen bald wieder nach Stockholm zurückkommen zu sehen. Charnace beschönigte seine Rückkunft mit dem Vorwande, der König, sein Herr, habe ihm befohlen, den schwedischen Monarchen nicht zu verlassen, damit er seine allerchristlichste Majestät

benachrichtige, was etwa von Seiten Frankreichs zum Besten Gustav Adolphs geschehen könne. Die Unterhandlungen wurden offen erhalten, und zugleich in Stockholm durch Charnace, und im Haag durch Camerarius fortgesezt, aber für jezt ward nichts abgeschlossen.

Zu gleicher Zeit ließ Gustav Adolph auch das Londoner Kabinet um Geldzuschüsse ersuchen. Zwar hatte der englische Botschafter, Thomas Roe, der schon in Preußen thätig gewesen war, zu seinem Leidwesen keine Vollmacht, dem Schwedenkönige eine Unterstützung anzubieten; aber im Sommer 1630 ging ein Schotte in Gustav Adolphs Diensten, Namens Meldrun, mit dem Plane eines Bündnisses nach England hinüber. Seine Bemühungen hatten Erfolg, denn die Königin Christina sagt in ihren Denkwürdigkeiten, die englische Regierung habe ihrem Vater ebenfalls Geld, so gut als Frankreich, und überdieß die Aushebung von 10,000 Mann bewilligt. In Holland unterhandelte zu gleichem Zweck Camerarius bei den Generalstaaten. Im Juni 1630 forderte er sie in einer noch vorhandenen Staatsrede auf, einen Theil ihrer Reichthümer, welche sie der Freiheit verdankten, zur Unterstützung seines Gebieters herzugeben. Sieben Tonnen Goldes soll die Summe betragen haben, welche Gustav Adolph von Frankreich, England und Holland zusammen, während des teutschen Krieges jährlich erhielt.

Aus Teutschland konnte Gustav Adolph vorerst keine Zuflüsse an Geld erwarten, weil alle protestantischen Länder fürchterlich durch den Krieg ausgesogen waren. Eben so wenig durfte er hoffen, daß irgend ein Fürst sich mit ihm schon jezt in ein Bündniß einlassen werde, denn sie bebten alle vor des Kaisers Uebermacht, und das unglückliche Schicksal derer, die mit Dänemark gemeine Sache gemacht, stand wie ein drohendes Gespenst auch vor denen, die sich sonst mit Freude für die sogenannte teutsche Freiheit erhoben hätten. Um jedoch wenigstens für einen künftigen Anschluß den Weg zu bahnen, schickte der König seinen Hofmarschall Dietrich v. Falkenberg als geheimen Geschäftsträger hinüber. Derselbe besuchte besonders die kleineren Höfe. Die beiden Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der alte Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen, der Administrator von Magdeburg und mehrere andere gaben die besten Versicherungen,

der schwedischen Sache beitreten zu wollen, wenn Gustav Adolph mit hinreichender Heeresmacht nach Teutschland käme. Die größeren Reichsfürsten, die noch ziemlich viel zu verlieren hatten, namentlich die beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, zogen sich scheu zurück. Der Herzog von Pommern, als dessen Befreier sich Gustav Adolph ankündigte, bat ihn aufs beweglichste, seine Regimenter doch ja aus Stralsund zurückzuziehen und den teutschen Zug aufzugeben, weil sonst das bereits so fürchterlich ausgesogene Pommern vollends ganz unterliegen müßte, wenn das Land durch Gustav Adolphs Heereszug der Sitz des Krieges würde. Kurz mit welcher Sehnsucht auch das Volk im protestantischen Teutschland auf die verheißene Ankunft der nordischen Befreier harrte: von seinen Fürsten durfte Gustav Adolph nicht eher etwas erwarten, bis er durch Siege sich das Recht auf Zutrauen erworben. Zwar hat er es versucht, Zwietracht zwischen den mächtigsten Gliedern der hohen teutschen Aristokratie und dem Kaiser auszustreuen, indem er im Laufe des Jahres 1630 mehrmals an die Churfürsten schrieb, sich bei ihnen über den Kaiser beklagte, und sie aufforderte, als Schiedsrichter aufzutreten. Allein er erreichte seine Absicht nicht. Aus Furcht vor dem Kaiser beantwortete das churfürstliche Kollegium Gustav Adolphs Briefe mit leeren Ausflüchten, und verweigerten ihm sogar den königlichen Titel, was den König zu bittern Klagen veranlaßte. In einem neuen Briefe sagte er: »Entweder aus Vorsatz oder Versehen habe man den königlichen Titel in einem churfürstlichen Antwortschreiben ausgelassen, einen Titel, den er nur Gott, seinem Degen und seiner gerechten Sache verdanke, und den er bis ans Ende seines Lebens zu vertheidigen wissen werde, so wie er es schon seit 20 Jahren gethan; er würde auch jenen Brief nicht eröffnet haben, wenn er nicht geglaubt hätte, daß man vielleicht auf Abstellung seiner gegründeten Beschwerden Bedacht nehme; allein da er in demselben durchaus keine Vorschläge zu einem gerechten Vergleiche gefunden, so könne man es ihm auch nicht mehr übel auslegen, wenn er nunmehr sein Recht durch andere Mittel, als durch vergebliche Unterhandlungen zu erhalten suche u. s. w.«

So standen die Sachen im Frühjahre 1630. Nachdem wir die auswärtigen Verhältnisse dargestellt, müssen wir auch über die innern Hülfsmittel Schwedens berichten, vor allen über

die Finanzen. Gränzenlos war die Geldnoth des schwedischen Staates gewesen, als Gustav Adolph die Regierung antrat. Dieses Verhältniß hatte sich bei Ausbruch des teutschen Krieges nur um wenig gebessert. Die Krone besaß fast gar keinen Kredit, weder im Innern noch im Auslande. So weigerten sich z. B. die Einwohner von Hjo, einem Städtchen in Westgothland, ohne Vorausbezahlung gewisse Vorräthe nach Jönköping zu führen, auch andere Bürger, sowohl Inländer als Fremde wollten keine neue Vorschüsse machen, weil die früheren noch nicht bezahlt waren. In Holland hatte man zwar gegen Verzinsung von 6¼ auf das Hundert einige Summen aufgebracht, allein die Gläubiger zeigten sich sehr ängstlich, und wollten keine Verlängerung der Zahlungsfrist, viel weniger neue Anlehen bewilligen. Es gab damals noch keine Rothschilde. Ausserdem liefen noch viele alte Schulden, für deren Abtragung gesorgt werden mußte. Dabei hatten sich durch das Unglück der Zeiten viele Einkommensquellen verringert. Ganze Provinzen, in denen der Krieg gewüthet, waren erschöpft und nicht im Stande Steuern aufzubringen, viele einzelne Personen forderten Nachlaß, indem sie den Druck der Einquartierungen als Grund anführten. Eine große Anzahl Bauernhöfe lag verödet da, von denen das Heu entweder für Rechnung der Krone abgemäht, oder gegen eine kleine Abgabe unter dem Namen »Grasgeld« verpachtet wurde. Dabei waren alle, die Kriegsdienste leisteten, nicht nur persönlich abgabenfrei, sondern diese Freiheit mußte auch den Eltern und Wittwen, deren Söhne oder Männer im Felde umkamen, zugestanden werden. Endlich kam noch dazu, daß viele ursprüngliche Kron- oder Schatz-Höfe durch allerlei Kunstgriffe des Ritterstandes in adelige oder Freigüter verwandelt worden waren. Bis zum Jahr 1624 war auch die Steuererhebung in einem sehr schlechten Zustande, indem die Einnehmer nicht gehörig beaufsichtigt wurden, und nur zu viele Gelegenheit fanden, ihren Eigennutz zu befriedigen; auch fehlten gute Lagerbücher. Im genannten Jahre traf Gustav Adolph neue Einrichtungen, um diesen Nachtheilen abzuhelfen. Das Erhebungswesen ward der unmittelbaren Aufsicht der Statthalter unterworfen, welche an die Rechnungskammer in Stockholm berichten mußten. Dieselben hatten das Recht, ungetreue Vögte mit dem Tode zu bestrafen. Die Abgaben sollten möglichst gleich vertheilt, und, wo es gefordert ward, Untersuchungen

vorgenommen werden. Den Bauern wurde freigestellt, eigene Schreiber zu halten, welche darauf sehen mußten, daß ihnen keine ungesezliche Steuern auferlegt wurden. Nichts desto weniger zwang die Noth auch nachher noch zu vielen oft sehr schädlichen Mitteln, um sich nur für den Augenblick zu helfen. Einige Gläubiger erhielten Krongüter, Bergwerke u. s. w. angewiesen, ganze Provinzen wurden entweder überhaupt oder mit Ausschließung gewisser Gefälle verpfändet; so erhielt z. B. die Königin Mutter gegen einen Vorschuß von 200,000 schwedischen Thalern ganz Nericke, und statt der Zinsen sämmtliche gewisse und ungewisse Einkünfte. Andern gab man für ihre Forderungen Anweisung auf diese oder jene Einkommensquelle, oft lauteten sie ganz allgemein auf alle einlaufenden Waaren, oft waren bereits sämmtliche Einkünfte eines Cantons vergeben, wodurch die besondern Anweisungen kraftlos wurden. Natürlich sezte sich die Krone durch dieses Verfahren den größten Unterschleifen aus. Später verfiel man darauf ganze Landschaften zu verpachten, z. B. Linköpings und Norköpings-Lehen für 27,649 Thaler jährlich, Oeland für 18,295. Die Pachter der leztern Insel mußten überdieß eine Fahne Reiterei und ein Bataillon Fußvolk unterhalten. Die Beamten und Soldaten wurden oft durch Verlehnung von Gütern besoldet, eine Einrichtung, die nicht nur für die öffentliche Sicherheit, sondern auch für Gewerbe und Ackerbau sehr nachtheilige Folgen nach sich zog. In manchen Landschaften hatte die Krone wenig oder nichts mehr übrig; man wußte nicht immer genau, was bereits weggegeben oder noch übrig war, so daß nicht selten eine Verleihung zu gleicher Zeit an mehrere Personen ausgestellt wurde. Hochverdiente Männer erhielten Krongüter als Geschenk. So schenkte Gustav Adolph seinem Kanzler Axel Oxenstierna und andern hohen Beamten ausgedehnte Strecken in Liefland zum ewigen Eigenthum. Auch verkauft wurden Krongüter, obgleich ein Grundgesetz dieß verbot, die Noth drängte dazu; als nach Gustav Adolphs Tod die Sachen in Teutschland eine schlimme Wendung genommen hatten; schlug der Reichsrath vor, eine Anzahl Staatsdomänen zu verkaufen; wirklich wurde im Jahr 1641 für mehr als eine Million Thaler losgeschlagen.

Vor Gustav Adolph gab es keine regelmäßige Steuern. Erst in Folge der Kriege, welche er führte, kamen ständige auf.

Sie waren 1) die große im Jahr 1617 zuerst bewilligte Kriegsteuer. 16 Kron- und 32 Frei-Bauern lieferten zu derselben 24 Tonnen Roggen, zwei Tonnen Gerste, zwei Liespfund Hopfen, vier Liespfund Butter, 24 Liespfund Speck und Fleisch, 16 Pfund Talg, einen Ochsen, acht Schaafe, vier Gänse, 16 Hühner, 160 Eier, acht Lasten Heu und 80 Bund Stroh, oder den Werth dieser Waaren in baarem Gelde. 2) Die Viehsteuer, ursprünglich zu Abbezahlung der Reichsschulden bewilligt. Gewisse Beamte mußten unter Vorsitz der Geistlichkeit alles Vieh vom Pferde bis zur Ziege herab verzeichnen; jedes Haupt hatte seine eigene Taxe; wegen der Schwierigkeiten, die mit der Aufzeichnung verbunden waren, wurden nach Gustavs Tode von jedem Schatz- und Kron-Hofe jährlich zwei, von jedem adeligen Bauer ein Thaler entrichtet. 3) Die große Mahlsteuer, welche zum ersten Male im Jahre 1625 vom Reichstage zur Unterhaltung des stehenden Heeres übernommen wurde. Alle Mühlen wurden Behufs derselben genau verzeichnet, manche, die nicht gehörig beaufsichtigt werden konnten, niedergerissen, und besonders alle Roßmühlen abgeschafft. Der Gebrauch der Handmühlen ward Anfangs gestattet, doch mußte jeder, der sich ihrer bedienen wollte, angeben, wie viel Getraide er jährlich vermahle, und dafür die Abgabe entrichten. Die Taxe war zur Erleichterung der Armen nach den verschiedenen Getraidearten verschieden angesezt, eine Tonne Mengkorn gab zwei, eine Tonne Waizen dagegen 12 Oeren (32 Oere gleich einem schwedischen Thaler, ein Thaler gleich zwei Gulden rheinisch); nach diesem Verhältniß die übrigen Getraidearten. Als aber mit den Handmühlen großer Unfug geschah, und das Ergebniß der Steuer den Erwartungen nicht entsprach: wurden sie 1627 ganz verboten; eine strenge Beaufsichtigung sollte eingeführt, und die Masse Getraide, die jede Familie brauchte, genau ausgemittelt werden. Zuerst ward die Mahlsteuer auf Rechnung der Krone erhoben, später verpachtet, wodurch sie für die Armen noch drückender wurde; denn auch der Pachter wollte seinen Gewinn haben. 4) Der sogenannte kleine Zoll, oder eine allgemeine Verbrauchsteuer von allen Waaren, die im Lande verzehrt wurden. Sie war die lästigste und die drückendste von Allen; über ihre Erhebung bestanden eine Menge weitläuftiger und kleinlichter Vorschriften, überall wurden Beamte aufgestellt, und die Städte mit Pfahlwerk umgeben. Jede Stadt erhielt ihr eigenes Schlachthaus,

Niemand durfte in seinem eigenen Hause schlachten; die Bäcker und Brauer zahlten nach der Größe ihres Gewerbes eine jährliche Abgabe. Diese Auflage war so verhaßt, daß sich das Volk manchmal mit Gewalt widersetzte; es mußten besondere Verfügungen zum Schutze der Zöllner getroffen werden.

Da diese ordentlichen Einkommensquellen nicht hinreichten, sah sich Gustav Adolph genöthigt, auf außerordentliche zu sinnen; im Jahr 1628 eignete er der Krone das Salzmonopol zu, unter dem Vorwande, diese nothwendige Waare dem Volk wohlfeil und überall zu verschaffen. Es wurden Beamte aufgestellt, welche das Salz aufkauften, in gewisse Niederlagen brachten, und dann im Kleinen an das Volk absezten. Jedem andern war der Salzverkauf bei hoher Strafe verboten. Diese Einrichtung erregte solchen Unwillen, daß der Salzhandel im folgenden Jahre freigegeben werden mußte; dagegen erlegte jeder Käufer für eine Tonne Salz zwei Thaler, aber im Jahr 1631 mußte diese Steuer ebenfalls nachgelassen werden. Als der teutsche Krieg ausbrach und die Ausgaben sich häuften, beschloß der König gar, auf Oxenstiernas Vorschlag, den Getraidehandel zum Regal zu machen. Der Kanzler stellte vor, daß die Krone jährlich 263,000 Thaler gewinnen könne, wenn die Ausfuhr auch nur 2000 Last betrage. Also wurde zu Anfang des Jahrs 1631 die Getraideausfuhr allen Privatleuten verboten, und der ganze Handel Oxenstiernas Aufsicht übergeben. Allein schon im September desselben Jahres mußte wegen allgemeiner, drohender Unzufriedenheit das drückende Gesetz zurückgenommen und die Verschiffung des Korns gegen eine Abgabe Jedermann gestattet werden. — Ziemlich bedeutend war der Ertrag des Zollwesens, weil der schwedische Handel sich unter Gustav Adolph hob, und die Beaufsichtigung verstärkt wurde. Man befolgte gewöhnlich das System, die Zölle zu verpachten. So gab der Holländer van Horn für die Zölle in fast allen Seestädten von Schweden und Finnland und den Landstädten am Mälarsee 110,000 schwedische Thaler jährlich. Die wichtigste von allen Hülfsquellen der Krone bildeten endlich die Bergwerke. Der Bergbau hob sich unter Gustav Adolph, der im Jahr 1630 ein besonderes Bergamt errichtete. Bloß die Kupfergruben von Fahlun trugen jährlich gegen 300,000 Thaler ein, auch die Silber- und Eisenwerke warfen bedeutende Summen ab, dagegen standen die

übrigen Mineral-Produkte, Alaun, Schwefel, Vitriol u. s. w., noch zurück. Der König ließ viele Arbeiter aus Deutschland, den Niederlanden und Frankreich kommen, um den Bergbau wie die Verarbeitung der Metalle zu verbessern.

Noch auf andere Mittel verfiel Gustav Adolph zu Verbesserung seiner Finanzen. An den Löhnungstagen ließ er auf seine Rechnung in den Lagern Bier und Wein auszapfen, was ihm großen Vortheil brachte. Endlich wollte er den Fürsten seiner Zeit auch in der Kunst nachahmen, aus schlechtem Metall theures Geld zu machen. Es liefen damals im Norden eine Menge kleiner russischer Silbermünzen, Denninge genannt, um; Gustav Adolph faßte den Entschluß, in Danzig, Hamburg und andern Seestädten Anlehen in guten Thalern zu erheben, und sie mit nachgemachten Denningen wieder heimzuzahlen, doch kam der Plan nicht zu Stande, sey es, weil ihn das Steuerkollegium zu Stockholm nicht gehörig unterstützte, oder weil die Kaufleute, an die er sich wandte, nicht trauten. So stand es mit den schwedischen Finanzen; unerklärlich wäre es, wie Gustav Adolph mit so beschränkten Hülfsquellen den teutschen Krieg führen konnte, wenn das heilige römische Reich denselben nicht mit seinem eigenen Gelde bezahlt hätte. Denn nur Anfangs wurden aus Schweden baare Zuschüsse gesandt, nach den ersten glücklichen Erfolgen lieferte Teutschland dem Könige alles Nöthige: Geld, Munivorrath, Menschen und Waffen. Daher kam es, daß nach Gustav Adolphs Tode sich acht Tonnen Goldes in den Kassen zu Stockholm vorräthig fanden, was früher nie der Fall gewesen war.

Wir gehen über zur Schilderung der Streitkräfte des Königs. Zum Zuge nach Teutschland standen in Schweden bereit 92 Kompagnien Fußvolk und 16 Schwadronen Reiter, im Ganzen 13,500 Mann, worunter 38 Kompagnien teutsche Fußknechte und acht Kompagnien Schotten, der Rest bestand aus gebornen Schweden. In Preußen lagen unter Oxenstiernas Oberbefehl 10,000 Mann, zum Theil frischgeworbenes Volk, denn Gustav Adolph hatte befohlen, alle Soldaten, welche die Stadt Danzig, der Churfürst von Brandenburg, der König von Polen eben verabschiedeten, in Dienst zu nehmen. In Liefland standen gleichfalls etliche Regimenter, die im Nothfall ins teutsche Reich gerufen werden konnten. In Teutschland selbst wurde auf verschiedenen Punkten während des ganzen Winters geworben. In den Seestädten, Hamburg,

Lübeck, Bremen und Emden, brachten die Obersten Falkenberg, Hall und Claus Dietrich*) drei Fußregimenter zusammen. Die Besatzung von Stralsund war schon früher, wie wir erzählt haben, bedeutend verstärkt worden, im Frühjahr 1630 wurde sie noch durch neue Werbungen vermehrt. Alle schlagfertigen Truppen, welche in Gustav Adolps Dienst theils zur Abfahrt nach dem Reiche bereit waren, theils schon in Teutschland und Preußen standen, mögen sich auf 30,000 Mann belaufen haben. Zum Schutze Schwedens gegen unvorhergesehene Angriffe genügte die Landwehr. Die Ausrüstung des Heeres, das eingeschifft werden sollte, war vortrefflich; eine große Menge des verschiedenartigsten Schanzgeräthes hatte man angeschafft, und die Mannschaft war im Gebrauche dieser Werkzeuge gut eingeübt. In der Anzahl so wie in der Einrichtung des groben Geschützes übertraf das schwedische Heer die Kaiserlichen bei weitem. Gustav Adolph führte viele leichte Regimentsstücke, besonders Vierpfünder, mit sich. Der Befehl über das Geschütz war dem Obersten Leonhard Torstenson anvertraut, der damals fast noch ein Jüngling, sich nachher so hohen Ruhm erwarb.

Dieß war der Stand der schwedischen Heere bei Ausbruch des Krieges: 14,000 Mann unter Gustav Adolph zum Schlagen bereit, eben so viele Mannschaft in kürzerer oder längerer Zeit verfügbar, meist treffliche Soldaten, durch eine Reihe von früheren Siegen an ihren großen Führer gekettet, und ausgestattet mit jenem kaltblütigen Muthe, der den Söhnen des Nordens eigen ist. Eine vortreffliche Mannszucht herrschte unter ihnen, welche zu Anfang des Kriegs so glänzend abstach gegen die Räubereien der kaiserlichen Völker. Dabei vereinigte Gustav Adolph alle Gewalten in seiner Person, war Feldherr und König zugleich, umgeben von trefflichen Heerführern, die er sich selbst auserkohren und herangezogen hatte. Der Reichthum seines Geistes ergänzte, was ihm an äussern Mitteln abging. Dennoch wäre das Unternehmen, zu dem er sich rüstete, abenteuerlich gewesen, wenn er nicht auf Zwietracht unter seinen Feinden, und in Folge derselben auf geheime Unterstützung rechnen durfte. Denn er stand im Begriff, eine wenigstens fünfmal stärkere Macht anzugreifen.

*) Dieser tapfere Soldat wurde von dem König später in den Adelstand erhoben und erhielt den Namen Sperreuter.

Eröffnet wurden die Feindseligkeiten von Stralsund aus, noch ehe Gustav Adolph zu Schiffe stieg. Die Insel Rügen, welche Stralsund beherrscht, befand sich noch immer in der Gewalt der Kaiserlichen. Allein es fiel denselben schwer sich zu halten, weil das Land ausgeraubt war, und die Schweden in Stralsund die Zufuhr vom festen Lande sehr erschwerten. Ausserdem ließ es sich erwarten, daß Gustav Adolph Allem aufbieten werde, um sich des Eilandes zu bemächtigen. Deßhalb wurde eine Intrigue angezettelt. Auf des Kaisers Verlangen bot der Grundherr von Rügen, Herzog Bogislas von Pommern, der sich vor dem fremden Helfer um so mehr fürchtete, je näher seine erwartete Ankunft heranrückte, die Insel dem Könige von Dänemark um 400,000 Thaler zum Kaufe an. Christian IV. ging auf dieses Anerbieten ein, das kaiserlicher Seits wohl berechnet war; denn da Gustav Adolph den Besitz Rügens durchaus bedurfte, um Stralsund behaupten zu können, so wäre er, wenn der Verkauf vor sich ging, in einen Krieg mit Dänemark verwickelt worden. Noch war jedoch die Unterhandlung nicht abgeschlossen, als Gustav Adolph seinem Befehlshaber in Stralsund, Leßley, Ordre gab, sich der Insel mit Gewalt zu bemächtigen. Leßley sezte schon im April hinüber, und vertrieb die Kaiserlichen aus einigen Schanzen, doch blieben zwei andere in ihrer Gewalt bis Anfang Juni, wo sie gänzlich vertrieben wurden und sich nach Greifswalde zurückzogen.

Im Mai 1630 waren die Reichsstände in Stockholm versammelt, um den Zug ihres Königs zu billigen, und seine lezten Verfügungen zu vernehmen. Sie dankten ihm für die Entschlossenheit, mit der er das Vaterland beschirmt, und hießen auch für die Zukunft alles gut, was er anordnen würde. Dennoch konnten sie ihre Neigung für den Frieden nicht ganz unterdrücken, indem sie riethen, billige Bedingungen anzunehmen, wenn man sie ihm biete, indeß, fügten sie bei, möchten die Unterhandlungen nur unter dem Helme fortgesezt werden. Der 19. Mai alten oder der 29. neuen Styls war der Tag, an dem er sich von seinen Unterthanen verabschiedete. Wie ein Mann, der dem Tod entgegengeht, hatte er sein Haus bestellt. Zuerst ließ er die versammelten Stände seiner Tochter Christine den Eid der Treue schwören, als künftiger Königin und Regentin des Reichs, im Fall er, der König, mit Tod abgehen sollte. Der frühere Reichstagsbeschluß, durch den die junge

Prinzessin zur rechtmäßigen Thronfolgerin in Schweden erklärt worden war, wurde abgelesen und aufs neue bestätigt, dann erfolgte die Ablesung seines lezten Willens, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regierung gehalten werden sollte. Alle Geschäfte blieben vermöge dieser Anordnung in den Händen des Reichsrathes; die Königin ward ausdrücklich von aller Theilnahme ausgeschlossen. Gustav Adolph hörte dabei nur auf seine Pflicht als König — denn seine Gemahlin war beschränkten Geistes und unfähig zur Lenkung des Staates — sein Herz mußte schweigen. Nach geschehener Vorlesung nahm er seine Tochter auf die Arme und empfahl sie den Ständen mit so rührenden Worten, daß die ganze Versammlung aufs Aeusserste bewegt wurde; die Augen des Königs selbst füllten sich mit Thränen. Er mußte einige Zeit nach Fassung ringen, um seine berühmte Abschiedsrede halten zu können. Zuerst dankte er den Ständen für die Bereitwilligkeit, mit der sie Alles genehmigt hätten, was zur Sicherheit des Reichs für nöthig erachtet worden sey. Wohl wisse er, daß die Anwerbung von so viel Kriegsvolk mit Schwierigkeiten verbunden sey, aber anderer Seits müsse man auch bedenken, daß Schweden bisher vom Kriege verschont geblieben, daß die Gränzen des Reichs unter göttlichem Beistande durch mehrere eroberte Provinzen erweitert worden seyen, und daß die Feinde Schwedens die ganze Last des Krieges empfunden hätten. Unter Vermittlung der Könige von Frankreich und England, der holländischen Staaten und des Churfürsten von Brandenburg sey eben ein sehr vortheilhafter Waffenstillstand mit Polen abgeschlossen worden, als der Kaiser und seine Anhänger ihn zu einem weit schwereren Krieg gezwungen hätten, der eine kräftige Unterstützung von Seiten der Stände nöthig mache. Nach diesem Eingange fuhr er weiter so fort: »Niemand glaube, daß ich mich in diesen neuen Krieg leichtsinniger Weise und ohne gute Gründe stürze. Ich rufe den allmächtigen Gott, in dessen Gegenwart ich rede, zum Zeugen auf, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Man hat mich vielmehr wiederholt dazu gezwungen. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs tiefste beleidigt, er leistet meinen Feinden Vorschub, verfolgt meine Glaubensbrüder, die teutschen Protestanten, die unter dem Joche des Pabstes seufzen, und Hülfe flehende Hände nach uns ausstrecken. Wenn es Gott gefällt, soll

ihnen diese Hülfe auch zu Theil werden. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesezt seyn wird. Je öfter ich mich denselben bloßstelle, desto weniger darf ich hoffen, ihnen in die Länge zu entgehen. Zwar hat mich die göttliche Vorsehung wunderbar behütet, aber ich werde endlich doch in der Vertheidigung des Vaterlandes sterben. Deßhalb empfehle ich Euch alle, ehe ich von hinnen scheide, dem Schutze des Allmächtigen, ich flehe ihn an, über Euch alle seinen zeitlichen und ewigen Segen auszuschütten, damit wir uns nach diesem kurzen Erden-Leben in der Ewigkeit wiedersehen mögen.«

An Euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte Euch, damit ihr fortfahren möget, Eurem hohen Berufe würdig und zum Wohlgefallen des Höchsten obzuliegen, der einst von allen unsern Handlungen Rechenschaft fordern wird. Er erfülle Euch mit Weisheit in der Führung Eures Amtes. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Zeigt Euch immerdar als würdige Enkel jener alten Gothen, deren Ruhm einst so hell strahlte, wenn er auch jezt im Auslande in Vergessenheit gerathen ist. Beweiset künftig denselben Muth, von dem ihr während meiner Regierung schon so viele Beweise abgelegt habt, und seyd versichert, daß Ehre und jeder andere Lohn der Tugend Euch nicht entgehen wird. Euch, Ihr Diener der Kirche, ermahne ich zur Eintracht und Verträglichkeit, schärfet meinem Volke, dessen Herzen ihr besitzet, jede geistliche und bürgerliche Tugend ein, und haltet es an zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Gebet selbst durch unsträflichen und frommen Wandel ein Vorbild der Sittenreinheit, die ihr prediget. Fahret fort, die reine Lehre des Evangeliums zu verkündigen, hütet Euch vor Hochmuth und Geiz, seyd demüthig, mitleidig und bescheiden, dadurch werdet ihr Eure Gemeinden im Frieden erhalten. Euch, Ihr Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich, daß Gott die Arbeit Eurer Hände segnen, Eure Felder fruchtbar machen, Eure Scheunen mit Gütern anfüllen möge. Ich schicke für alle abwesende wie gegenwärtige Unterthanen dieses Reichs die aufrichtigsten Wünsche zu Gott empor. Ich rufe Euch mein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer! vielleicht sehen wir uns jezt zum lezten Male.«

Thränen drangen in die Augen Gustav Adolphs bei diesen lezten Worten. Alle Anwesende waren aufs tiefste gerührt,

das Gefühl machte sich durch lautes Schluchzen Raum. Der König schloß nach einigem Stillschweigen mit einem Gebet aus dem 90sten Psalm, das er bei allen wichtigen Unternehmungen zu sprechen pflegte: »Herr, kehre dich wieder zu uns und sey deinen Knechten gnädig. Ueberschütte uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir dich rühmen und fröhlich seyn unser Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern, der Herr unser Gott sey uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern. Amen!« Schon vorher hatte Gustav Adolph, damit die Weihe der Religion seinem Unternehmen in jeder Beziehung zu Theil werde, im ganzen Reiche drei große, allgemeine Buß- und Bettage auf den ersten Freitag in den Monaten Julius, August und September angeordnet, damit alles Volk sich beim Gottesdienst einstelle, und den Tag mit Fasten und Beten begehe. Lange Zeit nach Gustav Adolphs Tode dauerte dieser fromme Gebrauch fort.

Die Einschiffung des Heeres erfolgte zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag. Acht und zwanzig Fregatten standen zur Aufnahme der Truppen bereit, und gegen 200 Transportschiffe. Eine unzählige Menge Volk war zusammengeströmt, um die Abfahrt des großen Königs und seiner Soldaten zu schauen. Die meisten Zuschauer bewunderten den Muth eines Helden, der mit einem so kleinen Heere den mächtigsten Herrscher Europas in seinem eigenen Lande aufsuche, andere bedauerten es, daß er nach so vielen Anstrengungen sich in neue Gefahren stürze, aber alle hofften einen glücklichen Ausgang des Unternehmens, denn fest stand der Glaube an das Glück, das seine Tugenden, seine Tapferkeit begleite. Während der Einschiffung erschienen Gesandte des Herzogs von Pommern; sie flehten im Namen ihres Gebieters, Gustav Adolph möchte doch nicht in Pommern landen, weil diese bereits schon so schwer verheerte Landschaft sonst der Sitz des Krieges würde. Diese thörichte Bitte war vergeblich. Gustav Adolph wies sie mit bittern Vorwürfen über die Zaghaftigkeit ihres Herrn ab. Es war ein Vorgeschmack jener Charakterlosigkeit der teutschen Reichsfürsten von damals, die ihm auch bei andern Gelegenheiten so viel zu schaffen machte. Die Anker wurden Ende Mai gelichtet, aber widrige Winde hielten die Flotte bis in Juni auf, am 24. dieses Monats (alten Styls)

erschien Gustav Adolph auf der Höhe der Insel Usedom vor der Peenemündung*). Es war das Johannisfest und merkwürdigerweise derselbe Tag, an dem 100 Jahre zuvor die Lutheraner zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und Reich übergeben hatten. Dieser Tag brachte einen neuen Luther nach Teutschland, aber nicht mehr in Knechts- und Mönchs-, sondern in Heldengestalt, an der Spitze eines Heeres, von Waffen umstrahlt. Die Ausschiffung geschah auf flachen Böten, deren jedes 200 Mann und zwei Feldstücke faßte. Gustav Adolph war der erste, der die teutsche Erde betrat, er stürzte nieder auf die Kniee, und dankte dem Himmel für die glückliche Fahrt in einem Gebete, das Khevenhüller und andere wörtlich kennen wollen. Zu seinen Offizieren, die durch den Anblick ihres betenden Königs ergriffen waren, sagte er: »Weinet nicht, sondern betet inbrünstig, je mehr Betens desto mehr Sieg, fleißig gebetet ist halb gefochten.« Die Kunde von diesem frommen Eintritt in Teutschland verbreitete sich wie ein Lauffeuer in allen protestantischen Provinzen, und mußte einem Könige die Herzen gewinnen, der für den Glauben und die Freiheit das Schwerdt gezogen zu haben behauptete. Gustav Adolph vergaß übrigens über dem Dank gegen den Himmel irdische Vorsichtsmaßregeln nicht, er ergriff eigenhändig einen Spaten, und warf Erde auf, um seinen Soldaten ein gutes Beispiel zu geben. Eine kleine Schanze stand am Ufer, welche die Dänen im Jahr 1628 errichtet hatten; man sezte sie eilends in Stand, und dehnte die Arbeiten nach und nach bis über das Dorf Peenemünde hinaus. Am Abend des 25. Juni

*) Die Meinung, daß Gustav Adolph zuerst auf Rügen gelandet sey, kann durch nichts bewiesen werden. Lesley hatte ja diese Insel schon eingenommen, und kein guter Quellenschriftsteller läßt Gustav zuerst nach Rügen fahren. Eben so wenig Grund hat die Behauptung, Gustav Adolph sey zuerst auf dem Ruden, einem kleinen, unweit der Peenemündung gelegenen Sandhaufen ans Land gestiegen. Was sollte er auch dort gemacht haben? für was aussteigen, um sich gleich wieder einschiffen zu müssen? Chemniz, den man sonst für diese Meinung als Beweis anführt, spricht bloß von der Schiffsstation Ruden. Daß die Ausschiffung wirklich auf der Nordseite der Insel Usedom, unweit des Dorfes Peenemünde erfolgte, geht eben so sehr aus Chemnizens klaren Worten, als aus der Natur der Sache hervor. Man vergleiche übrigens hierüber Zober, ungedruckte Briefe Wallensteins und Gustav Adolphs, Seite 112 u. flg.

war das ganze Heer nicht nur gelandet, sondern auch verschanzt; die eine Hälfte der Regimenter hatte unaufhörlich in der Erde gewühlt, während die andere mit den Waffen in der Hand die Arbeitenden beschützte. In den zwei folgenden Tagen wurden die Pferde, das Geschütz, Munition und Mundvorrath ausgeschifft, dann schickte der König die Flotte fort, um neue Lebensmittel aus Schweden zu holen. Da das Land von den Kaiserlichen völlig ausgeraubt war, so war der Unterhalt Anfangs nicht reichlich. Gustav Adolph tröstete seine Soldaten mit der Aussicht auf künftigen Ueberfluß, den sie sich durch Waffenthaten erobern müßten. »Er werde dafür sorgen,« sagte er, »daß sie bald mit dem Feinde zusammenträfen, der das Land ausgesogen und bei dem sie Geld und Gut genug finden würden. Am Siege sey nicht zu zweifeln, denn sie hätten dieselben Kaiserlichen vor sich, die den starken Arm der Schweden vor einem Jahre in Preußen empfunden.« Uebrigens zeigte sich, wenige Croaten ausgenommen, welche mit leichter Mühe auseinander gesprengt wurden, kein Feind. Die Kaiserlichen waren davongezogen, doch nicht ohne vorher die Dörfer und Höfe abzubrennen. Gustav Adolph hielt die strengste Mannszucht. Etliche Tage nach der Landung ließ er unter Trommelschlag im Lager ausrufen, daß kein Soldat bei Todesstrafe sich unterstehen solle, ein Haus abzubrechen oder anzuzünden, oder irgend einen Bauer zu beleidigen, und ihm sein Gut unter irgend einem Vorwand zu rauben. Die ganze Insel Usedom befand sich zu Ende des Monats in seiner Gewalt.

Zweites Kapitel.

Kriegsmanifest. Gustav Adolph erobert Pommern. Verhandlungen mit dem Herzog Bogislas. Versuch auf Meklenburg.

Juni — December 1630.

Da Gustav Adolph seinen Kampf mit dem teutschen Kaiser schon durch die vorjährige Absendung der Hülfstruppen unter Arnim nach Polen für eröffnet ansah, erachtete er es unnöthig, Ferdinand II. den Krieg noch besonders zu erklären. Denn er fand es seinem Interesse gemäß, sich als den angegriffenen

Theil darzustellen. Hingegen erließ er um diese Zeit in lateinischer und deutscher Sprache unter dem Titel, »Ursachen wodurch der König von Schweden, Gustav Adolph, endlich gezwungen, mit einem Kriegsheere sich auf teutschen Boden zu begeben«, ein Manifest, das ihm den Beifall der öffentlichen Meinung in Europa gewinnen sollte. Dieses Aktenstück, das von Doktor Salvius verfaßt wurde, ist zu lang, um ganz mitgetheilt zu werden. Wir begnügen uns seinen Hauptinhalt anzugeben: »Es ist ein altes Sprüchwort, daß Niemand länger Frieden haben kann, als ihm seine Nachbarn vergönnen. Die Wahrheit dieses Satzes hat der König von Schweden seit mehreren Jahren zu seinem Nachtheile empfunden, und empfindet es noch täglich. Wiewohl ihm während seiner Regierung nichts so sehr am Herzen lag, als mit allen seinen Nachbarn, und besonders mit den Ständen des teutschen Reichs in gutem Frieden zu leben: so ist es ihm doch nicht möglich gewesen, gewissen Störern der Ruhe zu entgehen, die zuerst ganz Teutschland mit Blut und Mord überschwemmt haben, und später auch die Sicherheit des schwedischen Reiches antasteten. Der König von Schweden hat alles gethan, um den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhüten, er hat dem dringenden Hülferuf seiner teutschen Glaubens- und Blutsverwandten lange kein Gehör gegeben, weil er die Hoffnung hegte, daß sich der Kaiser eines Bessern besinnen und aufhören werde, Unschuldige zu verfolgen. Aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos, und so sah sich der König von Schweden endlich durch die stärksten Beweggründe genöthigt, mit den Waffen in der Hand diejenige Genugthuung zu verlangen, die seinen Bitten hartnäckig verweigert wurde. 1) Die Kaiserlichen haben die Briefe, welche der König von Schweden an den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, schrieb, aufgefangen, erbrochen, deren Inhalt bekannt gemacht, und überdieß noch den Boten wie einen gemeinen Verbrecher mißhandelt. 2) Der Kaiser hat den Zwist zwischen den Kronen Polen und Schweden heimlich unterhalten, den Frieden hintertrieben, und ausserdem dem Könige Sigismund große Vorräthe an Korn geschickt, er hat 3) zwei Heere, das eine im Jahr 1627 unter dem Herzog Adolph von Holstein, das zweite im Jahr 1629 unter dem Feldmarschall Arnim nach Polen geschickt, um dort offen gegen die Schweden zu fechten. 4) Ohne vorgängige Untersuchung und wider alles

Recht hat der Kaiser zwei Vettern des Königs von Schweden, die Herzoge Adolph Friedrich und Johann Albert von Meklenburg ihrer Länder beraubt, und ihr Eigenthum dem General Wallenstein widerrechtlich geschenkt. 5) Der Kaiser hat sich zum Herrn der Ostsee machen wollen, und zu diesem Zwecke viele Seehäfen in Niedersachsen und Pommern besezt, eine beträchtliche Zahl Schiffe ausgerüstet und die Admiralswürde auf jenem Meere vergeben. Dieß waren eben so viele Eingriffe in die Rechte der Schweden, denen von Alters her die Herrschaft über die baltische See in Gemeinschaft mit den Dänen gebührt. 6) Man hat die Unterthanen des Königs in verschiedenen Häfen mißhandelt, ihre Schiffe und Waaren mit Beschlag belegt, ihren Handel nach dem teutschen Reiche unterbrochen. 7) Die Stadt Stralsund sey von dem kaiserlichen Feldhauptmann aus keiner andern Absicht belagert worden, als um ein Seeräubernest daraus zu machen. Ebensowohl die Interessen der Krone Schweden als alte Bündnisse mit der Hansa hätten den König Gustav Adolph genöthigt, dieser Stadt zu Hülfe zu kommen. 8) Man hat die vom Könige nach Lübeck geschickten Gesandten wider alles Völkerrecht aufs schimpflichste mißhandelt, und ihnen verboten, sich auf deutschem Boden sehen zu lassen. 9) Unter dem Vorwande, Aufrührer zu bestrafen und das Kirchengut wieder herzustellen, hat der Kaiser alle Fürsten und Stände des Reichs zu unterdrücken und unter das habsburgische Joch zu bringen gesucht. Endlich 10) hat der Kaiser neuerdings alle Vorschläge zum Frieden verworfen. Aus diesen Gründen sey dem Könige von Schweden kein anderes Mittel übrig geblieben, als sich mit den Waffen Genugthuung zu verschaffen.«

In dem Manifeste finden sich ausser der Rechtfertigung des schwedischen Angriffs im Allgemeinen noch Andeutungen zerstreut, die auf besondere Zwecke hinweisen. So heißt es unter Anderem: »Ihre königliche Majestät hätte das beste Zutrauen zu den Churfürsten des heiligen römischen Reichs gehegt, daß sie den Streit zwischen dem Kaiser und der Krone Schweden beilegen möchten, auch hätten dieselben viel in dieser Sache ausrichten können, wenn die alte Freiheit der Stände des Reichs noch aufrecht stünde, und wenn die Gewalt der Bösen nicht schon so tief eingewurzelt wäre, daß alle friedlichen Mittel nicht anschlagen.« Das Aktenstück schließt mit den Worten: »Seine Majestät von Schweden erkläre feierlich,

daß sie die Waffen keineswegs zum Nachtheile des teutschen Reichs, mit dem sie immer in Freundschaft gelebt, ergriffen habe, sondern einzig und allein um sich und die Ihren, so wie um die allgemeine Freiheit zu schützen, und damit ihre Nachbarn und Freunde wieder in den Stand gesezt würden, worin sich alle vor diesem Kriege so gut befunden u. s. w.«

Da Gustav Adolph sich nicht nur zum Verfechter der allgemeinen Freiheit aufwirft, sondern namentlich die Rechte der Churfürsten zu vertheidigen behauptet: muß er es damals für möglich gehalten haben, daß jene Häupter der teutschen Aristokratie sich auf seine Seite schlagen, oder wenigstens ihn insgeheim gegen den Kaiser unterstützen könnten. Eben dieses Aktenstück hatte neben der Absicht, den schwedischen Waffen die Gunst der teutschen und der europäischen Völker im Allgemeinen zu verschaffen, noch den besondern Zweck, die Churfürsten zu Verbündeten Schwedens zu machen. Man sieht also, wie richtig Gustav Adolph die teutschen Angelegenheiten beurtheilte. Denn der Regensburger Reichstag, der damals erst angefangen hatte, mußte darüber entscheiden, ob Bayern und die katholischen Churfürsten es mit dem Kaiser oder gegen ihn halten würden. Als die Frage durch die Absetzung Wallensteins gelöst war, griff Gustav Adolph ohne Zögern die Macht der Liga an.

Das Manifest zog einen kleinen Federkrieg zwischen Gustav Adolph und dem Kaiser nach sich. Ferdinand II. schrieb unter dem 18. August von Regensburg aus einen Brief an Gustav Adolph, worin er ihm den königlichen Titel verweigert, und sein Staunen darüber ausdrückt, daß »seine Liebden« von Schweden ohne vorläufige Kriegserklärung das heilige römische Reich angefallen habe, während ihm zu keiner Widerwärtigkeit oder Mißtrauen, viel weniger zu öffentlichen Feindseligkeiten der geringste Anlaß gegeben worden sey. Gustav Adolph zahlte mit gleicher Münze, er redete den Kaiser in seiner Antwort schlechtweg mit »Euer Liebden« an, erklärte sich für unschuldig an allem Blut, das vergossen würde, und lud die Verantwortlichkeit des Kriegs auf das Haupt seiner Gegner. Wir führen diese Briefe nicht an, weil sie beiderseits nicht aufrichtig gemeint waren und Nichts zur Sache thun.

Die Thätigkeit der Waffen wurde durch diese Schriftstellerei keinen Augenblick unterbrochen. Der Stand der kaiserlichen Heere,

zu der Zeit, als Gustav Adolph den Boden des Reichs betrat, war folgender. In Pommern stand Torquato Conti mit 16,000 Mann alter Soldaten, die aber in vielen kleinen Garnisonen zerstreut lagen, und erst zusammen gezogen werden mußten, weßhalb Gustav Adolph im Augenblick der Landung fast keinen Widerstand fand. In Schlesien und der Lausiz standen die Obersten Göz und Tiefenbach mit 8000 Mann. Eben so viele in Böhmen unter Maradas. Die Pfalz deckten 10,000 Wallonen. Schwaben und Elsaß war von einer gleichen Zahl unter Montecuculi besezt. Im Herzen Teutschlands, in der Oberpfalz, Franken und Westphalen kontonirten 30,000 Mann ligistische Truppen unter Tilly und Pappenheim. Diese Truppen, welche später die Bestimmung erhielten, das Hauptgewicht des schwedischen Krieges zu tragen, waren damals noch viel zu weit entfernt, um etwas gegen Gustav Adolph unternehmen zu können. Und wenn Tilly dieß auch gekonnt hätte, so durfte er es nicht, weil sein Gebieter, der Churfürst von Bayern erst den Ausgang der Regensburger Intriken abwarten wollte. Die Schweden hatten also freie Hand. Nur Conti rüstete sich zum Widerstand, zog seine Truppen zusammen und schickte sich an, die bedrohten Plätze in Pommern zu besetzen, namentlich die Hauptstadt Stettin, worin der Herzog Bogislas mit wenigem eigenem Volk lag. Gustav Adolph verlor keinen Augenblick.

Damit der Leser das Folgende besser verstehe, müssen wir eine kleine geographische Einleitung voranschicken. Die Oder erweitert sich am Ende ihres Laufes zu einem großen Süßwasser-See, das frische Haff genannt. Zwischen diesem Landsee und dem benachbarten baltischen Meere liegen zwei Inseln, Usedom und Wollin, die durch drei Ausflüsse des Haff von einander und dem festen Lande geschieden werden. Der westlichste derselben zwischen Usedom und der pommerschen Küste durchbrechend, heißt die Peene, der mittlere, welcher Usedom und Wollin von einander trennt, wird die Swine genannt, der östliche Ausfluß endlich, der Wollin von der Ostküste Pommerns scheidet, trägt den Namen Divenow. Diese Flußarme sind an den meisten Stellen nicht sehr breit, am schmalsten ist die Peene gegenüber von Wolgast, die Swine unfern des heutigen Städtchens Swinemünde, die Divenow bei dem mit der Insel gleichnamigen Orte Wollin. Daher hatten die Kaiserlichen an diesen drei

Punkten Schanzen aufgeworfen, überdieß verband eine Brücke über die Divenow die Insel Wollin mit dem festen Lande.

Nachdem nun Gustav Adolph die Nordküste von Usedom besezt, wandte er sich westlich gegen die Schanze, welche gerade gegenüber von der Stadt Wolgast auf obiger Insel aufgeführt worden war. Die Kaiserlichen verließen dieses Werk beim Anrücken der Schweden in solcher Eile, daß mehrere Kroaten beim hastigen Einsteigen in die Schiffe, um über die Peene nach Wolgast hinüber zu setzen, in den Fluß fielen und ersoffen. Gustav Adolph konnte von der gewonnenen Schanze aus das gegenüberliegende Wolgast mit seinen Kanonen bestreichen; die Belagerung des Platzes wurde vorbereitet, der Oberst Knyphausen blieb mit 1000 Mann zu diesem Zwecke zurück. Nachdem Gustaph Adolph sich des Zugangs nach Wolgast bemächtigt hatte, eilte er auf die Swinemünder Schanze los. Auch hier fliehen die Kaiserlichen, sobald sie die feindlichen Fahnen gewahren, und suchen ihr Heil in Wollin. Gustav Adolph folgte ihnen auf dem Fuße, um ihren Schrecken zu benutzen. Obgleich das Städtchen Wollin von 13 Kompagnien zu Roß und zu Fuß besezt war, hielten die Kaiserlichen doch nicht Stand, legten Feuer an den Ort, zogen über die Diwenower Brücke nach dem Festlande Pommerns hinüber und warfen sich nach Camin. Die Brücke wurde von ihnen verbrannt, Gustav Adolph, der dem Feind keine Ruhe gönnte, ließ sie in aller Eile herstellen und erschien vor Camin, das die Kaiserlichen noch vor seiner Ankunft verließen, doch erst nachdem sie es ausgeplündert und halb zerstört hatten. Die Stadt wurde sogleich von den Schweden besezt. Alle Fortschritte des Königs, die wir hier erzählten, waren das Werk von 14 Tagen. Gustav Adolph befand sich im Besitze der drei großen pommerschen Inseln, Rügen, Usedom und Wollin. Sein Rücken war gedeckt, er durfte gute Hoffnungen für die Zukunft schöpfen nach diesem glücklichen Anfang.

Torquato Conti hatte indeß seine Regimenter in drei Lager zusammengezogen, nach Garz an der Oder, nach Anklam an der Peene*) und Landsberg an der Warthe. Von

*) Chemnitz sagt zwar, Conti habe ein Lager gebildet bei Stolpe an der Peene; aber es gibt keinen Ort dieses Namens an der Peene, und wollte man den Fehler im Namen des Flusses

Garz aus machte er einen vergeblichen Versuch, sich Stettins zu bemächtigen; die Wachsamkeit des Herzogs und seiner Soldaten vereitelte die Bemühungen des kaiserlichen Obersten. Gustav Adolph beschloß jeder ferneren Wiederholung dieser Versuche zuvorzukommen. Auf der Swinemündung brachte er so viele flache Oderböte zusammen, als aufzutreiben waren, fuhr mit sehr günstigem Wind über das frische Haff herüber und erschien mit seinem Heere vor den Mauern Stettins. Diese wichtige Stadt liegt auf dem westlichen Ufer der Oder, die sich hier in drei Arme, die Parniz, die große und die kleine Reglitz, verzweigt. Gegenüber von Stettin auf der Ostseite steht das Städtchen Damm an einem See gleichen Namens. Nicht nur die Oder und ihre Arme, sondern auch ein tiefer Moraſt trennt dieses Städtchen von Stettin, aber ein über den Sumpf führender langer Damm, durch mehrere Brücken unterbrochen und an den schwächsten Stellen durch zwei starke Thürme geschützt, stellte die Verbindung zwischen beiden Orten her, so daß sie eine einzige Festung ausmachten. Stettin war daher von großer Wichtigkeit, wer die Stadt besaß, beherrschte die Oder, und hatte freien Zugang nach Vor- wie nach Hinterpommern. Herzog Bogislas lag selbst in der Stadt mit 1500 seiner Soldaten, deren Befehl er dem Obersten Damitz anvertraut hatte.

Gustav Adolph kündigte seine Ankunft der erstaunten Bevölkerung, die ihn nicht so schnell erwartet, durch einige Kanonenschüsse an, sezte sein Volk sammt etlichen Regimentsstücken ans Land, und stellte es auf dem sogenannten Bleichplatze in Schlachtordnung auf. Damitz schickte sogleich einen Trommler hinaus, um zu fragen, wessen sich die Stadt zu versehen hätte, zugleich ließ er drohen, Feuer zu geben, wenn die Schweden sich

---

anstatt in dem der Stadt suchen, und die Stadt Stolpe auf der Ostgränze von Hinterpommern am gleichnamigen Flusse darunter verstehen, so müßte man voraussetzen, daß Conti einen großen Fehler begangen hätte. Denn jenes Stolpe liegt von Landsberg und Garz wenigstens 25 Meilen entfernt. Wie mochte der kaiserliche Feldherr einem überlegenen Feind gegenüber seine Truppen auf einem so weiten Raume zerstreuen? Ohne Zweifel ist daher Chemnitzens Angabe aus dem Soldat suedois zu verbessern, der Seite 15 sagt, Conti habe zwei Lager bei den Städten Anklam und Garz gebildet. Nimmt man dieß an, so ist alles klar.

noch mehr nähern würden. Gustav Adolph erklärte dem Menschen, er sey nicht gewohnt mit einem Obersten durch Mittelspersonen zu unterhandeln, Damitz solle selbst herauskommen. Dieß geschah. Der Oberst erschien, begleitet von mehreren fürstlichen Räthen: »Ich bin gekommen,« sagte Gustav Adolph zu diesen Herren, »um mich Stettins zu versichern, weil die Regeln des Kriegs und die Nothwendigkeit mir dieß vorschreiben. Da ich diesen Heereszug nicht zu eigenem Vortheil, sondern zum Wohle des teutschen Reichs und zu Gunsten des unterdrückten Pommerfürsten unternommen habe, so verlange ich in Güte eingelassen zu werden. Wo nicht, so werde ich mit Hülfe dieser Leute — indem er auf seine Soldaten wies — den Schlüssel zu der Festung finden.« Damitz brachte allerlei Einwendungen von den Pflichten seines Gebieters gegen den teutschen Kaiser vor, worauf Gustav Adolph entgegnete, seine herzogliche Gnaden möchten sich selbst herausbemühen, damit man sich leichter verständige, da er keine Zeit zu verlieren habe. Mit diesem Bescheide zogen die Abgeordneten wieder in die Stadt. Indessen war eine Menge Bürger herausgeströmt, gute Protestanten, welche dem Könige von Schweden schon wegen seines Glaubens zum Voraus gewogen waren, und ihm in neuester Zeit um so eifriger anhingen, weil man die befriedigendsten Nachrichten von der Mannszucht im schwedischen Lager vernahm. Gustav Adolph mischte sich unter diese guten Leute, sprach aufs freundlichste mit ihnen von der Tyrannei des Kaisers, von Befreiung des teutschen Reichs, vom wahren Glauben, von seinen guten Absichten. Die durch den Ausdruck des Wohlwollens verklärte Majestät seiner Gestalt, wie seine Reden gewannen ihm im Augenblick aller Herzen. Es waren die ersten teutschen Bürger, die aus dem Taumelbecher des Enthusiasmus für einen großen und edlen Helden tranken, der sich in der That auf alle Künste der Volksgunst meisterlich verstand. Wie wir sehen werden, machte es der König überall so, wo es anging. Jezt kam der Herzog Bogislas heraus in einer Sänfte getragen; Gustav Adolph umarmte ihn, aber es wurde dem armen Pommer darum nicht leichter im Herzen. Er brachte eine Menge furchtsamer Gründe vor, von denen er hoffte, sie würden den König rühren, während sie doch seinem Interesse durchaus entgegen waren. Gustav Adolph betheuerte, daß er bloß dazu gekommen sey, um die

Teutschen zu befreien, zugleich ließ er einfließen, daß er die Schwäche der Festung wohl kenne, und im Nothfall auch wider den Willen des Herzogs Eingang zu finden wüßte. Man sah vom Bleichplatze aus, wo dieses vorging, das herzogliche Schloß, dessen Fenster mit neugierigen Frauen besezt waren. Gustav Adolph deutete lächelnd dorthin: »nicht drei Minuten,« sagte er, »würden alle diese schöne Beschützerinnen gegen eine einzige Kompagnie meiner dalekarlischen Fußknechte aushalten.« Bogislas forderte einige Augenblicke Bedenkzeit, um sich mit seinen Räthen zu besprechen. Sie ward ihm bewilligt; aber seine Beamten besaßen die Kunst nicht, ihn die Nothwendigkeit mit Würde tragen zu lehren. Von Neuem bat er, bebend vor dem Beispiel der Meklenburger Herzoge, um Neutralität. Gustav Adolph erwiderte zornig: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Nun denn in Gottes Namen, schloß der Herzog mit beklommenen Herzen. Gustav Adolph dankte ihm, und versicherte, daß er den Schritt nie bereuen werde, »nur eins«, sezte er lachend hinzu, »muß ich Euer Liebden noch sagen, daß Sie sich in Ihrem Ehestande besser aufführen, sonst könnte ich in Versuchung kommen, Euer Liebden Adoptiv-Sohn zu werden.« Dieß war ein Scherz, hinter dem sich Ernst verbarg. Bogislas stand damals im 50sten Lebensjahre, und hatte zwar längst eine Gemahlin, aber noch keine Kinder mit ihr gezeugt. Gustav Adolph ließ die Sänfte des Herzogs durch eine Ehrenwache von 200 Schotten wieder zurück in die Stadt begleiten. Diese Soldaten hatten noch einen zweiten Auftrag; sie mußten eines der Thore besetzen, um möglicher Reue zuvorzukommen. Gleich darauf rückten die Schweden unter dem Jubel des Volks in die Stadt und bezogen die Wälle. Dieß geschah Sonnabends den $^{8}/_{18}$. Juli. Gustav Adolph quartirte seine Soldaten nicht bei den Bürgern ein, sie mußten in Zelten liegen. Auch er selbst bezog nicht die Zimmer im Schlosse, welche man für ihn zubereitet hatte, sondern er schlief am Bord eines Schiffes auf der Oder. »Denn,« sagte er, »ein mit Pelz gefütterter Mantel für den General und Stroh für den Soldaten sind treffliche Betten für die Unterthanen eines Königs, der in einer Hängematte schlafen kann.« Gustav Adolph unterließ es nicht, am folgenden Tage — der ein Sonntag war — drei verschiedene Predigten mit anzuhören. Die Befestigung der Stadt lag ihm zunächst am Herzen. Montags ließ er die

fürstlichen Beamten rufen, und stellte ihnen vor, daß Stettin durch neue und bessere Werke gegen einen plötzlichen Anfall der Kaiserlichen geschützt werden müsse, die Zeit dränge, und überlasse man die Arbeit den Bürgern, so werde es zu langsam gehen. Er versprach daher seine Soldaten zu diesem Zwecke zu verwenden, wenn die Bürger eine mäßige Summe herschießen würden. Gerne verstand sich die Bürgerschaft zu einer solchen Last, welche eben so sehr Liebe für den König als Furcht vor der Rache des Kaisers erleichterte. Mit unglaublichem Eifer wurde das Werk von dem schwedischen Heere gefördert. Der König verstand es, seinen Soldaten die Arbeit in eine Art von Lustbarkeit zu verwandeln. Wer in einem Tage 20 Karren Erde herbeischaffte und aufführte, bekam gutes Danziger oder Bremer Bier zu trinken. Innerhalb vier Tagen wurde Stettin mit einem System neuer Erdschanzen umgeben, das lange für ein Muster galt.

Noch lag dem Könige das Geschäft ob, seine Verhältnisse zu dem Herzog von Pommern dauernd zu ordnen. Als Sieger war Gustav Adolph in Stettin eingezogen, der Geist eines Siegers spricht aus dem denkwürdigen Vertrage, den er seinem neuen Verbündeten auferlegte. Derselbe ist abgeschlossen unter dem $^{10}/_{20}$. Juli und enthält folgende Bestimmungen: 1) Die Krone Schweden schließt mit dem Herzogthum Pommern einen Bund, beide Theile versprechen miteinander in beständiger Freundschaft und gutem Vernehmen zu leben, nichts Feindseliges gegen einander vorzunehmen, noch zu gestatten, daß solches von Andern geschehe, sondern sich vielmehr bei ihren Rechten, Freiheiten und Würden wider alle Gewalt zu schützen, und insonderheit den Handelsverkehr zwischen Schweden und Pommern zu fördern. Diese Vereinigung soll nicht nur für die nächsten Jahre, sondern auf ewige Zeiten gelten, und von Jahrzehend zu Jahrzehend erneuert werden. 2) Der Zweck dieser Uebereinkunft ist vorerst nur Vertheidigung gegen unrechtmäßige Gewalt, und es soll auch in Zukunft dabei bleiben, es wäre denn, daß die Nothwendigkeit beide Theile zwänge, andere Maßregeln zu ergreifen, in welchem Fall einer dem andern nach äussersten Kräften beizustehen verspricht. 3) Dieser Bund soll weder den Verhältnissen des Herzogs zum Kaiser und römischen Reiche, oder zum niedersächsischen Kreise, dem er verwandt bleibt, noch seiner Landeshoheit und andern Gerechtsamen, und eben so wenig den

Rechten und Freiheiten der pommerschen Landstände nachtheilig seyn. Vielmehr beabsichtigt derselbe 4) nur die Aufrechthaltung des weltlichen und geistlichen Friedens, und die Befreiung des Herzogthums Pommern von den unchristlichen Drangsalen, denen es seit drei Jahren unschuldiger Weise ausgesezt war. 5) Alle Städte und Plätze in Pommern, welche der König von Schweden bereits erobert hat, oder noch erobern wird, sollen dem Herzoge ohne Abforderung irgend einiger Unkosten eingeräumt werden, wogegen der Herzog verbunden ist, von seinen Staaten, namentlich von dem Fürstenthum Rügen nichts zu veräussern, auch treue, dem schwedischen Interesse ergebene Beamte einzusetzen, die Privilegien der Stadt Stralsund und ihr Bündniß mit dem Könige zu bestätigen und ihren Beschwerden abzuhelfen. 6) Beide Theile verpflichten sich, das lutherische Bisthum Camin und sein Kapitel bei freier Wahl und allen Würden und Rechten zu erhalten. 7) Soll kein Theil ohne Vorwissen und Einwilligung des Andern aus diesem Bunde treten, namentlich darf der Herzog von Pommern sich mit Niemand in irgend eine Verbindung einlassen; sollte dagegen der König zum Besten des Landes irgend etwas unternehmen, so muß er solches dem Herzoge zuvor bekannt machen, und ihn auf Verlangen Theil daran nehmen lassen. 8) Allen christlichen Mächten steht es frei, diesem Bunde beizutreten, jedoch ohne Nachtheil für Pommern oder Schweden. 9) Keine vorherige Allianz kann diesen Bund aufheben oder beeinträchtigen. 10) Im Fall einer von beiden Theilen wegen dieses Bundes bekriegt wird, so versprechen beide sich allen möglichen Beistand zu leisten, und auch die übrige später in den Bund aufzunehmende Macht zu gleicher Hülfe zu bewegen. 11) Die pommerschen Unterthanen sollen in Schweden, wie die schwedischen in Pommern, das Bürgerrecht genießen. 12) Zur Beförderung des gegenseitigen Handels soll die schwedische Münze in Pommern und umgekehrt die pommersche in Schweden gelten. 13) Etwa entstehende Irrungen werden in Güte nach Maßgabe des im Jahr 1570 abgeschlossenen Stettiner Traktats beigelegt.«

Vorliegende 13 Artikel sprechen bloß die allgemeine Thatsache eines ewigen Bundes zwischen Schweden und Pommern aus. Die Rechte beider Theile sind gleich, und man sieht sonst nichts besonderes darin, als das Bestreben des Herzogs, seine neuen Obliegenheiten in einen künstlichen Einklang mit seinen älteren

Pflichten gegen die kaiserliche Majestät zu bringen. Allein Gustav Adolph hatte noch gewisse tiefer liegende Absichten, die ein wenig über den Grundsatz »gleiche Rechte gleiche Pflichten« hinausgingen. Er wollte Pommern nach dem vorauszusehenden kinde..sen Tode des Herzogs an sich ziehen. Diesem Plane stand jedoch eine aus dem 15ten Jahrhundert her datirte Erbverbrüderung zwischen Pommern und dem brandenburgischen Churhause entgegen. Man mußte also Umwege einschlagen. Demnach behielt sich der König ausdrücklich vor, daß die Uneigennützigkeit seiner Verdienste um den Herzog (die großmüthige und unentgeldliche Befreiung des Landes vom kaiserlichen Joche) nur für Bogislas selbst und seinen Mannsstamm, der freilich dem Laufe der Natur gemäß nicht mehr zu erwarten war, gelten sollte, nicht aber für anderweitige Erben. Ein 14ter, den übrigen angehängter Artikel besagt: »Sollte der Herzog von Pommern ohne männliche Nachkommen das Zeitliche gesegnen, ehe und bevor der Churfürst von Brandenburg als muthmaßlicher Erbfolger diese Vereinigung bestätigt, und das Herzogthum eingelöst hätte, oder sollte dem Churfürsten die Nachfolge von Andern bestritten werden: so nehme seine Majestät von Schweden für sich und ihre Nachkommen das Recht in Anspruch, die Landschaft Pommern so lange im Pfand behalten zu dürfen, bis die strittige Erbfolge ausgeglichen und alle Kriegskosten von dem künftigen Erbfolger an die Krone Schweden zurückerstattet wären. Noch wurde ausdrücklich beigefügt, daß von Pommern im bezeichneten Falle kein Heller zu Bezahlung dieser Kosten erhoben werden dürfe.«

Man sieht, lezterer Klausel lag die Absicht zu Grund, eine künftige Ablösung der Pfandschaft zu erschweren, weil sie Churbrandenburg hinderte, die nöthige Summe als Landesschuld auf das Herzogthum Pommern selbst zu wälzen. Dieß ist der erste handgreifliche Beweis, daß Gustav Adolph nicht bloß um der Religion willen nach Teutschland herüberkam, woran man freilich unter uns vernünftiger Weise nie hätte zweifeln sollen. Der Plan war übrigens gut ausgedacht, und führte, wie die spätere Geschichte zeigt, auch wirklich zum erwünschten Ziele. Die pommerschen Landstände bestätigten im Frühjahr 1631 den wichtigen Staatsvertrag, wozu sie eben so gute oder noch bessere Gründe

hatten, als ihr Herzog Bogislas. Denn erstens lagen die Schweden in ihrem Lande, und konnten nöthigen Falls die ständische Zustimmung erzwingen, zweitens liebten die Pommern den König Gustav Adolph, und durften sich, im Fall sie mit der Krone Schweden vereinigt wurden, mehr Schutz von ihr versprechen, als von einem kleinen, charakterschwachen Fürsten des heil. römischen Reichs. So ungerne übrigens Herzog Bogislas den Vergleich unterschrieben haben mag, so suchte er selbst oder seine Räthe den möglichsten Vortheil daraus gegenüber von ehemaligen Unterthanen zu ziehen, vielleicht weil sie ihren Aerger, den sie gegen Gustav Adolph nicht äussern durften, an lezteren auslassen wollten. Man stellte das Ansinnen, daß Stralsund wieder ebenso, wie vor dem Krieg, sich der Botmäßigkeit des Herzogs unterwerfe. Kaum erhielten die Stralsunder (wahrscheinlich durch Gustav Adolph selbst) Nachricht von diesem Verlangen der pommerschen Räthe, als sie aufs stärkste sich dagegen erklärten, und alle Schuld ihres gezwungenen Abfalls von Pommern auf die Nachlässigkeit des Herzogs wälzten. Der König war nicht gemeint, alte treue Bundsgenossen einem unerprobten neuen aufzuopfern. Nicht nur die Dankbarkeit, auch die Klugheit verbot dieß. Der glückliche Abfall Stralsunds war eine Lockspeise für andere pommersche Städte, die trefflich benuzt werden konnte, im Fall Bogislas Lust bezeugte, seine Verbindlichkeiten gegen Schweden nicht zu erfüllen. Gustav Adolph durfte voraussetzen, daß die Furcht vor Wiederholung ähnlicher Beispiele den Herzog in der Treue erhalten werde. Deßhalb gab er der pommerschen Regierung, so oft jener Antrag wiederholt wurde, ausweichende Antworten; er versprach die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, wenn es dem Herzog anders Ernst sey, die Mißhelligkeiten mit Stralsund beigelegt zu sehen. In der That gab ihm der fünfte Artikel des Stettiner Vergleichs ein gewisses Recht zu solchen Winkelzügen, denn die Bestimmung, daß die Privilegien der Stadt und ihr Bündniß mit der Krone Schweden vom Herzoge bestätigt und die Beschwerden der Bürgerschaft abgestellt werden sollten, hob die in den ersten Sätzen jenes Artikels ausgesprochene Rückgabe aller schwedischen in Pommern gemachten Eroberungen an den Herzog so ziemlich wieder auf. Die Sache blieb auch, trotz wiederholter Versuche der pommerschen Räthe, beim Alten.

Der Stettiner Staatsvertrag hatte noch einige besondere Traktate zur Folge, die sich theils auf Geldverwilligungen, theils auf das Kriegswesen bezogen. Die Stadt Stettin verpflichtete sich, 50,000 Thaler zur Unterhaltung des schwedischen Heeres zu bezahlen, die gleiche Summe übernahm das ganze Herzogthum. Ausserdem sollten von allen Zöllen zu Wasser und Land vierthalb vom Hundert auf schwedische Rechnung erhoben werden. Was den Krieg betrifft, so kam man überein, daß die Stadt Stettin fortwährend eine Besatzung von drei Regimentern oder 4000 Mann, deren Unterhalt dem König zufiel, in ihren Mauern haben sollte. Die bürgerliche und polizeiliche Verwaltung der Stadt blieb dem Herzog und seinen Behörden, die militärische ward dem schwedischen Kommandanten vorbehalten, doch mußte derselbe dem Herzoge Handtreue leisten. Ferner gelobte Bogislas seinem königlichen Verbündeten alle und jede Plätze, Städte und Festungen in Pommern zu öffnen, und demselben den Befehl über die Landesvertheidigung allein zu überlassen. Endlich übernahmen Herzog und Stände die Anwerbung etlicher Regimenter für den Dienst des Königs. Seiner Seits erließ Gustav Adolph sehr strenge Vorschriften über die Mannszucht seines Kriegsvolks. Die Offiziere wurden für jede Räuberei der Soldaten verantwortlich gemacht, sie sollten den Schaden ersetzen. Unerbittliche Strafe bedrohte jede Unordnung. Aufs genaueste wurden die Leistungen geregelt, welche die Hauswirthe ihren Quartiersmännern abgeben mußten. Und es blieb nicht bloß bei der Vorschrift, sondern sie wurde auch gewissenhaft gehalten.

Herzog Bogislas befand sich durch diese Anordnungen ganz in des Königs Gewalt. Er hatte keineswegs Freiheit gegen Knechtschaft, sondern nur einen milden Oberherrn gegen einen harten eingetauscht. Noch immer ängstigte ihn das Schreckbild des kaiserlichen Zorns. Um daher wieder einigermaßen gut zu machen, was er durch seine Unterwerfung schlimm gemacht zu haben fürchtete, erließ er unter dem $^{14}/_{24}$. Juli ein Entschuldigungsschreiben an den Kaiser. Dasselbe beginnt mit Wehklagen über die unmenschlichen Grausamkeiten, welche die kaiserlichen Völker seit Jahren in Pommern verübt, geht dann über zu einer Erzählung des unvermutheten schwedischen Einfalls und der schnellen Fortschritte des Königs, wovon alle Schuld auf die Nachlässigkeit der kaiserlichen Feldherren gewälzt wird, weiter betheuert

dann der Herzog seine unwandelbare Anhänglichkeit an Ihre kaiserliche Majestät und das heil. römische Reich, und schließt endlich mit der Bitte, der Kaiser möchte den alten Beschwerden abhelfen und alle seine Völker aus Pommern zurückziehen. Man muß in der That darüber erstaunen, daß der Herzog von solchen papiernen Mitteln noch einigen Erfolg erwarten konnte. Es gibt nichts Widersprechenderes, als sich mit einer fremden Macht gegen einen einheimischen Oberherrn verbinden, und doch denselben im nämlichen Augenblicke versichern, daß man ihm treugehorsamst ergeben sey! Der Kaiser würdigte den Brief keiner Antwort, dagegen wurden die kaiserlichen Truppen in Pommern angewiesen, das Land feindselig zu behandeln. Es bedurfte nicht erst eines Befehls, um Conti zu dieser Maßregel zu bewegen. Sonst ein tapferer Soldat und erfahrener Feldherr, war er als Mensch durch den schändlichsten Geiz befleckt. Keiner von den fremden Blutigeln, die damals in des Kaisers Dienst Teutschland ausplünderten, kam ihm an habsüchtigem Erfindungsgeist gleich. Der Italiener Conti trieb den Krieg im Großen mit derselben Erwerbgier, wie seine Landsleute bei uns den Mausfallen- und Dintenhandel im Kleinen. Schon vorher hatte er das Mark von den armen Pommern erpreßt, jezt warf die Gier vollends Schaam und Zügel ab. Grausamkeit kam zur Habsucht, Bürger und Bauern, bei denen nichts mehr zu finden war, wurden ermordet; Conti befahl, keinem pommerschen Soldaten in Gustav Adolphs Dienst Quartier zu geben, wenn einer gefangen würde; als Rebellen wider den Kaiser mußten sie sterben. Der König sah sich genöthigt, zur Wiedervergeltung alle gefangenen Kroaten als Räuber niederstechen zu lassen. Dieß wirkte. Die Kaiserlichen verstanden sich, je mehr das Glück die schwedischen Waffen begünstigte, wieder zur Beobachtung der Gesetze des Krieg- und Völkerrechts.

Wir fahren mit Erzählung der Kriegsthaten Gustav Adolphs fort. Seit der Landung in Usedom vermehrte sich sein Heer täglich. Noch auf dieser Insel stieß Oberst Leßley von Stralsund aus mit zwei Regimentern zu ihm; in Stettin nahm Damitz mit seinen 1200 Mann schwedische Dienste. Dieses ehemals pommersche Regiment hieß man von nun an, wegen der Farbe seiner Fahnen, das weiße, es wird oft genannt im Laufe des Kriegs. Viele alte Soldaten, die früher unter

Wallenstein gedient, und eben vom Kaiser entlassen worden waren, traten in die neuen Regimenter, die in Pommern errichtet wurden. Aus dem benachbarten Preußen schickte Oxenstierna theils alte theils frisch geworbene Truppen. Ein merkwürdiger Vorfall ereignete sich bei dieser Gelegenheit. Sieben hundert Schotten unter dem Oberst Robert Monro erhielten vom Kanzler Befehl, zu Schiffe zum Könige zu stoßen. Sie fuhren von Pillau ab, litten aber unterwegs bei Rügenwalde Schiffbruch. Pulver, Munition und Gepäck versank, die Mannschaft wurde gerettet, aber keine andere Waffen blieben ihr übrig, als Picke und Schwerdt, ausser wenigen nassen Musketen. Eine kaiserliche Besatzung lag in Rügenwalde, das ganze Land war ringsum in feindlicher Gewalt, der König mehr als 16 Meilen entfernt. In dieser peinlichen Lage verlor Monro den Muth nicht. Er wußte, daß sich in Rügenwalde ein pommerscher Statthalter befand, der den Kaiserlichen abgeneigt war. An diesen schickt er insgeheim einen Boten, und ladet ihn ein, während der nächsten Nacht ein kleines Thor in der Stadtmauer zu öffnen. Der Beamte thut dieß, worauf die Schotten, begünstigt von der Dunkelheit einer nordischen Herbstnacht, eindringen, die Kaiserlichen im Schlafe überfallen, viele erstechen, die andern verjagen und sich der Stadt bemeistern. Obgleich von den umliegenden Garnisonen angefallen, hielt sich Monro neun Wochen in Rügenwalde, bis er von Gustav Adolph verstärkt wurde und nun angriffsweise verfahren konnte. Er nahm später Theil an der Belagerung von Colberg.

Nicht minder lächelte das Glück den schwedischen Waffen in der Nähe von Stettin. Das Städtchen Damm, das, wie wir schon gesagt, mit Stettin durch Dämme und Brücken verbunden ist, wurde sogleich nach Einnahme der pommerschen Hauptstadt besezt. Stargard, ein ansehnlicher Ort, drei Meilen von Stettin, war das nächste Ziel Gustav Adolphs. Der eben in schwedische Dienste getretene Oberst Damitz sollte dort mit seinen Pommern die erste Probe ablegen. Ein Bürger aus Stargard erbot sich zum Führer, und verhieß eine von der kaiserlichen Besatzung nicht beachtete Pforte gegen den Fluß Ihna hinaus, an welchem die Stadt liegt, zu öffnen. Es lagen sieben Kompagnien kaiserlichen Fußvolks im Orte, unter dem Befehle des Obersten Dufour. Damitz zog den $^{13}/_{23}$. Juli von Stettin aus,

erreichte jedoch, durch unerwartete Hindernisse aufgehalten, Damitz erst am 24ten nach Tagesanbruch. Obgleich von den Feinden bemerkt und mit Musketenfeuer empfangen, drang er doch durch die Wasserpforte in die Stadt, und mezelte die Kaiserlichen nieder, die er in den Straßen fand. Die Besatzung zog sich nun in einen Thurm, S. Johanns Thurm genannt, und auf das Gewölbe der Hauptkirche des Ortes zurück, von welchem herab sie ein starkes Gewehrfeuer erhob. Als jedoch Damitz die Dächer der benachbarten Häuser von seinen Musketiren besetzen und in die Kirche 3 Tonnen Pulvers bringen ließ, das auf seinen Wink angezündet werden konnte, verlangte Dufour zu kapituliren. Er erhielt freien Abzug mit Sack und Pack, aber ohne die Ehre der brennenden Lunte, und begab sich in das Lager zu Garz. Die Schweden fanden in Stargard, das den Kaiserlichen zum Magazin gedient, schöne Vorräthe: 4000 Scheffel Korn, 1317 Tonnen Mehl, mehrere Kanonen und viel Pulver und Kugeln. Die Eroberung der Stadt war für die Schweden um so wichtiger, weil dadurch die Verbindung zwischen dem kaiserlichen Lager in Garz und den Garnisonen in Hinterpommern, namentlich zu Colberg, wo nicht abgeschnitten, doch sehr erschwert wurde.

Da Stettin durch die Eroberung von Stargard gesichert schien, beschloß Gustav Adolph vorwärts zu dringen und einen Versuch gegen das Lager in Garz zu machen. Er suchte den General Conti mehrmals aus seinen Verschanzungen hervorzulocken, indem er ihm das Gefecht anbot. Aber Conti blieb in den Linien, und Gustav Adolph sah sich zu schwach, um einen gleich starken Feind in seinem verschanzten Lager anzugreifen. Bei einer Besichtigung des feindlichen Lagers, welche der König persönlich unternahm, wäre er beinahe dem Verrathe erlegen. Ein Italiener, Quinti del Ponte genannt, hatte sich bei Gustav Adolph einzuschmeicheln gewußt, und eine Offiziersstelle erhalten. Der König beehrte ihn sogar mit einigem Vertrauen, welches dieser Elende zur Verrätherei mißbrauchte. Fanatismus mag sein vorgeblicher, Golddurst der wahre Beweggrund gewesen seyn. Quinti korrespondirte insgeheim mit dem kaiserlichen Lager in Garz, und machte sich anheischig, den König seinen Feinden in die Hände zu spielen. Er wußte, daß Gustav Adolph, nur von wenigen Reitern begleitet, wie es seine Gewohnheit war, am andern Tage zum Rekognosciren ausreiten werde, und zeigte es dem kaiserlichen

Feldherrn an. Der König ritt wirklich zur bestimmten Zeit mit 70 Dragonern aus, doch hatte er die Vorsicht, einem gewissen Obristen zu befehlen, daß er ihm mit zweihundert Mann seines Reiter-Regiments — es waren Finnen — von Ferne folgen solle, um im Falle der Noth den Rückzug des Königs zu decken. Dieß war sein Heil; denn plötzlich wird er mit seiner kleinen Begleitung von 500 neapolitanischen Küraſſiren, die in einem Verstecke lagen, überfallen. Die Schweden wehrten sich mit äusserster Wuth, aber vergeblich, die Uebermacht war gar zu groß. Gustav Adolph sah einen seiner treuen Begleiter um den andern niedersinken, zuletzt wird sein Pferd erschossen, der König stürzt, ein kaiserlicher Küraſſier eilt auf ihn zu, und reißt ihn schon am Lederwerke fort — als seinen Gefangenen, doch ohne in ihm den König zu erkennen. In diesem fürchterlichen Augenblick, springen die Finnen, durch das wiederholte Schießen aufgeschreckt, mit verhängten Zügeln heran, und nun kommt die Reihe an die Küraſſire. Der Anblick des tükischen Gemetzels, der Gedanke an die Gefahr ihres Königs entflammte das Blut der Finnen zur wildesten Leidenschaft, die Wuth, der Pallasch und die Pistole thun Wunder. In einem Augenblicke sind 200 Küraſſire niedergeschmettert, ist der König gerettet und der Ueberrest der Feinde zerstoben. Die Schuld Quintis erwies sich theils aus andern Anzeigen, am klarsten dadurch, daß er sich am nämlichen Tage aus dem Staub gemacht hatte und zu den Kaiserlichen übergegangen war. Sein Name wurde zu Stettin durch den Schinder an den Galgen geschlagen; aber einen Mitverschworenen, gleichfalls Italiener von Geburt, ereilte die wirkliche Strafe. Quinti del Ponte war, so lange er bei Gustav Adolph gedient, in besonders vertraulichem Verkehr gestanden mit dem Rittmeister Johann Baptista. Man zog diesen ein; der Mensch gestand die Mitwissenschaft an jenem Verbrechen, und legte unter anderem noch ein zweites merkwürdiges Bekenntniß ab, das die hohe Ehrfurcht bezeugt, welche Gustavs Adolphs Person selbst den verworfensten Banditenseelen einflößte. »Oft,« sagte Baptista im Verhör, »habe ich die Absicht gehabt, den König zu erschießen, doch ist mir das Herz allezeit schwer geworden, und die Hand, wenn sie nach der Pistole greifen wollte, gleichsam erstarret, daß ich solch' Vorhaben nicht in's Werk setzen konnte.« Baptista wurde ausserhalb der Stadt Stettin aufgehängt.

Chemnitz sagt, noch im Jahr 1648 sey der Galgen, an dem Baptista endete, »zum Gedächtniß der abscheulichen Verrätherei aufrecht und unverlezt gestanden.« Man hat guten Grund zu glauben, daß es die Gesellschaft Jesu war, welche bei diesen Schelmenstücken die Karten mischte. Schon die nationale Abstammung der Verbrecher weist darauf hin. Geistliche Banditen finden den Arm von weltlichen Mordgesellen nirgends besser, als in Italien und unter Italienern. Chemnitz berichtet aber noch ausdrücklich: Der König sey damals durch »gutherzige Leute aus Regensburg« benachrichtigt worden, daß sich ein gewisser Jesuit, unter der Maske eines verbannten lutherischen Predigers, — deren es damals viele im teutschen Reiche gab — einschleichen werde, um ihm ein vergiftetes Evangelienbuch zu übergeben. Würde der König dasselbe öffnen, so sey er des Todes. Auch warnte man ihn vor fremden Offizieren, die früher unter dem Kaiser gedient, und unter dem Vorwand, abgedankt zu seyn, im schwedischen Lager Dienste suchen würden. »Hieraus gehe hervor,« fährt Chemnitz weiter fort, »daß man schon damalen feindlicher Seits nicht ermangelt habe, dem Könige durch allerlei Arglist vom Brode helfen zu wollen.« Doch müssen wir der Wahrheit zur Ehre gestehen, daß der eben genannte Schriftsteller, dem wir hauptsächlich folgten, nicht dafür bürgen will, ob die aus Regensburg mitgetheilte Nachricht sichern Grund hatte *).

*) Ueber die Verrätherei des Quinti del Ponte stimmen die Quellen wohl im Allgemeinen, aber nicht bis auf die einzelnen Züge überein. Chemnitz sagt bloß: Quinti habe sich bestechen lassen, um den König entweder selbst zu ermorden, oder den Kaiserlichen in die Hände zu spielen. Vom Ueberfall berichtet er nichts, er erzählt dagegen durch einen im schwedischen Lager ertappten Spionen sey die Schuld Quintis an Tag gekommen, derselbe habe sich aber noch vor erfolgtem Geständniß des Spionen aus dem Staube gemacht. Die Mitschuld, wie die Bestrafung des Rittmeisters, erzählt er genau wie oben. Khevenhüller berichtet den Ueberfall, nennt aber den Verräther nicht Quinti, sondern Gneites, was im Munde eines kaiserlichen Soldaten, von dem Khevenhüller vielleicht die Sache hörte, wohl ein und derselbe Name seyn kann mit Quinti. Die Aeusserung, „oft habe ich die Absicht gehabt ꝛc.“ legt Khevenhüller dem Gneites in den Mund, läßt jedoch den Rittmeister als Mitschuldigen hingerichtet werden. Der schwedische Soldat, eine vortreffliche Quelle, erzählt den Ueberfall ganz wie wir oben, nur kürzer. Da nun, wie der Augenschein bezeugt, keiner von diesen drei Originalschriftstellern Chemnitz,

Gustav Adolph war, wie gesagt, zu vorsichtig, um seinen Gegner Conti zur Schlacht zu zwingen oder das Lager zu Garz zu stürmen, denn wenn er dieß wollte, hätte er Alles auf einen Wurf setzen müssen. Er bereitete daher ein anderes Unternehmen vor, das, im Fall des Gelingens, dem Krieg eine schnellere Wendung geben, und den Kommandanten von Garz auch ohne Angriff aus seinen Schanzen heraustreiben mußte. Als Vorbereitung zu diesem Unternehmen war nothwendig, daß er sich eine freie, ungehinderte Verbindung auch zu Lande mit Stralsund und dem benachbarten Meklenburg eröffnete, und folglich die Kaiserlichen aus den Plätzen, welche sie noch längs dem Haffe und im nördlichen Thale Vorpommerns inne hatten, vertrieb. Die Städte Uckermünde und Anklam verließ der Feind, als unhaltbare Orte, freiwillig, nachdem sie vorher rein ausgeplündert worden waren. Aber Wolgast und Greifswalde befand sich noch immer in kaiserlicher Gewalt. In ersterer Stadt führte der Hauptmann Schlechter, in lezterer der Herzog Savelli den Befehl. Gustav Adolph beorderte den Generalmajor Kniphausen zum Angriff. Dieser rückte Anfangs August vor Wolgast, und überstieg die Mauern der Stadt nach kurzer Gegenwehr, worauf sich die Kaiserlichen in das Schloß zurückzogen, das auf einer kleinen Felseninsel in der Peene lag. Nachdem die Schweden Batterien errichtet hatten, begannen sie das Schloß Mitte August zu beschießen, am 16. dieses Monats forderte Kniphausen den kaiserlichen Kommandanten zur Uebergabe auf. Er antwortete: »Die Besazung habe dem Kaiser den Eid der Treue geschworen, und sey entschlossen ihn zu halten, die Schweden möchten nur einen Sturm wagen.« Kniphausen näherte sich nun dem Flusse unter dem Schutze von Faschinen, und begann an einer auf Flößen ruhenden gedeckten Brücke über den Peenearm, der das Schloß vom Lande trennt, zu arbeiten.

Khevenhüller und Spanheimius (der Verfasser des soldat suedois) den andern abgeschrieben hat, da folglich die Kunde des Verraths sich nach drei verschiedenen Seiten, Wien, Stokholm, Genf gleichmäßig, wiewohl mit einigen kleinen Variationen verbreitete, da endlich die Verrätherei Quintis wie des Baptista im Allgemeinen durch das Zeugniß Chemnitzens constatirt ist, der sich auf den noch stehenden Galgen, das würdigste Denkmal für solche Schelme, beruft, so glauben wir dem Leser die lautere Wahrheit berichtet zu haben.

Mehrmal zerstörte der Feind die angefangenen Werke, dennoch mußte der Kommandant Ende August kapituliren, weil die Lebensmittel im Schlosse aufgingen. Er erhielt freien Abzug mit der aus 250 Mann bestehenden Besatzung. Es waren, wie Chemnitz sagt, die ersten Kaiserlichen, die sich seit der Ankunft des Königs in Teutschland als Soldaten erwiesen. Nicht so gut glückte es dem schwedischen Generale mit einem Versuch auf Greifswalde, den er wenige Tage nach dem Falle des Wolgaster Schlosses unternahm. Er hatte Einverständnisse in dieser Stadt angeknüpft, und hoffte sich derselben durch einen nächtlichen Ueberfall zu bemächtigen, aber seine Truppen wurden durch unerwartete Hindernisse — man fand eine Brücke abgebrochen — unter Wegs aufgehalten, und kamen erst nach Tagesanbruch vor den Mauern an. Es entstand Allarm in der Stadt, und die Schweden mußten daher wieder abziehen. Noch schlimmer ging es einer andern Abtheilung, die Kniphausen nach dem Städtchen Passewalk ausschickte. Dieser Vorfall ist bezeichnend für den Geist, in welchem die Kaiserlichen damals den Krieg führten. Seit dem Jahre 1627 war der kleine Ort fürchterlich mitgenommen worden, zu der Zeit als Gustav Adolph landete, lag der Oberste Götz darin, der nach erfolgter Einnahme Stettins von Conti Befehl erhielt, das Lager in Garz zu verstärken. Vor seinem Abzuge aus Passewalk forderte Göz von den armen Einwohnern 18,000 Thaler Brandschatzung; die Bürger protestirten, und stellten ihre völlige Erschöpfung vor. Sie predigten tauben Ohren. Göz schickte von Garz aus, wo er indeß angekommen war, drei Kompagnien zu Roß und Fuß nach der Stadt zurück. Die eine Hälfte dieser Räuber riß den Bürgermeister sammt 17 der angesehensten Einwohnern aus ihren Häusern heraus, und schleppte sie unter den wildesten Mißhandlungen in das kaiserliche Lager, wo sie in Ketten gelegt wurden. Die andere Hälfte blieb in Passewalk zurück, und wandte alle ersinnlichen Martern an, um die verlangte Summe zu erpressen. Nun brachten die verzweifelten Bürger Alles, was nur an Geld und Geldeswerth im Orte aufzutreiben war, Speck, Butter, Bier, Kupfer, Blei, Eisen, Schuldbriefe zusammen, und schickten es unter dem Geleite der zurückgebliebenen Räuber nach Garz. Die Summe war dennoch nicht voll, die Einwohner schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie der Plage los seyn und die

Befreiung ihrer gefangenen Mitbürger erlangen würden. In diesem Augenblicke kam eine schwedische Streifpartie, 140 Mann stark, vor den Ort, und drang ungehindert ein, weil die Thore in Abwesenheit der Obrigkeit sperrweit offen standen. Die Schweden fingen sogleich mit großem Eifer an, sich zu verschanzen, da sie einen Angriff der Kaiserlichen erwarteten, der auch nur zu schnell erfolgte. Sobald nämlich Göz von diesem Vorgange Nachricht erhielt, erschien er mit 3000 Mann vor Passewalk. Die Schweden waren viel zu schwach, um sich mit Erfolg zu vertheidigen. Die Thore wurden erstürmt, und nun ereignete sich eine der schändlichsten Greuelscenen des ganzen Kriegs, mit Würgen, Schänden, Plündern, Morden. Nicht Geschlecht, nicht Alter, nicht Stand fand Erbarmen. Nachdem alles bewegliche Eigenthum ausgeraubt worden war, wüthete man auch gegen die Häuser, fast das ganze Städtchen ging in Rauch auf. Von den Schweden kam kein einziger mit dem Leben davon, von den Einwohnern nur einige. Diese Mordbrennerei war an sich unbedeutend und ohne Folgen, beweist aber die Zuchtlosigkeit des kaiserlichen Heeres, und entflammte die Rachgier der Schweden.

Unterdessen hatte Gustav Adolph eine Unternehmung vorbereitet, deren Grund schon vor des Königs Ankunft in Teutschland gelegt worden war. Der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, vor dem Jahr 1625 lutherischer Bischof von Magdeburg, und seit Beendigung des dänischen Krieges abgesezt, weil er sich mit dem Reichsfeinde eingelassen, konnte sein reiches Stift nicht vergessen. Nach Veröffentlichung des Restitutionsediktes, das ihn schwerer traf als irgend einen andern lutherischen Erben der katholischen Kirchengüter, reiste er selbst nach Schweden hinüber, empfahl sich dem Könige, und rieth ihm zum Kriege gegen den Kaiser. Mit allgemeinen Versicherungen entlassen, begab er sich nach Hamburg, damals dem gewöhnlichen Sitz gefallener Herrlichkeiten, und unterhielt von dieser Hansestadt aus einen sehr thätigen Briefwechsel mit Schweden. Plane über Plane zur Eroberung Teutschlands wurden von ihm dem Könige überschickt. Kurz ehe Gustav Adolph sein Reich verließ, um nach Pommern herüberzuziehen, erschien Johann Stahlmann als Abgesandter des Markgrafen, mit folgendem Antrage in Stockholm: »Nicht nur die Bürger der Stadt Magdeburg, sondern auch die Bewohner des ganzen Erzstiftes

fühlten das aufrichtigste Verlangen nach dem Markgrafen, als ihrem alten Herrn, auch hätten sie versprochen, ihn nach äusserstem Kräften zu unterstützen, sobald er mit hinreichendem Volk in's Erzstift kommen würde. Christian Wilhelm sey daher entschlossen, 3000 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk anzuwerben, auch habe er bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, damit diese Werbungen in der Stille und ohne daß es die Kaiserlichen merkten, veranstaltet werden könnten, nur fehle es dem Markgrafen an dem nöthigen Gelde; Se. Majestät der König von Schweden möchte daher auf jeden anzuwerbenden Reiter 20, auf jeden Fußknecht 4 Thaler Handgeld, ausserdem als erste Monatlöhnung für die Reiter 18, für die Fußgänger 7—8 Thaler sammt den nöthigen Waffen, Geschütz und Zugehör vorschießen. Auf den Fall, daß Gustav Adolph diesen Vorschlag genehmige, versprach Christian Wilhelm weiter, sein Heer bald bis auf 20,000 Mann zu vermehren und dasselbe ohne weitere schwedische Zuschüsse zu erhalten, denn 1,600,000 Säcke Getreide seyen im Erzstifte aufgehäuft, und leicht könne man sich dieser Vorräthe bemächtigen, so wie auch der bedeutenden Schätze, welche kaiserliche Offiziere in den kleinen Vesten des Landes niedergelegt hätten. Gelinge der Plan, so werde der Krieg mit einem Schlage von der Oder an die Elbe versezt, und halb Teutschland sey dann für Gustav Adolph gewonnen. Die Ausführung habe er sicher vorbereitet, denn an einem bestimmten Tage würden sich seine Anhänger im Erzstifte erheben, die kaiserlichen Garnisonen überfallen, das gemeine Volk niedermachen, die Anführer gefangen nach Magdeburg bringen.«

Dieß waren die Anträge des kampfbegierigen lutherischen Bischofs. Der König hegte jedoch große Bedenklichkeit theils wegen der Sache selbst, theils wegen des Mannes, der einen so schwierigen Plan zu vollstrecken übernahm. Unmöglich schien es ihm, daß ein Fürst, der nicht einen Schuh breit Erde sein eigen nennen konnte, ein Heer von 12,000 Mann mitten unter kaiserlichen Garnisonen anwerben sollte. Zweitens war der Markgraf ganz auf die Geldmittel beschränkt, die er vom König erwartete, denn er selbst besaß nichts; und die Summe von mehr als 200,000 Thalern, welche er verlangte, einem Andern anzuvertrauen, wäre selbst dann gewagt gewesen, wenn dieser Dritte weit größere Fähigkeiten besessen hätte, als die waren, deren sich der Markgraf rühmen

durfte. Diese Gründe bestimmten den König, auf den Antrag nicht einzugehen. Doch wollte er den Prinzen auch nicht durch gänzliche Abweisung vor den Kopf stoßen. Er rieth ihm daher, sich mit den benachbarten teutschen Fürsten in Verbindung zu setzen, und bei reichen Leuten Geld aufzunehmen, vor Allem aber forderte er ihn auf, nicht eher loszuschlagen, bis das schwedische Heer in Teutschland Fortschritte gemacht haben würde. Damit es nicht den Anschein habe, als beschränke er seinen Beistand auf guten Rath, übernahm Gustav Adolph eine Bürgschaft von 100,000 Thalern, im Fall Christian Wilhelm diese Summe würde entlehnen können. Mit diesem Bescheid kam der Abgeordnete Stahlmann zu seinem Gebieter nach Hamburg zurück. Allein der Markgraf war zu ungeduldig, um noch länger zu warten. Sobald er die Landung Gustav Adolphs vernahm, machte er sich verkleidet mit wenigen Leuten auf den Weg, und erschien am 27. Juli a. St. in Magdeburg, wo er indeß durch seine Anhänger einen günstigen Empfang vorbereitet hatte. Bis zum lezten Juli blieb er verborgen, aber am 1. Auguſt frühe begab er sich auf das Rathhaus, in die Versammlung des Magistrats. Dort wurde er als Administrator anerkannt, und zugleich ein Bündniß zwischen der Stadt und dem König von Schweden abgeschlossen. Ein te Deum laudamus in der Domkirche bekräftigte die Feierlichkeit. Wiewohl nun Rath und Bürgerschaft der Stadt Magdeburg der erste teutsche Stand war, der einen freien Anschluß an die Krone Schweden wagte, sah sich der Magistrat dennoch wohl vor nicht zu weit zu gehen. Schon von vorne herein hatte die Stadt und der Markgraf ganz verschiedene Interessen. Dieser wollte mit Hülfe der Magdeburgischen Mannschaft und auf Kosten der Bürger sein lutherisches Bisthum wieder erringen, jene dagegen gedachten die Gelegenheit zu benützen, um auf die Gefahr des Administrators ihre Freiheiten eben so sehr als ihren Besitz auszudehnen. Zum voraus erklärten sie, daß die ganze Unternehmung der Stadt keine Kosten verursachen dürfe. Ausserordentlich vorsichtig waren daher ihre Bedingungen: »Magdeburg müsse nicht allein bei den vorigen Privilegien gelassen, sondern auch mit neuen Rechten und Gütern begabt werden, namentlich verlangten sie Wiederherstellung der alten Freiheiten, welche einst Otto und andere teutsche Kaiser der Stadt verliehen; Alles was ihr die römische Kirche oder

andere Personen im Laufe der Zeiten widerrechtlich entzogen hätten, müsse zurückerstattet, aller Schaden, welcher der Stadt aus dem Bündnisse mit dem Administrator erwachsen könnte, ersetzt werden, wofür die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Generalstaaten und die Hansestädte die Bürgschaft zu übernehmen hätten; endlich wenn irgend ein Bürger Magdeburgs gefangen genommen oder sonst gefährdet würde, solle er auf Kosten des Markgrafen wieder eingelöst und befreit werden.«

So hatte denn dieser Bund schon von vorne herein den Keim des Verderbens in sich. Die Magdeburger rechneten auf die Kasse des Markgrafen, und dieser umgekehrt auf die ihrige. Jene wollten, dieser konnte nichts geben, weil er keine Mittel besaß. Es mußte also bald zu Zwistigkeiten kommen. Zwar Anfangs ging es noch ziemlich gut. Die Stadt lieh dem Administrator das wenige geworbene Volk, das in ihren Diensten stand. Er selbst brachte auf Kredit einen Haufen Soldaten zusammen, und eroberte mit denselben eigene kleinere Plätze, und sogar die Stadt Halle, deren Thore ihm durch die Salzarbeiter geöffnet wurden. Aber ein Versuch, den er gegen die Morizburg machte, mißlang, und bald mußte er auch Halle wieder räumen. Denn Pappenheim war im Anmarsche.

Der König von Schweden mißbilligte das voreilige Losschlagen seines Verbündeten, doch konnte er ihn, nachdem der Würfel einmal gefallen war, nicht verlassen. Er beorderte seinen Hofmarschall Dieterich v. Falkenberg nach Magdeburg, um die Unerfahrenheit des Markgrafen durch seine Einsicht zu unterstützen. Zu gleicher Zeit beschloß Gustav Adolph selbst eine Unternehmung auf Meklenburg, deren Gelingen es ihm möglich gemacht hätte, dem Administrator im Nothfalle die Hand zu bieten. Auch ausserdem zog eine zweite ähnliche Bewegung, die um diese Zeit an der untern Elbe vorging, die Aufmerksamkeit des Königs nach Meklenburg.

Die abgesezten Herzoge dieses Landes waren in der ersten Verzweiflung entschlossen, sich dem Könige von Schweden gänzlich in die Arme zu werfen. Ihre Verwandten und die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen warnten sie jedoch: »sie möchten sich,« hieß es, »nicht übereilen, und keine Parthei vor der Zeit ergreifen, sondern die Schweden fechten lassen, und indeß ihre Sache in Regensburg im Wege der Güte betreiben;

vielleicht werde der Kaiser aus Furcht oder aus gerechter Rücksicht auf ihre Mäßigung nachgeben.« Die Herzoge befolgten Anfangs diesen Rath. Wir haben oben gezeigt, daß die protestantische Aristokratie sich ihrer auf dem Reichstage in so weit annahm, als das Herzogthum dem Friedländer entrissen wurde. Allein die Wiedereinsetzung erfolgte nicht. Nun erst beschloßen sie durch Gewalt zu erringen, was sie durch Unterhandlungen nicht erreichen konnten, und schloßen daher insgeheim ein Bündniß mit dem Könige. Gustav Adolph verpflichtete sich schwedische Werbpatente für Kriegsvölker auszustellen, die sie auf ihre Kosten aufbringen wollten. Bald bot sich ihnen ein vornehmer Herr als General an, der Herzog Franz Carl von Sachsen-Lauenburg, ein nachgeborner Prinz, dessen Bruder regierender Herr im eben genannten Ländchen war. Derselbe brachte wirklich einiges Volk zusammen, und bemächtigte sich im September der Städte Boizenburg, Lauenburg und Neuhaus an der untern Elbe. Wenn diese freilich mit kleinen Hülfsmitteln begonnene Unternehmung verstärkt und mit dem zu Magdeburg angesponnenen Gewebe in Verbindung gebracht werden konnte, so versprach sie wichtige Folgen.

Dieß waren die Gründe, welche den König bewogen, sich von den Odermündungen nach Meklenburg zu wenden. Die Stellung bei Stettin wurde durch Gustaph Adolphs Entfernung nicht gefährdet, weil er eine hinreichende Anzahl von Truppen besaß, um zu gleicher Zeit diese Stadt zu besetzen, und in Meklenburg etwas zu unternehmen, und weil Conti in Garz nicht stark genug war, um Stettin ernstlich zu bedrohen. Der ausschließliche Besitz einer Flotte machte es überdieß dem Könige sehr leicht, seine Regimenter schnell rechts und links hin an der Seeküste zu bewegen. Anfangs September schiffte sich Gustav Adolph in Stettin, wo der Oberste Teufel*) als Kommandant zurückblieb, nach Stralsund ein, und wollte von dort aus weiter segeln, um Rostock oder Wismar von der Seeseite her einzunehmen, aber widrige Winde hielten die Flotte mehrere Tage auf. Also änderte der König seinen Plan, sezte sein Volk an's Land, und marschirte Ende September auf Dammgarten, ein Städtchen an der Reckeniz, welche Pommern

*) Siehe Lettres de Gustav Adolphe S. 132.

von Meklenburg scheidet. Ein starker Thurm, um welchen die Kaiserlichen noch Schanzen aufgeworfen hatten, deckte den Ort. Die Besatzung vertheidigte ihn mit äusserster Anstrengung, aber endlich drangen die Schweden ein, und hieben zur Vergeltung der Passewalker Greuel alles nieder. Zunächst wurde die Brücke erobert, welche in das Meklenburgische hinüberführt; am folgenden Tage rückten die Schweden vor Ribniz, das gegenüber von Dammgarten liegt, und nahmen den Ort nach kurzer Gegenwehr. Die Garnison wurde größtentheils gefangen, viele Gemeine nahmen bei den Schweden Dienste, die Offiziere mußten in's Gefängniß wandern.

Von Ribniz aus erließ Gustav Adolph eine Proklamation an die Meklenburgischen Stände, worin er sie auffordert, sich ihren rechtmäßigen Herrn, den alten Herzogen des Landes, wieder zu unterwerfen, bewaffnet in's schwedische Lager zu kommen, und alle diejenigen, welche in Wallensteins Diensten stehen, oder ihm Hülfe leisten und anhängen, als Räuber und Feinde Gottes, als Verfolger der evangelischen Kirche gefangen zu nehmen und auszuliefern, oder im Falle des Widerstandes tod zu schlagen oder zu vertreiben. Zugleich drohte er mit den härtesten Strafen, wenn die Stände seiner Aufforderung nicht Folge leisten würden. Dieser Aufruf brachte darum die beabsichtigte Wirkung nicht hervor, weil die Kaiserlichen durch schnelles Handeln einem möglichen Abfall der Meklenburger zuvorkamen. Gustav Adolphs eigentliche Absicht war auf den Besitz der Stadt Rostock gerichtet, an welche er auch eine ähnliche Proklamation, wie die obige, erließ. Diese Stadt genoß das Recht der Quartiersfreiheit, das die kaiserlichen Feldherrn auf Wallensteins Befehl bisher geachtet hatten. So bald sie aber den Anmarsch Gustav Adolphs erfuhren, erschien eine starke Abtheilung Reiter vor Rostock, und begehrte Durchzug, unter dem Vorwande, Dammin gegen die Schweden decken zu wollen. Der Stadtrath bewilligte das Gesuch mit der Bedingung, daß sie in kleinen Haufen durchziehen sollten. Als nun der erste Zug bis auf den Markt gekommen war, machte er, statt zum entgegengesetzten Thore hinaus zu gehen, plötzlich Halt, worauf die andern noch vor der Stadt befindlichen Reiter nachstürmten, die Thore besetzten, die Wälle einnahmen, die Ketten, durch welche die Straßen abgesperrt waren, sprengten. Sogleich wurde die ganze

Bürgerschaft entwaffnet, jeder Einwohner mußte beschwören, daß er kein Gewehr mehr in seinem Hause habe. Jezt konnte Rostock, wenn es auch gewollt hätte, nichts mehr für die Schweden thun. Gustav Adolphs nächste Absicht war also verfehlt; denn die Stadt erhielt eine so starke Besatzung, daß er sie nur nach einer langen Belagerung hätte nehmen können, welches die Umstände nicht erlaubten. Doch lieferte der König dem Herzog von Savelli zwischen Ribnitz und Rostock ein Gefecht, das zum Vortheil der Schweden endete. Conti hatte nämlich diesem seinem Unterfeldherrn von Garz aus eine Verstärkung von zwei Regimentern mit dem Befehl zugeschickt, das Glück der Waffen gegen den König zu versuchen. Savelli war dem Feinde an Mannschaft überlegen, er trug daher kein Bedenken, ein Gefecht anzubieten, welches Gustav Adolph annahm. Dasselbe scheint unweit Rostock statt gefunden zu haben. Savelli stellte sein Volk nach italienischer Manier auf, d. h. er dehnte seine Linien so weit als möglich aus, um den Feind zu überflügeln, und deckte sein Geschütz nur mit weniger Reiterei. Der König dagegen rückte in einer Colonne an, schwenkte dann, als man dem Feinde nahe genug gekommen war, mit Blitzesschnelle rechts und links ab, fiel den Kaiserlichen in die Flanken, bemächtigte sich ihres Geschützes, und brauchte dasselbe mit solchem Erfolg gegen das feindliche Fußvolk, daß Alles in Unordnung gerieth, und daß sich die Reihen in wilde Flucht auflösten. Groß war der Verlust des Feindes. Viele wurden niedergemacht, noch mehrere gefangen, das ganze Geschütz, das Gepäck und eine gute Zahl von Fahnen fiel den Schweden in die Hände. Savelli rettete sich mit dem Rest seiner Leute nach Rostock.*) Dieses Gefecht

*) Chemnitz weiß von diesem Gefechte nichts, wohl aber Khevenhüller, der jedoch weder Ort und Zeit, noch die Zahl der Kämpfenden auf beiden Seiten angibt; desgleichen der schwedische Soldat. Indeß berichtet lezterer Seite 25 nur in allgemeinen Ausdrücken darüber. Diese beiden ehrenwerthen Quellen verdienen um so mehr Glauben, als auch die Grundsätze der Kriegskunst dafür sprechen. Es ist ebenso unwahrscheinlich, daß Savelli gar nichts sollte gewagt haben, um das bedrohte Meklenburg zu retten, als daß der König einem Feind, der die Schlacht anbot, ausgewichen wäre. Bülow, Verfasser des Buches „Gustav Adolph in Teutschland", welcher dem Italiener Gualdo in der ersten Epoche des Schwedischen Krieges viel zu

fand jedoch erst Ende Oktober statt, die Zeit zwischen demselben und der Einnahme Dammgartens und des benachbarten Ribniz hatte Gustav Adolph zu Unterhandlungen in Stralsund, von denen später die Rede seyn wird, so wie zur Befestigung beider eroberter Städte verwendet.

Daß nun der König selbst nach diesem glücklich ausgeführten Schlage nicht weiter in Meklenburg vordrang, daran waren drei verschiedene Ursachen Schuld: erstens die völlige Unterdrückung der Unruhen an der untern Elbe, zweitens die schlimme Wendung, welche die Angelegenheiten in Magdeburg nahmen, endlich wiederholte Angriffe Conti's auf das Lager vor Stettin. Der Herzog Franz Carl von Sachsen-Lauenburg hatte seine Rolle ebenso schnell ausgespielt als begonnen. Um den Aufruhr im Keime zu ersticken, wurde Pappenheim mit 6000 Mann gegen ihn beordert. Alsbald verließ der Herzog die Städte Boitzenburg und Lauenburg, warf eine kleine Besatzung nach Neuhaus, und zog mit dem Rest seiner Leute nach Ratzeburg, der Residenz seines Bruders Augusts. Mit Gewalt bemächtigte er sich dieser Stadt, aber das Schloß wollte ihm sein Bruder nicht übergeben, wiewohl er dasselbe auch dem Feinde nicht zu öffnen versprach. Die Stadt Ratzeburg liegt auf einer Insel in dem ziemlich beträchtlichen und tiefen See gleiches Namens. Sie hat nur zwei Zugänge, auf der einen Seite über eine lange hölzerne Brücke, auf der andern über einen Damm, der durch das feste Schloß gedeckt und geschlossen wird. Pappenheim folgte dem flüchtigen Lauenburger auf dem Fuße, die Besatzung von Neuhaus ergab sich unerwartet schnell. Plötzlich standen die Kaiserlichen unweit Ratzeburg. Pappenheim theilte sein Volk in zwei Haufen, mit 3000 Mann nahm der Oberste Steinacher eine Stellung vor der hölzernen Brücke, während Pappenheim selbst mit der andern Hälfte das Schloß berannte. Nach der ersten Aufforderung ergab sich die Besatzung desselben, sey es, weil der regierende Herzog das Unternehmen seines Bruders durchaus mißbilligte, sey es, daß er

---

viel folgt, rechnet es daher dem Könige mit Unrecht als einen Fehler an, daß er gegen Savelli nicht geschlagen habe. Bülow machte diesen Verstoß, weil er in dem Werke seines italienischen Führers nichts von obigem Gefechte fand.

durch die Drohungen des kaiserlichen Feldherrn geschreckt wurde. Der Herzog Franz Carl war nun völlig eingeschlossen. Unmöglich konnte er sich mit 600 Mann gegen 6000 in dem Städtchen halten, er ließ um Stillstand bitten. Pappenheim bewilligte ihm bloß fünfzehn Minuten Bedenkzeit, welche der Herzog benüzte, um auf einem Kahne über den See zu entwischen. Allein die Kaiserlichen feuerten vom Schloß aus mit so gutem Erfolg auf ihn, daß er zurückkehren und sich mit seiner ganzen Mannschaft auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Dreihundert Mann Fußvolk und 160 Reiter streckten das Gewehr, dem Herzoge selbst gab Pappenheim das Versprechen, daß er weder vom Kaiser noch durch den Churfürsten von Bayern mit ewigem Gefängniß oder am Leben gestraft werden solle. In der That kam er bald darauf wieder los, und forderte sogleich von seinem Bruder, dem regierenden Herzog, weil er ihn in's Unglück gebracht habe, 12,000 Thaler Schadenersatz, woraus man ersehen kann, daß er seine Kriegsthaten an der untern Elbe als eine Art von Geldspekulation betrachtete. Die Herzoge von Meklenburg wurden durch dieses Unglück ihres vornehmen Heerführers auf eine empfindliche Weise bloßgestellt. Ein Rüstwagen mit Pulver, den sie dem Lauenburger zugeschickt hatten, fiel unterwegs den Kaiserlichen in die Hände; somit konnten sie ihre Theilnahme an dem Unternehmen, an der freilich Niemand zweifelte, auch gerichtlich nicht mehr läugnen. Schon fürchteten die Einwohner von Lübek, wo sich die beiden Herzoge aufhielten, für die Schuld ihrer Gäste büßen zu müssen, sie suchten ihnen daher durch laute Aeusserungen des Hasses den fernern Aufenthalt in ihrer Stadt zu verbittern. In der That riefen die beiden Prinzen, für ihre Tage fürchtend, den Schutz des Königs von Schweden an, der eines seiner Schiffe auf der Trave zu ihrer Verfügung stellte.

Auch das Unternehmen des Markgrafen Christian Wilhelm im Erzstifte Magdeburg glückte nicht viel besser als die Versuche des Lauenburgers. Die Ursachen, warum die Stadt ihren ehemaligen Administrator so wenig unterstüzte, sind oben angegeben worden. Der Magistrat besaß, im Verein mit einem Bürgerausschusse von 30 Personen, die Macht in der Stadt. Ersteres Collegium, aus den reichsten Einwohnern bestehend, wäre geneigt gewesen, etwas Erkleckliches für den Markgrafen zu thun,

weil diese bürgerlichen Aristokraten, wenn das Unternehmen gelang, die Früchte des Siegs mit dem fremden Prinzen theilen zu dürfen hofften. Aber der Ausschuß widersezte sich allen Vorschlägen des Magistrats aufs hartnäckigste. Nicht zufrieden, keinen Heller zur Anwerbung von neuem Volke zu bewilligen, duldete derselbe lange Zeit nicht einmal, daß die Soldaten des Administrators in die Stadt gelegt wurden, und als großer Mangel an Schießbedarf entstand, gab man trotz allen Bitten kein Geld zum Ankauf von Pulver und Kugeln her. Der Markgraf versuchte es nun, mit Hülfe der Geistlichkeit, die, wie in andern alten teutschen Reichsstädten, auch in Magdeburg eine gewichtige Stimme auf dem Rathhause besaß, die Halzstarrigkeit der Gemeinde zu besiegen. Wirkli drang auch der Magistrat in die Geistlichen, sie möchten die gute Sache unterstützen, und dem Rath an die Hand gehen. Aber nun erinnerten sich die Priester gewisser alter Rechte, die ihnen der Magistrat im Laufe der Zeiten entzogen hatte; sie hielten den gegenwärtigen Augenblick, wo der Magistrat ihrer bedurfte, für günstig, um das Verlorne wieder zu erpressen; demnach machten sie ihre Unterstützung von der Rückgabe jener alten Rechte abhängig, was zur Folge hatte, daß gar nichts geschah; denn der Magistrat wollte sich von der Klerisei nicht überlisten lassen.

Diese Umstände waren drückend genug, um selbst den entschlossensten Mann in Verlegenheit zu stürzen. Aber Markgraf Christian Wilhelm vergrößerte die Noth noch durch eigne, selbstverschuldete Fehler. Als ein Fürstenkind, das gewohnt ist, Andere sich seinen Wünschen unterordnen zu sehen, sezte er sich in den Kopf, daß Gustav Adolph von Rechtswegen bloß zur Wiederherstellung des Magdeburger Erzstiftes nach Teutschland herübergekommen sey. Von diesem Wahne ausgehend, fühlte er sich schwer dadurch gekränkt, daß der König nicht alle seine Geldforderungen befriedigt hatte, und auch jezt nicht sogleich mit Heeresmacht vor den Wällen Magdeburgs erschien. Und diese seine gereizte Stimmung, war er aufrichtig oder geschwäzig genug, vor allem Volk laut werden zu lassen. Oeffentlich jammerte er über das Ausbleiben der schwedischen Hülfe, was die Bürger eben nicht zu größern Anstrengungen begeistern konnte, weil sie fürchten mußten, das gefährliche Unternehmen des Administrators sey bereits verunglückt. Und weil hochgestellte Personen durch

Nichts sosehr in den Augen der Menge verlieren, als wenn sie den schützenden Nimbus ihrer Würde vergessen, so geschah es bald, daß Christian Wilhelm gar kein Ansehen mehr bei den Magdeburgern genoß, und der Schilderhebung gegen den Kaiser weit mehr hinderlich als förderlich war.

Zu diesen politischen Fehlern kamen noch militärische hinzu. Gustav Adolph hatte dem Administrator gerathen, seine Streitkräfte nicht zu zerstreuen, sondern auf die Besetzung der Hauptstadt Magdeburg zu beschränken, auch alle Vorräthe, die sich auf dem platten Lande fänden, nach der Stadt zu bringen. Diesen klugen Rath schlug Christian Wilhelm in den Wind, ohne Zweifel, weil seine Ungeduld den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er in den vollen und ungetheilten Besitz seiner lutherischen Pfründe wieder eintreten sollte. Er schickte sein weniges Volk da und dorthin, um die zum Erzstift gehörigen Ortschaften zu besetzen. Hiedurch gab er seine Macht vielfach blos. So wurden in dem Städtchen Kalbe, das auf seinen Befehl eingenommen worden war, 100 markgräfliche Soldaten von den Kaiserlichen niedergehauen oder gefangen genommen. Gleicherweise fielen große Massen von Vorräthen, die in den verschiedenen Plätzen des Stiftes aufgehäuft lagen, und die man nach der ersten Ueberrumpelung der Kaiserlichen in die Stadt zu bringen versäumt hatte, dem Feinde wieder in die Hand. Anderes noch größeres Mißgeschick muß auf Rechnung der leeren Kasse des Markgrafen geschrieben werden. Denn da er kein Geld besaß, um das neugeworbene Volk zu bezahlen, so traten manche Abentheurer in seine Dienste, die den markgräflichen Namen benützten, um sich selbst bezahlt zu machen, d. h. den Krieg als eine Räuberei im Großen zu treiben. Natürlich konnte er von solchen Menschen weder pünktlichen Gehorsam, noch strenge Mannszucht verlangen. Ein gewisser Oberster, Namens Bock, hatte auf den Namen des Administrators 2000 Mann zu Roß und Fuß zusammen gebracht. Christian Wilhelm wies ihn, sobald die Mannschaft vollzählig war, an, nach Magdeburg zu ziehen. Allein statt diesem Befehle Folge zu leisten, marschirte Bock auf Halle, wahrscheinlich um dort den ersten Monatssold zu suchen, nahm die Stadt wirklich ein, und machte die kaiserliche Besatzung entweder nieder oder gefangen. Schnell sammelte sich jedoch der Feind, und hätte den Obersten bald mit großer Uebermacht in

Halle überfallen. Bock gewann kaum noch Zeit, um die Stadt eilends zu verlassen; allein die Kaiserlichen folgten ihm auf dem Fuße, worauf das markgräfliche Fußvolk nach Merseburg floh und dort auseinander lief. Die Reiter flüchteten nach Querfurt, wurden daselbst von Pappenheim erreicht und zerstreut. So zerstob ein ganzer Heerhaufen, auf den Christian Wilhelm große Hoffnung gesezt. Indessen war Pappenheim, nach Unterdrückung der Unruhen an der untern Elbe, wieder in der Nähe von Magdeburg angekommen, und nun nahmen die Sachen eine noch schlimmere Wendung für den Administrator. Mitte Dezember überfiel Pappenheim 1000 Mann markgräfliche Truppen, die kurz zuvor Neuhaldensleben eingenommen hatten, in diesem wohlbefestigten Orte. Die Besatzung mußte das Gewehr strecken, erhielt jedoch freien Abzug gegen das Versprechen, nie mehr gegen den Kaiser dienen zu wollen. Waffen, Gepäck, Pferde, Mund- und Kriegsvorrath blieben dem Sieger.

So standen die Angelegenheiten im Erzstifte. Die dringendsten Aufforderungen ergingen an den König, mit gesammter Macht zu Hülfe zu eilen. Allein er konnte dieß nur thun, wenn er seine Stellung an der Oder und das bereits eroberte Pommern aufgeben wollte, auch wäre dann seine Verbindung mit dem benachbarten Preußen, von wo er fortwährend Verstärkung erhielt oder erwartete, abgeschnitten gewesen. Ohnedieß machte der Feind von Kolberg wie von Garz aus der in Stettin zurückgebliebenen schwedischen Besatzung genug zu schaffen. Unter diesen Umständen mußte Gustav Adolph Magdeburg vor jezt seinem Schicksale überlassen. In der That hätte er von Meklenburg aus nur dann etwas für die Stadt thun können, wenn die Bewegung an der untern Elbe geglückt, oder das Unternehmen im Erzstift besser geleitet worden wäre. Gustav Adolph begnügte sich daher, dem Administrator, ausser dem Obersten Falkenberg, einige Summen in Wechseln auf Hamburg zuzusenden. Pommern nahm seine volle Aufmerksamkeit wieder in Anspruch. Bald nach seinem Abmarsche von Stettin nach Meklenburg hatte Conti mehrere Versuche gemacht, die Hauptstadt von Pommern während des Königs Abwesenheit zu überrumpeln. Er wurde jedoch zurückgeschlagen. Als der kaiserliche Feldherr sah, daß Stettin allzugut bewacht sey, beschloß er Kolberg Luft zu machen. Dieß war der einzige Platz, den die

Kaiserlichen noch an der Küste von Hinterpommern inne hatten. Nicht bloß die natürliche Festigkeit des Orts, sondern auch die großen Schätze, die er in sich schloß — denn aller Raub des Landes fand sich dort aufgehäuft — bestimmten Conti, Kolberg um jeden Preis zu halten. Der Oberste Franz v. Mörs lag mit 1500 Mann Besatzung darin. Mit der Belagerung hatte Gustav Adolph schon früher den Obersten Sperreuter beauftragt, zu welchem Zweck ihm auffer einer kleinen Abtheilung schwedischer Soldaten 1000 Mann pommersches Landvolk und 200 Reiter zugetheilt worden waren. Diese Streitkräfte reichten jedoch zu einer regelmäßigen Berennung nicht hin, Sperreuter mußte sich auf eine bloße Blokade beschränken. Anfangs Oktober schickte Conti 300 Reiter von Garz nach Kolberg ab, sey es, um die dortige Garnison zu verstärken, oder weil er, wie Andere vorgeben, seine Schätze aus dem bedrohten Orte abholen und nach Garz in Sicherheit bringen wollte. Dieser Plan wurde den Schweden in Stettin verrathen. Eine hinreichende Abtheilung Reiterei erhielt deßhalb Befehl, die Kaiserlichen unterwegs zu überfallen. In Schiefelbein angekommen, erhielten Leztere Nachricht vom Anmarsch der Feinde, und traten eilends wieder ihren Rückzug nach Garz an, ohne daß es dießmal zu einem Gefechte kam. Aber einige Zeit später wurde derselbe Versuch nachdrücklicher wiederholt. Conti erfuhr, daß eine ziemliche Abtheilung schwedischen Volks aus Preußen im Anmarsche sey, um das Lager in Stettin zu verstärken. Er schickte also 4000 Mann ab, mit dem doppelten Befehl, die preußischen Regimenter unterwegs abzuschneiden und die Belagerung von Kolberg aufzuheben. In Stettin war damals der Feldmarschall Gustav Horn angekommen, und hatte den Befehl über das dortliegende schwedische Heer übernommen. Der Generalmajor Knipphausen wurde von ihm beordert, den anrückenden Truppen nach Hinterpommern entgegenzugehen, und sie nach Stettin zu führen. Sobald Horn Kundschaft erhielt von den Absichten Contis, warnte er den Generalmajor auf seiner Hut zu seyn, und rückte selbst mit 1200 Reitern und 1400 Mann zu Fuß nach dem Städtchen Greifenberg an der Rega, wo er sich mit Knipphausen vereinigte; von da marschirte er bis auf eine Stunde Wegs vor Kolberg. Indessen hatten die abgeschickten Kaiserlichen Schiefelbein erreicht, wo sie den

schwedischen Obersten Monro mit einigen hundert Mann antrafen. Ihr Versuch, den Feind niederzuwerfen, mißlang, die Schweden zogen sich nach tapferer Gegenwehr in das Schloß zurück, und hielten sich dort. Das Städtchen ging in Rauch auf. Nun zogen die Kaiserlichen weiter bis Kolberg, aus welcher Stadt die Garnison einen Ausfall machte um sich mit den neuangekommenen Truppen zu vereinigen. Während der Nacht erfuhren diese jedoch die Ankunft Horns, und kehrten nach kurzer Rast wieder um. Der schwedische Feldherr folgte ihnen auf dem Fuße; es kam zu einem Gefecht zwischen der beiderseitigen Reiterei, das aber keinen Erfolg hatte, weil ein dichter Nebel des trüben Novembertages den Anblick des Feindes entzog, und Angriff und Widerstand gleich unsicher machte. Mehrmals schoßen Schweden gegen Schweden, Kaiserliche gegen Kaiserliche, und als endlich das schwedische Fußvolk der Reiterei nachgerückt war, hatte der Feind bereits unter dem Schutze der wiedereingebrochenen Nacht das Weite gewonnen. Die Kaiserlichen verfehlten auf diese Weise ihren Zweck, die Schweden erfochten keinen Sieg, der ihnen wohl zu Theil geworden wäre, wenn das Wetter sie begünstigt hätte. Das einzige Resultat des Unternehmens war, daß Kolberg sich selbst überlassen werden mußte. In der That machten die Kaiserlichen keinen Versuch mehr zum Entsatz, obgleich die Vestung, aufs tapferste von ihrem Kommandanten vertheidigt, erst mehrere Monate später fiel.

Auf die Nachricht von diesen Bewegungen in Hinterpommern, eilte Gustav Adolph, der sich damals in Stralsund befand, selbst nach Greifenberg, wo Horn, Knipphausen und der Oberst Bäudissen persönlich vor ihm erschienen, und umständlichen Bericht erstatteten. Es scheint, daß Gustav Adolph mit dem Benehmen seiner Generale nicht ganz zufrieden war. Sperreuter verlor den Befehl über das Corps, welches Kolberg belagerte, an seine Stelle trat der Oberste Boetius. Die aus Preußen angekommenen Truppen wurden in die Plätze von Hinterpommern längs dem Haffe verlegt. Der König begab sich nicht mehr nach Stralsund zurück, sondern ging nach Stettin. Das Kommando der eroberten Orte auf der mecklenburgischen Gränze wurde dem General Banner übergeben, Wismar und Rostok durch die schwedische Flotte blokirt. Der schwedische Admiral Blume verfolgte das kaiserliche Admiralschiff, König

David, von 40 metallenen Kanonen, welches sich aus dem Wismarer Hafen herausgewagt hatte, bis in die Mündung der Trave, wo es von den Schweden bald weggenommen worden wäre; es verdankte sein Heil der Weigerung des lübecker Rathes, der trotz wiederholten Aufforderungen des schwedischen Admirals, das Schiff nicht herausgeben wollte. Ueberhaupt zeigten diese Hansestädter aus Mißtrauen gegen die geringe Macht Gustav Adolphs und aus Furcht vor dem Kaiser wenig Vorliebe für die Schweden. Sie erschwerten die Werbungen in ihrem Gebiet, und machten dem schwedischen Bevollmächtigten Salvius große Unlust, was zu wiederholten gegenseitigen Anklagen Anlaß gab.

Gustav Adolph rüstete sich indeß zu einem großen Schlage gegen die Feinde in Garz. Sein Heer war durch die Zusendungen aus Preußen bedeutend gewachsen, so daß er etwas wagen durfte; seine Kasse hatte England um diese Zeit mit 60,000 Pfd. Sterling unterstützt; nicht geringere Hoffnung auf günstigen Erfolg gewährte der Zustand, in dem sich die kaiserlichen Kriegsvölker befanden. Conti erlag dem dreifachen Nachtheil früherer Ausschweifungen seines Heeres, der strengen Jahrszeit, der Gleichgültigkeit Tillys. Fürchterlich rächte sich jezt an diesen Raubschaaren die schreckliche Verwüstung des Landes. Was sie früher im Uebermuthe verdorben, entging nun dem dringendsten Bedürfniß, es fehlte im kaiserlichen Lager zu Garz an Brod, an Futter für die Pferde, an Kleidern, selbst an Munition. Täglich trieb der Hunger Schaaren von Ausreißern zu den Schweden, wo sie Nahrung und guten Sold erhielten. Der Winter war mit ungewohnter Strenge angebrochen und legte dem kaiserlichen Feldherrn noch die neue Last auf, seine halbverhungerten, durch Seuchen täglich gelichteten Soldaten gegen die Wuth der Jahrszeit zu schützen. Für die Schweden hatte dagegen ein teutscher Winter Nichts drückendes. An nordische Kälte durch ihr Vaterland gewöhnt, waren sie überdieß durch eine zweckmäßige Kleidung geschützt; denn Gustav Adolph ließ unter seine Leute mit Schaafpelzen gefütterte Mäntel austheilen. Conti versuchte es, durch Unterhandlungen seinen Leuten Ruhe zu verschaffen. Er schickte von Garz aus seinen Oberwachtmeister mit einigen andern Officieren halbwegs Stettin, wohin er schwedische Bevollmächtigte, unter dem Vorwande von Friedensanträgen, beschieden hatte. Die Kaiserlichen nahmen ihre Gäste aufs stattlichste auf,

und bewirtheten sie köstlich. Nach der Tafel rückten sie mit dem Antrage heraus: »Obwohl sie keinen Feind scheueten, auch mit hinreichendem Volk und Vorräthen ausgerüstet seyen, wünschten sie doch der strengen Jahreszeit halber Winterquartiere zu beziehen, und lebten der Hoffnung, daß die Schweden ihre Ruhe während des Winters nicht stören würden. Man dürfe kaum zweifeln, daß in den nächsten Monaten ein guter annehmbarer Friede zwischen dem Kaiser und dem König von Schweden zu Stande komme. Sollte dieß auch wider Erwarten nicht der Fall seyn, so würden sie im kommenden Frühjahre den Krieg als tapfere Soldaten fortsetzen.« Auf diesen Antrag gaben die Bevollmächtigten Gustav Adolphs folgende lakonische Antwort: »die Schweden seyen im Winter so gute Soldaten als im Sommer, auch durchaus nicht gewohnt in Quartier zu liegen und die arme Leute auszuziehen. Die Kaiserlichen möchten daher thun, was ihnen gut dünke, sie, die Schweden, gedächten während des Winters nicht zu feyern.« Man verließ unbefriedigt die Zusammenkunft, zu welcher nur das Gefühl größter Noth den kaiserlichen Feldherrn verleitet haben mag. Ein noch größeres Unglück für Conti war es, daß alle Bitten um schleunige Hülfe, die er an Tilly ergehen ließ, taube Ohren fanden. Der Obergeneral wollte sein Glück nicht aufs Spiel setzen, um eine Provinz wieder zu erobern, die sein Vorgänger im Befehl, Wallenstein, wider den Willen des Churfürsten von Bayern, für den Kaiser eingenommen hatte; nach seinem Plane sollte, wie wir später sehen werden, das Gewicht des schwedischen Krieges nicht auf das bayerisch-ligistische Heer, sondern auf die kaiserlichen Völker unter Pappenheim fallen. Da unter diesen Umständen der Ruin des kaiserlichen Heeres in Pommern sich voraussehen ließ, noch mehr, da in dem genannten Lande Nichts mehr zu rauben übrig war, dankte Conti ab. An seiner Stelle übernahm, wiewohl zögernd und Nichts Gutes ahnend, Haimbald von Schaumburg den Befehl, ein südteutscher Edelmann, der als Mensch weit über Conti, an kriegerischen Fähigkeiten tief unter ihm stand. Schaumburg, durch den kläglichen Zustand seiner Soldaten mehr gerührt, als geschreckt durch die Nähe eines überlegenen Feindes, vertheilte den größten Theil seiner Reiterei nach Pritz und den benachbarten Orten der Neu- und Ucker-Mark in die Winterquartiere. Greifenhagen blieb mit

3000 Mann, meist Fußvolk besezt, in Garz lag Schaumburg selbst mit 6000 Mann.

Gustav Adolph war von diesen Umständen genau unterrichtet. Um das Jahr 1630 mit einer glänzenden That zu beschließen, zog er am 23. Dezember a. St. 12 Regimenter Fußvolk und 85 Cornet Reiterei bei Damm zusammen, nachdem vorher ein allgemeiner Buß- und Bettag abgehalten worden war, um die Gunst des Himmels zu erflehen. Eine bedeutende Anzahl groben Geschützes, von Musketiren gedeckt, schwamm auf großen flachen Booten die Oder hinauf, das Fußvolk und die Reiterei folgte am Ufer. Der König hatte erwartet, daß die Kaiserlichen ihm die Schlacht anbieten würden, aber kein Feind zeigte sich, ungehindert erschien er am Abend des 24. Dezember vor Greifenhagen. Während der Nacht wurden die Kanonen ausgeschifft und Batterien errichtet; am Christtage Morgens frühe 3 Uhr begann das Feuer aus 30 Feuerschlünden, mit solcher Wuth, daß bald Bresche geschossen war. Die Schweden rüsteten sich zum Sturme, den jedoch der kaiserliche Kommandant Ferdinand v. Capua nicht abwartete. Schon Tags zuvor hatte er, am Glücke verzweifelnd seine Fahnen nach Garz hinübergeschickt, was nicht wenig dazu beitrug, den Muth der Garnison zu schwächen. Während die Schweden auf der Nordseite der Stadt eindrangen, verließ er sie durch das westliche nach Garz führende Thor; den Rückzug befehligte er selbst mit großer Tapferkeit, wurde aber verwundet und mit drei vornehmen Officiren und etwa 100 Soldaten gefangen genommen. Nur etwa 40 Mann erlagen der Wuth des nachsetzenden Feindes, weil die Kaiserlichen sich bei guter Zeit davon gemacht hatten. Die Uebrigen retteten sich nach Garz.*)

*) Gualdo gibt eine glänzende Schilderung von der Tapferkeit, mit welcher Don Ferdinand v. Capua die Stadt Greifenhagen vertheidigt haben soll. Allein Khevenhüller, Chemniz, der schwedische Soldat und Burgus wissen kein Wort davon. Die beiden ersten berichten einstimmig, Ferdinand habe seine Fahnen Tags zuvor nach Garz geschickt, welche Handlung darauf hindeutet, daß der Napolitaner den Platz, in welchem er kommandirte, für unhaltbar ansah. Warum sollte er sich also, ohne alle Hoffnung eines günstigen Erfolgs, so verzweifelt gewehrt und die ganze Besatzung dem Tode preisgegeben haben? Ferner, wenn die Kaiserlichen sich,

Die siegreichen Schweden fanden in Greifenhagen mehrere Kanonen, worunter drei aus Bronz. Die gefangenen Officire schenkte Gustav Adolph dem Obersten seines Leibregiments, Teufel; denn vornehme Gefangene mußten sich damals durch ein ihrem Rang und Reichthum entsprechendes Lösegeld freikaufen, was für den Sieger keine unbedeutende Einnahm-Quelle war. Don Ferdinand v. Capua starb bald darauf an seinen Wunden in Stettin. In den Tagen des Glücks hatte er sich öfters vermessen, diese Stadt zu erstürmen, die Bevölkerung für ihre Anhänglichkeit an den König mit Feuer und Schwert züchtigen, und die Schweden in die Ostsee stürzen zu wollen. Der Aberglaube jener Zeiten fand es bedeutsam, daß er gerade in Stettin als Gefangener sein Ende finden sollte. Der Haß des ganzen Landes, den er sich durch seine Räubereien zugezogen, folgte ihm in's Grab. Ferdinand war wie sein Landsmann Conti ein braver Soldat, aber eben so räuberisch und habgierig wie dieser.

Gustav Adolph verlor nach der Einnahme Greifenhagens keine Zeit. Schon am folgenden Tage berannten seine Reiter die Schanzen bei Marwiz, wo die Kaiserlichen den halben Sommer über ihr Lager gehabt. Dieses Werk war trefflich

---

wie Gualdo berichtet, selbst nach erfolgter Erstürmung des Walles durch die Schweden, noch in der Stadt hinter schnell aufgeworfenen Verschanzungen gewehrt hätten: wie ist es dann begreiflich, daß sie nur so wenige Mannschaft verloren, worüber alle Berichterstatter einig sind? Endlich hätte der Sturm von Morgen bis Abend gedauert, so würde Gustav Adolph sicherlich Zeit gefunden haben, auch das westliche Ufer des Oderarmes, an dem Greifenhagen liegt, zu besetzen, und den Kaiserlichen den Rückzug über die dortige Brücke durch aufgepflanzte Feuerschlünde abzuschneiden, dann aber mußte die ganze Besatzung das Gewehr strecken, und konnte sich nicht nach Garz retten, wie es doch wirklich der Fall war. Man darf nicht vergessen, daß Gualdo, sonst immerhin eine gute Quelle, wo er als Augenzeuge spricht, in den zwei ersten Jahren des schwedischen Kriegs nicht selbst mitfocht. Die Vorliebe für seine Landsleute konnte er ohnedem nicht verläugnen, leicht mochte er daher Erzählungen von der Tapferkeit des Ferdinand aus dem Munde irgend eines von den alten Raubgesellen dieses Italieners, der ein so großer Plünderer war als Conti, für baare Wahrheit annehmen. Wir glauben daher vollkommen Recht zu haben, indem wir der schlichten Erzählung Chemnizens folgen, die noch überdieß durch Khevenhüllers und Spanhems Zustimmung beglaubigt ist.

befestigt, nichts destoweniger verließ es den Feind bei Annäherung der Schweden, und der König bemächtigte sich so ohne einen Pistolenschuß der Hauptbrücke über die Oder. Als die Schweden am 27. Dez. vor Garz erschienen, hatte Schaumburg bereits diese Stadt geräumt. Auf seinen Befehl wurden vorher das Rathhaus und einige Thürme in die Luft gesprengt, die Stadt angezündet, alles vorhandene Getreide, das er aus Mangel an Zugvieh nicht mitnehmen konnte, in die Oder geworfen. Die Kaiserlichen zogen sich in größter Eile nach Landsberg und Frankfurt an der Oder zurück. Gustav Adolph traf nur die nackten Wälle stehend; die Häuser waren bis auf 40 sammt der Kirche niedergebrannt. Die Schweden verfolgten den fliehenden Feind während der lezten Tage des Jahres 1630 mit großem Eifer. Allerdings fanden sie keinen Widerstand mehr. In Pyritz lagen 1400 kaiserliche Reiter; sobald diese vom Rückzuge Schaumburgs hörten, jagten sie davon. Oberst Baudissen folgte ihnen auf der Ferse, nahm über 300 Proviantwagen, und schlug eine große Menge Soldaten nieder. Eine andere Abtheilung wurde bei Bärwald überfallen, nur die Teutschen erhielten Gnade, die Kroaten, welche Gustav Adolph wegen ihrer Zuchtlosigkeit verabscheute, wurden niedergestoßen. Ohne Zweifel hätten auch die Schaumburgischen Trümmer Frankfurt an der Oder nicht mehr erreicht, wäre ihnen nicht auf Befehl des Churfürsten v. Brandenburg die Vestung Küstrin geöffnet worden. Nur wenige Stunden, nachdem die Kaiserlichen dort ihr Heil gefunden, trafen auch die Schweden vor den Mauern Küstrins ein, und forderten gleiche Begünstigung wie der Feind, allein diese Forderung wurde von dem Brandenburgischen Kommandanten abgeschlagen. Die Schweden mußten zusehen, wie die Ueberbleibsel des kaiserlichen Heeres sich durch Vorschub des Churfürsten nach Frankfurt retteten.

Das Jahr 1630 schloß sich für Gustav Adolph mit der Eroberung Pommerns. Nur Kolberg und Greifswalde befanden sich noch in feindlicher Gewalt. Am Neujahrstage wurden diese Erfolge von den Schweden zu Stettin mit einem allgemeinen Dankfest gefeiert. Doch waren die Vortheile, welche der König in einem bereits 6monatlichen Feldzuge erfochten, verhältnißmäßig nur unbedeutend, wenn man bedenkt, daß er es bisher blos mit einem sehr kleinen Theile der feindlichen Streitkräfte

zu thun gehabt. Contis Abtheilung war freilich so gut als vernichtet; aber noch hatten die Schweden keinen Schuß gewechselt mit dem Hauptheere unter Tilly und Pappenheim. Ersterer ließ sich nicht sehen, obgleich er dringend um Hülfe angerufen wurde. Unmittelbar nach der Flucht aus Garz schrieb Schaumburg an den Obergeneral: »Seine Leute seyen theils durch Hunger und Kälte, theils besonders in Folge des Rückzuges nach Frankfurt auf weniger als die Hälfte herabgeschmolzen. Zwar habe er noch 80 Kornet Reiterei beisammen, aber dieselben könnten kaum mit 4000 Pferden in's Feld ziehen. Das Fußvolk betrage höchstens 8000 waffenfähige Männer; an Mundvorrath mangle es ihm gänzlich, ebenso an Schießbedarf, kaum seyen 8 bis 9 Centner Pulver und etwa 200 Centner Lunten übrig; sein ganzes Geschütz bestehe aus zwei halben Karthaunen, zwei Quartierschlangen und acht kleineren Stücken, zur Fortführung derselben besitze er keine Pferde mehr, vom Lande könne man keine bekommen, denn die Dörfer stehen leer und verödet da, die Bauern hätten sich mit ihren besten Habseligkeiten in die festen Plätze geflüchtet.« Der Bericht schließt mit dem Geständniß, daß Landsberg, wo sich die Kaiserlichen noch hielten, und Frankfurt unmöglich in die Länge behauptet werden könne, wenn Tilly nicht so schnell als möglich hinreichende Hülfe sende.

Es ist klar, daß die kaiserlichen Regimenter in Pommern bisher von dem Oberfeldherrn im Stiche gelassen worden waren. Aber wie nun? wenn Tilly an die Stelle künstlichen Ausweichens kriegerischen Ernst treten ließ! Durfte dann Gustav Adolph, dem die Eroberung Pommerns gegen einen kleinen Theil der feindlichen Streitkräfte viel Anstrengung und sechs Monate Zeit gekostet, auch für die Zukunft glückliche Erfolge erwarten? Durch offenen Beitritt ansehnlicher Reichsfürsten war seine Macht noch um nichts gestiegen. Alle Mitglieder der teutschen Aristokratie, welche sich seither dem Könige in die Arme geworfen, waren fast ohne Ausnahme solche, die Hülfe verlangten und nicht anboten, nachgeborne Prinzen ohne Land und Leute oder gefallene Größen. Diejenigen, welche etwas zu verlieren hatten, zogen sich scheu zurück. Angeschlossen hätten sich bis jezt der Pommerfürst, freilich gezwungen, der Herzog Franz Carl v. Sachsen-Lauenburg, der Markgraf Christian Wilhelm v. Brandenburg, die vertriebenen Herzoge von Meklenburg, lauter

Verbündete, die, wie wir oben erzählten, dem Könige nichts nützten, sondern nur seine Kasse in Anspruch nahmen; ausserdem noch der früher mehrfach angeführte Herzog Georg von Lüneburg. Nachdem diesem ehrsüchtigen Manne alle Früchte, die er aus seinem Abfall von der protestantischen Parthei zu ziehen gehofft, unter den Händen entschlüpft waren, nachdem er den mantuanischen Feldzug in des Kaisers Dienst ohne den ersehnten Lohn seiner Geschmeidigkeit eine Zeitlang mitgemacht, ließ er sich schon im September 1630 in das schwedische Netz ziehen. Es war das drittemal, daß er die Farbe wechselte. Unter dem 26. Oktober a. St. wurde im Lager zu Stralsund ein Patent ausgefertigt, kraft dessen ihn Gustav Adolph in seine Dienste nahm. Der Herzog brauchte abermals den alten abgedroschenen Kunstgriff, sich vorzubehalten, daß er nicht gegen das heilige römische Reich teutscher Nation fechten zu müssen verpflichtet seyn solle, dagegen versprach er, im Falle die Krone Schweden mit Polen oder andern benachbarten Mächten Krieg führen würde, und auch sonst jeder Zeit den König Gustav Adolph nach vorgängiger Aufforderung mit einem ganzen Heere teutschen Kriegsvolks oder auch nur mit etlichen Regimentern zu Fuß und Roß zu unterstützen. Für diese Verpflichtung bedang er sich einen Jahrsgehalt von 5000 Reichsthalern aus, die ihm durch den schwedischen Residenten in Hamburg ausgezahlt werden sollten. Der Vertrag war, wie man sieht, von beiden Seiten auf Schrauben gestellt. Dennoch traute selbst ein Mann wie Herzog Georg dem Glücke der schwedischen Waffen noch so wenig, daß er den verlangten Revers, der jenem Vertrage erst förmliche Gültigkeit gab, erst im April 1631 unterschrieb, nachdem der König Frankfurt an der Oder schon erobert, Meklenburg eingenommen, und an dem Könige von Frankreich einen mächtigen Verbündeten erhalten hatte. Die regierenden Fürsten dagegen wollten gar nichts von einem Bündnisse mit Schweden wissen. Keiner war furchtsamer als der Churfürst von Brandenburg, des Königs Schwager. Während Gustav Adolph sich auf dem meklenburgischen Zuge begriffen, in Ribniz aufhielt, erschienen brandenburgische Gesandte daselbst mit der Bitte um Neutralität für ihren Herrn. Dieses Ansinnen mußte den König um so mehr befremden, weil die churfürstlichen Besitzungen sich in der Gewalt der Kaiserlichen befanden, und weil also der Churfürst durchaus

nicht die Freiheit besaß, neutral oder nicht neutral zu seyn. Der König gab seinem erlauchten Schwager eine Antwort, die ihm etwas unsanft seine Unmacht zu Gemüth führte: »entweder möchte der Churfürst beide Theile auf ganz gleichem Fuße behandeln, und also dem König eben so gut als den Kaiserlichen die brandenburgischen Pässe öffnen, das schwedische Heer mit Geld und Mundvorrath unterstützen, und demselben Sammel- und Werbplätze anweisen; oder aber den Feind aus seinen Pässen, Vestungen, Städten vertreiben, und ihm so wenig als dem Könige, Zufuhr, Winterquartiere und Laufplätz gestatten.« Dieses Entweder Oder, zu dessen Stellung Gustav Adolph allerdings guten Fug hatte, war für den Churfürsten gleich unausführbar. Die erste Forderung konnte er nicht erfüllen, weil die kaiserlichen Garnisonen ganz Brandenburg inne hatten, und weil es dem Fürsten an Macht gebrach, das was der Feind forderte, zu verweigern. Noch viel weniger konnte er dem zweiten Ansinnen genügen, aus demselben Grunde. Gustav Adolphs Antwort hatte also am Ende den Sinn, seinen Schwager zu erinnern, daß er unter den obwaltenden Umständen nie hätte um Neutralität bitten sollen. In der That war das Ansinnen thöricht. Da aber bloßer Unverstand kein Erklärungsgrund für die Handlungen eines Fürsten ist, der, wie Georg Wilhelm, in den Händen schlauer und ehrgeitziger Günstlinge sich befindet, und alles nach ihrem Rathe thut: so muß man andere Absichten jenem Neutralitätsgesuch unterlegen. Ohne Zweifel wollte der Graf Schwarzenberg, des Churfürsten Auge, Ohr und Hand, durch die abschlägige und gereizte Antwort des Königs, die er voraussah, seinen Gebieter noch mehr gegen Gustav Adolph verstimmen. Unsere Leser werden sich von früherher erinnern, daß dieser allgewaltige Günstling in des Kaisers Sold stand. Auch sonst hatte er gute Gründe, den König von Schweden, der sein Spiel durchschaute, von ganzem Herzen zu verabscheuen. Uebrigens fand der Same, den Schwarzenberg in die Seele seines Gebieters ausstreute, einen trefflichen Boden. Georg Wilhelm, unfähig selbst etwas Großes zu thun, haßte die Thatkraft seines königlichen Schwagers, und konnte es nicht über sich gewinnen, ihm die Hände zu bieten. Diese feindselige Gesinnung zeigte sich auffallend im Dezember des Jahres 1630, als der Churfürst durch die Siege Gustav Adolphs bei Greifenhagen und Garz bereits freie Hände

gewonnen hatte. Auf ihrer wilden Flucht von beiden eben genannten Orten nach Frankfurt an der Oder, hausten die zuchtlosen kaiserlichen Schaaren fürchterlich in den schon früher fast bis zur Einöde verheerten Marken. Bestürmt durch die Klagen seiner unglücklichen Unterthanen, erließ endlich Georg Wilhelm folgendes Edikt, das eben so sehr von seiner Unmacht, als von den Ausschweifungen des Feindes Zeugniß gibt: »Wir haben zu unserer größten Betrübniß vernommen und unsere Unterthanen wissen es aus Erfahrung, daß seit geraumer Zeit und sonderlich erst kürzlich von einigen, durch unsere und die benachbarten Lande ziehenden, oder darin liegenden kaiserlichen Kriegsvölkern, mit allerlei Bedrängniß, Aengstigung, Plündern, Beschatzung, Prügeln, Todschießen, Verwüstung der Häuser, Nothzucht, selbst an den heiligsten Orten, der gräulichste und entsetzlichste Unfug getrieben wird, also daß es auf keinerlei Art und Weise länger zu dulden oder zu verantworten ist, auch in Feindes Landen nicht ärger gemacht werden könnte. Diesem barbarischen Unwesen haben wir lange genug mit großem Verdrusse zugesehen, unsere armen Unterthanen zur Geduld ermahnt, und uns darauf beschränkt, bei geeigneter höherer Behörde unsere Beschwerden vorzubringen. Es sind auch von Zeit zu Zeit ernstliche Verordnungen dagegen ergangen, und die kaiserlichen Officiere haben Alles gethan, um dergleichen Grausamkeiten zu verhindern; allein wie wir vermerken, ist der Ungehorsam des gemeinen Soldaten so groß, und derselbe hat sich an das Plagen und Plündern schon so gewöhnt, daß fast gar keine Kriegszucht mehr beobachtet wird. Damit nun diesem Uebel Gränzen gesteckt werden, und unsere getreue Unterthanen Schutz bei uns, ihrem ordentlichen Landesfürsten finden, so haben wir nicht länger umhin gekonnt, Vorkehrung gegen solchen Unfug zu treffen. Wir befehlen daher allen unsern Unterthanen, diejenigen Soldaten, welche plündern, oder sonst grobe Ausschweifungen begehen, zu verfolgen, anzugreifen, gefangen zu nehmen, oder wenn sie sich widersetzen, todt zu schlagen, und also Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.« Der Churfürst griff zu dem verzweifelten Mittel, seine Unterthanen zur Selbsthülfe aufzufordern, nur aus Noth, denn er hatte kaum 3000 Mann eigene Truppen, welche überdieß schlecht bekleidet, bewaffnet und kaum bezahlt waren. So süß nun dieses Dekret auch eingekleidet ist, und so sehr den kaiserlichen Officieren geschmeichelt und alle Schuld auf die

Zügellosigkeit des gemeinen Mannes geworfen wird, so enthält es nicht viel weniger, als eine Kriegserklärung gegen den teutschen Kaiser. Man hätte daher vermuthen sollen, daß Georg Wilhelm, nachdem er mit dem Oberhaupte des teutschen Reiches gebrochen, sich in dem Könige von Schweden einen Rückhalt sichern würde. Aber mit Nichten. Zu Anfang des Jahrs 1631 wurden neue Unterhandlungen zwischen Gustav Adolph und dem Churfürsten gepflogen. Dieser versprach zwar jezt Küstrin den Schweden öffnen zu wollen, verlangte aber sonst völlige Neutralität und andere große Vortheile. Gustav Adolph fand es nicht geeignet, solche Vorschläge zu genehmigen, und so zerschlug sich die Unterhandlung. Ueber die Beweggründe, welche den Churfürsten hiebei leiteten, werden wir weiter unten bei einer ähnlichen Gelegenheit berichten.

Andere teutsche Reichsstände ahmten das von Chur-Brandenburg gegebene Beispiel emsig nach. Im November 1630 erschienen Bevollmächtigte der Grafen von Oldenburg im Lager des Königs, und baten ebenfalls um Neutralität für ihre Gebieter. Gustav Adolph erstaunte über dieses Gesuch noch mehr als über das churbrandenburgische, weil es noch viel weniger durch die Umstände gerechtfertigt war, indem die Flamme des Kriegs das Land jener Herrn noch lange nicht erreicht hatte. Er antwortete den Gesandten: »unter allen Mitteln, dem Unheile des Krieges vorzubeugen, sey keines verkehrter, als die vorgeschlagene Neutralität. Der Kaiser werde sich nicht im geringsten daran kehren, die Geschichte des teutschen Reiches beweise es an tausend Beispielen, daß solche Maßregeln immer als Schlinge gedient haben, um Schwache zu unterdrücken. Gleichwohl erbiete er sich den Wunsch der Grafen zu erfüllen, und sie mit Neutralitäts-Urkunden in bester Form auszustatten, wenn 1) die kaiserlichen und bairischen Völker aus Oldenburg abgeführt, alle von diesen besezten Plätze und Vestungen den Grafen wieder eingeräumt, und mit keinem Quartier mehr, unter was Namen und Schein es auch seyn möge, in Zukunft belegt würden. 2) wenn die Grafen und ihre Unterthanen sich nicht nur wahrhaft neutral gegen den König und den Kaiser bewiesen, die Gegner Schwedens auf keinerlei Weise offen oder insgeheim unterstüzten, sondern auch sich verpflichteten, auf den Fall, daß irgend Jemand sie zum Bruche dieser Neutralität zwingen oder bereden wollte,

gegen diesen Dritten Gewalt zu brauchen und des Königs Hülfe zu solchem Zwecke anzurufen. Endlich 3) müßten sie genugsame Urkunde vom Kaiser und dem Haupte der Liga beibringen, kraft deren sie ihrer Pflicht gegen das Reich entlassen wären, auch ihre Lande in solchen Stand der Vertheidigung setzen, daß der König versichert seyn könne, die Neutralität werde auch kaiserlicher Seits unverbrüchlich gehalten werden.« Mit diesem »Ja,« das freilich ein volles »Nein« in sich trug, zogen die Gesandten im Dezember 1630 wieder nach Hause zu ihren Gebietern.

Eine Ausnahme von der allgemeinen Furcht, welche die teutsche Aristokratie beherrschte, machte bloß der Landgraf Wilhelm V. von Hessenkassel. Mit einem hellen Geiste von der Natur ausgestattet, entschlossenen Charakters, und die Halbheiten verachtend, in welchen sich seine Genossen auf den teutschen Fürstenstühlen herumtrieben, hatte dieser Fürst freilich noch besondere Gründe zum Groll wider den Kaiser. Wir haben oben erzählt, daß Ferdinand II. einen Erbstreit zwischen den beiden Häusern Hessen-Kassel und Darmstadt, zum Nachtheil des Ersteren entschied. Ueberdieß traf das Restitutionsedikt die Kaßler Linie schwer. Mehrere Stifter waren ihr abgenommen worden. Daher kochten Wilhelm V. und seine Brüder Rache. Sie waren erleuchtet genug, um vorauszusehen, daß es mit der Herrlichkeit teutscher Reichsfürsten zu Ende seyn würde, wenn der Kaiser siege, also beschloßen sie sich lieber dem fremden Eroberer in die Arme zu werfen. Während Gustav Adolph zu Stralsund weilte, erschienen im Monat Oktober 1630 hessenkasselische Abgeordnete bei ihm, um ein Bündniß auf Schutz und Trutz anzubieten. Der König nahm sie huldvoll auf, und benüzte diese Gelegenheit mit großem Geschick, um sich durch den Landgrafen Wilhelm auch im übrigen Teutschland Bundsgenossen zu verschaffen. Unter dem 9. November wurden vorläufig die Bedingungen einer Allianz entworfen, in welche der Landgraf die protestantischen Reichsstände Südteutschlands, den Herzog von Würtemberg, den Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, die Wetterauschen Grafen, die Städte Nürnberg, Frankfurt und Straßburg, und namentlich auch die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar hereinzuziehen gelobte. Gustav Adolph behielt sich die unumschränkte Leitung des Kriegswesens vor, bedang sich die Aufnahme seiner Person

und seiner Heere in den Ländern und Vestungen der verbündeten Stände, sobald dieß die Noth erheischen werde, endlich verlangte er, daß dieselben ein Heer von mindestens 10,000 Mann aufstellen, wozu Hessen, wegen der großen Anzahl seiner befestigten Städte die Werbplätze herzugeben verhieß. Dagegen verbürgte die Krone Schweden den Verbündeten Wiederherstellung in alle Rechte und Freiheiten, die sie vor Ausbruch des Krieges besessen, und Schutz für ihre Besitzthümer. Hiebei blieb man jedoch nicht stehen, sondern eine derbere Lockspeise wurde angewandt, um den lutherischen Religionseifer und den Thatendrang teutscher Fürsten aufzurütteln. Ein besonderer Artikel besagt noch, daß die Verbündeten im Besitze aller Eroberungen, welche sie mit eigenen Truppen in den Landen der Liga machen würden, vom Könige aufrecht erhalten werden sollten. Gustav Adolph kannte seine Leute zu gut, um nicht den Hebel der Ländergier auf sie wirken zu lassen. Wie 200 Jahre später Napoleon, bewaffnete er Teutsche gegen Teutsche durch das Reizmittel der Habsucht. Merkwürdig ist es, daß er nur die Länder der Liga seinen Verbündeten vorhielt. War es vielleicht ein Ueberrest von Furcht, der den Landgrafen bewog, den Namen Liga in die Urkunde aufnehmen zu lassen, weil er auf den Fall eines unglücklichen Ausgang eher Verzeihung vom teutschen Kaiser erwartete, wenn er seine gierigen Hände nur nach dem Gute von Mitständen und nicht nach den Besitzungen des Doppeladlers selbst ausgestreckt habe, oder hatte sich Gustav Adolph das Erbe Habsburg selbst vorbehalten? Uebrigens nützte dieses Bündniß mit Hessenkassel dem Könige für den Augenblick Nichts, weil der Landgraf während des Winters zuvor andere Verbündete herbeiziehen sollte, welche dem Uebertritt Hessens erst Nachdruck geben konnten, und weil eine alsbaldige Schilderhebung auf der Westgränze Teutschlands zu einer Zeit, wo Gustav Adolph in einem östlichen Winkel alle Hände voll zu thun hatte, nur Verderben gebracht haben würde. Wilhelm V. fand indeß nicht einmal Genossen, die von gleichem Muthe beseelt waren. Für sich allein schloß er im August 1631 bei Werben das Bündniß mit Schweden ab, welches dann sogleich in Thaten überging.

So standen die schwedischen Angelegenheiten zu Ende des Jahres 1630. Sicherlich kannte Gustav Adolph die heillose

Verfassung des damaligen Teutschlands, welche das Wohl der Nation dem Interesse von einigen hundert bevorrechteten Familien aufopferte, welche einen Stand durch den andern, und das gemeinschaftliche Haupt durch die übrigen Glieder zusammen lähmte, welche den teutschen Machthabern einen Geist kleinlichter Intriken, unmännlichen Zauderns und der kläglichsten Unentschlossenheit einimpfte, er kannte endlich den Charakter der damaligen Reichsfürsten allzugut, um im Voraus kräftige Unterstützung von Seiten der protestantischen Stände erwartet zu haben. Doch glauben wir, daß das, was er wirklich erfuhr, noch tief unter seinen Erwartungen blieb. Seine Stimmung war trübe, wie man aus einem Briefe abnehmen kann, den er im Dezember 1630 an den Vertrauten seiner Seele, den Reichskanzler Oxenstierna, schickte, der sich damals zu Elbing in Preußen befand. Dieses Schreiben, das übrigens noch vor der Einnahme von Garz und Greifenhagen erlassen wurde, ist auch darum werth hier mitgetheilt zu werden, weil es beweist, daß der große Gustav Adolph den Werth der Freundschaft tief empfand, und in der That einen wahren Freund hatte. Schwere finanzielle Sorgen drückten den König, er hatte sie in den Busen des Kanzlers ausgeschüttet, worauf dieser den Vorschlag zu einer neuen Steuer auf die Getraideausfuhr in Schweden machte, von der oben bei Schilderung der Finanzen Schwedens die Rede war. Gustav Adolph antwortete nun dem vertrauten Minister folgendermaßen: Golnow den 4/14. Dec. 1630. »Mein lieber Kanzler, ich habe Euer Gutachten über die Kriegsunternehmungen fürs nächste Jahr erhalten, und betrachte es als einen neuen Beweis Eurer Treue gegen mich und das Vaterland. Wer am Leben bleibt, wird den Erfolg sehen, und Ruhm bei der Nachwelt muß Euch zu Theil werden, wofern Ihr über die Ausführung Eurer weisen Rathschläge mit dem gewohnten Eifer und Fleiße wachet. Es wäre zu wünschen, daß ich viele solche Diener hätte, welche die Staatsgeschäfte mit demselben Geschick und derselben Redlichkeit wie Ihr zu betreiben verstünden. Viel besser würde es dann um das Wohl des Vaterlandes stehen. Allein der allmächtige Gott theilt seine Gaben sehr ungleich aus, und die Menschen sind der Erbsünde wegen großen Fehlern unterworfen, welche Erfahrung ich an vielen meiner Diener machen muß; Manche derselben besorgen die anvertrauten Staatsgeschäfte so schlecht daß ich oft an dem

glücklichen Ausgange verzweifeln möchte, wofern uns Gott nicht in der Noth, wo keine menschliche Hülfe mehr ausreicht, auf wunderbare Weise beisteht. Fahrt deßhalb fort, Eure Pflicht zu erfüllen, und werdet nicht müde, in meinem und des Reiches Dienst zu arbeiten. Bemühet Euch insonderheit Euren Vorschlag in Betreff des Kornhandels zur Reife zu bringen; denn Euer Rath gilt mir mehr, als der aller Uebrigen. Ich hatte den Plan, mir durch das Getraidegesetz Geld zu verschaffen, bereits aufgegeben, nicht sowohl weil ich die Vortheile übersah, die mir daraus erwachsen könnten, als weil ich Niemand kannte, von dem ich nicht fürchten müßte, daß er das Mehl für sich behalten, und mir die Kleie übrig lassen werde. Da ich nun aber weiß, daß Ihr Euch dieses Geschäftes annehmen wollet, so freue ich mich darüber, weil ich gewiß bin, an Euch eine Stütze zu finden, welche die Last auf meinen Schultern erleichtern wird.«

»Läßt uns der Allmächtige nur den Winter glücklich überstehen, so vertraue ich, daß es uns durch Eure Geschicklichkeit künftigen Sommer besser gehen soll. Ich flehe zu Gott, der uns bisher seinen Segen, wiewohl mit manchen Leiden vermischt, schenkte, daß er uns ferner gnädig sey, und unserer gerechten Sache, zu seines allerheiligsten Namens Ehre, zum Frieden seiner heiligen Kirche und zu unserem zeitlichen wie ewigen Heile den Sieg verleihe. Ich würde Euch unsere ganze Lage schildern, wenn es der Zustand meiner Hand gestattete, die noch von den zu Dirschau erhaltenen Wunden erstarrt ist. Dennoch muß ich Euch zu wissen thun, daß der Feind, obgleich für den Augenblick schwächer an Reiterei und Fußvolk als wir, in einer günstigeren Verfassung ist. Denn ganz Teutschland steht zu seiner Verfügung. Gegenwärtig ziehe ich am Strome*) meine Völker zusammen, in der Absicht den Feind anzugreifen und ihn aus seinen Quartieren zu verjagen. Obwohl nun die Gerechtigkeit und die gute Sache auf unserer Seite steht, so ist doch der Sünde wegen der Ausgang des Kriegs ungewiß. Auch darf man nicht auf das Leben eines Menschen rechnen. Daher ermahne und beschwöre ich Euch, den Muth nicht sinken zu lassen, wenn nicht Alles nach Wunsche gehen sollte. Ich bitte Euch, daß Ihr Euch mein

*) An der Oder.

Andenken und das Wohl meines Hauses empfohlen seyn lasset, und dasjenige an Mir und den Meinigen thut, was Ihr wünschen müßtet, daß Ich an Euch und den Eurigen thäte, und was ich Euch sicherlich thun werde, wenn es anders Gott gefällt, daß ich Euch überleben sollte und die Eurigen meiner Hülfe bedürften. Es sind nun bereits 20 Jahre, daß ich dem Vaterlande nicht ohne große Beschwerden, aber auch, Gott sey es gedankt, mit Ruhme diene. Ich habe den Staat und meine Unterthanen geliebt und geehrt, ich habe für sie meine Ruhe, mein Vermögen, mein Blut aufgeopfert, und in dieser Welt nichts Anderes gesucht als die Erfüllung der Pflichten des Standes, in welchem mich Gott geboren werden ließ.«

»Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so verdienen die Meinigen sowohl meinetwegen als auch aus andern Gründen Eure sorgsame Theilnahme. Es sind bloß zwei Frauen, eine Mutter ohne Rath und eine junge unerzogene Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie selbst regieren, und von Gefahren bedroht, wenn sie regiert werden. Die natürliche Zärtlichkeit eines Gemahls, eines Vaters macht, daß ich mich frei ausspreche über diese Dinge gegen Euch, der Ihr ein Werkzeug seyd, das mir Gott geschenkt hat, um mich nicht bloß in großen Staatsgeschäften zu unterstützen, sondern auch gegen die Wechselfälle der Zukunft Vorkehrung zu treffen, und Sorge zu tragen für die Personen, die meinem Herzen am theuersten sind. Indessen überlasse ich mich, die Meinigen und Alles, was Er mir gegeben hat, Seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt des Besten, in Hoffnung auf ewige Ruhe, Freude und Seligkeit in jenem Leben, welches ich Euch ebenfalls zu seiner Zeit und Stunde wünsche.«

Ein schwermüthiges Vorgefühl eines frühen Todes spricht aus diesem Briefe, wie aus manchen Reden des Königs, weßhalb schon mehrere Geschichtschreiber behaupteten, daß Gustav Adolph das Schicksal, welches ihn bei Leipzig ereilte, geahnet habe. Was die kriegerischen Unternehmungen betrifft, von denen der König zu Eingang des Briefes spricht, so hatte er den Plan, im nächsten Jahre mit fünf abgesonderten Heeren ins Feld zu rücken. Das erste, dessen Befehl er selbst übernehmen wollte, sollte aus 21,300 Mann Fußvolk und 6300 Pferden bestehen, und war dazu bestimmt, die Küste von Stralsund an zu decken, und so weit als möglich in Meklenburg vorzudringen. Die

zweite Abtheilung, 15,600 Mann Fußvolk und 2600 Reiter stark, sollte unter dem Kommando des Feldmarschalls Gustav Horn Pommern behaupten. Ein drittes Corps von 12,000 Mann beabsichtigte Gustav Adolph während des Winters in Hinterpommern, bei Stolpe und Rügenwalde zu errichten, es war dazu bestimmt, die Verbindung mit Preußen offen zu halten. Mit diesen Streitkräften hoffte der König sich nicht allein des Laufes der Oder zu bemächtigen, sondern auch dem Feinde Meklenburg zu entreißen. Ein viertes Heer sollte unter dem Schutze der Wälle Magdeburgs zusammen gezogen werden. Christian Wilhelm, der lutherische Bischof dieses Stiftes, hatte versprochen, während des Winters 11,000 Mann zu Fuß und 1000 Pferde aufzubringen und zu bezahlen, 6000 Mann im Solde des Königs sollten ihn unter dem Kommando des Hofmarschalls Dietrich von Falkenberg unterstützen. Endlich wollte Gustav Adolph noch ein fünftes Heer aus Schweden kommen lassen, das aus drei schwedischen und zwei finnischen Fußregimentern und 2000 Pferden bestand, und dem das Erzstift Bremen als Sammelplatz angewiesen war. Die Hülfstruppen welche der König von England verheißen hatte, sollten es verstärken.

Der König verhehlte sich die ungeheuren Schwierigkeiten nicht, welche die Anwerbung einer so großen Masse Volks kosten würde. In einem Briefe an den Kanzler vom 11. Oktober, aus welchem wir diese Nachrichten über seine Plane für das kommende Jahr entnahmen, gesteht er selbst, daß die Einkünfte seines Königreichs bei Weitem nicht zu solchen Ausgaben hinreichen. Doch spricht er zugleich die Hoffnung aus, daß die besezten Provinzen den größten Theil der nöthigen Summen aufbringen könnten. Pommern sagt er, sey noch nicht ganz erschöpft, und Meklenburg in unerwartet gutem Stande. Was blieb ihm auch anders übrig, als die Teutschen mit teutschen Waffen und teutschem Gelde zu überwinden? Indessen gelang es ihm bloß die beiden ersten Heere in vollkommenen Stand zu setzen, die Errichtung des Magdeburgischen wurde durch Tilly und Pappenheim vereitelt, die beiden andern blieben weit unter der oben angegebenen Zahl.

Dritter Kapitel.

Weiterer Verlauf des Kriegs. Glückliche Fortschritte in Mecklenburg. Erstürmung Frankfurts an der Oder. Tillys Zögern. Politische Ereignisse. Der Bärwalder Vertrag. Die Zusammenkunft in Leipzig.

Die vier ersten Monate des Jahrs 1631 zeichneten sich ebensosehr durch kriegerische Thaten, als durch politische Ereignisse aus. Wir beginnen mit den ersten, und werden über die andern später berichten.

Nach der Einnahme von Garz dauerte der kleine Krieg eine gute Weile fort. Schwedische Streifparthien suchten das leichte kaiserliche Volk, das in den benachbarten Marken zerstreut lag, überall auf. Es war eine Jagd, die sich für den Soldaten lohnte. Chemnitz erzählt, die Kroaten seyen mit reichem Schmuck und schönen Waffen versehen gewesen, Viele hätten mit Silber und Gold gefüllte Gürtel um den Leib getragen, die Knöpfe an ihren Wämsern seyen von Silber, Pferdezäume, Sättel, Pistolen und Säbel mit demselben edlen Metalle beschlagen gewesen, Andere hätten gar massiv goldene und silberne Platten auf der Brust geführt, eine reizende Beute, die, wie Chemnitz naiv hinzusezt, »manchem redlichen Lanzknechte, der es besser anzulegen wußte, wohl zu Statten kam.« Gustav Adolph gönnte diesen Gewinn seinen tapfern Soldaten, während er selbst mit wichtigen politischen Sorgen zu Bärwalde beschäftigt war. Auch bedeutendere Unternehmungen wurden in den ersten Tagen des Jahrs gemacht. Das Schloß Löckenitz, drei Meilen von Stettin in der Uckermark gelegen, war noch immer in der Gewalt des Kaisers, und mit 100 Musketiren besezt, welche die vom Schlosse beherrschte Stadt gleichen Namens und die Umgegend sehr belästigten. Daher zog von Stettin am $^{6}/_{16}$ Januar Oberst Leßley mit 300 Fußknechten und vier Stücken Geschütz dorthin ab, und forderte den Kommandanten des Schlosses auf, sich zu ergeben. Dieser, ein Franzose von Geburt, Namens Gramboy, machte Anfangs Miene zum Widerstand, als aber 7—8 Kanonenschüsse auf das Schloß abgefeuert worden waren, bequemte er sich zur Uebergabe. Viel mehr, als die Garnison des kleinen Schlosses von Löckenitz, beunruhigte die Besatzung von Landsberg

das umliegende Land. Gustav Adolph, der Tillys Bewegungen sorgfältig beobachtete, wollte diese wichtige Festung, in welcher der jüngere Kratz kommandirte, nicht sogleich belagern; er begnügte sich vorerst, etliche Regimenter in die nächste Umgebung des Platzes zu legen, welche es den Kaiserlichen bald unmöglich machten, ihre Streifzüge nach dem von den Schweden besezten Theil der Marken und Pommern zu wiederholen. Nachdem das Land durch diese Maßregeln beruhigt war, versuchte es Gustav Adolph, ihm seine entflohenen Einwohner wieder zu geben. Eine königliche Aufforderung wurde überall hin verbreitet, daß die entwichenen Unterthanen zu ihren Häusern und Gütern zurückkehren, dieselben ohne Furcht besitzen, bauen, und ihrer Nahrung pflegen sollten; es wurde ihnen zugesichert, daß sie dem schwedischen Soldaten nicht mehr geben müßten, als was zu seinem nothdürftigen Unterhalt gefordert würde. Alle, welche sich nicht einstellten, drohte der König, als Feinde des Vaterlands zu behandeln, und ihre Güter wie ihre Personen mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen. Wirklich kamen auf diese Aufforderung hin täglich Viele vom Adel und gemeinen Volke nach ihren Gütern. So groß war das Vertrauen, welches man damals auf die Kriegszucht des schwedischen Heeres und auf den Edelmuth des Königs sezte.

Endlich kam Ausgangs Januar die Nachricht, daß der fast verschollene Oberfeldherr Tilly gegen Frankfurt an der Oder im Anmarsche sey, wohin ihn die dringendsten Hülfegesuche der kaiserlichen Befehlshaber in Landsberg und Frankfurt selbst riefen. Er hatte sich über einen Monat vor Magdeburg aufgehalten. Von dort aus konnte er entweder nach Meklenburg marschiren und die rechte Seite des Königs bedrohen, oder gegen die Oder sich ziehen, um dem schwedischen Hauptheere daselbst die Spitze zu bieten. Tilly wählte das Leztere. Kaum erfuhr Gustav Adolph seine Bewegung, als er sich zu einem Zuge nach Meklenburg vorbereitete, das ihm jezt preisgegeben war. Denn keine Schlacht gegen den feindlichen Oberfeldherrn zu wagen, dazu hatte er ausser militärischen, für den Augenblick auch sehr gute diplomatische Gründe, von denen aus Gelegenheit des Bärwalder Vertrags die Rede seyn wird. Also ward der Befehl über die Neumark und Pommern dem Feldmarschall Gustav Horn übertragen. Derselbe erhielt so viel Truppen als

nöthig schienen, um das Land gegen einen Anfall von Frankfurt her zu vertheidigen. Zugleich verstärkte Gustav Adolph die Heeresabtheilung, welche Kolberg belagerte. Er selbst zog den 23. Januar alten Styles 20,000 Mann bei dem Städtchen Damm zusammen, ging bei Stettin über die Oder, und brach von dort in die Uckermark ein. Die Stadt Prenzlow fiel in den lezten Tagen des Jänners in seine Hände; am ersten Februar erschien er mit dem ganzen Heere vor Neubrandenburg. Sechshundert Mann zu Fuß und Reß bildeten die Besatzung dieses Orts unter dem kaiserlichen Obersten Franz Marazin. Während der Nacht wurden Batterien errichtet, und mit Tagesanbruch etliche Kugeln hineingeschickt. Alsbald erbot sich der feindliche Befehlshaber zur Uebergabe. Er erhielt freien Abzug mit Sack und Pack und brennenden Lunten. Dagegen mußte er für sich und die Garnison versprechen, innerhalb acht Monaten nicht wider die Krone Schweden zu dienen. Ausserdem erklärte der König, die Capitulation für gebrochen anzusehen, wenn ein Soldat beim Auszug, wie es bei den Kaiserlichen Sitte war, irgend etwas den Bürgern stehlen, oder dieselben beschädigen würde. Die Garnison erhielt freien Laufpaß nach Berlin, aber auch dieß nur unter der Bedingung, daß sie auf der Landstraße bleibe, und unterwegs keinen Unterthanen mit Raub und Gewalt belästige. Diese bei allen Gelegenheiten wiederholte Vorsorge für das Volk, das man sonst in jenen Zeiten als eine Nulle betrachtete, macht eben so sehr dem Verstande als dem Herzen des großen Königs Ehre. Er wollte die Gemüther der Bürger und Bauern gewinnen, weil er voraussah, daß er einst, um seine hohen Plane auszuführen, ihre Fäuste nöthig haben werde.

Von Neubrandenburg, wo eine schwedische Garnison von einigen hundert Mann zurückblieb, gings in Eilmärschen auf Klempenow, das sich sogleich ergab, auf Treptow, welchen Ort die Kaiserlichen noch vor Ankunft der Schweden räumten, dann auf das Schloß Loitz. Das Kommando in demselben führte der Spanier Peter Peralta, ein Maulheld, dessen Feigheit alle Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges verewigen. Gustav Adolph hatte einen Officier dem Heere vorangeschickt, um Loitz zur Capitulation aufzufordern. Peralta warf sich gegen diesen schwedischen Gesandten in die Brust,

schwur hoch und theuer, daß er kein Hundsfott sey wie die Kommandanten von Klempenow und Treptow, sondern als ein ehrenfester, dem römischen Kaiser treu ergebener Ritter seinen Posten bis auf den lezten Blutstropfen vertheidigen werde. Nachdem er den Schweden mit dieser stattlichen Erklärung fortgeschickt, ließ er sich seine Rüstung anschnallen, und stieg stolzen Schritts herab in den Saal, wo eine Schaar adeliger Frauen versammelt war, vor denen er sein Gelübde wiederholte. So sprach er den Tag zuvor, ehe das schwedische Heer vor den Wällen seines Schlosses ankam. Als er aber am andern Morgen die Banner der Feinde entfaltet sah und ihre Lunten roch, ward sein tapferes Gemüth völlig umgestimmt. Die Thränen der Damen, welche ihn vor Blutvergießen warnten, fanden Eingang. Peralta war feig genug dem Verlangen des Königs, daß er vor das Schloß herauskommen solle, Folge zu leisten. Gustav Adolph schrieb eine Capitulation vor, wie es ihm gut dünkte. Der Spanier trug eine schwere goldene Kette um den Hals. Ein Edelmann aus des Königs Umgebung bat um die Erlaubniß, dieselbe ihm nehmen zu dürfen. Um seine Verachtung an den Tag zu legen, gestattete Gustav Adolph diese Demüthigung, welche sich Peralta, ohne eine Miene zu verziehen, gefallen ließ.

Eine Meile von Loitz liegt am Zusammenfluß der Peene, der Trebel und Tollensee die Stadt Demmin, ein Platz, den die Kaiserlichen wegen seiner Wichtigkeit gut befestigt hatten. Mit zwei Regimentern hielt ihn der Herzog Savelli besezt. Gustav Adolphs Augenmerk war zunächst auf Eroberung dieser Veste gerichtet. Hinter der Stadt steht das feste Schloß Mitten in einem Sumpfe, den man mittelst eines langen und schmalen, von mehreren Brücken unterbrochenen Dammes überschreiten muß. Der Angriff hätte daher im Sommer die größten Schwierigkeiten dargeboten, allein der strenge Frost, welcher damals herrschte, bot einen guten Weg über das dichte Eis selbst für das Geschütz dar. Noch günstiger als dieser Vorschub der Jahrszeit war für den König der Charakter des Befehlshabers. So tief Savelli an Charakterstärke und kriegerischen Talenten unter Conti stand, kam er ihm im schmuzigsten Geize gleich. Man erzählt in dieser Beziehung Züge von ihm, die an das Unglaubliche gränzen. Nachdem er den Bewohnern jener Gegend unter

dem Namen von Kriegssteuern den blutigen Heller abgepreßt hatte, nahm er den Bauern noch ihr letztes Mittel des Unterhalts, die Ackerpferde ab. Kein Mensch wollte für die abgetriebenen, verhungerten Thiere etwas bieten. Jezt befahl Savelli die Mähren niederzustechen, und verkaufte die abgezogenen Häute für ein Lumpengeld an den Schinder. Alle seine gestohlenen Schätze hatte er in Demmin zusammengehäuft, und seine einzige Sorge war, sich durch eine fügsame Capitulation den Besitz derselben zu erhalten, was auch die schnelle Uebergabe des Orts, der sich sonst mehrere Wochen hätte halten können, herbeiführte. Gleich in der ersten Nacht auf seine Ankunft vor Demmin, ließ Gustav Adolph Batterien errichten, die Stücke aufpflanzen, und rückte bis hart an die Werke der Belagerten vor. Am andern Morgen lief der Oberst Teufel Sturm auf einen halben Mond, verjagte die Kaiserlichen daraus, und schlug mehrere Ausfälle ab, welche den Zweck hatten, das Werk wieder zu nehmen. Während dieß auf der Stadtseite vorging, griff Knipphausen das Schloß an. Hinter diesem festen Gebäude stand noch ein alter Thurm von sehr dicken Mauern, der überdieß von einer starken Schanze umgeben war. Knipphausen rückte mit seinem Fußvolk über das Eis des Morastes bis in die Nähe des Schlosses, bemächtigte sich dann des Dammes, ließ die von den Kaiserlichen abgebrochenen Brücken wieder herstellen, und brachte nun auch grobes Belagerungsgeschütz hinüber. Hierauf wurde das Schloß von vier Compagnien angegriffen; ohne Widerstand verließen es die Kaiserlichen, nachdem sie zuvor Feuer eingelegt, und zogen sich in die Schanze um den alten Thurm, aber bald wurden sie auch aus dieser vertrieben, und in den Thurm zusammengedrängt. Die Mauern waren zu dick, als daß der König von der Wirkung der Kanonen einen schnellen Erfolg hatte erwarten können, er gebot daher eine Mine anzulegen, welche während einer Nacht zu Stande kam. Geschreckt durch dieses Mittel ergab sich die Besatzung, 7 Fähnlein stark, auf Gnade und Ungnade. Gustav Adolph befahl nun die eroberten Feldzeichen auf seinen gegen die Stadt gerichteten Werken aufzupflanzen, und dem Feinde den erfochtenen Sieg durch Paucken- und Trompetenschall zu verkünden. Jezt verlangte Savelli zu kapituliren, und erhielt gute Bedingungen. Den 15. Februar a. St. am vierten Tage nach Anfang der Belagerung, zog er mit Sack und Pack, Ober- und

Untergewehr, mit fliegenden Fahnen und zwei Stücken Geschütz ab. Tilly hatte ihm vorher befohlen, Demmin wenigstens drei Wochen zu halten, und wenn er je kapituliren müsse, sich nach Rostock zurückzuziehen.*) Lezterem Befehl lag ohne Zweifel die Voraussetzung zu Grunde, daß Gustav Adolph nach der Einnahme Demmins den Krieg nach Meklenburg versetzen werde. Savelli sollte also nach der Ansicht des Oberfeldherrn dem Könige noch länger die Spitze bieten, oder sprüchwörtlich zu reden, er sollte noch mehr Kastanien aus dem Feuer holen. Hatte nun Savelli mit Hintansetzung des erstern Befehls seinen Platz schon nach vier Tagen übergeben, so achtete er den zweiten noch viel weniger. Statt sich in die Vestungen Meklenburgs zu werfen, zog er mit seinen Regimentern nach der mittleren Elbe. Tilly gerieth in den heftigsten Zorn über diesen Ungehorsam, er gebot dem italienischen Herzoge das Heer augenblicklich zu verlassen, um sich zur Verantwortung nach Wien zu stellen. Zugleich bat er den Kaiser schriftlich, an dem meuterischen Generale ein abschreckendes Strafbeispiel zu geben. Savelli ging nach Wien, aber ohne Furcht, und auf sichern Rückhalt rechnend; denn wenn auch Geiz, oder der Wunsch, seinen Raub in Sicherheit zu bringen, die hauptsächlichste Triebfeder war, warum er Demmin so eilends übergab, so schüzte ihn anderer Seits eine kaiserliche Instruktion, die ihm vorgeschrieben hatte, sein Volk nicht ohne die dringendste Noth aufzuopfern. Der schlaue Italiener kannte die wahre Stellung des Wiener und Münchener Hofes, er wußte, daß Einer dem Andern eine Falle graben wollte. Voll Vertrauen auf diese geheimen Verhältnisse erschien er am Hofe, und der Erfolg rechtfertigte seine Erwartung. Nach einer kurzen, wahrscheinlich nur um des Anstands willen verhängten Haft, wurde er freigesprochen, mit Gunstbezeugungen überschüttet, und ferner zu wichtigen Diensten gebraucht. Tilly beschwerte sich bitter über diese Verachtung seiner Klagen, aber vergeblich. Man wollte ihn zu Wien empfinden lassen, daß er über seiner Anhänglichkeit an Churbaiern die höheren Pflichten gegen den Kaiser vernachläßigt habe. Wir werden uns tiefer unten über dieses verwickelte Spiel entgegengesezter Interessen näher erklären. Gustav Adolph durchschaute die wahren

*) Khevenhüller XI. 763.

Beweggründe wohl. Als Savelli aus der Stadt abzog, und an den Schweden vorüberritt, empfing ihn der König mit verstellten Schmeicheleien: »er wünsche sich Glück, in ihm einen Mann zu finden, der den schönen Himmel Italiens verlassen habe, um in Teutschland Waffen zu tragen.« Nachdem aber der tapfere Mann aus dem Gesichte war, sagte Gustav Adolph zu seiner Umgebung: »ich möchte meinen Kopf nicht mit dem Savellis vertauschen, hätte er dieß in meinem Dienste gethan, so müßte er sterben, doch wird ihm nichts geschehen, weil diese Leute sich gar zusehr auf die Frömmigkeit des Kaisers verlassen dürfen.« Er sah also voraus, daß es ohne Strafe abgehen werde unterlegte aber dieser Voraussicht eine Deutung, wie sie in seinen Interessen am passendsten war. Denn sicherlich wußte er, daß der Kaiser seinen Feldherrn nicht aus Frömmigkeit, sondern aus ganz andern Gründen verschonen werde.

Die Sieger fanden in Demmin, das die Kaiserlichen als Magazin eingerichtet hatten, 500 Wispel Getreide, 440 Centner Pulver, 36 Stück Geschütz, sammt einem großen Vorrath anderer Dinge. Der Verräther Quinti del Ponte war vor der Belagerung Oberstlieutenant in Savellis Regiment gewesen, hatte sich aber noch vor der Ankunft des schwedischen Heeres aus dem Staube gemacht, ohne Zweifel, weil er voraussah, daß Tilly den Platz nicht entsetzen, und daß Demmin also fallen würde. Seinen zurückgelassenen Rüstwagen fanden die Schweden vor; man rieth dem Könige die Capitulation nicht auf das Eigenthum eines Verräthers auszudehnen, allein er verwarf diesen Vorschlag mit Verachtung, und Quinti erhielt sein Gepäck wieder. Während der Belagerung wurde ein kühner Streich gegen die benachbarte Veste Malchin ausgeführt, wo zwei Compagnien kaiserliche Dragoner in Besatzung lagen. Der Rittmeister Moltke, ein geborner Meklenburger und der Gegenden sehr kundig, erbot sich den Ort durch einen Handstreich zu nehmen. Er erhielt 36 Reiter, zog bei Nacht aus dem Lager vor Demmin ab, und bot unterwegs alle Bauern auf, die er zusammen bringen konnte. In der Nähe des Städtchens angekommen, läßt er auf einem langen Damme, der über Sümpfe hinein führt, durch die Bauern eine Menge Feuer anmachen, brennende Lunten an den Bäumen aufhängen, und schickte Morgens frühe, ehe der Tag anbrach, einen Trompeter hinein mit der Aufforderung, die Garnison solle

sich ergeben, denn der König und das schwedische Heer seyen im Anmarsche. Die Besatzung ließ sich schrecken, und verstand sich zur Capitulation. Sogleich läßt Moltke wieder hinein sagen, der König habe ihn beauftragt zu unterhandeln, sie sollten, wenn ihnen ihr Leben lieb sey, ohne Verzug unbewaffnet herauskommen. Dieß geschah, worauf Moltke die erstaunten Kaiserlichen mit seinen Reitern umringte, und als Gefangene nach dem königlichen Lager abführte. Sie nahmen sämmtlich bei den Schweden Dienste.

Das Kommando in Demmin wurde dem General Banner anvertraut, welcher, nachdem die kleinen Plätze der Umgegend vollends gesäubert waren, die Besatzung von Greifswalde zur Uebergabe aufforderte. Banner schickte an den Befehlshaber dieser Stadt einen Brief, worin er zu beweisen suchte, daß alle Hoffnung auf Entsatz abgeschnitten sey, und daß die Vernunft gebiete, jezt ehrenvolle Bedingungen anzunehmen, indem die Besatzung, bei längerem Widerstand, sich auf die unnachsichtlichste Strenge gefaßt machen müsse. Zu gleicher Zeit lud er den Kommandanten ein, von den schändlichen Ausschweifungen mit Sengen und Brennen, denen sich bisher sein Kriegsvolk ergeben, für die Zukunft abzulassen. Der kaiserliche Oberst Franz Perusi — so hieß der Kommandant — war bei dem Landvolk ausserordentlich verhaßt, theils wegen seinen Erpressungen, theils weil er die lutherischen Prediger hart verfolgte. *) Diesen Haß suchte Banner durch seine Aufforderung noch mehr zu entflammen, indem er ihn in einem amtlichen Aktenstücke rechtfertigte. Ohne Zweifel hoffte er dadurch den feindlichen Oberst zu schrecken und zur Capitulation geneigter zu machen. Aber Perusi blieb fest; in einem hochtrabenden Schreiben erklärte er, »daß er ein unerschütterliches Vertrauen in die große Macht des Kaisers setze, welche wegen der Gerechtigkeit ihrer Sache bisher immer vom Glücke begleitet worden sey, und alle Widersacher niedergeworfen habe. So lange ein warmer Bluttropfen in seinem Herzen schlage, so lange er athmen könne, werde er die anvertraute Vestung nicht übergeben. Was die Anklage wegen schlechter Kriegszucht betreffe, so habe er sich Nichts vorzuwerfen. Allerdings seyen einige Häuser

*) Khevenhüller XI. 1768.

in Brand gesteckt worden, aber nur aus Noth, und weil die Rücksicht auf die Sicherheit der Stadt Greifwalde solches geboten habe. Ohnedieß werde der Kaiser den Schaden aus angeborner Milde wieder ersetzen.« Perusi ließ es nicht bei diesen Worten bewenden. Mit größtem Eifer wurden die Befestigungsarbeiten fortgesezt, und so schöne Werke um die Stadt aufgeführt, daß der König, wie Chemniz sagt, selbst dem Oberst das Zeugniß gab, er habe nichts Vollkommeneres von Kriegsbaukunst in ganz Pommern gesehen. Weil es an Gelde gebrach, ließ Perusi zinnerne Münzen, mit dem Gepräge necessitas gryphiswaldensis schlagen, und verschaffte ihnen Umlauf. Dem Mangel des Salzes half er dadurch ab, daß er einen alten, längst verfallenen Salzbrunnen innerhalb der Werke wieder herstellte. Die Vorräthe, welche in der Stadt waren, nahm er unter eigene Verwaltung, und hielt sparsam Haus. Die Kranken und das unnüze Gesindel wurden hinausgeschafft. Mit einem Worte, Perusi versäumte kein Mittel, den anvertrauten Posten bis aufs Aeusserste zu vertheidigen, und in der That genoß er die Ehre, der lezte unter allen kaiserlichen Befehlshabern in Pommern gewesen zu seyn, der seine Vestung übergab. So schlug der Versuch auf Greifswalde fehl, wohl aber fiel das wichtige Kolberg um dieselbe Zeit. Nach 3monatlicher Belagerung fing der Kommandant dieser Vestung, Franz von Mörs, Ausgangs Februar an, mit dem schwedischen Obersten Boetius wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Hunger und Mangel zwang ihn dazu. Doch war es ihm mit seinen Anträgen nicht recht Ernst, er hoffte noch einige Tage Zeit zu gewinnen, denn er wußte, daß Tilly den kaiserlichen Befehlshaber in Wismar beauftragt hatte, um jeden Preis Lebensmittel nach Kolberg zu schaffen. Allein der schwedische Admiral auf der Ostsee hieb einen Theil der Matrosen, welche in Wismar zusammengezogen worden waren, nieder, und hinderte die Schiffe aus dem dortigen Hafen zu laufen. Jezt mußte Franz von Mörs, nachdem er die Unterhandlungen einige Tage hingezogen, wider seinen Willen Ernst machen. Er erhielt freien Abzug mit allen Ehren. Ihrer Seits bedangen sich die Schweden aus, daß ihnen eine früher von den Kaiserlichen eroberte Standarte zurückgegeben werde, und daß den Bürgern Kolbergs vom Augenblick der Capitulation an, keine Gewalt irgend einer Art mehr geschehen sollte. Der Oberpfarrer

in Kolberg hatte die Klage angebracht, daß ihm seine Bücher und gewisse Aktenstücke von kaiserlichen Soldaten gestohlen worden seyen; sie mußten auf Bötius Verlangen zurückgegeben werden. Gleicherweise sezte er es durch, daß alle dem Herzog oder den Ständen Pommerns gehörigen Urkunden, Schuldverschreibungen u. dgl., welche sich unrechtmäßiger Weise in den Händen der Garnison befanden, an die Eigenthümer wieder erstattet wurden. Den 2. März Morgens 7 Uhr zog die kaiserliche Besatzung sechs Compagnien zu Roß neun zu Fuß stark, — im Ganzen 1500 Mann Kerntruppen — mit Ober- und Unter-Gewehr, brennenden Lunten, Sack und Pack — 40 Wagen waren ihnen bewilligt zur Abführung des Eigenthums — zwei Vierpfündern, auf denen das Wappen des Herzogs von Friedland prangte, und einer Tonne Pulvers aus. Chemniz behauptet, auch die Ehre der fliegenden Fahnen sey dem Feinde bewilligt worden, Burgus dagegen läugnet es. Trotz aller Bitten sagt er, hätten sie die Feldzeichen nicht mitnehmen dürfen. Wir schenken dießmal ausnahmweise dem Burgus mehr Glauben, aus Gründen, die wir gleich anführen werden. Die Capitulation bestimmte, daß eine schwedische Heeresabtheilung die abziehenden Truppen bis in die Umgegend der nächsten kaiserlichen Vestung geleiten sollte. Oberst Sperreuter erhielt mit 230 Pferden diesen Auftrag. Er brachte sie bis nach Schiefelbein. Dort wurden sie unerwartet zurückgehalten, ohne daß die wahre Ursache von den Geschichtschreibern angegeben wäre. Chemniz berichtet, man habe sie deßhalb festgenommen, weil sie unterwegs gedroht hätten, an dem schwedischen Geleite ihr Heil versuchen zu wollen, sobald sie nur über die Gränze und in Sicherheit gekommen wären. Eine solche Drohung würde beweisen, daß die ganze Besatzung kampfbegierig und entschlossen gewesen sey, in des Kaisers Dienst zu bleiben, welche Voraussetzung durch Thatsachen widerlegt wird. Andere erzählen, die Nachricht von dem Neubrandenburger Gemetzel sey damals eben in Schiefelbein angekommen, und die Schweden hätten an der Kolberger Garnison das fürchterliche Recht der Wiedervergeltung ausüben wollen. Allein eine solche — wie soll man sagen — Dummheit oder Schändlichkeit lag fern von des Königs Charakter, und wie mochte ein Unterbefehlshaber es wagen, eine That zu begehen, von der er voraussehen konnte, daß sie ihm den Kopf kosten würde? Ohne

Zweifel gibt uns Chemnitz den Schlüssel zu dem Räthsel, indem er Folgendes berichtet: »über dem Verzuge in Schiefelbein sind gleichwohl bei 400 Mann von der Kolberger Garnison meist Fußgänger bei den Schweden eingetreten.« Die Beschränktheit seiner Mittel nöthigten den König, gefangene Feinde in Dienst zu nehmen. Schon oft hatte er dieses mit Glück gethan, warum sollte er es nicht auch an der Kolberger Besatzung versuchen, die aus trefflichem friedländischen Volke bestande. Aber diese Soldaten wollten — so scheint es — dem Kaiser treu bleiben. Also wandte man Schreckmittel an, um ihre Anhänglichkeit zu erschüttern, streute das Gerücht von Repressalien aus, machte Miene sie als Gefangene in die Keller des Schlosses Schiefelbein zu werfen. Aus demselben Grunde hielt man ohne Zweifel auch die Feldzeichen zurück. Denn der Kultus der Fahne wirkte mit ungeschwächter Kraft auf die Einbildungskraft der Menschen jener Zeit. War die Fahne in des Feindes Gewalt, so konnte der Soldat ohne Eidbruch übertreten, im entgegengesezten Fall nur mit Schande. Dieß ist auch der Grund, warum wir oben der Angabe des Burgus Glauben geschenkt haben. Nachdem der König seinen Zweck durch den Uebertritt von 400 Mann wenigstens theilweise erreicht hatte, gab er Befehl, die Uebrigen zu entlassen.

Drei Tage nach erfolgter Einnahme der wichtigen baltischen Vestung erschienen mehrere Schiffe mit Proviant und frischer Mannschaft, von Wismar und Rostock kommend, auf der Kolberger Rhede. Durch widrigen Wind längere Zeit aufgehalten, kamen sie zu spät. Vier Tage früher hätte ihre Ankunft jenen Platz dem Kaiser erhalten. Als sie die schwedischen Banner auf den Wällen erblickten, machten sie sich auf die Flucht und erreichten Wismar wieder. Man sieht hieraus, daß auch das Glück das Seinige thut, um Gustav Adolph zu begünstigen. Die Schweden fanden in Kolberg 34 Stück Geschütz, 400 Centner Pulver, 177 Granaten und eine große Menge Kugeln. Die Festigkeit des Orts seine Lage an der baltischen See, die nur wenige Häfen hat, verlieh der Eroberung große Wichtigkeit. So lange Kolberg in des Kaisers Gewalt war, konnte der Feind die schwedischen Besatzungen in Hinterpommern immer beängstigen, und nach Belieben Völker aus den meklenburgischen Häfen dorthin bringen. Jezt bestritt kein äusserer Feind mehr

dem Könige den Besitz dieser ausgedehnten Provinz. Er verlor keine Zeit sie sich auch nach Innen zu sichern, indem er die Liebe der Einwohner gewann. Die tiefe Erschöpfung des Landes — eine Folge des langen Krieges und der Erpressungen des kaiserlichen Kriegsvolkes — forderte schützende Maßregeln, nicht minder als die gerechte Besorgniß, daß die Masse kaiserlicher Soldaten, welche nach und nach in schwedische Dienste getreten war, von der alten Gewohnheit des Raubens nicht ablasse. Nur die stärksten Strafen, Galgen und Schwerdt konnten diese Menschen bezähmen. Also erließ Gustav Adolph im März eine strenge Quartiersordnung, welche wir hier im Auszuge mittheilen wollen: »Kein Soldat soll sich bei Todesstrafe an Kirchen, Schulen, Spitälern oder Geistlichen vergreifen, noch dieselben mit Quartier oder Schatzung beschwören, oder irgend Jemand in Ausübung des Gottesdienstes stören. Die Einquartierung des Volks in Städten steht den Magistraten zu, jeder Soldat und Officier hat sich mit der Wohnung zu begnügen, die ihm angewiesen wird. Der Quartiersmann ist dem Kriegsvolke, Soldaten wie Officieren, nichts weiter zu geben schuldig, als Lagerstadt, Holz, Licht, Essig und Salz. Wer mehr verlangt, mag es bezahlen. Officiere ausser Dienst und Bediente haben keinen Anspruch auf freies Quartier, sondern die Personen, bei welchen sie sich befinden, sollen für ihren Unterhalt sorgen. Kein Officier darf ausser dem Quartier, das er wirklich bewohnt, ein zweites oder drittes verlangen, eben so wenig ist er befugt, den Bürgern Sauvegarden wider ihren Willen aufzudringen (womit bei den Kaiserlichen großer Unfug getrieben wurde). Wirklich verlangte Sauvegarden erhalten nichts weiter als das, was jeder Soldat von seinem Quartiersmann zu fordern hat (Holz, Licht, Lager, Essig, Salz). Nur diensthuende Soldaten können Quartiere verlangen. Kein Officier, Soldat oder Marketenter hat das Recht, ohne baare Bezahlung von den Bauern Pferde, Fuhren oder Zehrung zu fordern, es wäre denn, daß der König oder seine Generale besondere Scheine deßhalb ausgestellt hätten. Kein Soldat darf sich ohne einen Paß seines Obersten ausser dem Standort seiner Compagnie aufhalten, fremde Garnisonen, Laufplätze oder die Dörfer besuchen. Die Landleute wie die andern Einwohner sind befugt, jeden Uebertreter dieser Vorschrift fest zu nehmen und in die nächste Garnison zur gebührenden Bestrafung abzuliefern.

Auch diejenigen Soldaten, welche mit Pässen versehen sind, sollen dieselben nicht mißbrauchen. Erlaubt sich ein Solcher Mißhandlungen der Landleute an ihrer Person oder ihrem Eigenthum, so sind die Bauern ermächtigt, ihn zu verhaften und an die nächste Garnison abzuliefern. Officiere, welche mit Pässen reisen, dürfen die Fuhren nur bis zur nächsten Station mitnehmen. Wer diese Vorschrift übertritt und dem Bauer sein Vieh länger entzieht, muß Schadenersatz leisten. Fürstliche und adelige Häuser sollen von Quartierlast ganz befreit seyn, im Fall die Kriegsregeln nicht das Gegentheil vorschreiben. Officieren und Soldaten ist es bei Leib- und Lebensstrafe verboten, fürstliche Beamte, Edelleute, Magistrate in den Städten, Bürger und Bauern in's Gefängniß zu werfen, oder sonst zu mißhandeln. Reisende dürfen in keiner Weise aufgehalten, beleidigt oder beschazt werden. Den Bauer soll man bei seinen ländlichen Beschäftigungen schützen. Kein Officier darf sich erdreisten, an den Thoren von Garnisonsstädten irgend einen Zoll auf Waaren oder Personen zu erheben. Wer beim Abmarsch seines Regiments zurückbleibt, darf kein Quartier mehr fordern, sondern soll streng bestraft werden. Jede Vergehung gegen diese Kriegsartikel soll den Officieren angezeigt werden, und dieselben haben dafür Sorge zu tragen, daß Ersatz geschehe für zugefügte Beschädigungen.«

Dieß ist der wesentliche Inhalt der Quartiersordnung, welche Gustav Adolph im März 1631 erließ. Groß waren die Wohlthaten, welche sie eben so sehr den besezten Provinzen, als dem schwedischen Heere, dessen Unterhalt für die Dauer gesichert wurde, verschaffte. Der Soldat sollte alles bezahlen; die nöthigen Summen verschaffte sich der König dadurch, daß er mit den Ständen einer jeden eroberten Landschaft über eine jährliche Kriegsteuer Verträge schloß. Hiedurch wurde eine regelmäßige Verwaltung möglich. Der Druck des Krieges traf nicht mehr bloß die einzelnen Städte und Dörfer, welche die Regimenter auf ihrem Marsche berührten, sondern alle Einwohner gleichmäßig, und wurde dadurch erträglicher und gerechter. Ueber die Beobachtung seiner Vorschrift wachte der König mit größter Strenge, oft ließ er böswillige Uebertreter vor seinen Augen aufknüpfen. Doch darf man nicht glauben, daß das Uebel schnell oder auch völlig ausgerottet wurde. Trotz allen Strafen kamen fortwährend grobe Ausschweifungen vor, was den König nöthigte, seine

Mandate von Zeit zu Zeit zu wiederholen, und immer schärfer zu ahnden. Gustav Adolph hatte den festen Willen und auch die Macht das Volk zu schützen. Erst nach seinem Tode ist die Mannszucht bei den Schweden ebenso tief zerfallen als bei den kaiserlichen Heeren.

Während das Glück auf diese Weise die schwedischen Waffen in Meklenburg und Hinterpommern begünstigte, erschienen wieder oldenburgische Gesandte, denen sich Bevollmächtigte des Grafen von Ostfriesland angeschlossen hatten, mit erneuerten Neutralitätsvorschlägen im königlichen Lager. Die Antwort Gustav Adolphs auf den ersten Antrag ist oben mitgetheilt worden. Sie war so gestellt, daß er nicht befürchtete, man werde darauf zurückkommen. Dennoch hatten die erschreckten Grafen wahrscheinlich mit vielem übelangewandten Gelde in Wien die Erklärung ausgewirkt, daß der Kaiser seine Völker aus Ostfriesland und Oldenburg abführen, und beide Grafschaften für immer mit Einquartierungen und andern Kriegsbeschwerden verschonen wolle, sobald der König sich verpflichte, die von den Kaiserlichen verlassenen Plätze nie mit seinen Truppen zu besetzen. Gustav Adolph war gewissermaßen in seinen eigenen Worten gefangen, denn die Bedingungen wurden ja geleistet, welche er im vorigen Jahre an die Oldenburgische Neutralität geknüpft hatte. In der That müßte man sich wundern, wie der Wiener Hof eine so glimpfliche Erklärung ausstellen mochte, wenn man nicht Grund hätte zu glauben, daß der Kaiser den ganzen Handel als ein Spiel ansah, das ihn nichts weiter kostete, als ein Tröpfchen Dinte weniger in der Kriegskanzlei. Vom bloßen Versprechen zum Erfüllen ist noch ein weiter Weg. Auf den Fall, daß Oldenburg jener Urkunde gemäß wirklich geräumt werden sollte, hatte man sicherlich eine gute Ladung Ausflüchte im Rückhalt, von denen eine einzige genügte, um Alles wieder rückgängig zu machen. Vor Allem sah man in Wien voraus, daß der König von Schweden nie einwilligen werde. Man gewann also wenigstens den Vortheil, ihn gegenüber von den oldenburgischen Grafen in ein schlechtes Licht zu setzen, und als einen Fürsten hinzustellen, der mehr verspreche als er halten könne. Wirklich konnte Gustav Adolph ohne Verletzung seiner eigenen Interessen den furchtsamen Bitten der oldenburgischen und ostfriesischen Grafen nicht entsprechen; denn sonst wäre am Ende die ganze teutsche

Reichsaristokratie mit gleichen Gesuchen über ihn hergefallen, durch deren kaum abweisbare Befriedigung der Krieg, wie ein Feuer ohne Nahrung, erlöschen mußte. Der König nahm daher seine Zuflucht zu künstlichen Deutungen. »Jene Urkunde,« antwortete er den Gesandten, »sey nicht vom Kaiser selbst, sondern nur von einem Kanzleibeamten, dem Kriegssekretär Arnold von Klarstein, unterschrieben, binde also zu Nichts. Denn leicht könne Ferdinand II., sobald dieß seinem Interesse zusage, das Wort eines Beamten aufopfern. Zweitens sey die kaiserliche Versicherung nicht unbedingt, sondern an ein »Wenn« geknüpft, was der König sich nicht gefallen lassen könne. Denn er, Gustav Adolph, sey der beleidigte Theil, und darum könne man von ihm mit Recht nicht fordern, daß er den ersten Schritt thue. Der Kaiser müsse vor Allem seine Völker aus den beiden Grafschaften zurückziehen, dann erst lasse sich weiter über die Sache reden. Aber drittens, wenn die gewünschte Abführung auch erfolge, müsse der König noch vollkommene Sicherheit von den Grafen bekommen, daß die feindlichen Völker nie wieder nach Oldenburg und Ostfriesland zurückkehren. Denn was nütze es auch, wenn sie für den Augenblick gingen, um sogleich wieder zu kommen? Erst wenn diese Bedingungen erfüllt seyen, könne er die verlangte Neutralität gewähren.« Die Gesandten erreichten also dießmal ihren Zweck so wenig, als im vorigen Jahre, denn Gustav Adolph knüpfte seine Einwilligung, wie man sieht, an nicht weniger als zwei Unmöglichkeiten. Staunen muß man, daß die Grafen mit einer fast kindischen Leichtgläubigkeit sich sechs Monate lang in einer so zwecklosen Unterhandlung herumtrieben.

Durch den Fall Demmins lag dem Könige ganz Mecklenburg offen. Schon rüstete er sich zur Eroberung dieser Provinz, als die Nachricht erscholl, daß Tilly mit den vereinten kaiserlich-ligistischen Streitkräften im Anmarsche sey. Wir müssen jezt die Schweden auf eine Weile verlassen, um uns nach dem lange vermißten Oberfeldherrn umzusehen. Tilly war persönlich auf dem Regensburger Reichstag erschienen; wie lange er dort blieb, darüber berichten die Geschichtschreiber nicht. Unerwartet langsam waren seine Bewegungen in den lezten Monaten des Jahrs, man sah nichts von seiner früheren Entschlossenheit, nichts von der Hast, mit der einige Jahre früher Wallenstein, als

er des Kaisers Uebermacht gründete, Niederteutschland durchzog. Freilich mußte Tilly erst seine im ganzen Reiche, in Cleve und Jülich, in Ostfriesland, im Erzstift Bremen, in Schwaben und Franken, zerstreuten Regimenter zusammenziehen, denn man hatte keine Vorkehrungen getroffen gegen den Einfall des schwedischen Königs, obgleich alle Welt wußte, daß er kommen werde. Mitte Dezember erschien er endlich vor Magdeburg, das Pappenheim schon seit zwei Monaten blokirte. Während Schaumburg an der untern Oder erlag, wechselte Tilly fruchtlose Briefe mit dem Administrator, den er aufforderte, sich dem Kaiser zu unterwerfen, und der ihm in hochfahrendem Tone antwortete. Wie Conti es schon früher gethan, schickte Schaumburg Boten über Boten um Hülfe, und auch der Kaiser muß mit seiner Ungnade gedroht haben, wenn Tilly nicht willfahre. Leider fehlt es uns über diesen Theil des dreißigjährigen Kriegs an archivalischen Nachrichten, und wir müssen uns daher auf Schlüsse beschränken, welche aus den dürftigen Angaben der gewöhnlichen Quellen gezogen werden können. Doch unterliegt das Ganze keinem Zweifel, weil über spätere Ereignisse, welche mit dem jetzigen Säumen Tillys eng zusammenhängen, sichere Urkunden vorliegen, und über den Geist der damaligen Kriegführung das nöthige Licht verbreiten. Endlich Anfang Januar 1631 brach Tilly nach Frankfurt auf, aber nur mit vier Regimentern. Khevenhüller und Chemnitz berichten einstimmig, der kaiserliche Kriegszahlmeister Ossa habe ihm vor diesem Marsche die Summe von viermalhunderttausend Gulden und bedeutende Kriegsvorräthe übermacht. Man hat guten Grund zu vermuthen, daß Tilly die Ausbezahlung dieser Gelder zur Bedingung seines Marsches nach Frankfurt gemacht, und sein Zögern mit ihrem langen Ausbleiben entschuldigt habe. In Frankfurt, wo er am 4. Januar ankam, musterte er die Völker Schaumburgs, beschwichtigte ihren Mißmuth durch Ausbezahlung des seit mehreren Monaten rückständigen Soldes, und traf Anstalten, um Frankfurt und Landsberg in Vertheidigungsstand zu setzen. Nichts destoweniger blieben die Werke beider Plätze in einem mehr als mittelmäßigen Zustande, was den Schweden später die Eroberung sehr erleichterte. Da die feindlichen Heere damals einander auf acht Meilen nahe standen, erwartete man in Teutschland daß es zu einer Schlacht kommen werde. Aber der König benüzte,

wie wir erzählt haben, den Marsch Tillys nach Frankfurt, um Eroberungen auf der rechten Flanke zu machen, wozu ihn Gründe bestimmten, die wir bei Schilderung des Bärwalder Vertrags berühren werden. Sobald Tilly von den Bewegungen Gustav Adolphs Nachricht erhielt, beschloß er, ihm zu folgen. Er that dieß jedoch nicht in gerader Linie, sondern auf langem Umwege, fast durch ein rechtwinkliges Dreieck. Von den mitgebrachten Truppen ließ er in Frankfurt 1400 Mann zurück, und brach am 5. Februar über Fürstenwalde nach Brandenburg an der Havel auf. Dieß ist der gerade Weg von Frankfurt nach Magdeburg. War er nun Anfangs entschlossen dorthin zurückzukehren? Wir glauben dieß nicht, sondern sind der Meinung, daß er in Brandenburg mehrere Regimenter, die sich indeß um Magdeburg versammelt hatten, an sich ziehen, und zugleich den Feldmarschall Horn, der bei Soldin und an der Oder stand, über seine Absicht täuschen wollte. Wenn Horn dort blieb, so gelang es dem kaiserlich-ligistischen Feldherrn durch einen schnellen Marsch nach Anklam hinauf, die beiden schwedischen Heeresabtheilungen unter Gustav Adolph und Horn zu trennen, und sich zwischen beide hineinzuwerfen, was fast einer gewonnenen Schlacht gleichgekommen wäre. Wirklich schwenkte Tilly von Brandenburg mit etwa 25,000 Mann rechts ab, und zog über Nauen und Ruppin nach der meklenburgischen Gränze. Den 6. März erschien er mit seiner ganzen Macht vor Neubrandenburg, nachdem er Tags zuvor in dem Schlosse Felsberg die ganze schwedische Besatzung bis auf den lezten Mann hatte niederhauen lassen. Neubrandenburg, kurz zuvor von den Schweden erobert, war nicht viel besser als ein ummauerter Flecken. Zweitausend Mann unter Knipphausen machten die Besatzung aus, welche nicht einmal Kanonen zu ihrer Vertheidigung besaß. Gustav Adolph hatte dem Generalmajor auf die Nachricht vom Anmarsch der Feinde, den Befehl zugeschickt, sich zurückzuziehen, aber unglücklicher Weise war der Ueberbringer in die Hände der Kaiserlichen gefallen. Knipphausen, welcher ohne Zweifel glaubte, daß er selbst auf die Gefahr des Untergangs hin den Feind aufhalten, und seinem Könige Zeit gewinnen müsse, bereitete sich zur entschlossensten Vertheidigung. Der erste Anlauf der Kaiserlichen wurde abgeschlagen. Drei Stürme waren erfolglos. Am dritten Tage forderte

Knipphausen 24 Stunden Bedenkzeit, weil er hoffte, Gustav Adolph werde während dieser Zeit zum Ersatz heranrücken. Tilly schlug das Gesuch ab. Indessen war die Bresche weit genug; noch eine Viertelstunde vor dem lezten Sturm bot der kaiserliche Feldherr den Schweden Quartier an; sie schlugen es aus. Jezt erfolgte am 9. März a. St. der Sturm mit solcher Wuth, daß die Schweden trotz des hartnäckigsten Widerstandes erlagen. Es war ein wüthendes Gemezel. Mann für Mann wurden die tapfern Vertheidiger auf der Bresche, in den Straßen und Häusern erstochen. Knipphausen hatte sich mit Gemahlin, Tochter, Sohn und etlichen andern Frauen vom Stande auf das Rathhaus zurückgezogen. Dort wurde er mit etwa 60 Fußknechten gefangen. Es waren die einzigen, die von der 2000 Mann starken Besatzung mit dem Leben davon kamen.

Während der Belagerung sezten sich die kaiserlichen Garnisonen, welche noch in den meklenburgischen Plätzen lagen, in Bewegung, um zu Tilly zu stoßen, woraus zu schließen ist, daß der Oberfeldherr die Absicht hatte, dem Könige mit möglichst großen Streitkräften entgegenzutreten, und eine drohende Stellung einzunehmen. Aber der Versuch mißlang durch die Wachsamkeit Banners, des neuen Kommandanten von Demmin. Der Oberste Wingersky, der mit 1000 Pferden von Rostock ausgezogen war, wurde bei Plauen von dem Rheingrafen auf's Haupt geschlagen, und erreichte mit genauer Noth Rostock wieder. Eine andere Abtheilung unter dem Oberst Kronberger trieb Banner selbst zurück. Der Fall von Neubrandenburg war der erste bedeutende Schlag, welcher die Schweden in Teutschland traf. Es schmerzte den König tief, neun seiner Fahnen in der Gewalt des Feindes zu wissen, noch mehr empörte ihn die Grausamkeit, mit welcher seine tapfern Soldaten niedergemezelt worden waren. Er schwur, den bairischen Feldherrn mit gleicher Münze zu bezahlen, und ihn zu lehren, daß man den Krieg wie ein ehrenwerther Soldat, und nicht nach Kroatenart führen müsse. Zur Ehre der Wahrheit muß man jedoch gestehen, daß es damals Sitte war, gegen Garnisonen, welche einen Platz länger behaupteten, als derselbe den Kriegsregeln nach haltbar war, alle Schonung bei Seite zu lassen. Und in diesem Falle befand sich Knipphausen.

Tilly hatte zwar in Neubrandenburg den Fall Demmins, den er unterwegs erfuhr, blutig gerochen, aber seine Hauptabsicht, die Verbindung zwischen Gustav Adolph und dem Feldmarschall Horn zu sprengen, erreichte er nicht. Während Tilly noch in Frankfurt an der Oder stand, und es ungewiß war, ob er sich nicht geraden Wegs gegen Soldin und die Oder wenden würde, verlegte Horn sein Fußvolk und Geschütz nach Pritz, die Reiterei bis Stargard zurück, und wich jedem Angriff aus. Nach eingegangener Kundschaft, daß der bairische Oberfeldherr von der Havel aus gegen Norden vorgebrochen sey, beorderte Gustav Adolph seinen Marschall zum Rückzug an die Peene, hieß ihn bei Anklam ein befestigtes Lager schlagen, und die Päße bei Gutzkow, Triebsees und andern Orten stark besetzen. Während der Belagerung von Neubrandenburg zog der König selbst eine starke Macht in der Gegend von Passewalk zusammen, und war Anfangs entschlossen, der bedrohten Besatzung zu Hülfe zu eilen, woran ihn nur der schnelle Fall des Ortes hinderte. Wäre nun Tilly weiter vorgerückt, und hätte er etwa Anklam berannt, so würde ihm Gustav Adolph in den Rücken gefallen seyn und den Kaiserlichen die Zufuhr abgeschnitten haben. Unter diesen Umständen blieb dem feindlichen Oberfeldherrn nichts anderes übrig, als entweder dem Könige eine Schlacht anzubieten, welche dieser entschlossen war zu verweigern, oder umzukehren. Tilly wählte das Leztere. Er zog sich von Neubrandenburg schon am 13. März zurück, aber nicht mehr nach Frankfurt, sondern nach Magdeburg, wodurch ersterer Ort den Schweden preisgegeben war. Unmöglich konnte dieser Rückzug dem Kaiser gefallen. Seine Ansicht von der Sache finden wir ausgesprochen in der milden Behandlung, welche Savelli zu Wien erfuhr. Indem man diesen Mann belohnte, statt ihn zu bestrafen, gab man dem Obergeneral zu verstehen, daß es seine Sache gewesen wäre, Demmin zu entsetzen. Gleicherweise unterlegte man der Weisung Tillys, kraft welcher Savelli nach dem Fall Demmins sich hätte nach Rostock oder Wismar ziehen sollen, die geheime Absicht, die kaiserlichen Truppen durch die Schweden vollends in Meklenburg aufreiben zu lassen. In der That ist dieser Argwohn vollkommen begründet. Als wäre der Schwerpunkt des Kriegs nicht in dem schwedischen Lager, nicht in der Person des Königs,

sondern in dem an sich unbedeutenden Anhängsel Magdeburg, drängten sich die beiden feindlichen Feldherrn Pappenheim und Tilly um letztern Ort zusammen. Keiner wollte die Schweden selbst angreifen, jeder verlangte dieß von dem andern. Die Eifersucht stieg so weit, daß Tilly endlich darauf ausging, seinem Mitfeldherrn in den Wällen Magdeburgs ein Grab schaufeln zu wollen. Es war ein Schein von Pflichterfüllung, den Tilly zur Schau trug, indem er diese Stadt zu überwältigen suchte, das Wesen wurde unterlassen. Tilly, obwohl auch kaiserlicher Feldherr, handelte als Bayer, Pappenheim ganz im Geiste gibellinischer Politik.

Sobald Tilly von Neubrandenburg nach der Elbe zurückzog, rüstete sich Gustav Adolph zur Eroberung Frankfurts. In Stettin wurden zwei Schiffbrücken, eine größere und eine kleinere verfertigt, die Oder hinaufgebracht, und bei Schweedt geschlagen. Ein befestigtes Lager, das sich über eine Meile Wegs ausbreitete, und von einem Oderarm umschlungen war, deckte den Ort, und bot dem Könige eine treffliche Rückzugsstätte, im Fall seine beschlossene Unternehmung gegen Frankfurt und Landsberg nicht gelingen sollte. Ende März waren die Arbeiten beendigt, 15,000 Mann in dem Lager zusammengezogen. Tilly machte einen schwachen Versuch, den König aus dieser Stellung zu vertreiben. Vom Marsche nach Magdeburg weg schickte er den Grafen Colloredo mit 25 Fahnen Reiterei nach Schweedt. Colloredo fand jedoch die schwedischen Linien bereits so fest, daß er, ohne einen Schuß gethan zu haben, wieder zurückkehrte, bei Fehrbellin sich mit Tilly vereinigte, und in Gemeinschaft mit ihm vor Magdeburg rückte. Nachdem so der Lauf der Oder dem Könige preisgegeben war, verließ er am 25. März das Lager zu Schweedt. Das schwere Belagerungsgeschütz wurde zu Schiffe den Strom hinaufgeführt, das kleinere, bei 200 Regimentsstücke, auf Wagen geladen. Auf dem einen Ufer marschirte der König an der Spitze von 1000 Mann zu Fuß und 100 Fahnen Reiter, auf dem andern der Feldmarschall Gustav Horn, der sogleich nach dem Verschwinden der Gefahr aus Vorpommern zurückgerufen worden war, mit 14,000 Mann zu Fuß und 200 Cornet Reitern. Die Schiffbrücke wurde mitgenommen, um in jedem Augenblick die Verbindung zwischen beiden Ufern herstellen zu können. Zur

Bewachung des Lagers von Schweedt blieben etliche Fußregimenter zurück. Unterwegs eroberten schwedische Streifparthien die kleinen Orte Fürstenwalde und Zedenik. In lezterem trafen sie drei Compagnien Kroaten. 150 von ihnen wurden niedergehauen, der Rest rettete sich mit Hinterlassung des Gepäcks durch die Flucht. Selten erhielt ein Kroat Gnade; die wenigen Gefangenen von diesem Raubgesindel, welche Ueberdruß am Schlachten oder Ermüdung verschonte, mußten nach Schweden in die Kupferbergwerke wandern.

Am 2. April Mittags erschien der König vor den Wällen Frankfurts. Tags zuvor, am berüchtigten 1. April, hatte diese Stadt einen andern Kommandanten in der Person des kaiserlichen Feldmarschalls von Tiefenbach erhalten. Schaumburg, längst mit seiner Stellung unzufrieden, genoß das Glück, noch am Vorabende des Unfalls, der die Waffen seines Gebieters schwer treffen sollte, durch einen Andern ersezt zu werden. Unzufrieden mit den Zurüstungen seines Vorgängers, ließ Tiefenbach alle Häuser und Keltern in den benachbarten Weinbergen zerstören, die Vorstädte niederbrennen, die Thore verrammeln. Er hatte etwa 7000 Mann unter seinem Kommando, aber so stattlich auch diese Besatzung war, ängstigte ihn die Ahnung eines Unglücks. Die Schweden sezten sich sogleich in den rauchenden Trümmern der Vorstädte fest. Mitten im Feuer der feindlichen Stücke, welche unausgesezt von den Wällen herunter donnerten, gruben sie sich während der Nacht vom 2. auf den 3. April alten Styls, so emsig ein, daß sie am andern Morgen gegen das Feuer des Feindes geschüzt waren. Ein Ausfall, welchen die Besatzung am 2. April durch das Gubner Thor machte, wurde mit Verlust zurückgeschlagen. Die Frühstunden des 3. April — es war der Palmsonntag — beging das schwedische Heer mit frommer Feier. Nach Beendigung der Predigt wurden die Stücke auf die Batterien hinaufgeführt, wobei der König selbst Hand anlegte, und Allen durch sein Beispiel voranleuchtete. Weil das Feuer wegen dieses Geschäfts von den Schweden eine Weile ausgesezt wurde, geriethen die Kaiserlichen auf den Wahn, der Feind fühle sich zu schwach zum Angriffe. Mit beißenden Spottreden machten sie sich über seine vermeinte Feigheit lustig, und hingen eine Gans über den Wall heraus. Sie sollten bald eines Andern belehrt werden. Gegen Mittag waren die Schweden mit ihren Laufgräben

bis nahe an das Gubensche Thor vorgerückt. Plötzlich stieg eine Batterie von 12 groben Stücken daselbst aus der Erde empor. Gustav Adolph befand sich in eigener Person dort, und richtete die Kanonen theilweise selbst. Die Kaiserlichen wurden schnell aus ihren Aussenwerken an jenem Thor in die Stadt hineingejagt, die Batterie begann mit Macht Bresche auf den Thorthurm zu schießen. Während die Luft mit Qualm und Rauch angefüllt ist, und das Brüllen des groben Geschützes die Ohren betäubt, während der kaiserliche Kommandant eben 2000 Mann auf dem Marktplatz zum Behufe eines Ausfalls zusammenzieht, und deßhalb etliche Aussenwerke von Mannschaft entblößt, ersieht eine kleine Schaar von 100 verwegenen Musketieren, einen teutschen Lieutenant, Andreas Auer von Pegau im Meißenschen gebürtig, an der Spitze, die gute Gelegenheit, und ersteigt auf Sturmleitern den Wall. Der Lieutenant hatte den kühnen Streich auf eigene Faust und ohne Befehl gewagt, denn Gustav Adolph wollte den Sturm bis zur Nacht verschieben. Als der König aber den glücklichen Erfolg vernahm, läßt er der Kampfwuth seiner Soldaten freien Lauf. Ein Fußregiment dringt um das andere auf dem Wege nach, den der Sachse gewiesen. Im Sturme werden die Kaiserlichen von dem Walle hinab in den Raum zwischen den äussern und innern Thoren, und von da in die Stadt hineingejagt. Zu gleicher Zeit dringen die Schweden noch von zwei andern Seiten ein, das Gubener Thor wird von innen durch das Fußvolk gesprengt, und nun bricht auch die Reiterei mit verhängten Zügeln in die Stadt. Anfangs versuchte der Feldmarsall Tiefenbach noch Gegenwehr mit etlichen Fahnen Reiterei, aber Baudissens Dragoner rannten Alles zu Boden. Bald denken die Kaiserlichen nicht mehr an Rettung der Stadt, sondern ihrer Person. Fußknechte, Reiter, Geschütz, Gepäck, Alles dringt in wilder Flucht nach der Oderbrücke, um auf dem jenseitigen Ufer Heil zu suchen. Hier war es, wo das kaiserliche Volk den größten Verlust erlitt. Von Wägen, die mit scheuen Pferden in einander hineinrannten und sich gegenseitig umstürzten, von gefallenen Rossen und umgeworfenen Kanonen unterbrochen, steckte sich das Gedränge auf der Rettungsbrücke. Man konnte nicht mehr vorkommen, und hinten drängten die wüthenden Schweden mit blankem Pallasch nach. Es war ein schreckliches Würgen. Chemnitz sagt, in den Straßen

zunächst der Brücke seyen die Leichen so hoch übereinander gelegen, daß man nicht mehr habe durchwandeln können. Viele welche das Schwerdt des nachsetzenden Feindes nicht erreichte, stürzten über die Brücke hinab, und fanden den Tod in den Fluthen des Oderstromes. Sechs Regimenter zu Fuß und eines zu Pferde kostete dieser Tag dem Kaiser. Alles Geschütz, 21 Stücke an der Zahl, 24 Fahnen, 900 Centner Pulver, eine große Menge Kugeln und Blei fielen den Siegern in die Hände.

Jenseits der Brücke stand eine starke Schanze, worin eine ansehnliche Besatzung lag. Als die Flüchtlinge, die sich retten konnten, herüber waren, richtete das in der Schanze liegende Volk seine Kanonen gegen die Brücke, schoß sie zusammen, warf dann die Stücke in den Strom, zündete die Hütten und Häuser rings um an, und floh den andern nach. Erst in Glogau machte Tiefenbach mit den kläglichen Trümmern, die er zusammen bringen konnte, wieder Halt. Hätten die nacheilenden Schweden über die Oder setzen können, so würde er diesen Ort nicht erreicht haben. Es war seine Rettung, daß die Brücke bei Frankfurt noch abgebrochen werden konnte. Auch die übrigen weiter oben am Strom gelegenen warfen die Kaiserlichen unterwegs ab. Mehr als 2000 Todte deckten die Straßen und Wälle Frankfurts, fast die Hälfte dieser Zahl ertrank in der Oder. Pardon bewilligten die Schweden in der ersten Wuth gar nicht. Mehr als einmal gaben die Kaiserlichen während des Sturms mit der Trommel das Zeichen, daß sie sich zu ergeben bereit seyen, man hörte sie nicht. Wenn ein Einzelner um Gnade flehte, schnaubten ihm die Sieger entgegen »neubrandenburgisch Quartier« und streckten ihn nieder. Erst zu Ende, als die Wuth erlahmte, oder die Stimme der Menschlichkeit das Uebergewicht erhielt, machten sie 800 Gefangene. Gustav Adolph mußte seinen Soldaten eine dreistündige Plünderung der Stadt gestatten. Diese Erlaubniß ward jedoch, wie es bei solchen Fällen zu geschehen pflegt, mißbraucht, und über die bestimmte Zeit arger Muthwillen getrieben. Gustav Adolph duldete den Unfug nicht länger. Mit Prügeln fielen auf seinen Befehl die Officiere über die Ungehorsamen her, und der König ließ selbst etliche der Wildesten aufknüpfen. So wurde die Ordnung wieder hergestellt, aber Nachts 8 Uhr brach wahrscheinlich durch die Schuld eines unzufriedenen Plünderers Feuer aus, das 16 Häuser verzehrte, doch zuletzt

von Gustav Adolphs Soldaten gelöscht wurde. Sechs Regimenter blieben während der Nacht in der Stadt, in manches Haus wurden 20—30 Mann gelegt, und da viele Familien ganz ohne Brod waren, befahl Gustav Adolph die reichen Getreide-Vorräthe, welche die Kaiserlichen zurückgelassen, unter Bürger und Soldaten auszutheilen.

Da die Nachricht kam, daß Tilly von Magdeburg heranrücke, ließ der König die Festungswerke von Frankfurt in größter Eile wieder herstellen, alle Oderkähne in der ganzen Umgegend wegnehmen und nach Frankfurt in Verwahrsam bringen. Vierzehntausend Mann blieben als Besatzung in der Stadt zurück, Gustav Adolph selbst setzte sich mit nur 2000 Mann gegen Landsberg in Bewegung. Dieser feste Platz liegt an der Warthe, und ist rings von Sümpfen umgeben. Auf einer mitten im Sumpfe liegenden Anhöhe, eine kleine Strecke von der Stadt, hatten die Kaiserlichen ein Werk aufgeworfen, welches den Namen Kuhschanze führte. Aus 3000 Mann versuchter alter Soldaten bestand die Besatzung der Stadt, 300 lagen in der Kuhschanze. Den Befehl führte Johann Philipp Kratz der jüngere, Oberstwachtmeister der kaiserlichen Reiterei. Der erste Angriff erfolgte auf die Kuhschanze, die mit zwei Kanonen beschossen wurde. In der Nacht vom 14. auf den 15. April setzte Gustav Adolph mit 200 Musketiren und eben so vielen Reitern auf einer Floßbrücke über die Warthe, um einen kühnen Streich auszuführen. Es war seine Absicht, sich mit dieser Handvoll Leute zwischen der Schanze und der Stadt mitten im Moraste festzusetzen. Ein entflohener Bürger aus Landsberg, seines Handwerks ein Schmid, der die ganze Gegend ausnehmend gut kannte, hatte sich dem König, sey es durch schwedisches Gold gewonnen, oder aus Rachsucht wegen früher von den Kaiserlichen erlittenen Beleidigungen, als Führer angeboten. Dieser Mann führte den König auf Stegen, die Niemanden als ihm bekannt waren, durch den Sumpf mitten zwischen die Kuhschanze und die Stadt hinein. Der Mantel der Nacht verdeckte die geringe Anzahl der Leute des Königs. Sogleich wurde die Schanze durch einen kühnen Anlauf im Rücken angefallen. Als die im Lager zurückgebliebenen Schweden aus dem Abfeuern der Gewehre vernahmen, daß der König den Angriff von hinten ausführe, fielen sie die Schanze auch von vornen an. Zwar machte nun Kratz

einen Ausfall aus der Stadt, aber er kannte die Schwäche der Streitkräfte nicht, die Gustav Adolph bei sich hatte, und war überdieß verwirrt, weil er nicht begreifen konnte, auf welche Weise die Schweden in den Sumpf hineingekommen seyn sollten. Zum Unglücke für die Kaiserlichen wurde dieser tapfere Officier gleich nach den ersten Schüssen von einer Kugel niedergestreckt, worauf die ausgefallene Mannschaft sich wieder in die Stadt zurückzog. Nun streckte die Besatzung der Kuhschanze das Gewehr und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Da Landsberg nach dem Falle der Schanze, welche die Stadt bestrich, kaum mehr zu halten war, boten die Kaiserlichen am folgenden Tage (den 16. April) die Kapitulation an, welche ihnen auch mit günstigen Bedingungen bewilligt wurde. Sie zogen mit allen kriegerischen Ehren und vier Stücken Geschütz aus. Eine Abtheilung schwedischer Reiterei geleitete sie bis etliche Meilen von Glogau, vorher mußten sie schwören, innerhalb der nächsten acht Monate nicht mehr wider den König dienen zu wollen. Bei diesem glücklichen Ereigniß beunruhigte den König nur ein Umstand. Er wußte nicht, wie er seine Leute beim Vorüberziehen der Besatzung aufstellen solle, um ihre geringe Anzahl zu verbergen; denn er hatte im Ganzen nur 2000 Mann bei sich, während jene aus 3000 bestand. Die Ankunft etlichen Volks, das er in aller Eile herbeirief, und das wenige Stunden vor dem Auszug der Kaiserlichen in seinem Lager eintraf, rieß ihn aus dieser Verlegenheit.

Nach erfolgter Einnahme von Landsberg begab sich Gustav Adolph wieder nach Frankfurt. Der Lauf der Oder von ihrer Mündung fast bis nach Glogau hinauf war jezt in seiner Gewalt, der Rücken und die linke Flanke gesichert. Krossen hatten die Schweden gleich nach dem Falle Frankfurts eingenommen. Gustav Adolph entschloß sich jezt ernstlich dem schwer bedrängten Magdeburg zu Hülfe zu eilen. Aber ehe wir ihn auf diesem Marsche begleiten, muß vorher über die wichtigen politischen Verhandlungen berichtet werden, die in den ersten Monaten des Jahres 1631 auf verschiedenen Punkten des teutschen Reiches vor sich gingen.

Die Ursachen, warum der Vertrag mit Frankreich nicht schon im vorigen Jahre zu Stande kam, sind oben auseinander gesezt worden. Gustav Adolph hatte indeß durch Thaten gezeigt, was er werth sey, überdieß war die Zeit gekommen, wo

das Haupt der Liga eine entschiedene Stellung einnehmen mußte. Die Franzosen eilten daher abzuschließen, um dem Churfürsten von Bayern den Abfall vom teutschen Kaiser zu erleichtern. Charnace erschien zu Anfang des Jahrs 1631 wieder im königlichen Lager. Doch hatte die Sache nichts von ihrer früheren Schwierigkeit verloren. Unter heftigen gegenseitigen Streitigkeiten unterhandelte, mit Argwohn im Herzen unterschrieb man. Denn das schwedische und französische Interesse berührten sich nur in dem einzigen Punkte, daß der teutsche Kaiser gedemüthigt werden sollte. Weiter hinaus zeigten sich nichts als gänzlich verschiedene Absichten. Der Kardinal wollte, wie gesagt, den nordischen Helden wie einen Handlanger brauchen, den man wieder nach Hause schickt, wenn er den verlangten Dienst geleistet hat, er wollte durch Aufhetzung der Glieder gegen das Haupt, durch einen Krieg aller Teutschen gegen alle, das Reich so sehr schwächen, daß er wegreißen konnte, was ihm gelüstete. Weit hievon verschieden waren Gustav Adolphs Plane. Er fühlte Kraft und Beruf in sich auf dem Ruine Habsburgs, aber zugleich auch ohne Zweifel auf den Trümmern der ganzen ob katholischen, ob lutherischen Reichsaristokratie ein protestantisches Kaiserthum zu gründen. Darum mußten die Besitzungen der Liga so gut, wie die Erblande des Kaisers seinem Schwerte verfallen seyn. Dagegen wollte Frankreich, daß Bayern und die Liga dem Schweden die Hand zum Sturze des Kaisers biete, damit eine Macht durch die andere im Zaum gehalten, und Gustav Adolph nicht zu mächtig werde. Bekanntlich sagt man im diplomatischen Verkehre nie was man denkt. Vorwände müssen die wahre Meinung verdecken. Gemäß dem Geiste damaliger Zeit, hielten sich die Franzosen an das Interesse der christkatholischen Religion, von der sie seit der Pariser Bluthochzeit und auch früher so treue Bekenner gewesen sind. Sie verlangten, daß Gustav Adolph feierlich darauf verzichte, die katholischen Reichsstände anzugreifen. Nur gegen den Kaiser sollten seine Waffen gerichtet seyn. Unmöglich, hieß es, könne der allerchristlichste Beherrscher Frankreichs dulden, daß ein mit ihm verbündeter König rechtgläubige Reichsfürsten unterdrücke. Ausser dem offen ausgesprochenen Wunsche, den Churfürsten von Bayern aufrecht zu halten, lag diesem Gerede noch eine andere böse Absicht zu Grund. Man wollte dem Könige den hohen Einfluß

auf die Gemüther der teutschen Völker, und somit eine unerschöpfliche Quelle der Macht, die er als anerkannter Vorkämpfer des protestantischen Glaubens besessen hätte, abgraben, und ihn dadurch desto mehr von Frankreich abhängig machen. Die Krone Frankreich bot ihm ihr Bündniß nur dann an, wenn er sich darauf beschränke, die alte Reichsverfassung, die sogenannte teutsche Freiheit, wieder herzustellen. Gustav Adolph, der kein Hehl daraus machte, daß er das Wiedervergeltungsrecht an den Katholiken ausüben wolle, gab, weil er französisches Gold bedurfte, wenn auch nicht in der Sache, so doch in den Worten nach. Dem Churfürsten von Bayern und den Mitgliedern der Liga wurde Neutralität, selbst Beitritt zu dem Bündniß vorbehalten, aber auf Bedingungen, von denen der König wohl wußte, daß sie nicht erfüllt werden konnten. Der katholische Cultus sollte überall in den von Gustav Adolph eroberten Städten und Landen unangetastet bleiben. So wurde eigentlich der Streitpunkt zwischen Frankreich und Schweden für den Augenblick mit schönen Worten verhüllt und auf die Zukunft hinausgeschoben. Es fragte sich bloß, ob der König fernere Fortschritte mache; denn wer ein siegreiches Heer von 30,000 Mann als Sachwalter stellen kann, hat immer gewonnenes Spiel, wenn es darauf ankommt Verträge zu deuten.

Noch eine andere Schwierigkeit erhob sich. Charnacé hatte keine Vollmacht, dem Könige den Titel Majestät zu geben. Die Krone Frankreich verweigerte nämlich diesen prächtigen Namen allen gekrönten Häuptern, die nicht durch Geburt, sondern durch die Wahl der Stände Könige waren, wie die Beherrscher von Polen, Schweden und Dänemark. Denn obwohl der Thron in beiden leztern Staaten seit geraumer Zeit vom Vater auf den Sohn überging, betrachtete Frankreich die Reiche Schweden und Dänemark doch als Wahlkronen, weil die Stände sich ihres Wahlrechts nicht förmlich begeben hatten. Indem man in Paris einen solchen übermüthigen Unterschied zwischen Königen durch »Volkswillen« und von »Gottes Gnaden« machte, ging man von jenem berühmten Grundsatze aus, den Ludwig XIV. später mit den Worten aussprach, »der Staat? das bin ich!,« ein Grundsatz, der, weil er auf die Spitze getrieben wurde, den unschuldigen Enkel dieses stolzen Herrschers auf das Blutgerüste führte. Wenn Gustav Adolph sich gegen die

erste Forderung des französischen Bevollmächtigten scheinbar nachgiebig gezeigt hatte, war er desto unerbittlicher in Betreff der zweiten. In einem Schreiben an den König von Frankreich äusserte er: »Obwohl die Frage wegen des Titels an sich unbedeutend ist, da sie weder zur Verminderung noch Vergrößerung der Macht beider Kronen etwas beiträgt, so sind wir doch überzeugt, daß es die Pflicht eines Königs ist, Nichts zu vernachläßigen, was seine hohe Würde betrifft. Eher wollten wir die Unterhandlung abbrechen, als daß wir zum Nachtheil dieses Amtes, das wir von Gott und unsern Vorfahren erhalten haben, das Geringste geschehen ließen.« Was würden auch die Franzosen nicht Alles vom Könige verlangt haben, wenn er in diesem Punkte nachgab! Charnace hatte die Frechheit, gegen Gustav Adolph zu äussern, »es gebe Purpur von gar verschiedenem Preis.« Dieser antwortete dem französischen Unterhändler: »ich kenne keinen andern Unterschied zwischen Königen, als ihr persönliches Verdienst.« Noch versuchte es der Franzose beim Abschlusse des Vertrags in die Urkunde die Worte aufzunehmen: »Seine Majestät Ludwig XIII. von Frankreich gewähre dem Könige von Schweden ihren Schutz.« Unwillig rief einer von den schwedischen Bevollmächtigten aus: »mein Gebieter verlangt bloß den Schutz des Himmels, nächst Gott will er den Sieg nur seinem Degen und seiner Tapferkeit verdanken.« Gustav Adolph hatte den Feldmarschall Horn sammt den Brüdern Johann und Carl Banner zu seinen Geschäftsträgern ernannt. Zu Bärwalde in der Neumark wurde der Vertrag zwischen den Kronen Schweden und Frankreich abgeschlossen, und am $^{13}/_{23}$. Januar 1831 unterzeichnet. Folgendes ist sein Inhalt:

1) Die Könige von Schweden und Frankreich schließen ein Bündniß zu dem Zwecke, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu schützen, die Sicherheit der Ostsee und des Oceans, die Freiheit des Handels, die Rechte und Privilegien der unterdrückten oder bedrängten Stände des heiligen römischen Reichs wieder herzustellen, die an beiden Meeren und im Lande Valtelin und Graubünden errichteten Vestungen zu zerstören, und überhaupt Alles wieder in den Stand zu setzen, in welchem es vor Ausbruch des gegenwärtigen teutschen Krieges gewesen ist. 2) Weil die feindliche Parthie sich bis auf diesen Tag geweigert hat, billige Genugthuung für zugefügtes Unrecht zu geben, so soll nunmehr mit

bewaffneter Hand zum Wohle der gemeinschaftlichen Freunde eingeschritten werden. 3) Zu diesem Ende führt der König von Schweden ein Heer von 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß nach Teutschland, und unterhält es dort auf seine Kosten. Dagegen zahlt die Krone Frankreich an den König von Schweden jährlich 400,000 Thaler, von welcher Summe die eine Hälfte den 15. Mai, die andere den 15. November in Paris oder Amsterdam, je nach Gutbefinden des Königs von Schweden, unfehlbar erlegt werden soll. 4) Beide kontrahirende Theile gestatten einander in ihren Gebieten freie Werbung von Kriegs- und Seevolk, Ausfuhr von Schiffen und Kriegsvorräthen; den Feinden dagegen wird der Zugang verweigert. 5) Verbrecher und Ausreißer werden gegenseitig ausgeliefert. 6) Gefällt es dem Allmächtigen, die Waffen des Königs von Schweden zu segnen, so soll derselbe in allen eroberten Orten nach den Reichssatzungen verfahren, und die Ausübung der katholischen Religion nirgends abändern, wo er sie antrifft. 7) Diesem Bündnisse können andere Stände und Fürsten in und ausser Teutschland beitreten; aber dann müssen sie sich verpflichten, weder heimlich noch offen dem Feinde zu helfen, nichts was den Königen von Schweden und Frankreich oder dem gemeinen Wesen hinderlich seyn könnte, zu thun, sondern vielmehr die nöthigen Beiträge als Verbündete zu leisten. 8) Mit dem Herzoge von Bayern und der katholischen Liga soll Freundschaft, oder doch Neutralität gehalten werden, sofern dieselben ein Gleiches zu thun sich erbieten. 9) Kommt es zu Friedensverhandlungen, so soll hiebei nach allgemeinem Rath und unter Beiziehung der Verbündeten verfahren werden. Keiner darf ohne Wissen oder Willen des Andern etwas thun, am wenigsten Frieden schließen. 10) Gegenwärtiges Bündniß gilt fünf Jahre vom Tage der Unterzeichnung an bis zum 1. März 1636. Kommt während dieser Zeit kein sicherer Frieden zu Stande, so soll es nach Erfinden der Bundsgenossen verlängert werden. 11) Weil jedoch schon im vorigen Jahre über diesen Vertrag unterhandelt wurde, so soll er eigentlich angesehen werden, als gälte er sechs Jahre. Und da seine Majestät der König von Schweden schon viele Kosten auf den gegenwärtigen Krieg verwendet hat, so sollen demselben für das vorige Jahr, am Tage der Unterzeichnung, von Frankreich 120,000 Reichsthaler in Wechseln erlegt werden, ohne daß diese Summe

von den Beiträgen für die kommende Jahre abgerechnet werden kann.«

Es ist leicht zu sehen, welche von diesen Artikeln zu Gunsten der Schweden, welche zum Vortheil der Franzosen, und welche im beiderseitigen Wohle eingeschoben wurden. Der erste und der lezte sind ganz im schwedischen Interesse. Den achten, welcher Neutralität für den Churfürsten von Bayern ausbedingt, hatte Charnace wider den Willen Gustav Adolphs erpreßt; aber er ist ein elender Nothbehelf ohne Wirkung. Warum verlangten die Franzosen Neutralität für Bayern, wenn sie nicht vorher wußten, daß ihr Günstling sie benützen würde? Unterhandelt wurde genug darüber zwischen Churbayern und dem Pariser Hofe, doch ohne Erfolg. Wir wissen, daß Maximilian I. im Jahre 1629 vor Gustav Adolphs Erscheinen auf dem teutschen Boden, im Begriffe stand, dem Kaiser aus bitterer Eifersucht den Krieg zu erklären. Sonderbar scheint es nun, daß dieser Fürst sich jezt einem fremden Könige, der auf seine Gefahr hin eben das thun wollte, womit Maximilian I. selbst früher gedroht hatte, mit Gewalt der Waffen widersezte, daß er folglich dem Kaiser den schützenden Schild vorhielt. Das Auffallende dieser Stellung verschwindet jedoch, sobald man erwägt, daß Gustav Adolph alle Fäden des vielgestaltigen Gewebes in seinen Händen hielt, und daß er kraft des Vertrages von Bärwalde Frankreich wie Churbayern beherrschte. Wollte Churfürst Maximilian I. von der bedungenen Neutralität Gebrauch machen: so mußte er — dieß war die unerläßliche Bedingung — erstens in die Aufhebung des Restitutions-Ediktes, seines Lieblingwerkes, willigen, zweitens auf die beiden Pfalzen, den Raub seines Verwandten, verzichten. Denn die Wiederherstellung der teutschen Angelegenheit in den Stand, in welchem sie vor dem Kriege gewesen, schloß jene zwei Punkte unwidersprechlich in sich. Sicherlich hat der französische Bevollmächtigte das Ansinnen gestellt, Gustav Adolph möchte wegen des Restitutions-Edikts ein Auge zudrücken, über die bayrische Erwerbung der Pfalz den Mantel der Liebe decken, und sich begnügen mit einem Angriff auf den teutschen Kaiser. Allein der König blieb unerbittlich in Betreff dieser beiden Artikel, und er mußte es auch seyn; denn wenn er den Fortbestand des Restitutionsedikts und die Vergrößerung Churbayerns auf Kosten eines protestantischen

Nachbarn zugestand, so verrieth er die Religion, welche seinem Herzen theuer war, verlor allen Einfluß auf die Protestanten, die ihm weit mehr nützen konnten, als die französische Krone mit etlichen Dutzend Geldsäcken, er entäusserte sich aller Würde, mit einem Worte, er sank dann von der hohen Stellung des Waffenhauptes einer ganzen Kirche, des von Millionen verehrten Erretters, herab zu der niedrigen Rolle eines alltäglichen Eroberers, der noch dazu für fremden Ehrgeitz und um gallischen Sold die Waffen trägt. Wie hätte ein so hochherziger König sich zu so entehrenden Schritten verstehen können! Anderer Seits konnte auch der Churfürst von Bayern um den Preis der Neutralität weder in die Rücknahme des Restitutionsedikts, noch in Wiedererstattung des pfälzischen Erbe willigen. Denn that er dieses, so verfeindete er sich tödtlich mit der römischen Kirche und den Jesuiten, seinen Freunden, noch mehr, dann zogen die Truppen der Liga, die bisher so kräftig mitgewirkt für Zwecke der churbayrischen Ehrsucht, aus seinem Lager ab, oder wandten gar ihre Lanzen gegen die sich selbst überlassenen bayrischen Regimenter. Maximilian war dann, was er vor 20 Jahren gewesen, ein bloßer Herzog, ein Fürst, wie viele andere im Reiche mehr. Gestand er das zweite zu, so ging es ihm noch schlimmer, denn dann hatte er umsonst gearbeitet, umsonst Ströme von Blut vergossen, umsonst den teutschen Kaiser durch Wallensteins erpreßte Absetzung tödtlich verlezt. Verzweifelt war in der That die Lage des Churfürsten. Wider seinen Willen mußte er für den Kaiser fechten, den Hauptaufwand und die drohendsten Gefahren des Krieges übernehmen. Jezt fiel das Restitutionsedikt, das er als ein Meisterstück der Politik angesehen, auf sein eigenes Haupt; die erzwungene Abdankung der kaiserlichen Völker, die Entlassung Wallensteins rächte sich fürchterlich. Der Kaiser ärndete jezt die Früchte von Maßregeln, die noch vor einem Jahre so günstig für Bayern, so nachtheilig für Habsburg geschienen hatten. Ruhig konnte er zusehen, wie der Churfürst sich nothgedrungen für das östreichische Interesse ruiniren mußte. Eben aus dieser Stellung begreift man aber auch das Zögern Tillys. Maximilian, der seine schlimme Lage einsah, hatte seinem Feldherrn befohlen, möglichst wenig zu wagen, und die Vertheidigung des Landes den abgesonderten kaiserlichen Heeresabtheilungen zu überlassen. Er rechnete, daß Kaiser Ferdinand II.

nach Vernichtung des geringen Volkes, das noch in seinen Diensten stand, die Kosten des Friedens mit seinen Erblanden bezahlen werde, während dann Churbayern als Besitzer eines ungeschwächten Heeres unter Tillys Kommando leichten Kaufes durchkommen würde. Ferdinand dagegen überließ den Krieg seinem Schicksal. Hatte er ja den größten Theil seiner Völker auf Maximilians I. Antrag abgedankt, folglich war es ganz in Ordnung, daß Churbayern die Waffen gegen den gemeinschaftlichen Feind führte. Ueberdieß deckte den Kaiser gegen einen möglichen Einfall in die Erblande der Besitz Wallensteins, der ein ganzes Heer aufwog.

Wenn Churbayern durch den Bärwalder Vertrag in eine schlimme Lage gerieth, so hatten die Franzosen ihr eigenes Interesse dabei nicht viel besser gewahrt. Dieses Bündniß bringt ihnen Schande, weil sie einem neuen Freunde einen ältern und wichtigern in der Person des Churfürsten aufopferten. Mit französischem Golde bekämpfte ja Gustav Adolph jezt das Heer Tillys, und folglich die Soldaten eines alten Verbündeten der allerchristlichsten Majestät. Jenes Bündniß war zweitens leichtsinnig, sobald es Gustav Adolph gelang, sich im Norden Teutschlands festzusetzen, und dort eine Macht zu bilden, die endlich das teutsche Kaiserthum an sich reißen, und die Einheit des Reichs herstellen mochte. Es war endlich im vollen Sinne des Worts dumm, wenn Gustav Adolph die Liga und Habsburg niederwarf, wenn er den Norden und Süden mit Riesenarmen umspannte, was ja wirklich der Fall war. Es sah schon im Frühjahr 1632 ganz so aus, als hätte das Pariser Kabinet in dem Bärwalder Vertrage Kohlen zum eigenen Brande herbeigetragen, und die Rolle der berühmten Katze gespielt, die für fremde Zwecke Kastanien aus dem Feuer holte. Französische Geschichtschreiber*) rühmen laut, im Bärwalder Vertrage sey durch Richelieu der Grund zum langjährigen Uebergewicht Frankreichs über das Haus Oestreich gelegt worden. Dieß ist allerdings wahr, aber nur weil blindes Glück die französische Ehrsucht, wie sonst so oft, begünstigte, weil eine verhängnißvolle

*) Wie Michel le Vassor histoire du regne de Louis XIII. Band 6. Seite 602.

Kugel in der Lüzener Schlacht ein weltgeschichtliches Leben auslöschte. Aber wenn dieß nicht geschah, wenn es dem Könige vom Schicksale vergönnt war, durch Errichtung eines protestantischen Kaiserthums Teutschland zur Einheit zurückzuführen, und somit an ein Werk, das schon mehr als zur Hälfte dastand, die lezte Hand zu legen: so würde der französische Hof gar schlimme Früchte aus seiner Unterstützung Schwedens geärndet haben. Ludwig XIII. und sein Cardinal hatten mit ihren Geldvorschüssen nichts weniger als den König gewonnen, sondern vielmehr erbittert, weil sie ihn gar zu grob empfinden ließen, daß sie ihn bloß als gemeines Werkzeug für ihre Plane gebrauchen wollten. Das Gothenblut in Gustav Adolphs Adern wallte heiß auf. Er theilte mit jedem guten Teutschen den angebornen Widerwillen gegen die romanischen Völker, die unsere Leiber fürchten, aber sich rühmen, unsere Geister umstricken zu können. In der That war Gustav Adolph gezwungen seine Waffen gegen auswärtige Feinde zu kehren, sobald ihm gelang, Teutschland unter einen Hut zu bringen. Dei „ er mußte dann, um seiner eigenen Sicherheit willen, die im wiederhergestellten Reich zurückgebliebenen schlechten provinciellen Leidenschaften in eine bessere, nationale umschaffen; er mußte den Teutschen zeigen, daß sie ihren Feind im Auslande zu suchen hätten. Auch die eifrigsten Katholiken würden ihm zulezt die Eroberung Teutschlands verziehen haben, wenn er die Waffen der Nation über die Vogesen getragen und in Paris Rechenschaft gefordert hätte über die während unserer früheren Bürgerkriege dem Reiche gestohlenen Provinzen. Gustav Adolph machte auch, wie wir sehen werden, kein Hehl aus solchen Planen.

Der Bärwalder Vertrag hatte eine zweite politische Unterhandlung zur Folge, welche eben so günstig für die Schweden ausfiel, den Leipziger Convent. Auf dem Regensburger Reichstage erreichte bekanntlich der katholische Zweig des hohen Reichsadels seinen Zweck, indem er die Absetzung des Friedländers durchsezte. Die Protestanten konnten trotz aller Vorstellungen die Rücknahme des Restitutionsedikts weder erflehen noch ertrotzen. Kaiser Ferdinand II. verwies sie zu Ende des Reichstages an die vier katholischen Churfürsten, welche beauftragt seyen, den nöthigen Bescheid wegen der Religionsfrage zu geben. Weil man befürchtete, die unzufriedenen Fürsten möchten sich auf die Seite

des eben in Teutschland eingerückten Königs von Schweden schlagen, und weil man sie daher mit leeren Hoffnungen hinhalten wollte, ertheilten die Churfürsten folgende Antwort: das Restitutionsedikt könne nicht zurückgenommen werden, indessen wolle man seiner Vollstreckung so lange Einhalt thun, bis durch einen neuen Vergleichstag in Frankfurt am Main, der am 3. Februar des folgenden Jahres seine Sitzungen eröffnen werde, die Art der Vollziehung festgesezt, und mögliche Ausschweifungen des Kriegsvolkes durch Gesetze gehemmt worden wären. Offenbar lag diesem Bescheid die Absicht zu Grund, die mächtigsten protestantischen Fürsten von den schwächern Ständen ihrer Parthei loszureissen, indem man die Aussicht offen ließ, daß der eine mehr geschont werden dürfte, als der andere. Aber bei dem allgemeinen Mißtrauen, das damals im Reiche herrschte, wirkte ein solches abgenuztes Mittel wenig mehr. Die entschlossensten Mitglieder der protestantischen Aristokratie, besonders die Ernestiner sannen auf bewaffne[illegible] Widerstand. Aller Augen richteten sich auf den Churfürsten v[illegible] Sachsen Johann Georg. Man drang in ihn, endlich seine zweideutige Politik aufzugeben, und eine entschiedene Rolle zu spielen. Dieser Fürst schien theils durch seine überwiegende Macht, theils durch Erinnerungen der lutherischen Reformation berufen, den bedrohten Protestantismus aufrecht zu halten.

Es ist nöthig, daß wir den Charakter eines Mannes, der schon oft in vorliegender Geschichte genannt wurde, näher ins Auge fassen. Johann Georg, Sohn des Churfürsten Christian I. trat nach dem Tode seines kinderlosen Bruders im Jahr 1611 die Regierung der Churlande an. Von der stiefmütterlichen Natur war er mit sehr geringen Geistesgaben ausgestattet, eine unsinnig-strenge theologische Erziehung trug dazu bei, den glimmenden Docht zu verkümmern. Noch zeigt man zu Dresden ein Buch, in welches sein Hofmeister Leonhard die Strafen hineinzeichnete, welche er wegen unbedeutender Vergehen über den fürstlichen Knaben verhängte. Bisweilen ward der Prinz zur Strafe an den Ofen gebunden, oft »durch den schwarzen Mann« geängstigt. Bei aller Strenge vergaß jedoch der fürstliche Lehrer nicht, seinem Zöglinge schwindelnde Ansichten von der Größe seines Hauses und der Würde seiner Person beizubringen, Ansichten, die einen fruchtbaren Boden fanden. Denn kraftlose Charaktere sind ausnehmend geneigt, auf das Verdienst von

Andern, von Vorfahren zum Beispiele zu pochen, weil ein dunkles Gefühl ihnen sagt, daß sie selbst keine gerechte Ansprüche auf Ruhm haben. In der That bildete neben großer Schwäche Stolz den Grundzug im Charakter des Churfürsten. Dieser Stolz offenbarte sich in sehr verschiedenen, scheinbar entgegengesezten Wirkungen: er machte ihn abhängig von den Schmeicheleien anerkannt höherer von traditionellem Glanze umstrahlter Personen, wie des deutschen Kaisers, er verleitete ihn, sich hervorzudrängen, und eine Rolle spielen zu wollen, zu der er keine Fähigkeiten besaß — immer das widerwärtigste Schauspiel, Ansprüche und Unmacht zusammengekoppelt — jener Stolz machte ihn zum scheelsüchtigen Neider und Feinde wahrhafter Charaktergröße, vor der sich seine Unbedeutendheit beugen mußte; er flößte ihm endlich eine unersättliche Ländergier ein. Von den fürstlichen Lastern seiner Zeit war Johann Georg in einem hohen Grade angesteckt. Dem Waidwerk fröhnte er, wie vielleicht kein anderer deutscher Große in einer Zeit, wo es so viele Nimrode gab. Während einer 42jährigen Regierung von 1611—1653 hat er 113,629 Stücke Wild (worunter 28,000 wilde Schweine, 208 Bären, 3543 Wölfe, 200 Luchse, 18,967 Füchse), entweder selbst mit eigener kurfürstlicher Hand erlegt, oder vor seinen Augen umbringen lassen. Die Freuden der Tafel liebte er, nach der gewöhnlichen Weise von Männern, in deren großen Leibern ein schwacher Geist wohnt, aber den Trunk in einer Ausdehnung, die selbst damals zu den beissendsten Nachreden Anlaß gab. Am Dresdener Hofe wurde so unmäßig gezecht, daß Churfürst und Räthe gewöhnlich von der Tafel weggetragen werden mußten, oder auch vom Stuhle fielen. Die fremde Diplomatie trieb ihren Spott mit dieser Leidenschaft. So schreibt Camerarius, Gustavs Botschafter in den Niederlanden an Oxenstierna: »Von der neulichen Hochzeit in Dresden habe ich bis jezt nichts gewisses erfahren können, als daß Niemand dabei vor Durst gestorben ist. Sicherlich haben sie beim Becher kühne Plane gefaßt zur Bekämpfung Alexanders, aber ob sie am andern Morgen, nachdem der Dampf verflogen war, eben so kühn gewesen, muß der Erfolg lehren. Manche meinen, wir dürften für die Zukunft Besseres erwarten vom Churfürsten. Ein wahres Wunder wäre es, wenn er sich aus der ewigen Trunkenheit herausreißen könnte.« Johann Georg betrank sich übrigens nicht einmal in Wein,

sondern im Merseburger Breihahn, weßhalb ihn Spottlieder »den Bierkönig« nannten. Man kann sich denken, daß ihn diese Leidenschaft den schädlichsten Einflüsterungen der Intrike aussezte. Der französische Gesandte Maubert erzählt, »Johann Georg sey Morgens sehr kleinlaut und unentschlossen, Abends aber starrköpfig und trunken gewesen.« So lange die Nachwehen der gestrigen Ausschweifung in der Frühe seine Nerven dämpften, konnte er sich zu Nichts entschließen; der Muth stieg wieder des Nachmittags mit den geleerten Flaschen. Wollte man daher irgend einen Plan krebsgängig machen, so mußte man den Churfürsten des Morgens, wenn man ihn vorwärts treiben wollte, des Abends bearbeiten. Stärker noch als Stolz, Bier und Jagdlust, wirkte auf Johann Georg die Triebfeder der Furcht. Am meisten beherrschte ihn dieses Gefühl gegenüber von dem teutschen Kaiser, doch war es zugleich mit einer Anhänglichkeit gepaart, die aus der Politik seines Hauses, aus der alten Bevorzugung der Albertiner von Seiten Habsburgs entsprang. Fast eben so viel als den teutschen Kaiser fürchtete Johann Georg den Gott der lutherischen Dogmatik. Wir sagen absichtlich so, denn diese Empfindung war nicht gesunder Natur, nicht eine Folge ächter Religiosität, sondern eine Frucht der Erziehung mit Beihülfe »des schwarzen Mannes.« Weil nun die politische Laufbahn des Churfürsten seit dem Ausbruche des 30jährigen Kriegs bis zum Jahr 1630, viele Sünden gegen den lutherischen Herrgott aufwies: so mußte der Abstand zwischen That und Pflicht auf künstlichem Wege ausgefüllt werden. Hiezu bedurfte es eines geschmeidigen Hofpredigers, jenes unentbehrlichen Rüstzeuges an den damaligen Höfen. Diese Rolle spielte in Dresden der ehrwürdige Mann Hoe von Hohenegg, ein geborner Wiener und Protestant, aber trotz aller Religionsverfolgungen dem Hause Habsburg mehr ergeben, als es für den Churfürsten gut war. Denn Goldkörner aus Peru, die dem frommen Theologen aus Wien zugeschickt wurden, verwandelten die Bitterkeit seines lutherischen Hasses in Süßigkeit um. Hoe war es, der das Gewissen seines Herrn wegen des Angriffs auf den böhmischen Winterkönig rechtfertigte. In der That hatte Johann Georg durch diesen Schritt den Protestantismus, dessen natürlicher Beschützer zu seyn er sich rühmte, der größten Gefahr ausgesezt, und den Grund gelegt zur späteren Uebermacht des Kaisers. Der Churfürst wurde

damals bekanntlich mit den Laufitzen, vielleicht auch mit dem Bewußtseyn belohnt, den verhaßten Calvinismus in Teutschland gestürzt zu haben. Die großen Thaten Wallensteins, besonders die Entziehung des Magdeburger Erzstiftes, das er schon für seinen Sohn erübrigt zu haben glaubte, öffneten ihm endlich die Augen. Seine alte Vorliebe für den Kaiser wurde immer kühler; seit Erlassung des Restitutionsedikts, das dem protestantischen Adel einen großen Theil seiner Güter entriß, glaubte er sich berufen, die Sache des lutherischen Gottes zu retten. Aber sehr furchtsam trat er anfangs auf, wie ein Mann der will und wieder nicht will, doch wurde seine Sprache entschiedener, seit der Feldmarschall Georg v. Arnim, dessen Charakter wir oben geschildert haben, in gleicher Eigenschaft in kursächsische Dienste getreten war. Sicherlich hatte Wallenstein bei dieser Anstellung die Hände im Spiel, denn durch seinen Einfluß auf den neuen sächsischen Obergeneral konnte er in Dresden die Karten nach seinem Belieben mischen. Arnim hatte von dem kaiserlichen Hofe von früheren Rechnungen her 264,000 Gulden zu fordern, deren Ausbezahlung ihm seither verweigert worden war. Er schmeichelte sich als sächsischer Feldherr dieses Geld zu erlangen, das man ihm als kaiserlichem zurückbehalten hatte. Auch der Wiener Hof konnte dessen zufrieden seyn, denn es ist immer nüzlich für eine große Macht, in dem Lager eines charakterschwachen Feindes oder zweideutigen Freundes einen einflußreichen Gläubiger zu wissen, der sich gefällig zeigen muß, wenn er sein Geld erringen will. Jene Schuld mochte an sich rechtmäßig seyn, jedenfalls wirkte sie im vorliegenden Falle zugleich als Bestechungsmittel.

Der Kurfürst Johann Georg war im Sommer 1630 noch ganz unschlüssig über die Rolle, die er spielen sollte. Sein Gesandter auf dem Regensburger Reichstage Brandenstein stimmte dem Plan zum Frankfurter Vergleichsprojekt bei, was offenbar eine versöhnende Maßregel war. Erst im Spätherbst änderte Johann Georg seine Meinung, mißbilligte die Willfährigkeit des Gesandten, hielt in Annaberg eine geheime Zusammenkunft mit dem Churfürsten von Brandenburg, ohne dessen Rath er nichts unternehmen wollte, und faßte nun Muth. Mitten im Winter berief er die sächsischen Landstände nach Torgau zusammen, und legte ihnen mehrere wichtige Fragen vor: ob es nüzlich sey, eine Versammlung der Evangelischen auszuschreiben,

ob man nicht Kriegsvolk zusammenziehen solle, um im nöthigen Fall feindliche Eingriffe mit Waffengewalt abzuweisen.« Die Landstände antworteten zur Zufriedenheit des Churfürsten. Diese schnelle Aenderung hatte drei Hauptursachen. Sie war eine Folge der Einflüsterungen einiger entschlossenen evangelischen Stände, die ihn immer dringender aufforderten, aus dem Schlummer zu erwachen, und wie Brutus die Freiheit gegen Cäsar zu verfechten — besonders die ernestinischen Herzoge wirkten im bezeichneten Sinne — zweitens der geheimen Federn, welche Gustav Adolph springen ließ. Arkenholz berichtet aus Urkunden des Stockholmer Archivs: Der König habe darum das Bündniß mit Frankreich so schnell abgeschlossen, weil er dadurch die Evangelischen und besonders den Churfürsten von Sachsen zur Schilderhebung wider den Kaiser ermuthigen wollte. Denn ohne diesen Rückhalt würden sie nie eine Zusammenkunft gewagt haben. Endlich der bedeutendste Hebel war der neue sächsische Feldmarschall Georg v. Arnim. Johann Georg grollte gegen den Kaiser wegen des Restitutionsedikts, wegen Magdeburg, wegen gänzlicher Verachtung seiner dringenden Bitten um die Wiederherstellung Augsburgs, in welcher Reichsstadt der katholische Cultus mit großer Härte eingeführt worden war. Andererseits haßte er den Schwedenkönig, denn er konnte es ihm nicht verzeihen, daß alle Welt ihn für den alleinigen Retter der protestantischen Kirche hielt, welchen Beruf der Churſachse als ein Erbamt seines hochfürstlichen Hauses ansah. Arnim versäumte keine Gelegenheit, diese verschiedenen Funken der Leidenschaft zur Flamme anzublasen, und eine Schlußfolge zu ziehen, die der Ehrsucht des Churfürsten schmeicheln mußte. »Die Macht Churſachsens«, äusserte er in vertraulichen Gesprächen, »sey groß genug, um unter gewissen Umständen dem Kaiser zu trotzen. Diese Umstände seyen jezt vorhanden. Der Kaiser beginne vor dem wachsenden Gewichte des Schwedens zu beben, in der That fehle nur wenig, so sey Lezterer der Stärkere. Darum möge der Churfürst sich waffnen, und die übrigen Protestanten an sich ziehen; dann habe er die Wage in der Hand, die Schaale, in welche Sachsen seine und der Vereinten Stände Macht werfe, müsse nothwendig schwerer wiegen, aus Furcht werde der Kaiser dann Alles bewilligen: die Jülicher Erbschaft, Magdeburg und noch viel mehr. Sachsen genieße dann den süßen Triumph, zwischen Habsburg und dem Schwedenkönig,

eine dritte Parthie, mächtiger als beide zu bilden, um deren Gunst die Andern sich in die Wette bewerben müßten. Dazu sey nöthig, zwar Miene zur Annäherung an den Schweden zu machen, aber nie sich mit ihm einzulassen. Ohnedieß gehe Gustav Adolph bloß darauf um, unter dem Schein der Religion dem deutschen Reiche ein härteres Joch aufzulegen, als Habsburg je gethan!

Diese angerathene Politik hatte sicherlich viel Einleuchtendes, ja viel Wahres für einen Churfürsten des heiligen römischen Reichs, der weder seinem Kaiser gehorchen, noch die Beute eines fremden Erretters werden wollte. Um sie zu befolgen, war jedoch Eines unumgänglich nöthig: ein kräftiger Mann, der im Stande gewesen wäre, eine ganze Parthie voll widerstreitender Elemente zu zügeln, und auf Einen Zweck hinzulenken. Hiezu besaß der Kurfürst die Kraft nicht, was Arnim wohl wußte, obgleich Johann Georg selbst sich so viel und auch noch mehr zutraute. Am 19. Dezember 1630 erließ er eine Einladung an alle protestantischen Stände ohne Unterschied des Bekenntnisses zu einer Zusammenkunft in Leipzig, welche auf den 6. Februar 1631 anberaumt war. Die Verständigung mit den katholischen Fürsten, welche den Vergleichstag in Frankfurt besuchen würden, mußte als Vorwand dienen. In stattlicher Anzahl kamen die Geladenen am bestimmten Termin zusammen. Es erschienen ausser den beiden Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, die Herzoge von Sachsen-Altenburg, Weimar, Coburg, die Markgrafen von Baden und Bayreuth, viele Fürsten, Grafen und Herrn, wie auch Boten freier Städte. Andere Mitglieder der hohen protestantischen Aristokratie ließen sich durch Bevollmächtigte vertreten. Den 8. Februar eröffnete der kursächsische Hofprediger Hoe v. Hohenegg die Versammlung mit einer Gift und Flamme gegen die Katholiken athmenden Schmähpredigt über den Psalm 83, 1. 2. »Gott schweige doch nicht also und sey nicht so stille, Gott halte doch nicht so inne, denn siehe die Feinde toben, und die dich hassen, richten den Kopf auf: sie machen listige Anschläge und rathschlagen wider deine Verborgenen. Wohl her, sprechen sie, laßt uns sie ausrotten, daß sie kein Volk seyen.« Der ehrwürdige Mann wollte hinter diesen geharnischten Worten seine feile Gesinnung verbergen; aber er erreichte den gewünschten Zweck nicht. Bald war seine Beredtsamkeit, eben so sehr wegen seiner jedem Andern, nur dem Churfürsten nicht bekannten

Bestechlichkeit, als wegen der kläglichen Erfolge des Leipziger Conventes ein Gegenstand des Gespöttes für die Evangelischen, wie für die Katholiken. Ausserordentliche Maaßregeln wurden ergriffen, um das Eindringen von Spionen nach Leipzig zu verhindern. Kein Fremder durfte in die Stadt, Niemand daselbst bleiben, dessen Geschäfte man nicht kannte. Mit durchgezogenen Ketten wurden die Straßen des Nachts abgesperrt, starke Wachen an die Thore gelegt, und jeden Abend mußte der Stadthauptmann die Schlüssel dem Churfürsten überbringen, der sie neben seinem Bette verwahrte. Wir glauben, daß Johann Georg an dem Nutzen dieser Anordnung gar nicht zweifelte, während er doch zwei der gefährlichsten Spionen, den Hofprediger und den Feldmarschall in seinem geheimen Rathe sitzen hatte. Der Vorwand, zur Verständigung mit dem nach Frankfurt ausgeschriebenen Vergleichstage zusammen gekommen zu seyn, war dem Convente bereits genommen, denn der katholische Ausschuß verschob die Reise unerwarteter Weise bis in August. Also mußte man einen andern Grund wählen. Gemeinsame Berathung wegen der gesetzwidrigen und unerhörten Kriegsbeschwerden, namentlich wegen des Restitutionsedikts, wurde in einem Vortrage, den Johann Georg durch seinen Kanzler halten ließ, als Zweck der Versammlung angegeben. Es fehlte nicht an Fürsten, welche gleich zu Anfang eine kühne Sprache führten. Herzog Bernhard von Weimar sprach, unterstützt von seinem Bruder Wilhelm, für ein enges Bündniß der evangelischen Stände, ähnlich dem, das einst die Väter in Schmalkalden geschlossen. »Gut und Blut« rief er, »müsse man daran setzen, damit die unterdrückte politische und Glaubensfreiheit gerettet werde. Denn das viele Schreiben an Kaiser und katholische Stände führe zu gar Nichts.« Viele Stimmen erhoben sich in gleichem Sinne. Einige meinten, die Reichsabschiede seyen abgeschieden, andere sagten, man müsse einmal die Augen auf und die Fäuste zu machen. So schien es eine Weile, als ob in Folge dieses Convents wenigstens die Stadt Troja erstürmt werden sollte. Johann Georg sorgte dafür, daß nichts der Art geschah. Die wohlbekannte Verwahrung, daß nichts gegen das heilige römische Reich, nichts gegen das Oberhaupt desselben vorgenommen werden solle, wurde wieder hervorgesucht. Der Churfürst erklärte, daß die Abschließung eines engen Bündnisses der Constitution zuwider wäre, nur wenn der

Kaiser alle Vorstellungen abweisen, wenn die katholische Liga erneuerte Vergleichsanträge verwerfen würde, dann erst solle zur allgemeinen Bewaffnung gemäß dem Kreissystem geschritten werden. Die Mehrzahl der Anwesenden trat theils aus Geitz, theils aus wirklichem Geldmangel, meist aus Furcht den von Sachsen vorgeschlagenen halben Maßregeln bei. Also unterhandelte man nicht mehr wegen eines wirklichen Bündnisses, sondern nur um die Möglichkeit eines solchen, indem man die Hauptsache der Zukunft überließ. Wenn der Kaiser auch dießmal nicht nachgebe, versprach jeder Stand Kriegsvolk nach Kräften zu werben. Nach geschehener Rüstung sollte dann ein Ausschuß zusammentreten, um über die Art und Weise der Kriegführung zu berathen. Von der Wahl eines Befehlshabers verlautete kein Wort, eben so wenig über die Frage, ob ein Oberhaupt über die vereinten Stände gesezt werden solle. Die neuerdings aus den Archiven hervorgezogenen geheimen Akten des Leipziger Convents besagen unter anderem Folgendes: 1) Ein Bündniß jezt schon aufzurichten sey gefährlich und dem Wohl der Evangelischen hinderlich. 2) Sollten aber künftig andere Maßregeln nöthig scheinen, so habe der Ausschuß darüber zu wachen. 3) Churfachsen verpflichtet sich, drei Regimenter zu Fuß, jedes von 3000 Mann, und zwei zu Roß, jedes von 1000 Pferden zu werben. Churbrandenburg 1000 Pferde und 4000 Mann zu Fuß. Deßgleichen stellen Hessen und die übrigen Stände und Fürsten des westphälischen Kreises die achtfache Reichshülfe; der schwäbische Kreis bringt 3000 Pferde und 12000 Mann zu Fuß auf. Straßburg 1500 Mann Landvolk, der rheinische Kreis 1000 Pferde, 4000 zu Fuß, deßgleichen an Landvolk 1000 Rosse, 4000 Fußknechte. 4) Binnen vier Wochen sollen die, welche noch nicht beigetreten, ihre Erklärung dem Churfürsten von Sachsen einsenden. 5) Wenn das Volk zusammengeführt werden muß, soll ein jeder Stand Geschütz und Munition nach dem Verhältniß der übernommenen Truppenzahl schaffen, oder das Geld dafür ohne Verzug erlegen. 6) In dem Ausschusse sollen sitzen, ausser den beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, Pfalzgraf August bei Rhein, ein ernestinischer Fürst, der Markgraf Christian von Bayreuth, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf zu Hessenkassel, Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg, der König von Dänemark wegen Holstein, zwei aus dem

Grafenstande, von den Reichsstädten Straßburg, Nürnberg, Ulm u. s. w. Endlich 7) die beschlossene Schutzverfassung soll jeglichem Stande, der unrechtmäßige Bedrückung leidet, zu Gute kommen. Wird eines der Mitglieder gewaltsam an der Werbung gehindert, so verspricht ihm Churſachsen auf Ansuchen »Handbietung« aber nur verantwortliche. — Kaum traut man seinen Augen, indem man Lezteres liest. Also auch für den nothwendigsten, so leicht vorauszusehenden Fall nichts als Hinterthüren, und die unterthänigste Rücksichten gegen den Kaiser, gegen den man sich doch so eben empören will. Wahrlich Arnim, der den Churfürsten leitete, hatte hiemit sein Meisterstück gemacht, um die drei Tonnen Goldes in Wien zu heben. Nachdem man zwei volle Monate unterhandelt, geschwazt, und nach ächter teutscher Reichssitte ganze Stöße Papier verschrieben hatte, zogen die Mitglieder des Leipziger Convents zu Anfang Aprils wieder nach Hause. Herzog Bernhard von Weimar war schon vier Wochen früher voll Aerger über das Gesehene und Gehörte davon geritten. Selbst in Worten wurde Alles vermieden, was auf das wirkliche Bestehen eines Bündnisses hinweisen konnte, man brauchte von der Zusammenkunft den unverdächtigen Namen Leipziger Schluß, die Mitglieder nannten sich selbst Leipziger Schluß-Verwandte.

Schon unter dem 18. März erließ Churfürst Johann Georg ein Schreiben an den Kaiser, worin er ihm vom Zwecke des Convents Nachricht gab, und die Klagen der Evangelischen vorbrachte. Bei aller Ehrerbietung gegen das Oberhaupt des Reiches führte dieser Brief eine kühne Sprache, und Drohungen waren unter salbungsreiche Bilder des in Teutschland herrschenden Elends gemischt. Auch den Leipziger Schluß theilte der Churfürst später dem Kaiser mit, indem er ihn flehentlich beschwor: »das billige und gerechte Verlangen der Stände zu befriedigen, ohne weitere Verzögerung den großen Drangsalen abzuhelfen, die teutsche Freiheit in ihre vorige Blüthe herzustellen, und solche Vorkehrungen zu treffen, daß Churfürsten und Stände bei Würden und Vorrechten verbleiben, daß Constitution und Grundgesetze erhalten, alles Mißtrauen aufgehoben, und endlich die Irrungen, zu welchen die geistlichen Güter Anlaß gegeben, durch gütliche Mittel beigelegt werden möchten.« Man wäre versucht, diesen sonderbaren Briefverkehr mit einem Oberhaupte, gegen das

die protestantischen Fürsten eben im Begriffe standen sich zu empören, mit der Handlungsweise von Knaben zu vergleichen, die darauf umgehen, ihrem Lehrer den Gehorsam aufzusagen, aber fortwährend parlamentiren, und die künftige Sünde gegen ihn voll Furcht vor der langgefühlten Ruthe zu rechtfertigen suchen — man wäre geneigt, sagen wir, an ein solches Verhältniß zu denken, wenn man nicht wüßte, daß Johann Georg durch solche Noten dem Kaiser andeuten wollte, daß seine wahre Absichten nicht auf Gewaltschritte ausgehen, und daß er sich leicht durch billige Zugeständnisse befriedigen lassen werde. Wirklich wollte Johann Georg die Leipziger Schlußverwandten als einen Popanz gebrauchen, durch den er seine Privatzwecke in Wien durchzusetzen hoffte. Hätte der Kaiser die sächsischen Forderungen bewilligt, hätte er z. B. dem Prinzen August Magdeburg überlassen, so würde der Churfürst die Parthei, an deren Spitze zu treten er Miene machte, sogleich preisgegeben haben. Auf den lezten Brief Johann Georgs antwortete Ferdinand II. bloß, daß er seine Meinung durch einen Gesandten wissen lassen werde. Der Reichshofrath Johann Ruprecht Hegenmüller wurde zu dieser Sendung erkohren. Im Mai reiste derselbe nach Torgau zum Churfürsten, und beklagte sich im Namen seines Gebieters über die Leipziger Zusammenkunft und die von den Ständen gefaßten Beschlüsse. Johann Georg entgegnete darauf mit den alten Wehklagen über Erpressungen und den Ruin der teutschen Freiheit. Die Unterhandlung zerschlug sich ohne Erfolg. Ob Hegenmüller auch geheime Instruktionen hatte, sagt Khevenmüller, dem wir folgten, nicht, wir glauben es aber, weil der öffentliche Zweck seiner Sendung kaum den Fuhrlohn von Wien nach Torgau werth gewesen wäre.

An dem Leipziger Convent nahmen die Calvinisten so gut Theil als die Lutheraner. Um die Einigkeit zwischen beiden protestantischen Partheien noch fester zu kitten, als durch bloße Furcht vor einem gemeinschaftlichen Feinde, hatte man die Schwachheit gehabt, in Leipzig auch ein Religionsgespräch zu veranstalten. Während die adeligen Herrn von Geldhülfe, von Landsknechten, Pferden, Kanonen und Pulver redeten, schwazten die mitgebrachten beiderseitigen Theologen von dem heiligen Abendmahl und dem freien Willen des Menschen. Seit dem Falle des Churpfälzers galten der Churfürst von Brandenburg und der Landgraf von

Hessen-Kassel als die Häupter der Reformirten. Ihre beiden Hofprediger vertraten das kalvinische, der sächsische sammt zwei Leipziger Professoren das lutherische Interesse. Wie immer und überall konnte man sich auch dießmal nicht vereinigen, doch versprachen die Redner, für die Zukunft werde eine Parthei der andern christliche Liebe erzeigen. So trennten sie sich nach 20tägigen Gesprächen, Versöhnung auf der Zunge, Haß im Herzen. Lachen muß man darüber, daß bei dieser Gelegenheit noch einmal ein so verrostetes Mittel versucht wurde, dessen Unzweckmäßigkeit bereits eine hundertjährige Erfahrung bewiesen hatte. Frühere Religionsgespräche lassen sich rechtfertigen, insofern man in den ersten Jahren der Reformation die ehrliche Meinung hegte, daß dem Streite mit dem Katholicismus oder dem Gegensatz zwischen Calvinisten und Lutheranern ächtes Interesse an der Religion zu Grunde liege. Damals aber dachte kein Mensch mehr an so etwas. Die Katholiken stritten mit den Protestanten um Kirchengüter, und der Kampf zwischen Calvinisten und Lutheranern beruhte, neben unserer Vorliebe für das Ausländische, am Ende auf der Eifersucht gewisser mächtiger Reichsfürsten gegen das sächsische Churhaus. Der Besitz Luthers hatte letzterem einen großen Einfluß in Teutschland verliehen, welcher bald den Neid ehemals gleichgestellter Genossen erregte. Um dem großen Wort, das Churſachsen seit der Reformation führte, ein anderes Gewicht entgegen zu setzen, warfen sich etliche ehrsüchtige Fürsten zuerst dem System Zwinglis, dann dem noch vornehmern, und weiter hergekommenen Calvin's in die Arme. Wozu also Vereinigungsversuche? hat sich je Eifersucht gegen Eifersucht redlich verglichen? und vollends wie konnte man von diesen Theologen, die man als Werkzeug der Einigung voranschob, eine vernünftige Maßregel erwarten? Männer wie Hoe hätten eher sich den Finger abschneiden, oder die ganze protestantische Kirche in Trümmer gehen lassen, ehe sie zu Gunsten eines verhaßten Gegners ein Jota von ihren Behauptungen aufgaben. Denn ihre Meinung durchzusetzen, und wo möglich Anderen aufzudringen, das hielten sie für die Sache Gottes.

Wir müssen jezt über die Rolle berichten, welche der König von Schweden auf dem Leipziger Convent spielte. Gustav hatte mehrere offene und geheime Agenten, unter andern auch den bekannten Chemnitz, den Geschichtschreiber des schwedischen Kriegs, nach Leipzig beordert. Sie erschienen daselbst unter dem Vorwand,

den versammelten Ständen Nachricht zu geben von dem Abschlusse des Bündnisses zwischen Schweden und Frankreich. Chemnitz hatte folgende Instruktion: Entweder sollte er die versammelten Stände bewegen, daß sie sich offen für den König erklären und in Gemeinschaft mit ihm den Krieg fortführen. Oder wenn dieser Vorschlag den Betheiligten zu kühn scheine, möchte sie immerhin äusserlich ihre Neutralität erklären, gleichwohl aber den König unter der Hand mit einer namhaften Summe Geldes unterstützen, seine Waffen begünstigen, und dagegen dem Kaiser Zufuhr, Contributionen und Werbeplätze verweigern. Würden sie sich auch hiezu nicht verstehen, so war Chemnitz beauftragt, mit den in Leipzig versammelten Ständen einzeln zu unterhandeln, namentlich hatte er Befehl, Geld von denselben zu verlangen. Es zeigte sich bald, daß nur auf lezterem Wege etwas zu erreichen sey. Chemnitz machte sich besonders an den Churfürsten von Sachsen als den Mächtigsten, dessen Beitritt die Andern nachziehen würde. Kein Mittel, welches die Beredtsamkeit des bloßen Wortes darbot, blieb unversucht: der unfehlbare Ruin der deutschen Freiheit wie des Glaubens, wenn man den König nicht unterstütze, Hervorhebung der guten Absichten Gustavs, der durchaus Nichts an der teutschen Constitution zu ändern, sondern nur jeden Stand in die alten Rechte wieder einzusetzen beabsichtige, und für sich selbst gar nichts als das Wohl Aller suche, endlich auch glänzende Versprechungen auf den Fall, daß der Feind durch gemeinsames Handeln überwunden werde. Alles dieß war vergeblich. So lange Chemnitz von den guten Absichten seines Gebieters sprach, schien der Churfürst voll Bewunderung für Gustav, lobte die gottselige und wohlmeinende Gesinnung des Königs über die Maßen, und versicherte, daß er für seine Person entschlossen sey, das Aeusserste für die Aufrechthaltung des wahren Glaubens als ein evangelischer getreuer Patriot zu thun. Sowie aber der schwedische Botschafter die Saite eines Bündnisses berührte, wich Johann Georg aus, und entschuldigte sich mit seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich. Chemnitz wurde es bald müde, seine Lunge vergeblich anzustrengen. Glücklicher war er in seinen Unterhandlungen mit kleineren Reichsständen. Obwohl es auch mit keinem von diesen zum völligen Abschlusse kam, wurde doch in Leipzig der spätere Uebertritt vorbereitet. Der König erreichte also den Zweck, ein Bündniß in Stand zu bringen,

nicht, doch konnte er im Ganzen mit den Resultaten des Konvents zufrieden seyn. Denn da der Churfürst weder die Kraft noch selbst den entschiedenen Willen hatte, eine eigene Parthei zu bilden, so war die Leipziger Versammlung voraussichtlich nur ein Uebergangspunkt, welcher die evangelischen Stände zulezt in das schwedische Lager führen mußte. Der erste und kizlichste Schritt, der Anlauf zum Abfall vom Kaiser war erfolgt, das weitere durfte man den Umständen überlassen. Gustav konnte also warten bis der Apfel selbst vom Baume fiel. Hätte er eine gute Summe Geldes zur Bestechung des sächsischen Feldmarschalls Arnim aufwenden wollen, so würde er vielleicht den Beitritt Sachsens sogleich durchgesezt haben, aber er mußte seine Kasse zu Rathe halten.

Auffallend scheint es, daß der teutsche Kaiser Nichts that, um den Leipziger Convent zu hintertreiben, da ihm dieß so leicht gewesen wäre. In Halle stand eine kaiserliche Garnison, um Magdeburg lagerte Tilly und Pappenheim. Es kostete daher den Kaiser nur ein Wort, um den Convent aus einander zu jagen, und die neue Bewegung in der Geburt zu ersticken. Weil er dieß nicht that, haben ihn einige Geschichtschreiber der Nachläßigkeit oder gar des Unverstands bezüchtigt. Wir sind anderer Meinung, wir glauben, daß Ferdinand die Leipziger Zusammenkunft im Grunde seines Herzens gerne sah, obgleich er sich Anstandes wegen stellen mußte, als ob er sie mißbillige. Das Restitutionsedikt war es, was die Leipziger Schlußverwandten in Athem sezte. Die Vertheidigung dieses Gesetzes hatte der Churfürst von Bayern seit dem Sturze Wallensteins auf seine Schultern genommen. Nun wußte aber Ferdinand, daß Churbayern mit Frankreich, und durch den Kardinal mit Schweden in Unterhandlung stehe, man mußte daher in Wien fürchten, Maximilian I. möchte zum Nachtheil Oestreichs irgend eine Abfindung mit Schweden treffen. Indem nun die Leipziger Schlußverwandten als bewaffnete Parthei gegen das Edikt auftraten, wurde Churbayern gezwungen, den Krieg mit erneuerter Anstrengung fortzusetzen, denn jezt durfte Gustav, wenn er auch sonst zu Gunsten Bayerns wegen Rückgabe der Kirchengüter ein Auge zugedrückt hätte, dieß nicht mehr thun, weil die Rücksicht auf die Leipziger Schlußverwandte, die er wenigstens als halbe Verbündete ansehen mußte,

ihm die Hände band. Ohnedieß war es seit Absetzung des Friedländers die Politik des Wiener Hofes, die beiden Partheien in Teutschland, Protestanten und Katholiken möglichst mit einander zu entzweien, eine durch die andere zu schwächen oder gar aufzureiben, damit der Kaiser, der sich indeß vom Kampfe zurückzog, am Ende mit ungeschwächter Kraft als Herr und Gebieter über alle auftreten könne. Es war natürlich, daß man auf den Gedanken verfiel, gegen Maximilian I. jezt dieselbe Rolle zu spielen, welche dieser Fürst zu Anfang des Kriegs mit so viel Glück wider Habsburg durchgeführt, als er es in Oestreich zum Aeussersten kommen ließ, und wirklich dem Kaiser im Münchener Vertrage Gesetze vorschreiben durfte. Die Streitkräfte der Liga hatten bisher nur so viel Theil am Kriege gegen Gustav genommen, als unumgänglich nöthig war, um vor der Welt als ein Feind Schwedens zu gelten. Jezt mußte dieser Bund, in seinen theuersten Interessen bedroht, größere Energie entwickeln. So arglistig nun die eben entwickelte Politik war, so konnte sie nur dann gefährlich für das Kaiserhaus selbst werden, wenn Churfürst Johann Georg Muth genug besaß, den Kaiser ernstlich in die Enge zu treiben, oder wenn aus der Puppe des Leipziger Convents ein kräftiges schwedisches Bündniß entstand, welches das Gleichgewicht zwischen Liga und Protestanten vernichtete, und das Reich in Gustavs Gewalt gab. Lezteres ist freilich geschehen, aber doch kann man nicht sagen, daß der Leipziger Convent Schuld daran war. Denn die Allmacht der Umstände würde auch sonst den protestantischen Zweig der teutschen Reichsaristokratie dem König in die Arme geführt haben. Ersteres dagegen hatte der Kaiser nie zu fürchten, zu gut kannte man in Wien den Charakter des Churfürsten von Sachsen, als daß man nicht sicher hätte darauf rechnen sollen, er werde nie einen Schritt weiter gehen, als es dem kaiserlichen Hofe gefalle. Man verachtete seine Drohungen und Anträge insgeheim, brauchte sie aber doch als erwünschten Anlaß, um die Ligisten zu schrecken, und sie zur äussersten Anstrengung ihrer Kräfte anzutreiben.

Daß nun der Wiener Hof die Sache wirklich so ansah, wie wir hier auseinander sezten, dieß können wir zwar nicht mit Brief und Siegel belegen, aber doch durch Berufung auf gewisse Thatsachen sehr wahrscheinlich machen. Hätte der Kaiser böse Folgen vom Leipziger Convent gefürchtet, so würde er seine

Mißbilligung nicht auf abmahnende Einreden beschränkt, sondern mittelst geladener Kanonen an den Tag gelegt haben. Es geschah nichts der Art, und dieß ist der erste Beweis. Zweitens hielten die Mitglieder der Liga auf des Kaisers Antrieb im Maimonat zu Dünkelspiel einen Bundestag, worin sie erklärten, daß kein neuer Religionsfriede mit den Protestanten geschlossen werden solle, und daß man keinen Finger breit vom Passauer Vertrage abgehen wolle. Ausserdem machten sie sich verbindlich, drei neue Fußregimenter und 2000 Pferde auf die Beine zu bringen. Lezteres sezte der Kaiser durch, er selbst that Nichts, folglich ist klar, daß er die Leipziger Schlüsse selbst nicht für gefährlich ansah, aber auch, daß er sie benüzte, um die Ligisten zu schrecken. Noch bezeichnender ist folgende Thatsache, welche wir schon früher hätten erzählen sollen, aber erst hier anführen, weil sie zugleich zum Beweise für etwas Anderes dient. Als Tilly vor Magdeburg Nachricht erhielt über den Marsch Gustav Adolphs von Schwedt nach Frankfurt, war er mit einem bedeutenden Theil seines Heeres aufgebrochen, um Frankfurt zu entsetzen. Aber noch in Brandenburg an der Havel erfuhr er den schnellen Fall der Stadt und kehrte dann wieder um.

Nun schrieb Pappenheim, der vor den Wällen Magdeburgs zurückgeblieben war, folgenden Brief an den Churfürsten von Bayern: »Ich wünschte von ganzem Herzen, daß Eure churfürstliche Durchlaucht sich eine wahre Vorstellung von dem gegenwärtigen Stande unserer Sache machen möchten. Der König von Schweden hat aus Stralsund und Preußen so ansehnliche Verstärkungen erhalten, daß er uns weit überlegen ist. Bereits belagert er Frankfurt. Die zu Leipzig versammelten Stände haben Werbungen beschlossen, in wenig Tagen werden sie ein starkes Heer auf den Beinen haben. Die englischen Hülfstruppen des Königs sollen schon eingeschifft seyn, die Holländer werden auch nicht schlafen, und das ganze Land wartet nur auf einen guten Rückhalt, um einen allgemeinen Aufstand zu wagen. Es ist zu besorgen, daß ein Entsatz Frankfurts bereits nicht mehr möglich ist. Versetzen wir den Krieg nach der Oder, so geben wir den Protestanten freies Spiel, um ihre Werbungen zu vollenden und Magdeburg zu befreien, auch werden sie dann den Kaiserlichen die Elbe verschließen und sie vom Reiche

abschneiden. Machen wir dagegen keinen Versuch zum Entsatze Frankfurts, so sieht dieß gar seltsam aus; ein guter Theil kaiserlichen Volks geht verloren, auch werden dann dem Feinde die Pässe nach Schlesien und Böhmen geöffnet. Ziehen Tilly und ich dem Feinde in die Erbländer nach, so geben wir nothwendig das Reich preis, bleiben wir aber im Reiche, so sind die Erbländer aufgeopfert. Kurz wenn Gott nicht ein Wunder thut, so stehen die Sachen ärger, als fast nie sonst, ausser an der Brücke zu Wien.*) Oft habe ich diese Unfälle vorausgesagt und treulich gewarnt, muß aber zulezt fürchten, als ein überlästiger Unglücksprophet angesehen zu werden. Nichts thut mir bei der Wendung, welche unsere Sachen genommen haben, so wehe, als daß viele christgläubige Seelen in diesen Landen, welche die Süßigkeit des Katholicismus schon zu empfinden begannen, jezt wieder abfallen werden.« (So schlau sucht Pappenheim auf die Bigotterie des Churfürsten zu wirken. Nun kommt die Hauptsache): »Mögen Eure churfürstliche Durchlaucht und die Stände des katholischen Bundes,« fährt er weiter fort, »das Heilmittel gegen unsere Schäden nicht vom kaiserlichen Hofe erwarten. Euer Durchlaucht sind der Nerv des ganzen Kriegs. Ihnen und den Gliedern der Liga kommt es zu, das Aeusserste zu thun. Je länger man damit wartet, desto schlimmer und gefährlicher wird unser Zustand werden. Ausser den nöthigen Besatzungen bedürfen wir durchaus zwei starke Heere für den Felddienst, sonst ist es unmöglich den Krieg mit einigem Erfolg fortzuführen.«

Pappenheim war von den Ansichten des Wiener Hofes genau unterrichtet, er stand mit dem Kaiser und besonders auch mit Wallenstein in fortwährendem Briefwechsel; beide trauten ihm. Pappenheim war ferner ein so guter Ghibelline, daß ihm Tilly, wahrscheinlich auf des Churfürsten Befehl, ein Grab unter den Wällen Magdeburgs bereiten wollte. Wenn nun dieser Mann gerade heraus sagt, der Kaiser werde keine neue Anstrengungen zur Abwehr der Schweden machen, so muß man glauben, daß dieß wahr ist, um so mehr, da auch die Erfahrung dafür zeugt. Wenn er weiter den Churfürsten von Bayern

*) Zu Anfang des Kriegs, als Bethlen und Thurn die Kaiserstadt belagerten.

mit den Leipziger Schlußverwandten schreckt, so muß man annehmen, daß er auch hierin im kaiserlichen Sinne handelte. Unser oben aufgestellter Satz scheint also bewiesen. Allerdings wäre es möglich, daß der böhmische Löwe, daß Wallenstein, welcher von seinem Versteck aus noch immer die Fäden des Krieges leitete, hiebei seine Hände im Spiele hatte, und daß also diese Intrike mehr sein als des Kaisers Werk gewesen seyn könnte. Wir getrauen uns nicht hierüber zu entscheiden, weil es an genügenden Nachrichten über diesen geheimen Theil des 30jährigen Krieges fehlt.

Wir behaupteten weiter, der Kaiser habe vom Leipziger Bunde durchaus Nichts gefürchtet. Diese Ansicht wurde durch die That vollkommen gerechtfertigt. Die schwächsten Schlußverwandten, namentlich die süddeutschen Stände, wurden mit Gewalt zum Abfall gezwungen. Im Juni kam der kaiserliche Oberstwachtmeister, Graf Egon von Fürstenberg, nach Beendigung des mantuanischen Kriegs aus Italien zurück. Unterwegs beschäftigte er sich damit, die Reichsstädte zu züchtigen, welche besonders thätig warben. Memmingen mußte den Versuch, anderer Meinung als der Kaiser zu seyn, mit 30,000, Kempten mit 80,000 Gulden büßen. Ein Anschlag auf die Stadt Ulm, deren sich Fürstenberg durch Verrath bemeistern wollte, mißlang. Etliche Katholiken, die sich in der Stadt befanden, hatten sich anheischig gemacht, einen Pulverthurm, in welchem 200 Centner Pulver lagen, eines Sonntags in der Frühe, unter der Predigt in die Luft zu sprengen. Während der Verwirrung, welche die Explosion zur Folge haben würde, sollten die Kaiserlichen hereinbrechen. Der Plan kam jedoch heraus, und die Schuldigen wurden verhaftet. Nun zog der kaiserliche General nach Würtemberg, und nöthigte den Administrator dieses Landes vom Leipziger Schluß abzutreten. Das angeworbene Volk mußte entlassen werden und nahm zum Theil bei den Kaiserlichen Dienste. Jezt, nachdem seine Flanke durch den Rücktritt Würtembergs entblößt war, unterwarf sich auch der Ulmer Magistrat. Die Einlagerung von 14 Fahnen zu Fuß und drei zu Roß, so wie eine starke Geldsumme war die Sühne, mit welcher er die Gnade des Kaisers wieder erkaufte. Auch die protestantischen Stände des fränkischen Kreises, wohin Fürstenberg nach der Beruhigung Schwabens zog, hatten kein besseres Schicksal. Eben tagten sie in Nürnberg, als das kaiserliche Heer

unter Fürstenberg drohend heranrückte; sie schickten ihm eine Gesandtschaft entgegen, erklärten ihre Reue, sagten dem Leipziger Schluß ab, und mußten 72 Römermonate bezahlen.

Der Kaiser zog einen doppelten Vortheil aus dem versuchten Aufstande der südteutschen Verwandten des Leipziger Schlusses. Sie mußten seine Kasse füllen, und gaben ihm zugleich Gelegenheit, das aus Italien zurückkehrende Heer unter einem guten Vorwande von der Vereinigung mit Tilly abzuhalten, wodurch dieser gezwungen wurde, den Schweden auf eine Zeitlang allein die Spitze zu bieten und sich schwächen zu lassen.

Wenn der Leipziger Bund auf diese Weise im Süden elend zerfiel, so ging es in Mittelteutschland nicht besser. Zwei Monate nach der Versammlung in Leipzig ließen die Herzoge von Eisenach und Koburg bei dem Churfürsten von Sachsen anfragen, ob denn die Leipziger Schlüsse noch gültig wären. Und als Tilly in das weimarische Gebiet und in Hessenkassel Einfälle machte, verweigerte Johann Georg den beiden befreundeten Höfen die geforderte Hülfe. Er betrachtete also selbst die Beschlüsse für aufgelöst. Der versuchte Bund war ein todtgebornes Kind, eine der kläglichsten politischen Schöpfungen, welche je ein teutscher Reichsfürst gemacht hat. Einer um den Andern warfen sich die Leipziger Verwandten dem König in die Arme, zulezt der Churfürst selbst, wodurch er thatsächlich anerkannte, daß er nicht zum Haupte einer Parthei geboren sey.

Viertes Kapitel.

Gustav Adolph will Magdeburg entsetzen. Die Stadt wird im Sturme genommen und zerstört.

Die Gefahr Magdeburgs wurde indeß mit jedem Tage größer. Von Landsberg nach Frankfurt an der Oder zurückgekommen, schrieb der König an die Bürgerschaft: »er stehe im Begriff sein Heer, so abgemattet dasselbe auch sey, zusammenzuziehen, um geraden Wegs auf Magdeburg loszugehen, und die Stadt zu entsetzen, dafern, wie er hoffe, die Verbindung mit Churfachsen und Brandenburg zu Stande komme.

Sie möchten sich daher nur noch drei Wochen halten und keinen Vergleich eingehen, denn er sey versichert, daß Alles nach Wunsch ablaufen werde, wenn nur auch Andere ihre Schuldigkeit thäten.« Gustav Adolph machte kein Hehl daraus, daß er ohne eine Uebereinkunft mit Brandenburg und Sachsen nichts thun könne. Dieß war keine zu weit getriebene Aengstlichkeit, sondern von der Nothwendigkeit gebotene Vorsicht. Denn wenn er die Oder verließ und nach der Elbe zog, ohne sich vorher einen festen Rückhalt in den beiden Churländern gesichert zu haben, so trieb er das verwegenste Spiel. Schlagen mußte er dann unter den Wällen Magdeburgs, um die Stadt zu entsetzen; verlor er aber die Entscheidungsschlacht, so war es aus mit ihm. Sicherlich hätten dann die beiden Churfürsten noch ihr Schärfchen dazu beigetragen, um die Trümmer des schwedischen Heeres vollends zu vernichten; aus zweideutigen Freunden wären sie schnell offene Feinde geworden, weil sie nur durch eine solche handgreifliche Aufopferung des besiegten Schweden ihre bisherigen Freiheits-Plane bei dem siegreichen Kaiser einigermaßen zu entschuldigen hoffen durften. Die Vernunft gebot dem Könige in einem Lande, wo ihn überall treulose Freunde oder offene Feinde umgaben, nur Schritt vor Schritt vorwärts zu gehen, und immer den Rücken zu sichern. Deßhalb hatte er gleich nach Eroberung Frankfurts mit dem Churfürsten von Brandenburg wegen Abtretung der beiden Vesten Küstrin und Spandau unterhandelt. In einem Schreiben vom 26. April erklärte Georg Wilhelm seine Geneigtheit, Küstrin unter gewissen Bedingungen den Schweden zu öffnen, aber von dem weit wichtigeren Spandau wollte er nichts hören. Gustav Adolph glaubte, daß er selbst an der Spitze des Heeres ein besserer Unterhändler seyn werde als seine Abgesandten, also zog er zehn Fußregimenter und die ganze Reiterei in Fürstenwalde zusammen, und erschien den ersten Mai in Köpenik. Sofort wurde der Feldmarschall Gustav Horn, begleitet von dem Hofrath Steinberg, nach Berlin an den Churfürsten geschickt, und der frühere Antrag dringender wiederholt. Der König ließ seinem Schwager dieselben Bedingungen eines Bündnisses anbieten, die im vergangenen Jahr dem Landgrafen von Hessenkassel vorläufig bewilligt worden waren; »weil jedoch die Gefahr Magdeburgs keinen Verzug dulde, möchte sich der Churfürst ungesäumt zur

Einräumung der beiden Festungen entschließen.« Gustav Adolph versprach dieselben unverweigerlich zurückzugeben, sobald die Gefahr vorüber sey, auch in des Churfürsten Landen nichts wider seinen Willen zu ändern. Am andern Tage ließ Georg Wilhelm zurücksagen: alle festen Plätze wolle er sogleich übergeben nur Spandau und Küstrin nicht, doch sey er erbötig einen körperlichen Eid darauf zu leisten, daß er auch diese beiden Vesten dem königlichen Heere öffnen wolle, aber nur auf den einzigen Fall, wenn dasselbe geschlagen, vom Feinde verfolgt, einer sicheren Zufluchtsstätte unumgänglich bedürfe. Die Lüge lag am Tage, denn wer wird ein geschlagenes Heer in eine Vestung aufnehmen, die man ebendemselben, als es noch in voller Kraft dastand, verweigert hatte! Gustav Adolph verhehlte seinen Unwillen nicht, er verlangte eine persönliche Zusammenkunft mit dem Churfürsten. Sie ward bewilligt, wahrscheinlich weil Gustav Adolph im Weigerungsfalle einen Besuch mit dem ganzen Heere durchblicken ließ. Am 3. Mai brach der König mit drei Schwadronen, 1000 Musketiren und fünf Regimentsstücken von Köpenik nach Berlin auf. Eine Viertelmeile von der Stadt erwartete ihn sein Schwager, begleitet von einem Theile seines Hofstaates. In einem kleinen Walde fand die Unterredung statt. »Ich habe,« sagte er zum Churfürsten, »die Kaiserlichen gezwungen, den größten Theil der churbrandenburgischen Länder zu verlassen; ich werde ihnen auch ferner die Rückkehr verwehren. Dieser Dienst ist wohl einer Erkenntlichkeit werth. Meine Soldaten werden die strengste Mannszucht halten, und den Bewohnern der Marken nichts von den Drangsalen zufügen, welche dieselben von den kaiserlichen Heeren erdulden mußten. Wird aber Magdeburg vom Feinde erobert, so ist Alles verloren. Die Kaiserlichen werden mit erneuerter Wuth nach den Marken zurückkehren, und Tilly versezt dann den Krieg in die Churlande.« Wie vor einem Jahre der Herzog von Pommern, bat sich der Churfürst einige Minuten Bedenkzeit aus, um die Meinung seiner Räthe einzuholen. Während dieses Zwischenakts unterhielt sich der König mit der Pfalzgräfin Wittwe, der Mutter des unglücklichen Königs von Böhmen, und mit der Gemahlin des Churfürsten. Bald kam Georg Wilhelm zurück mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sey, einen andern Beschluß zu fassen. Sogleich wollte Gustav Adolph nach Köpenik zurückeilen, wahrscheinlich

um das Heer dort zu holen, nur die Bitten der churfürstlichen Frauen hielten ihn noch zurück. Mit tausend Musketiren ging er nach Berlin und übernachtete daselbst. Mittwoch den 4. Mai wurden die Unterhandlungen fortgesezt. Sey es, daß die Thränen der Frauen den Churfürsten umstimmten, sey es, daß der Anblick des schwedischen Heeres, das während der Nacht vom 3ten auf den 4ten von Köpenik aufgebrochen, und in der Nähe von Berlin angekommen war, seinen Widerstand brach: er verstand sich endlich dazu, die Forderungen des Königs zu bewilligen, aber nur nach dem heftigsten Sträuben und mit saurer Miene. Khevenhüller berichtet, Gustav Adolph habe gegen einige Umstehende folgende Worte geäussert: »Ich kann dem Churfürsten seine Traurigkeit nicht verdenken, denn daß ich gefährliche Sachen verlange, ist wohl gewiß. Allein was ich begehre, begehre ich nicht in meinem Interesse, sondern zum Besten des Churfürsten, seiner Lande und Leute, ja der ganzen Christenheit.« Zum Herzog Johann Albrecht von Meklenburg, der den König nach Berlin begleitet hatte, soll er gesagt haben: »Mein Marsch geht auf Magdeburg, um diese Stadt zu entsetzen. Will mir Niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückzug an, biete dem Kaiser den Frieden, und gehe heim nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser soll einen Vergleich eingehen, wie ich begehre. Aber am jüngsten Tag werdet ihr Evangelischen dann angeklagt werden, daß ihr Nichts für Gottes Sache habt thun wollen, und auch hier schon wird es Euch vergolten werden; denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es Euch gehen wird.«

Von Morgens frühe bis Abends neun Uhr dauerte die Unterhandlung, erst um diese Stunde der Nacht wurde man einig. Der Churfürst behielt sich alle Hoheitsrechte über Stadt und Vestung Spandau, so wie für den Fall der Noth eine Zufluchtsstätte in derselben vor. Seinerseits versprach der König Spandau sogleich wieder den Churbrandenburgern zu übergeben, sobald Magdeburg entsezt, die Elbe geschlossen, oder auch sonst das schwedische Heer in Sicherheit gebracht sey, und keinen Rückzug mehr zu befürchten habe. Am 5. Mai brach hierauf das königliche Heer nach Spandau auf, welches die brandenburgische Besatzung sogleich räumte. Oberst Axel Lillia wurde mit 1000 Mann hineingelegt. Am 6ten rückten die Schweden

bis nach Potsdamm. Alsbald verließen die kaiserlichen Garnisonen in Brandenburg, Rathenau und andern Orten diesseits der Elbe ihre Posten, und zogen sich nach Magdeburg zurück. Auch der Oberste Kratz, der bisher mit einer starken Abtheilung Reiterei in und um Zerbst gelagert hatte, ging über die Elbe hinüber. In den Schanzen bei Dessau wurden Vorkehrungen getroffen, daß die dortige Elbebrücke auf die erste Annäherung der Schweden zerstört werden konnte. Somit stand dem Könige der gerade Weg von Potsdam über Altbrandenburg und Möckern nach Magdeburg offen. In zwei Tagen mochte er seine Banner vor der bedrohten Stadt entfalten. Gustav Adolph that dieß nicht. In der Vertheidigungsschrift, welche er nach dem Falle Magdeburgs veröffentlichte, behauptet er deßhalb nicht geradezu auf diese Stadt gezogen zu seyn, weil die erschöpften Marken seinem Heere keinen Unterhalt gewähren konnten, und weil ohne den Beistand Churſachsens der schwedische Soldat hätte verhungern müssen. Dieser Grund beweist zu viel, und darum Nichts. Denn ernährte der König sein Heer nicht seit acht Tagen in ebendenselben Marken, und warum hätte man die nöthigen Vorräthe nicht aus Berlin, Spandau und Potsdam nachführen können? Blieb nicht das schwedische Heer nach dem Falle Magdeburgs noch mehr als einen Monat in derselben Gegend stehen, ohne daß Churſachsen Zufuhren verabfolgen ließ? Allen Anzeigen nach waren die ächten Beweggründe des Königs folgende. Wenn er gerade auf Magdeburg marschirte, mußte er eine Schlacht gegen Tilly wagen. Nun hatte er sich bisher ebenso fern von dem feindlichen Oberfeldherrn gehalten, als dieser von ihm. Keiner von beiden wollte die Rolle des Angreifenden übernehmen. Den Schlüssel zu dieser Scheue gibt das französische Bündniß. Durch einen Marsch nach Magdeburg ergriff Gustav Adolph wirklich die Offensive, er sezte sich dadurch den Vorwürfen seiner Verbündeten aus, ohne an Macht im geringsten zu gewinnen. Wollte er dem bisherigen Zaudern gegen die Liga entsagen, so sollte dieß nur mit Erringung sicherer Vortheile, namentlich nach erfolgtem Beitritt des Churfürsten von Sachsen geschehen. Er hielt es für unklug, aus einem halben Feind einen ganzen zu schaffen, wenn er sich nicht zugleich einen neuen mächtigen Bundesgenossen erwarb. Hiezu schien der gegenwärtige Zeitpunkt

besonders günstig. Dem Churfürsten Johann Georg lag sehr viel daran, daß Magdeburg nicht in die Hände der Kaiserlichen gerathe, weil diese sich dann ungehindert auf der Gränze der Churlande festsetzen konnten. Angst vor dem Falle der Stadt, Furcht vor dem bösen Leumunde, daß Niemand als er selbst es gewesen sey, der jenes Bollwerk der Evangelischen dem Feinde in die Hände geliefert habe, sollte den Churfürsten in die Arme des Königs führen. Gelang dieß, so hatte Gustav Adolph mit einem Schlage zwei Zwecke erreicht: die Entsetzung Magdeburgs, und den Beitritt eines lange widerstrebenden, aber mächtigen Verbündeten, der überdieß das ganze evangelische Teutschland im Schweife führte. Also sezte sich der König in der Richtung von Wittenberg in Marsch, und wiederholte seine schon früher dem Churfürsten gemachte Anträge aufs dringendste durch einen Eilboten um den andern. Sie lauteten so: »das ganze schwedische Heer werde auf die Dessauer Schanze losgehen, dagegen möchte der Churfürst auf dem linken Ufer der Elbe mit allen seinen Streitkräften bis an die Muldabrücke vorrücken. Mit vereinter Macht könnten sie dann den Feind leicht von Magdeburg vertreiben; weil jedoch der König von seinen Magazinen bereits zu weit entfernt sey, und Mangel an Artillerie-Pferden habe, möchte der Churfürst das schwedische Heer von Wittenberg oder sonst aus seinen Landen mit Geschütz und Mundvorrath versehen, wofür Gustav Adolph baare Bezahlung in Amsterdam oder Hamburg zu leisten versprach.«

Johann Georg schlug alle diese Anträge rund ab; »sein Volk könne er nicht zu den Schweden stoßen lassen, weil diese Maßregel seinen Pflichten gegen das heilige römische Reich zuwider wäre, und des Kaisers Zorn auf sein Haupt laden würde; überdieß bedürfe er seine Kriegsmacht selbst, weil die Churlande durch den Anmarsch des italienischen Kriegsheeres bedroht seyen. Den Durchmarsch der Schweden durch sein Gebiet dürfe er nicht gestatten, weil dadurch leicht der Krieg nach Churfachsen versezt, und seine Unterthanen in das größte Unglück gestürzt werden könnten. Was die gewünschte Zufuhr betreffe, so sey er ausser Stands, dieselbe einem fremden Monarchen zu gewähren, da er sie dem teutschen Kaiser neulich verweigert habe.« Gustav Adolph konnte bei dem bekannten Charakter des Churfürsten diese Antwort nicht unerwartet finden. Denn wenn derselbe auch

wünschen mußte, daß Magdeburg nicht in Tillys Hände falle, so hielt diesem Verlangen der ehrgeizige Plan, eine eigene Parthie in Teutschland zu bilden und sich dem Könige nicht unterzuordnen, das Gleichgewicht. Nun mischte sich aber noch ein dritter Gesichtspunkt mit ins Spiel. Wem kam die durch den churfächsischen Beitritt gesicherte Entsetzung Magdeburgs zu gut? Nicht dem Churfürsten, sondern dem König, sondern einem verhaßten Nebenbuhler, der dem Sohne des Churfürsten auf immer den Besitz des ersehnten Erzstiftes verschloß, dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg! Sollte Johann Georg seinen Churhut aufs Spiel setzen, bloß um am Ende einen Prätendenten zu retten, der sich zwischen Magdeburg und die eigenen Ansprüche des sächsischen Prinzen hineindrängte? Gustav Adolph war somit auf den Punkt gekommen, wo sich die Verbindung als nachtheilig erwies, die er mit dem unbedeutenden Markgrafen eingegangen. Klüger wäre es gewesen, den Magdeburger Bischofshut als Köder für churfächsischen Ehrgeiz aufzusparen. Wenn er den Churfürsten dennoch gewinnen wollte, mußte er entweder seine Rathgeber bestechen, oder den Administrator seinem Nebenbuhler aufopfern. Jenes konnte er nicht, weil er selbst in Geldverlegenheit war, dieses durfte er nicht, ohne den Ruf der Redlichkeit auf immer zu verlieren. Dennoch schlug er diese Saite leise an, obwohl nicht stark noch bestimmt genug. Als nämlich alle seine Vorschläge abgewiesen worden waren, schrieb Gustav Adolph an den Churfürsten einen Brief, in dessen Eingang die vorgeschobenen Scheingründe, mit welchen Johann Georg seine Unthätigkeit entschuldigt hatte, ziemlich bitter gewürdigt werden. Dann fährt er so fort: »Ich sehe mich jezt genöthigt, meine Segel bei Zeiten einzuziehen, und mich nicht weiter vorzuwagen. Denn ehe die Rekruten, welche ich täglich erwarte, angekommen sind, getraue ich mir nicht, mit einem während des ganzen Winters hart angestrengten Heere auf den Feind loszugehen. Es wäre gegen die Regeln des Krieges gehandelt, wollte ich zwischen zwei so unsichern Freunden eine Stellung nehmen oder die Ströme verlassen, auf welchen meine Zufuhr beruht. Um indeß den Magdeburgern meine Willfährigkeit selbst mit Aufopferung meiner eigenen Person zu zeigen, will ich längs der Havel ziehen, und mein Bestes zu Rettung der Stadt versuchen. Ich hoffe, der allmächtige Gott soll mir mit seiner Gnade beistehen, und

den Preis der Standhaftigkeit gewähren. Ist es aber seinem heiligen Willen genehm, um der Sünde willen etwas Anderes über uns zu verhängen, so unterwerfe ich mich in Demuth, und werde mich damit trösten, daß ich es gut gemeint und Nichts unterlassen habe, was von mir billiger Weise gefordert werden konnte. Unschuldig erkläre ich mich vor Gott und Welt an allem Blut und Unheil, und lade die Verantwortung auf das Haupt derer, welche mich in dieser christlichen Sache so unvermuthet verlassen haben.« Nach dieser feierlichen Drohung spricht der König noch einmal seine Hoffnung aus, daß es nicht so weit kommen werde: noch sey es Zeit, daß der Churfürst sein Volk mit dem schwedischen vereinige und Magdeburg retten helfe, nur möchte er zu einer persönlichen Unterredung sich einfinden, denn unter Vermittlung von Räthen gehe Alles zu langsam. Dann schloß er mit dem Schlagworte: Seyen Eure churfürstliche Durchlaucht versichert, daß ich Ihnen und ihrem Hause, namentlich Ihrem Sohne in Behauptung seiner Ansprüche auf das Erzstift Magdeburg die besten Dienste leisten werde.

Jener feierliche Ton verfehlte die Wirkung auf Johann Georg ebenso gut als Gustavs Verheißungen zu Ende, vielleicht weil der König nicht damit angefangen hatte. Ueberdieß bearbeitete der Kaiser den Churfürsten zu gleicher Zeit mit Gustav. Während dieser den Beitritt verlangte, kamen Aufforderungen von Wien, Johann Georg möchte einen allgemeinen Frieden vermitteln, zu welchem Ferdinand II. herzlich gerne die Hand biete. Natürlich geschah dieß nur, um Zeit zu gewinnen, bis Magdeburg gefallen seyn würde. Hätte indeß der Churfürst auch zuletzt Gustavs Bitten befriedigt, so geschah es doch zu spät für Magdeburg, denn am 10. Mai alten Styls erlag diese Stadt dem Verhängnisse.

Den Winter über und im Frühjahr geschah dort nicht mehr als was oben erzählt wurde. Die Magdeburger hielten die Verbindung mit Sachsen offen, woher sie Zufuhr bekamen, freilich nur auf sonderbaren Umwegen. Der Churfürst von Sachsen ließ Korn und Pulver nach Barby und in ein benachbartes sächsisches Amtshaus auf der Gränze schaffen, wo die Vorräthe dann von der Magdeburger Garnison unter dem Scheine gewaltsamen Raubes abgeholt wurden. Auch konnte die Besatzung nicht

in die Stadt eingeschlossen werden, denn es fehlte dem Feldmarschall Pappenheim, der die Blokade befehligte, an hinreichender Mannschaft, überdieß lähmte Eifersucht gegen den General Wolf von Mannsfeld, der mit ihm kommandirte, die Fortschritte des Blokadekorps. Lezterer ging darauf um, Magdeburg für sich zu gewinnen, und Pappenheim wollte einem gehaßten Nebenbuhler nicht in die Hände arbeiten. Ein Versuch, sich der Stadt durch Verrath zu bemächtigen, scheiterte an der Treue des schwedischen Commandanten Dietrich von Falkenberg. Pappenheim hatte diesem Offizier durch einen Trompeter, der unter einem falschen Vorwande in die Stadt geschickt wurde, eine hohe Bedienung im kaiserlichen Heere, den Grafentitel und 400,000 Reichsthaler anbieten lassen, wenn er die anvertraute Festung übergeben würde. Falkenberg war von anderem Schrot, als in unsern Tagen der preussische General Kleist. Er zwang den Trompeter, vor Zeugen und Notaren seine geheimen Aufträge zu wiederholen. Dann schickte er ihn mit folgender Antwort ins kaiserliche Lager zurück: »Wenn Pappenheim einen Schelmen und Verräther finden wolle, so möchte er ihn nicht bei Falkenberg, sondern in seinem eigenen schlechtverwahrten Busen suchen. Sollte sich in Zukunft ein Bote mit ähnlichen Aufträgen in die Stadt wagen, so habe derselbe einen Strick um den Hals als Belohnung zu gewärtigen.«

Eine ernste Wendung nahmen die Dinge zu Ende März, als Tilly mit dem Hauptheere aus Meklenburg zurückkam, und die Belagerung mit Nachdruck zu betreiben begann. Im Laufe des Aprilmonats wurden die Belagerten nach und nach aus sämtlichen Aussenwerken, zulezt aus den Vorstädten vertrieben, wobei Pappenheim das Meiste that. Falkenberg sah sich genöthigt, die lezten Vorstädte Sudenburg und die Neustadt selbst zu verlassen, jedoch erst nachdem sie zuvor angezündet und zerstört worden waren. Man hat den schwedischen Feldherrn wegen dieser Maßregel getadelt, allein sie wurde im vollen Kriegsrath und mit Zustimmung der erfahrensten Offiziere beschlossen. Die Umstände nöthigten dazu. Jezt rächen sich die früher begangenen Fehler des Administrators. Nur 2000 Mann dienstaugliches Fußvolk, nur 250 Reiter waren in der Stadt. Wie hätte man mit dieser geringen Mannschaft, die kaum für den Hauptwall hinreichte, die weitläufigen Aussenwerke vertheidigen

können? Mehr als 10,000 Mann hatte der Administrator nach und nach auf die Beine gebracht, noch mehrere konnten angeworben werden, wenn Geld vorhanden gewesen wäre. Allein die wirklich geworbenen Truppen wurden in jenen kleinen Unternehmungen zersplittert, von denen oben die Rede war. Die Bürger gaben durchaus kein Geld her, um den Abgang zu ersetzen. Viele Soldaten der Besatzung wurden ein Opfer der schlechten Verpflegung. Schändlicher Wucher hatte sich der Lieferungen für die Soldaten bemächtigt, das Bier das man ihnen reichte, soll laut Khevenhüllers Zeugniß so schlecht gewesen seyn, daß der Genuß die Ruhr und den Tod zur Folge hatte. Selbst mit dem Pulver wurde Falkenberg betrogen. Gegen Ende der Belagerung gab die Commission, welche den Schießbedarf zu besorgen hatte, an, daß blos noch 200 Centner von dieser unentbehrlichen Waare vorhanden seyen. Die Kanonen auf den Wällen wurden deßhalb nur sparsam bedient, und doch sollen die Sieger nach erfolgter Einnahme in Privatkellern noch Pulver genug gefunden haben, das verheimlicht worden war, um in der äussersten Noth auf Kosten der Vaterstadt Wucher damit zu treiben. Uneinigkeit herrschte schon vorher unter der Bürgerschaft. Der Bürgerausschuß stand, wie wir oben erzählten, mit dem Stadtrath in Opposition. Weil dieser sich für die Sache des Administrators erklärt hatte, hielt es ersterer für gerathen, auf alle Weise die Wünsche des Markgrafen zu durchkreuzen. Nur derjenige kann dieß auffallend finden, welcher nicht aus Erfahrung weiß, wie der Partheigeist sich selbst in den kleinsten Orten aller öffentlichen Maßregeln bemächtigt, ohne Rücksicht ob dieselben zum Wohle oder zum Nachtheil des Ganzen dienen. Viele Bürger verhehlten ihre Ansicht nicht, daß man sich dem Kaiser unterwerfen sollte. Auf andere mögen vielleicht churfächsische Aufregungsmittel gewirkt haben, denn es ist glaublich, daß der Churfürst kein Mittel verschmähte, den Nebenbuhler seines Sohnes verhaßt zu machen.

Falkenberg sah sich zuletzt wegen der geringen Anzahl seiner Soldaten genöthigt, den bewaffneten Dienst der Einwohner anzusprechen. Dieser verzweifelte Ausweg vermehrte das Uebel noch. Ausserdem daß Bürger gewöhnlich schlechte Soldaten sind, wuchs dadurch die Zwietracht. Der Dienst war streng bei Tag und Nacht. Die Reichen ließen sich daher durch ihr Gesinde oder durch Taglöhner vertreten. Dieß that den Aermeren wehe, laut klagten sie, daß man ihnen alle Lasten aufbürde, und die Reichen verschone, welche sich zu Hause gütlich thäten, während sie den härtesten Arbeiten und dem Tode ausgesezt seyen. Auch fehlte man darin, daß man die Posten wenig wechseln ließ, und einem und demselben Stadtviertel gewöhnlich dieselbe Stelle zu bewachen gab. Hiedurch entstand großer Unterschied in der Gefahr. Während die Bürger auf dem einen Posten dem Tode trotzen mußten, lagen die Wächter eines andern, wenig

ausgesezten, ruhig auf den Wällen, und handhabten statt des Doppelhackens die mitgebrachten gefüllten Bierflaschen. Neid und Mißgunst, zulezt Vernachläßigung des Dienstes war die Folge davon. Bald sahen die Meisten nicht mehr auf die Erfüllung der eigenen Pflicht, sondern darauf was der Andere thue, um nicht mehr zu leisten als er. Manche erschienen auf den Wällen, nicht um zu fechten, sondern bloß die Neugierde, oder was noch schlimmer war, gar ihre Schadenfreude zu befriedigen, und mitten unter der Zwietracht schlich der Verrath herum. Die Feinde draussen waren unterrichtet von Allem, was in der Stadt vorging. Dennoch thaten viele wackere Einwohner und alle Hauptleute der Stadt ihre Schuldigkeit, namentlich der königliche Commandant Dietrich v. Falkenberg.

Nachdem die Aussenwerke gefallen waren, und die Belagerung sich dem Hauptwalle näherte, berief dieser tapfere Offizier den 24. April alle Befehlshaber auf das Rathhaus. Hier wurden die Rollen ausgetheilt. Falkenberg übernahm die Vertheidigung der Heydecker Bastei, der Sudenburg gegenüber bis ans Kröker Thor. Dem Generalmajor Carl Hugo Amsterroth wurden die Werke vom Kröker Thor bis ans Fischerufer anvertraut. Das Fischerufer wollten die Schiffleute mit einer Anzahl Bürger bewachen. Der Oberstlieutenant Trost mußte für die Elbebrücke und das dortige Thor Sorge tragen, der Administrator übernahm die Aufsicht über das hinter dem Dom angelegte neue Werk, die Bürgerschaft erhielt ihren Platz auf dem obern Walle angewiesen. Des Nachts mußten alle 18 Stadtviertel, bei Tage die Hälfte wachen. Die Soldaten wurden in die Zwinger und den untern Wall vertheilt. Der Oberbefehl blieb, wie früher, dem Stellvertreter Gustavs, Dietrich von Falkenberg. Diese Anordnung war das Testament der tapferen Vertheidiger Magdeburgs, sie bezeichnete die Stelle, wo jeder sterben sollte.

Anfangs Mai hatte sich Pappenheim in den Trümmern der Neustadt, nahe am Stadtgraben festgesezt, und drei Batterien errichtet, aus denen ein heftiges Feuer eröffnet wurde, fünf andere stiegen an drei entgegengesezten Orten aus der Erde empor. Wäre es den Belagerern gelungen, einen Thurm an der sogenannten hohen Pforte schnell in Grund zu schießen, so hätte der Sturm früher stattgefunden. Die Belagerten, denen es an Pulver gebrach, machten mehrere kleine Ausfälle mit Glück und Tapferkeit, aber ohne Wirkung für das Ganze. Endlich stürzte den 8. Mai jener Thurm zusammen, aber er fiel nicht, wie Pappenheim gehofft hatte, in den Stadtgraben, sondern erhöhte den Wall mit seinen Trümmern. Ein Sturm war daher um Nichts ausführbarer. Tilly hatte schon früher einigemale Trompeter mit der Aufforderung zur Uebergabe in die Stadt geschickt, welche eine abschlägige Antwort erhielten. Den lezten sandte er

am 8. Mai. Die Belagerten behielten ihn bis zum 10. in der Frühe zurück, wo die Stadt eingenommen wurde. Ohne Zweifel konnte man sich nicht über den Bescheid vereinigen, der ihm gegeben werden sollte. Denn eine Parthei war der Meinung, daß Magdeburg sich nicht länger halten könne. Uebrigens wußten die Belagerten so gut als Tilly, daß Gustav Adolph zum Entsatze herannahe, obgleich die Briefe, welche der König früher an die Stadt geschrieben, von den Kaiserlichen aufgefangen worden waren. Diese Nachricht gab den Belagerten Muth, noch einige Tage länger auszuhalten, während sie den feindlichen Feldherrn zur Eile bestimmte, aber ihm auch zugleich den Entschluß eingab, die Belagerung aufzuheben, wenn der Wurf nicht in der nächsten Zeit gelingen würde. Das Feuer aus allen Batterien dauerte den 7., 8. und einen Theil des 9. Mai mit gleicher Wuth fort. Am 9. Nachmittags wurde es schwächer und verstummte allmählig. Noch war keine Bresche vorhanden, obgleich Tausende von Schüssen die Stadt überschüttet hatten. Das alte Werk am Heideck besaß eine solche Zähigkeit, daß keine Kugel ein größeres Loch schlug, als sie selbst war, ja daß mehrere Bälle auf einander stecken blieben. Der Thurm an der neuen Pforte stürzte zwar um, aber nicht in den Graben, wie wir sagten, sondern seitwärts. Gleichfalls war die Mauer an einem Werk gegenüber von der Neustadt zusammengeschossen, doch ragte hinter ihr der Erdwall unbeschädigt empor. Auch die Feuerkugeln, deren man etliche hundert in die Stadt geworfen, thaten wegen der guten Löschanstalten die gehoffte Wirkung nicht. Doch hatte Pappenheim auf der Seite, wo er lag, sich nicht nur seit drei Tagen und Nächten mit unsäglicher Anstrengung in dem Stadtgraben festgesezt, sondern auch durch seine Fußknechte Einschnitte zum Hinansteigen in den Wall hauen, und Alles zum Sturm bereiten lassen.

Den 9. Nachmittags gab Tilly Ordre, mehrere grobe Stücke von den Schanzen abzuführen, ein Befehl welcher keine andere Deutung zuläßt, als daß er zum Abmarsche entschlossen gewesen sey. So sahen es auch die Belagerten an, welche mit höchster Freude ein Vorzeichen nahender Erlösung darin erblickten. Hielt nun der Obergeneral wirklich den Sturm für unmöglich? oder gab er jenen Befehl aus Neid gegen Pappenheim, der bei der Belagerung fast Alles gethan, und auch jezt sich für sicheren Sieg verbürgte? Die Ereignisse des folgenden Tages sprechen für leztere Ansicht. Doch mochte Tilly die Verantwortlichkeit des Abmarsches nicht allein über sich nehmen. Also hielt er Abends Kriegsrath in seinem Zelte. »Sehr zweifelhaft,« erklärte er, »scheine ihm das Gelingen eines Sturms.« Pappenheim widersprach, andere Befehlshaber schlugen sich auf seine Seite. Als ein hoher Offizier das Beispiel Mastrichts anführte, welche Festung früh Morgens erstürmt worden sey, weil

sich die Vertheidiger, keine Gefahr mehr ahnend, zur Ruhe begeben hätten, ward beschlossen, den 10. Mai nach Aufgang der Sonne einen allgemeinen Sturm zu wagen. Pappenheim sollte mit drei Regimentern, dem Gronsfeldischen, Wanglerschen und Savellischen das große Werk gegenüber der Neustadt, Herzog Adolph von Holstein die Schanze am Krökenthor, Graf Wolf von Mansfeld den Heydek, endlich Tilly selbst mit drei kaiserlichen Regimentern und etlichem ligistischen Volk das neue Werk bei der Elbebrücke anfallen. Sobald das Zeichen mit der Kanone gegeben würde, kam man überein, an allen vier Orten zugleich Sturm zu laufen. Pappenheim hatte den günstigsten Posten; der Graben vor ihm lag trocken, der Wall über demselben nicht steil, Stufen und Einschnitte waren früher schon angebracht worden. Während der Nacht vom 9. auf den 10. ließ er vollends Alles rüsten, die Sturmleitern wurden herbeigeschleppt, die Pallisaden ausgerissen. Morgens stand sein Volk zum Sturme bereit, ahnungsvoll auf das Zeichen zum Angriffe wartend, der manchem tapfern Soldaten das Leben kosten sollte, als Tilly die Befehlshaber unerwartet noch einmal zum Kriegsrathe berief. Er wiederholte die Zweifel von gestern; abermal drang er nicht durch, die Uebrigen verharrten auf ihrer Meinung. Zwei Stunden, von fünf bis nach sieben gingen durch diese Zögerung verloren. Dieselbe war, ohne daß Tilly daran dachte, das Verderben Magdeburgs und seiner Bewohner. Bis fünf Uhr hatte die ganze Bürgerschaft auf den Wällen Wache gehalten; weil während der Nacht Nichts geschah, weil man gestern die Stücke im tillyschen Lager von der Schanze hatte abfahren sehen, weil die Annäherung des Königs bekannt war, und Entsatz ganz natürlich schien, entstand die Hoffnung, daß Nichts mehr zu fürchten sey; also ging die Hälfte der Bürger sammt einem Theil der Soldaten nach 5 Uhr in die Stadt zurück, um der Ruhe zu pflegen. Falkenberg, von demselben Wahne verstrickt, ritt nach dem Rathhause, um den tillyschen Trompeter, der noch in der Stadt war, abzufertigen. Die auf den Posten zurückgebliebenen Soldaten und Bürger waren schlaftrunken, gedankenlos.

Nach 7 Uhr Morgens sezte Pappenheim mit seinem Volke an. Die Dragoner und Küraſſiere stiegen ab, und mischten sich unter die Fußknechte. Mit der Losung »Jesus Maria« fielen sie auf einen kleinen Posten von 15 Mann, der am Fuße des oberen Walles über dem Stadtgraben stand. Alle wurden niedergestreckt, ohne Lärm machen zu können. Dann gings in einer Furie auf den obern Wall hinauf, schnell wird die Brustwehr überstiegen, aber hier fanden die Kaiserlichen kraftvollen Widerstand durch die herbeieilenden Wachen. Zu gleicher Zeit mit Pappenheim stürmte der Herzog von Holstein die hohe Pforte, und wurde bald Meister, weil die Bewachung dort sehr

schlecht bestellt war; über den Wall herunter rannten die Stürmenden nach dem innern Theil des Thores, als Falkenberg auf dem Kampfplatze erschien. Aufgeschreckt durch den Lärm war er vom Rathhause fortgeeilt, und hatte unterwegs alle verfügbare Mannschaft aufgerafft. Indessen ertönten auch die Sturmglocken, das Prasseln der Gewehre, das Dröhnen des groben Geschützes trieb die eingeschlafenen Bürger aus ihren Häusern, alles eilte dem Orte zu, woher der Lärm sich hören ließ. Nun wurde von 8—10 Uhr wüthend gefochten, wie Ebbe und Fluth wogte der Kampf unentschieden durch die Gassen an der innern Mauer, am Fuße des Walles, und selbst diesen hinauf. Kaiserliche Offiziere gestanden nachher, wenn der Feind nur 500 Reiter gehabt hätte, würden sie aus der Stadt zurückgeschlagen worden seyn. Das ganze Gewicht des Kampfes lag auf Pappenheim und dem Herzog Adolph. Kein Tilly, kein Mannsfeld erschien mit neuen Truppen. Man ließ die beiden schändlich stecken, unverkennbar war die Absicht, Pappenheim aufzuopfern. Dieser sah 1000 seiner bravsten Soldaten um sich fallen. Mit unsäglicher Mühe brachte er endlich die Rosse seiner Küraſſiere über den pickentiefen Graben und den Wall in die Stadt hinunter. Die Reiter saßen nun auf, und machten durch die Wucht ihres Anfalls Raum. So sehr Pappenheim auch den Gefahren Trotz bot, hatte er doch das Glück, unverlezt zu bleiben, und seine Leute zum Siege führen zu können. Nicht so gut ging es den Magdeburgern. Schon zu Anfang des Sturmes wurde Falkenberg erschossen. Die Verwirrung, welche sein Tod hervorbrachte, stellten Amsterroth, die Obersten Wudrich, Trost, der Hauptmann Schmid und etliche andere tapfere Offiziere wieder her; aber auch diese erlagen nach und nach, oder mußten schwer verwundet weggetragen werden. Endlich nach 10 Uhr brach Tilly, wahrscheinlich weil die Ungeduld seiner Leute keine längere Zögerung gestattete, durch eine kleine Oeffnung und mit wenigem Volk in die Stadt. Zugleich wurde eines der Thore geöffnet, durch welches mit den Kroaten auch das Geschütz hereinwogte. Die Kanonen begannen die Straßen zu fegen. Jezt war kein Widerstand mehr möglich, verzweifelt flüchteten die am Leben gebliebenen Bürger und Stadtsoldaten in ihre Wohnungen.

Mit den Waffen in der Hand waren die Einwohner überwältigt worden. Folglich galt nach Kriegessitte keine Schonung. Der räuberische Kroat, der keinen Theil an der Gefahr genommen, aber desto mehr von der Beute haben wollte, der blutdürstende Wallone, den der mörderische Kampf und das Bewußtseyn, von seinen Kameraden im Stich gelassen worden zu seyn, vollends zum Tieger machte, stürzte auf die Häuser los. Es begann eine fürchterliche Scene, welche freilich unter solchen Umständen sich fast überall wiederholen wird. Kein Mann erhielt Pardon, noch schlimmer ging es dem schwächeren Geschlecht, das

den viehischen Lüsten dieser Unmenschen frönen mußte. In der Katharinenkirche hieben die Kroaten 53 Weibspersonen die Köpfe ab. Zwei Soldaten von diesem schändlichen Gesindel fanden einen schreienden Säugling auf der Gasse liegen; sie faßten ihn, der eine an diesem der andere an jenem Schenkel, und rissen das Kind mitten entzwei. Weiber, die sie zuvor geschändet, warfen sie ins Feuer. Etliche edle Frauen entgiengen ihrer Wuth durch heroischen Tod. Ein Mädchen sprang, um ihre Ehre zu retten, in einen Brunnen, andere suchten ihr Heil im Feuer. Auf den Straßen sah man Kinder neben ihren ermordeten Eltern liegen, welche aufs kläglichste schrien, ach Vater, ach Mutter. Wir wollen solche herzzerreissende Bilder nicht länger ausmalen *).

*) Die schlichte Erzählung eines Augenzeugen, die uns übrig geblieben ist, verdient mitgetheilt zu werden, weil sie ein treueres Bild vom Unglück der Stadt Magdeburg gibt, als allgemeine Schilderungen zu geben vermögen. Der Prediger an der Catharinenkirche, Christoph Thodänus, welcher zur Zeit des Sturmes in Magdeburg war, und Gelegenheit fand, sich zu retten, berichtet seine Schicksale folgendermaßen.

„Nachdem ich Dienstags den 10. Mai 1631 meine gewöhnliche Wochenpredigt gehalten, und mich nach Hause begeben hatte, brachten mir einige Leute aus der Jacobspfarrei die Nachricht, der Feind sey schon auf dem Wall und in der Stadt. Wir erschracken darüber heftig und wollten es anfänglich nicht glauben; allein es war leider nur allzuwahr. Voll Angst ließ ich mein Haus offen stehen, und ging mit meiner Frau und der Magd zu meinem Collegen, dem Herrn Senior und Pfarrer zu Catharinen, Malsius. Wir trafen hier schon mehrere Personen an. Wir beteten mit einander, empfohlen unsere Seelen dem treuen Gott, und erwarteten mit Furcht und Zittern, wie es uns nach dem göttlichen Willen ergehen werde. Wie viel bittere und heiße Thränen, besonders von den wehmüthigen Frauen, damals vergossen, und wie viel Seufzer gen Himmel geschickt wurden, weiß der barmherzige Gott am allerbesten!"

„Ich konnte hier nicht lange bleiben, weil ich zu einem Obersten von den Unsrigen, der sehr gefährlich verwundet worden war, in den Gasthof zum langen Hals gerufen wurde. So sehr mich auch meine Frau bat, sie nicht zu verlassen: so war mir doch nicht möglich, die Pflichten meines Amtes hintanzusetzen. Ich ging mit dem betrübtesten Herzen und mit der Vorstellung, daß wir uns in diesem Leben nicht wieder sehen würden, von ihr. Auf dem breiten Wege umringten mich viele Frauen und Jungfern, die mich ängstlich fragten, was sie thun sollten. Ich konnte ihnen keinen andern Rath geben, als im Gebet zu Gott ihre Zuflucht zu nehmen. Ich erreichte endlich den Gasthof, und traf in der vordersten Stube den Verwundeten auf der Erde liegend, in der äussersten Schwachheit an. Ich sprach ihm Trost zu, so gut, als ich es damals in dem allgemeinen Schrecken konnte; denn der Feind trieb schon das arme Volk wie eine Heerde Vieh auf dem breiten Wege vor sich her, und feuerte auf sie. Wer getroffen wurde, der lag: wer laufen konnte, der that es. Mitten unter dieser Verwirrung kam meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube hereingetreten. Sie zog mich mit Gewalt aus diesem Zimmer, das voller Gewehre hing, und vor dessen Fenstern die Feinde schon so heftig feuerten, daß dasselbe ganz mit Rauch angefüllt war. Wir

Das Plündern dauerte übrigens nicht lange, ein stärkeres Element that der Wuth des Soldaten Einhalt. Während der

---

gingen in die nach dem Hofe zu liegende hintere Stube; kaum waren wir daselbst angelangt, als die feindlichen Soldaten an der verriegelten Thür mit aller Gewalt anschlugen. Auf Befehl des Wirths mußte sie geöffnet werden, und die Feinde drangen nunmehr mit Macht herein. Sie verlangten sogleich Geld von mir. Ich hatte ein Schächtelchen, worin sich ungefähr 6 oder 7 Thaler befanden, bei mir, und ich gab's dem einen; weil aber kein Gold dabei war, so drang er in mich, ihm solches zu verschaffen. Doch er hörte meine Entschuldigung an, nahm das Silbergeld und ging davon. Unterdessen wurde in der Stube und Kammer Alles aufgeschlagen und fortgeschleppt. Unter diesen Soldaten war ein junger Mensch, der nicht fühllos zu seyn schien, und den meine Frau um Gottes willen bat, uns zu schützen; allein er gab ihr zur Antwort: Liebe junge Frau, das können wir nicht thun; wir müssen unsere Feinde verfolgen."

„Die erste Angst war also glücklich überstanden, und wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, daß nun Alles vorbei seyn würde. Wie sehr betrogen wir uns! — Es dauerte nicht lange, so kam aufs Neue eine Rotte, die Geld von uns verlangte, und die wir mit zwei Thalern und zwei silbernen Löffeln, die unsere Magd eingesteckt hatte, befriedigten. Dieser folgten sogleich einige andere nach, worunter sich besonders einer befand, der fürchterlich aussah, zwei Musketen trug, im Maul zwei Kugeln hatte, und mit schrecklicher Stimme zu mir sagte: Pfaffe, gib Geld. Ich stellte ihm mein Unvermögen, und, daß ich in dieses Haus nicht gehöre, vor. Meine Entschuldigungen rührten ihn nicht; er richtete vielmehr eine seiner Musketen auf mich, blies die Lunte an, und schoß los. Zum Glück für mich hatte meine Frau so viel Muth und Gegenwart des Geistes, daß sie die Muskete in die Höhe schlug, wodurch die Kugel mir über dem Kopf in die Wand flog. Er bestand noch immer darauf, Geld oder Silberwerk von uns zu haben. Meine Frau schnitt endlich die silbernen Hacken von ihrem Brustleibchen ab, und gab sie ihm. Ein anderer forderte auch Geld von mir: und da ich noch drei alte böhmische Groschen in meiner Tasche fand, so legte ich sie ihm auf den Tisch, und versicherte ihn, daß ich weiter nichts besäße. Er schien meinen Worten zu glauben, nahm das Geld und verließ uns. Endlich kamen noch vier oder fünf Soldaten mit Partisanen, die aber, weil sie mich in einer priesterlichen Kleidung stehen sahen, und die Ursache meines Hierseyns hörten, von uns nichts begehrten, sondern zu mir sagten: wir wollen sehen, ob du Pfaffe wirst Fuß halten."

„Um nicht noch mehreren Anfällen und Plackereien ausgesezt zu seyn, beschloßen wir, aus der Stube zu gehen, und auf dem obersten Boden Sicherheit zu suchen. Hier blieben wir auch einige Zeit verschont; aber, o Gott! wie groß war unsere Furcht, und welche Todesangst mußten wir ausstehen, da wir auf der Straße den schrecklichen Lärm der feindlichen Soldaten, das Geschrei und Wehklagen der Bürger, und im Hause unter uns die größten Gewaltthätigkeiten verüben hörten. Zu einigem Trost gereichte es uns doch, daß noch lauter teutsch gesprochen wurde."

„Nachdem im Hause und auf dem mittlern Boden Alles aufgebrochen war, kamen die feindlichen Soldaten auch zu uns herauf. Wir stellten uns dicht an der Treppe, damit sie uns gleich sehen sollten. Unter der ersten Rotte war einer, der mich mit einer großen spitzigen Keule zu Boden schlagen wollte: sein Kamerad verhinderte ihn aber daran, und sagte zu ihm: Was willst du machen? Du siehst ja, daß

Kampf in der Stadt noch schwankte, hatte Pappenheim, um die fe[illegible]enden Bürger zu entmuthigen, Befehl gegeben, daß die

---

es ein Prediger ist. Diese Vorstellung that bei ihm eine so gute Wirkung, daß er von seinem Vorhaben ablies, und [illegible] uns ging. Kaum hatte uns dieser verlassen, so kam ein anderer mit [illegible]em bloßen Degen in der Hand die Treppe heraufgerannt, brachte mir einige gefährliche Wunden am Kopfe bei, und forderte mit Ungestüm und unter den entsetzlichsten Drohungen Geld, und weil meine Frau über die mir angethane harte Beleidigung äusserst wehklagte, so wollte er auch sie seine Wuth empfinden lassen, und würde sie gewiß durchstochen haben, wenn nicht der Degen abgeglitten wäre. Ich blutete unterdessen sehr heftig, und mein weißer Priesterkragen, wie auch mein Rock, war voll Blut. Dieß sowohl, als unsere Geduld schien ihn zu rühren. Ich benützte diese Gelegenheit, ihm die Veranlassung, wie ich in dieses Haus gekommen sey, zu sagen, und ihn zu bitten, mit uns in unsere Wohnung zu gehen, wo wir ihm alles, was wir noch besäßen, geben wollten. Er nahm unsern Vorschlag an, und sagte in gebrochenem Teutsch — denn er konnte diese Sprache nicht recht — zu mir: Nun so komm, Pfaff, gib mir dein Geld, will dirs Wort sagen; Jesus Maria ist das Wort: wenn du das sagst, thut dir Soldat nichts mehr. Meine Frau hielt sich an seinem Mantel, und so wanderten wir mit einander fort."

„Auf dem breiten Wege, der voll Leichname lag, wurde uns ein vornehmer Officier gewahr. „Kerl, mach's so mit den Leuten, daß es zu verantworten ist;" gleich darauf aber sprach er zu meiner Frau: Fasset meinen Steigbügel, nehmt euren Herrn bei der Hand, und führt mich in euer Haus; ihr sollt Quartier haben. Zu mir sagte er mit etwas leiserer Stimme, und mit der Hand winkend: Ihr Herren, ihr Herren, ihr hättet es auch wohl anders machen können. Ich wußte aber nicht, was er darunter verstand. Wie wir vor unserem Hause ankamen, fanden wir es mit Soldaten angefüllt, die sich mit Plündern beschäftigten. Auf Befehl des Officiers mußten sie sogleich dasselbe räumen, und um uns vor ferneren Anfällen in Sicherheit zu setzen, gab er uns zwei von seinen Leibschützen zur Wache, und befahl meiner Frau, für mich Sorge zu tragen, daß ich verbunden würde. Er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Unsere Wache hatte genug zu thun, die Soldaten, die mit aller Gewalt in unser Haus dringen wollten, abzuhalten: und ließen sie sich endlich gleich durch die Nachricht, daß der Oberstwachtmeister vom Savellischen Regimente hier sein Quartier habe, abweisen, so bezeugten sie sich doch darüber sehr unwillig, und fragten: ob das auch recht sey? Tilly hätte gesagt: drei Tage plündern, rauben und todtmachen. Indeß blieben wir doch verschont: und weil uns unsere Wache zu verstehen gab, daß ihre Kameraden eine ansehnliche Beute machen würden, während sie hier müssig stehen müßten: verehrten wir einem jeden zwei Rosenobel, womit sie auch vollkommen zufrieden waren."

„Unser Oberster kam seinem Versprechen gemäß bald zu uns zurück, hielt sich aber nicht lange auf, sondern eilte wieder fort, um zu sehen, ob nicht zu Löschung des Feuers einige Anstalten gemacht werden könnten. Kaum war er bis auf den breiten Weg geritten, als er schleunigst wieder bei uns eintraf, und zu meiner Frau sprach: Frau, nehmt mein Pferd beim Zaum, und euren Herrn bei der Hand, und führt mich zur Stadt hinaus, oder wir müssen alle verbrennen. Denn das Feuer hatte schon gewaltig über Hand genommen, und hinter unserer Kirche auf dem breiten Wege sahen wir einen starken schwarzen

nächsten Häuser angezündet werden. Ein heftiger Wind fachte das Feuer bald zur lichten Flamme an. Gegen Mittag brannte die Stadt an allen Ecken, von den Kirchendächern, die zum Theil

---

Rauch auftrieben. Wir warfen Alles, was noch vorhanden war, in den Keller, beschütteten die Thüre mit Erde, und ich, meine Frau mit einem Priesterrock auf der Achsel, und unsere Magd mit des Nachbar Krügers Kinde auf dem Arm, traten nunmehr unsere traurige Wanderschaft an. Meine Frau mußte des Obersten Pferd beim Zaum führen, und weil alle Thore in vollem Feuer standen, so nahmen wir unsern Weg nach dem Fischerufer zu. Es war dieß für uns ein schrecklicher Gang. In der Peters- und Johannis-Pfarrei wütheten die Flammen; die Straßen waren mit todten Körpern besäet; durch viel tausend Soldaten mußten wir uns hindurchdrängen, und die Kroaten wollten immer auf mich hauen, schießen und stechen; ich würde gewiß, so wie viele andere, ein Opfer ihrer Grausamkeit geworden seyn, wenn mich nicht unser Oberster beschützt und seine Bedienten uns umgeben hätten. Wir langten endlich bei der hohen Schanze an, wo wir hinunter mußten, ob uns gleich bei dem Anblicke der Tiefe schwindelte; aber es half nichts, wir mußten hinunter, und so kamen wir endlich im feindlichen Lager bei Rothensee an. Indem wir durch das Lager gingen, mußten wir viele Lästerung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören; nur ein Officier sagte zu mir in lateinischer Sprache: Ego tibi condoleo, nam et ego addictus sum Augustanae confessioni: ich habe Mitleiden mit dem Herrn, denn ich bin auch ein augsburgischer Confessionsverwandter. Ich trug Bedenken, ihm zu antworten."

Sobald wir in das Zelt unsers Obersten getreten waren, fragte er uns, was für eine Vergeltung er erhalten würde, nachdem er uns unser Leben errettet habe? Wir antworteten ihm, daß wir ihm jezt Nichts geben könnten, wir versprächen ihm aber, alles das Unsrige, was wir an Gold und Silber vergraben hätten, getreulich zu überliefern. Den folgenden Morgen schickte er einige seiner Bedienten mit der Magd in die Stadt, um unser Hab und Gut abholen zu lassen; allein sie brachten nichts mit, weil es ihnen wegen des noch anhaltenden Feuers unmöglich gewesen war, in den Keller zu kommen. Indessen wurden wir von dem Obersten ungemein liebreich behandelt, und sehr gut verpflegt. Dessenungeachtet sehnten wir uns nach einem ruhigeren Leben. Meine Krankheit vergrößerte diese Sehnsucht bei meiner Frau, und sie bat daher den Obersten inständigst um einen Paß, und um die Erlaubniß zu unserer Abreise. Er schlug diese Bitte ab, weil er noch kein Lösegeld von uns erhalten hatte. Endlich überbrachte unsere Magd alle unsere Kostbarkeiten, die dem Obersten sogleich zugestellt wurden. Er schüttete alles auf den Tisch und es waren manche schöne alte Thaler darunter, die ich selbst lange Zeit nicht gesehen hatte. Er gab meiner Frau ihre neuen silbernen Hacken und einen Thaler als Zehrgeld zurück, und behielt alles Andere an baarem Geld und etliche silberne Becher. So sauer es uns auch geworden war, solches zu erwerben: so gönnten wir es ihm doch gern, weil wir ihm nächst Gott unser Leben zu danken hatten. Auf unser nochmaliges Ansuchen ließ er nunmehr den Paß ausfertigen, in welchem er sich unterschrieb: K. K. M. des löblichen fürstlichen Savellischen Reg. bestellter Oberstwachtmeister und Hauptmann D. Joseph de Aynsa. Wir traten sogleich auf Anrathen des Herrn von Pottshausen unsere Reise nach Olvenstädt an, wo wir von dem lutherischen Feldprediger des Holkischen Regiments, Herrn Jakob Schwanenberg, aufs liebreichste empfangen wurden. Dieser würdige Mann

mit Blei oder Kupfer gedeckt waren, rann das Metall in glühenden Tropfen herunter. Man konnte es vor Hitze in der Stadt nicht mehr aushalten, die Sieger zogen sich auf den Wall zurück, ganze Schaaren von gefangenen Weibern und Kindern mit sich führend. Manche der Plünderer, welche sich durch Saufen um die Besinnung gebracht, und zurückgeblieben waren, verbrannten mit den Einwohnern. Von Mittag bis Nachts zehn Uhr — so lange dauerte die Feuersbrunst — sank die reichste Stadt Mitteleutschlands in Schutt und Trümmer zusammen. Nur etwa 140 kleine Hütten am Fischerufer, einige Häuser um den Dom, dieser selbst und das Liebfrauenkloster blieben stehen. Lezteres ward durch die Thätigkeit der Mönche gerettet, welche etliche hundert Soldaten vermochten, dem Feuer zu wehren. Als Katholiken fanden sie bei Katholiken Gehör. Gefangen wurden ausser drei Bürgermeistern der Generalmajor Amsterroth, dieser tödtlich verwundet, die beiden Obersten Uslar und Boie, sammt der ganzen Reiterei, welche vor dem Dom auf dem neuen Markt aufgestellt worden war. Auch der Administrator fiel nach verzweifelter Gegenwehr in Feindes Hand. Gegen Mannsfeld, dem es allerdings nicht Ernst war mit seinem Angriffe, hielt er den angewiesenen Posten noch inne, als Pappenheim schon Meister der Stadt war. Dann wurde er im Rücken angefallen, in den Schenkel geschossen und überwältigt. Ein Soldat brachte ihm mit der Partisane eine schwere Wunde am Kopfe bei, Andere zerbläueten ihn mit Gewehrkolben. Den gänzlich ausgeplünderten und bis auf die Haut entblösten sezten sie auf ein Pferd, und führten ihn den abschüssigen Wall hinab ins Pappenheimische Lager. Tilly überhäufte ihn dort mit bitteren Vorwürfen, er antwortete seiner Würde eingedenk. Man brachte ihn zuerst nach Wollmirstadt, später nach Wolfenbüttel. So kam der Anstifter des Magdeburgischen Unglücks, während alles Volk starb, mit dem Leben davon.

Der Untergang Magdeburgs fand am $^{10}/_{20}$. Mai statt. Am Morgen des folgenden Tages eilten die Soldaten wieder in die rauchenden Trümmer zurück, um in den Gewölben Nachforschung zu halten. Sie machten große Beute an Silber und Gold, Kleidern, Lebensmitteln aller Art und Getränken; denn

---

erzeigte uns und vielen andern Magdeburgern, besonders aber mir, der ich noch immer sehr krank war, viele und große Wohlthaten, und wir blieben bis zum Sonnabend bei ihm, an welchem Tage uns der Herr von Potthausen nach Garleben schaffte. Von da gingen wir nach Salzwedel, und kamen endlich nach vielem ausgestandenem Ungemach in Hamburg an. Hier wollte ich einige Wochen bleiben und den Ausgang der Sache erwarten; allein Gott fügte es, daß ich bald darauf von dem Rath und der ganzen Gemeinde zu Rendsburg im Hollsteinischen zu dem damals erledigten Diakonat berufen wurde, welchen Ruf ich auch annahm!"

die Bürger hatten ihr bestes Eigenthum in die Keller gebracht. Drei Tage lang wurden die eroberten Vorräthe im Lager verpraßt. Die trunckenen Soldaten nannten ihre Schlemmerei nach dem alten Bilde, das nie eroberte Vestungen mit Jungfern, gefallene mit Frauen vergleicht, die Magdeburger Hochzeit. Nach der Domkirche waren während des Sturmes gegen tausend Personen, meist Weiber, Jungfrauen und Kinder, nebst wenigen Bürgern und etlichen Soldaten geflohen. Dort blieben sie fast drei Tage in Todesangst, erstickender Hitze und ohne Nahrung. Am 12ten kam Tilly in die Stadt, ließ die Kirche öffnen, den Unglücklichen Gnade ankündigen, und Soldaten-Brod unter sie austheilen. Erst am 14ten hielt er seinen Siegeseinzug, wobei ihm die eroberten Fahnen zu Füßen gelegt wurden; nach Khevenhüllers Zeugniß soll er bei dieser Gelegenheit sein tiefes Bedauern über das Schicksal der unglücklichen Stadt ausgesprochen haben. Die Greuelscene, bei welcher alle Gebote der christlichen Religion mit Füßen getreten worden waren, endete am 15ten mit einem feierlichen »Herr Gott dich loben wir,« das unter Kanonendonner im katholisch gemachten Dome abgesungen wurde. Auſſer den gefangenen Weibern und Kindern blieben etwa 400 Bürger am Leben. Mehr als 25,000 Einwohner hatte der Tod durch Schwerdt oder Feuer dahingerafft. Auch die Geretteten verschonte weniger Menschlichkeit, als Habsucht, weil man von ihnen hohes Lösegeld zu erpressen hoffte. Doch fand der größte Theil Gelegenheit, während einer im Tillyschen Lager entstandenen Feuersbrunst in der Nacht des 14ten Mai zu entfliehen. Unter denselben war auch Johann Stahlmann, ein Agent Gustav Adolphs, den die Sieger in der Stadt gefangen genommen und mit äusserster Härte behandelt hatten.

Unsere Schilderung vom Untergange Magdeburgs ist nach den besten Quellen, Chemniz, Khevenhüller, Spanheimius, endlich nach dem Berichte Pappenheims an den Kaiser entworfen. Von selbst ergibt sich daher, daß jene Erzählungen von Tillys Grausamkeit, daß die Theaterscene »kommt in einer Stunde wieder, der Soldat muß etwas haben für seine Arbeit,« Mährchen sind. Leztere Aeuſſerung sezt voraus, daß Tilly es war, der Magdeburg eroberte, und daß die Soldaten die schönste Muße zum Plündern fanden. Aber das eine ist so falsch wie das andere. Pappenheim nahm die Stadt, und nach zweistündigem Plündern hatte der Brand schon so furchtbar um sich gegriffen, daß es Niemand mehr drinn aushalten konnte. Daß die Soldaten am andern Tage wieder kamen, um in den Kellern nachzuspüren, ist ganz natürlich, und man kann dieß nicht einmal Plündern nennen, denn geplündert werden nur lebende Besitzer; die ehemaligen Eigenthümer jener Güter, welche die Soldaten in den Gewölben fanden, waren ja schon Tags

zuvor durch Schwerdt oder Feuer umgekommen. Hätte man etwa Vorräthe, die Niemand mehr gehörten, liegen lassen sollen! Grausam war das Schicksal, das Magdeburg erfuhr, aber nicht gegen die damalige Gewohnheit. Man muß keinen allgemeinen Maßstab weder an Menschen, noch Ereignisse, noch Thaten legen, sondern jede betrachten nach ihrer Zeit. Eine ausserordentliche Grausamkeit ist eine solche, die ein einzelner Unmensch gegen die gewöhnliche Handlungsweise der Mitlebenden begeht. Als eine solche hat man die Zerstörung Magdeburgs gebrandmarkt, aber mit Unrecht. Die Einwohner verschoßen ihre lezte Patrone, ehe sie vom Walle wichen, nach einem zweistündigen verzweifelten Kampfe hatte Pappenheim die Fechtenden überwunden. Der Bürger übernahm die Rolle des Soldaten, also mußte er sich auch gefallen lassen, wenn er als bewaffneter Feind behandelt wurde. Hiezu kommt, daß durch das Ausbleiben der Hülfe, durch die schnöde Art, in welcher Tilly seinen Mitfeldherrn in der Gefahr stecken ließ, die Wuth der Pappenheimschen Regimenter, unter deren Schlägen Magdeburg fiel, bis zur Raserei gestiegen seyn muß. Dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß, kühlten sie diese Leidenschaft im Blute der unglücklichen überwundenen Schlachtopfer. Auch darf man nicht vergessen, daß der Partheihaß damals eine fürchterliche Höhe erreicht hatte. Dieses Magdeburg war bekannt als eine alte Rebellin gegen Kaiser und Reich, als eine widerspenstige Guelfin. Schon Kaiser Carl V. mußte vor ihren Wällen abziehen, und erst zwei Jahre früher unter Wallensteins Kommando, Pappenheim selbst. Pappenheim focht nicht wie ein Söldling um des Kaisers Gold, sondern er theilte auch den Haß und die Liebe des Reichoberhauptes. Jezt war die hartnäckige Feindin in seinen Händen nach dem wüthendsten Kampf, also keine Schonung: »hie Guelfen, hie Gibellinen, wie ihr mir gethan hättet, wenn ich unterlegen wäre, so geschehe es Euch.« Unentschuldbar bleiben freilich die gegen Weiber, gegen Kinder begangenen Scheußlichkeiten, aber dieser Vorwurf trifft nicht die Generale, nicht Tilly, nicht Pappenheim, sondern die menschliche Natur, oder die Rohheiten und die schlechten Einrichtungen jener Zeit. Es war das Unglück des Kaisers, daß er solche Bluthunde füttern, daß er sie, weil es ihm an Geld zur regelmäßigen Bezahlung gebrach, nicht unter der strengen Ruthe der Mannszucht halten konnte. Befohlen oder gebilligt hat weder Tilly noch Pappenheim die vom gemeinen Kriegsvolke verübten Greuel. Dieselben zu verhindern, als einmal das Blut in Wallung war, gebrach es ihnen an Macht. Gustav Adolph, den man gewöhnlich als beschämenden Gegensatz neben die beiden kaiserlichen Generale hinstellt, mußte seinen Soldaten eine zweistündige Plünderung Frankfurts gestatten, und doch waren es dort Protestanten, die von Protestanten beraubt wurden, es waren ruhige Bürger, die kei-

nen Finger gegen die Schweden erhoben, sondern im Gegentheil ihre Wünsche für das Wohl des Königs zum Himmel emporschickten. Hätten sie sich gegen die Schweden gewehrt, wie die Magdeburger gegen Pappenheim, was würde dann aus Frankfurt geworden seyn? Sicherlich ein Schutthaufen, wie Magdeburg auch. Denn im vorausgesezten Falle zweifeln wir sehr, ob Gustav Adolph Macht genug besessen hätte, um der Wuth seiner Leute Einhalt zu thun. Wir sagen dieß nicht, um Grausamkeiten zu entschuldigen, oder gar den König von Schweden herabzusetzen, sondern unsere Absicht ist, den Charakter zweier Waffenhäupter zu retten, welche ihr Leben dem Ruhm weihten, und doch vom Partheigeist schändlich verlästert worden sind. Geschichtschreibende Pedanten haben sie wegen Magdeburgs Fall um die Wette mit Koth beworfen, und nicht eher geruht, bis Tilly namentlich schwärzer als der Teufel hingestellt war. Das Schlimmste ist noch, daß die Grausamkeit, welche man dem ligistischen Oberfeldherrn Schuld gibt, wie fast immer, zugleich den Vorwurf des Unverstands mit in sich schließt. In der That, wie thöricht hätte Tilly gehandelt, wenn er eine Stadt, aus welcher er die größten Geldsummen ziehen konnte, muthwilliger Weise zerstörte, und dadurch sich selbst aller dieser Hülfsmittel beraubte! So handelt ein Mann nicht, der ohne Verwandte, ohne Geburt sich bloß auf dem rauhen Pfade des Verdiensts vom Soldaten bis zum obersten Feldhauptmann des teutschen Reichs emporschwang.*)

*) Leider stimmt auch Schiller mit dem Chore der partheiischen Ankläger Tillys, obwohl weder Chemniz noch Spannheim, noch Burgus ein einziges Wort berichten, das die Vorwürfe rechtfertigen könnte, und obwohl Khevenhüller ausdrücklich den Obergeneral gegen ähnliche Beschuldigungen rechtfertigt. Teutschlands großer Dichter hat in seiner Beschreibung des 30jährigen Kriegs den späten, schlechten Quellen, wie Harte, viel zu viel Glauben geschenkt, und viel zu wenig die guten Geschichtschreiber benüzt. Auch ging er nicht sowohl darauf aus, der Nation ein treues Bild ihrer Schicksale und Leiden vorzuhalten, als auf theatralischen Effekt und glänzende Gegensätze. Ohnedieß ist er vom alten Guelfengeiste in einem bedauerlichen Grade angesteckt. Der Kaiser und seine Generale müssen eben Unrecht haben. Schiller starb, ehe die lezte und herbste Frucht dieses Partheihasses reifte. Hätte er die gränzenlose Demüthigung Teutschlands von den Jahren 1806—1813 erlebt, eine Demüthigung, welche wir bloß der sogenannten teutschen Freiheit und dem Sieg der Reichsaristokratie über den Kaiser verdanken, so würde er anders vom 30jährigen Krieg geurtheilt haben. Harte verrödelt eine Reihe der gröbsten Lügen. Dieser Schriftsteller ist aber längst als Dummkopf bekannt. Mauvillon, sonst ein vorsichtiger und unterrichteter Mann, gibt Seite 134 (IIter B. teutsche Ausgabe) folgende Stelle: „ausser Khevenhüller versichern alle andern gleichzeitigen Schriftsteller, daß Tilly einigen Officieren, die ihn um Schonung für die unglückliche Stadt baten, ganz kaltblütig geantwortet habe: Laßt den Plünderern immer noch eine Stunde Zeit, und alsdann kommt

Aber ein anderer gerechter Vorwurf trifft Tilly, der, daß er seinen Mitfeldherrn aufopfern wollte, und ihn dem Tode geweiht hatte. Aufs bestimmteste behauptet dieß Pappenheim in einem Berichte, den er unter dem 15. August 1631 aus Tangermünde an den Kaiser erließ*). »Schändlich,« dieß sind seine eigenen Worte, »habe man ihn in größter Gefahr stecken lassen.« Tilly sey daran Schuld, »daß Seiner königlichen Majestät und des ganzen römischen Reichs Untergang oder Aufnahme in die zwei Stund auf einer zweifelhaften Spitze gestanden, und daß ich meiner Seits bei tausend ausbündiger Soldaten eingebüßt habe.« Als Zeugen führt er die angesehensten Offiziere des Heeres auf. Nur seinen Gefährten gebühre die Ehre des Tags. Diesem Ausspruche gibt er folgende schöne, ritterliche Wendung. »Ich und meine redliche tapfere Spießgesellen haben bei diesem großen von Gott so wunderbar verliehenen Siege Nichts anders zu bedauern, als daß wir Euere kaiserliche Majestät und dero Frauen nicht selbst zu Zuschauern gehabt, damit sich Niemand dieser That unwürdig rühme, sondern der Preis und Ritterdank denen, so es mit Gefahr und Ehre verdienet, allein verbleiben möge.« Obgleich der Bericht drei Monate nach dem Falle der Stadt verfaßt ist, athmet er noch die volle Leidenschaft beleidigten Rechtgefühles. Zum Schlusse sagt Pappenheim, daß er sogleich von Tilly gerichtliche Untersuchung verlangt, aber nicht erreicht habe, »deßhalb komme es dem Kaiser zu, den Proceß anzuordnen, und als gerechter Kriegsherr das Böse zu bestrafen, das Wohlverhalten zu begnadigen.« Weder über die Aechtheit des Berichts, noch über die Wahrhaftigkeit der Angabe Pappenheims kann ein Zweifel obwalten. Ohnehin stimmen Chemnitz und Khevenhüller damit überein. Beide sagen am Ende dasselbe, was Pappenheim klagt, nur drücken sie sich weit vorsichtiger aus. War es nun bloß jene Eifersucht, die zwischen zwei ehrgeitzigen Generalen so häufig vorkommt, und ganze Reiche schon ins Unglück gestürzt hat, was Tilly zu einer so strafbaren That verleitete? oder liegt der Grund tiefer? Wir glauben das Letztere. Er mußte eines starken Rückhalts bei seinem ältern Gebieter versichert seyn, um etwas zu wagen, das ihn der größten Verantwortung gegenüber seinem neuen Herrn, dem Kaiser, aussetzen konnte. Wir glauben, daß Tilly nach geheimen Instruktionen des Churfürsten Maximilian gehandelt hat. Denn Pappenheims Untergang war wirklich im bayrischen Interesse. Wenn dieser tapfere Anhänger

---

wieder u. s. w." Ebenso viele Worte als Unwahrheiten. Noch größeren Tadel verdient Galletti, der, nachdem er Hartes Lügen in allem Ernste wiederholt, naiv genug gesteht, er habe die Beweise dafür in keiner guten Quelle auffinden können.

**) Er ist abgedruckt bei Förster II. 91 und folgende.

Ferdinands fiel, so stand Oesterreich vollends wehrlos da, und der Kaiser mußte auf eigene Kosten den Frieden mit Schweden erkaufen, während die Liga immer noch eine imposante Macht besaß. Jedenfalls war dann Tilly eines verhaßten Mahners entledigt, der sein Zögern durchschaute, und ihm unaufhörlich seine Pflicht gegen den Kaiser vorhielt. In den Geschichtschreibern finde ich keine Nachricht darüber, ob Pappenheim, der vor Wallensteins Entlassung eine Oberstenstelle in dem bayrischen Heere besaß, seitdem förmlich in kaiserliche Dienste übergetreten war. Jedenfalls betrug er sich entschieden als Feldherr des Kaisers, und hat vielleicht mit seinen Regimentern den Krieg auf eigene Faust, ohne besondere Bestallung geführt. Wenn einmal die hinterlassenen Papiere dieses merkwürdigen Mannes veröffentlicht sind, wird man noch über viele dunkle Stellen des 30jährigen Krieges Aufschluß erhalten. — Eingedenk der seltsamen Irrwege, in welche die Allgewalt der Umstände auch einen gutgearteten Menschen verwickeln können, wollen wir über Tilly wegen seiner bösen Absichten gegen Pappenheim nicht den Stab brechen. Das war die traurige Frucht der Nothwendigkeit, zweien Herren mit entgegengesezten Interessen dienen zu müssen, in welche man ihn zu Regensburg versezt. Durch die Bande der Dankbarkeit wie der Neigung, vielleicht auch durch religiöse Gelübde und Ordenspflicht — es ist nicht unwahrscheinlich, daß Tilly den Jesuiten angehörte — an den einen früheren Gebieter, den Churfürsten von Bayern gekettet, konnte er den andern nur verrathen. Vergessen hat ihm Pappenheim das Magdeburger Unrecht nie, er fand Gelegenheit, drei Monate später auf den Gefilden Leipzigs mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Es ist der Mühe werth, auf die tieferen Ursachen des Falles der Stadt Magdeburg einzugehen. Eine Vergleichung mit Stralsund führt zur Wahrheit. Beide Städte waren ungefähr in gleicher Lage, beide von gleich starken Feinden angefallen, beide besaßen ungefähr dieselben Hülfsmittel. Denn wenn Stralsund auch den Vortheil der freien See und Zufuhr voraus hatte, hob sich dieser wieder in sofern auf, als in Magdeburg kein Mangel herrschte, und die Festungswerke dort viel stärker waren, als in der baltischen Stadt. Woher nun die Verschiedenheit im Erfolge! Auch innerlich zeigt sich ein großer Unterschied. In Stralsund war es die Gemeinde, welche auf die hartnäckigste Vertheidigung, war es der Magistrat, der auf Nachgiebigkeit drang. In Magdeburg fand gerade das umgekehrte Verhältniß statt. Und hiemit löst sich, glauben wir, das Räthsel des verschiedenen Ausgangs. Entschlossenheit der Demokratie rettet eine schwere bedrohte Stadt viel eher, als die Beihülfe der Aristokratie. Dort ist, weil die Leidenschaft Vieler aufgeregt wird, Thatkraft und Schwung. Es gilt kein Unterschied, der Reiche muß sich hergeben wie der Arme, was Lezterem immer schmeicheln

wird. Manche die im gewöhnlichen Geleise des Lebens Nichts zu sagen hatten, und gehorchen mußten, finden Gelegenheit sich auszuzeichnen, und über Männer, die durch Reichthum oder Geburt früher ein beneidetes Ansehen genossen, emporzusteigen. So erhält das Wohl des Ganzen zwei mächtige Verbündete: den Ehrgeitz Vieler, und den immer wachenden Neid der Armen gegen die Glücklichen. Mag auch der Magistrat, wie in Stralsund, insgeheim dem Willen der Menge widerstreben: er ist die Minderzahl, und wird von zu vielen eifersüchtigen Augen bewacht, als daß er durchdringen könnte. Freilich mußte, so scheint es, die Gemeinde Magdeburgs eben so sehr Rettung der Stadt wünschen, als der Magistrat, denn mit der Stadt stand oder fiel das Volk. Dieß ist wahr. Aber ein drittes, das Zusammenwirken störende Element hatte sich eingedrängt — wir meinen den Administrator. Der Rath unterstützte diesen weil er durch das Aufkommen desselben eigene Interessen zu befördern hoffte. Anders die Gemeinde. »Sollen wir uns in Lebensgefahr stürzen, sollen wir unsere Beutel angreifen, oder nur die Hand rühren, um einem fremden Prinzen, der uns gar Nichts angeht, der den Bürger gering achtet, und seine Freiheiten beneidet, Land und Leute zu erwerben! So wird man auf den Zunftstuben gesprochen haben. Abneigung gegen die gemeinsame Sache war die Folge davon, bald gewöhnte man sich, sie als eine fremde zu betrachten. Der Rath handelte seiner Seits, wie aristokratische Körperschaften immer thun. Er nahm unzählige Rücksichten. Daher kams, daß die Reichen sich auf den Wällen durch Taglöhner vertreten lassen durften, daß derselbe Posten immer demselben Stadtviertel angewiesen wurde, nämlich der am mindesten gefährliche dem reichsten, und so in einer Abstufung fort bis zum bedrängtesten, der den armen Leuten blieb. Denn der Magistrat hatte seine Verwandte, die man billig schonen mußte; sonst gab es Familienzwiste. Falkenberg mußte die Augen zudrücken bei diesem Unfuge, weil er ganz von der Unterstützung des Rathes abhing. Hieraus entstand neuer Anlaß zu Klagen. Allmählig sah das Volk die Vertheidigung der Stadt Magdeburg als ein Glücksspiel an, das der fremde Prinz und sein Verbündeter, der Magistrat auf Rechnung seiner Ländergier trieb. Man hielt es für billig, an die Spekulation des großen Herrn eigene kleinere anzuknüpfen, die freilich sehr schändlich und der Stadt nachtheilig waren. Eine Menge Zwischenträger verriethen dem Feinde draussen Alles, was in der Stadt vorging. Allerdings erhielten die Verräther beim Sturme den gebührenden Lohn. Sie wurden so gut erwürgt, als die Verrathenen. Aber Magdeburg fiel eben durch die Gleichgültigkeit der Masse, welche auch den Verrath zur Folge hatte. Uns scheint, Gustav Adolph habe einen politischen Fehler begangen, indem er bei dem Plane, Rath und Bürgerschaft der Stadt Magdeburg in ein schwedisches Bündniß zu

ziehen, als Mittelsperson einen fremden Prinzen eintreten ließ, der weder Anhänger, noch besondern Verstand, noch Macht und Geld besaß, und nicht viel mehr als ein vornehmer Abentheurer war.

Tiefen Eindruck machte der Fall Magdeburgs auf die Protestanten. Gustav vernahm die Nachricht mit großem Schmerz. Da er fürchten mußte, daß man ihn als Mitschuldigen anklagen werde, weil er keinen Entsatz versucht habe, erließ er eine öffentliche Vertheidigungsschrift. Er zeigte darin, daß seiner Seits vor Eroberung Frankfurts unmöglich etwas für die Stadt habe geschehen können, ohne Alles aufs Spiel zu setzen, daß er nachher in Eilmärschen zum Ersatz herbeigerückt, aber durch das Zögern Churbrandenburgs, und noch mehr durch die Weigerung des Churfürsten von Sachsen an der Ausführung seines Planes verhindert worden sey. Auch die eigenen Fehler der Magdeburger, ihr Geitz und ihre Gleichgültigkeit wurden nach Gebühr aufgedeckt. Den Haupteinwurf dagegen, den man ihm machen konnte, warum er nach Besetzung Spandaus nicht geradezu auf Magdeburg losmarschirte, sondern durchaus einen Umweg über Wittenberg oder Dessau machen wollte, berührt er nicht. Magdeburg liegt bekanntlich auf dem linken Ufer der Elbe, aber ein Theil der Werke erstreckte sich bis auf das rechte, und wenn Gustav Adolph auf diesem, gegenüber der Stadt erschien, so konnte er die Verbindung leicht herstellen. Jedenfalls mußte dann Tilly entweder abziehen, oder den Schweden eine Schlacht liefern. Aber Letzteres wollte Gustav Adolph nicht, weil er an Mannschaft weit schwächer war als Tilly und Pappenheim zusammen. Daher sein Wunsch, nicht ohne den Churfürsten von Sachsen den Entsatz oder vielmehr die Schlacht zu wagen, welche die Stadt befreien sollte. Diesen Beweggrund, der ein seinem Ansehen nachtheiliges Bekenntniß gewesen wäre, durfte er nicht öffentlich aussprechen, daher wird derselbe in der Vertheidigungsschrift mit Stillschweigen übergangen. Tadeln darf man übrigens Gustav Adolph nicht, weil er unter den gegebenen Umständen und ohne fremden Beistand kein nachtheiliges Treffen wagen wollte. Hätte er auch im glücklichsten Falle die Befreiung Magdeburgs mit einem großen Verluste seines Heeres erkauft, so wäre dieß schlimmer gewesen, als wenn die Stadt fiel und sein Heer unversehrt blieb. Aber wie dann, wenn die Schweden geschlagen wurden, und Magdeburg in Folge dieser Niederlage sich dennoch ergeben mußte? Ein König soll nicht aus Mitleid handeln, sondern immer das Ganze im Auge behalten.

Mehr als Gustav Adolph, wurden die benachbarten protestantischen Fürsten, denen Tilly seinen Sieg in einem hohen Tone ankündigte, von dem Falle Magdeburgs ergriffen. Diesen Schrecken mußte der kaiserliche Feldherr mit großer Hast und Nachdruck benutzen, wenn er Früchte von dem errungenen

Vortheile erndten wollte. Jezt galt es, zuerst die Schweden anzufallen, und dann die unruhigen Protestanten schnell zu entwaffnen. Gab er dagegen sein gewohntes Zögern nicht auf, so war vorauszusehen, daß an die Stelle lähmender Bestürzung, Rache und der Entschluß, sich vor ähnlicher Behandlung zu schützen, bei den Evangelischen treten werde. So ist es auch geschehen, wie wir sehen werden. Aus der Asche Magdeburgs erwuchsen nicht dem teutschen Kaiser oder dem Churfürsten von Bayern, sondern dem Könige von Schweden Triumphe, und glänzend rechtfertigten die Umstände das von Gustav Adolph beobachtete Verfahren.

Fünftes Kapitel.

Der Churfürst von Brandenburg wird mit Waffengewalt zum schwedischen Bündnisse genöthigt. Tilly zieht nach Hessen. Gustav Adolph macht eine Reise nach Pommern, indem er sein Heer an der Elbe zurückläßt. Greifswalde fällt. Lager bei Werben.

Mitte Mai bis August 1631.

Nach dem Untergang Magdeburgs verlegte Gustav Adolph sein Heer von Potsdam nach Spandau zurück, und ließ unter den Festungswällen ein Lager schlagen. Hier erschienen Mitte Mai wieder Gesandte des Landgrafen Wilhelm V. von Hessenkassel, begleitet von Bevollmächtigten des Herzogs Wilhelm von Weimar, den der Landgraf ins Interesse gezogen hatte. Die Verhandlungen vom vorigen Jahre wurden wieder aufgenommen und der Reife näher gebracht. Der Herzog von Weimar erhielt dieselben Vergünstigungen von Seiten des Königs, wie der Landgraf. Er sollte Kriegsoberster im sächsischen Kreise seyn, und Vollmacht haben, auf Gustav Adolphs Namen Summen zur Anwerbung von Kriegsvolk aufnehmen zu dürfen. Weiter versprach der König, die beiden Fürsten auf den Fall, daß sie wegen des schwedischen Bündnisses von Land und Leuten vertrieben würden, zu entschädigen, und ihnen eine Zuflucht in Schweden sammt stattlichem Unterhalt zu gewähren. Diese Unterhandlung, welche jedoch erst im Lager zu Werben vollends abgeschlossen wurde, beweist, daß der Ruin Magdeburgs wenigstens auf die entschlossensten Reichsfürsten keinen lähmenden Eindruck gemacht hatte.

Die Freude des Königs über diesen Fortschritt wurde bald durch eine sehr unangenehme Streitigkeit mit einem Bundsgenossen

getrübt, den er schon völlig gewonnen zu haben wähnte. Wie wir oben erzählten, trat Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg seine Vestung Spandau nur für so lange an die Schweden ab, bis Magdeburg befreit seyn würde. Durch den Fall der Stadt war die Befreiung unmöglich, der bedungene Zweck unerreichbar geworden, also forderte der Churfürst seine Vestung zurück. Gustav Adolph, der Spandau jezt nöthiger brauchte als früher, war entschlossen, sie nicht heimzugeben; jedoch ohne Aufopferung seines Wortes, das ihm heilig war. Er versuchte zuerst eine List. »Ich finde keine Ausdrücke,« schrieb er dem Churfürsten, »um den Schmerz zu beschreiben, welchen der Untergang Magdeburgs meinem Herzen gemacht hat. So viele tausend unschuldige Seelen sind der Tyrannei des Feindes erlegen, und auch der Administrator (des Churfürsten Oheim) gerieth in die Hände seiner erbittertsten Gegner. Gerne hätte ich, Gott weiß es, den Unglücklichen geholfen, wäre ich nicht von Leuten daran verhindert worden, die sich meine Freunde nennen, und von denen ich es am allerwenigsten erwartete. Weil ich hieraus schließen muß, daß meine Anwesenheit gewissen Personen hier zu Lande gar nicht willkommen ist, werde ich meinen Rückzug antreten, und meinem Worte gemäß Spandau Euer Liebden wieder zurückgeben. Ich hoffe durch diese gewissenhafte Erfüllung meines Versprechens jenen mißgünstigen und grundbösen Menschen den Mund zu stopfen, welche sich nicht schämten auszusprengen, als hätte ich bei Einräumung Spandaus und anderer Vesten, etwas ganz Anderes als die Sicherheit meiner Person und das Gedeihen der evangelischen Sache beabsichtigt. Von Herzen gerne gönne ich es dem Churhause, wenn es sich ohne Beschwerde und ohne meinen Beistand aus den Nöthen dieses Krieges erretten kann.« Furcht vor dem Kaiser war es gewesen, was den Churfürsten bewogen hatte, die Rückerstattung Spandaus zu verlangen. Schon sahen Georg Wilhelm und seine Räthe Tilly, den Sieger Magdeburgs, vor den Thoren seiner Hauptstadt Berlin. Der dem Könige abgeneigte Minister Schwarzenberg hatte sich schon früher aus Angst vor Gustav Adolphs Zorn nach Holland geflüchtet. Er konnte also damals den Schweden nicht persönlich entgegenarbeiten, obgleich er vielleicht, wie Chemnitz sagt, einen bösen Samen hinterlassen hatte. Die Drohung Gustav Adolphs wirkte. Der Churfürst fürchtete, wenn die Schweden sich aus der Mark zurückzögen, werde Tilly sogleich einmarschiren, und die Churlande möchten dann aus dem Regen unter die Dachtraufe gerathen. Also schickte er den $17/27$. Mai zwei seiner Räthe an Gustav Adolph, und ließ ihn dringend bitten, länger zu bleiben. Der König, der die günstige Stimmung rasch benützen zu müssen glaubte, forderte nun ein enges Bündniß und eine runde Antwort.

Sie fiel anders aus, als der König erwartet hatte. Der erste Schrecken war bereits in Berlin verflogen, und ein alter Plan wieder hervorgesucht worden. Man schmeichelte sich von Tilly Neutralität für die Länder zwischen Elbe und Oder, Havel und Spree zu erhalten. Dieser Plan kam aus der Werkstätte eines dem Kaiser verkauften Rathgebers. Um ihn zu verwirklichen, mußte vor Allem Spandau von den Schweden geräumt werden. Der Churfürst erwiederte daher auf Gustav Adolphs lezte Botschaft: »Ein Bündniß mit dem Könige einzugehen, sey ihm nichts weniger als zuwider. Nur möchte er sich von den andern evangelischen Ständen nicht trennen. Gerne werde er auch dem Könige den obersten Befehl in Kriegssachen überlassen. Doch müsse er sich die Verfügung über sein eigenes geworbenes Volk vorbehalten, und auf Räumung der abgetretenen Vestungen dringen. Hiemit möchte sich der König beruhigen, oder wenigstens so lange warten, bis der Churfürst von Sachsen um seine Meinung befragt, und der Rath des größeren Stände-Ausschusses, den man eben einberufe, angehört sey. Man überlasse es des Königs eigenem Ermessen, ob er länger bleiben oder sich zurückziehen wolle. Entscheide er sich für Lezteres, so werde der Churfürst mit Hülfe Sachsens seine Lande zu schützen oder vom Kaiser eine redliche, beständige Neutralität zu erlangen suchen. Bleibe er, so sey man erbötig, das schwedische Heer wie bisher nach Möglichkeit aus den Marken mit Proviant zu versehen.«

Da Gustav Adolph aus dieser Antwort sah, daß seine frühere Drohung eines schnellen Abmarsches nicht mehr auf den Churfürsten wirke, zog er gelindere Saiten auf, und begnügte sich, die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes zu verlängern. »Er sey erbötig,« war sein neuer Antrag, »die bisher gepflogenen Unterhandlungen schweben zu lassen, bis der Churfürst von Sachsen seine Beistimmung erklären würde. Inzwischen möchte Georg Wilhelm den Vertrag in Betreff Spandaus auf so lange verlängern, bis das schwedische Heer entweder an die Oder zurückgeführt, oder der Feind ausser Standes gesezt sey, die Waffen des Königs in den churbrandenburgischen Landen ernstlich zu bedrohen.« Anfangs ging Georg Wilhelm auf diesen ermäßigten Vorschlag ein, und Alles schien am 23. Mai zur Zufriedenheit beider Partheien beendigt, als der Unstern des Königs den sächsischen Feldmarschall Arnim nach Berlin führte. Nun wurde das mühsam angezettelte Gewebe wieder aufgelöst. Die Räthe des Churfürsten deuteten den lezten Bescheid ihres Herrn dahin, daß auch ein längeres Verweilen der Schweden in Spandau von der Zustimmung des Churfachsen abhängig seyn, und die Veste für jezt geräumt werden solle. Gustav Adolph klagte seinen Schwager des Wortbruchs an, dieser antwortete mit immer bitterern Beschwerden, und forderte gewissenhafte

Erfüllung des gegebenen Wortes. Nun nahm der König eine drohende Sprache an, worauf der Churfürst zwar die früheren Ausdrücke milderte, aber am Ende auf seinem Verlangen, in Betreff Spandaus, bestand. Fast einen ganzen Monat war die Sache hin und hergezerrt worden. Endlich riß dem Könige die Geduld, den 8. Juni erklärte er dem Feldmarschall Arnim, der ins schwedische Lager geschickt worden war, um Gustav Adolph mit glatten Worten zu besänftigen, rund heraus: »Morgen frühe zwischen 7 und 8 Uhr solle Spandau von seinen Truppen geräumt werden, der Churfürst möge die Veste besetzen, wa« es ihm beliebe, aber zugleich alle gewechselten Papiere zurückgeben. Die Freundschaft zwischen Schweden und Brandenburg sey hiemit aufgekündigt.«

Den 9. Juni Morgens zog die schwedische Besatzung aus Spandau. Sogleich sezte sich das ganze Heer in Marsch nach Berlin. In Schlachtordnung ward es vor den Thoren der brandenburgischen Hauptstadt aufgestellt, alle Regimentsstücke geladen, auf die Fronte geführt, und gerade gegen das churfürstliche Schloß gerichtet. Ein Trompeter ritt nach der Stadt, mit der Aufforderung, augenblicklich die Thore dem Könige von Schweden zu öffnen. Wo nicht, so möge sich die Stadt alles aus ihrer Weigerung entstehende Unheil, Mord und Plünderung selbst zuschreiben. Was gute und harte Worte nicht vermocht, das bewirkte endlich der Anblick blitzender Waffen. Wie zu Anfang Mai, mußten wieder die Damen des Hofes die Vermittlung für den zitternden Churfürsten übernehmen. Sie kamen heraus, die verwittwete Pfalzgräfin Mutter an der Spitze. Beflügelt eilten jezt die Verhandlungen vorwärts. Am 11ten war das Bündniß zwischen Schweden und Brandenburg unterzeichnet. Dasselbe besagt erstlich in Betreff Spandaus: »Der Churfürst überläßt diese Vestung den Schweden auf die ganze Dauer des Krieges. Im Uebrigen gilt die frühere Capitulation in allen Punkten.« Zweitens wegen Cüstrin: »Der Durchzug durch diese Veste ist den Schweden sowohl mit ganzer Heeresmacht als mit kleineren Abtheilungen erlaubt. Brandenburg verpflichtet sich Cüstrin bis aufs Aeußerste gegen alle Feinde des Königs zu vertheidigen. Der König hat das Recht, in dringenden Nothfällen Cüstrin mit seinen eigenen Leuten zu besetzen. Der brandenburgische Vestungskommandant, alle Officiere und Soldaten, welche jezt darin liegen, oder später hinein verlegt werden, schwören dem Könige einen körperlichen Eid, daß sie ihn in die Veste aufnehmen werden, so bald er es verlangt. Hat der König die Aufnahme gefordert, so muß der brandenburgische Kommandant seine Leute mit den einrückenden Schweden vereinigen, und sich unter des Königs Kommando fügen.« Drittens was den Churfürsten selbst und sein ferneres politisches Betragen betrifft: »so steht es ihm frei, dem Leipziger Bunde treu

zu bleiben, auch auf eigene Rechnung Volk anzuwerben. Jedoch verpflichtet er sich, dem Könige keine Soldaten abspenstig zu machen, und solche, die etwa den schwedischen Dienst mit churbrandenburgischem vertauschen wollten, abzuweisen und zur Bestrafung an die betreffenden Regimenter abzuliefern. Endlich übernehmen die Churlande eine monatliche Zahlung von 30,000 Reichsthalern zu Gunsten des königlichen Heeres. Etliche Kreise, sammt der Uker- und Mittelmark, steuren bloß zur Unterhaltung des churfürstlichen Hofes, und sind deßhalb von jeder Lieferung befreit. Die schwedische Reiterei bezieht ihren Unterhalt aus Pommern und Meklenburg.« Diese Bedingungen sind so drückend für den Churfürsten, und so überaus günstig für den König, daß sie wohl durch irgend geheime Versprechen, deren gleichzeitige Schriftsteller nicht erwähnen, versüßt worden sind. Wirklich theilt Arkenholz aus dem schwedischen Archiv eine glaubwürdige Urkunde mit, kraft welcher Gustav Adolph einen Heirathsplan zwischen seiner Tochter Christina und dem Sohne Georg Wilhelms, demselben Prinzen, der sich durch Thaten den Namen des großen Churfürsten erwarb und die brandenburgische Größe begründete, zur Sprache brachte. Wir werden später darauf zurückkommen.

Zur Feier der »glücklichen Versöhnung« wurde am 11ten Abends ein Freudenfest im Berliner Schloßgarten gegeben, welchem der König bis nach Mitternacht anwohnte. Morgens zwei Uhr fuhr er in einem Kahne über die Spree, und gebot seinen Konstablern, den Jubel des Tages mit Abfeurung der Stücke zu krönen. Die Kanonen standen noch immer gegen das Schloß gerichtet, auch vergaß man sonderbarer Weise die Ladung herauszunehmen. Also schoßen von 90 Stücken — so viel waren es im Ganzen — 40 scharf auf die Stadt. Sechs Dreißigpfünder schlugen theils im Schlosse, theils in benachbarten Häusern ein. Doch ward kein Mensch beschädigt. Gustav Adolph entschuldigte diesen unangenehmen Vorfall bei dem Churfürsten als ein Versehen der Kanonire. War es aber wirklich ein bloßes Versehen? Dieß scheint kaum glaublich! Hatte vielleicht übermäßiger Genuß von Branntwein die Besinnung der Stückknechte umnebelt? Aber warum sollte unter der Masse von Soldaten, die erforderlich sind, um 40 Kanonen zu bedienen, nicht Ein Nüchterner gewesen seyn? War es endlich eine kleine Rache, die sich Gustav Adolph wegen früherer Zögerung erlaubte, oder eine sinnbildliche Ammahnung an das, was der Churfürst zu gewarten habe, wenn er nicht treu bleibe? Allein Gustav Adolph hatte ja alle Ursache mit dem abgeschlossenen Vertrage zufrieden zu seyn, und keinen neuen Anlaß zu Beschwerden zu geben. Der Genuese Burgus, der im 30jährigen Kriege mitfocht, gibt eine andere Erklärung, die freilich ein wenig nach Machiavells Fürsten riecht, aber doch vielleicht die Wahrheit trifft. Burgus

meint nämlich: »das Ganze sey eine Komödie gewesen, zu der sich Gustav Adolph auf Bitten seines Schwagers verstand, denn der Churfürst habe den Schein von Gewaltthat erkünstelt wissen wollen, um sich desto leichter beim Kaiser wegen seines Abfalls entschuldigen zu können.« Wirklich schrieb Georg Wilhelm unter dem 25. Juni einen Brief an Ferdinand II., worin er sein Bündniß mit dem Schwedenkönig als eine Frucht »aufgepflanzter Stücke,« als eine Folge der dringendsten Noth rechtfertigte. Auch an den Churfürsten von Sachsen schrieb er in gleichem Sinne und betheuerte zugleich sein unwandelbares Festhalten an dem Leipziger Schlusse. Indeß hat auch diese Ansicht von der Sache ihre Schwierigkeiten. Viel glaublicher wäre ein solches Possenspiel, wenn der König vor dem Ende der Unterhandlungen auf die Stadt hätte feuern lassen, denn wie konnten am Schlusse der Festlichkeiten im Schloßgarten etliche Kanonenkugeln Feindseligkeiten anzeigen? Jedenfalls, wenn auch das Schießen bloße Komödie war, darf man die vorangegangenen Weigerungen des Churfürsten nicht für eine solche ansehen, wie Burgus meint; denn für einen Spaß dauerte die Sache zu lang. Georg Wilhelm haßte und beneidete seinen königlichen Schwager von ganzem Herzen. Unerträglich war ihm die Ueberlegenheit, welche Gustav Adolph zu verbergen nicht der Mühe werth hielt, tödtlich verhaßt die Ehrfurcht, mit welcher alles protestantische Volk auf ihn blickte. Wie? dieser Gothe, der nicht einmal Ahnen genug besaß, um Propst eines teutschen Reichsstifts zu werden, dieser Enkel eines gemeinen schwedischen Edelmanns, sollte mehr gelten, als ein Churfürst des heiligen römischen Reichs! Man lese Wicquefort, um zu hören, was der Name Churfürst in den Tagen der alten Rangsucht galt. Gegenüber dem Kaiser trugen die gebornen Wähler ohnedieß immer den arragonesischen Grundsatz im Sinne: »Wir, die wir soviel sind, als ihr,« und der Kaiser war ja anerkannter Maßen der erste Stern in der Christenheit. Fürsten geben sich öfter den Schein, die Popularität zu verachten. Es ist ihnen nicht Ernst damit. Sobald ein Herrscher auftaucht, dem die allgemeine Theilnahme folgt, ist er ein Gegenstand des Neids für die andern. Was Georg Wilhelm gegen Gustav Adolph fühlte, das erfuhr sein Nachkomme, der große Friedrich, 100 Jahre später von der Reichsaristokratie. Diese wäre nicht so einig zu seinem Sturze gewesen, wenn sein großes Ansehen bei den Zeitgenossen nicht glühenden Neid erregt hätte.

Den 12. Juni brach das schwedische Heer wieder nach Spandau auf, besetzte das dortige Schloß, so wie die umliegenden Städte Rathenau und Brandenburg. Der König selbst ging nicht mit, vielmehr schiffte er sich nach Beendigung der Berliner Geschäfte in Frankfurt nach Stettin ein. Um die Beweggründe dieser Reise zu entwickeln, müssen wir uns

erst nach Tilly umsehen. Nach dem Falle Magdeburgs stand zu erwarten, daß der kaiserliche Oberfeldherr auf die erschreckten Schweden losgehen und eine entscheidende Schlacht liefern werde. Er that dieß nicht, sondern verharrte bei seinem alten Zögern. Folglich war in München der Gedanke an eine mögliche Neutralität noch nicht aufgegeben. Nur gegen die Reichsfürsten, welche am Leipziger Schlusse Theil genommen und sich bewaffnet hatten, sollte Tilly seine Waffen wenden; er hatte dann wenigstens den Schein für sich, die teutschen Feinde des Kaisers bekämpft zu haben. Wenn je noch ein Zweifel darüber obwalten könnte, daß der Churfürst von Bayern und sein General den König nicht angreifen wollte, so wäre er durch das Betragen Tillys nach dem Falle Magdeburgs gelöst. Wir drücken den Stand der Sachen am besten in einem Bilde aus. Hier brennt ein lodernder Holzstoß. Daneben liegt Zunder, der durch aussprühende Funken da und dort entzündet wird. Will ein kluger Mann den Zunder vor Ansteckung bewahren, so muß er das Feuer und nicht bloß den Zunder löschen. Tilly und sein Gebieter waren verständige Häupter. Weil sie nun den schwedischen Feuerbrand, der die Unzufriedenheit teutscher Reichsfürsten fortwährend anfachte, nicht löschten, so folgt, daß es ihnen mit dem Kriege gegen Gustav Adolph nicht Ernst war.

Von der Mitte Mai bis Anfang Juni ließ Tilly die Werke Magdeburgs wieder in guten Vertheidigungsstand setzen. Anfangs Juni schickte er den Obersten Reinacher mit einer kleinen Abtheilung Volks gegen den lutherischen Bischof von Bremen, der am Leipziger Schlusse Theil genommen und Rüstungen gemacht hatte. In einem hohen Tone wurde derselbe zum Gehorsam aufgefordert. Zu schwach, um Widerstand zu leisten, übergab er dem Obersten seine angeworbenen Truppen, entsagte dem Leipziger Bunde, und unterschrieb die Kassation der gefaßten Beschlüsse. Es war ein winziger Triumph über einen schwachen Gegner erfochten. Die Reihe sollte nun auch an die Mächtigeren kommen. Den 3. Juni brach Tilly selbst aus dem Lager vor Magdeburg auf, zu dessen Schutz Pappenheim mit nur 4000 — 5000 Mann zurückblieb. Die Kriegszucht des ligistischen Heeres war durch den magdeburgischen Raub noch tiefer heruntergesunken als früher. Khevenhüller erzählt, hessische Kriegsleute hätten bei Rotenburg sieben tillysche Reiter, worunter zwei Fähnderiche, die übrigen Gemeine waren, niedergeschossen, und bei den Getödteten die große Summe von 24,000 Reichsthalern in Gold und Kleinodien gefunden. Reiche Soldaten taugen Nichts. Eine wüthende Gier, die geraubten Schätze noch zu vermehren, beseelte das Tillysche Volk. Der Zug ging über den Harz nach Thüringen, um zuerst die Ernestinischen Herzoge, und dann Hessenkassel zu züchtigen. Aber in den Schlünden des Harzes verlor Tilly durch die Wuth der

Bauern sehr viele Soldaten. Jeder, der sich von dem Hauptkorps entfernte, wurde ohne Gnade todtgeschlagen. Der bayrische Oberfeldherr sah sich genöthigt, ein Regiment zurückzuschicken, um einen Wagenzug mit Kriegsvorräthen, der von Wolfenbüttel aus dem ligistischen Heere nachgeschickt worden war, durch die Pässe zu geleiten. Diese Soldaten fanden die Wege voll Todter, es sah nicht anders aus, als wäre eine Schlacht im Harze geliefert worden. Die Bevölkerung Thüringens mußte für die Gewaltthätigkeiten der Harzbewohner büßen. Weil die Fürsten von Weimar und Schwarzburg ihre Stimme in Leipzig besonders laut erhoben hatten, traf die Rache ihre Unterthanen am stärksten. Die Kornfelder wurden niedergetreten, die Dörfer in Brand gesteckt. Dasselbe Schicksal hatte auch die Stadt Frankenhausen. Sie wurde zuerst geplündert dann angezündet. Nachdem Tilly bei Artern einige Tage gerastet, rückte er auf Erfurt, die wichtigste Festung in Thüringen. Von ausserordentlichem Werth wäre ihr Besitz für die Katholiken gewesen. Denn nicht nur lagen sehr bedeutende Vorräthe an Korn und Wein dort, Erfurt beherrschte auch den Verkehr zwischen Hessenkassel und den ernestinischen Herzogthümern, zweien Ländern, deren Fürsten die entschiedensten Feinde des Kaisers waren. Sezte sich Tilly in Erfurt fest, so war der Hessenkassler Landgraf von Sachsen abgeschnitten. Ausserdem bildete die Stadt eine natürliche Vormauer der Bisthümer am Mainstrome, und von hier aus konnte man die widerspenstigen Reichsstädte und den Adel des fränkischen Kreises im Zaume halten — in der That Gründe genug, um Erfurt mit allem Nachdruck anzugreifen. Die Stadt hatte zwar gute Festungswerke, aber die Einwohner waren sich selbst überlassen und nicht zum Besten gerüstet. Hätte der Besieger Magdeburgs Ernst gezeigt, sie würden sich aus Furcht vor einem gleichen Schicksal in Güte ergeben haben. Nichts destoweniger ließ es Tilly bei der bloßen Aufforderung zur Uebergabe bewenden. Die Stadt schlug sein Gesuch ab, schickte ihm aber Proviant und eine bedeutende Geldsumme, womit er sich begnügte. Man sieht also, daß er es nicht einmal gegen die kleineren Reichsstände zum Aeussersten kommen lassen wollte. Wenn er eine Belagerung unternahm, mußte er sich auf einen Angriff des Landgrafen von Hessen, der schon ziemlich viel Volk zusammengezogen hatte, gefaßt machen, und dieß wollte er nicht; nur der Schein des Kriegs sollte gerettet werden.

Tilly brach nun nach Mühlhausen auf. Von hier aus schickte er Gesandte an den Landgrafen von Hessen-Kassel, und forderte ihn auf, sich als Freund oder Feind des Kaisers zu erklären, sein angeworbenes Volk abzudanken, drei kaiserliche Regimenter in sein Land aufzunehmen, ihnen die Städte Kassel und Ziegenhain einzuräumen, und Kriegsschatzung an den Kaiser

zu entrichten. Die Antwort lautete sehr lakonisch. »Ich bin weder Freund noch Feind« sagte Wilhelm II. zu den Offizieren Tillys. »Fremde Soldaten in meine Festungen, zumal in meine Hauptstadt Kassel aufzunehmen, liegt durchaus nicht in meiner Absicht. Mein Kriegsvolk brauche ich selbst. Greift man mich an, so werde ich mich bestens zu vertheidigen wissen. Fehlt es dem bayerischen Obergeneral an Lebensmitteln oder Geld, so gebe ich ihm den Rath, nach München zu ziehen, wo er Beides im Ueberflusse finden wird.« Um sich für diesen spitzigen Bescheid zu rächen, schickte Tilly den Obersten Kraß freilich nur mit 6 Fahnen Fußvolks nach Schmalkalden und Bach, zu gleicher Zeit marschirte Colloredo auf Salzungen und Kreuzburg. Es kam zu mehreren kleinen Gefechten zwischen hessischen und kaiserlichen Abtheilungen. Die Landbewohner verließen Haus und Heerd, so daß die Dörfer auf 6—7 Meilen Wegs leer da standen, weßhalb die Kaiserlichen schlechten Unterhalt fanden. Tilly selbst verlegte sein Hauptquartier nach Eschwege, und traf hier Vorbereitungen zu einem Angriffe auf Kassel, woran er jedoch durch Gustav Adolphs Fortschritte verhindert wurde. — Ehe wir uns wieder zum Könige wenden, müssen wir eines lächerlichen Vorfalls gedenken, den mehrere Geschichtschreiber des 30jährigen Kriegs als bedeutsam anführen. Wir erlauben uns diese Freiheit um so mehr, weil wir Nichts von andern Wunderzeichen, von dem gespornten und gestiefelten Dragoner, der vor dem Falle Magdeburgs geboren wurde, vom wüthenden Heer, Blutregen und dergleichen in vorliegende Geschichte eingerückt haben. Bekanntlich herrschte in den Jesuitenschulen die Sitte, von Zeit zu Zeit durch Schüler Theaterstücke in lateinischer Sprache aufführen zu lassen, deren Stoff meist aus der heiligen Geschichte, bisweilen aber auch aus den Tagesbegebenheiten genommen wurde. Ein Schauspiel letzterer Art war es, welches die Jesuiten zu Hildesheim, um die Zeit, wo Tilly nach Hessen aufgebrochen war, zum Besten gaben. Tilly und Gustav Adolph traten darin auf, mit stattlichem Gefolge, beide Helden zu Pferde. Der nachgeäffte Tilly sollte seinen Gegner in lateinischen Schimpfworten tüchtig herunternachen, und dann aus dem Felde schlagen. Ersteres ging gut, nicht so glücklich gelang ihm der zweite Theil seiner Rolle. Denn als er vom Leder ziehen wollte, war der nachgemachte Gustav Adolph geschwinder, und schoß seinem Gegner das — natürlich nur mit Pulver geladene — Pistol unter der Nase ab, worüber des bayrischen Tilly hildesheimischer Doppelgänger so heftig erschrack, daß er vom Gaule herunterpurzelte. Das Stück endete also wider alles Erwarten zum Vortheil des Schweden. Der Aberglaube jener Zeit sah eine böse Vorbedeutung in diesem Kinderspiele, dessen Ausgang wir noch natürlicher finden würden, wenn wir die beiden jugendlichen Schauspieler vor Augen gehabt hätten. Sicherlich war der Knabe, welcher

den Oberfeldherrn der Liga vorstellen sollte, ein nervenschwaches Herrensöhnchen, während den jesuitischen Gustav Adolph ein derber und rothbackigter Bursche von gemeinem Schlage, etwa der Junge eines Bierbrauers spielen mußte. Denn auch abgesehen von der Schmeichelei gegen Reichthum und hohen Stand, welche den Jesuiten eigen war, und welche sie bestimmen mußte, den Sieger aus den vornehmsten Muttersöhnchen der Stadt zu nehmen: führte schon die Natur der Sache auf die Wahl eines leibarmen Nachbildes für Tilly, eines vierschrötigen für Gustav Adolph, da der wahre König von Schweden eine eben so stattliche Gestalt, als der wahre Oberfeldherr der Liga eine kleine und dürre war.

Wir kehren zum ächten Gustav Adolph zurück. Wenn Tilly den König angegriffen hätte, während er so schwere Zwistigkeiten mit dem Churfürsten von Brandenburg auszugleichen hatte, in welche Verlegenheit würde er ihn gestürzt haben! Gustav Adolph benüzte die Unthätigkeit des feindlichen Feldherrn und seinen Marsch nach Hessen zu einer Reise ins Pommerland. Der Argwohn, daß der König von Dänemark, welcher um diese Zeit bedeutende Seerüstungen machte und mit Wallenstein unterhandelte, Böses gegen Schweden im Schilde führe, die Absicht, sich persönlich von seinen Planen zu überzeugen, endlich der Wunsch die Kaiserlichen vollends aus Greifswalde und aus den meklenburgischen Plätzen zu vertreiben, bestimmte ihn dazu. Das Hauptheer blieb, wie wir oben erzählten, unter General Banner in den Marken zurück. Mit wenigen Begleitern schiffte sich der König auf der Oder ein, und kam den 14. Juni nach Stettin. Ein russischer Gesandter Fedor Andreowitz erwartete ihn daselbst. Große Festlichkeiten wurden zu Ehren desselben angestellt. Der wahre Grund seiner Reise ist nicht genau bekannt. Etliche ältere Geschichtschreiber melden, der Moskowiter Großfürst habe ihn abgesandt, um dem Könige von Schweden russische Hülfe anzubieten, die jedoch von Gustav Adolph abgelehnt worden sey. Puffendorf dagegen erzählt, Andreowitz sey gekommen, um im Namen seines Gebieters die Erlaubniß des Ankaufes von Waffen in Schweden und der Anwerbung teutscher Völker zum Kriege gegen Polen zu erbitten. Lezteres ist viel wahrscheinlicher. Jedenfalls verfehlte die Unterhandlung ihren Zweck. Der Gesandte selbst starb im August zu Stettin an einem bösartigen Fieber. Gustav Adolph brach von Stettin auf, um die Belagerung der Stadt Greifswalde in eigener Person zu leiten. Noch unterwegs bekommt er die Nachricht, daß sie erobert sey. Der General Ake Tott war von Gustav Adolph mit der Belagerung beauftragt worden, er hatte gemessenen Befehl erhalten, die Sache mit allem Ernst zu betreiben, damit Pommern der feindlichen Last los würde. Ein Zufall schaffte ihm den tapfern Commandanten Perusi vom Halse. Den

14. Juni erschienen etliche schwedische Reiter in der Nähe von Greifswalde, in der Absicht Vieh zu rauben, das die Kaiserlichen gewohnt waren an den Wällen weiden zu lassen. Als sie kein Vieh fanden, feuerten sie trotzig ihre Pistolen ab. Alsbald entstand Lärm in der Stadt, man blies zum Aufsitzen, und Perusi ritt mit einigen Schwadronen Kroaten heraus. Kaum hatte er sich ein wenig von der Festung entfernt, als sich drei Haufen schwedischer Reiter zeigten. Die Vorhut bat den Obersten wieder umzukehren, aber die Gefahr verachtend drang Perusi vorwärts, und verfolgte den sichtbaren Feind. Allein plötzlich kamen andere Reiter aus einem Hinterhalt hervor, und schnitten ihm den Rückweg ab. Die Kroaten, die ihn bis hieher begleitet hatten, dachten nur an ihre eigene Rettung, und ließen ihren Anführer im Stich. Perusi wird umringt, ein erster Schuß der ihn traf, verwundete ihn nur leicht, aber der zweite streckte ihn todt vom Pferde. Die Zeitgenossen hielten ihn für »Gefroren« Glaubte er dieß vielleicht selbst? und war dieser Wahn der Grund, warum er sich so unvorsichtig herauswagte?*)

Etwa eine Stunde nach dem Tode des Obersten umringte Ake Tott die Stadt mit Fußvolk und Reiterei. Zwei Batterien wurden errichtet, und einige Kugeln hineingeschickt; zugleich erschien ein schwedischer Trompeter, und forderte die Besatzung auf, sich zu ergeben. Hauptmann Drachstädt hatte das Commando übernommen, er gab die Antwort, der Tod des Commandanten ändere Nichts, die Garnison sey entschlossen sich aufs Aeusserste zu wehren. Am 15. machte er einen Ausfall mit der ganzen Besatzung, und brachte das schwedische Fußvolk in Unordnung, doch ward er durch die Reiterei zurückgeschlagen. Dieß war indeß der lezte Versuch. Nach einer erneuerten Aufforderung erklärte sich Drachstädt bereit zu kapituliren. Sehr günstige Bedingungen wurden bewilligt, vollständig bewaffnet und mit allen kriegerischen Ehren zog die Besatzung den 17. Juni aus. Eine Schwadron Reiterei unter des Rittmeister Schmidts Befehl, geleitete sie bis nach Loitz, von wo sie laut der Capitulation nach Rostock zurückziehen sollten. Aber nun wiederholte sich dasselbe Schicksal, das der Kolberger Garnison widerfahren, nur viel blutiger. Die Geschichtschreiber erzählen, Drachstädt sey mit seinen Leuten von Loitz, statt nach Rostock, gegen Havelberg marschirt, und habe also die Capitulaton gebrochen. Gewiß ist, daß der schwedische Oberst Hall in der Prignitz-Mark die Rückziehenden

*) Fast alle Zeitgenossen, Gustav Adolph selbst nicht ausgenommen, glaubten damals, daß man sich durch Zauberei kugelfest machen könne. Chemniz erzählt (schwedischer Krieg 1. 173) den Tod Perusis folgendermaßen: „An Perusi, welcher gefroren war, wollte der erste Schuß nicht haften. Der andere war besser gepfeffert, ging durch und gab ihm so viel, daß er eines Mehreren nicht bedurfte."

überfiel, nicht wenige Reiter, worunter auch den Hauptmann Drachstädt selbst niedermachte, und das ganze 1500 Mann starke Fußvolk entwaffnete. Der größte Theil desselben nahm nachher gezwungen bei den Schweden Dienste. Lauter war die Sache nicht, wie aus Chemnitzens eigenem Zeugniß erhellt. »Der König sey über den Vorfall sehr unzufrieden gewesen,« berichtet derselbe, »und habe befohlen, daß der Rittmeister Schmidt, der das Geleite befehligt, und beschuldigt worden sey, bei dem Ueberfall selbst Hand mit angelegt zu haben, sammt seinen Offizieren verhaftet, und lebendig oder todt ins königliche Lager abgeliefert werden solle.« Auch wurden auf Gustavs Befehl alle Offiziere und Soldaten, die nicht freiwillig bei den Schweden geblieben, auf freien Fuß gestellt, und konnten hingehen wohin sie wollten; nur mußten sie zuvor eine Verwahrung unterschreiben, daß sie ihr Recht wider solche, von denen sie beleidigt worden zu seyn vermeinten, beim Könige verfolgen, und sich indessen aller ungünstigen Reden gegen die königliche Sache enthalten wollten. Stände dieser Fall vereinzelt da, so wäre man in Verlegenheit ihn zu erklären. Da aber mit der Colberger Besatzung dasselbe vorging, sind alle Zweifel gehoben. Allem Anschein nach verhält sich die Sache so: die schwedischen Offiziere kannten den Wunsch ihres Königs, die abziehenden Kaiserlichen unter seine eigene Regimenter zu stecken. Da diese sich nicht gutwillig dazu verstanden, versuchte man künstliche Mittel. Der Himmel weiß, durch welche Ränke Rittmeister Schmidt die Greifswalder Garnison vermocht haben mag, von dem vorgeschriebenen Wege abzuweichen. Man fiel nun über sie her, als hätte sie den Vertrag gebrochen. Aber Gustav Adolphs Ehrgefühl, und sein Sinn für Gerechtigkeit sträubte sich gegen ein so gewaltsames Verfahren. Der königliche Zorn fiel auf Schmidts Haupt, den er vielleicht in der ersten Aufwallung hätte hinrichten lassen. Doch dieser hatte, wie Chemnitz sagt, den Braten gerochen, oder vielmehr er war davon benachrichtigt was ihm bevorstehe, und machte sich aus dem Staube.

Gustav Adolph kam selbst nach Greifswalde. Voll Bewunderung sah er die trefflichen Befestigungswerke, ein bleibendes Denkmal, das sich Perusi gesetzt. Hinreichende Mundvorräthe auf 4 Monate, und 200 Tonnen Pulver nebst vielem Geschütz fand man in der Stadt. Wäre Perusi nicht von Ungefähr gefallen, lange hätten sich die Schweden noch vor Greifwaldes Wällen abarbeiten können. Es zeigte sich hier, daß ein guter Commandant mehr werth ist als eine ganze Besatzung. Dieser Italiener hat in einem teutschen Platze gethan, was ein Teutscher, der Prinz von Hessen-Philippsthal, 170 Jahre später in der italienischen Vestung Gaeta that. Als der eine nach der langwierigsten und tapfersten Vertheidigung, gleich unerschütterlich gegen Gold, wie gegen Eisen gefallen war, der

andere verwundet weggeführt werden mußte, ergaben sich beide Bestungen in den nächsten Tagen. Gustav Adolph ehrte das Andenken des tapfern Commandanten.

Ganz Pommern war jezt vom Feinde gesäubert. Die Einwohner feierten Dankfeste für ihre Befreiung vom kaiserlichen Joche, und zum Andenken an die vor einem Jahre erfolgte Ankunft des Königs. Auch in Schweden wurden um diese Zeit große Festlichkeiten begangen. In Stockholm trug man die in Teutschland eroberten Fahnen — 46 an der Zahl — welche Gustav Adolph nach Hause geschickt, im Triumphe herum. Noch andere Dinge gingen in Schweden vor, welche auf den teutschen Krieg Bezug hatten. Den 4. Junius fand eine Versammlung der Reichsstände statt, um über folgende vom Könige vorgelegte Fragen zu berathen: »ob man sich auf den Fall, daß der Kaiser den Frieden anböte, begnügen solle, wenn Pommern, Meklenburg und die Seestädte in die vorige Freiheit wieder eingesezt würden, oder ob die gänzliche Wiederherstellung des protestantischen Glaubens zur unabweisbaren Bedingung des Friedens gemacht, und der Krieg so lange fortgesezt werden solle, bis dieser Punkt bewilligt sey.« Die Stände wurden zugleich über das Verfahren befragt, das man gegen den König von Dänemark einzuhalten habe. Ihr Gutachten lautete so: »Allerdings wäre es zu wünschen, wenn sämtliche evangelische Reichsstände Teutschlands ihrer Gewissensfreiheit so versichert würden, daß sie für die Zukunft Nichts mehr von den Katholiken zu fürchten hätten, allein diese Sache gehe eigentlich Niemanden an, als die gedachten Stände selbst, demnach könne auch vom Könige nicht verlangt werden, daß er die Last des Krieges allein trage. Genug und mehr als genug habe er bereits sein theures Leben den größten Gefahren ausgesezt. Sollten daher diejenigen, für deren Wohlergehen der Krieg geführt werde, in Zukunft keine besseren Gesinnungen an den Tag legen, als bisher, so überlasse hiemit der geheime Ständeausschuß Sr. Majestät dem Könige die freie Wahl, den Krieg fortzusetzen, oder Frieden zu schließen; im lezteren Falle sey zu wünschen, daß Pommern und Meklenburg in den vorigen Stand wieder eingesezt, und die Seestädte unter schwedischen Schutz gestellt werden. Was den König von Dänemark betreffe, so erhelle aus vielen Umständen, daß man sich nichts Gutes zu ihm versehen dürfe. Nicht nur habe derselbe auf dem Ruden einen Zoll angelegt, als ob ihm der Staatsvertrag zwischen Pommern und Schweden unbekannt wäre, sondern er suche auch auf der Insel Rügen gewisse geistliche Rechte an sich zu reißen. So beleidigend nun auch solche ungerechte Eingriffe seyen, so möchte seine Majestät doch vorerst den Weg gütlicher Unterhandlung einschlagen. Werde der König von Dänemark nicht darauf achten, so würden die getreuen

schwedischen Stände die nöthigen Maßregeln zur Aufrechthaltung der Würde des Reichs zu ergreifen wissen. Dennoch seyen sie der Meinung, daß Ihre Majestät vorher alles versuchen müsse, um diese Mißhelligkeit zu heben, ehe es zum offenen Kriege mit dem nächsten Grenznachbar Schwedens käme.«

Diese Verhandlung der schwedischen Stände kann bloß den Zweck gehabt haben, die teutschen Protestanten durch die vorgehaltene Möglichkeit eines Friedens zwischen Gustav Adolph und dem Kaiser zu schrecken, und sie desto schneller zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Könige anzutreiben. Die frühere Geschichte Gustav Adolphs, wie sie in vorliegendem Buche geschildert ist, beweist, daß es nicht seine Art war, durch die Landstände sich den Weg vorzeichnen zu lassen, den er einzuschlagen habe. Eben so wenig fühlte Gustav Adolph Lust, den Krieg zu beendigen. Vielmehr sollte, wie gesagt, die Hindeutung auf den Frieden, wie Wasser, das man auf glühende Kohlen gießt, dem Feuer des Kampfes mehr Nahrung geben. Auch gegenüber vom Könige von Dänemark erreichte Gustav Adolph seine Absichten vollkommen. Christian IV. wurde in einem so entscheidenden Tone um den Zweck seiner Rüstungen befragt, daß er geschreckt die gewünschten Bürgschaften gab, obwohl Wallenstein kein Mittel unversucht ließ, um ihn gegen Schweden aufzuhetzen. Gustav Adolph konnte jezt den größten Theil der Truppen, die seither in Pommern standen, zu dem Hauptheere nach der Mark schicken. Der Rest blieb unter Axe Totts Befehl zurück, um im Verein mit den vertriebenen Herzogen Meklenburg vollends zu erobern. Auch dieser Plan gelang nach Wunsche, wie wir später zeigen werden. Gustav Adolph selbst begab sich Ausgangs Juni wieder zum Heere nach Brandenburg.

Dort war inzwischen während des Königs Abwesenheit nichts Bedeutendes geschehen. Beide Theile thaten sich durch Streifpartheien Abbruch. Unter Andern sezte der General Baudißen und der Graf Ortenburg mit ihren Reitern über die Elbe, welche wegen der großen Dürre des Sommers damals sehr seicht war, und überfielen 200 Kaiserliche, die in dem Städtchen Werben lagen. Viele wurden niedergemacht, die andern gefangen genommen. Doch fehlte wenig, daß dieser glückliche Schlag beiden schwedischen Anführern das Leben gekostet hätte. Von der Hitze des Tages erschöpft, badeten Baudißen und Ortenburg in der Elbe, und thaten darauf einen starken Trunk. Beide erkrankten sogleich. Ortenburg starb einige Tage später in Berlin, wohin er sich hatte bringen lassen, zum großen Leidwesen des Königs, der den hoffnungsvollen Jüngling hoch schäzte. Den General Baudißen rettete seine starke, durch langjährige Kriegsübung abgehärtete Natur, nachdem er in großer Gefahr geschwebt. — Auch den befestigten Domhof zu Havelberg

nahmen die Schweden um diese Zeit ein, die Stadt selbst, welche vom Dome abgesondert liegt, blieb in den Händen der Kaiserlichen. Eine andere Parthei überfiel das unweit Magdeburg gelegene Städtchen Burg, wo ein kaiserlicher Hauptmann beim Banquet aufgehoben wurde. Dagegen erlitten die Schweden eine Schlappe auf der Oderseite. Den 29. Juni, um Mitternacht überrumpelte der Oberst Hans Götze mit seinem Kürassierregiment die Stadt Kottbus, jagte das neugeworbene schwedische Volk, das unter dem Obersten Bock daselbst lag, aus einander, und machte große Beute. Doch rächten sich die Schweden einige Tage später durch einen unerwarteten Angriff auf Grüneberg, wo 800 feindliche Reiter überfallen, und zum Theil niedergemacht, zum Theil gefangen wurden. Diese kleinen Gefechte hatten natürlicher Weise nur wenig Einfluß auf den Gang des Kriegs.

Mit größerem Nachdruck wurden die Waffen geführt nach der Rückkunft des Königs. Den 26. Juni zog Gustav Adolph seine Streitkräfte um Alt-Brandenburg zusammen und hielt Heerschau. Das rechte Elbufer bis nach Magdeburg hinauf war in seiner Gewalt, es galt jezt auch das linke, während Tillys Abwesenheit zu gewinnen. Der größte Theil des Fußvolks blieb bei Brandenburg zurück, mit dem Befehl, die bereits begonnenen Werke um diese Stadt in größter Eile zu vollenden, damit der Rücken des Heeres für künftige Unternehmungen gedeckt wäre. Den 28. Juni brach Gustav mit 2000 auserlesenen Musketiren und fast der ganzen Reiterei in der Richtung nach der Elbe auf, und erreichte am 29. Abends das Städtchen und Kloster Jerichow, das am Strom liegt. Dem Könige war Alles daran gelegen, den Feind über den wahren Punkt, wo er den Uebergang zu bewerkstelligen dachte, zu täuschen und ungehindert hinüber zu dringen. Also ließ er das Fußvolk in Jerichow, berannte am folgenden Tage mit der Reiterei die ganze Strecke zwischen diesem Kloster und der Magdeburger Brücke, und zwang den Feldmarschall Pappenheim, der mit einigem Volke noch auf dem rechten Ufer stand, hinüber zu flüchten. Während er so den Feind mit der Reiterei über seine wahre Absicht täuschte,*)

*) Khevenhüller und Chemniz erzählen einstimmig: Gustav Adolph sey am 29. Juni vor Jerichow eingetroffen, habe am folgenden Tage, also am 30. das ganze Ufer von Jerichow bis an die Magdeburger Brücke recognoscirt, sey wieder nach Jerichow zurückgekommen, und habe in der Nacht vom 30. auf den 1. Juli den Uebergang über die Elbe auf die oben erzählte Weise bewerkstelligen lassen. Dieß kann nicht wahr seyn, weil die Entfernung zwischen Jerichow und der Magdeburger Brücke viel zu groß ist, als daß man in einem Tage dieselbe Strecke zweimal durchziehen könnte. Ohne Zweifel muß man sich die Sache so denken: zu gleicher Zeit, während Gustav Adolph mit der ganzen Reiterei das rechte

sezte in der Nacht des 1. Juli eine kleine Abtheilung seines in Jerichow zurückgelassenen Fußvolks in Kähnen über die Elbe nach dem jenseits gelegenen Städtchen Tangermünde über, griff die feindliche Wache am Ufer mit großer Entschlossenheit an, und hieb viele nieder. Doch konnten die tapfern Schweden nicht verhindern, daß Mehrere entrannen, und in dem Orte Lärm machten, worauf die Besatzung — sie war nur 120 Mann stark — sich in das Schloß zurückzog. Aber Gustav Adolphs Soldaten drangen unaufhaltsam nach, stürmten das Schloß von drei Seiten, durch eine angehängte Petarde wurde das Thor gesprengt; vierzig von den Feinden fielen als Opfer der ersten Wuth, die übrigen erhielten das Leben geschenkt. So faßten die Schweden am 1. Juli 1631 alten Styles festen Fuß auf dem linken Ufer der Elbe. In größter Eile wurden alle Fähren und Schiffe in der ganzen Umgegend zusammengebracht, am 3. stand die neue Schiffbrücke fertig da. Nun rückte Gustav Adolph mit der Reiterei, dem Reste des Fußvolks und dem Geschütze hinüber, und ließ die Schanze wieder herstellen, welche der dänische General Fuchs im Jahr 1626 bei Tangermünde angelegt hatte. Das Fußvolk wurde in die Stadt gelagert, wo Gustav Adolph selbst sein Quartier nahm, die Reiterei in die Nähe verlegt, und auf Streifpartheien ausgesandt. Sie leistete wichtige Dienste, eroberte die Städtchen Stendal und Arneburg, und säuberte das umliegende Land von den kleinen kaiserlichen Garnisonen, die sich nach Gardelegen und von da auf Magdeburg zurückzogen. Am 9. Juli fiel auch das wichtige Havelberg, das der König, der schon die treffliche Stellung von Werben im Auge hatte, mit aller Macht angreifen ließ. Banner bedrängte von dem schon früher eroberten Domhofe aus den Feind in Havelberg. Auf seinen Befehl drang Oberst Winkler mit dem blauen Regiment über die Havel nach der Stadt hinüber; trotz des heftigsten Feuers, und obgleich das Wasser seinen Soldaten bis unter die Arme ging, erstieg er das Ufer, und hieb Alles nieder, was sich zur Wehre sezte. Die Andern retteten sich auf den Kirchhof, warfen dort die Waffen nieder und baten um Quartier, das ihnen auch bewilligt wurde. Die Zahl der Gefangenen betrug 440, die der Getödeten 300 Mann. Die Schweden waren jezt Meister des ganzen Havelflusses von seiner Quelle bis zur Mündung in die Elbe unterhalb Werben.

Gustav Adolph war seither in Tangermünde geblieben, um die Ankunft des Fußvolks abzuwarten, das erst den

---

Elbeufer zwischen Jerichow und Magdeburg berannte, und Miene machte, näher bei Magdeburg übersetzen zu wollen, fuhr eine Abtheilung des schwedischen Fußvolks auf Kähnen über den Fluß. Allem Anschein nach wollte Gustav Adolph den Feind über den wahren Uebergangspunkt täuschen, was ihm auch vollständig gelang.

11/21. Juli nach Beendigung der Arbeiten bei Brandenburg von dort eintraf. Es war jetzt zu spät für einen Angriff auf Magdeburg, weil Tilly, durch Pappenheims Eilboten herbeigerufen, mit überlegener Heeresmacht aus Hessen heranzog. Also nahm Gustav Adolph eine feste Stellung bei Werben, die ihm allein schon den Ruf eines großen Feldherrn sichern würde, und welche nach dem Zeugnisse Sachverständiger eine der stärksten in ganz Teutschland seyn soll. Werben liegt auf dem linken Ufer der Elbe, nur durch eine kleine Strecke vom Flusse getrennt. Gegenüber auf dem rechten Ufer mündet die Havel in die Elbe ein. Werben steht somit auf der Spitze eines Dreiecks, das beide Ströme bilden, und beherrscht dadurch die Elbe wie die Havel. Seine Lage ist mit Mainz zu vergleichen. Die Natur des Bodens erleichterte die Befestigungswerke, welche der König aufwerfen ließ, ungemein. Den Rücken seines Lagers deckte die Elbe, welcher hier in einem sanften Bogen sich von Osten nach Westen beugt, nicht minder stützte sich zugleich die rechte und die linke Flanke auf den Strom. Die Fronte endlich war ganz unangreifbar, denn sie wurde auf der einen Seite oder rechts durch die Stadt Werben, die mit doppelten Gräben, Mauern und Thürmen versehen war, wie durch eine Bastei bestrichen; links deckte sie ein starker Elbedamm, der seit alten Zeiten da stand, um das Land gegen die Ueberschwemmungen des Stromes zu schützen. Gustav Adolph hatte denselben in einen Wall mit Schießscharten verwandelt, Oeffnungen zu Ausfällen anbringen, und vornen einen Graben ziehen lassen. Weiter vor der Fronte des Lagers zogen sich Sümpfe hin, welche aus alten Durchbrüchen der Elbe entstanden, den Zugang vollends fast unmöglich machten. Die Südseite der Werke schloß ein ziemlich tiefer Graben, den Gustav Adolph, weil er um diese Jahrszeit trocken lag, mit Musketiren besezte. Dieser Graben erstreckte sich gegen Osten bis zur Elbe gegen Westen bis zur Stadt, mit deren südlicher Mauer er ungefähr parallel lief. Vor demselben lag ein Gebüsch, der Thiergarten genannt. Innerhalb der Werke fand sich Raum genug für das ganze schwedische Heer, um nicht nur zu lagern, sondern selbst Bewegungen auszuführen. Lebensmittel verschaffte die freie Fahrt auf der Havel und ihren Nebenflüssen, wie auf einem Theile der Elbe, im Ueberfluß. Dieß waren die Befestigungen auf dem linken Ufer des Stromes, aber dieselben erstreckten sich auch auf das rechte. Hinter dem Lager und durch dasselbe wie durch einen Brückenkopf gedeckt, führte die Schiffbrücke, welche Gustav Adolph von Tangermünde herunterbringen ließ, auf das rechte Ufer hinüber. In dem Dreieck, das dort die Einmündung der Havel bildet, war eine mächtige Schanze aufgeworfen, die noch heute den Namen Schwedenschanze trägt. Durch den Besitz der Stadt Havelberg und die Höhen nördlich von ihr, namentlich den Domhof, erhielt dieses im Winkel

der beiden Flüsse befindliche Werk eine unangreifbare Festigkeit. Ruhig konnte Gustav Adolph, bei Werben eingegraben, dem Anmarsche des größten Heeres trotzen. Die Gründe, weßhalb er ohne den Beitritt der mächtigsten teutschen Reichsfürsten keine Schlacht liefern wollte, und sich in eine unüberwindliche Stellung zurückzog, sind oben entwickelt worden. Uebrigens war ihm auch der anrückende Tilly an Mannschaft ziemlich überlegen. Dieß könnte auffallen, weil der König seit seinem Einmarsch in Teutschland schon zahlreiche Verstärkungen aus Preussen und Schweden erhalten, und Tausende von teutschen Soldaten angeworben hatte. Aber einmal für allemal sey es gesagt, daß ihn jeder Schritt vorwärts viele Leute kostete, weil er alle genommene feste Plätze — und das damalige Teutschland wimmelte von solchen — durch Truppen besetzen lassen mußte. Daher kam es, daß er desto mehr Soldaten brauchte, und scheinbar schwächer an Mannschaft war, je weiter er vordrang, eine Erscheinung, die sich besonders auffallend in der Schlacht bei Breitenfeld wiederholte*).

Tilly durfte nicht länger vom Kriegsschauplatze entfernt bleiben, sonst sezte er sich der Schmach aus, das mit so viel Anstrengung eroberte Magdeburg preisgegeben, und den Lauf der Elbe den Feinden überlassen zu haben. Pappenheim rief ihn ohnedieß aufs dringendste zurück. Den 9. Juli brach er mit seinem ganzen Heere wieder von Mühlhausen auf, und marschirte über Mansfeld und Aschersleben auf Magdeburg, wo er den 15. eintraf. Nach kurzer Rast stand er den 17. bei Wollmirstädt. Nach seiner Entfernung von der hessischen Gränze brachen die Truppen des Landgrafen sogleich hervor, befreiten die Orte, welche Tilly früher besezt hatte, verjagten die zurückgelassenen Besatzungen, und säuberten das ganze Land. Den 20. Juli wurde in Hessen ein allgemeiner Festtag zum Danke für die Befreiung vom kaiserlichen Joche gehalten. Indessen stand Gustav Adolph auf der Lauer, ob er den heranziehenden Feind nicht auf dem Marsche unvermuthet überfallen könne. Tilly war gewohnt, seine Reiterei in ziemlicher Entfernung von dem Hauptheere voranziehen zu lassen. Man durfte

*) Besezt war damals von den Schweden Preussen, Hinter- und Vorpommern, ein Theil von Meklenburg und Schlesien, endlich die Marken. Grössere Garnisonen standen in Colberg, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Landsberg, Frankfurt, Spandau, Brandenburg, Demmin, Wolgast, Ribnitz, ausser einer Masse kleinerer Besatzungen in Schlössern und unbedeutenden, aber ummauerten Städtchen. Besondere Heeresabtheilungen fochten in Schlesien unter Horn gegen Tiefenbach, in Meklenburg unter Tott gegen die Kaiserlichen, die sich in jenem Herzogthume noch immer hielten.

erwarten, daß diese Truppen durch den langen Marsch aus Hessen ermüdet, keine große Vorsicht anwenden würden. Hierauf baute der König seinen Plan, der vollständig gelang. Während Tilly darauf sann, die Schweden in ihren, wie er glaubte noch unvollendeten Verschanzungen bei Werben zu überfallen, ward er durch eine Schlappe, welche seine Reiterei traf, daran erinnert, daß Gustav Adolph nicht bloß zum Widerstande, sondern auch zu Ueberfällen bereit sey. Den 16. Juli zog der König 3000 Mann meist leichte Reiter sammt einigen hundert Musketiren bei Arneburg zusammen, brach Abends neun Uhr auf, marschirte die ganze Nacht, bis eine Meile hinter Tangermünde, wo er in dem Dorfe Belden Halt machte. Es war ein Sonntag, den Gustav Adolph als Christ zum Gottesdienst, als Feldherr zum Einziehen von Nachrichten über den Feind anwandte. Noch Vormittags erfuhr er, daß die Tillysche Vorhut nur 4 Meilen entfernt sey. Sogleich schickte er den Major von seinem Leibregiment mit zwei Reitern auf Kundschaft aus. Abends kam derselbe mit fünf Gefangenen und der erwünschten Nachricht zurück, daß nur zwei Meilen von da die Regimenter Montecuculi und Holk in den Dörfern Burgstall und Angern unbesorgt im Quartier liegen. Ungesäumt zog nun der König weiter, und kam mit einfallender Nacht eine halbe Meile von Burgstall an. Hier theilte er sein Volk in drei Haufen; mit dem ersten sollte Baudissen das Regiment Montecuculi in Burgstall, mit dem dritten der Rheingraf Otto Ludwig die Holkischen Dragoner in Angern überfallen. Den Angriff auf die Mitte behielt sich der König als das Wichtigste selbst vor, weil es galt die Verbindung zwischen beiden Dörfern abzuschneiden.

Zuerst brach Baudissen auf Burgstall los. Die Reiter Montecuculis gewannen nicht Zeit zu Pferde zu steigen. In den Quartieren wurden sie niedergestoßen oder gefangen, das ganze reiche Gepäck sammt den Rossen fiel den Schweden in die Hände, nur Wenige entrannen. In der Mitte zwischen Burgstall und Angern steht Reindorf, wo das Bernsteimsche Reiterregiment lag. Diesem galt der Anfall des Königs. Als Gustav Adolph heran kam, fand er das ganze Regiment, aufgeschreckt durch das Schießen in dem benachbarten Dorfe, bereits in zwei großen Geschwadern vor dem Dorfe aufgestellt. Der Angriff der Schweden war, weil unter den Augen des Königs ausgeführt, um so entschlossener. Anfangs wehrten sich die Kaiserlichen; sie ließen den Feind bis auf etliche Mannslängen herankommen, worauf sie ihre Pistolen abfeuerten, und nach damaliger Sitte rechts und links abschwenkten, um dem Hintermanne Raum zum Schießen zu lassen. Als aber die Schweden, deren geringe Zahl sie nicht kannten, immer wilder eindrangen, rissen die Bernsteinschen Reiter, vom Schrecken des nächtlichen Ueberfalls ergriffen,

aus, und galoppirten hinter dem Dorfe hinweg querdfeldein. Gustav Adolph ließ das Dorf sogleich anzünden, aus Furcht, seine Leute möchten sich beim Plündern aufhalten. Die Verfolgung dauerte nicht lange, weil der Schleier der Nacht die Flüchtigen schützte. Doch blieb ausser vielen Reitern der Oberst von Bernstein und ein junger Herr von Kollowrat auf dem Platze.

Noch glücklicher lief der dritte Angriff ab, welchen der Rheingraf auf die Holkischen Dragoner im Dorfe Angern ausführte. Dieser sandte eine kleine Abtheilung voran, um das Dorf zu untersuchen, während er selbst mit den Andern draussen wie auf dem Anstand wartete. Die Vorausgeschickten fanden nichts mehr im Dorfe als das Gepäck, denn Holk hatte sich bereits hinter Angern in Schlachtordnung aufgestellt. Nun drang der Rheingraf nach; das Gefecht dauerte nur kurze Zeit, mit großem Verlust wurde das Holkische Regiment auseinander gesprengt. Die Schweden eroberten zwei Standarten, wovon die eine den Sinnspruch führte »seyd unverzagt,« und mit dem Bild der Glücksgöttin geziert war. Auf der andern prangte ein bloßes Schwerdt von einer Schlange umwunden, mit der Umschrift his ducibus. Ausserdem gewannen die Sieger viele treffliche Pferde, und machten auch sonst ansehnliche Beute an Geld, obgleich der Rheingraf, um Unordnungen zu vermeiden, gleich zu Anfang des Gefechts das Dorf Angern anzünden ließ. Der Verlust der Schweden war gering. Nur ein Unfall ging dem König nahe. Der junge Pfalzgraf, Carl Ludwig von Lauterek, der unter des Rheingrafen Befehl als Freiwilliger mitfocht, hatte einen Holkischen Cornet vom Pferde heruntergeschossen ward aber dafür von dem Waffenbruder*) des Getödteten mit zwei Kugeln schwer verletzt. Gustav Adolph liebte den jungen Mann, der viel Hoffnungen erregt, und sich durch Tapferkeit seiner Geburt würdig bewies, aber trotz der sorgfältigsten Pflege starb er etliche Tage später im Lager bei Werben. Große Ehren wurden seiner Leiche erzeigt, unter dem Donner aller Kanonen begleitete sie der König bis an die Elbebrücke, von wo sie nach Pommern abgeführt wurde.

Gegen tausend Mann kostete dieser nächtliche Ueberfall dem feindlichen Heere. Der König zog sich nach gelungener That

---

*) Gewöhnlich führte im 30jährigen Krieg jeder Reiter einen oder zwei Burschen bei sich, die mitfochten und ihren Herrn vertheidigten. Ebenso hatten Officiere und Fähndriche ihre Secondes oder Waffenbrüder, welche sie vertheidigten. Der Träger der Reiterstandarte hieß, wie diese selbst, Cornet. Es waren dieß keine unbärtigen Junker oder vielmehr Kinder, wie später in den preußischen Heeren, sondern gereifte Männer, welche Kraft genug besaßen, um das Ehrenzeichen des Regiments nachdrücklich zu vertheidigen.

langsam wieder auf sein Lager in Werben zurück. Tilly war tief erbittert über den Schimpf, der ihm widerfahren, und sehnte sich nach Gelegenheit, die Scharte wieder gut zu machen. Den 20. Juli hielt er Heerschau, und brach dann, um ähnlichen Vorfällen auszuweichen, in Schlachtordnung gegen Werben auf. Sechs Tage dauerte der Marsch, weil er durch die beobachtete Ordnung beengt war, und weil die schwedische Reiterei fortwährend die Flanken der Kaiserlichen umschwärmte, weßhalb man nur unter ewigem Plänkeln vorrücken konnte. Den 26sten erschien das Tillysche Heer im Angesicht des feindlichen Lagers. Unter Plänkeln, kleinen Gefechten und einer nutzlosen Kanonade ging der Tag hin, ebenso ein guter Theil des folgenden. Aber auf die Nacht des 27sten war ein Sturm beschlossen. Tilly hatte Gelegenheit gefunden, etliche Einwohner aus Werben, vielleicht auch eigene Soldaten des Königs, zu bestechen, daß sie die Stadt anzünden, die Kanonen auf den äussersten Schanzen der Schweden vernageln sollten. Dieser Plan wurde dem Könige verrathen und die Schuldigen verhaftet. Um den Feind ins Verderben zu locken, traf Gustav Adolph seine Maßregeln so, daß Tilly glauben mußte, Alles gehe nach seinem Wunsche. Abends loderte ein großer Holzstoß in Werben empor, es sah nicht anders aus, als stände die Stadt im Brand. Tilly war indeß zum Sturme ausgerückt. Als er das Feuer sah, ward der Befehl zum Angriff gegeben. Kein Laut regte sich Anfangs auf den schwedischen Schanzen; die Angreifer sollten im Wahne bestärkt werden, daß die schwedischen Kanonen vernagelt seyen. Aber als sie sich dem Graben näherten, empfing sie ein fürchterlicher Kartätschenhagel, vermischt mit dem Feuer der Musketire, welche, im Graben liegend, ihren Mann aufs Korn nahmen. Da die Stürmenden in gedrängten Massen herbeistürzten, mußte die Wirkung verderblich seyn. Auf die gelichteten Reihen brach nun auch die schwedische Reiterei ein, welche Gustav Adolph ausserhalb des Lagers in einen Hinterhalt gelegt hatte. Die Kaiserlichen verloren sehr viele Leute, und der abgeschlagene Sturm wäre zu einer förmlichen Niederlage für Tilly geworden, wenn er nicht die Vorsicht gehabt hätte, eine gute Reserve von Reiterei aufzustellen, welche den Rückzug der Geschlagenen deckte *).

*) Auffallend ist es, daß Chemniz von diesem abgeschlagenen Sturme Nichts weiß. Der schwedische Soldat erzählt ihn gerade so, wie oben. Wir folgten ihm, als einer trefflichen Quelle, um so getroster, weil auch andere bedeutende Gründe für die Wahrheit seines Berichtes sprechen. Denn sollte man glauben, daß Tilly, ausser einer nutzlosen Kanonade, gar keinen Versuch auf des Königs Lager gemacht habe? und warum zog er schon am 29sten wieder zurück, wenn er nicht eine Schlappe erlitten hatte. Schon dieser eilige Rückzug beweist, daß ihm ein Angriff mißglückt seyn muß! und daß der Rückzug bereits am 29sten erfolgte, darüber sind alle Geschichtschreiber einig.

Den 28. Juli in der Morgenstunde machte die schwedische Reiterei, mehrere tausend Mann stark, einen Ausfall gegen die Kroaten-Wache, und trieb dieselbe, nachdem ein Kroaten-Rittmeister und viele Gemeine niedergehauen waren, in wilder Flucht bis hart ans feindliche Lager vor sich her. Jezt wurde Lärm in demselben, die Küraſſiere saßen auf, die Kanonen auf den Schanzen machten ein wirksames Feuer auf die Schweden, die sich im Uebermuthe des gestrigen Sieges zu weit vorgewagt. Das Treffen war hartnäckig, blieb aber unentschieden. Beide Theile hatten ungefähr dreihundert Todte. Der General Baudiſſen wäre beinahe gefangen worden. Mit einer wilden Kampflust, die mehr einem gemeinen Reiter als einem Anführer ziemt, stürzte er sich unter die Feinde, rannte einem kaiserlichen Officier den Degen durch den Leib, daß die Klinge fast ganz stecken blieb. Nur das Gefäß und einen Spanne langen Theil des Stahles zog er wieder heraus. Eine Kugel schlug ihm das Sporenrad vom Fuße weg, eine andere nahm den Sattelknopf, sein Pferd wurde von vier Kugeln getroffen, er selbst blieb unverlezt, das Schicksal wollte ihn für künftige Thaten aufbewahren. Aber schon hatten zwei kaiserliche Reiter Hand an ihn gelegt, um ihn gefangen fortzuschleppen, als sein Leibbursche, ein Edler von Wildenstein, den einen Feind niederstreckte, worauf sich Baudiſſen, als ein gewandter Reiter, selbst von dem andern losmachte. Auch Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, der kurz zuvor im königlichen Lager eingetroffen war, nahm als Freiwilliger an diesem Gefechte Theil, und bewährte seinen längst erprobten kriegerischen Geist. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen. Die Kaiserlichen fochten mit der größten Erbitterung. Tilly hatte Befehl gegeben, keinem Schweden das Leben zu schenken. Die Wuth des Si[illegible]ten erstreckte sich, als das Gefecht beendigt war, selbst auf die Leichen. Laut

---

Zwar berichtet auch Khevenhüller Nichts über den abgeschlagenen Sturm — was nicht auffallen kann, weil er gewöhnlich dem Chemniz folgt, aber doch führt er einige besondere Züge an, welche auf einen Unfall hindeuten, der dem kaiserlichen Heere am 27sten widerfahren seyn muß. Unter Anderem erzählt er, Tilly habe an diesem Tage Befehl zum Angriff auf das feindliche Lager gegeben, die Ausführung sey aber durch einen dichten Nebel verhindert worden; Nichts destoweniger hätten Tillys Reiter großen Schaden erlitten durch die schwedischen Kanonen. Wie konnten sie dieß, wenn nicht ein Angriff unternommen und abgeschlagen wurde? Denn das schwedische Geschütz reichte nicht bis ins kaiserliche Lager. Eben hierauf weist das hin, was er unter dem folgenden Tage erzählt: Tilly habe am 28sten befohlen, keinem Schweden Pardon zu geben, und die kaiserlichen Soldaten und Feldscheerer hätten die Leichen der Feinde aufs schändlichste verstümmelt. Woher diese schmälige Grausamkeit, wenn sie nicht durch den Zorn über eine am vorigen Tage erlittene Niederlage hervorgerufen war?

Khevenhüllers Zeugniß wurden die nackten Leichname der gefallenen Schweden von den kaiserlichen Feldscheerern*) schändlich verstümmelt, und dann erst auf dem Wahlplatze verscharrt. Dieser harte Befehl des Feldherrn, wie die Grausamkeit der Gemeinen, beweist, daß die Kaiserlichen eine tüchtige Niederlage am Tage zuvor erlitten hatten, denn sonst könnte man eine solche Wuth gegen einen starken Feind, der die Macht hatte, sich zu rächen, kaum begreifen. Obgleich das Reitergefecht vom 28. Juli keineswegs zum Nachtheil seines Volkes ausfiel, war Gustav Adolph mit dem Erfolge unzufrieden; wahrscheinlich weil seine Leute sich zu hitzig vorgewagt, und die Regeln der Besonnenheit übertreten hatten. Sein Unwille traf besonders die Anführer, namentlich den General Baudissen, der nicht einmal zum Angriff kommandirt gewesen war, sondern auf eigene Faust mitfocht. Chemniz sagt: »es habe beim Könige nachher nichts als Filze (Vorwürfe) gegeben.« Herzog Bernhard, der in gleichem Falle war mit Baudissen, kam mit einem sanften, halb ehrenvollen Verweise weg.

Tilly hatte zu seinem Schaden erfahren, daß er nicht stark genug sey, den König aus seiner Stellung zu vertreiben. Noch eine andere Last drückte ihn. Großer Mangel, eine Folge der klugen Anordnungen Gustav Adolphs, herrschte im kaiserlichen Lager. Während um Werben gestritten wurde, sezten zahlreiche schwedische Streifpartheien über die Schiffbrücke nach dem rechten Ufer der Elbe über, zogen herunter gegen Jerichow, gingen dort über den seichten Strom, erschienen im Rücken des feindlichen Heeres und schnitten alle Zufuhr ab, die von Magdeburg, Halberstadt und andern Orten kam. An Einem Tage nahmen sie 12 große mit Mundvorräthen beladene Wagen weg. Die Strecke zwischen Tangermünde und dem Tillyschen Lager wurde so unsicher, daß im ersteren Orte 30,000 Commisbrode durch die Hitze verdarben, weil die Commissäre den Muth nicht hatten, sie weiter führen zu lassen. Fütterung für die zahlreiche Tillysche Reiterei war beinahe nicht mehr aufzutreiben, bis auf acht Meilen mußten die Reiter streifen, um noch Heu für ihre abgetriebenen Thiere zu finden. Es fehlte an Brod, ja bei der drückenden Julihitze selbst an Wasser. Unter Gefahren mußte man es aus der Elbe holen, und um Geld ward es im Lager verkauft. Aus diesen Gründen sah sich Tilly zum Aufbruch

*) Feldbarbieren sagt Khevenhüller, d. h. Menschen, welche den Bart der Soldaten zu besorgen hatten, und auch kleine wundärztliche Dienste leisteten. Es ist daher ein Irrthum, wenn man behauptet, es habe bei den kaiserlichen Heeren bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gar kein Personal für den Gesundheitsdienst gegeben, obwohl wir deßhalb nicht läugnen wollen, daß keine eigentlichen Aerzte bei den Regimentern waren.

genöthigt, der schon am 29. Juli frühe Morgens Statt fand. Das Fußvolk zog voran, die beste Reiterei blieb hinten, um den Rückzug zu decken, doch ward sie von den nacheilenden Schweden auf dem Marsche angefallen, und verlor viele Pferde und Menschen. Samstag den 30sten erreichte Tilly Tangermünde wieder, wo er sich in den folgenden Tagen eingrub, und eine Brücke zum Theil auf Holzböcken, an den tiefsten Stellen auf kleinen Kähnen, über die Elbe schlug. Bis zum 11ten des Augustmonats a. St. blieb er daselbst niedergeschlagen, rathlos stehen. Die Fertigung der Brücke beweist, daß er Anfangs daran dachte, auf das rechte Ufer hinüberzusetzen. Aber bei reiferer Ueberlegung zeigte es sich als unthunlich; denn ging er mit dem ganzen Heere hinüber, so fand er drüben ein verödetes, keinen Unterhalt gewährendes Land, dessen festen Plätze sich sämmtlich in Gustav Adolphs Gewalt befanden. Ueberdieß wäre der König dann auf dem linken Ufer heraufgerückt und hätte ihn von Magdeburg abgeschnitten. Sezte er dagegen nur einen Theil seiner Streitkräfte über, so durfte er versichert seyn, daß die Schweden über die Zurückgelassenen hergefallen seyn würden *). Jezt zeigte es sich, wie unendlich viel die Stellung im Dreieck der Elbe und Havel für Gustav Adolph werth war. Auch der Mangel wiederholte sich im Lager von Tangermünde wie bei Werben. Vom lutherischen Landvolke, das den nahenden Ruin seiner kaiserlichen Dränger mit größter Schadenfreude sah, überall unterstüzt, schwärmten die feindlichen Reiter auf allen Seiten und erschwerten die Zufuhr. Khevenhüller sagt, in zwei und drei Tagen habe mancher Soldat keinen Bissen Brod gesehen. Haufenweise rissen sie daher zu den Schweden aus, welche Lebensmittel genug hatten, weil die freie Havel mit ihren Proviantschiffen bedeckt war. Unter diesen Umständen stand der Ausbruch einer Meuterei zu befürchten, deren Vorzeichen schon verlauteten. Deßhalb brach Tilly den 11. August wieder auf, zog seine Garnisonen aus den kleinen Plätzen der Altmark, und verließ diese Provinz, die er sechs Jahre lang besessen, für immer. Den 12ten erreichte er Wolmirstädt im Erzstifte, von wo er vor einem Monat mit großen Hoffnungen ausgezogen war. Es blieb ihm nun Nichts mehr übrig, als sich auf Churſachſen zu werfen. Durch die hohe Kriegskunst des großen Feldherrn, gegen den er focht, war er bereits halb überwunden, ehe es zur entscheidenden Schlacht kam.

Bevor wir tiefer auf die schönen Plane des Königs eingehen, müssen wir über einige andere Ereignisse berichten, welche mit dem Lager in Werben zusammenhängen. Der Fall Greifswaldes ist oben erzählt worden. Durch die Eroberung dieser

*) Khevenhüller XI. 1861.

Stadt wurden alle noch in Pommern stehenden Streitkräfte gegen Meklenburg verfügbar. Wiederum war die Einnahme des Herzogthums vorbereitet durch den Uebergang des Königs auf das linke Elbeufer, und durch das starke Lager bei Werben. Denn jetzt konnte Tilly keine Hülfe mehr dorthin schicken. Somit war die Eroberung Meklenburgs die erste Frucht, welche Gustav Adolph von seinen weisen Anordnungen pflückte. Der Angriff erfolgte auf zwei Seiten. Während Ake Tott mit einigen tausend Schweden von Osten her über die Peene eindrang, brach der Herzog Adolph Friedrich mit 1100 Mann, die er in der Stille zu Lübeck geworben, von dieser Hansestadt nach seinen Erbländern auf. Den 17. Juli nahm er ohne Widerstand zu finden Gadebusch ein, zog dort 12 Fahnen Reiterei an sich, welche ihm die Obersten Zacharias Pauli, Breitenbach und Relinger zuführten. Mit vereinter Macht zog er nun auf Stadt und Schloß Schwerin, wo einige hundert Mann Kaiserliche in Besatzung lagen. Die Stadt wurde ohne besondere Mühe sogleich erobert, das Schloß hielt sich noch bis zum 29. Julius, an welchem Tage die Garnison gegen freien Abzug nach Wismar kapitulirte. Während dessen hatte Ake Tott, bei dem sich der andere meklenburgische Herzog, Hans Albrecht befand, die Städte Güstrow, Bützow, Plauen, Mirow eingenommen. Anfangs August befand sich das ganze Land wieder in den Händen der alten Eigenthümer, mit alleiniger Ausnahme der drei Vestungen Rostock, Wismar und Dömitz. Alles Kriegsvolk konnte nun gegen diese Vestungen verwendet werden. Die Herzoge wünschten, daß man zuerst mit gesammter Macht auf Dömitz losgehe, ohne Zweifel weil sie noch immer von Seiten des Kaisers und der Liga für ihren nach so vieler Anstrengung wieder errungenen Besitz Gefahr fürchteten. Aber der König wollte vor Allem Meister der Seestädte seyn, weil Rostock und Wismar ihm zur Communikation mit Schweden trefflich gelegen waren. Natürlich überwog sein Wunsch. Beide Städte wurden enge eingeschlossen, und dann regelmäßig belagert. Doch fiel Rostock erst im Oktober, Wismar sogar erst im Januar des folgenden Jahres. Das minder wichtige Dömitz begnügte man sich vorerst zu bloquiren.

Die Wiedereinsetzung der alten Herzoge wurde im Augustmonat zu Güstrow mit großen Festlichkeiten begangen, welche Gustav Adolph durch seine Anwesenheit verherrlichte. Die Feier begann mit einem glänzenden Einzuge in die Residenzstadt. Ehe der Zug die Thore betrat, ertönte auf allen Glockenthürmen ein Trauergeläute, wie bei Begräbnissen, um den Schmerz des Landes über die frühere Verwaisung auszudrücken. Diese Trauertöne verwandelten sich in freudiges Läuten, sobald der Zug herein war. Voran gingen die Geistlichen und Schulmeister, welche Triumphlieder hören ließen, dann folgte Rath und

Bürgerschaft von Güstrow, wie auch ein Ausschuß von Bürgern aus den andern Städten des Herzogthums. Darauf zogen 800 Adelige zu Pferd einher mit acht Fahnen, hinter diesen zwei in blauen Sammt gekleidete Herolde der beiden Fürstenthümer Schwerin und Güstrow, auf Hengsten, welche mit grünen und weißen Federn geschmückt waren. Dann folgte Herzog Hans Albrecht in schwarzer Tracht, umgeben von 36 Trabanten, welche große Schlachtschwerter trugen. Hinter diesen sechs Kesselpauken und 36 Trompeter in dreierlei Livree, blau, grün und weiß. Dann kam der König von Schweden in grünem Jagdkleide, mit schwarzem Hut, auf dem eine blaue und weiße Straußenfeder wallte, er war umgeben von 24 Trabanten und 36 Reitern. Im folgte der Herzog Adolph Friedrich in blauen Sammt gekleidet. Die Herzoge Bogislav von Pommern, Wilhelm von Curland, und der Prinz Ulrich von Dänemark bildeten sein Gefolge. Den Zug schloßen endlich 131 Kutschen, in welchen die adeligen Töchter des Landes einherfuhren, und 1800 Küraſſiere. Wie natürlich, ging es zuerst in die Kirche, wo über den Text Psalm 126. geprediget wurde: »Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärndten.« Von der Kirche bewegte sich der Zug aufs Rathhaus, dort fand die Huldigung statt, nachdem vorher die Privilegien des Landes bestätigt waren. Ein schwedischer Gesandter hielt eine Rede, in welcher er die Unterthanen zur Treue gegen ihre wieder eingesezten Herren ermahnte, und vom Gehorsam gegen Wallenstein entband. Es ist nämlich zu bemerken, daß das Land bis zur Eroberung durch Gustav Adolph auf des Friedländers Rechnung verwaltet wurde, obgleich der Regensburger Reichstag ihm dasselbe abgesprochen hatte. — Auch das gemeine Volk wurde nicht ganz vergessen. Auf dem Markte theilte man Brod, das aus zwanzig Wispeln Getreide gebacken war, so wie zwanzig Faß Wein und vierzig Faß Bier aus. Khevenhüller erzählt, Gustav Adolph habe den Wunsch ausgesprochen, daß jede Mutter, die einen Säugling an der Brust trage, herbeikommen und demselben von dem Weine bei diesem Freudenfeste zu trinken geben möchte, damit Kinder und Kindeskinder dieses Einzuges der uralten vertriebenen Fürsten gedächten. Steuern und Abgaben und die Leibeigenschaft, welche in Meklenburg bis auf unsere Tage fortdauerte, blieben übrigens beim Alten. Gustav Adolph verwandte nur kurze Zeit auf diese Feste, und begab sich sogleich wieder nach Werben in sein Lager zurück.

Während der König noch daselbst stand, erhielt er zwei ansehnliche Verstärkungen von Aussen. Mitte Juli landete seine Königin in Wolgast, mit etlichen tausend Schweden, die sie ihm aus dem Erbreiche zuführte. Eine Abtheilung derselben wurde sogleich zur Eroberung von Meklenburg verwendet, die andere Hälfte stieß zu den Engländern unter dem Markis Hamilton

welche die zweite der ebengenannten Verstärkungen bildeten. Daß Gustav Adolph vor seinem Zuge nach Teutschland mit England wegen Geldhülfe unterhandelte, wurde oben erzählt. König Carl I. zeigte sich jedoch sehr lau, sey es aus Furcht vor dem Kaiser, oder aus Geldmangel, oder vielleicht auch aus Neid gegen Gustav Adolphs Ruhm. Was ein Monarch nicht unternehmen wollte, wagte ein reicher englischer Unterthan, der Markis Jakob Hamilton, freilich unter der Hand von seinem Könige mit Geld unterstützt. Hamilton schloß unter dem 31. Mai 1630 einen Vertrag mit Gustav Adolph, worin er sich verpflichtete, auf eigene Kosten für den schwedischen Dienste 6000 Mann in England anzuwerben, und selbst dem Könige zuzuführen. Gustav Adolph behielt sich den Oberbefehl vor, und versprach dem Markis, der eine neue Art von Kanonen erfunden haben wollte, eine bestimmte Masse Roheisen und Hämmer in Schweden zur Bearbeitung desselben, so wie das nöthige Pulver und Kugeln zu liefern. Ferner sollten 4000 Schweden zu dem Heere des Markgrafen stoßen, und wie die mitgebrachten Engländer unter seinem Befehle stehen. König Carl I. von England betrachtete diesen Heereszug seines Unterthan's als ein sehr kluges Mittel, weil er dadurch den möglichen Vorwürfen des Kaisers, als hätte sich die Krone England in den schwedischen Krieg eingelassen, zu entgehen, und doch seine Hände in dem teutschen Wesen zu haben, und auch für den vertriebenen Churpfälzer, seinen Schwager, etwas bewirken zu können rechnete. Noch zufriedener war Gustav Adolph, weil er gegen Hamilton keine lästige Verbindlichkeit eingehen mußte, denn in dem Vertrage stand kein Wort von der Wiederherstellung des ehemaligen Churfürsten von der Pfalz, obgleich man es englischer Seits versucht hatte, diese Saite zu berühren. Die Werbungen fanden während des Winters und im Frühjahr 1631 statt, und der Markgraf brachte wirklich vier Regimenter zu zehn Compagnien, jede von 150 Soldaten, im Ganzen volle 6000 Mann wohlgekleidetes und trefflich genährtes Volk zusammen. Als alles zur Abfahrt gerüstet war, gab Gustav Adolph dem Markgrafen Befehl, nach Bremen zu segeln, um von dort aus an der untern Weser den Krieg gegen Tilly zu führen. Schon waren in Hamburg und Bremen bedeutende Vorräthe an Ochsenfleisch, Brod und Bier auf schwedische Rechnung für die brittischen Gäste aufgehäuft aber dem lutherischen Bischof von Bremen, einem holsteinischen Prinzen, der mit Gustav Adolph ein Bündniß geschlossen, und die dem Markis versprochenen 4000 Mann anwerben sollte, gelang es nicht, so viele Mannschaft zusammenzubringen. Hamilton erschien mit vierzig Fracht- und zwei großen Kriegsschiffen an der Mündung der Weser. Als er jedoch erfuhr, daß kein schwedisches Volk da sey, um ihn zu empfangen, fürchtete er, seine 6000 Mann möchten

ohne Beihülfe der versprochenen 4000 überwältigt werden, kehrte um, fuhr durch den Sund, und erschien den 26. Juli in der Peenemündung. Seinen Einzug hielt er in Stettin mit einer Pracht, die an Wallensteins frühere Größe erinnerte, und die um so lächerlicher war, weil seine Unternehmung ein so klägliches Ende hatte. Er saß in einer mit rothem Sammt und goldenen Tressen ausgeschlagenen, und auswendig schwer vergoldeten Kutsche. Seine Bedienten waren in rothen Sammet gekleidet, und trugen auf Brust und Rücken das von Gold gestickte Wappen ihres Herrn. Vierzig Edelknaben, 36 Hellebardenträger, und eine Leibwache von 200 Mann geleiteten ihn.

So unangenehm es dem Könige auch war, daß Hamilton von dem vorgeschriebenen Plane, an der Weser zu fechten, eigenmächtig abwich, so ließ er ihn doch gut empfangen, und beorderte die Engländer nach Frankfurt an der Oder mit der Weisung, dem kaiserlichen Heere, das unter Tiefenbach in Schlesien stand, die Spitze zu bieten. Gustav Horn hatte seither dort den Befehl geführt. Da er jezt mit seinem Volke verfügbar war, berief ihn Gustav Adolph zu sich an die Elbe. Von den Truppen, welche die Königin mit sich gebracht, erhielt, wie gesagt, die Hälfte Befehl, zu den Engländern zu stoßen. Diese spielten am Orte ihrer Bestimmung angekommen, eine klägliche Rolle. Es fehlte in dem verödeten Lande an den vollen Fleischtöpfen. Unter der unglücklichen Bevölkerung wütheten Seuchen, von welchen die Ankömmlinge bald angesteckt wurden. Mannszucht beobachteten sie ohnedieß nicht. Meist aus der niedrigsten Hefe des Pöbels angeworben, konnten sie nur durch die härtesten Strafen im Zaume gehalten werden, weßhalb auch Gustav Adolph sie nicht mit seinen Feldtruppen vereinigte, weil er fürchtete, diese möchten durch die fremden Wildfänge noch mehr verdorben werden. Zu Ende Sommers waren die 6000 bereits auf 1000 herabgeschmolzen. Chemniz sagt, »sie seyen zergangen (wie Eis an der Sonne) und gleichsam verschwunden.« Hamilton warb im Winter mit des Königs Vorschub neue Truppen und ging nach Magdeburg, das Banner belagerte; dort stritt er sich mit dem schwedischen Feldherrn um den Vorrang, mußte jedoch weichen, was seinen Hochmuth schwer beleidigte. Je mehr das Volk, auf das er sein gutes Geld verwendet, zu nichte ward, desto höher spannte er seine Ansprüche. Zulezt versteckte er sich, im Gefühl seiner Schwäche, hinter den englischen Gesandten, Heinrich Vane, der als Bevollmächtigter Carls I. sich nach der Schlacht von Leipzig bei Gustav Adolph eingefunden hatte. Dieser Vane war ein aufgeblasener, rechthaberischer, dürrer, boshafter Höfling, von sehr beschränktem Verstand, den Gustav Adolph, als trefflicher Kenner der menschlichen Gesichtszüge, schon seit dem ersten Anblicke nicht ausstehen konnte. Vane hatte die Unverschämtheit, den König fortwährend an

Herausgabe der Pfalz zu mahnen, und ließ sich sogar eines Tages die Drohung entschlüpfen, wenn nicht mehr als bisher für den vertriebenen Churpfälzer geschehe, so sehe sich die englische Regierung zulezt genöthigt, den Markgrafen Hamilton mit seinen Truppen zurückzurufen. Gustav Adolph antwortete bitter: »Es befremdet mich, daß man mir auf eine solche Weise zusezt, da doch der König von England gar Nichts zum Besten des Churfürsten von der Pfalz, seines Schwagers, thun will. Ihr droht: Man werde die englischen Truppen zurückziehen. Gut. Hamilton mag gehen, ich wünsche ihm glückliche Reise.« Hamilton ging wirklich. Mit ungefähr 300 seiner Engländer, und sehr wenigen Loorbeeren kehrte er nach Albion zurück. Wir sind hier absichtlich der Geschichte vorangeeilt, um später von diesen Engländern Nichts mehr sagen zu müssen.

Im Juli 1631 wurde auch von Seiten Frankreichs die erste Zahlung gemäß dem Bärwalder Vertrage gemacht. Gustav Adolph hatte einen Neffen des Reichskanzlers, Benedikt Oxenstierna, nach Lyon geschickt, wo sich damals der französische Hof aufhielt. Oxenstierna fand eine glänzende Aufnahme, auf seine eigene Kosten bewirthete ihn der französische Hof während der ganzen Zeit seines Aufenthalts. Er erreichte auch den Zweck seiner Sendung vollkommen, trotz aller Ränke, welche der kaiserliche Abgesandte, Freiherr von Kurz, und ein bayrischer Geschäftsträger anwandten, um das gute Verhältniß zwischen Schweden und Frankreich zu stören, und namentlich die Ausbezahlung der Subsidie zu verhindern. Der kaiserliche Gesandte vergaß sich so weit, daß er in das Haus des schwedischen Commissärs, Erich Larson, einschlich, welcher beauftragt war, das Geld in Empfang zu nehmen. Man bekümmerte sich französischer Seits so wenig um ihn, daß er die Einhändigung von 200,000 Thalern mit eigenen Augen ansehen mußte. Als ein ersehnter Gast kam Benedikt Oxenstierna mit den französischen Schätzen ins königliche Lager. Denn Gustav Adolph brauchte gerade sehr nothwendig Geld für zwei wichtige Verbündete, mit denen bei Werben vollends abgeschlossen wurde. Der eine war Landgraf Wilhelm V. von Hessen, über dessen frühere Unterhandlungen mit dem Könige wir oben berichteten. Warum der Vertrag, dessen Grundlage schon im Herbste 1630 gelegt wurde, nicht früher in Stand kam, ist unbekannt. Vielleicht hat sich der Landgraf Vortheile, namentlich Ländererwerbungen, ausbedungen, die Gustav Adolph Anfangs nicht bewilligen wollte, aber doch später zugestand; oder schloß Wilhelm darum nicht früher ab, weil Gustav Adolph die verlangten Summen wegen Geldmangels nicht sogleich erlegen konnte. Leztere Erklärung erhält dadurch viele Wahrscheinlichkeit, daß der Vertrag bald nach Ausbezahlung der ersten französischen Subsidie abgeschlossen ward. Wilhelm V. kam selbst in das

königliche Lager bei Werben. Den 12. August unterzeichneten beide ein Schutz- und Trutzbündniß, das als Vorbild für spätere Verträge zwischen Gustav Adolph und protestantischen Reichsständen diente, und dessen Inhalt darum angeführt werden muß: 1) Der König von Schweden nimmt den Landgrafen von Hessenkassel in seinen Schutz, behandelt dessen Feinde als seine eigene, unterstützt ihn mit allem Nachdruck, und verspricht nie ein Bündniß einzugehen, welches dem gegenwärtigen nachtheilig seyn könnte. Wird dem Landgrafen ein Theil seines Gebiets entrissen, werden seine Vestungen belagert, so läßt der König kein Mittel unversucht, ihm wieder zu seinem Besitze zu verhelfen. Der König gelobt, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis der Landgraf und sein Haus wieder in die Rechte und Güter eingesezt ist, die jener vor den böhmischen Unruhen besaß. Erfordert es die Nothwendigkeit, daß schwedische Waffen in des Landgrafen Vestungen und Städte gelegt werden, so kann dieß seiner Landeshoheit auf keine Art nachtheilig seyn. Die besezten Orte müssen sogleich geräumt werden, sobald jene Nothwendigkeit verschwunden ist. Geschütz und Waffen, welche der Landgraf dem Könige leiht, müssen nach erfolgtem Gebrauch wieder zurückgegeben werden. Dem König steht der Oberbefehl über den Landgrafen und seine Völker zu. Kann er das Kommando in eigener Person nicht führen, so ernennt er einen tauglichen Stellvertreter. Dieser Stellvertreter ist ein für allemal während des Königs Abwesenheit der Landgraf selbst. Der König sezt dem Landgrafen einen Kriegsrath zu Seite. Ebenso ernennt der Landgraf einen Bevollmächtigten an des Königs Hoflager. Dagegen 2) verpflichtet sich der Landgraf den König nie zu verlassen, mit seinen Feinden keinen Vertrag einzugehen, nach Kräften die schwedischen Waffen mit Geld und Volk zu unterstützen, dem Könige seine Vestungen, und überhaupt sein ganzes Land zu öffnen. Doch müssen schwedische Völker, die in das hessenkasselsche Gebiet verlegt werden, dem Landgrafen zuvor Treue schwören. Der Landgraf errichtet ferner sogleich ein Heer von etlichen tausend Mann auf eigene Kosten, verjagt die Feinde des Königs aus Hessen, und thut ihnen allen möglichen Schaden und Abbruch. Der Landgraf bietet seine Vasallen auf, und stellt sie zu des Königs Dienst, so oft es dieser verlangt. Kein Theil rechnet dem andern Kriegskosten auf, oder fordert Vergütung, sondern Alles soll aus gemeinschaftlicher Kasse bestritten werden. Auch geht vorliegendes Bündniß allen andern Verträgen vor, die Hessen je mit andern Mächten geschlossen hat. Findet es der König angemessen, hessische Vestungen zu erweitern, so gestattet dieß der Landgraf nicht nur, sondern hält auch seine Unterthanen an, Dienste bei den nöthigen Arbeiten zu leisten. Im Fall der König seine Völker in das hessische Gebiet führt, und dort einlagert, darf das Fußvolk bloß Holz und Licht, die Reiter ausserdem Stroh und Futter

von den Wirthen verlangen. Der Landgraf errichtet schwedische Werbplätze in seinem Lande. Ist Hessen ausser Gefahr, und dringt der König in das habsburgische Gebiet oder andere Länder ein, so unterstützt der Landgraf die Schweden mit so viel Truppen, als er entbehren kann. Ein solches Hülfskorps muß auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten werden. Jeder Theil liefert dem andern Missethäter und Ausreißer zur Bestrafung ab.«

Wenn Gustav Adolph durch diesen Vertrag den Landgrafen von sich abhängig und beinahe zu seinem Vasallen machte, so räumte er ihm anderer Seits einige große Vergünstigungen ein, kraft deren sich das hessenkasselsche Haus für Alles, was es Schweden zugestand, auf Kosten Anderer in reichem Maaße entschädigen konnte. Die wichtigste Bestimmung in dieser Hinsicht enthielt folgender in den Vertrag aufgenommene Artikel: Sollte der Landgraf mit seinen eigenen Truppen im Gebiete von Mitgliedern der Liga Eroberungen machen, so werde der König dieselben nicht anders, als wenn er sie selbst gemacht hätte, gut heißen, und den Landgrafen mit aller Macht im Besitze des Errungenen beschützen. Hiemit wurde der Kampf, der vor 13 Jahren im Namen der Religion begonnen, und in den sich Gustav Adolph selbst als Verfechter des Glaubens gemengt hatte, offen als ein Eroberungskrieg anerkannt. Gustav Adolph übernahm dieselbe Rolle, welche 170 Jahre später Napoleon spielte, als er die Stände des einstürzenden teutschen Reiches durch die Lockspeise des Ländererwerbs gegen einander bewaffnete. Auch darin gliechen sich beide Fälle, daß es zunächst auf den Raub geistlicher Ländereien abgesehen war. Denn unter den Gebieten katholischer Stände, welche der Landgraf erobern konnte, sind die Bisthümer in Westphalen, am Rhein und dem Maine zu verstehen. Gustav Adolph gestand dem Landgrafen diese Aussicht zur Vergrößerung auf Kosten der Katholiken zu; nicht minder begünstigte er ihn gegenüber von den Protestanten. Ein weiterer Artikel besagte: »Der Landgraf solle Vollmacht haben, andere Fürsten, Grafen, Freiherrn und Städte in das Bündniß aufzunehmen. Aber nur wer vor Ablauf der nächsten drei Monate beitrete, habe dieselben Bedingungen, wie Hessen zu genießen. Solche, welche den Ausgang abwarten, und erst nach bestandener Gefahr sich dem Schweden anschließen würden, dürften nicht auf gleiche Begünstigungen rechnen, sondern müßten um besondere Traktate bitten.« Der Landgraf wurde durch diesen Artikel zur Mittelsperson zwischen den teutschen Protestanten und dem Könige von Schweden, eine Stellung, die mächtigen Einfluß verlieh. Eben so günstig war für ihn die Zeitbeschränkung. Denn hätten alle später beitretenden Protestanten auf ihre Rechnung Eroberungen machen dürfen, so blieb, bei der vorauszusehenden großen Conkurrenz von Liebhabern, für Hessen sicher

wenig übrig. Bei diesen großen Vortheilen, welche das Bündniß dem hessenkasselschen Hause gewährte, ist es nicht zu verwundern, wenn dasselbe auch nach Gustav Adolphs Tode der schwedischen Sache fortwährend treu blieb. Endlich ließ der König seinem Verbündeten in Werben eine bedeutende Summe Geldes ausbezahlen, welche zu neuen Werbungen verwendet werden sollte. Freilich sezte sich der Landgraf für den Augenblick keinen kleinen Gefahren aus. Tilly, der von der Reise Wilhelms und ihrem Zweck genau unterrichtet war, erließ sogleich eine Erklärung an die hessischen Unterthanen, worin er sie aufforderte, von ihrem Landesherrn, als einem Empörer gegen Kaiser und Reich, abzufallen. Zugleich erhielt der Graf Otto Heinrich Fugger, welcher einige neu errichtete ligistische Regimenter kommandirte, von Tilly Mitte August Befehl, in Hessen einzubrechen, um mit Feuer und Schwerdt die Untreue des Landgrafen zu rächen. Auch Fugger suchte die Unterthanen aufzuwiegeln, es gelang ihm jedoch so wenig als dem Obergeneral. Seine Angriffe wurden abgeschlagen durch die Truppen des Landgrafen und durch einen Verbündeten, den Gustav Adolph ebenfalls im Lager von Werben gewonnen hatte, den Herzog Bernhard von Weimar.

Dieser berühmte Fürst hat einen solchen entscheidenden Einfluß auf den 30jährigen Krieg, wie auf die Schicksale der teutschen Nation geübt, daß wir uns länger bei ihm verweilen müssen. Bernhard wurde den 6. August 1604 als der eilfte Sohn des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar geboren. Die Mutter, eine Princessin von Anhalt, hieß Dorothea Maria. Seinen Vater verlor Bernhard schon im ersten Lebensjahre, und gerieth sammt seinen übrigen Brüdern unter die Vormundschaft des Churfürsten von Sachsen, der die Abneigung, welche er gegen seine Stammesvettern, die Ernestiner im Herzen trug, nicht verhehlte, und gleiche Gefühle in den Gemüthern seiner Mündel hervorrief. Groll gegen das Churhaus, das auf Kosten der Ernestiner gewachsen war, glühender Haß gegen die habsburgische Dynastie, welche dem Ahne der weimarischen Prinzen den Churhut entrissen, wurde den Söhnen des Herzogs Johann III. mit der Muttermilch eingeträufelt. Sieben Brüder waren es, die von eilfen am Leben blieben, diese sieben haben sämmtlich, sobald sie nur die Kraft dazu besaßen, unversöhnliche Waffen wider den teutschen Kaiser getragen. Die Aeltesten stürzten sich gleich zu Anfang in den Strudel des 30jährigen Krieges, auch Bernhard hätte es gethan, wäre er nicht zu jung gewesen. Seine Erziehung blieb der Mutter überlassen, einer hochherzigen Frau, an welcher der junge Bernhard mit ganzer Seele hing. Allein kaum 13jährig verlor er auch die Mutter durch einen schnellen Tod. Früh verwaist, und von dem ältesten Bruder wenig beaufsichtigt, der zwar seit 1617 die

Vormundschaft über die Jüngeren übernommen hatte, aber wenig thun konnte, weil er schon im Jahr 1619 für die Sache des Churpfälzers die Waffen ergriff, lernte der junge Bernhard, auf sich selbst zu stehen, und eigenem Rathe zu folgen. Unter seinen Lehrern wird Friedrich Hortleder genannt, ein ausgezeichneter und dem Weimarschen Hofe treuergebener Mann, der aber über seinen Pflichten gegen diese kleine Dynastie vergessen zu haben scheint, daß er selbst ein Teutscher war, und daß er nicht unumschränkte Fürsten, sondern Reichsstände, Vasallen des Kaisers zu erziehen hatte. Staatsrecht und Geschichte trug Hortleder dem Prinzen vor, zwei Fächer, von denen namentlich lezteres Gelegenheit genug gab, seine Vorträge in Gift zu tauchen, und die Leidenschaft des jungen feurigen Ernestiners wider das Kaiserhaus aufzureitzen. In diesem Geist trug Hortleder wirklich die Geschichte vor. Die akademischen Studien, welche Bernhard in Jena machen sollte, behagten ihm nicht. In seinem 18. Jahre ergriff er die Waffen, und focht gegen den Kaiser, so lange ein offener Feind im Felde stand. Der König von Dänemark, an den er sich anschloß, war ein unfähiges Haupt, Schlag um Schlag erlag die protestantische Sache. So lernte Bernhard in einem Alter, wo gewöhnliche Geister noch träumen, die schwärzeste Seite des Lebens kennen, er lernte die Schwächen der Menschen durchschauen, aber auch zugleich das Geheimniß, was Kühnheit und Kraft vermöge. Seit Beendigung des dänischen Krieges lebte er in erzwungener, durch die Erpressungen der kaiserlichen Heere, vielfach belästigter Ruhe in der Heimath. Sieben Brüder nahmen gemeinsam an der Regierung des kleinen Herzogthums Theil, welches bei damaligem Nothstand kaum die Kosten ihres Hofstaates ertrug — viel zu enge Gränzen für einen Geist wie Bernhard, der sich schon als einstigen allgebietenden Heerführer anzusehen gewöhnt hatte. Es war ein Schatten, der nur um so mehr den Hunger nach Wesenheit erregen mußte. Und Bernhard besaß einen Ehrgeiz der gefährlichsten Art, einen Ehrgeiz, der mit den größten geistigen Mitteln, scharfem Verstande, Verschlagenheit, Nüchternheit, einem heroischen Muth und angeborner Herrscherkraft gepaart war. Zwei Charaktere, wie Gustav Adolph und Bernhard mußten sich bald anziehen. Mit offenen Armen ward er vom Könige aufgenommen, aber nicht lange stand es an, so erregte der junge Ernestiner in Gustav Adolps Gemüthe Besorgnisse wegen seines stolzen Charakters; wie viel schlaflose Nächte hat er nach des Königs Tode dem Reichskanzler Oxenstierna gekostet! Bernhard untergrub heimlich das schwedische Ansehen, indem er sich selbst auf die Spitze schwingen wollte, was wir ihm nicht übel nehmen, weil nach Gustav Adolphs Tode das längere Bleiben der Schweden nicht mehr die Absicht hatte, die teutsche Nation zu einigen, sondern sie zu schwächen, und möglichst viele

Provinzen von Teutschland abzureißen. Bernhard bemächtigte sich ferner des französischen Bündnisses, das Gustav Adolph geschlossen, und das unter des Königs Verwaltung nicht gefährlich für Teutschland war, weil Gustav Adolph alle Hülfsmittel zur Gründung einer großen Macht besaß, und alle dem Hause Habsburg entgegengesezten Interessen um seine Person vereinigte. Aber unter Bernhards Händen wurde dasselbe zur Geissel für die Nation, weil er zu schwach war, um nicht von den Franzosen abhängig zu werden, und zulezt nur ihren Planen fröhnen zu müssen. Bernhard hat, zwar wider seinen Willen, aber doch als nothwendige Folge seiner Handlungen, den Franzosen das Elsaß verschafft. Der Lohn, der selten denen entgeht, die mit ihrem eigenen Vaterlande brechen, um Fremden zu dienen, blieb nicht aus. Nachdem sie ihn genug gebraucht hatten, vergifteten sie ihn. Steht einem teutschen Geschichtschreiber das Recht zu, aus nationalem Gesichtspunkte über Menschen und Verhältnisse zu richten, und darf man anders Beobachtung gewisser Pflichten gegen das Vaterland oder das teutsche Reich nicht nur von Privatleuten, sondern auch von teutschen Fürsten des 17ten Jahrhunderts fordern: so muß man bekennen, daß Bernhards Tugenden wie glänzende Laster wirkten, und daß er gegen sein Vaterland gehandelt hat, wie einst Marius und Sulla gegen Rom.

Der Landgraf von Hessenkassel hatte mit Bernhard gemeinsames Anschließen an die Sache des Königs verabredet. Gegen Ende Juli erschien Bernhard in dem Lager bei Werben, und ward von Gustav Adolph mit größter Auszeichnung empfangen. Bernhard benüzte jede Gelegenheit, um den König seinen Werth empfinden zu lassen, wie er denn an dem Reitergefecht vom 28. Juli einen glänzenden Antheil nahm. Gustav Adolph, der den Charakter des Herzogs durchschaute, schmeichelte ihm mit dem Besitz der Bisthümer Bamberg und Würzburg, die er ihm unter dem Titel Herzogthum Franken zu geben verhieß. Wie wenig ernst es jedoch dem Könige mit diesem Versprechen war, geht daraus hervor, daß er dieselbe Lockspeise noch drei oder vier andern protestantischen Fürsten vorhielt. Gustav Adolph ernannte ihn weiter zum Obersten seines Leibregiments zu Pferd, und bezahlte ihm die nöthigen Summen zur Anwerbung von drei Regimentern, welche der Herzog dem Landgrafen von Hessenkassel zuführen sollte. Bernhard ging mit dem Gelde nach Weimar, und ließ dort die Werbetrommel rühren, aber seine Rüstungen waren erst angefangen, als er die Nachricht vom Einfalle des Grafen Fugger in Hessen erhielt. Sogleich eilte er nach Kassel, traf die nöthigen Anstalten zur Gegenwehr, und zwang den Feind zum Weichen, ob ihm gleich Anfangs nur 3000 Mann Fußvolk, vier Fahnen Reiter, sammt vier Kanonen zu Gebote standen. Nachdem er die

Kaiserlichen über die Gränzen getrieben, eroberte er Fritzlar, das damals churmainzisch war, und unterwarf mehrere zu demselben Erzstifte gehörige Städte auf dem Eichsfelde, dann wandte er sich gegen die Abteien Hersfeld und Fulda, bezwang sie, erpreßte 60,000 Gulden Brandschatzung, und führte überdieß 300 mit Beute beladene Wagen aus denselben nach den Vestungen Ziegenhain und Kassel. Bei Rothenburg schlug er hierauf ein festes Lager, und erwartete daselbst die Folgen der Vereinigung des churſächsischen Heeres mit dem schwedischen. Nach der Schlacht von Breitenfeld werden wir wieder auf ihn stoßen.

Nach solchen Erfolgen, und durch solche neue Freunde verstärkt, verließ Gustav Adolph das Lager bei Werben. Mit großer Anstrengung hatte er sich bisher gegen einen überlegenen Feind gehalten und Boden gewonnen; kümmerlich schlich der Krieg fort. Jezt aber nahen die Tage des Triumphes. Damit man nicht wähne, die Siege, deren Zeugen wir von nun an seyn werden, seyen zum größten Theil ein Geschenk des blinden Glückes, und nicht vielmehr eine Wirkung der hohen Talente des Königs, und seiner klugen Benützung aller falschen Maßregeln, die der Feind ergriffen, müssen wir ein wenig zurückblicken. Der erste Fehler der Gegenparthei war, daß man Gustav Adolph nicht sogleich nach seiner Landung angriff, und ihn, statt sich in Pommern festsezen zu lassen, über die Ostsee zurücktrieb, was bei der großen Ueberlegenheit der Katholiken ein Leichtes gewesen wäre. Doch dieser Fehler hieng mit der Eifersucht zwischen dem Kaiser und dem Haupte der Liga, und mit den Ränken des Regensburger Reichstages zusammen; aber daß ihn Gustav Adolph so gewandt benüzte, daß er gerade in dem Augenblick den teutschen Boden betrat, wo die Zwietracht zwischen Oestreich und Bayern den höchsten Grad erreicht hatte, ist sein Verdienst. Den zweiten großen Fehler beging Tilly dadurch, daß er fast ruhig zusah, wie der König sich der Oder bemächtigte, und die Stadt Frankfurt nahm. Wir glauben jedoch, daß dem Obergeneral hier die Hände gebunden waren, weil sein Gebieter, der Churfürst von Bayern, den Kaiser nicht ernstlich im Besitz einer Vestung und einer Provinz beschützen wollte, die Oestreich als eine Erbschaft der Wallensteinischen Siege wider den Willen Bayerns gewonnen hatte. Ferner stellte die schwedische Eroberung Frankfurts die Sicherheit des katholischen Heeres selbst nicht blos. Tilly blieb hin wie her ein überlegener Gegner, ob der König Frankfurt besaß oder nicht. Aber wie kühn benüzte Gustav Adolph diese Umstände durch den gefährlichen Marsch auf Frankfurt und durch den blitzschnellen Sturm! Endlich der dritte und größte Fehler Tillys, der ihn selbst und Bayern ins Verderben stürzte, war der, daß er nach dem Falle Magdeburgs nicht über die Schweden herfiel, sondern nach Hessen

zog, und dem Könige Zeit ließ, gemächlich über die Elbe zu setzen und das Lager bei Werben zu beziehen. Dieser Uebergang bildet nach unserer Ansicht den Wendepunkt des Krieges. Eine natürliche Folge desselben war, daß sich protestantische Fürsten, namentlich Hessen und Weimar, den Schweden in die Arme warfen, daß Meklenburg für den Kaiser verloren ging, endlich daß Tilly Churſachsen angreifen mußte, was wiederum nothwendig die Vereinigung des Churfürsten mit dem Könige nach sich zog. Man nehme die Karte zur Hand. Seit Gustav Adolph seine Stellung bei Werben siegreich behauptet hatte, seit das Bündniß mit Weimar und Hessen zu Stande kam, war Tilly abgeschnitten von der untern Elbe und Meklenburg, und konnte keine Vorräthe mehr dorther beziehen, denn Gustav Adolph hatte sich ja mitten zwischen ihn und jene Länder hineingedrängt. Zur Rechten Tillys gegen Osten lag die Mark Brandenburg, eine Wüste, deren sämmtliche Plätze schwedischen Hauptleuten gehorchten, und aus der er keine Hülfsmittel nehmen konnte. Auf seiner linken Flanke oder gegen Westen loderte der hessische Aufstand täglich mehr auf, und bedrohte die Zufuhr, die ihm aus Franken oder Westphalen geschickt wurde. In seinem Rücken lag endlich der Churstaat, ein Land, dessen Gebieter sich für neutral erklärte, und gutwillig keinen Scheffel Korn, kein einziges Haupt Schlachtvieh verabfolgen ließ, und doch gab es dort allein noch die für das katholische Heer nöthigen Lebensmittel. Wollte sich Tilly länger in Mittelteutschland behaupten, so mußte er nothwendig seine Existenz aus Sachsen sichern, also den Churfürsten zur Verzichtung auf seine bisher behauptete Neutralität zwingen. Abgeschnitten von der untern Elbe und der Weser durch Gustav Adolph, von Franken und Bayern, Westphalen und dem Rhein durch die neuen Verbündeten des Königs, die Fürsten von Weimar und Hessen, von Schlesien durch die märkische Wüste und das Heer, das dort unter Gustav Horn stand, endlich von Böhmen und den Erbländern durch den Churfürsten von Sachsen, konnte Tilly nur zwei Auswege wählen: Entweder geblieben, und folglich den Krieg auf Kosten des so lange verschonten Sachsens fortgesezt, und die Verbindung mit Böhmen hergestellt: oder Mittelteutschland ohne Schwertstreich geräumt, und den Rückzug rechts nach Schlesien oder links nach Franken angetreten, da das katholische Heer um Magdeburg keine Existenzmittel mehr fand. Diese bedrängte Lage Tillys war nun eine Frucht der vortrefflichen Maßregeln des Königs. Mit großer Feinheit hatte er Knoten um Knoten angeschürzt, bis das Netz vollendet da stand. Ohne Sachsens Beistand wollte er nicht schlagen, weil seine Erbmacht zu gering war. Mit guten Worten den Churfürsten zu gewinnen, war ihm trotz vieler Versuche mißlungen. Gewalt durfte er wegen seiner eigenthümlichen Stellung nicht brauchen, weil er als Freund der Protestanten

nach Teutschland gekommen war, und weil schwedische Thätlichkeiten den Churfürsten in die Arme des Kaisers geführt hätten. Also blieb dem König nur der Ausweg übrig, den Feind als Werkzeug seiner Plane zu gebrauchen, und ihn auf Churſachsen zu werfen, wodurch Johann Georg schwedische Hülfe bedurfte, und für immer seine Plane einer selbstständigen Rolle aufgeben mußte. Dieß ist mit größter Kunst geschehen. Auf drei Seiten, vornen, rechts und links, wurde dem Feind der Weg verrammelt, und nur die Hinterpforte offen gelassen, durch die er ausbrechen mußte. Man begreift nun auch, warum der König so sehr darauf drang, daß Hamilton mit seinen Engländern sich an der Weser festsetzen, und dem lutherischen Bischof von Bremen die Hände bieten sollte. Denn wenn dieß geschah, so wurde Tilly auch der Hülfsmittel, die er aus dem Weser Gebiet ziehen mochte, beraubt, und mußte sich um so gewisser auf Sachsen werfen. Die Unfähigkeit Hamiltons vereitelte diesen Plan und zwang den König, seine rechte Flanke oder Hessen um so mehr zu verstärken, was ungefähr dieselbe Wirkung hervorbrachte.

Wäre es nun nach Tillys, oder vielmehr nach des Churfürsten von Bayern Wunsche gegangen, so glauben wir, daß der Obergeneral lieber Mittelteutschland, wo er keinen Unterhalt mehr fand, geräumt und sich nach Franken zurückgezogen hätte; aber der Kaiser schritt ein, und bewirkte, daß dieß nicht geschah. Wie? werden wir im nächsten Kapitel zeigen.

Sechstes Kapitel.

Tilly greift Churſachsen an. Vereinigung des Churfürsten mit dem Könige. Schlacht bei Breitenfeld.

Des Kaisers Interesse verlangte gebieterisch, daß Tilly sich nicht zurückziehe, weil die Gränzen der Erblande sonst den Schweden offen standen. Der Kaiser war es auch, der dem Oberfeldherrn Befehl gab, der Neutralität des Churfürsten von Sachsen ein Ende zu machen. Tillys Bericht über die später erfolgte Breitenfelder Schlacht beginnt mit den Worten: »Dieweil Euere kaiserliche Majestät mir allergnädigst befohlen haben, Churſachsen zu Niederlegung der Waffen und zur Verzichtung auf die Leipziger Schlüsse zu bestimmen.« Diese Ausdrücke lassen keine andere als obige Deutung zu. Khevenhüller berichtet zwar XI 1866: »Ferdinand II. habe sich über Tillys Einfall in Sachsen nicht wenig bekümmert, weil er den Churfürsten gar liebte u. s. w.

Ferner »Ihre kaiserliche Majestät sey durch allerlei geheime Ränke wider Willen und Meinung zu diesem Bruche verleitet worden,« aber die erstere Angabe bleibt darum unerschüttert. Entweder wußte der östreichische Geschichtschreiber in diesem Punkte die Wahrheit nicht recht, vielleicht hielt er es auch für Pflicht, einen kaiserlichen Befehl, den er gelobt haben würde, wenn er glückliche Folgen gehabt hätte, wegen später eingetretener verhängnißvoller Ergebnisse, mit gemüthlichen Redensarten zu umhüllen; oder ist anzunehmen, daß den Kaiser wirklich eine Hofpartei, der er gewissermaßen widerstrebend folgte, vorwärts trieb, und zur Unterzeichnung des Marschbefehls an Tilly bestimmte. Diese Partei kann keine andere als die Friedländische gewesen seyn, und es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß Wallenstein auch hier die Hände im Spiel hatte. Der Mangel urkundlicher Beweise erlaubt uns nicht, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß der Kaiser den Befehl zum Einfall nach Churfachsen ausstellte. Ebenso sicher ist anderer Seits, daß der Churfürst von Bayern anderer Meinung war, und daß somit Tilly in einen schweren Widerstreit der Pflichten gegen seine beiden Gebieter gerieth. Unter dem 20. August d. J. schrieb Churfürst Maximilian von München aus einen Brief an Tilly folgenden Inhalts: »Es wäre mir lieb, wenn ihr den Rathschlag des Churfürsten von Mainz (der ebenfalls verneinend lautete) früher zu Gesichte bekommen. Da aber dieß nicht geschehen, so hättet ihr doch leicht aus unsern vorigen Verhaltungsbefehlen die starken Beweggründe ersehen mögen, warum gegen den Churfürsten von Sachsen, so lange er nicht selbst den Anfang zu Feindseligkeiten macht, oder durch Vereinigung mit dem Schweden den Frieden zuerst bricht, Nichts Gewaltsames unternommen werden darf, denn diese Sache ist, wie es auch der Churfürst von Mainz mit Mehrerem erwiesen, von der Art, daß wir, wenn förmlicher Krieg daraus entsteht, nicht bloß einen einzigen Feind weiter haben, sondern alle übrigen Protestanten, die sich bisher noch ruhig verhielten, auf den Hals bekommen werden. Ich hätte daher gewünscht, daß die Unterhandlungen mit dem Churfürsten Johann Georg nicht abgebrochen, sondern daß gelindere Wege in Betreff seiner eingeschlagen worden wären u. s. w.« Dieser Brief enthält Nichts, was nicht dem Geist der bayerischen Politik, wie der bisherigen Kriegsführung vollkommen entspräche. Zugleich erfahren wir, daß die Frage, ob man Churfachsen mit Gewalt zur Verzichtung auf seine bisherige Neutralität zwingen solle, schon seit längerer Zeit unter den Mitgliedern der Liga besprochen wurde. Maximilian I. versichert zugleich in dem Brief, der Kaiser sey derselben Meinung mit ihm, daß es gerathen scheine, nur gütliche Mittel gegen Churfürst Johann Georg zu versuchen; aber entweder war er hierüber nicht gut unterrichtet, oder hatte ihn der Kaiser getäuscht, oder endlich muß man annehmen, daß Ferdinand

Anfangs für einen milderen Ausweg gestimmt war, aber durch eine Parthei am Hofe fast wider seinen Willen zu gewaltsamen Maßregeln bewogen ward. Dieß würde unsere oben ausgesprochene Vermuthung in Betreff Wallensteins bestätigen.

Aber wie kam es, daß Tilly, der seit der Ankunft Gustav Adolphs die östreichischen Interessen dem Bayer ohne Schwanken aufgeopfert, dießmal ohne Rücksicht auf den Widerspruch des Churfürsten dem Kaiser gehorchte? Die Schmach, ohne eine Schlacht seinem Gegner halb Teutschland preiszugeben, und wie ein Feiger zu weichen, die Furcht vor den Vorwürfen der jüngeren Heerführer, die unter ihm dienten, mag viel dazu beigetragen haben. Den Hauptgrund finden wir in einem Ereigniß, das wenige Tage vor dem Angriff auf Churſachsen eintrat. Tilly verweilte nämlich bis zum 18. August a. St. in Wolmirstädt, brach an diesem Tage mit gesammter Heeresmacht nach Eisleben auf, wo Graf Egon von Fürstenberg mit dem größten Theil des wallensteinischen Heeres, das um Mantua gefechten, etwa 15,000 Mann stark — es waren 32 Cornet Reiter und 45 Kompagnien zu Fuß — zu ihm stieß. Auch General Aldringer, der ebenfalls aus Italien zurückkam, war mit 10,000 Mann im Anmarsche, um sich mit Tilly zu vereinigen. Zu gleicher Zeit hatte Tiefenbach mit dem schlesischen Heere seinen bisherigen Standpunkt an der Oder verlassen und näherte sich durch die Lausitz dem Churstaate. Dieß war lauter kaiserliches Volk, das mit Tilly vereinigt, den Stand seines Heeres auf 60,000 Mann gebracht hätte. Schon nach der Ankunft Fürstenbergs zählte Tilly 40,000 Streiter. Wir glauben nun, daß der Kaiser dem Obergeneral nur unter der Bedingung eines Angriffs auf Sachsen das Kommando über diese bedeutende Verstärkung zugestand, und daß im entgegengesezten Falle, wenn Tilly sich nach Franken zurückgezogen hätte, Pappenheim und die kaiserlichen Regimenter, die schon früher mit den Ligisten fochten, das bayerische Heer verlassen haben würden. Bei einem solchen »Entweder Oder« konnte Tilly unmöglich schwanken. Also wurde der Angriff beschlossen. Nun forderte die gesunde Vernunft, keine Zeit mehr mit unnützen Unterhandlungen zu verderben, sondern frisch zur That zu schreiten; das heißt, Tilly mußte sogleich eine Stellung zwischen dem Churſächsischen Heere und den Schweden nehmen, oder vielmehr über ersteres herfallen, und es entweder zu gutwilligem Beitritt auffordern, oder vernichten. Dieß war es auch, was Pappenheim*) forderte, und leicht konnte der Plan ausgeführt werden. Die Sachsen standen bis zum 21. August etwa 18,000 Mann stark bei Leipzig, waren also in der Nähe des tillyschen Heeres und weit von Gustav Adolph entfernt. Mit geringer Mühe würde das unter den Waffen ergraute

*) Mauvillon teutsche Ausgabe II, 199.

kaiserliche Volk diese Neulinge, die nicht einmal unter schwedischem Schutze bei Breitenfeld Stand hielten, zerschmettert haben. Dennoch that dieß Tilly nicht, er verschmähte Pappenheims Rath. Der Verfasser dieses Buches ist keineswegs so eitel, dem alten Feldherrn eine gute Lehre geben zu wollen, oder zu glauben, daß Tilly kein tüchtiger Heerführer war, weil er eine Maßregel nicht ergriff, die jeder Unbefangene als die richtige ansehen wird; vielmehr sind wir der Meinung, daß Tilly aus Rücksicht auf den Churfürsten von Bayern nicht anders handeln konnte. Dem Kaiser hatte er nachgegeben, insofern der Angriff beschlossen ward, den Churfürsten mußte er als Empfänger so entscheidend mißbilligender Befehle, wie der oben angeführte, dadurch zufrieden stellen, daß er es nicht gleich zum Aeußersten kommen ließ, sonst hätte er Maximilians Gunst für immer verscherzt. Freilich war es nun im vollen Umfange des Worts eine halbe Maßregel, aber handelt anders, wenn euch das Schicksal verdammt hat, zweien Herren zu dienen!

Schon am 14. August schickte Tilly noch aus dem Lager von Wollmirstädt den Mainzer Domherrn Johann Reinhard von Metternich, der für Erzherzog Leopold das Stift Halberstadt verwaltete, sammt dem Feldzeugmeister Otto Friedrich von Schönburg an den Churfürsten als Gesandte ab. Der kurze Inhalt ihres in einem langen Wortschwall versteckten Auftrags war: Johann Georg möchte dem Kaiser sein Land öffnen, sein Heer mit dem kaiserlichen vereinigen und Lebensmittel liefern, oder gewärtig seyn, daß er als Feind behandelt werde. Der Churfürst, der sich damals in Merseburg befand, nahm die Gesandte mit großer Artigkeit auf und bewirthete sie köstlich. Als der Nachtisch aufgetragen war, sagte er zu ihnen: »Ich sehe nun wohl, daß man das sächsische, so lange aufgesparte Confekt endlich auch zu verzehren gesonnen ist. Aber hütet Euch, meine Herrn, daß Ihr die Zähne nicht verderbet, denn es werden dabei allerlei Nüsse und Schaueſſen aufgetragen, welche schwer zu beißen sind.« Man sieht, daß Johann Georg auch witzig seyn konnte. Am folgenden Tage entließ er die Bevollmächtigten mit dem Bescheide: er könne das Verlangte nicht gewähren, und ersuche Tilly, sein Land und seine ohnedieß zu Grunde gerichteten Unterthanen mit Einquartierungen zu verschonen. Während dessen war der Oberfeldherr von Wollmirstädt nach Eisleben aufgebrochen und hatte dort die Vereinigung mit Fürstenberg bewerkstelligt. Nach Empfang der churfürstlichen Antwort zog er den 25. August nach Halle, und forderte von hier aus den Churfürsten noch einmal auf, sich in Güte zu ergeben. Um zu zeigen, was Sachsen im Weigerungsfalle zu gewärtigen habe, verlangte er vom sächsischen Stiftshauptmann in Merseburg tägliche Ablieferung einer großen Masse von Mundvorräthen. Als dieser zögerte und sich darauf berief, daß er erst die Meinung

seines Gebieters, des Churfürsten einholen müsse, erhielt Pappenheim Befehl, mit 6000 Mann und 8 Stücken auf Merseburg zu marschiren. Pappenheim brannte die Vorstädte nieder und forderte dann den Kommandanten zur schnellen Uebergabe auf, der auch sogleich kapitulirte, mit seinen 400 Sachsen auszog und die Stadt den Kaiserlichen überließ. Von Merseburg aus durchstreifte Pappenheims Volk die umliegenden sächsischen Landschaften, brandschazte, sengte und brennte. Die Dörfer gingen in Rauch auf, vornehme churfürstliche Beamte wurden halb todt geprügelt, geschnürt und mit Daumenschrauben gepeinigt, um Geld von ihnen zu erpressen. Den 29. August begehrte Tilly auch von der Stadt Leipzig Proviant, und drohte bei der geringsten Weigerung, in eigener Person zu kommen. Als der Stadtrath zur Antwort gab, daß ohne Bewilligung des Churfürsten Nichts geliefert werden könne, ließ Tilly Leipzig durch die Reiterei berennen, Wachposten vor die Thore stellen und auf drei Meilen rings um Alles ausplündern, zugleich verlangte er nun auch Einlagerung in die Stadt und schnellen Entschluß. Neue Entschuldigungen des Magistrats! Nun brach Tilly den 2. September mit gesammter Heeresmacht von Halle auf, übernachtete vom 2ten auf den 3ten in Schkeuditz und erschien am 3ten frühe vor Leipzig. Mit den Gesandten der Stadt, welche auf sein Verlangen herauskamen, sprach er sehr freundlich und bewilligte ihnen Bedenkzeit. Doch wurden indeß die nöthigen Anstalten zum Sturme nicht versäumt. Anfangs machte der sächsische Kommandant Miene zum entschlossensten Widerstande, erhob ein heftiges Feuer von den Wällen, — ein Offizier ward an Tillys Seite von einer Kanonenkugel zerschmettert, — und brannte am 4ten Morgens die schönen Vorstädte nieder. Tilly versuchte es, dem Brande Einhalt zu thun, aber das Feuer hatte, vom Winde angefacht, schon zu sehr um sich gegriffen, und die löschenden Soldaten wurden durch die aus der Stadt geschickten Kugeln vertrieben. Den 4ten Nachmittags erwiederten auch die Kaiserlichen das Feuer aus etlichen Batterien, während der Nacht wurden eine Menge Granaten und glühende Kugeln hineingeworfen. Tilly vermaß sich mit schweren Flüchen, es solle Leipzig bei längerem Widerstande ergehen wie Magdeburg, und man werde des Kindes im Mutterleibe nicht verschonen. Jezt kroch der sächsische Befehlshaber Hans von der Pforten zu Kreuz und kapitulirte den 5ten Mittags. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen Ehren, der Stadt wurden alle ihre Freiheiten und Rechte gewährleistet, die Behandlung war außerordentlich mild, und überraschte die Bürger um so mehr, weil sie das Aergste erwartet hatten. Tilly begnügte sich, am 6. September 1000 Mann unter dem Oberst Wangler in die Stadt zu legen. Das starke Schloß von Leipzig, die Pleißenburg genannt, hielt sich bis zum 7ten, an welchem Tage der Kommandant,

Johann Boppel, ohne Noth, oder wie Chemnitz sagt, »lüderlicher Weise« schon mitten unter dem Getümmel der Breitenfelder Schlacht, seinen Posten übergab. Die Sachsen haben sich seit alten Zeiten als treffliche Weber, Spinner, Töpfer und Fabrikanten aller Art, aber nicht als die besten Soldaten erwiesen.

Wir müssen uns jezt nach dem Könige von Schweden und dem Churfürsten umsehen. Nach Empfang der ersten Gesandtschaft von Tilly hatte Johann Georg eingesehen, daß sein Heer, das 18,000 Mann stark um Leipzig lagerte, nicht die beste Stellung habe und leicht von den Kaiserlichen überfallen werden könne. Deßhalb gab er dem Fußvolk Befehl, am 22. August über Eilenburg nach Torgau aufzubrechen. Die Reiterei folgte mit 10 Stücken; auf der Elbe wurde von Dresden her viel Geschütz in das befestigte Lager nachgeschickt, welches das churfächsische Heer bei Torgau bezog. Zugleicher Zeit, während Johann Georg diese vorsichtigen Anstalten traf, sandte er seinen Feldmarschall Arnim an den König mit dem Auftrag, um jeden Preis schwedische Hilfe zu erflehen. Gustav Adolph stand seit 10 Tagen nicht mehr im alten Lager. Zum Voraus überzeugt vom glücklichen Erfolge seiner bisherigen Maßregeln, hatte er in Werben eine hinreichende Macht zur Deckung des Lagers zurückgelassen und war nach Alt-Brandenburg aufgebrochen, um von hier aus schnell bei der Hand zu seyn, wenn etwa Tilly die Sachsen jählings überfallen sollte. In Alt-Brandenburg empfing der König den sächsischen Feldmarschall. Der erste Empfang war ausnehmend kühl. Auf Arnims Anträge antwortete Gustav Adolph: »Ich bedaure das Schicksal des Churfürsten, allein er ist selbst an Allem Schuld; hätte er mir früher vertraut, so würde er sich nicht in der gegenwärtigen Verlegenheit befinden, und auch Magdeburg wäre nicht gefallen. Jezt sucht man mich, weil man meiner benöthigt ist, allein ich bin nicht gesonnen, mich und die übrigen protestantischen Stände um des Churfürsten von Sachsen willen ins Unglück zu stürzen. Ich kann unmöglich einem Fürsten vertrauen, dessen Räthe an den Wiener Hof verkauft sind, und der mich wieder verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt, oder sobald sich das kaiserliche Heer zurückzieht.« Zum Erstenmale abgewiesen, mußte der Feldmarschall die saure Reise zwischen Torgau und Brandenburg dreimal hin und her machen. Bei der zweiten Ankunft ließ Arnim die schmeichelhaftesten Worte vernehmen, »weder er noch sein Gebieter mißbilligen im Geringsten die Maßregeln, welche der König zu seiner Sicherheit ergreife, ehe er Sachsen zu Hilfe käme, dieselben zeugten nur von der hohen Klugheit Sr. Majestät,« zugleich bat er, Gustav Adolph möchte sich doch über die Bedingungen näher erklären, denn der Churfürst sey bereit, ihrer schwedischen Majestät alle nur denkbare Bürgschaften zu leisten. »Ich verlange,« erwiederte nun Gustav Adolph, »daß mir der

Churfürst seine Festung Wittenberg einräumt, daß er meinen Heeren einen drei monatlichen Sold bezahlt, daß er mir die Verräther, die in seinem geheimen Rathe sitzen, ausliefert, oder sie selbst bestraft. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, dem Churfürsten Beistand zu leisten; willigt er nicht ein, so mag er selbst zusehen, wie er sich herausreißt.« Der sächsische Feldmarschall mag ein schönes Gesicht gemacht haben, als er den dritten Punkt hörte, denn damit war Niemand anders, als er selbst, Hans Görge von Arnimb, obwohl verblümter Weise gemeint. Arnim bat den König um Erlaubniß, diese Forderungen seinem Gebieter vortragen zu dürfen, weil er keine Vollmacht zum Abschluß eines so wichtigen Vertrages habe. Churfürst Johann Georg, dem das Wasser bis an die Kehle ging, und der im jetzigen Augenblick Alles unterschrieben hätte, um nur seiner Furcht vor Tilly loszuwerden, erwartete den Feldmarschall mit größter Ungeduld, er hoffte zu hören, daß der König schon im Anmarsche sey; als er die Bedingungen vernahm, soll er ausgerufen haben: »Nicht nur Wittenberg, sondern Torgau, sondern ganz Sachsen soll dem Schwedenkönig offen stehen, ich will meine ganze Familie als Geißel stellen, ja mich selbst, wenn Ersteres noch nicht genügt. Der König mag die Verräther nur nennen, ich will sie ausliefern, ich will den verlangten Sold bezahlen, und Gut und Blut der guten Sache opfern.« Den 26. August kam Arnim mit dieser Antwort zurück. Gustav Adolph zog jezt, wie man sich denken kann, gelindere Saiten auf, da er vorher mit dem sauren Gesicht bloß den Churfürsten für seine versuchte Leipziger Bundeshauptmannschaft ein klein wenig züchtigen, aber keineswegs demselben Bedingungen aufzwingen wollte, die ihm nach Beseitigung der ärgsten Noth als unerträgliche Last hätte erscheinen müssen, eine Gemüthsstimmung, welche nur eine schnelle Auflösung des Bündnisses herbeiführen konnte. Gustav Adolph äußerte daher gegen Arnim, nur deßhalb anfangs so streng gewesen zu seyn, weil man ein so großes Mißtrauen in ihn gesezt habe, als er Magdeburg zu Hilfe eilen wollte. Jezt, nachdem man ihm Vertrauen bewiesen, lasse er die übrigen Bedingungen fallen, und sey zufrieden mit einem monatlichen Sold für sein Heer. Zugleich sprach er noch die Hoffnung aus, den Churfürsten für diese Ausgabe in Bälde vollkommen entschädigen zu können.

Sogleich wurde das Bündniß zwischen beiden Mächten abgeschlossen. Kraft desselben verpflichtete sich der König, dem Churfürsten mit allem Nachdruck beizustehen, die Kaiserlichen aus seinem Lande zu vertreiben, seinen churfürstlichen Rechten und Freiheiten auf keine Weise Eintrag zu thun, sondern im Gegentheil Alles für die Rettung seiner Lande zu versuchen. Dagegen versprach der Churfürst, sein Heer mit dem schwedischen zu vereinigen, mit dem Könige für Einen Mann zu stehen, in Allem, was gemeinschaftlich beschlossen sey, sich des Königs Leitung zu unterwerfen und demselben den

Oberfehl in Kriegssachen zu gönnen, seine Soldaten, so lange die Gefahr daure, nicht von des Königs Heere wegzuziehen noch ohne desselben Vorwissen und Billigung Frieden zu schließen, dem Könige nicht nur den Durchzug durch seine Elbefestungen zu gestatten, sondern ihn auch sammt den Seinigen in dieselbe aufzunehmen, endlich dem königlichen Heere, so lange dasselbe auf churfächsischem Boden wider den gemeinschaftlichen Feind streiten würde, die nöthigen Lebensmitteln zu verabreichen. Chemnitz, dem wir folgten, sagt nichts von geheimen Artikeln, dagegen berichtet Spanheimius *), der Heirathsplan zwischen dem Sohne des Churfürsten von Brandenburg (der bei Johann Georg in Torgau war) und der Tochter des Königs sey bei der ersten Zusammenkunft der drei Fürsten wieder zur Sprache gebracht worden. Ist dieß wahr, so muß Gustav Adolph auch dem Churfürsten von Sachsen bedeutende Versprechungen gemacht haben. Denn wenn der Churbrandenburger, der nur so neben bei lief, so hoch bedacht wurde, ist anzunehmen, daß Johann Georg, welcher ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale warf, viel reichlicher bedacht ward. Hat ihm Gustav Adolph vielleicht einen Theil der kaiserlichen Erbländer verheißen? Von Urkunden entblößt, wagen wir keine bestimmte Vermuthung, nur dieß wollen wir noch bemerken, daß der Verfasser des schwedischen Soldaten in der Regel vortrefflich unterrichtet ist.

Gustav Adolph hatte alle Ursache, mit dem abgeschlossenen Bündnisse zufrieden zu seyn. Jezt, nachdem er Churfachsen in seinen Zauberkreis gezogen, führte er nahe hin die eine Hälfte Teutschlands gegen die andere in den Kampf. Man muß nämlich wissen, daß der damalige Churstaat sich über 600 Quadratmeilen meist trefflichen Landes erstreckte, und anderthalb Millionen Einwohner zählte. Das jetzige Königreich ist nur noch ein Schatten von dem, was das alte Churfachsen im Jahr 1631 war. Den 1. September hielt Gustav Adolph Heerschau. Nach den eingegebenen Musterrollen bestand sein Volk aus 13,000 Fußknechten und 8850 Pferden. Der Marsch ging auf Wittenberg, wo Gustav Adolph mit den beiden Churfürsten von Brandenburg und Sachsen zusammentraf. Man umarmte sich gegenseitig auf dem Markte. Den 3ten zogen die Schweden über die dortige Elbebrücke, den 4ten erreichten sie Düben an der Mulde. Johann Georg hatte die große Schwachheit gehabt, noch am 3. September einen Brief an Tilly zu schreiben, worin er sich zuförderst auf seinen Gehorsam und seine Treue gegen den Kaiser berief, Gesinnungen, die er nicht etwa bloß in Worten erheuchelt, sondern durch weltkundige Thaten erwiesen habe. »Für solche Anhänglichkeit hätte er einen ganz andern Dank erwartet, als was jezt über ihn verhängt worden sey. Es bleibe ihm bloß

*) Soldat suedois Seite 96.

übrig, das erlittene Unrecht Gott dem Allmächtigen anheim zu stellen. Zwar habe man ihm längst vorausgesagt, daß er solchen Lohn für seine Treue empfangen werde, aber er hätte nie daran glauben können, bis er es durch die That erfahren. Immer sey es sein Bestreben gewesen, aufs pünktlichste seine Pflichten gegen das Oberhaupt des Reiches zu erfüllen, und auch noch jetzt versehe er sich »»zu seinem lieben Kaiser,«« daß man nicht weiter, als was Recht sey, von ihm verlangen wolle. Allein da Tilly mit Rauben, Plündern und andern Grausamkeiten in den Churlanden rücksichtslos fortfahre, so sähe er sich gezwungen, zu Mitteln zu greifen, durch welche er diese Vergewaltigung abzuwenden hoffen dürfe u. s. w.« Der Zweck dieses Schreibens war, wie man sieht, sich für zwei Fälle zu sichern. Würde die Schlacht, welche bevorstand, gewonnen, so war es gut, und der Brief keine allzutheure Verschwendung; ging sie verloren, so hoffte er durch das papierne Mittel den Zorn des Kaisers einiger Maßen entwaffnet zu haben. Wir wissen nicht, sollen wir diese Art zu rechnen, einfältig oder schlau nennen, sie war wohl beides zugleich, dumm in der That, schlau dem Willen nach. Nachdem der Churfürst auf die beschriebene Weise für die Wechselfälle der Zukunft gesorgt zu haben wähnte, ließ er sein Heer von Torgau aus zu dem schwedischen bei Düben stoßen. Es fand nun im vereinigten Lager ein großer Kriegsrath statt, an welchem der König, die beiden Churfürsten von Brandenburg und Sachsen sammt den angesehensten Offizieren beider Heere Theil nahmen. Gewiß ist, daß Gustav Adolph sich Anfangs für Verzögerung aussprach, aber ob aus wahren oder Scheingründen, darüber wird gestritten. Einige (namentlich Puffendorf) behaupten, der König habe durch seine vorsichtige Reden den Churfürsten von Sachsen nur noch hitziger machen, und auf den Fall eines Unglücks die Verantwortlichkeit der verlornen Schlacht von sich abwälzen wollen. Dieß wäre möglich, aber man darf auch nicht vergessen, daß Geschichtschreiber von der schwedischen Parthei, nach den glücklichen Erfolgen, welche die Breitenfelder Schlacht nach sich zog, den vorhergehenden Bedenklichkeiten des Königs absichtlich eine günstige Wendung gegeben haben mögen, weil sie es in ihrer aufgeregten Einbildung unrühmlich fanden, daß ein so glorreicher Sieger vor der Schlacht gezögert haben sollte. Chemnitz und gewisser Maßen Gustav Adolph selbst in einem Briefe an Oxenstierna *) sprechen sich anders aus. Ersterer berichtet: »Der König sey der Meinung gewesen, man solle nicht gerade auf Leipzig losgehen, sondern eine Bewegung auf die rechte Flanke machen, Halle und die Morizburg nehmen, Merseburg von dort aus zu erobern suchen und den Feind auf diese Weise umzingeln, damit er zuletzt aus Mangel an Proviant seine jetzige

*) Lettres de Gustav Adolphe Seite 198.

günstige Stellung verlassen und selbst die Schlacht anbieten müsse.« »Denn,« fährt Chemnitz weiter fort, »der König hätte gar nicht daran gedacht, daß Tilly so vermessen seyn und sich ohne Noth aus seinem Vortheil ins freie Feld wagen sollte. Würde derselbe mit seinem mächtigen Heere die unangreifbare Stellung hinter Leipzig einnehmen, so könne man ihm nichts anhaben, vielmehr sey er im Stande, seine Gegner abzumatten und zuletzt zum Rückzuge zu nöthigen, der, als im Angesicht eines zahlreichen Feindes angetreten, nur mit großer Gefahr bewerkstelligt werden könne.« Sachverständige mögen darüber urtheilen, ob es dem Könige ernst war mit diesen Gründen. So viel ist gewiß, daß Gustav Adolph den feindlichen Feldherrn ganz richtig beurtheilte. Denn gerade denselben Plan, der ihm vom Könige hier unterlegt wird, wollte Tilly befolgen, er ward aber durch widerstrebende Elemente in seinem Heere daran gehindert. Mehrere Geschichtschreiber lassen den König, nachdem er obige Gründe entwickelt, folgende Rede im Kriegsrathe halten: »Wenn wir jezt eine Schlacht liefern, so setzen wir, des allgemeinen Wohles zu geschweigen, eine Krone und zwei Churhüte auf das Spiel. Ueberall im menschlichen Leben, besonders aber im Kriege und in Haupttreffen ist das Glück wandelbar; leicht möchte der Allmächtige nach seinem unerforschlichen Rathe um unserer Sünde willen einen Unfall über uns verhängen, daß wir den Kürzeren zögen. Zwar würde dann meine Krone durch den Untergang des Heeres und meiner Person einen großen Verlust erleiden; aber immer noch hat sie eine Schanze zum Besten, denn sie ist weit entlegen, jenseits des Meeres, von einer starken Flotte vertheidigt, in ihren Gränzen verwahrt, und im Innern steht noch ein zweites Heer zum Kampfe bereit. Dagegen um Euch, denen der Feind auf dem Halse und im Lande liegt, wird es, dafern die Schlacht übel ausläuft, ganz und gar geschehen seyn, und Eure Churhüte dürften gewaltig wackeln oder gar springen.« Man sieht, diese Rede war hauptsächlich auf den Churfürsten von Sachsen berechnet. Aber Johann Georg ließ sich nicht einschüchtern; mit großer Hitze verlangte er schnelle Entscheidung, denn unmöglich sey es, daß Sachsen auch nur 14 Tage zwei so zahlreiche Heere unterhalte, der völlige Ruin seiner Lande stehe in Frage, deßhalb werde er ganz allein auf Tilly losgehen, dafern der König keine Schlacht wagen wolle. Jezt gab Gustav Adolph nach, der Kriegsrath ging auseinander, worauf der Churfürst von Brandenburg, wahrscheinlich weil er das Pulver nicht liebte, sich verabschiedete und nach Berlin zurückreiste.

Die am vorigen Tage erfolgte Vereinigung beider Heere bot einen merkwürdigen Abstich dar. Die Sachsen zeigten sich wohlgenährt, gut gekleidet und bewaffnet, die Offiziere in glänzender Rüstung mit wallenden Federbüschen auf dem Haupt; bei den Schweden dagegen sah man jene von Kriegsarbeit durchfurchten, sonnegebräunten Gesichter und zerlumpte Röcke, die damals über

und über mit Staub bedeckt waren, weil sie die Nacht zuvor auf einem frisch gepflügten Ackerfeld zugebracht hatten. Am folgenden Tage zeigte es sich, daß der Werth des Soldaten nicht nach dem Putze, sondern nach Herz und Faust gemessen werden müsse. Den 6ten brach das vereinigte Heer von Düben auf und marschirte den ganzen Tag in Schlachtordnung, die Schweden rechts, die Sachsen links, auf die Leipziger Ebene zu. Der König übernachtete in Klein Wolcka, 3 Stunden von Leipzig. Nach Chemnitzens Erzählung berief Gustav Adolph Abends die Befehlshaber und ang sehensten Offiziere zu sich, und redete mit ihnen über allerlei Dinge, welche für den kommenden Tag nöthig gewesen; dann habe er an die Versammelten, obgleich Allen die Freudigkeit aus den Augen blickte, eine ermuthigende Anrede gehalten, worin er sie an ihre früheren Thaten erinnerte, und dann darauf hinwies, daß ihr lang gehegter Wunsch, mit dem Feind in offener Feldschlacht zusammenzutreffen, jezt erfüllt sey. »Ich will,« fuhr er weiter fort, »die Gegner, auf welche wir losgehen, nicht gering schätzen oder verachten, noch die Sache leichter vorstellen, als sie an sich selbst ist, denn ich thäte Euch Unrecht, wenn ich die Meinung hegte, als würdet ihr Euch durch die bevorstehenden Gefahren abschrecken lassen. Weit besser kenne ich Euch, und habe genugsam erfahren, daß kein Gefecht so scharf gewesen, ihr hättet es gescheut, keine Gefahr so groß, die ihr nicht unter meiner Leitung überwunden. Offen sey es also gesagt, wir haben einen mächtigen und starken Feind vor uns, einen wohlgeübten, ja einen siegreichen Feind, der bisher während seiner langen Kriege nichts als Triumphe erfochten hat. Aber je berühmter dieser Feind ist, desto größeren Ruhm werden wir durch seine Ueberwindung erlangen. Alle Ehre, Preis und Glorie, welche er seit so vielen Jahren erworben, kann durch Gottes Hilfe innerhalb 24 Stunden unser eigen seyn. An Zahl sind wir unserem Gegner gewißlich gleich, wo nicht um Etwas überlegen, und zwar setze ich in Euch nicht das geringste Mißtrauen, daß Jeder, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, seine Pflicht als braver Soldat erfüllen werde; auch von den Sachsen hoffe ich, sie werden, obwohl nicht so versuchte Lanzknechte, wie ihr, bei diesem Strauße, an dem ihres Vaterlandes Wohlfahrt hängt, das Ihrige thun. Vor allen Dingen ist auf unserer Seite die gute Sache. Wir streiten nicht für Menschen und zeitliche Güter, sondern für Gottes Ehre und Lehre, für die wahre, alleinseligmachende Religion, welche die Katholiken bisher so hart bedrängt haben, und nun gar vollends ausrotten und vertilgen wollen. Darum dürfen wir nicht zweifeln, der Allmächtige, der uns trotz alles feindlichen Widerstandes über so viele Pässe und Ströme wunderbarer Weise bis hieher geführet, werde mit seiner Hilfe uns auch jezt kräftiglich beistehen, unsere Arme stärken und den Sieg über der Feinde Hochmuth uns in Gnaden verleihen.« Nach diesen dogmatischen Gründen läßt Chemnitz

den König auf folgende soldatische Beweise übergehen: »Ihr und Eure untergebene Lanzknechte habt schon oftmal scherzweise gesagt, selig würdet ihr wohl unter meiner Anführung, aber nicht reich. Ich gestehe gern, diese Behauptung hatte bisher ihre Richtigkeit; in den verödeten, ausgeraubten und noch dazu befreundeten Landen, die wir seitdem durchzogen, konnten wir nicht besonders an Bereicherung denken. Aber hinführo habt ihr, wenn ihr Euch wie sonst schlagt, nicht bloß ewige, sondern auch zeitliche Güter zu erwarten, sintemalen Euch nicht nur ein Lager voll der kostbarsten Schätze als Beute winkt, sondern auch mit einem einzigen glücklichen Streiche die ganze »Pfaffengasse« offen steht, in welcher ich Eure Mühe, Arbeit und Ungemach reichlich vergelten will.« Weiter erzählt Chemnitz, Gustav Adolph sey im Lager herumgeritten und habe gar freundlich den Soldaten zugesprochen und ihnen gute Lehren gegeben; namentlich habe er seinen Reitern, welche meist kleine, schwache Pferde ritten, die Weisung gegeben, sie sollten, wenn sie mit den kaiserlichen Reitern zusammenträfen, welche auf großen Hengsten säßen, und dem Mann wegen seiner eisernen Rüstung nicht gleich unter die Rippen kommen könnten, nur nach den Pferden stechen, den Degen recht tief hineinstoßen und dann die Wunde weit »aufzerren,« dann werde Mann und Roß bald über den Haufen stürzen.

Wir wenden uns wieder zu Tilly. Der ergraute Feldherr war noch am 6. September entschlossen, nicht zu schlagen, sondern die Ankunft Aldringers abzuwarten, der schon in Erfurt stand. Er gab daher Befehl, 3 Batterien aufzuwerfen, und sein Lager bei Eutritzsch, einem Dorfe hart vor Leipzig, mit Schanzen zu umgeben. Am 7ten in der Frühe waren die Arbeiten schon weit vorgerückt. Sachverständige behaupten, daß er gar nicht hätte angegriffen werden können, sobald er bei Leipzig eine feste Stellung nahm und sich auf diese Stadt, ungefähr wie Gustav Adolph im folgenden Jahre auf Nürnberg stützte. Dieß war ganz gewiß Tillys Plan. Aber er ward vereitelt durch widerstrebende Elemente, welche der bayrische Feldherr nicht bemeistern konnte. Tilly handelte mit seinem bisherigen Zögern als ein treuer Diener des Churfürsten von Bayern, dessen Interesse er selbst seinem Ruhm zum Opfer brachte. Anders jedoch erschien die Sache vor der Welt, welche die geheimen Triebfedern des Generals nicht kannte. Seine Vorsicht galt als Altersschwäche, sein Zögern für Furchtsamkeit. Die jüngeren Befehlshaber, sonst gewohnt, zu beutereichen Siegen geführt zu werden, murrten über die kläglichen Erfolge eines ruhmlosen Feldzuges, die Natur forderte ihr Recht, an dem hitzigen Blute jüngerer Oberoffiziere scheiterte die Bedachtsamkeit des Greisen. Pappenheim war es, der die Unzufriedenheit der Andern anschürte und in einen Brennpunkt sammelte. Die Erinnerung an das vor Magdeburg erlittene Unrecht, die Absicht, dem Kaiser zu dienen, welcher schnelle Entscheidung verlangte, wirkten zusammen. Pappenheim rechnete

se: siegen wir, so ist es gut, werden wir geschlagen, so geht der Oberbefehl in tüchtigere Hände, in die Wallensteins über. Khevenhüller *) erzählt, da Pappenheim Tillys Handlungen vielfach bei dem Churfürsten von Bayern verkleinert habe, sey Tilly endlich zur Schlacht hingerissen worden, aus Furcht, längeres Zögern möchte von Ersterem bei dem Münchner Hof als unverzeihliche Nachlässigkeit dargestellt werden. Also ward der greise Feldherr wider seinen Willen überstimmt. Nichts desto weniger wollte er noch am Morgen des 7ten die Schlacht vermeiden, worauf Pappenheim noch kräftigere Mittel anwandte. Als am Morgen des 7ten die Nachricht vom Anmarsche der Schweden ins kaiserliche Lager kam, verlangte der Feldmarschall vom Obergenerale 2000 Kürassire, unter dem Vorwand, die Stellung des Feindes zu untersuchen und zu sehen, ob er nicht einige Gefangene bekommen könne. Widerstrebend gab sie Tilly her, aber nur mit dem gemessenen Befehl an Pappenheim, sich wohl hüten, daß er sich nicht in ein Gefecht einlasse. Pappenheim versprach es, hielt aber sein Wort nicht; denn sobald er im Angesicht der heranmahenden Schweden angekommen war, drang er so hitzig auf sie ein, daß es gleich zum Schlagen kam. Jezt ließ er dem Obergeneral durch seinen Adjutanten sagen, er brauche noch 2000 Pferde, sonst könne er sich mit den übrigen 2000 nicht zurückziehen. Ueber diese Meldung wurde der alte Feldherr so zornig, daß er die Hände über dem Kopf zusammenschlug und in die Worte ausbrach: »Dieser Mensch wird mich noch um Ehre und guten Namen, den Kaiser um Land und Leute bringen.« Damit jedoch die zuerst abgeschickten Reiter nicht verloren gingen, schickte er doch noch 2000 andere, ließ aber zugleich dem Feldmarschall sagen, daß er bei Gefahr seines Kopfes sogleich den Rückzug antreten solle. Allein der König von Schweden drang so heftig auf die Reiter ein, daß sie auf dem Rückzuge in Unordnung geriethen, weßhalb Tilly zu fürchten anfing, daß ohne schnelle Hilfe der schönste Theil seiner Reiterei — die 4000 Mann waren wirklich die besten Kürassire im katholischen Heere — zu Grunde gehen könnte. Also rückte er aus seiner vortheilhaften Stellung bei Eutriz herunter in die Ebene. Dieß ist die wahre Ursache, warum Tilly die Schlacht annahm. **)

*) Band XI. 1875.

**) Unsere Schilderung wiederholt fast nur die eigenen Worte des kaiserlichen General-Wachtmeisters Grafen Otto Fugger, die im „erneuerten teutschen Florus," Seite 236 abgedruckt sind. Vollkommen stimmt damit überein der Bericht, welchen der Lieutenant Regensberger in Tillys Auftrag an den Kaiser abgestattet hat, wo es (Seite 121 bei Förster Wallensteins Briefe 1er Band) so heißt: „Das Scharmützel hat 9 Uhr Vormittags mit etlicher Kavallerie angefangen, worauf der Feind je länger je stärker vorgedrungen, also, daß Pappenheim auch mehr Volks von Tilly begehren mußte. — Zwischen Eins und Zwei Nachmittags ist drauf die Schlacht ernstlich angegangen u. s. w." Auch Khevenhüller bezeugt, daß Pappenheim es war, der den Obergeneral am Morgen in die Schlacht hineinzog.

Den 7ten in der Frühe brach der König von Klein Wolka auf. Wie gestern marschirten die Schweden rechts, die Sachsen links, beide Heere in zwei großen Kolonnen, aus denen sich sogleich die Schlachtordnung entwickeln konnte. Nach zweistündigem Marsch entdeckte man die Vorhut des Feindes; es war Pappenheim, der dem König mit seinen Reitern den Uebergang über den Loberbach verwehren wollte. Gustav Adolph mußte hinüber; es wurde hart gefochten, denn Pappenheim machte jeden Fußbreit Erde streitig, und als die Schweden endlich mit ziemlichem Verlust auf der andern Seite des Baches angekommen waren, bot der Boden solche Schwierigkeiten dar, daß Gustav Adolph weder die Schlachtordnung entwickeln noch das Geschütz recht aufstellen konnte. Die Reihen mußten anfangs verdoppelt und verdreifacht werden. Nicht besser ging es dem Churfürsten von Sachsen, der weiter unten, bei dem Dorfe Hohenaussig, über den Bach sezte. Sachverständige waren, nach dem Zeugnisse Chemnitzens, der Meinung, daß der König einen sehr schweren Stand gehabt hätte, wenn Tilly mit dem ganzen Heere vorrückte und den Feldmarschall Pappenheim kräftiger unterstüzte. Pappenheim wurde indeß zurückgedrängt. Auf seinem Rückzuge zündete er das Dorf Podelwitz an, welches in der Richtung des schwedischen Heeres lag, damit es den Feinden nicht als Stüzpunkt diene. Gustav Adolph ließ dasselbe rechts liegen und stellte nun, ungehindert vom Feinde, in der Linie zwischen den beiden Dörfern Podelwitz und Göpschelwitz seine kunstreiche Schlachtordnung auf. Khevenhüller hat uns die Zusammensetzung derselben aufbewahrt. Sie bildete zwei Treffen, jedes mit einer Reserve, im Ganzen also vier Linien, wovon zwei große, zwei kleine. Im ersten Treffen standen mit geringen Räumen zwischen den einzelnen Abtheilungen 1) acht Fahnen finnische Reiter, 2) 180 Musketire von Banners Regiment, 3) 12 Fahnen Reiter von Tott, 4) 180 Musketire Banner, 5) acht Fahnen westgothische Reiter unter Rittmeister Soop, 6) 180 Musketire Banner, 7) acht Fahnen smaländische Reiter unter Oberst Stenbock, 8) 180 Musketire von Halls Regiment, 9) vier Fahnen ostgothische Reiter, 10) vier Kompagnien Fußvolk von Axel Lillia, 11) Vier Fahnen Fußvolk Oxenstierna, 12) eben so viele vom Regiment Hasauer, 13) das königliche Leibregiment zu Fuß unter Oberst Teufel, 14) vier Kompagnien Musketire vom Regiment Hall, 15) eben so viele vom Regiment Hohndorf, 16) das Winkelsche Regiment, 12 Kompagnien stark, 17) zwei Fahnen Reiter vom Regiment des Feldmarschalls Grafen Horn, 18) fünf Fahnen Reiter Callenbach, 19) 360 Musketire, 20) fünf Fahnen Reiter von Callenbach, 21) 280 Musketire Oxenstierna, 22) drei Fahnen Reiter vom Regiment Baudissen, 23) 300 Musketire Erich Hand. Diese 23 Abtheilungen bildeten das erste Treffen. Hinter ihnen standen als Reserve 260 Musketire vom Regiment Hamilton, fünf Fahnen

Reiter von des Königs Leibregiment, unter Oberst Uplar, 350
Musketire Ramsay, das Reiterregiment des Rheingrafen.

Das zweite Treffen bestand aus folgenden Truppen: 1) vier Fahnen kurländische Reiter, 2) drei Fahnen Dragoner vom Regiment Damitz, 3) vier Fahnen Küraſſire von Sperreuter, 4) vier Kompagnien Musketire unter Oberst Wallenstein, *) 5) eben so viele von Hall und Graf Thurn, 6) eben so viele von Damitz, 7—11) je vier Kompagnien Musketire von den Regimentern der Obersten Dargitz, Hepburn, Mitschefahl, Vizthum, Ruthven, 12) zwölf Fahnen Reiter Hall, 13) vier Fahnen Reiter von Courville. Endlich die Reserve des zweiten Treffens wurde gebildet durch fünf Fahnen Reiter unter Schafmann, und eben so viele vom Regiment Cochtitzky. Man sieht, Fußvolk und Reiterei wechselte in der schwedischen Schlachtlinie mit einander ab. Es war dieß eine Erfindung Gustav Adolphs, die ihm den Sieg über die trefflich berittene kaiserliche Reiterei sicherte. Was den schwedischen Pferden an Größe und Stärke abging, ersetzte das Feuerrohr der Musketire. Vor dem ersten Treffen stand das grobe Geschüz in Batterien aufgepflanzt. Außerdem hatte jede Abtheilung ihre kleinen ledernen Stücke, die so leicht waren, daß sie von einem Pferde gezogen, oder auch im Nothfall von zwei oder drei Soldaten mit großer Geschwindigkeit hin- und hergerückt werden konnten. Den Befehl über den rechten Flügel führte Johann Banner, über den linken Feldmarschall Horn, das Centrum kommandirte Teufel. Gustav Adolph selbst war bereit dahin zu eilen, wo Pappenheim einfallen würde, weil dieser der gefürchtetste Gegner war. Daher kam es, daß der König Anfangs auf dem rechten Flügel focht. Gustav Adolph trug während der Schlacht einen ledernen Koller, einen weißen Hut mit grünen Federn und ritt einen Schimmel.

Links von den Schweden, aber durch einen ziemlichen Zwischenraum getrennt, erstreckte sich die sächsische Schlachtlinie bis hart an das Dorf Göpschelwitz. Die churfürstlichen Truppen standen in zwei Treffen, die aus folgenden Regimentern gebildet waren: Steinau, Bindauf, Landritterschaft, Arnim, Herzog Wilhelm zu Sachsen-Altenburg. Dieß waren lauter Reiter. Das Fußvolk bestand aus den Regimentern Arnimb, Löser, Klitzing, Starschädel, Leibgarde, Schwalbach. Absichtlich hatte der König, wie man sagt, eine Lücke gelassen zwischen den sächsischen und schwedischen Reihen, weil er voraus sah, daß erstere, meist neu geworbenes Volk, gegen die Kaiserlichen nicht Stand halten würden, und weil er deßhalb die sächsische Tapferkeit mit der schwedischen nicht vermengen wollte. Auch in den sächsischen Schlachtplan redete der König nichts.

*) Ein Vetter des Friedländers, aber protestantischer Religion, seit Gustav Adolphs Landung in schwedischem Dienst.

Arnimb hatte ihn gemacht, und Gustav Adolph begnügte sich, denselben einzusehen und zu billigen. Der Churfürst hielt im zweiten Treffen, das erste befehligte Arnimb.

Während die Schweden sich in Schlachtordnung stellten, hatten auch die Kaiserlichen dasselbe gethan. Ihre Linie erstreckte sich von dem Dorfe Seehausen bis nach Breitenfeld hin. Achtzehn Regimenter zu Roß (Ranconi, Merode, Neusachsen, Baumgarten, Piccolomini, Strozzi, Montecuculi, Colloredo, Erwitt, Haraukourt, Bernstein, Schönburg, Cronberg, Altsachsen, Wingersky, zwei Regimenter Kroaten unter Saradezky und Forgatsch, und ein Dragoner-Regiment), 17 zu Fuß (Holstein, Chiesa, Gallas, Sachsen, Fürstenberg, Balderon, Dietrichstein, Tilly, Coronini, Geißa, Savelli, Blankart, Pappenheim, Reinacher, Comargo, Wahl, und ein Theil von Wangler) führte der kaiserliche Feldherr ins Treffen. Sein Heer bildete während der Schlacht nur Eine Linie,*) die Mitte nahm das Fußvolk ein, das in ungeheuren, 2000 Mann starken Vierecken aufgestellt war, die Flanken deckten große Reiterschwadronen. Den rechten Flügel der Kaiserlichen, gegenüber den Sachsen, führte der Graf Fürstenberg, den linken, gegen Gustav Adolph, Pappenheim, im Centrum hielt Tilly. Sein grobes Geschütz stand auf einer sanften Anhöhe, links von dem Dorfe Seehausen, in Batterie vor der Schlachtlinie. Chemnitz gibt eine lange Rede zum Besten, welche Tilly vor Anfang der Schlacht an sein Heer gehalten haben soll, und worin er ihn unter Anderem sagen läßt: »Meine Kinder, wünsche euch Glück, daß unser Feind, der sonst nur in seinen Fuchslöchern und Schlupfwinkeln gelegen ist und das Tageslicht gescheut hat, sich endlich auf offenem Feld zum Schlagen stellt. Jezt hat er keinen tiefen Strom mehr vor sich, wie die Peene in Vorpommern war, hinter die er sich verkroch, als ihr Neu-Brandenburg überwältigt habt. Auch lauert er nicht mehr hinter starken Schanzen, wie bei Schweedt oder Werben u. s. w.« Diese Worte wären nicht übel gewählt, wenn sie an den gemeinen Mann gesprochen wurden. Aber wie will man sich einer Fronte von 34,000 Mann verständlich machen, da die Predigt eines Pfarrers von der stärksten Lunge im freien Feld kaum von einigen Hunderten vernommen werden kann. Die Losung war die gewöhnliche: »Jesus Maria« für die Katholiken, »Gott mit uns« für die Schweden. Heiter, aber auch brennend heiß schien die Sonne. Das Jahr 1631 zeichnete sich durch große Dürre aus. Die Ströme hatten wenig Wasser, die Bäche vertrockneten, weil kein Regen fiel. Die schönste Witterung dauerte bis tief in Oktober, es muß ein treffliches Weinjahr gewesen seyn, wie das Jahr 1834. Der Mangel an Regen hatte die ausgedehnten Ackerfelder, auf welchen die Schlacht vorfiel,

*) Chemnitz I. 209.

in feinen Staub verwandelt, der von so vielen Hufen gepeitscht und unter so vielen schweren Männertritten in den größten Wolken aufwirbelte. Da die Kaiserlichen den Wind im Rücken hatten, waren sie im Vortheil gegen die Schweden, welche ungemein vom Staub leiden mußten. Gustav Adolph versuchte es mehrmals, den Wind zu gewinnen, doch erreichte er diesen Vortheil erst mit errungenem Sieg *). Die Stärke beider Heere war ziemlich gleich. Der Schweden Macht bestand aus 13,000 Mann zu Fuß und 8000 Pferden, die Sachsen beliefen sich auf 15,000 Mann; das katholische Heer, von dem sich etliche Tausende in der Gegend zum Plündern zerstreut hatten, mag 34,000 Mann gezählt haben.

Von Mittag bis zwei Uhr dauerte die Kanonade, welche beiden Theilen eine gute Anzahl Leute kostete; dann wurde es Ernst. Tilly, der mehr Reiterei besaß, als Gustav Adolph, hoffte, den Feind zu überflügeln. Die Schweden vertheidigten sich durch künstliche Bewegungen, was ihnen bei ihrer trefflichen Einübung gut gelang. Man muß drei verschiedene Stellungen des schwedischen Heeres während der Schlacht unterscheiden, von denen die erste zuvor beschrieben worden ist. Gegen zwei Uhr zog Pappenheim mit der Reiterei seines Flügels links, bis über das Dorf Klein Podelwitz, bei welchem die schwedischen Reihen endigten, in der Absicht, den Feind zu umgehen. Ein Theil des Fußvolks folgte ihm, konnte aber den Reitern nicht schnell genug nachkommen, und blieb daher vereinzelt stehen. Mit großer Wuth fiel Pappenheim auf den rechten Flügel der Schweden. Die Gefahr war groß, weil die besten Truppen des Feindes den Angriff ausführten, und weil, wenn die beabsichtigte Ueberflügelung gelang, die ganze schwedische Schlachtlinie aufgerollt werden konnte. Gustav Adolph flog selbst hervei und unterstützte die Bemühungen Banners. Jetzt zeigte es sich, wie trefflich die Schweden eingeübt waren. Die Reserve des ersten Treffens und mehrere Regimenter des zweiten erhielten Befehl, sich in einem rechten Winkel an das erste Treffen anzuschließen. Mit größter Ruhe wurde diese schwierige Bewegung mitten unter den feindlichen Kugeln ausgeführt. Eine neue Schlachtlinie, im Rücken durch das Dorf Klein Podelwitz gedeckt, stand bald der kaiserlichen Reiterei entgegen, und so geschah es, daß die schwedische Reserve ins schärfste Gefecht kam, während das erste Treffen, das zunächst bedroht schien, feierte. Die ledernen Kanonen thaten ihre Wirkung auf die dichten Massen der kaiserlichen Kürassire, und als noch vortheilhafter erprobte sich die Vermischung des Fußvolks mit der Kavallerie. Gustav Adolphs Reiter rannten vor, brauchten Schwert und Pistole gegen den Feind, und schwenkten dann rechts und links ab, wodurch die in der Mitte zwischen den Reiterabtheilungen stehenden Musketire Raum erhielten, um ihre mörderischen Waffen auf die Kaiserlichen spielen zu lassen.

*) Lettres de Gustav Adolphe Seite 200.

Die vereinte Wirkung des Reiterschwertes, der Feuerrohre des Fußvolks und des leichten Geschützes zeigte sich unwiderstehlich. Mehreremale hintereinander wurden die Angriffe Pappenheims mit Verlust zurückgeschlagen. Aber immer sammelte er seine Leute wieder und führte sie von Neuem in den Kampf. Während die Wage auf dieser Seite schwankte, wurde das Holsteinische Fußregiment, das dem Feldmarschall Pappenheim zum Angriff auf den rechten Flügel der Schweden gefolgt war, aber wie wir sagten, dem Eifer der Reiter nicht schnell genug nachkommen konnte, von der Reiterei des ersten schwedischen Treffens vernichtet. Aus der Schlachtreihe herausgerissen und vereinzelt durfte es nur von sich selbst Hilfe erwarten. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit hielt es die wüthenden Angriffe der schwedischen Reiter aus, und trieb den Feind mit der Picke und Muskete zurück. Auch gegen das leichte Geschüz, das den Reitern folgte, hielt es eine gute Weile Stand, und die zerschmetterten Reihen schloßen sich immer wieder, doch wurden dieselben zusehends lichter, zulezt gelang es den Reitern Gustav Adolphs mitten hinein zu brechen. Jezt war die Vernichtung des ganzen Regiments das Werk einiger Minuten; sehr wenige retteten sich, die meisten bedeckten todt dieselbe Stelle, die sie lebend eingenommen und so tapfer vertheidigt hatten. Während dieß auf der schwedischen Fronte vorging, waren die Sachsen völlig geschlagen worden. Fürstenberg führte mit der Reiterei des rechten kaiserlichen Flügels den ersten Angriff auf sie aus. Anfangs widerstand die churfürstliche Reiterei und das Geschüz mit löblicher Entschlossenheit. Als aber die besten Kanoniere erschossen waren, begann die sächsische Schlachtlinie zu wanken. Diesen Augenblick ersah Tilly, der seither im Mitteltreffen gehalten, zog sich rechts von den Schweden und fiel mit aller Macht auf das churfürstliche Heer, das große Mühe gehabt, sich gegen Fürstenberg allein zu halten. Nun wurde die sächsische Reiterei vollends über den Haufen gerannt, und bald auch das Fußvolk; die Reihen lösten sich auf, ganze Kompagnien warfen die Waffen weg und flohen davon, aber sie entgingen dadurch den Gefahren nicht. Die kaiserliche Reiterei verfolgte die Flüchtigen und hieb unterwegs eine Menge nieder. Auch das schwedische Gepäck wurde durch die fliehenden Sachsen in Unordnung gebracht. Da es hieß: »Alles sey verloren,« wandten die schwedischen Fuhrknechte ebenfalls um und jagten bis nach Düben zurück. Viele schlechte Gesellen benüzten die Gelegenheit, um die Habseligkeiten ihrer eigenen Offiziere zu plündern, da durch den Verlust der Schlacht jede Ausschweifung straflos schien. Der Churfürst von Sachsen war selbst einer der ersten auf der Flucht, und hielt erst in Eilenburg wieder, wo er sich durch einen Trunk Bier stärkte. Sein Feldmarschall Arnim hatte sich in die schwedische Schlachtlinie geflüchtet, und dem Könige in namenloser Bestürzung Bericht von dem, was unter seinem Kommando vorgegangen war, erstattet. Die

Gefahr drängte außerordentlich, da die siegreichen Kaiserlichen mit aller Macht in die völlig entblößte linke Seite der Schweden eindrangen. Auf Gustav Adolphs Wort zog sich nun das ganze zweite Treffen, und was von der Reserve übrig war, auf den linken Flügel und schloß sich dort in einem stumpfen Winkel an das erste Treffen an. Also stand eine neue Linie dem Feind entgegen; der Augenblick war gekommen, der über den Ausgang entschied; diese Ueberzeugung hauchte den Streitern auf beiden Seiten eine unerschütterliche Entschlossenheit ein. Angriff folgte auf Angriff, man kämpfte Mann an Mann mit der Picke und dem Schwerte, weil die Nähe des Feindes den Gebrauch des Feuerrohres unmöglich machte. Gustav Adolph sagt in dem Briefe, den er nach der Schlacht an Oxenstierna schrieb, die beiden Nationen unter seinen Befehlen, Teutsche und Schweden, hätten im rühmlichsten Wettstreit der Tapferkeit und der Todesverachtung einander zu überbieten gesucht. Hier, bei dem Kampfe auf dem linken Flügel war es auch, wo beide Theile die meisten Offiziere verloren, weil diese sich in die Wette aussezten, um ihre Leute zur höchsten Tapferkeit zu entflammen. Die Schweden hatten den doppelten Vortheil einer größeren Geschicklichkeit im Gebrauche der Feuerrohre und eines sehr beweglichen leichten Geschützes, das den Brigaden überall hin folgte, während die schweren kaiserlichen Kanonen unverrückt auf der Anhöhe bei Seehausen in Batterie standen, und hier gar nichts nützen konnten. Zuerst wurde die kaiserliche Reiterei von der schwedischen geworfen, später wankte auch das Fußvolk. Um diese Zeit erhielt Gustav Adolph die Nachricht, daß General Banner auf dem rechten Flügel die Kaiserlichen überwunden habe und sie in der Richtung nach Breitenfeld vor sich her treibe. Schnell ordnete der König eine neue allgemeine Bewegung an. Die schwedischen Schlachtreihen, die zulezt die Form eines Hackens angenommen hatten, lösten sich wieder in eine gerade Linie auf, und nun ging es, die Reiterei voran, nach der Anhöhe hinauf, auf welcher das feindliche Geschütz stand. Alles, was noch Stand hielt, wird vollends geworfen, die Batterien fallen durch den ersten Anlauf in des Königs Gewalt. Man wandte sie sogleich gegen die Kaiserlichen, welche, von Gustav Adolphs Reiterei auf der Ferse verfolgt, in wilder Flucht fortrannten. Tilly selbst gerieth in die größte Gefahr. Ein Rittmeister von des Rheingrafen Regiment, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, hatte den feindlichen Feldherrn erreicht und erkannt. Weil er ihn lebendig fangen wollte, schrie er ihm zu: ergebt Euch, und schlug mit umgekehrter Pistole nach dem Nacken des Greisen, bis der Herzog Rudolf Max von Sachsenlauenburg herbeieilte und den langen Fritz durch beide Ohren schoß. Tilly zog sich in ein Viereck von etlichen Fußregimentern zurück, die bei der allgemeinen Flucht ihre Reihen geschlossen hielten. Es waren meist Wallonen, Tillys Landsleute, sie bildeten den Kern jener alten Banden, die ihn zum Herrn von Teutschland gemacht,

und noch mit keinem Feinde zusammen getroffen waren, den sie nicht überwunden hätten. Unfähig, den Rücken zu bieten, setzten sie sich in einem kleinen Wäldchen, links von den eroberten Batterien und im Bereiche derselben fest. Die ganze Wuth der Feinde fiel auf sie, ihre eigenen Kanonen wurden auf sie gerichtet und bewirkten eine fürchterliche Zerstörung. Dennoch hielten sie Stand. Immer zogen sich die zerschmetterten Reihen wieder enger zusammen; man sah viele dieser Tapfern, die mit zerschossenen Beinen sich auf dem Boden liegend noch fortwehrten. Gewichen wären sie nicht, sondern auf dem Platze gestorben, wenn die hereinbrechende Nacht sie nicht der Wuth des Feindes entzogen hätte. Von vier Regimentern — so viele waren es ursprünglich — blieben noch 600 Mann am Leben, ungefähr auf acht Mann einer, und geleiteten ihren verzweifelten Feldherrn nach Halle, wo Tilly gegen Morgen eintraf. Die Schlacht hatte fünf Stunden, von zwei bis nach sieben Uhr gedauert, 9000 Todte bedeckten den Wahlplatz, worunter 700 Schweden, 2000 Sachsen, der Rest Kaiserliche. Fast eben so viele von den Letztern wurden auf der Flucht gefangen. Wer nicht mehr nach Leipzig entrinnen konnte, floh auf Merseburg, Halle, selbst bis Halberstadt. Tillys schönes Heer war durch diesen einzigen Tag so gut wie vernichtet, sein ganzes Geschütz hatte er verloren, fast die Hälfte seiner Leute, vor Allem den langjährigen Ruf der Unbesiegbarkeit. Fürchterlich mußte dieser Gedanke an dem Herzen dieses Greisen nagen, der bis in sein siebzigstes Lebensjahr für den Unüberwindlichen gegolten, um im einundsiebzigsten einem jungen Gegner zu erliegen. Tilly hatte in der Frühe des 8ten nur noch 600 Mann bei sich, 1400 Reiter führte ihm Pappenheim zu, der, nachdem er Alles gethan, um Banner zu werfen, als der Letzte das Schlachtfeld verließ. Vierzehn Feinde tödtete er in der Breitenfelder Schlacht mit eigener Hand, und machte als Soldat und Feldherr in Einer Person unglaubliche Anstrengungen, um seine Leute immer wieder zu sammeln und von Neuem gegen den Feind zu führen; aber ihr Muth war gebrochen. Pappenheim übernachtete mit dem Volke, das er sammeln konnte, in der Nähe des Schlachtfeldes, und zog sich erst am folgenden Tage im Angesicht des Feindes zurück. Den 29. September a. St. schrieb er aus Alefeld an Wallenstein: »Wunderbarlich hat mich Gott in der letzten so unglücklichen Schlacht behütet, als der Letzte von Soldaten und Offizieren bin ich auf dem Schlachtfelde verblieben, und habe in derselben ganzen Nacht eine gute Anzahl Reiter und Fußvolk um mich versammelt. Und obwohl ich sie, sonderlich die Reiter, nicht mehr zum Fechten führen konnte, trat ich doch mit denselben am nächstfolgenden Tage bei hellem Sonnenschein, im Angesichte des Feindes, den Rückzug an, und brachte sie glücklich nach Aschersleben zum General. Ich glaube, meines Theils sowohl in als nach der Schlacht Alles das gethan zu haben, was einem ehrlichen Soldaten wohl anstehet, und will es auch, so lange ich noch eine

Aber rühren kann, gegen meinen Kaiser, so Gott will, nicht anders beweisen. Zwar liegt bei dieser Verwirrung eine schwere Last auf mir, denn der Obergeneral liegt sehr krank darnieder, Schönburg und Erwitt sind todt, und ich habe allein den Fürstenberg zum Gehülfen. Dem Werke aus dem Grunde zu helfen, sehe ich kein anderes Mittel, als daß Euer Gnaden Gott und der Religion zu Dienst, dem Kaiser und allgemeinen Vaterland zu Hilfe sich dieses Krieges annehmen und mit Gewalt durchgreifen. Es ist kein ander Mittel, und ist auch kein Anderer, der es zu thun das Ansehen und den Nachdruck hätte. Gott wird es Euer Gnaden wieder vergelten und die ganze Welt wird Sie rühmen müssen.«

Pappenheim ist nicht ohne Schuld am Verluste der Schlacht, weil er den Oberfeldherrn wider seinen Willen zu schlagen zwang. Hätte jedoch Tilly seinem Rathe zufolge die Schweden schon beim Uebergang über den Loberbach angegriffen, so würde das Treffen vielleicht ganz anders geendet haben. Pappenheims Pläne ginzen, wie man sieht, über Tilly hinaus, aber dem Kaiser blieb er unerschütterlich treu, und nachdem die Schlacht begonnen, erfüllte er alle Pflichten eines Feldherrn *).

Da die Nacht schon eingebrochen war, blieb der Sieger von Breitenfeld auf dem Wahlplatze. Ein Eilbote rief den Churfürsten von Sachsen herbei. Johann Georg kam beschämt und auf Vorwürfe gefaßt, ward aber mit der freundlichsten Miene vom Könige empfangen, der ihm sogar dankte, zur Schlacht gerathen zu haben. Diese unverhoffte Behandlung steigerte sein sonst so ruhiges Temperament bis zum Freudentaumel. Bei dem Bankett, das in dieser Nacht statt fand, bot er dem Könige von Schweden seine Dienste an, um die römische Königskrone auf sein Haupt zu setzen.

Achtundzwanzig schwere Kanonen, 70 Fahnen, 22 Standarten waren die Trophäen des Tags. Indeß verloren die Schweden mehrere ihrer besten Offiziere. Die Obersten Teufel, Hall, Callenbach, Aderkaß, Damitz blieben todt, Oberst Courville wurde zu Anfang der Schlacht gefangen. Sächsischer Seits fiel der General Bindauf, die Obersten Löse und zwei Brüder Staarschädel. Von den kaiserlichen hohen Offizieren kamen um: der Feldzeugmeister Otto Friedrich von Schönburg,

*) Obige Schilderung der Schlacht bei Breitenfeld ist meist nach Berichten von Augenzeugen: den Briefen Gustav Adolphs, Pappenheims, Tillys; die Angaben des Lieutenants Regensberger, Chemnitz und Khevenhüller wurden zur Aushülfe, aber mit Vorsicht gebraucht. Auch habe ich die Arbeit des preußischen Offiziers in den dernières campagnes de Gustav Adolphe benützt, die einen guten Plan der beiden Hauptschlachten Gustav Adolphs enthalten. In vielen Punkten weicht meine Darstellung von der hergebrachten ab, aber immer nur dann, wenn die ächten Quellen es geboten.

die Obersten Ottmar Dieterich von Erwitt, Baumgart, Blankart, von Grotta. Der Herzog Adolf von Holstein wurde gefangen und nach Eilenburg gebracht, wo er an seinen Wunden starb. Eine große Anzahl der gefangenen kaiserlichen Soldaten trat sogleich in schwedische Dienste, woher es kam, daß Gustav Adolphs Heer nach der Schlacht um ein ziemliches stärker war, als zuvor. Eine unbeschreibliche Wirkung brachte der Breitenfelder Sieg auf die Gemüther der Protestanten hervor. Gleichzeitige Schriftsteller bezeugen, daß seit dieser Schlacht des Königs Bildniß in tausend und tausend Abdrücken sich selbst bis in die niedrigsten Hütten verbreitete. Die Herzen des Volks schlugen ihm entgegen, der evangelische Glauben schien für immer gerettet. Nicht minder tief war der Eindruck, welchen die Nachricht von den Vorgängen bei Leipzig im entgegengesezten Sinne bei den Katholiken machte. Die geistlichen Großen, besonders der Churfürst von Bayern, der sein Heer verloren, erzitterten. Der teutsche Kaiser blieb gefaßt; eines Abends, als er eben von der Jagd zurückgekommen war, und sich zur Tafel setzen wollte, erfuhr er die Schreckenspost durch den böhmischen Kämmerer Slavata, ging dennoch ruhig zu Tische und ließ sich so wenig anmerken, daß Keiner der Anwesenden etwas ahnete. In derselben Nacht schickte er mehrere Eilboten nach allen Seiten ab, um den verschiedenen in Oberteutschland zerstreuten Regimentern Befehl zu bringen, daß sie zu Tilly stoßen sollten. General Aldringer war während der Breitenfelder Schlacht den kämpfenden Heeren so nahe gestanden, daß er den Donner der Kanonen hören mußte. Durch zersprengte Flüchtlinge vom Ausgange benachrichtigt, zog er sich in die Schlünde des Thüringer Waldes zurück. Dort traf ihn die Ordre, nach Westphalen zu Tillys Heer zu ziehen. Andere Hilfstruppen kamen von andern Seiten. Graf Fugger stand schon auf der hessischen Gränze, weßhalb Tillys Heer sich bald wieder bis auf 26,000 Mann verstärkte. Man hat die Ruhe des Kaisers als ein bloßes Werk der Tugend, der rühmlichsten Standhaftigkeit gefeiert. Wir glauben, daß er im Grunde seines Herzens den Ruin der bayerischen Macht nicht ungerne sah, und daß er sich über die Niederlage Tillys geradezu gefreut haben würde, wenn nicht ein großer Theil seines eigenen Volkes in das Unglück mitverwickelt worden wäre. Dafür, daß die Schlacht keine verderbliche Folgen für die Erbländer nach sich ziehe, wurde sogleich gesorgt, indem der Kaiser mit Wallenstein wegen Uebernahme des Befehls zu unterhandeln begann. Wir werden später hierüber berichten.

Den 8. September rückte Gustav Adolph vom Schlachtfelde weg vor Leipzig, wo außer 1000 Mann vom Wanglerschen Regimente, die dort in Besatzung lagen, viele Flüchtlinge sich versammelt hatten. Der Kommandant wurde sogleich aufgefordert, er verlangte jedoch Bedenkzeit. Da nun der Fall der Stadt vorauszusehen war, da der König ferner durch schnelles

Verfolgen des Feindes noch weitere Früchte seines Siegs pflücken mochte, und da er endlich Leipzig in keinem Fall für sich erobern konnte: überließ er diese Sorge dem Churfürsten von Sachsen, der den größten Theil seines flüchtigen Volks wieder zusammengezogen hatte, und brach sogleich nach Merseburg auf. In der Nähe dieser Stadt traf er bei 3000 aus der gestrigen Schlacht entronnene Feinde. Tausend wurden niedergehauen, 1500, meist Fußvolk, gefangen genommen, sie traten sämmtlich in schwedische Dienste. Den 9ten fiel Merseburg in schwedische Gewalt, den 11ten und 12ten Halle und die Morizburg, von wo Tilly drei Tage zuvor ausgezogen war. Gustav Adolph empfing die Deputation, welche ihm die Bürgerschaft von Halle entgegenschickte, Anfangs mit ziemlich harten Worten, sey es, weil er glaubte, daß sie gegen den Magdeburger Administrator Christian Wilhelm, früher ihre Pflicht verlezt, oder weil er die Einwohner durch ein bischen Furcht desto eher zur schnellen Erfüllung seiner geheimen Wünsche bestimmen wollte. Thatsache ist, daß er sie freundlich behandelte, und alle ihre Privilegien bestätigte, sobald Bürgerschaft, Rath und Zünfte sich bequemten, dem Könige den Eid der Treue zu schwören. Halle gehörte zum Magdeburger Erzstifte, deßhalb befanden sich viele Beamte des Stiftes in der Stadt. Diese mußten ebenfalls geloben, dem Könige hold und treu zu seyn, worauf sie in ihren Aemtern bestätigt wurden. Doch sezte Gustav Adolph den Fürst Ludwig von Anhalt als seinen Statthalter im Erzstifte, und Johann Stahlmann zum Kanzler der Regierung in Halle ein. Das Kommando über die Garnison, welche hinein verlegt wurde, erhielt der Oberst Schneidewin. Die Beförderung des Anhalter Fürsten zu jenem wichtigen Posten hing mit einem Bündnisse zusammen, welches das ganze Haus Anhalt in diesen Tagen zu Halle mit der Krone Schweden abschloß. Der König nahm die Dynastie unter seinen Schutz, wogegen dieselbe sich verpflichtete, zur Führung des Kriegs monatlich eine bestimmte Geldhilfe aus ihrem Fürstenthum zu bezahlen, und wenn der König für gut fände, in dem Anhaltischen Gebiete eine Schanze zu errichten oder eine Brücke zu schlagen, dieses nicht nur zu gestatten, sondern auch die nöthigen Arbeiten, ohne des Königs Unkosten, durch eigene Unterthanen ausführen zu lassen. Das Bindemittel dieses für den König günstigen Vertrags bildete die dem Fürsten Ludwig übertragene Statthalterstelle im Magdeburger Erzstifte. Denn darin lag ein geheimer Wink, daß eine so wichtige Vergrößerung dem Anhaltischen Hause als Lohn unverbrüchlicher Treue vielleicht ganz geschenkt werden dürfte, obgleich der König sich wohl hütete, ein solches Versprechen geradezu abzulegen. In der ersten Freude über den Sturz der Katholischen merkten die evangelischen Stände nicht, wie sehr Gustav Adolph sie alle von sich abhängig machte.

Diese Anordnungen nahmen mehrere Tage weg, während deren Gustav Adolph in Halle verweilte. Indessen hatte sich

der Churfürst von Sachsen seiner Stadt Leipzig durch Kapitulation bemächtigt. Am 12. September zog die Besatzung unter folgenden Bedingungen aus: »Alle katholische Subaltern-Offiziere und Soldaten können gehen, wohin es ihnen beliebt, diejenigen, welche bei dem Könige oder dem Churfürsten Dienste nehmen wollen, dürfen von ihren Kommandanten nicht gehindert werden. Alle evangelischen Soldaten dagegen müssen in sächsischen Kriegsdienst übertreten. Die Katholiken, welche abziehen, haben einen körperlichen Eid abzulegen, daß sie gegen den König oder seine Verbündete nie mehr fechten werden. Alle kaiserliche Oberoffiziere, welche sich in der Stadt befinden, sind ohne Unterschied Kriegsgefangene des Churfürsten von Sachsen.« Lezteres Loos traf die Obersten Coronini und Blankart, den Kriegs-Kommissär Walmerothe, vier Oberstlieutenants und etliche katholische Priester. Das ganze Churfürstenthum Sachsen war vom Feinde befreit, weßhalb öffentliche Dankfeste angestellt wurden.

Nach erfolgter Einnahme der Stadt Leipzig begab sich Johann Georg zum Könige nach Halle. Auch andere protestantische Fürsten, namentlich der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, fanden sich dort ein. Der Adler berathschlagte mit den kleineren Stoßvögeln über die Theilung der Beute. Es fragte sich, wie man den Breitenfelder Sieg benützen solle. Darüber war man einig, daß das königliche Heer vom churfürstlichen sich trennen und daß beide nach verschiedenen Seiten agiren müssen. Churfürst Johann Georg schlug vor, Gustav Adolph möchte ungesäumt in Böhmen einbrechen, und dem Kaiser vor den Wällen Wiens die Gesetze des Friedens vorschreiben, während er selbst mit seinen Sachsen nach Franken aufbrechen, die dortigen Protestanten an sich ziehen und die Macht der Liga vollends brechen wolle. Ein dritter Vorschlag war, der König möchte das Tillysche Heer, das sich an der untern Weser wieder zusammenzog, verfolgen; diese Ansicht wurde jedoch sogleich aufgegeben, weil das nördliche Teutschland vollends gänzlich zur Einöde geworden wäre, wenn zwei Heere sich dorthin gezogen hätten, und weil Gustav Adolph gewiß darauf rechnen durfte, daß Tilly ihm folgen müsse. Gustav Adolph schien sich anfangs für einen Marsch nach Oesterreich zu entscheiden; wir glauben aber nicht aufrichtig, vielmehr wollte er das Gehässige, die Wünsche des Churfürsten vereitelt zu haben, einem Andern überlassen. Diese Rolle übernahm Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, Bernhards ältester Bruder. »Der König müsse,« war sein Rath, »in die sogenannte Pfaffengasse eindringen, den Lauf des Maines erobern und sich dann am Rheinstrome festsetzen.« Gustav Adolph erklärte sich durch die Gründe des Herzogs überzeugt, und dem Churfürsten von Sachsen blieb, so ungern er auch daran wollte, nichts übrig, als sich mit der Beute Schlesiens und Böhmens zu begnügen, eine Beute, die nicht nur sehr dornenvoll war, sondern auch den Churfürsten, der alle

extreme Schritte haßte, aufs heftigste mit dem Kaiser zu verfeinden drohte. Einfältige und gescheite Männer haben die Wahl des Königs von Schweden gemißbilligt, besonders in neuern Zeiten, seit sich der französische Eroberer in seinem Kampfe mit Oesterreich zweimal wie ein Adler mit bestem Erfolge auf Wien gestürzt hat. So, meinen Viele, hätte Gustav Adolph es auch machen sollen, denn das Gewaltsame, Schnelle gefällt den Menschen. Der Verfasser dieses Buches dagegen ist der festen Ueberzeugung, daß der König von Schweden sehr weislich gehandelt hat, und daß eine Vergleichung zwischen ihm und Napoleon, nicht wegen ihres Talents, sondern wegen ihrer Machtverhältnisse, gewaltig hinkt. Gustav Adolph hatte kein Kaiserreich zu seiner Verfügung, wie der berühmte Korse, sondern mußte sich erst in Teutschland eine dauernde Macht gründen. Nun luden erstens die geistlichen Güter vor allen andern zur Eroberung ein, theils weil sich in denselben, wegen des wechselnden Besitzes, kein Band zwischen Unterthanen und Herrschern bilden konnte, theils weil die Einziehung derselben den Eigennutz der andern weltlichen Dynasten nicht unmittelbar und nicht halb so schwer verletzte, als wenn man von diesen selbst Abtretungen verlangte, weßhalb auch jene Güter, 170 Jahre später, als der korsische Eroberer in Teutschland einbrach, zuerst an die Reihe kamen. Zweitens durfte der König die leichte Beute der rheinischen und fränkischen Bisthümer dem Churfürsten von Sachsen darum nicht gönnen, weil er voraussehen konnte, daß derselbe durch den neuen Besitz und das damit verbundene Ansehen groß geworden, sogleich wieder die alte Rolle hervorsuchen und sich zwischen den Schweden und dem Kaiser herumschaukeln würde. Dieß sind nur untergeordnete Gründe, an den wichtigsten, der entschied, kommen wir jezt. Gustav Adolph kann bei diesem Kriege möglicher Weise eine zweifache Absicht gehabt haben: entweder Teutschland zu erobern, oder bloß die protestantische Kirche zu retten. War lezteres sein Plan, so that er sehr Unrecht, nicht von Breitenfeld weg sogleich auf Wien zu marschiren; denn sicherlich hätte dann der Kaiser das Restitutions-Edikt zurückgenommen, und die nöthigen Bürgschaften gegeben. Gustav Adolph erreichte dann seinen Zweck auf dem kürzesten Wege; es konnte ihm nicht fehlen, von allen protestantischen Pfarrern als ein wahrer Judas Makkabäus gefeiert zu werden. Freilich mußte er sich dann auch begnügen, zufrieden mit diesem bescheidenen Ruhme in sein armes Schweden, dessen Kräfte er über die Maßen angestrengt, zurückzukehren. War er dagegen entschlossen, Teutschland zu erobern, so handelte er sehr weislich wenn er den Kaiser nicht sogleich aufs Aeußerste trieb, weil er hiedurch den Nimbus eines Glaubenshelden, ohne den er in Teutschland nicht bestehen konnte, unfehlbar verloren hätte. Setzet den Fall, die Schweden wären ungehindert bis vor Wien gezogen, dann nahm der Kaiser das Restitutions-Edikt zurück, wegen dessen Gustav Adolph bei tausend Anlässen wiederholt

hatte, sich in diesen Krieg gestürzt zu haben. Die protestantischen Fürsten und Stände erklären sich zufrieden. Was wollen nun die Schweden weiter? Tausend Quadratmeilen gutes Land, Böhmen oder die Südküste der baltischen See? Sogleich hätten sich Protestanten und Katholiken wider sie vereinigt, die öffentliche Meinung vom Könige sich abgewendet, denn die Maske des Glaubenshelden war dann abgefallen, und der nackte Eroberer streckte die verhaßten Hände aus. »Fort mit euch, was ihr wolltet, ist euch bewilligt, verlangt nicht mehr, kehret in euer Hungerland zurück.« Welchen Lärm haben der Churfürst von Sachsen und andere Verbündete des Königs erhoben, als Gustav Adolph später die Bürgerschaft Augsburgs der Krone Schweden Treue schwören ließ! Und doch war dieß nur eine Stadt, was hätte man erst gethan, wenn die Schweden ein ganzes Land forderten! Man mag die Sache betrachten, wie man will, in eine solche falsche Lage wäre der König unfehlbar durch einen Marsch nach Wien gerathen. Er durfte die moralische Basis, auf der er als Verfechter der protestantischen Kirche stand, erst dann verlassen, wenn er hinreichende Eroberungen gemacht, und seine Anhänger mit solideren Dingen, als mit theologischen Redensarten an sich fesseln konnte.

Unzufrieden verließ Johann Georg die Versammlung zu Halle. Die Schweden rüsteten sich zum Einfall in die reichen und sonnigen Länder des südlichen Teutschlands, wo die Rebe die Hügel bedeckt. Herzog Wilhelms Rath war übrigens auch nicht uneigennützig gewesen, er hoffte auf ein Herzogthum Franken, das aus den dortigen Bisthümern gebildet werden sollte. Denn der König hatte ihm früher etwas der Art, obgleich nicht bestimmt, versprochen.

Siebentes Kapitel.

Folgen der Breitenfelder Schlacht. Siegeszug bis nach Mainz.

September bis Dezember 1631.

Da der Krieg von nun an auf mehreren Seiten zumal geführt wurde, müssen wir die Aufmerksamkeit theilen. Es soll zuerst über die Thätigkeit des Hauptheeres unter Gustav Adolph, dann über die Wirksamkeit der kleineren Heeres-Abtheilungen und über den Fortgang der sächsischen Waffen berichtet werden.

Ehe Gustav Adolph von Halle aufbrach, schickte er Gesandte voraus, um die süddeutschen Reichsstände, besonders die freien Städte, welche eine wichtige Stelle in des Königs Plane einnahmen, für die schwedische Sache zu gewinnen. Martin Chemnitz und der Rittmeister Relinger erhielten diesen

Auftrag. Sie verfügten sich zuerst zum Markgrafen Christian von Brandenburg-Bayreuth und dann nach Nürnberg. Die Gesandten fanden fast die ganze Bürgerschaft dieser rüstigen und reichen Stadt vom Höchsten bis zum Niedrigsten günstig für den König gestimmt, doch wollte der Rath von der sattsam bekannten teutschen Bedächtlichkeit nicht ablassen, keinen entscheidenden Schritt ohne Noth thun, und sich den Rücken für zwei entgegengesezte Fälle sichern. Ohnedieß hatte der kaiserliche Hof, der wohl voraussah, was kommen würde, vorgebaut. Wenige Tage vor Eintreffen der schwedischen Gesandten war ein Doktor Poppe aus Amberg mit ausgedehnten kaiserlichen Vollmachten nach Nürnberg gekommen. Er brachte sogar einen unausgefüllten, mit des Kaisers Siegel und Unterschrift versehenen Gnadenbrief, in welchen die Nürnberger aufgefordert wurden, alle möglichen Forderungen hineinzuschreiben. Alles sollte in Gnaden bewilligt seyn. Dieser Ton stach freilich auffallend ab gegen die Sprache, welche der Wiener Hof seit dem Jahre 1621 zu führen gewohnt war, und gab guten Grund zum Argwohn. Aber da ein Theil der Nürnberger Patricier in des Kaisers Solde stand, verfehlte die grobe Schlinge ihre Wirkung doch nicht ganz, in so fern sich die Verhandlungen mit Schweden ein wenig in die Länge zogen. Es hieß, man dürfe der Eidespflicht gegen Kaiser und Reich nicht untreu werden. Gustav Adolph hatte solche Weitschweifigkeiten vorausgesehen, er, der es so trefflich verstand, die guten Teutschen zu behandeln. Chemnitz trug eine doppelte Anweisung in der Tasche, entweder gute Worte zu brauchen, wenn man ihm entgegen komme, oder fürchterlich zu drohen, »vom Kind im Mutterleibe u. s. w.« Der schwedische Abgesandte sah, daß die guten Nürnberger von Herzen gerne beigetreten wären, aber doch gezwungen seyn wollten, um der Scrupel wegen des Kaisers los zu werden. Also drehte er, nachdem er lange genug von den guten Absichten des Königs und von den Vortheilen gesprochen, welche ein schwedisches Bündniß der Stadt bringen würde, das Blatt um, und las im versammelten großen Rathe einen in den heftigsten Ausdrücken abgefaßten Absagebrief des Königs vor: »weil die Stadt sich trotz aller Abmahnungen keines Bessern besinne, sondern fortwährend von ihrer Unterthänigkeit gegen den Kaiser, oder gar von Neutralität spreche, weil ferner der König von keiner Neutralität fürder Etwas wissen wolle, sondern alle Protestanten, die in Zukunft hinter solche Zweideutigkeiten sich versteckten, als seine Feinde zu behandeln entschlossen sey: so werde ihre königliche Majestät von Schweden auch die Stadt Nürnberg, dafern sie nicht bessere Gesinnungen an den Tag lege, als offene Gegnerin behandeln, sie und ihre Unterthanen mit Schwerdt, Mord und Brand als die ärgsten Feinde verfolgen, und alle und jede Bürger, Inwohner und Pflichtige der Stadt und deren Güter, wo der König dieselben in seinen eigenen, oder seiner

Verbündeten Landen antreffe, niederwerfen, mit Beschlag belegen, wegnehmen, vernichten.«

Diese prahlerische Drohung erreichte ihren Zweck vollkommen. Der Magistrat ließ die alten Bedenklichkeiten fahren, und erklärte sich nun offen für ein Bündniß mit Schweden. Die Bedingungen wurden abgeschlossen, die Anwerbung von Kriegsvolk auf Kosten der Stadt angeordnet. Bald fand sich auch ein schwedischer Officier ein, um den Befehl über die neuen Truppen zu übernehmen. Während Chemnitz noch einige Zeit in Nürnberg zur Vollendung seiner Geschäfte verweilte, reiste sein Genosse, der Rittmeister Relinger, nach Ulm ab, gewann den dortigen Magistrat auf ähnliche Weise, und ging von da nach Straßburg. Unterwegs stieß er bei Günzburg auf einen kaiserlichen Kriegszahlmeister, der 10,000 für den Sold einer neugeworbenen Fußkompagnie bestimmte Gulden, aber nur eine Bedeckung von 25 Musketiren bei sich hatte. Relinger griff sogleich mit seinem Gefolge den kaiserlichen Beamten an, schoß ihn vom Pferde, jagte die Bedeckung auseinander, und bemächtigte sich des Geldes. Es gelang ihm auch, diesen Schatz nach Straßburg in Sicherheit zu bringen, wo er ihm gute Dienste that. Denn 10,000 Gulden in der Tasche eines Gesandten sind immer ein nicht zu verachtender Gehülfe. Auch Straßburg wurde für das schwedische Bündniß gewonnen. An die kleinern protestantischen Reichsstädte erließ Gustav Adolph Briefe. Alle wurden der Reihe nach in des Königs Interesse gezogen, und sie waren auch für die Zukunft die treusten und nützlichsten Verbündete Schwedens: die treusten, weil sie die königliche Sache am spätesten verließen, die nützlichsten, weil sie unglaublich viel leisteten, und am wenigsten Gegendienste verlangten. Gustav Adolph konnte hier alle seine Künste der Popularität, welche auf die eigennützigen Fürsten wenig wirkten, mit bestem Erfolge spielen lassen. Die Gunst der lutherischen Geistlichkeit, welcher der König auf alle Weise schmeichelte, und die in den republikanischen Städten viel zu sagen hatte, wie die befriedigte Eitelkeit der Bürger und Rathsmitglieder, welche durch die Leutseligkeit und Herablassung des großen belorbeerten Kriegshelden in Entzücken geriethen, bewilligten ihm Alles. Uebrigens hatte der König den Städten, wenn er am Leben geblieben wäre, eine große Rolle zugedacht. Allem Anschein nach waren sie dazu bestimmt, den großen Baum der teutschen Aristokratie, mit welcher Gustav Adolph bei weiterer Entwicklung seiner Plane über kurz oder lang zerfallen mußte, nachdem er sie hinreichend ausgebeutet hatte, mit bürgerlicher Axt zu fällen.

Wir wenden uns zum Könige. Den 17. September brach Gustav Adolph mit gesammter Heeresmacht von Halle nach Erfurt auf. Diese wohlhabende und wichtige Stadt hatte damals eine sonderbare Verfassung. Mit großen Freiheiten ausgestattet, und einer reichsstädtischen Unabhängigkeit unter dem

Scepter des Magistrates genießend, besaß sie doch eine churmainzische Kanzlei in ihren Mauern. Denn der Churfürst Erzbischof übte große und einträgliche Rechte in der Stadt selbst und in der Umgebung. Die Bürgerschaft war lutherisch, selbst eine lutherische Universität vegetirte darin, daneben bestanden mehrere katholische Klöster und großer Einfluß der mainzischen Beamten. Diese Zwitternatur hatte den Erfurtern seither während des Kriegs Nutzen gebracht. Sie spielten die Rolle der Fledermaus; wenn die katholische Parthei Forderungen machte, pochten sie auf ihr Verhältniß zu Churmainz, wenn die Protestanten sie mitnehmen wollten, erklärten sie sich für gute Evangelische. Auch gegen Gustav Adolph suchten sie die alten Künste zu gebrauchen. Eine Gesandtschaft des Rathes zog dem Könige entgegen, traf ihn bei Leubingen, und hielt dort eine lange Anrede an ihn, deren kurzer Sinn war: »Erfurt wünsche von schwedischer Besetzung verschont zu werden, weil bei dem gedrückten Wohlstand der Bürger eine solche Last ihnen zum Verderben gereichen würde.« Mit diesen Gründen hofften sie den König abzulenken, allein Gustav Adolph antwortete ihnen, daß er zwar von ganzem Herzen die Nachtheile bedaure, welche der Krieg für alle Menschen und auch für die Bürger Erfurts habe, daß er jedoch der Stadt die gewünschte Neutralität nicht bewilligen könne, da alle Protestanten für die Freiheit ihres Glaubens gemeinsam die Hand anlegen müßten. Die Gesandten ließen sich durch die erste Fehlbitte nicht abschrecken, sondern bestürmten das Herz des Königs mit neuen Ausflüchten, aber ohne bessern Erfolg. Während dessen hatte Herzog Wilhelm von Weimar auf Gustav Adolphs Befehl dafür gesorgt, daß die unnützen Schwätzereien ein Ende nahmen. Den 21. September Abends erschien er in seinem fürstlichen Kutschwagen vor den Thoren der Stadt, und verlangte Einlaß, den man ihm, als einem großen Herrn, nicht verweigern wollte. Also wurden die Thore geöffnet, worauf der Herzog seinem Kutscher befahl, ein wenig unter dem Thorwege still zu halten. Durch diesen Verzug bekam das Courvill'sche Kürassierregiment, das dem Herzoge auf dem Fuße gefolgt war, und sich seither verborgen gehalten hatte, die nöthige Zeit, um mit verhängten Zügeln hereinzusprengen, die Wache am Thore im Fluge niederzuwerfen, und den Markt zu besetzen. Die Skrupel des Magistrats waren nun gehoben; wohl oder übel wollend mußte er die Schlüssel der Stadt übergeben. Am folgenden Tage, den 22sten um drei Uhr Mittags, hielt der König seinen Einzug, und wurde stattlich von den Vornehmsten des Raths empfangen. Sie betheuerten auf's Neue ihre Armuth, und flehten um Schonung; der König erwiederte sehr freundlich, daß er nur das Nöthigste von ihnen verlangen, ihre Freiheiten und Rechte schützen, ihren Handel vermehren werde; zu den Kosten der Besatzung solle nicht die Stadt allein, sondern ganz Thüringen beitragen. Was er hier den Vornehmen gesagt, hielt

er für gut, auch vor der Volks-Gemeinde zu wiederholen. Den 24. September berief er den ganzen Magistrat und die Wortführer der Zünfte und Innungen zu sich in sein Quartier, und hielt eine schöne Rede in jener ihm so geläufigen Manier, in der jedes Wort darauf berechnet war, die Gemüther des Volks zu gewinnen. Zuerst sprach er sich über die Ursachen seines Heereszugs nach Teutschland aus. Die Sache Gottes, die Befreiung der christlichen Kirche sey der Grund, warum er seinen Pallast in Stockholm verlassen, die Waffen ergriffen, und bis jezt noch nicht niedergelegt habe. Schon längst hätte er annehmliche Friedensbedingungen erlangen können, wenn er seine Glaubens- und Blutverwandte im Stich lassen wollte. Aber lieber werde er Gut, Blut, Leib und Leben daran wagen, ehe er die teutsche Freiheit aufgebe. »Zwar bin ich,« fuhr er fort, »noch gesund, aber von Neuem ziehe ich erbitterten Widersachern entgegen, die mir auf alle Weise zu schaden, und mich aus dem Wege zu räumen bemüht sind. Vielleicht läßt es Gott zu, daß mir das Glück den Rücken kehrt, daß ich Gesundheit und Leben verliere, dennoch scheue ich diese Gefahr nicht. Fest steht bei mir die Ueberzeugung, daß mir ohne Gottes gnädigen Willen nichts Widriges begegnen kann, und daß alle Widerwärtigkeiten, die mir in meinem Berufe zustoßen, selbst wenn sie vor menschlicher Vernunft als das Aergste erscheinen sollten, mir zum Besten gereichen müssen. Glücklich würde ich mich schätzen, wenn Christus der Herr mich würdigte, um seines Namens willen Kreuz, Unglück, Gefahr oder Tod zu dulden!« Nach diesen pathetischen Sätzen ging er dann darauf über, daß auch die Andern seinem Beispiele folgen müssen. Jeder solle nach Kräften zum Wohle des Ganzen beitragen. Dann ließ er sich über die Gründe aus, warum er die Stadt mit der Einquartierung nicht verschonen könne, versüßte aber sogleich wieder das Bittere, das in diesem Geständniß lag, mit folgenden Bemerkungen: »Ich meine es mit Eurer Stadt redlich und gut, und werde mein königliches Wort lösen, Euch und Eure Stadt bei allen Rechten und Freiheiten zu bewahren, und gegen Jedermann nach besten Kräften zu schützen. Es ist nicht meine Gewohnheit, freie Städte zu bedrücken, oder ihren Rechten Abbruch zu thun. Ich habe mich vielmehr stets beflissen, sie in Aufnahme zu bringen, ihren Wohlstand und Handel zu mehren.« Zulezt kündigte er ihnen, als den schmeichelhaftesten Beweis seiner Gewogenheit, an, daß er das Liebste, was er auf Erden habe, seine Gemahlin, ihrem Schutze anvertrauen werde.

Mit lauter freundlichen Worten bestimmte er so die Bürger zur Erfüllung aller seiner Wünsche, so daß diese sich noch geschmeichelt fanden. Ein Vergleich kam zum Abschlusse, dessen wichtigste Bestimmungen folgende sind: »Gemeinde und Rath der Stadt Erfurt entsagt aller Verbindung mit Churmainz, schwört dagegen dem Könige von Schweden und dem churfürstlichen und herzoglichen Hause Sachsen den Eid der Treue, nimmt 1500 Mann

Besatzung ein. Diese soll jedoch großentheils von den Grafschaften Schwarzburg und Gleichen erhalten werden. Die Befestigungen der Stadt werden vergrößert, die Kosten davon trägt das churfürstliche und herzogliche Sachsen. Dieses hat sammt seinen Unterthanen das Recht, die Zuflucht in die Stadt zu nehmen. Statt der mainzischen wird eine churfächsische Kanzlei errichtet, und von geistlichen Gütern unterhalten. Der Rath bleibt ungehindert bei der Stadtregierung, seine Rechte werden im Fall der Noth vermehrt. Der Königin von Schweden steht die Befugniß zu, so lange es ihr beliebt, in der Stadt zu residiren, zu diesem Zweck wird ihr der Stutterheimische Pallast eingeräumt.

Gegen die katholischen Geistlichen in der Stadt betrug er sich, mit einer einzigen Ausnahme, sehr milde, er versicherte sie seines Schutzes und ungehinderter Religionsübung. Doch mußten sie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit schwören, daß sie dem Könige hold und treu seyn, und weder offen noch insgeheim böse Ränke wider ihn spielen wollten. Die katholische Klerisei der Stadt bestand aus dem Domkapitel unserer lieben Frauen und Sankt Severin, aus den Benediktiner-Mönchen auf dem Petersberge, aus einem Schottenkloster, aus Cartheusern, endlich aus Jesuiten, die aber nicht so gut wegkamen. Gustav Adolph konnte die strengen und gemeinen Mönchsorden, besonders die Capuciner, wohl leiden, ich glaube, weil ihr Anblick etwas martialisches hat, und weil man, wenn man die kräftigen, nackthelnigen Bursche sieht, gar leicht an Rekruten denkt; aber die Jesuiten, dieses Geniekorps des Papstthums, haßte er von ganzer Seele. Zu blutig war ihre Wirksamkeit in seine und seines Hauses Geschichte verwoben. Der Schuld ihres Ordens bewußt, warfen sie sich zitternd ihm zu Füßen. Er gebot ihnen aufzustehen, mit drohender Geberde hub er an: »Für die Unruhen, die ihr angezettelt, für das Blut, das ihr vergossen, werdet ihr einst vor Gottes Throne Rechenschaft ablegen müssen. Ich kenne Euch, mehr als Ihr glaubt, Eure Absichten sind bös, Eure Lehren gefährlich, Euer Verhalten ist strafbar. Ich rathe Euch, folget dem Beispiele der andern Geistlichen nach, und mischet Euch nicht in Staatsgeschäfte. Noch einmal sage ich Euch, bleibt ruhig, und ermahnt Eure Brüder zum Gehorsam, dann, aber auch nur dann soll Euch Nichts geschehen.« Die frommen Väter schlugen die Augen nieder, und demüthigten sich unter die Gottheit der Gewalt. Die ältern Mönchsorden, welche der Neid über das Glück der spätern Eindringlinge fast verzehrte, sahen diese Züchtigung der Jesuiten mit Vergnügen. In der That war der Stolz der Leztern so ausschweifend, daß sie nach des Königs Tode behaupteten, der große Gustav Adolph habe eine besondere Hochachtung für ihren Orden gefühlt.

Die evangelische Geistlichkeit in Erfurt und in dem Stadtgebiet, die protestantischen Lehrer der dortigen Universität, die Beamten dieser Anstalt, und Alles, was zur Kirche und Schule gehörte, nahm er unter seinen besondern Schutz, erklärte sie und

ihre Güter frei von jeder Kriegssteuer, Einquartierung u. dergl. und versäumte Nichts, was dazu dienen mochte, ihm die bleibende Anhänglichkeit der geistlichen Zunft zu erwerben. In Erfurt wurde auch das Bündniß mit dem Hause Weimar vollends abgeschlossen, auf ähnliche Bedingungen, wie das hessische. Es sollte den Herzogen gestattet seyn mit eigenem Kriegsvolk Eroberungen im Gebiete der Liga zu machen. Doch traten bei diesem wichtigen Artikel gewisse geheime, ohne Zweifel von Gustav Adolph beabsichtigte Verhältnisse ein, welche bewirkten, daß die beutegierigen Fürsten von Weimar ihren Zweck nicht so leicht erreichten. Thatsache ist es, daß der älteste von den weimar'schen Brüdern, Herzog Wilhelm, mit dem jüngsten, Bernhard, wegen bloßer Hoffnungen auf Beute, in den eifersüchtigsten Streit gerieth, und daß beide bald Ursache zur Unzufriedenheit mit dem Könige zu haben glaubten. Wir sind der Meinung, daß Gustav Adolph die Eifersucht zwischen zwei so ehrsüchtigen Geistern gerne sah, und insgeheim anschürte, um vor ihren Eingriffen gesichert zu seyn. Wie den Fürsten von Anhalt in Halle, so setzte Gustav Adolph den Herzog Wilhelm von Weimar zu seinem Statthalter über Erfurt und ganz Thüringen ein, und gab ihm den Auftrag, ein Heer zu errichten, dessen Befehl der Herzog unter des Königs Oberaufsicht übernehmen sollte. Da aber der Herzog Wilhelm noch keine oder nur wenig Soldaten hatte, und also auch seine neue Statthalterschaft nicht vertheidigen konnte, ließ der König ein Regiment zu Pferd und vier zu Fuß in Erfurt zurück, und vergaß auch nicht, einen eigenen nur dem König selbst verantwortlichen Stadtkommandanten in der Person des Obersten Löwenstein zu ernennen. Wenn das neue Heer angeworben seyn würde, sollten dann diese alten Truppen wieder zum Könige stoßen, und dem Herzoge freien Raum lassen.

Aus allen diesen bisher erzählten Anordnungen geht hervor, daß Gustav Adolph Erfurt für sich behalten, und doch bei seinen neuen Verbündeten Hoffnungen auf den Besitz dieses schönen Platzes erwecken wollte. Die Politik gebot ihm, den Churfürsten von Sachsen, wie die Ernestinischen Herzoge, durch einen vor Augen gehaltenen Kampfpreis zu ködern, er gab sich daher den Schein, diesen Fürsten etwas zu schenken, indem er die Stadt ihnen Treue schwören ließ, hob aber das Geschenk sogleich wieder auf, indem er es beiden Häusern, die sich trotz aller Verwandtschaft tödtlich haßten, zugleich verlieh. Der Ausbruch von Streitigkeiten zwischen Churfachsen und den Ernestinern war vorauszusehen. Dieß Verhältniß sicherte dem Könige das Schiedsrichteramt; zu demselben Zweck wurden auch die Vorrechte des Stadtmagistrats bestätigt, denn jezt hatte noch ein Dritter drein zu sprechen, der ganz vom Könige abhängig war. Ueberdieß blieb eine schwedische Besatzung trotz der weimarschen Statthalterschaft in Erfurt zurück, und um dieselbe dauernd und unablösbar zu machen, erklärte Gustav Adolph Erfurt für die Residenz seiner Gemahlin.

Denn es war ganz natürlich, daß in dem Orte, wo die Königin weilte, auch schwedische Soldaten standen.

Den 26. September brach das königliche Heer wieder von Erfurt auf. Eine Abtheilung zog unter Baudissen über Gotha, mit dem Befehl vor Würzburg mit dem Könige wieder zusammenzustoßen. Mit der andern rückte Gustav Adolph selbst auf Arnstadt, erreichte am folgenden Tage Ilmenau, und trat am 29sten den beschwerlichen Marsch durch den Thüringer Wald an; drei Tage wurden dazu gebraucht. Unterwegs bemächtigten sich die Schweden des Schlosses Unter-Maßfeld, dessen Befehlshaber auf der Hasenhetze gefangen wurde. In den ersten Tagen des Octobers erschien Gustav Adolph vor Königshofen, dem Schlüssel zum Stifte Würzburg. Nachdem in der Nähe ein Haufe Bauern, die sich zur Wehre gesetzt hatten, niedergehauen worden war, erklärte sich der Kommandant auf die ersten Schüsse zur Uebergabe bereit. Die Schweden fanden große Vorräthe von Waffen, Lebensmitteln und Kirchenkleinodien, die man aus der umliegenden Gegend nach Königshofen geflüchtet hatte. Das ganze katholische Franken erbebte, der Bischof von Würzburg entfloh aus seiner Residenz, obgleich der König ihm vortheilhafte Bedingungen und allen Katholiken seinen Schutz antragen ließ. Von Königshofen ging der Marsch auf Schweinfurt. Ein schwedischer Rittmeister, Oluffon Oxenhäupt, der mit seiner Schwadron die Vorhut bildete, stieß unterwegs bei dem Marktflecken Lauringen auf einen Haufen bewaffneter Bauern, die sich unter dem Befehl eines würzburgischen einäugigen Hauptmanns in einem steinernen Hause verschanzt hatten, und wie Verzweifelte fochten. Der Rittmeister konnte das Haus, das den Weg beherrschte, nicht umgehen, also ließ er seine Leute absitzen, stürmte auf die Bauernfestung los, bemächtigte sich derselben nach kurzem Kampf, und hieb die unglücklichen Vertheidiger sämmtlich nieder; der Hauptmann wurde gefangen genommen. Auch die Schweden verloren mehrere Reiter, und der Rittmeister selbst erhielt einen tödtlichen Schuß in den Schenkel. Als der König später auf dem Platze ankam, gerieth er über den unverständigen Widerstand des einäugigen Hauptmanns und über den Verlust seiner Leute in solchen Zorn, daß er sich vergaß, und den Gefangenen aufzuhängen befahl. Es scheint, daß Gustav Adolphs Umgebung eine That verhindern wollte, welche dieser später bei abgekühltem Blute hätte bereuen müssen. Der Gewaltige oder Henker war nicht zu finden. Ueber diesem Verzug gewann der Unglückliche Zeit, sich loszubitten. Das Leben ward ihm geschenkt, auf die Bedingung, die schwächste Stelle des Würzburger Schlosses zu verrathen.

In Schweinfurt, einer protestantischen Reichsstadt, die durch vorangeschickte Briefe gewonnen war, fand der König keinen Widerstand. Eine Gesandtschaft des Rathes zog ihm entgegen; man bewilligte Alles, was Gustav Adolph verlangte, in Gutem.

Eine mäßige Besatzung wurde in der Stadt zurückgelassen. Den 3. October erreichte der König Würzburg. Diese Residenz des Fürstbischofs liegt am Main, der die Stadt in zwei ungleiche Theile scheidet. Sie war schlecht befestigt, für desto haltbarer galt das Schloß, Marienberg genannt, welches die andere Seite des Flusses beherrscht. Es liegt auf einem Felsen, der auf der Wasserseite so steil ist, daß man hier nicht beikommen kann. Landeinwärts fällt die Höhe sanfter ab, und bietet einen Zugang dar. Ein tiefer, in den Felsen gehauener, aber nur schmaler Graben, trennte dort das Schloß von dem Vorhofe, der durch einen halben Mond gedeckt war. Gustav Adolph fand bei seiner Ankunft das Thor zur Vorstadt geschlossen, und mit Mist dergestalt verrammelt, daß die angelegte Petarde keine Wirkung that; doch erfolgten nur wenige Schüsse von den Thürmen herab, ungehindert konnten die schwedischen Musketire den Unrath wegräumen, die Thorflügel mit Aexten einhauen. Einige Regimenter sezten sich hierauf in der Vorstadt fest, sogleich ließ der König den Magistrat auffordern. Die Besatzung hatte sich in's Schloß zurückgezogen und die Brücke hinter sich abgebrannt, alle Mitglieder der bischöflichen Landesregierung waren mit dem geistlichen Oberherrn davon geflohen. Unter diesen Umständen blieb dem sich selbst überlassenen Magistrate nichts Anderes übrig, als sich zu ergeben. Noch am Abend des 4ten wurden zwei Unterhändler, worunter ein schottischer Mönch, und ein weltlicher Rath, zum Könige hinausgeschickt, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Gustav Adolph sandte dagegen zwei seiner Officiere als Geißel hinein, die im Gasthofe zum goldenen Falken auf Kosten des Magistrats trefflich bewirthet wurden, aber während der Nacht keine geringe Gefahr liefen. Die Fußknechte, welche in der Vorstadt lagen, hatten sich etlicher Fässer Frankenwein bemächtigt, und gingen etwas unvorsichtig mit diesem eben so willkommenen als wenig gekannten Leckerbissen um, gaben auf Feuer und Licht zu wenig acht, also, daß etliche schlechte Hütten angezündet wurden. Die in der Stadt schrieen nur über Verrath, sie meinten, es sey Gustav Adolphs Absicht, Würzburg einzuäschern. Ein Haufe Volks, mit Mönchen untermischt, lief vor dem goldenen Falken zusammen, und erhob ein blutgieriges Geschrei; doch ließen sie sich endlich durch besonnenere Leute besänftigen, besonders als man sah, daß die Knechte in der Vorstadt sich alle Mühe gaben, das Feuer zu dämpfen, was ihnen auch gelang. Des Morgens frühe wurden dem Könige die Thore geöffnet, worauf er mit einigen Fußregimentern hineinzog, und sogleich Anstalten traf, die Brücke wieder herzustellen, und das Schloß mit Gewalt zu nehmen. Der Oberst Axel Lilia sezte mit einer starken Anzahl Musketire unter dem Schlosse auf Nachen über den Main, und bemächtigte sich trotz des heftigsten Feuers, das von der Burg herabregnete, der jenseitigen Vorstadt. Zu gleicher Zeit wurden Balken und Bretter über die noch stehenden Joche der

Mainbrücke geworfen, und nun drang der Schotte Ramsay mit einem guten Theile des Fußvolkes hinüber. Die Besatzung des Schlosses leistete den hartnäckigsten Widerstand, Flinten und Kanonenkugeln wütheten in die Wette unter den Uebersetzenden, welche sehr viele Leute verloren. Gustav Adolph gestand nachher, wenig solche Auftritte gesehen zu haben. Beinahe hätte er selbst das Leben verloren. Er stand hinter dem Stadtthor, das der Brücke zugekehrt war, und schaute durch eine kleine Oeffnung den Anstrengungen seiner tapfern Streiter zu; als er sich ein wenig vorbeugte, um einen Befehl zu ertheilen, schlug eine Kugel hart neben ihm in die Mauer, also, daß er mit Kalk und Staub bedeckt wurde. In den nächsten Tagen errichteten die Schweden mit großer Gefahr eine Batterie, schossen den Wartthurm, der in der Mitte des Schloßberges stand, in Grund, und näherten sich auf der Rückseite dem Schlosse, so daß zum Sturme auf den Halbmond geschritten werden konnte. Aber der erste Angriff wurde abgeschlagen, eine erneuerte Aufforderung zurückgewiesen. Schon lagen 300 todte Schweden am Fuße des Halbmondes. Ein zweiter Sturm, in der Frühe des 7. Octobers unternommen, gelang. Abermal führte der Oberst Axel Lilia, ein Liebling des Königs, die Vorhut, das blaue Regiment sollte ihn unterstützen, mehrere andere folgten. Mit unbeschreiblicher Wuth wird der Halbmond, ehe der Tag graute, angefallen, und auf Sturmleitern erstiegen, das äußere Schloß gerieth in die Gewalt der Schweden; die geschlagenen Feinde flüchteten in dichten Haufen auf die Zugbrücke und dem innern Schloß zu. Um seine flüchtigen Leute zu retten, hatte der Kommandant befohlen, die Brücke herabzulassen, aber weil der Feind auf der Ferse folgte, nicht das Hauptthor, sondern nur ein Nebenpförtchen zu öffnen gewagt. Hiedurch entstand ein entsetzliches Gedränge auf der Brücke. Reihenweise wurden die Flüchtigen von den nachsetzenden Schweden niedergestoßen, die Brücke lag von drei bis vier Schichten Todter beschwert. Als nun der Kommandant dieselbe aufziehen lassen wollte, konnten die Zugketten die schwere Last nicht mehr heben. Die Schweden drangen in den Thorweg, sprengten die große Pforte mit einer Petarde, worauf sich das Gemetzel in den innern Schloßraum ergoß. Der Schloßkommandant, Rittmeister Ad. Heinrich Keller von Schleitheim, ließ jezt Schamade schlagen. Es half Nichts mehr, unter dem Rufe »Magdeburger Quartier« wurde das Morden fortgesezt. Der Blutdurst und die Beutegier der Sieger machte keine Gefangene. Todt lagen alle Vertheidiger des Marienbergs in den Höfen herum, nur den Kommandanten verschonte der damalige schwedische Oberst Leonhard Torstenfohn, aber unter der Bedingung, daß er die verborgensten Gewölbe, wo Schätze lägen, anzeigen solle.

Die Leichen von etlichen und zwanzig Mönchen, die aus Geiz oder Fanatismus mitgefochten, lagen unter die todten Streiter gemischt. Doch hatte auch List den Schein des Todes benuzt,

um sich vor der unerbittlichen Wuth der Feinde zu retten. Als Gustav Adolph nach erfolgter Einnahme das Schloß betrat, fielen ihm die rothen, lebensfrischen Gesichter etlicher Daliegenden auf. »Stehet auf,« sprach er lächelnd, »es soll euch Nichts geschehen,« und auf sein Wort erhoben sich von den Hunderten der wahrhaft Todten Etliche, denen noch das Herz schlug. Die Beute an Gold, Silber, Kleinodien, Kleidern und Hausgeräthe war unermeßlich, denn die ganze Umgegend hatte ihre Schätze in das Würzburger Schloß geflüchtet, und der Bischof selbst gehörte zu den reichsten Prälaten, und konnnte bei seiner eiligen Flucht nur das Wenigste mitnehmen. Mehrere tausend Fuder des köstlichen Frankenweins fanden die Sieger in den bischöflichen Kellern. Dreißig Stücke Geschütz, viel Pulver, ein Marstall voll köstlicher Pferde, die bischöfliche Bibliothek fiel dem König zu. Gustav Adolph wußte zu gut, daß ein Feldherr die Herzen seiner Soldaten von Zeit zu Zeit auch durch Raub gewinnen müsse, er überließ ihnen daher den größten Theil der Beute. Ein kleiner Koffer voll Dukaten war gefunden worden, etliche Soldaten erhielten Befehl, denselben herauszutragen und dem Könige zu bringen. Unterwegs brach, sicherlich nicht ohne Schuld der Träger, der Boden zusammen, die Dukaten rollten heraus. Unter dem Schein, ihrem Könige den Schatz zu retten, lasen die Soldaten die Goldstücke eifrig zusammen, ließen aber manche in die Aermel ihrer Wämmser hineinschlupfen. Der König merkte es und sagte lachend, »ich sehe schon, es soll nicht mein gehören, laßt die Schelme ihr Eigenthum wegnehmen.« Seit dieser Zeit waren die Thaler so häufig im schwedischen Heere, daß gemeine Knechte Hunderte in ihrem Beutel hatten, aber die Kriegszucht verfiel auch von nun an merklich.

Etwa hundert Weiber, worunter viele Nonnen, hatten sich in das Schloß geflüchtet; sie wurden nicht nur am Leben erhalten, sondern blieben auch unangetastet. Der König ließ einiges Geräthe, das den Bürgern Würzburgs gehörte, zurückgeben, freilich mag es nicht viel Werth, oder wenig Anziehungskraft für die Soldaten, durch deren Hände es ging, gehabt haben. Wichtiger war, daß Gustav Adolph sogleich nach erfolgter Einnahme des Schlosses eine Regierung für die fränkischen Eroberungen in Würzburg einsezte; dieselbe bestand halb aus Landeseingebornen, halb aus Offizieren des Königs, mit einem schwedischen Präsidenten. Auch ein aus Edelleuten und Juristen gemischtes Obergericht wurde errichtet. Der König begleitete diese wichtigen Anordnungen mit einer Proklamation, in welcher er die Ursachen des Krieges wiederholt. »Er sey nur darum nach Teutschland gekommen, um die teutsche Freiheit zu retten und der Unterjochung aller andern Nationen vorzubeugen. Bei diesen wohlwollenden Absichten hätte er mit Recht gehofft, daß nicht nur die Protestanten, sondern auch die Katholiken ihn unterstützen würden, da ein gemeinschaftliches Interesse wider den tyrannischen Kaiser beide

seelen müsse, und in seinem Bündnisse mit der Krone Frankreich sey daher den Mitgliedern der Liga ausdrücklich Neutralität vorbehalten worden. Nichtsdestoweniger hätten die Bischöffe die feindseligste Gesinnung gegen den Befreier Teutschlands an den Tag gelegt, und den König dadurch zum Einfalle in das Herz von Franken gezwungen. Damit das Land und die armen Unterthanen nicht die Beute böser Menschen würden, habe er eine neue Regierung errichtet, bis Gott einen dauernden Frieden schenke. Alle Amtleute, Schultheißen, Beamte, Räthe und Gemeinden sollten sich vor derselben stellen und den Huldigungseid leisten. Wer gegen die neu eingesezte Obrigkeit sich gehorsam erweise, werde sich der königlichen Huld zu erfreuen haben, Uebertreter und Halsstarrige müßten die schärfsten Strafen erwarten.« An Widerstand war nicht mehr zu denken, das ganze Bisthum und auch die angränzenden Gebiete befanden sich in der Schweden Gewalt, die nach allen Seiten Parthien ausschickten. Franken hatte bisher von den Uebeln des Krieges wenig gelitten, alle Plätze waren mit Korn, Wein und anderen Vorräthen aufs Beste versehen, ein bisher noch nie erlebter Ueberfluß herrschte im schwedischen Heere, so daß die Soldaten eine Kuh um einen Reichsthaler, ein Schaf um fünf Batzen *) verkauften. »Unsere Bursche,« schrieb damals Salvius, »gewöhnen sich trefflich ans Weinland da oben.« In den polnischen Kriegen mußten sie meist mit Wasser und verschimmeltem groben Brode zur Suppe vorlieb nehmen; nun macht sich der Finne seine kalte Schale in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln.« Das Erzstift war aber auch die erste teutsche Landschaft, welche den Uebermuth schwedischer Hauptleute und Soldaten erfuhr. Bei längerem Verweilen hätte Franken für Gustav Adolphs Heer ein Capua werden können. Uebrigens benüzte der König die gemachte Beute, um neue Regimenter anzuwerben; viel Volk zu Roß und Fuß lief ihm zu, und weit stärker als zuvor verließ das schwedische Heer diese Provinz.

Alle diese Fortschritte des Königs fanden fast unter den Augen Tillys Statt, zu dem wir uns jezt wieder wenden müssen. Nachdem er sich in Halle die in der Breitenfelder Schlacht empfangenen Wunden hatte verbinden lassen, erreichte er den 10. September Halberstadt, wo er drei Tage blieb und viele flüchtigen Truppen an sich zog. Die Besorgniß von den siegreichen Schweden überfallen zu werden, trieb ihn schon am 13ten weiter. Er übergab dem Magistrate die Schlüssel der Stadt, welche derselbe seit sechs Jahren nicht mehr in Händen gehabt, ermahnte ihn zur Treue gegen den Kaiser, und brach in Gesellschaft des Administrators Johann Reinhardt von Metternich und mehrerer andern Ordensleute, welche die Ankunft der Schweden nicht abwarten wollten, nach dem Stifte Hildesheim auf. Pappenheim war inzwischen zu ihm gestoßen; Hilfstruppen, welche

*) Khevenhüller XI. 1834.

der Churfürst von Köln geworben, wurden eilig herbeigerufen. Den 23. September schlug Tilly bei Corvey eine Brücke über die Weser, vereinigte sich dort mit dem churkölnischen Volke, das aus drei Regimentern zu Fuß und zwei zu Roß bestand, zugleich erhielt er von Hameln 12 Stücke Geschütz. Indeß lief die Nachricht ein, daß Gustav Adolph keineswegs, wie man gefürchtet hatte, das geschlagene Heer verfolge, sondern sich nach Thüringen gewendet habe. Also beschloß Tilly, dem Könige nachzuziehen, brach am 26sten von Corvey auf, wo er den Grafen Gronsfeld mit einigem Volke zurückließ, um den Strom zu decken, und zog über Warburg im Stifte Paderborn nach Fritzlar in Hessen, wo er den 2. Oktober ankam. Den folgenden Tag stießen Aldringer und Fugger mit ihren Abtheilungen zu ihm. Das kaiserliche Heer war jezt wieder so stark, als vor der Breitenfelder Schlacht; bei einer Musterung, die in diesen Tagen gehalten wurde, fanden sich 18,000 Mann zu Fuß, 182 Kornet Reiter und 26 Stücke Geschütz. Die ganze Last dieser großen Macht fiel auf den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel; seine Besitzungen wurden fürchterlich verheert, und er mußte sich, das Land seinem Schicksal überlassend, in die festen Plätze verkriechen. Der Landgraf hatte gehofft, daß Gustav Adolph von Erfurt ihm zu Hilfe ziehen werde. Zu den Leiden des Krieges kam nun noch die Bitterkeit getäuschter Erwartungen. Unter dem 2. Oktober schrieb er an den Herzog von Weimar: »Ich armer Geselle bin jetzo ganz verlassen, und doch habe ich zu der (evangelischen) Sache und zum König vielleicht die meiste Treue spüren lassen. Der Feind liegt mir mit 120 Kornet und über 100 Fahnen zu Fuß im Land, brennt und ruinirt mich. Niemand hilft mir, sondern Alles wendet sich von mir ab. Gott erbarme sich und verzeihe denen, so Schuld daran sind, und den König überredet haben, daß der Feind schon aus dem Lande weg sey. Ich bin so ganz zu Grunde gerichtet, daß ich auch aus meinem Lande nichts mehr zu leben habe.« Man sieht aus diesem Beispiele, welchen Keim zur Eifersucht und Zwietracht bei der großen Masse vornehmer Verbündeten, deren Jeder besondere Rücksicht vom Könige verlangte, auch der kleinste Anlaß in sich trug. Ein Glück war es für Hessen, daß die reißenden Fortschritte Gustav Adolphs in Franken den kaiserlichen Obergeneral anderswohin trieben. Den 9. Oktober verließ Tilly Fulda, wohin er von Fritzlar gezogen war, und brach nach dem Main auf, um Würzburg zu befreien. Unterwegs stieß (den 12. Oktober) bei Miltenberg ein neuer Kampfgenosse, der hier zum Erstenmal auftritt, Herzog Karl IV. von Lothringen, mit 12,000 Mann zu ihm.

Dieser Prinz, obwohl geborner Herr von Land und Leuten, erneuerte auf kurze Zeit das Angedenken jener glänzenden Abentheurer, die im ersten Abschnitt des dreißigjährigen Krieges ihre Rolle ausgespielt, der Mannsfelde, der Braunschweiger Christiane. Noch schlugen in ihm, wie in den beiden Leztern, die

Pulse des abgelaufenen Mittelalters. Mit dem Feuer, aber auch mit der ganzen Leichtigkeit des französischen Blutes ausgestattet, warf er sich in den Strudel einer jeden Unternehmung, die Glanz und einen lärmenden Namen versprach, ohne seine Mittel zu berechnen oder auf die Stimme der Politik zu hören. Aber eben so unbeständig als zügellos war sein Ehrgeiz; mit unglaublicher Schnelle ging er von einer Unternehmung zur entgegengesezten über, und zeigte sich, je nachdem das Blut, dessen Eingebungen er folgte, in der ersten Hitze aufwallte, oder sich beruhigte und allmählig träge floß, als ein Held, ein Abentheurer, ein Weichling, ein vollkommener Thor. In die gefährliche Gränznachbarschaft Frankreichs versezt, beleidigte er diese mächtige Krone mit unbegreiflichem Uebermuth, und ruhte nicht eher, bis er durch die Franzosen um Land und Leute gebracht war. Auch dann noch konnte er das Kriegshandwerk nicht lassen, sondern verkaufte sich und seine Soldaten an den Meistbietenden. Nach dem Verluste der Breitenfelder Schlacht hatte der Churfürst von Bayern, sein naher Verwandter, ihn bearbeitet. Karl rüstete, trat jedoch, durch Richelieus Drohungen geschreckt, Anfangs wieder zurück. Nun ließ ihm der Kaiser einen Churhut anbieten, der dem rebellischen Sachsen oder Brandenburger genommen werden sollte. Diesem Zauber konnte der lothringische Herzog nicht widerstehen, er warf alle Rücksicht auf Frankreich zur Seite, entblößte sein eigenes Land, und zog mit einem Heere von 14,000 Mann unweit Worms über den Rhein, um Tillys Macht zu vergrößern. Bei Miltenberg am Maine fand die Vereinigung statt; der bayerische Obergeneral hatte jezt mehr als 40,000 Mann, fast doppelt so viel als Gustav Adolph unter seinem Kommando, und doch sezte dieser seine Eroberungen in größter Ruhe fort, als stünde kein Feind in der Nähe. Mehrere Schriftsteller haben den König deßhalb eines groben Fehlers bezüchtigt. Was wäre geschehen, sagen sie, wenn Tilly im Rücken der Schweden den Thüringer Wald besezt und dann den König zu einer neuen Schlacht genöthigt hätte. Gewann Gustav Adolph, so war er, behaupten sie, jedenfalls von Nordteutschland abgeschnitten, weil jenes Gebirge auch dem geschlagenen Heere Tillys unangreifbare Stellung... dargebotten hätte. Wurde dagegen der König geschlagen, so hörte der Krieg mit Einem Schlage auf, und alle Schweden fanden in Teutschland ihr Grab. Wir halten diese Einwürfe für ungegründet, weil sie keine Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse nehmen. Ein guter Feldherr soll nicht nach allgemeinen Regeln, sondern nach Erfund der Umstände handeln, und der Sieger darf gegenüber einem geschlagenen Heere Vieles wagen, was sonst unvorsichtig gewesen wäre. Gustav Adolph verfuhr so, weil er voraussezte, daß Tilly nicht angreifen werde, und diese Voraussetzung war richtig. Denn der Churfürst von Bayern hatte seinem General den gemessensten Befehl zugeschickt, keine Schlacht mehr zu wagen. Khevenhüller erzählt: Tilly habe diese

Ordre seines Gebieters mit tiefstem Schmerze empfangen, und mit Thränen in den Augen sich beklagt, daß er den erlittenen Schimpf nicht rächen dürfe. Da er zu spät gekommen war, um Würzburg zu retten, besetzte er die umliegenden Städte am Main, Rhein und Neckar: Mainz, Aschaffenburg, Dieburg, Steinheim, Heidelberg, Worms. Ein Versuch, Hanau in seine Gewalt zu bekommen, scheiterte an der Festigkeit des Grafen von Hanau, dagegen nahm er Schloß und Stadt Bobenhausen mit List.

Der König benüzte die Trennung der Feinde sogleich zu jenen kühnen Ueberfällen, die ihm früher an der Elbe so gut gelungen waren. Im lezten Drittheil des Oktobers schickte er eine starke Abtheilung auf Wertheim. Dieselbe überfiel unterwegs während der Nacht ein kaiserliches Lager, das unter dem Oberst Piccolomini in der Nähe jener Stadt stand, jagte das ganze Regiment auseinander, machte viele Gefangene und nahm Wertheim im ersten Anlauf. Ungesäumt zogen die Schweden weiter auf Rothenburg an der Tauber, in welcher Reichsstadt 600 Kaiserliche als Besatzung lagen. Bei der Annäherung der Schweden empörte sich die Garnison wegen langen Soldrückstandes, zwang die Offiziere zur schnellen Kapitulation, und nahm, um vor Strafe gesichert zu seyn, bei den Schweden Dienste. Ein Haufe lothringisches Volk stand nicht weit von Rothenburg. Um ihren Siegeszug noch mit einem Hauptschlage zu krönen, zogen die Schweden sogleich weiter gegen diesen Feind, der an nichts weniger dachte, als den Schweden auf dem Nacken zu haben. Die Lothringer wurden überrascht, zersprengt, verloren zwei Standarten und eine Masse Gefangener. Unter den Leztern befand sich auch der Kriegskommissär Masson, den man erwischte, wie er eben mit seinen Hatschiren im Lande herumzog, um Geld von den Einwohnern zu erpressen.

Indessen hatte sich Tilly mit der Hauptmacht nach der Bergstraße gewendet, aber doch ein starkes Korps an der Tauber zurückgelassen. Der König zog in eigener Person gegen diese Truppen von Würzburg aus, griff sie während eines dichten Nebels bei Ereglingen an und schlug sie aufs Haupt. Gleich darauf machte er den Lothringern bei Mergenthal einen Besuch, überfiel sie bei Nacht und jagte sie vollends auseinander. Sie flohen bis über den Rhein; ihr Herzog war eines Krieges überdrüssig, bei dem man ihm goldene Berge versprochen hatte, und der ihm nichts eintrug, als Niederlagen und Schmach. Er kehrte im Dezember über Straßburg nach Lothringen zurück, wohin ihm auch bald sein bis auf 6000 Mann herabgeschmolzenes Kriegsvolk nachzog.

Die Verhältnisse im eroberten Franken waren geordnet; eine Heeresabtheilung von 8000 Mann, welche der Kanzler Oxenstierna herbeiführte, befand sich auf dem Marsche; es war dem Könige möglich, Franken hinreichend zu besetzen und doch mit

starker Heeresmacht gegen den Rhein vorzudringen. Alle umliegende und auch entferntere protestantische Reichsstände hatten, geschreckt durch des Königs Drohung, daß er längeres Zuwarten als Abgeneigtheit, Neutralitätsgesuche als offene Feindseligkeit betrachten werde, besondere Bündnisse mit der Krone Schweden abgeschlossen. Eroberungen auf katholischem Gebiet wurde Allen vorgehalten, dafür mußten sie eine monatliche Kriegssteuer an die Kasse des Königs zahlen und Treue geloben. Auch der Bischof von Bamberg war mit dem Könige in Unterhandlung getreten, aber nur zum Schein und in der Absicht, Zeit zu gewinnen. Gustav Adolph verlangte von ihm eine Brandschatzung von drei Tonnen Goldes, Einräumung seiner zwei stärksten Festungen Forchheim und Kronau, eine monatliche Steuer von gleichem Betrag, wie diejenige, welche er seither zur Kasse der Liga gezahlt, und Abberufung seiner Truppen vom katholischen Heere. Der listige Prälat stellte sich, als ob er diese Bedingungen billig finde, gab aber vor, erst seine Landstände befragen zu müssen, und brachte, von Neuem gedrängt, immer andere Ausflüchte. Der König wollte seine Zeit nicht mit einer kleinen Eroberung zersplittern, da ihm viel wichtigere entgegen winkten, und zog nach dem Rhein, ohne Bamberg bezwungen zu haben. Jezt warf der Bischof die Maske ab und verweigerte jede Leistung, ward aber für diese Hinterlist im folgenden Jahre gezüchtigt.

In den lezten Tagen des Oktobers beorderte Gustav Adolph den Oberstlieutenant Christof Haubald, einen trefflichen Offizier, zu einem Unternehmen auf Hanau. Dieser zog mit sechs Fähnlein Küraſſiren und etlichen hundert Dragonern, die aus verschiedenen Regimentern ausgezogen wurden, in aller Stille von Würzburg aus, setzte seinen Marsch mit größter Geschwindigkeit fort, und erschien den 1. November Morgens um fünf Uhr unbemerkt vor den Mauern der Altstadt. Sogleich saßen seine Dragoner ab, erstiegen, von der Dunkelheit begünstigt, den Wall auf Leitern, hieben die Wache nieder und öffneten das Thor, durch welches Haubald mit den Küraſſiren einbrach. Was sich von den Kaiserlichen auf der Straße fand, und selbst viele bewaffnete Bürger wurden erschlagen. Haubald ließ sogleich das nach der Neustadt führende Thor verrammeln, damit die dortige Besatzung ihren Kameraden nicht zu Hilfe kommen könne; die überraschten Kaiserlichen erhielten Befehl, sich unbewaffnet auf dem Walle zu stellen, wenn ihnen anders ihr Leben lieb sey; den Bürgern wurde angedeutet, ruhig in ihren Häusern zu bleiben. Während dieß in der Altstadt vorging, suchte der Kommandant in der Neustadt, Hauptmann Brandeis, die Einwohner zu beruhigen, welche Lärm machten und schrien: »der Schwede ist da, man muß sich ergeben!« Brandeis versicherte, es seyen Hilfstruppen, die man ihm von Aschaffenburg zuschicke, unmöglich sey es, daß die Schweden den Weg von Würzburg bis Hanau in so kurzer Zeit und unbemerkt hätten zurücklegen können. Mit Anbruch des

Tages verschwanden jedoch alle Täuschungen, in die sich der Hauptmann selbst eingewiegt hatte. Brandeis wurde aufgefordert, sich zu ergeben; er brauchte Anfangs allerlei Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen, bis Verstärkung aus Steinheim ankäme. Allein Haubald ließ die vorgefundenen Kanonen gegen die Neustadt richten und drohte mit augenblicklichem Sturm. Jezt erklärte sich der Hauptmann geneigt, zu kapituliren, aber nur dann, wenn der Graf von Hanau seine Einwilligung dazu gebe. Die Besatzung stand nämlich eben so gut in Pflichten des Grafen, als des Kaisers, und Ersterer befand sich in der Altstadt und übte alle Hoheitsrechte aus. Damals lag er krank zu Hause; nichts desto weniger trugen ihn die Schweden auf den Wall, von wo aus er dem Kommandanten zurief, daß er, als ein Gefangener der Schweden nicht einmal sich selbst, geschweige Andern rathen könne, Brandeis müsse selbst wissen, was er zu thun habe. Dieser verlangte freien Abzug mit allen Ehren, sein Gesuch wurde abgeschlagen; auf Gnad und Ungnade mußte sich die ganze Besatzung ergeben. Bei weitem die Meisten nahmen bei den Schweden Dienste; mehrere hohe Offiziere von Tillys Heer befanden sich in der Stadt, um ihre in der Breitenfelder Schlacht empfangenen Wunden heilen zu lassen. Haubald gab sie auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen den König zu dienen, frei. An die wetterauischen Grafen erließ er sogleich den Befehl, ihre Kontribution sammt Getreide und Pferdefutter unverzüglich nach Hanau abzuliefern. Die katholischen Orte wurden gebrandschazt. Sonst hielt Haubald strenge Mannszucht.

Kaum erhielt Gustav Adolph Nachricht von der Einnahme Hanaus, als er mit 20,000 Mann von Würzburg aufbrach, wo Feldmarschall Horn mit einem starken Korps zurückblieb, um Franken zu decken. Auf beiden Ufern des Mains zogen die Schweden einher, und bezeichneten ihren Marsch mit neuen schnellen Eroberungen. Achthundert Kaiserliche, welche die Besatzung von Steinheim ausmachten, wurden gezwungen, den Ort zu übergeben; ungeachtet sie freien Abzug erhielten, nahmen die Meisten schwedische Dienste.

Aschaffenburg und Seligenstadt hatten das gleiche Schicksal. Von ihren Garnisonen verlassen, welche nicht wagten, Stand zu halten, fielen sie ohne Schwierigkeit in des Königs Gewalt. Gustav Adolph lagerte vor Hanau, stattete dem Grafen einen Besuch ab, der ihn als seinen Befreier empfing und sprach seinen Schmerz darüber aus, daß bei Einnahme der Stadt das Blut von Bürgern geflossen sey. Um die Freude des Grafen zu vermehren, seinen Eifer zu verstärken, schenkte er der Mutter desselben, einer Tochter Wilhelms des Oraniers, die Stadt Steinheim. Sein Marsch ging auf Frankfurt. Von Offenbach aus ließ er den Magistrat durch den Grafen Philipp Reinhardt von Solms auffordern, dem schwedischen Heere die Stadt zu öffnen. Der Rath ahmte die Charakterlosigkeit

anderer teutschen Stände nach, oder vielmehr, er wollte zum Beitritt gezwungen seyn, wie diese. Eine Frankfurter Gesandtschaft erschien im königlichen Lager und bettelte um Neutralität; da sprachen sie denn ein Langes und Breites von ihren Pflichten gegen den Kaiser, von den Gefahren, welche ein schwedisches Bündniß ihren Messen und andern Privilegien bringen könnte. Der König antwortete: »Es befremdet mich, daß Ihr bloß von Euren Messen redet, wo es sich um Glauben, Freiheit und das Wohl des Reiches handelt. Ich habe von der Insel Rügen an bis zum Main herauf den Schlüssel zu allen Festungen gefunden, und werde ihn auch zu Eurer Stadt zu finden wissen, im Fall Ihr mir den Durchzug verweigert.« Die Gesandten baten ihn wenigstens um die Vergünstigung, vorher mit dem Churfürsten von Mainz über das königliche Gesuch berathschlagen zu dürfen. Gustav Adolph schlug das Verlangen rund ab; »ich bin jezt für Euch der Churfürst von Mainz,« fuhr er fort, »denn ich habe seine Stadt Aschaffenburg in meiner Gewalt. Ich will Euch eben so kräftige Absolution ertheilen, als dieser Prälat. Sehr gerne würde ich Euch mit meinem Ansinnen verschonen, wenn mich nicht die äußerste Noth dazu zwänge. Teutschland ist ein sehr kranker Körper, der nur durch heftige Mittel geheilt werden kann, und wenn ihr Frankfurter einige Beschwerlichkeiten davon habt, so bedenkt, daß es mir selbst nicht besser geht. Ich sehe wohl, ihr möchtet mir gerne nur den kleinen Finger reichen, aber ich will die ganze Hand, um mich daran halten zu können.«

Mit diesem ungnädigen Bescheide zogen die Gesandten heim, nachdem sie vorher im Namen der Stadt versprochen, dem Könige Zimmerleute zu Fertigung einer Brücke zu liefern. Gustav Adolph ließ dem Magistrate keine Zeit zu neuen Zögerungen; den 17. November erschien das schwedische Heer in Schlachtordnung vor Sachsenhausen. Es blieb dem Rathe keine andere Wahl, als die Stadt gutwillig zu öffnen, oder die Thore durch Petarden gesprengt zu sehen. Sie schloßen auf. Gustav Adolph hielt mit großer Pracht seinen Einzug durch Sachsenhausen, die Mainbrücke hinüber und dann mitten durch die Stadt und zum Bockenheimer Thore wieder hinaus. In Sachsenhausen blieb eine Besatzung von 600 Mann. Bei dem Durchritte brachte der König seinen Hut nicht auf den Kopf, nach allen Seiten rechts und links grüßte er aufs huldvollste, wodurch er die Herzen dieser Reichsbürger und besonders ihrer Weiber gewann. Noch am nämlichen Tage benannten die Schweden das churmainzische Städtchen Höchst. Die 300 Mann starke Besatzung kapitulirte den 17ten Abends zehn Uhr und nahm schwedische Dienste.

In Höchst wurde der Uebergang über den Rheinstrom vorbereitet, viele Schiffe zusammengebracht und mit Brustwehren von dicken eichenen Dielen versehen, Schaufeln und Pickel in Menge

gerüstet. Der Churfürst von Mainz konnte sich nicht darüber täuschen, daß der nächste Schlag ihm gelte. Er ließ bei der Einmündung des Mains in den Rhein Pfähle in den Strom einrammen und mit großen Steinen gefüllte Boote versenken, damit die Schweden nicht zu Schiffe in den Rhein einlaufen könnten. Ferner nahm er 2000 Spanier von denen, die seither die Pfalz besezt, in seine Hauptstadt auf. Diese Truppen schwuren, bis auf den lezten Mann zu fechten, und eher in der brennenden Stadt unterzugehen, als sich den Schweden zu ergeben. Allein der Churfürst muß ihren Prahlereien wenig getraut haben, denn er ließ seine Schätze in Schiffe packen und schwamm in Gesellschaft des Bischofs von Worms den Rhein hinunter, um in Köln ein sicheres Versteck zu suchen. Die Schweden ließen nicht lange auf sich warten. Eine starke Abtheilung derselben drang nach Kostheim, Flierscheim, das nach achttägiger Belagerung fiel, und hierauf bis nach Kassel gegenüber von Mainz vor. Zum Erstenmale spiegelten sich schwedische Waffen in den bläulichen Wogen des Rheinstromes. Die Spanier schossen fleißig herüber mit Kugeln von 40, 50 bis 70 Pfunden, thaten aber wenig Schaden. Während dessen fiel ein anderer Haufe in das Rheingau, machte bei Wallof eine Abtheilung Spanier und auch viele Bauern nieder, die sich gegen die Schweden bewaffnet hatten. Die schuldigen Dörfer mußten 45,000 Thaler Brandschatzung bezahlen, und erhielten dann das Versprechen, ruhig und ungestört in ihren Häusern wohnen zu dürfen, wenn sie dem Könige dieselbe Steuer, wie früher dem Churfürsten von Mainz, entrichten würden. Herzog Bernhard von Weimar, der meist die schwedische Vorhut führte, bemächtigte sich des Schlosses Ehrenfels, gegenüber von Bingen, und nahm den Mäusethurm auf der dortigen Rheininsel. So stand Alles zum Uebergang bereit. Auch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel war nach mancherlei Schicksalen zum Heere des Königs gestoßen. Sobald ihm Tilly durch seinen Abmarsch nach dem Main zu Anfang Oktober Luft gemacht, hatte er sich nach der Weser gewendet, die Stadt Münden durch Kapitulation genommen, dann einen Einfall in das Stift Paderborn gemacht und den dortigen Bischof tüchtig ausgeplündert. Mitten unter diesen Fortschritten rief ihn eine Ordre des Königs zu sich an den Main. Wilhelm brach mit 13 Kompagnien zu Roß, vier Fußregimentern und 1500 Mann Landwehr auf, und stieß zum königlichen Heere unweit Höchst. Gustav Adolph selbst befand sich in den ersten Tagen nach Einnahme des eben genannten Städtchens nicht bei dem Heere; politische Angelegenheiten beschäftigten ihn. Zu Höchst schloß er ein Bündniß mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt ab, dem aus Rücksicht auf Churfachsen, mit welchem Hause er verschwägert war, bessere Bedingungen zugestanden wurden, als allen andern Reichsständen. Er mußte bloß seine Feste Rüsselheim dem Könige für so lange, bis Mainz erobert wäre, übergeben, sonst ward

ihm Neutralität, Fortdauer seines Gehorsams gegen den Kaiser, Befreiung von allen Kriegsbeschwerden, Musterplätzen und dergl. vorbehalten. Es konnte dem Könige allerdings wenig daran liegen, was der Landgraf von Darmstadt für sich als Privatmann denke, nachdem derselbe gezwungen worden war, seinen einzigen Waffenplatz abzutreten; auch braucht man sich an der Spitze eines siegreichen Heeres von 30,000 Mann nicht so ängstlich an papierne Verträge zu halten: dennoch stand zu befürchten, daß die Zugeständnisse, welche dem Darmstädter Fürsten bewilligt wurden, als böses Beispiel für andere gleich ängstliche oder erwerbgierige Gemüther wirken möchte. Nur aus Schonung für Churfachsen hatte Gustav Adolph, wie gesagt, seine Einwilligung gegeben; doch konnte er dieses Zugeständniß dem Landgrafen nicht verzeihen, und rächte sich durch beißende Spöttereien an ihm. Die Gewohnheit, bei allen Partheien herumzuhinken und den unterthänigsten Zuträger des Kaisers zu machen, war so tief bei diesem kleinen Herrn eingewurzelt, daß er auch gegen Gustav Adolph seine alten Künste anwandte. Wie gewisse eifrige Ehestifter trug er stets das Wort »Frieden« auf den Lippen, um sich einen Pelz zu verdienen; es war der Churfürst von Sachsen im Kleinen. Also machte er dem Könige von Schweden den Antrag, ihn mit dem Kaiser versöhnen zu wollen; evangelischer Seits bot er sich selbst als Vermittler an, von Seiten der Katholiken nannte er den Erzherzog Leopold und den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg als tauglich zu gleichem Amte. Obgleich Gustav Adolph recht wohl wußte, daß bei diesem Geschäfte nichts Vernünftiges herauskommen würde, lehnte er den Antrag nicht ab, wahrscheinlich, weil er den Schein, den Frieden verweigert zu haben, nicht auf sich laden wollte. Unterhandlungen wurden also von Weitem gepflogen, sie kamen aber, wie Chemnitz sagt, »zu keiner Blüthe, geschweige denn zu einiger Frucht und Reife.« Alle drei Partheien handelten gleich aufrichtig. Gustav Adolph beabsichtigte, den Kaiser hinzuhalten, damit er die Liga vollends ungehindert bezwingen könne; der Kaiser wollte Zeit für seine neue Rüstungen gewinnen, der Landgraf gedachte sich die Gnade beider großen Herren zu erringen. Der König hatte also zu dem Friedensprojekt eingewilligt, machte sich aber auf Kosten des Landgrafen darüber lustig; bei Banketen und in den glänzenden Versammlungen der hohen teutschen Aristokratie, die zu Mainz und Frankfurt sich um Gustav Adolph schaarte, nannte er zum allgemeinen Gelächter den anwesenden Landgrafen mehr als einmal »des heiligen römischen Reichs Erzfriedenstifter.« Gustav Adolph wußte wohl, daß derselbe vom kaiserlichen Hofe Sold annehme. Wenn er nun mit ihm spielte, und dem Darmstädter Geld abgewann, so pflegte er es lächelnd einzustreichen und zu sagen: »Dieses Geld freut mich doppelt, einmal weil ich es gewonnen, und zweitens weil es kaiserliches Geld ist.«

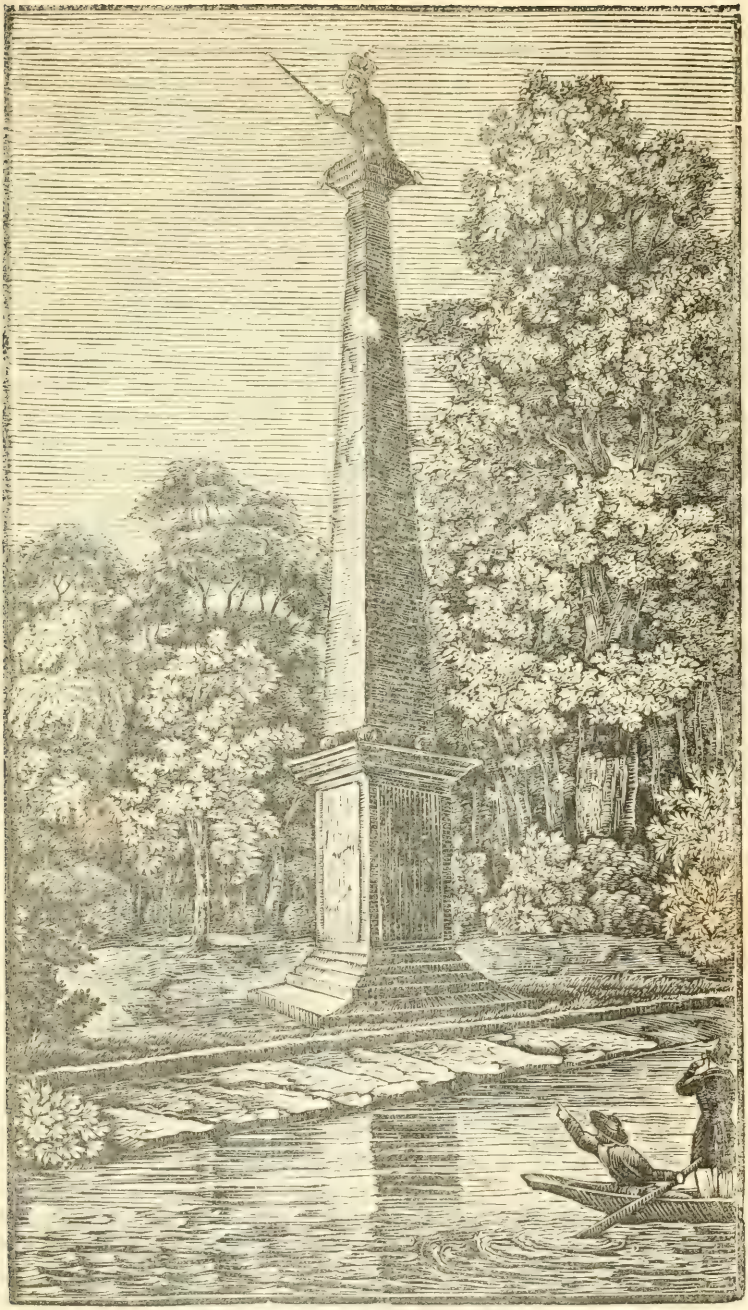
Noch schloß der König in Frankfurt, wohin er sich von Höchst am 20. November zurückbegab, ein Bündniß mit den Wetterau'schen Grafen ab, brachte den Magistrat vollends auf seine Seite, rüstete sich dann mit aller Macht, Mainz anzugreifen, als die Nachricht ankam, daß Nürnberg durch Tilly schwer gefährdet sey. Sogleich entschloß sich Gustav Adolph dieser wichtigen Stadt zu Hilfe zu eilen, damit nicht ein zweites Magdeburg daraus werde.

Als die Schweden aus Franken gegen den Rhein hervorbrachen, hatte der Churfürst von Bayern seinem Generale die Ordre zugeschickt, Mainz seinem Schicksale zu überlassen und nach der bayerischen Gränze zu ziehen. Maximilian I zitterte vor dem Erfolge einer zweiten Schlacht, denn nach dem Verluste des Heeres, das unter Tilly stand, hätte er kein zweites mehr aufbringen können. Tilly verließ die Bergstraße, zog über Winsheim nach Ansbach, wo er den 10. November ankam und das dortige Zeughaus ausleerte, auch vieler Pferde sich bemächtigte, die man aus der ganzen Umgegend in die Stadt geflüchtet hatte. Von Ansbach zog er weiter nach Gunzenhausen und verweilte daselbst bis zum 18. November. Hier geschah es, daß die alte Eifersucht zwischen ihm und Pappenheim in offenen Zwist ausbrach. Der greise Tilly wiederholte täglich seine Klage, daß Pappenheim ihn um Ehre und Ruhm gebracht habe, und allein am Verluste der Breitenfelder Schlacht Schuld sey. Dieser antwortete mit Ausfällen auf die strafbare Zögerung und Unentschlossenheit des alten Generals, und bezüchtigte ihn, Bayern zu Liebe das ganze teutsche Reich Preis zu geben. Dem Könige müsse man, sagte er, die Stirne bieten und nicht sich hinter die Donau verkriechen. Immer bitterer wurden die Vorwürfe, endlich nahm Pappenheim seinen Abschied von Tilly und brach mit seinen Küraſſiren von Gunzenhausen nach Westphalen auf, um dort den Krieg auf eigene Faust fortzuführen. Sey es, daß Tilly sich durch Pappenheims Beschuldigungen selbst getroffen fand, sey es, daß er fürchtete, jene Klagen möchten auf die Gemüther seiner übrig gebliebenen Soldaten, bei denen der feurige Pappenheim Alles galt, einen gefährlichen Eindruck machen: gewiß ist, daß der alte General seinen Plan, nach der Donau zurückzuziehen, aufgab, und sich wieder nordwärts zu einer kriegerischen Unternehmung wandte. Den 18. November zog er über Schwabach nach Nürnberg, und forderte die Stadt sogleich auf, sich zu unterwerfen, das schwedische Bündniß zu vernichten und Mundvorräthe zu liefern. Die Antwort lautete verneinend; jezt rüstete sich Tilly zu einer förmlichen Belagerung. Allein er hatte es mit einem entschlossenen Gegner zu thun. So zögernd auch diese Reichsstädter dem Bunde mit dem Könige beigetreten waren, so belebte sie jezt ein kühner Geist. Schon am 12. November rißen sie, auf die erste Kunde von Tillys Marsch, selbst ihre eigene Gärten und Landhäuser ein, um Schanzen an

deren Stelle aufzuführen. Fast die ganze Bevölkerung arbeitete daran, die Kanonen wurden auf Thürme und Wälle gebracht, und nichts verabsäumt, zu einem tüchtigen Empfange des Feindes. Zwei neu geworbene Regimenter, 15 Fahnen zu Fuß und neun Kornet Reiter stark standen unter dem Befehl des Grafen Solms bereits im Dienste der Stadt, überdieß wurde die ganze Bürgerschaft unters Gewehr gerufen. Nach Khevenhüllers Zeugniß fanden sich bei einer Musterung 30,000 bewaffnete Bürger von 18 Jahren und darüber, woraus hervorgeht, daß diese schönste aller teutschen Reichsstädte damals noch eines Spätherbstes frühere Größe genoß. So oft sich Tilly auf Kanonenschußweite näherte, wurde er nach Gebühr empfangen; die Stadtsoldaten und die Bürger wehrten sich gleich gut, sie machten mehrere glückliche Ausfälle. Nichts desto weniger schien Tilly zu einem Sturme bereit, als ein unvorhergesehenes Ereigniß alle seine Pläne vereitelte. Ein Konstabler im bayerischen Heere, der früher der Stadt Ulm gedient, und dann von Fürstenberg gezwungen worden war, bei einem ligistischen Regimente unterzutreten, beschloß — ob durch Nürnbergisches Geld bestochen, oder aus eigenem Antrieb, ist ungewiß — wieder zu der protestantischen Sache überzugehen. Aber ehe er das Lager verließ, legte er den 23. November Abends unbemerkt eine brennende Lunte unter eines der ihm anvertrauten Pulverfässer, und schlich sich dann nach der Stadt. Die Explosion war fürchterlich, 125 Centner Pulver — der ganze Vorrath Tillys — wirbelten im Rauch auf, viele Stücke wurden zerschmettert, viele Menschen verwundet oder getödtet. Wären die Nürnberger schnell genug von der Verwirrung benachrichtigt worden, welche dieser Schlag im feindlichen Lager hervorbrachte, so hätten sie den Belagerern, die kein Pulver mehr besaßen, großen Schaden zufügen können. Die Unzufriedenheit der Soldaten, die seit längerer Zeit keinen Sold mehr empfangen, und unter denen bei der strengen Jahreszeit Seuchen wütheten, drohte in offene Meuterei auszubrechen. Nach Khevenhüller rief Tilly traurig aus: »ich sehe, daß mir das Glück nimmer wohl will.« Den 24sten brach er sein Lager in größter Eile ab, viele Packwagen blieben stehen, selbst geschlachtete Kälber und gedeckte Tische fanden die befreiten Nürnberger in einigen Zelten. Der feindliche Feldherr theilte sein Heer in zwei Haufen, den einen schickte er über Lauf und die Oberpfalz nach Böhmen, um dem Churfürsten von Sachsen daselbst die Spitze zu bieten; mit dem andern zog er selbst auf Gunzenhausen und Nördlingen dem Donaustrome zu. In Nördlingen entließ er vollends den bisher bei ihm gebliebenen Rest der lothringischen Völker.

Gustav Adolph hatte bereits einen guten Theil seines Heeres bis nach Hanau zurückgeschoben, als er den Entsatz Nürnbergs erfuhr. Sogleich nahm er den Plan gegen Mainz wieder auf. Den 1. Dezember a. St. verließ er bei der schneidendsten Kälte die Stadt Frankfurt, welche zuvor durch einen

förmlichen Vertrag geloben mußte, dem Könige ihre Thore unter allen Umständen zu öffnen, ihm hold und treu zu seyn, seine Feinde als ihre eigene zu betrachten, und die Vertheidigung und den Befehl ihm allein zu überlassen. Der Zug ging, trotz des Vertrages mit dem Landgrafen Georg, auf Darmstadt. Schnell wurden die von den Spaniern besezten Städtchen Ladenburg, Bensheim, Weinheim, Heppenheim, das Schloß Starkenburg und Gernsheim genommen. Den 6. November sezte sich Gustav Adolph bei Stockstadt, eine halbe Stunde oberhalb der Sternschanze, welche die Spanier gegenüber von Oppenheim aufgeworfen hatten, am Rheinstrome fest. Außerordentlich selten waren die Nachen, da der Feind alle zerstört hatte. Dennoch fand sich einer, den der König mit nur drei Begleitern bestieg, um das jenseitige Ufer in eigener Person zu untersuchen. Kaum ausgestiegen wurde er von der spanischen Strandwache angefallen, gewann jedoch Zeit das Ufer zu sehen und den Nachen wieder zu besteigen. Während der Nacht brachte ein Nierensteiner Schiffmann zwei große Fahrzeuge herbei, sogleich ward auch der Uebergang angeordnet. Die beiden Schiffe faßten auf einmal 300 Mann. So viele vom Leibregiment des Königs bestiegen dieselben am 7ten Christmonat Morgens sechs Uhr, und fuhren unter dem Kommando des Grafen Niklas Brahe hinüber. Mit gutem Bedacht hatte man die besten Soldaten des königlichen Heeres zu diesem gefahrvollen Gange auserlesen, denn wie sie den Fuß ans Land sezten, wurden sie von mehr als 1000 spanischen Küraſſiren mit unbeschreiblicher Wuth angefallen. Die Lage des Königs war peinlich; durch die dampfenden Morgennebel und die Dämmerung hindurch sah er den Kampf des kleinen Häufchens der Seinigen gegen solche Uebermacht. »Werden sie auch halten, bis die Boote den Weg zweimal gemacht haben?« Aber sie hielten mit einem Muthe, wie er den Leibwächtern des unüberwindlichen Schwedenkönigs ziemte. Andere kamen nach, und die Spanier mußten nun das Weite suchen. Der Uebergang über den Rhein hat auf die Einbildungskraft der Schweden denselben erhebenden Eindruck gemacht, wie 182 Jahre später auf die preußischen Regimenter, welche im Winter 1813 nach Abschüttlung des Napoleonischen Joches den vaterländischen Strom mit lautem Jubelgeschrei begrüßten. An der Stelle, wo Gustav Adolph zuerst übersezte, wurde zwischen Stockstadt und Gernsheim am Ufer des Flusses ein Denkmal errichtet. Auf einer hohen Säule ruht ein marmorner Löwe, der auf dem Kopfe eine Sturmhaube trägt, in der Kralle ein entblößtes Schwert hält. Dieses Monument wurde im Jahr 1707, weil es um des feuchten Bodens willen den Einsturz drohte, in einiger Enfernung vom Ufer auf eine Anhöhe versezt.



Die Schweden-Säule am Rhein.

Nachdem die Spanier vom Ufer vertrieben waren, ließ der König einen Theil des Geschützes und etliche Regimenter zu Roß und Fuß hinüberschaffen. Der Marsch ging auf Oppenheim, das im ersten Anlaufe genommen ward. Im Schlosse hielten sich 500 Spanier noch etliche Tage, sie mußten alle über die Klinge springen, als der Sturm erfolgte. Ein panischer Schrecken überfiel die Kriegsleute dieser Nation, welche den König aufhalten sollten. Die Kommandanten verließen die kleineren Orte selbst und flüchteten theils nach Frankenthal, theils nach Mainz. Vor diesem Platze erschien Gustav Adolph den 9ten Abends, und fand Anfangs ziemlichen Widerstand. Als aber die Schweden trotz der großen Kälte sich den Thoren immermehr näherten, als sie sich schon unter dem Jakobsberg eingegraben hatten, auf der andern Seite schon bis an den Stadtwall vorgedrungen waren, und eine Petarde an eines der Thore anschraubten, als man endlich die Leitern zum Sturm herbeiführte: erklärte sich der spanische Kommandant den 13. Dezember zur Uebergabe bereit. Er erhielt mit seiner 2000 Mann starken Besatzung freien Abzug in allen Ehren, und wurde nach der Mosel hinunter geleitet. Die Sieger fanden in der Stadt 80 Stücke Geschütz, 120 Tonnen Pulver und große Vorräthe an Lebensmitteln und Weinen. Die Bürgerschaft mußte die Plünderung mit 80,000 Thaler abkaufen. Die Juden und katholischen Priester wurden noch besonders geschröpft. Der König nahm seine Wohnung auf dem churfürstlichen Schlosse und ließ die Domkirche zum evangelischen Gottesdienst einrichten, bei welcher Gelegenheit zum großen Aergerniß für die Katholiken die Lieder: »Erhalt uns Herr bei deinem Wort,« und »Nun lob meine Seele den Herrn« abgesungen wurden.

Neue Fortschritte machten die Schweden während der Weihnachtsfeiertage. Bei Trarbach überfiel der Rheingraf mit seinem Regimente neun Fahnen Spanier, trieb sie in die Flucht, eroberte drei Kornete, bemächtigte sich dann der Stadt und des Amtes Simmern, erstieg den wegen seiner Weinberge berühmten Ort Bacharach, dessen Schloß, Stahleck genannt, jedoch erst im Januar fiel; nahm endlich Boppart und Ober-Wesel durch Kapitulation ein. Während dessen hatte Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, den der König auf dem rechten Rheinufer zurückgelassen, nicht gefeiert. Nacheinander fielen die Bergschlösser Falkenstein und Reifenberg, und die Veste Königstein in seine Gewalt. Einer seiner Obersten, Conrad von Uffeln eroberte Kaub, Gudenfels und die Pfalz am Rhein; Friedberg ging durch Kapitulation über. Wetzlar und Gelnhausen räumten die Spanier von selbst', eben so Neustadt und Germersheim im jetzigen bayrischen Rheinkreise. Speyer trat mit dem Könige in ein Bündniß, nicht minder Worms, nachdem die lothringische Garnison ausgezogen war. Die lezten Tage des Jahres 1631 krönte Herzog Bernhard von Weimar mit einer glücklichen Unternehmung auf Mannheim. Er hatte

in Erfahrung gebracht, daß die Wachen daselbst schlecht besorgt würden. Den 29. Dezember Morgens frühe drei Uhr galoppirte er mit 300 Reitern vor die Thore und schrie um schnellen Einlaß. Auf den Anruf, wer da sey, antwortete er, kaiserliches Volk, das vom Feinde heftig verfolgt werde, und verloren sey, wenn man nicht eilends öffne. Unvorsichtiger Weise wurden die Thore aufgeschlossen, worauf Bernhard und seine Reiter sogleich zeigten, daß sie Schweden seyen. Die Ueberraschung ließ dem Kommandanten Hauptmann Maraval nicht einmal Zeit, sich zu wehren. Alle Spanier, 250 an der Zahl, wurden als ein Opfer des Nationalhasses niedergehauen, die Teutschen erhielten Quartier und nahmen Dienste unter Bernhard. Nur Hauptmann Maraval und sein Fähndrich wurde verschont. Mit einem großen Lösegeld erkauften sie ihre Freiheit und zogen hinüber nach Heidelberg zum spanischen Befehlshaber der Pfalz. Es war ihr Unglück, denn dieser ließ Beiden, wegen Verwahrlosung des anvertrauten Ortes, die Köpfe abhauen.

Das schwedische Heer, das seit dem Einmarsche des Königs in Teutschland fast ununterbrochen gefochten hatte, bedurfte jezt nach so vielen Triumphen Ruhe. Vierzehn Tage wurden ihm bewilligt, während welcher Zeit die Federn der Gesandten, die Ränke der Geschäftsleute durch halb Europa in fast fieberhafter Thätigkeit waren. Wir müssen jezt auch über die Erfolge der andern schwedischen Heeres-Abtheilungen und der Verbündeten des Königs berichten.

Während das Hauptheer am Rhein glänzende Eroberungen machte, war Feldmarschall Gustav Horn, den der König zu seinem Statthalter in Franken eingesezt, nicht müßig geblieben. Den 11. Christmonat zog er mit wenigem Fußvolke und etlichen Stücken Geschütz auf Mergentheim, wo 500 Kaiserliche in Besatzung lagen. Die ersten Tage hielten diese Stand, weil Horn sein Geschütz wegen der schlechten Wege hatte zurücklassen müssen und nicht kanoniren konnte. Als aber am 14ten die Feuerschlünde nachkamen und sogleich aufgepflanzt wurden, ergab sich die Garnison. Die Hälfte nahm bei den Schweden Dienste, die andere wurde nach Dünkelspiel geleitet. Horn errichtete in Mergentheim, wo er ziemliche Frucht- und Wein-Vorräthe fand, ein Magazin; das Getreide aus den umliegenden Aemtern mußte dahin abgeliefert werden. Wenige Tage später eroberte der Oberst-Lieutenant Tscheretin die Stadt Winsheim durch Kapitulation. Horn selbst rückte mit 800 Reitern und 600 Musketiren nach Heilbronn hinauf. Das Regiment Prinz Pfalzburg, 700 dienstfähige Mann stark, lag in dieser schon damals sehr wohlhabenden Reichsstadt; die Bürger waren als Protestanten gut schwedisch gesinnt, und verhehlten weder ihre Schadenfreude über Tillys Niederlage, noch ihre Wünsche für den König. Dafür wurden sie von den pfalzburgischen Soldaten entwaffnet und grausam behandelt. Ein würtembergischer Hauptmann hatte

sich in die Stadt eingeschlichen und bemerkt, daß die Garnison, weil sie den innern Feind mehr fürchtete, als den äußern, nur auf dem Marktplatze und außerdem an den Thoren Wache hielt aber nicht im Zwinger und auf den Thürmen. Hierauf gründete er einen Plan, welchen er dem schwedischen Feldmarschall mittheilte: die Musketire sollten in der Stille der Nacht heranschleichen, den Zwinger mit Leitern ersteigen, von dort durch das kleine Pförtchen an das innere Thor dringen, dasselbe mit einer Petarde sprengen und dann die Besatzung niederhauen. Schon war ein Petardier bestellt und gerüstet. Den 19ten Abends erschien Horn mit seinem Volke vor Weinsberg, 1½ Stunde von Heilbronn, wo der Hauptmann zu ihm kam und berichtete, daß Alles bereit und das Gelingen des Anschlags so viel als gewiß sey. Im Augenblick der Entscheidung besann sich jedoch der Feldmarschall eines Andern. Der Gedanke, daß in der Wuth eines nächtlichen Ueberfalls, wo die Soldaten sich von ihren Offizieren nicht mehr zügeln lassen, auch die Bürgerschaft mit der feindlichen Garnison untergehen könnte, hielt das Kommandowort auf seinen Lippen zurück. Eine einzige Nacht mochte diese wohlhabende Stadt, die sonst für des Königs Sache so viel leisten konnte, in einen Schutthaufen verwandeln; welcher Schaden hätte Gustav Adolphs Ruf gelitten, wenn protestantische Bürger, von denen Jedermann wußte, daß sie gut schwedisch gesinnt waren, der wilden Raublust des Soldaten Preis gegeben wurden! Ohnedieß hatten die Einwohner dem Feldmarschall sagen lassen, daß sie bei der ersten Annäherung der Schweden bereit wären, sich gegen den innern Feind zu erheben. Also änderte er seinen Plan, blieb in Weinsberg und erschien erst Morgens vor Heilbronn. Ein Trompeter wurde mit einer Aufforderung hineingeschickt; derselbe erhielt eine abschlägige Antwort und durfte kein Wort mit den Bürgern sprechen. Die Garnison feuerte von den Thürmen herab stark auf die schwedische Reiterei, die sich vor den Thoren sehen ließ; eine Mühle, die am Neckarkanale stand und von großen Werksteinen erbaut und ziemlich fest war, wurde mit 40 Mann besezt. In der Nacht des 20sten auf den 21sten ließ Horn eben diese Mühle durch seine Musketire angreifen. Der Sturm gelang, 10 von den hineingelegten Kaiserlichen wurden niedergestoßen, die übrigen 30 sammt dem Lieutenant gefangen genommen. Eine hölzerne Treppe führte von der Mühle über den Kanal nach der Stadt hinüber; wären Horns Musketire schnell genug gewesen, so hätten sie noch diesen Abend in die Stadt einbrechen können, kaum fanden die Kaiserlichen Zeit, den Steg in das Wasser zu stürzen. Von der Mühle aus wurde am folgenden Tage das gegenüberliegende Bollwerk beschossen, kein Mensch durfte sich mehr auf demselben sehen lassen, die Einwohnerschaft zeigte sich drinnen immer schwieriger und machte Miene, die Schweden thätlich zu unterstützen. Als daher Horn am 21sten einen zweiten Trompeter hineinschickte, erklärte sich der Kommandant zur

Uebergabe bereit. Am 22sten zog er mit Sack und Pack und allen Ehren aus und wurde nach Speyer geleitet. Aber nur 450 dienstfähige Mann sammt vielen Kranken gingen mit ihm, gegen 260, meist Franzosen, traten bei den Schweden ein. Der Magistrat behielt sich alle reichsstädtische Rechte und Freiheiten vor, verstand sich jedoch zu einer Garnison. Die Schlüssel der Stadt blieben dem Rathe, auch wurde ausbedungen, daß neben der Soldaten-Wache ein Bürger-Posten unter den Thoren geduldet werden müsse, welcher auf den richtigen Eingang der Stadtzölle zu sehen habe.

Nur drei Soldaten kostete die Einnahme Heilbronns den Schweden. Ihr Fall zog den der benachbarten Städtchen Wimpfen, Neckarsulm und etlicher andern nach sich. Der Administrator des Herzogthums Würtemberg war schon früher in ein besonderes Bündniß mit dem Könige von Schweden getreten. Mit solchen Loorbeeren kehrte Gustav Horn wieder nach Würzburg zurück.

Von den Flüssen des südlichen Teutschlands wenden wir uns an die Gestade der Ostsee. Mit Verennung der Stadt Rostock hatte Axe Tott, wie wir oben erzählt, schon vor der Breitenfelder Schlacht den Anfang gemacht. Er beschloß, sich zuerst der Warnemünder Schonze zu bemächtigen. Dieselbe wurde den 25. und 26. August stark beschossen. Abends bot der Befehlshaber, der drinn kommandirte, die Kapitulation an, wenn man ihm freien Abzug mit Sack und Pack bewillige. Die Antwort war, er müsse sich auf Gnad' und Ungnade ergeben. Während er noch unterhandelte, empörten sich seine Leute in der Schanze, warfen das Gewehr weg und gingen zu den Schweden über. Der Hauptmann sammt einigen Officieren wurde gefangen. Fünf metallene und sieben eiserne Kanonen fanden die Schweden in der Schanze. Nun näherte sich Axe Tott der Stadt Rostock, eröffnete die Laufgräben, und betrieb die Belagerung regelmäßig. Drinn kommandirte der kaiserliche Oberstwachtmeister von Biermond, ein tapferer Officier, der entschlossen war, sich auf's Aeußerste zu wehren, weil er auf Entsatz durch Tilly rechnete. Da er die feindselige Gesinnung der Einwohnerschaft kannte, ließ er sie entwaffnen, und verbot bei Todesstrafe, daß zwei oder drei Bürger auf der Straße zusammenstehen dürfen. Mehrere Ausfälle wurden mit Glück gemacht, aber auch Axe Tott versäumte Nichts. Indessen ward die Schlacht bei Breitenfeld geliefert. Axe Tott that dieses Ereigniß dem Kommandanten kund, und forderte ihn auf, sich zu ergeben, da kein Entsatz mehr möglich sey. Biermond hielt die Nachricht Anfangs für ein Mährchen, bat sich jedoch aus, einen seiner Officiere auf Kundschaft ausschicken zu dürfen. Als dieser den großen Sieg Gustav Adolphs bestätigte, nahm Biermond die Kapitulation an. Weil der Ort vollständig mit Allem versehen war, und also die Uebergabe nicht aus Noth, sondern aus freiem Entschluß erfolgte,

wurden der Garnison sehr ehrenvolle Bedingungen bewilligt. Drittehalb tausend Mann zu Fuß, zwei Compagnien teutsche Reiter und 45 Kroaten zogen den 6. October früh Morgens mit klingendem Spiel, Sack und Pack, fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, Kugeln im Munde aus, und wurden an die Weser geleitet. Sie nahmen drei Kanonen mit, alle katholische Geistliche in ihrem Kirchenschmuck, so wie der Kanzler, die Räthe und Diener der friedländischen Regierung, die sich bis auf diesen Tag in Meklenburg gehalten, durften der Garnison mit ihrem ganzen Eigenthum folgen.

Nun wandte sich Ake Tott sammt den meklenburger Herzogen gegen Wismar, den lezten Ort, den der Kaiser noch an der Ostsee inne hatte, zugleich denselben, von dem Friedlands Plane auf eine kaiserliche Seemacht ausgegangen waren. Der Kommandant, Oberst Gramm, machte einen Ausfall mit tausend Mann, und lieferte den Schweden ein hartnäckiges Gefecht, das lange schwankte, doch zulezt zum Nachtheile der Belagerten endigte. Gramm sann jezt bloß darauf, möglichst günstige Bedingungen zu erlangen. Er that dem schwedischen Feldmarschall den Antrag, einen seiner Officiere zum kaiserlichen General Tiefenbach nach Schlesien abzuschicken, damit er dort über den Stand der Sachen sich erkundigen könne. Vier Wochen, einige Tage mehr oder weniger, dürfe der abgeschickte Officier ausbleiben. Während dieser Zeit sollte Waffenstillstand seyn, und die Kapitulations-Bedingungen aufgesezt werden. Der Vorschlag wurde genehmigt, der Officier reiste ab, er kam auch zur bestimmten Zeit wieder zurück. Dennoch übergab Gramm den Platz nicht, wahrscheinlich weil er auf Entsatz durch Pappenheim rechnete. Endlich ging den Schweden die Geduld aus, unter den stärksten Drohungen forderte Ake Tott zu Anfang des Jahres 1632 den feindlichen Kommandanten auf, sein Wort zu halten. Nun kapitulirte Gramm und zog den 12. Januar mit drittehalb tausend Mann aus. In der Kapitulation stand, daß er alles Geschütz und die Rüstung der Schiffe im Hafen zurücklassen müsse. Nichts destoweniger wollte Ake Tott in Erfahrung gebracht haben, daß Gramm etliche Stücke, in Wagen verborgen, mit sich führte, daß er die Schiffe abgetakelt und das Geräthe verkauft hätte. Mehr als dieß, ärgerte ihn der lange Verzug, also suchte er Händel, um den Vergleich brechen zu können. Schwedische Officiere mischten sich unter die abziehenden Kaiserlichen und suchten sie zum Uebertritt zu verleiten. Gramm verstand keinen Scherz, er ließ einen dieser Werber aufgreifen und erschießen. Hierauf hatte es Tott angelegt, die Abziehenden wurden sogleich mit aller Macht verfolgt und erreicht, etliche hundert niedergehauen, der Rest gefangen. Zweitausend Mann traten gezwungen bei den Schweden ein, Gramm selbst mußte als Kriegsgefangener nach Greifswalde wandern.

Sobald vor Wismar Unterhandlungen angeknüpft worden waren, brach Oberst Lohausen mit einem Theil des dortigen Belagerungsheeres nach Dömitz auf, in welchem Orte der kaiserliche Obristlieutenant Straube den Befehl führte. Die Lebensmittel waren in Dömitz auf der Neige, Entsatz schien unmöglich, also ergab sich Straube nach kurzer Gegenwehr auf gute Bedingungen. Den 19. Christmonats zog er mit Sack und Pack und allen Ehren nach Minden an der Weser aus. Ganz Meklenburg war jezt vom Feinde gereinigt. Während dessen wurde auch um Magdeburg hart gefochten. In diesem Orte lag der kaiserliche General Wolf von Mannsfeld, den Johann Banner mit einem kleinen Heere blockirte. Mannsfeld rief, um Luft zu bekommen, die aus Rostock abgezogene Garnison unter Viermonds Befehl an sich. Den 1. November wurde nun unweit Magdeburg ein Gefecht geliefert, in welchem die Schweden siegten. In Folge dieses Scharmützels fiel in den nächsten Tagen Wansleben und bald darauf auch Calbe. Die Garnison des ersteren Ortes, 1700 Mann zu Fuß und 130 Reiter stark, empörte sich bei'm Auszug gegen ihre Officiere, und nahm bei den Schweden Dienste. Jezt wurde Magdeburg immer enger eingeschlossen, schon unterhandelte Mannsfeld zu Ende des Jahres wegen der Uebergabe, als Pappenheim erschien und Alles rückgängig machte. Banner mußte, weil er zu schwach an Mannschaft war, hinter die Saale zurückweichen. Nun zog Pappenheim in Magdeburg ein, überzeugte sich aber gleich, daß der Ort nicht mehr haltbar sey. Auf mehrere Meilen Entfernung war die ganze Umgegend bis zur Einöde ausgeraubt, die Magazine drinnen aufgezehrt. Deßhalb zündete er die wenigen Häuser, welche im vorigen Sommer stehen geblieben, die Soldaten-Baracken, die Schiffmühlen an, vernagelte die groben Stücke, die er aus Mangel an Bespannung nicht mitnehmen konnte, oder stürzte sie in den Fluß, lud allen Raub auf Wagen und zog Sonntags den 8. Januar 1632 mit der ganzen Besatzung davon. Leztere wurde nach Wolfenbüttel geführt. Etliche Tage später rückte Banner ein, und verlegte in den Raum, wo einst Magdeburg gestanden, drei Regimenter. Oeffentliche Anzeigen riefen die noch lebenden Einwohner nach ihrer Vaterstadt zurück, nach und nach erschienen etliche Hunderte und bauten sich schlechte Hütten. Gustav Adolph statte sie mit Privilegien aus, und ließ Baumaterialien unentgeldlich vertheilen. Langsam und kümmerlich erhob sich die Stadt wieder mitten im Waffengeräusch.

Unbedeutend waren die Bewegungen an der untern Weser, wo der Bischof von Bremen Truppen warb, aber auch sogleich wieder durch Gronsfeld verlor, wie in Schlesien, wo sich die Engländer behaupteten. Desto wichtigere Fortschritte hatte indeß der Churfürst von Sachsen gemacht. Zwar Anfangs schien es, als ob Johann Georg kaum sich selbst schützen könne, denn

nach der Breitenfelder Schlacht fiel Tiefenbach mit dem schlesischen Heere in die Lausitz ein, sengte und brannte, und schickte Streifparthien bis vor Dresdens Wälle. Hieraus geht hervor, daß man in Wien beschlossen hatte, den Churfürsten durch Waffengewalt zum Vergleiche zu zwingen. Wirklich gerieth Johann Georg, trotz seines 18,000 Mann starken Heeres, in Schrecken, er verlangte Hilfe von Banner. Zum Glück für ihn gewann indeß in Wien eine andere Meinung die Oberhand, man entschloß sich, den Churfürsten durch Milde zu gewinnen. Tiefenbach erhielt Befehl die Lausitzen zu räumen, und wieder nach Schlesien zu ziehen. Da es der Kaiser unter seiner Würde fand, einem Churfürsten die ersten Anträge zu machen, so versteckte man sich hinter den spanischen Gesandten Cadareta. Dieser schickte den Freiherrn von Eschede an den Churfürsten, und ließ ihn zu einem gütlichen Vergleiche, wozu der Kaiser mit Freuden die Hand bieten werde, einladen. »Johann Georg,« war der Antrag, »möchte zwei Bevollmächtigte an einen bestimmten Ort schicken, der Kaiser werde das Gleiche thun, die Vermittlung übernehme die Krone Spanien, und leicht könne man sich dann über die noch obschwebenden Streitigkeiten vergleichen.« Diese kaiserliche Anerkennung seiner Wichtigkeit erweckte das Selbstgefühl des Churfürsten. Nach einer langen Reihe Klagen über die unverdiente Mißhandlung, die er vom Kaiser erfahren, erklärte er: »daß zwar der allgemeine Frieden sein heißester Wunsch sey, aber in besondere Unterhandlungen könne er sich wegen seiner Verträge mit dem Könige von Schweden nicht einlassen.« Der Muth war ihm gewachsen. Ende September verließ er mit seinem ganzen Heere Leipzig, wo eine starke Besatzung zurückblieb, versicherte sich der Plätze in der Lausitz, und schickte dann seinen Feldmarschall Arnim nach Böhmen hinüber. Dort glomm das Feuer der Empörung, angeschürt durch die ewigen Religionsbedrückungen, unter der Asche; es stand zu fürchten, daß die mißhandelten Protestanten sich in Masse erheben, und mit dem Feinde des Kaisers gemeinsame Sache machen werden. Noch im Frühling eben dieses Jahres waren von Soldaten begleitete Jesuiten nach Joachimsthal gekommen, um die Leute mit Gewalt katholisch zu machen, und nicht eher gab Kaiser Ferdinand II. mit seinem unseligen Bekehrungseifer nach, als bis sich etliche tausend Bauern mit dem Spieß in der Hand zusammenrotteten, und eine allgemeine Empörung des Landvolks in Aussicht stellten. Mit reißender Schnelligkeit eroberte Arnim die der Gränze zunächst gelegenen Städte, weil er es nur mit kleinen Garnisonen zu thun hatte. Denn der Unstern, welcher das Kaiserhaus im Jahr 1631 verfolgte, fügte es auch noch so, daß dem General Tiefenbach aus Wien der Befehl zugeschickt wurde, nach Böhmen zu marschiren und Prag zu decken. Da derselbe einen viel weitern Weg zu machen hatte als die Sachsen, kam er zu spät an, nachdem die Hauptstadt Böhmens gefallen war. Hätte man ihn dagegen, wie

er selbst wünschte, beordert, in den von seinen Vertheidigern entblösten Churstaat einzufallen, so würde er die Sachsen mit Leichtigkeit aus Böhmen herausgezogen haben. Die katholischen Gutsbesitzer flüchteten vor dem Heere Arnims her nach Prag. Dieser ließ die Ländereien katholischer Herrn verheeren, verschonte aber die Güter von Protestanten, und mehr noch die Besitzungen Wallensteins. Bei Galgenstrafe hatte er seinen Soldaten verboten, auch nur ein friedländisches Huhn zu stehlen. In den ersten Tagen des Novembers (Böhmens Unglücksmonat) erschien Arnim, selbst über seine Fortschritte erstaunt, vor Prag. Gränzenlose Verwirrung herrschte in dieser Stadt, mitunter auch böser Wille. Keine Obrigkeit gebot mehr. Das war ein Einpacken, Aufladen, Abfahren, Flüchten. Der Adel, die Reichen flohen nach Wien. Unter den ersten, die auf Entfernung sannen, war der Friedländer. Er schickte seine Gemahlin mit allen Kostbarkeiten nach Wien. Seine Anhänger wiesen mit Fingern auf Friedlands Neider: »das ist das Gericht, das ihr eingebrockt, vor einem Jahre noch herrschte der Kaiser durch Wallensteins Arm von einem Meere zum andern, jezt wird ihm seine zweite Hauptstadt entrissen.« Etliche hundert Mann lagen als Besatzung in Prag, aber da war kein Kommandant, denn der Statthalter hatte sich mit den Kleinodien des Reichs nach Budweis geflüchtet. Don Balthasar Marabas, ein spanischer Officier, der sich früher in des Kaisers Dienst ausgezeichnet, wollte die Stadt vertheidigen. Da er ohne Bestallung war, bat er den Herzog von Friedland um Rath. »Thut was ihr wollt,« antwortete Wallenstein kalt, »ich habe kein Kommando, weiß daher Nichts zu rathen noch zu befehlen.« Unter diesen Umständen hielt es Marabas für das Beste, dem Kaiser wenigstens die Besatzung zu retten. Er zog mit ihr aus nach Tabor, auch Wallenstein ging. Den 10. November, 11 Jahre und zwei Tage nach der Prager Schlacht, strömte das gemeine Volk hinaus, um das sächsische Heer zu sehen. Als sie den erstaunten Sachsen erzählten, daß kein Soldat in Böhmens Hauptstadt sey, wollte es Anfangs Arnim nicht glauben, bis er einen ihm bekannten Haushofmeister des Friedländers unter der Menge sah, herbeirief, und von ihm die Wahrheit erfuhr. »Ihr Herrn,« rief er seinen Officieren zu, »ohne Schwerdtstreich ist Prag unser.« Eine Kapitulation wurde mit dem Magistrate abgeschlossen, welche das Eigenthum, den Glauben und selbst die Unterthanenpflicht gegen den Kaiser sicherte. Den 11. November hielten 4000 Sachsen ihren Einzug, der Churfürst kam selbst, blieb jedoch nur kurze Zeit. Die Sachsen traten Anfangs gar leise auf, wie eingeschlichene Diebe. Ihr Churfürst wagte es nicht einmal den Pallast des Reichsoberhauptes zu beziehen, sondern wohnte im fürstlich Lichtensteinschen Hause, ließ die kaiserliche Kunstkammer versiegeln, und nahm Nichts für sich, als die vorgefundenen Kanonen, welche nach Dresden abgeführt wurden. Noch größere Ehre erwies

Arnim dem Friedländischen Pallaste, Schildwachen zogen vor demselben auf, und verhüteten jeden Diebstahl. Die Jesuiten mußten die von den Sachsen besezten Städte meiden, aber sonst wurden nur vier Kirchen den Katholiken genommen und den Protestanten wieder eingeräumt. Mit den sächsischen Soldaten waren die geächteten Edelleute zurückgekommen, vor allen der alte rachsüchtige Graf von Thurn. Er bezog ohne Umstände sein früheres Haus, welches indessen Eigenthum eines Herrn v. Michna geworden war, und hatte alle Ursache mit der Wirthschaftlichkeit seines Vorgängers zufrieden zu seyn. Ebenso ging es den meisten andern Verbannten, sie fanden ihre früheren Besizthümer in besserem Stand, gefüllte Scheunen, Häuser mit schönem Geräthe. Eine der ersten Handlungen Thurn's war, daß er die Häupter seiner Mitverschworenen, welche noch am Thurm der großen Brücke angenagelt hingen, herunter nehmen und begraben ließ. »Wenn er den Grafen Michna in seine Gewalt bekomme, wolle er dessen Kopf an die Stelle der Andern spießen lassen,« rief er aus.

Arnim bemächtigte sich nach und nach der Hälfte Böhmens, und lieferte der kleinen Heeresabtheilung, welche Tilly nach seinem Abmarsch von Nürnberg dem Kaiser zu Hülfe geschickt hatte, und zu welcher Götz und Tiefenbach mit den schlesischen Truppen stieß, ein Gefecht bei Nymburg, in welchem die Kaiserlichen den Kürzern zogen, sonst that er wenig. Nicht Milde, sondern tiefgewurzelte Furcht vor dem Kaiser, dessen mächtigen Arm er schon oft schwer empfunden, war es, was den Churfürsten von Sachsen bestimmte, in Böhmen so leise aufzutreten, und den Krieg so lau zu führen. Mitten im Glück peinigte ihn der Gedanke, daß der Kaiser wieder die Oberhand erlangen, und dann Rechenschaft fordern könnte. Andererseits muß man darüber erstaunen, wie wenig Kraft der kaiserliche Hof in diesen Bedrängnissen bewies. Alles war mit Wallensteins Entsetzung gewichen, Glück, Muth und Geist. Mehr als die Hälfte Böhmens befand sich zu Ende des Jahres 1631 in der Gewalt der Feinde des Kaisers, in den übrig gebliebenen Provinzen in Ober- und Unteröstreich drohte eine Empörung der mißhandelten Protestanten. Höchst düstere Aussichten zeigten sich, nur Einen Triumph genoß des Kaisers glaubenseifriges Herz. Man hatte den gefangenen Exadministrator Markgrafen Christian Wilhelm nach Neustadt bei Wien geschleppt, wo er scharf bewacht wurde. Dort nahmen ihn die Jesuiten in die Lehre, und der Schüler machte ihnen Ehre. Um den Preis der persönlichen Freiheit und eines schönen Jahrsgehalts, der ihm auf das Erzstift Magdeburg angewiesen wurde, trat er hinüber in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche. Freilich hatte eine solche Anweisung auf Besitzungen, die in des Feindes Land lagen, vorerst nicht viel größeren Werth, als auf Güter im Monde, nichts destoweniger bewies der Neugeborene großen Eifer, er schämte sich nicht gegen

den Glauben, unter dessen Vorwand er früher die ganze Bevölkerung Magdeburgs an's Messer geliefert hatte, eine Schmähschrift entweder selbst zu schmieden, oder doch unter seinem Namen schmieden zu lassen. Kaiser Ferdinand II. soll hohe Freude darüber empfunden haben, daß er einen Prinzen von so vornehmer Abkunft für den katholischen Himmel gewann.

Der König von Schweden brachte die lezten Tage des alten und die ersten des neuen Jahres abwechselnd in Mainz und Frankfurt zu. Ein glänzender Hofstaat versammelte sich dort um ihn, Gesandte aller Mächte, und eine gute Anzahl von Mitgliedern der hohen teutschen Aristokratie erschienen vor ihm, der jezt das große Wort in Europa führte. An einem Tage ertheilte er 20 und mehr Audienzen. In Frankfurt geschah es auch, daß der eben angekommene Kanzler seinen König mit den Worten begrüßte: »ich hätte gehofft, meine Glückwünsche Eurer Majestät lieber in Wien als hier abstatten zu dürfen.« Wir werden später auf diese Aeußerung zurückkommen. Indessen wurde das Loos geworfen über Teutschlands Schicksal, des Königs geheime Pläne traten immer mehr hervor. Von welcher Art dieselben waren, soll im nächsten Buche gezeigt werden.

Fünftes Buch.

Gustav Adolph vernichtet die Liga vollends. Der Kampf erneuert sich. Wallenstein übernimmt die Vertheidigung des Kaiserreichs. Des Königs Tod. Januar 1632 bis November.

Erstes Kapitel.

Das Kriegswesen in der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges.

Wir haben den König bis auf den höchsten Gipfel seiner Macht begleitet. Diese wunderbaren Erfolge verdankte er seiner Feldherrngröße. Es wäre daher ein Fehler, wenn wir nicht auch über die Fortschritte der Kriegskunst während des 30jährigen Krieges berichteten. Da der Verfasser vorliegender Geschichte selbst kein Soldat ist, so kann er nicht bis in das Einzelne eingehen, sondern muß sich mit einer allgemeinen Uebersicht begnügen. Gustav Adolph war einer jener schöpferischen Geister, welche das Hergebrachte verlassend, ganze Jahrhunderte überspringen. Er drang ein in die Geheimnisse der Natur des Kriegs, er horchte nicht auf die Mode, sondern auf das Nothwendige bei seinen neuen Einrichtungen; sonst waren die Alten seine Lehrer. Gustav Adolph hat die Lücke zwischen der höchsten Blüthezeit römischer Kriegskunst und dem 17ten Jahrhundert ausgefüllt, und schließt sich, der Erste unter den Neueren, an Julius Cäsar an. In vier der wesentlichsten Punkte des Kriegs hat er neue Schöpfungen hervorgebracht: in der Bewaffnung, in der Aufstellung des Heeres, im Gebrauche des groben Geschützes, in der Mannszucht. Zu der Zeit als Gustav Adolph in Teutschland einrückte, bestand die kaiserliche Reiterei aus vier Waffengattungen: Küraſſiren, Schützen zu Pferd, Dragonern, Kroaten. Leztere drei bildeten die leichte, erstere die schwere Reiterei. Die Küraſſire waren vom Scheitel bis zum Fuß bepanzert, wie die Ritter des Mittelalters. Den Kopf bedeckte ein mit Federn gezierter Helm, an welchem ein Visier angebracht war, das bei'm Gefechte niedergelassen wurde. Ein doppelter Harnisch — auf beiden Seiten mit Riemen zusammengeschnallt — umfing Rücken und Brust. Ein eiserner Halskragen schüzte die Schultern, eine Schürze von gleichem Metall den

Unterleib. Die Beinkleider bestanden aus starkem Leder, das mit Eisenplättchen, wie mit Schuppen, bedeckt war. Die Füße steckten in mächtigen Stulpstiefeln, an welchen schwere Sporen hingen. Eiserne Schienen bedeckten die Arme und schwere Handschuhe von gleichem Metall, innen mit Leder gefüttert, die Hände. Der Reiter saß auf einem ungeheuren Sattel, dessen Knäufe hinten und vornen in die Höhe ragten, wie zwischen zwei Kissen eingeklemmt. Der Zügel war mit Stahl belegt, das Gebiß sehr lang und plump. Ein langes, breites, zum Stoß wie zum Hieb berechnetes, unbiegsames Schwerdt hing an einem reichen Wehrgehenk. In den Holftern steckten zwei Pistolen, welche zwei Fuß lang waren, und eine Kugel, von 20 auf das Pfund, schossen. Trotz der schweren Rüstung konnten sie sich auf den trefflichen Hengsten, welche sie ritten, noch ziemlich gut bewegen, fiel aber einer herunter, so bedurfte es der Hilfe von zwei Mann, um den Liegenden vom Boden aufzuheben.

Die Schützen zu Pferde oder Karabinire bedienten sich mehr des Feuergewehrs als des Degens. Ihre Vertheidigungswaffe bestand aus einem Halbküraſſe, der die Brust bedeckte, und über dem Rücken mit Riemen angeschnallt wurde, und einem eisernen Helme. Zum Angriffe führten sie eine Büchse, zwei Pistolen und einen Degen. Der Lauf des Karabiners oder der Büchse war drei Fuß lang, diese Waffe schoß eine Kugel von einem Loth, und hing an einem Bandeliere, das von der linken Schulter zur rechten Seite herablief. An der rechten Seite des Sattels hing eine kleine Tasche mit 12 Patronen, eine andere mit sechs war am Sattelknopfe befestigt. Die Dragoner besaßen ausser dem Helm keine Vertheidigungswaffe, sie sollten zu Pferde wie zu Fuße fechten, und bildeten eigentlich ein leichtes Fußvolk, das von ihren Pferden schnell vorwärts getragen wurde, um vor dem Feinde abzusteigen und zu Fuß gebraucht zu werden. Sie hatten keine Pistolen, sondern nur eine Muskete und ein Schwerdt, ebenso die Kroaten, die ein Hackmesser an der Seite und einen Karabiner führten. Die Feuergewehre aller vier Waffengattungen zu Pferde waren mit teutschen Radschlössern versehen. Bei'm Angriff auf Reiterei rückte das erste Glied bis auf Pistolenschußweite an den Feind, dann feuerten die Küraſſire ihre Pistolen, die Karabinere ihre Büchsen und Pistolen rechts und links ab. Gab es eine Lücke, so brachen sie ein, hielt der Feind fest, so schwenkte das vorderste Glied, das zuerst geschossen, zu beiden Seiten ab, galoppirte, um dem zweiten Glied zu gleichem Gebrauch des Feuergewehrs Raum zu machen, hinter die Fronte, stellte sich dort wieder auf und lud von Neuem. Dieses langsame Abfeuern dauerte eine gute Weile bei den Kaiserlichen, ehe man zur blanken Waffe griff.

Die kaiserliche Infanterie bestand aus zwei, an Zahl gleichen Waffengattungen: Musketiren und Pikeniren. Leztere bildeten das schwere Fußvolk, ein Ueberbleibsel des Mittelalters. Auf dem

Kopfe trugen sie eine Pickelhaube, die mit eisenbeschlagenen Riemen um's Kinn befestigt war. Die Schultern bedeckte wie bei'm Küraſſire ein eiserner Halskragen, die Brust ein Halbküraß, den Unterleib die eiserne Schürze. Die Hauptwaffe des Pikenirs war eine 15—18 Schuh lange Lanze, deren Schaft aus Eichen- oder Eschenholz, deren Schneide aus einem zollbreiten, zweischneidigen, vornen gespizten Eisen bestand. Auch das untere Ende war mit Eisen beschlagen und konnte in die Erde gesteckt werden. Auſserdem trug der Pikenir an der linken Seite ein ziemlich langes Schwerdt, ebenso gut zum Stoß wie zum Hiebe. Sie wurden gelehrt die Lanze in allen möglichen Richtungen gegen das feindliche Fußvolk zu halten. Bei einem Angriffe der Reiterei sezten die kaiserlichen Pikenire den linken Fuß vor, hielten die Lanze mit dem linken Arm, stemmten ihr Ende gegen den zurückgeschobenen rechten Fuß, in der rechten Hand hielten sie das gezückte Schwerdt, und in dieser Stellung erwarteten sie den Feind. Auf einundzwanzig verschiedene Kommando-Worte belief sich die Handhabung der Lanze. Die zweite Waffengattung zu Fuß oder die Musketire hatte keine andere Schutzwehr als die eiserne Pickelhaube. Ihre Angriffswaffe bestand aus dem Degen und der Muskete. Leztere maß, den Schaft miteingerechnet, fünf rheinländische Fuß in die Länge, wovon drei und ein halber auf die Röhre kamen. Weil sie sehr schwer war, trug der Musketirer einen Gabelstock bei sich, um das Gewehr bei'm Abfeuern aufstützen zu können. Dieser Stock maß vier Fuß, sein unteres Ende lief in eine starke eiserne Spitze aus, die in die Erde gesteckt wurde. Die Gabel, auf welche der Musketir bei'm Abschießen das Gewehr legte, bestand ebenfalls aus Eisen. Die Musketen hatten kein Feuerschloß, sondern wurden mit der brennenden Lunte angezündet, welche der Musketir am kleinen Finger seiner linken Hand trug. Nicht mit fertigen Patronen, sondern auf eine höchst unbequeme und langwierige Weise wurde bei den Kaiserlichen die Flinte geladen. An der Schulter des Musketirs lief von der linken zur rechten Seite ein vier Zoll breites ledernes Bandelier, an welchem an Schnüren 11 hölzerne oder blechene, mit Leder überzogene, und vornen mit einem Deckel versehene Käpselchen hingen. Zehen dieser Käpselchen enthielten eine Ladung, im eilften befand sich das Pulver für die Zündpfanne. Am untersten Theile des Bandeliers war noch das Pulverhorn und ein Beutel voll Kugeln befestigt, damit der Musketir die Kapseln, wenn ihr Inhalt verschossen war, von Neuem füllen konnte. Bei'm Gefechte schüttete er die Ladung aus der Kapsel in das Feuerrohr, preßte die Kugel mit dem Ladstock darauf, brachte Pulver auf die Zündpfanne, und zündete es dann mit der brennenden Lunte, die er aus der linken Hand herübernahm, an. Auf dem Marsche trug er die Muskete auf der rechten Schulter mit der rechten Hand, schleppte den Gabelstock mit den drei größern Fingern der linken Hand nach, und trug die Lunte mit den zwei andern

Fingern derselben Hand. Das Feuer war selten sicher, weil die Richtung des Gewehrs durch das Spiel der vielbeschäftigten Hände bei dieser mühsamen Weise des Ladens und Abschießens meist verloren ging. Neunundneunzig verschiedene Tempo's wurden erfordert, bis der Soldat abgeschossen und wieder geladen hatte. Man kann sich daher vorstellen, daß der Gebrauch des Feuerrohrs bei den Kaiserlichen ebenso langsam als unsicher war. Wundern müßte man sich, warum das teutsche Schloß, das doch schon bei der Reiterei im Brauche war, nicht auch auf die Musketen übergetragen wurde, wenn nicht die Zähigkeit alter fehlerhaften Gewohnheiten und der Kostenpunkt diese auffallende Erscheinung erklärte.

Absichtlich haben wir die Bewaffnung der Kaiserlichen vorangestellt, um die Verbesserungen im schwedischen Heere in ein desto helleres Licht zu setzen. Gustav Adolph brauchte nur zwei Arten von Reiterei, Küraſſire und Dragoner. Sein Geheimniß bestand darin: die Ueberlegenheit, welche seine Gegner durch größere Menschenzahl, Geld und Macht über ihn besaßen, dadurch zu vereiteln, daß er seine geringen Hilfsmittel auf's beste benüzte, und durch Schnelligkeit ersezte, was an Masse abging. Um seine Reiterei beweglicher zu machen, nahm er den Küraſſiren, trotz des Widerspruchs der Officiere, die schwere Rüstung. Nur ein Halbküraß und ein eiserner Helm blieb ihnen. Ihre Bewaffnung bestand aus zwei Pistolen, einem leichten Karabiner, alle drei mit teutschem Feuerschloß, einem langen Degen. Sie waren angewiesen beim Angriff auf Reiterei erst dann abzufeuern, wenn sie das Weiße im Auge des Feindes sehen könnten, hierauf das Feuergewehr fahren zu lassen, und sogleich zur blanken Waffe zu greifen. Die schwedischen Dragoner hatten gar keinen Küraß; wie die Musketire zu Fuß waren sie mit einer Flinte bewaffnet, welche mit der Lunte angezündet wurde. Im Wehrgehenk führten sie einen kurzen Sabel, und am Sattel ihrer Rosse hing ein Beil, mit dem sie Bäume fällen, und die Pallisaden bei'm Sturmlaufe umhauen konnten. Sie dienten noch mehr, als die kaiserlichen Dragoner, zu Fuß, und ihrer Schnelligkeit hauptsächlich verdankte Gustav Adolph die vielen glücklichen Ueberfälle von Lagern und festen Städten. Noch bedeutender waren die Verbesserungen, welche Gustav Adolph bei der Bewaffnung des Fußvolks einführte. Ueberzeugt von den Vorzügen des Feuerrohrs sezte er die Zahl der Piken bei seinem Heere auf ein Drittheil herab, und vermehrte die Musketire bis auf zwei Drittheile des ganzen Bestandes. Dem Grundsatze größter Beweglichkeit auch bei dem Fußvolke huldigend, schaffte er den Harnisch ganz ab, und ließ dem Fußsoldaten von Vertheidigungswaffen nur den Helm. Statt der langen schweren Lanze, die bei den Kaiserlichen eingeführt war, gab er seinen Pikeniren eine Partisane von 11 Fuß, deren zwei Fuß lange, und zunächst am Schafte 4½ Zoll breite Schneide spitzig auslief, und aus dem besten Stahle gemacht war.

Das Gewicht der Muskete verminderte er bedeutend, und machte diese Waffe viel fügsamer, dafür konnte er seinen Musketiren den unbequemen Gabelstock ganz abnehmen. Auch das lächerliche Bandelier wurde vom Könige ganz abgeschafft. An der Stelle desselben führte Gustav Adolph zuerst Patrontaschen von dickem gebranntem Leder ein, welche eine bedeutende Anzahl Patronen von starkem Papier enthielten. Manche behaupten, Gustav Adolph habe bei seinem ganzen Fußvolk die Radschlösser statt der Lunten eingeführt. Mit Recht wird diese Angabe in ihrer allgemeinen Ausdehnung bezweifelt; so viel ist aber gewiß, daß bei einigen schwedischen Regimentern zu Fuß im Jahr 1631 das teutsche Feuerschloß bereits im Brauche war.

Wir gehen zur Aufstellung der Streitkräfte bei beiden Heeren über. Zuerst von der Stärke der Regimenter. Diese wechselte wie natürlich durch Schlachten, Seuchen, Ausreißen, Mangel an Lebensmitteln. In der Regel bestand jedoch ein kaiserliches Reiterregiment aus fünf Schwadronen zu 150 Mann jede, also im Ganzen aus 750—800 Reitern. So stark waren Tilly's Regimenter in der Schlacht von Breitenfeld, dagegen rechnet Wallenstein in einer über das Nürnberger Lager ausgegebenen Liste die Schwadron nur zu 100, also das Regiment zu 500 Mann. Ein Reiterregiment wurde befehligt von einem Obersten oder auch Generale, dem ein Oberstlieutenant als Stellvertreter zur Seite stand. Auf jede der fünf Schwadronen des Regiments kamen drei Officiere und vier Unterofficiere, nämlich ein Rittmeister, ein Lieutenant, der Kornet, welcher im Gefecht die Standarte trug, dann der Wachtmeister, ein Quartiermeister und zwei Korporale. Ein kaiserliches Fußregiment bestand aus 10 Kompagnien oder Fahnen, deren jede, um voll zu seyn, 300 Mann zählen sollte. Aber obgleich Wallenstein diese Summe bei dem Nürnberger Lager angab, belief sich ein kaiserliches Fußregiment selten auf mehr als 1500—2000 Mann. Die Oberofficiere waren ein General oder Oberst, ein Oberstlieutenant, ein Oberstwachtmeister, dann für jede Kompagnie ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähnderich. Hiezu kommen als Unterofficiere, ein Feldwebel, ein Quartiermeister, ein Führer, ein Rostmeister, der untersuchen mußte, ob die Gewehre gut geputzt seyen, und eine schwankende Anzahl von Korporalen, Rottmeistern und Gefreiten. Jedes Regiment hatte ausserdem seinen Feldprediger, Generalgewaltigen mit den Profoßen, seinen Schreiber, jede Kompagnie ihren Kaplan, Feldscheerer, zwei Trommler und zwei Pfeifer.

Die schwedischen Regimenter waren sowohl bei dem Fußvolk als bei der Reiterei schwächer als die Kaiserlichen. Eine Schwadron bestand in der Regel aus zwei Zügen, jeden zu 33 Reitern, also aus 66 Mann. Aber die Zahl der Schwadronen bei'm Regimente schwankte zwischen vier und zwölf, doch war erstere Summe die gewöhnliche. Bei jeder Schwadron befand sich ein

Rittmeister, ein Lieutenant, ein Kornet, ein Wachtmeister, etliche Korporale, zwei Trompeter. Den Regimentsstab bildeten ein Oberst, Oberstlieutenant, Oberstwachtmeister, Quartiermeister, zwei Geistliche, vier Wundärzte, vier Profoße, ein Regimentsschreiber, ein Gerichtschreiber, zwei Gerichtsbüttel, ein Henker. Bei dem Fußvolke zählte die Kompagnie gewöhnlich 144 Mann, worunter 18 Rottenmeister und sechs Korporale oder Feldwebel. Die Officiere waren ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähnderich. Der Hauptmann mußte die Kompagnie vollzählig erhalten, und den Abgang durch Ausreißen, Tod und Krankheiten ersetzen, dafür erhielt er für zehn dienstthuende Soldaten den Sold von eilfen ausbezahlt. Dem Lieutenant stand es zu, die Mannschaft einzuüben, die Aufsicht über die Wachen zu führen, und endlich die Soldaten zu züchtigen. Der älteste Feldwebel war sein Gehilfe bei diesen Geschäften. Der Fähnderich trug die Fahne im Gefecht. Um den Soldaten desto größere Liebe zu diesem Heiligthum einzuflößen, vollzog der Fähnderich nie eine Strafe, im Gegentheil hatte er das Recht, für Schuldige eine Fürbitte einzulegen. Der sechste Feldwebel hieß zugleich der Führer, er trug die Fahne auf dem Marsche, und hatte die Aufsicht über die Kranken. Zu jeder Kompagnie kamen drei Trommler. Die Zahl der Kompagnien auf das Regiment wechselte sehr, wie die der Schwadronen; gewöhnlich bildeten acht Kompagnien ein Regiment, bei fremden Truppen, die der König in seinen Sold nahm, bisweilen zwölf. Der Regimentsstab war bei'm Fußvolke derselbe, wie bei der Reiterei. Vor der Einnahme von Frankfurt an der Oder bildete der König aus zwei Regimentern eine Brigade. Diese hätte auf den gewöhnlichen Fuß gegen 2200 Mann zählen sollen, sie war aber selten stärker als 14—1500 Mann, dennoch blieb der Regimentsstab derselbe, so daß zwei Obersten, zwei Oberstlieutenante u. s. w. sich bei einer schwachen Brigade befanden. Der König wollte durch einen starken Officiersbestand dem Ehrgeize und der Tapferkeit eine glänzende Laufbahn eröffnen. Zur Verkleinerung der Regimenter trug auch die Sitte des Königs bei, für gefährliche Unternehmungen Freiwillige aus ihnen herauszuziehen, welche in eine Abtheilung zusammengezogen, und unter dem Namen »Kommandirte« verwendet wurden. Dieser Gebrauch verhinderte, daß ganze Regimenter in die Pfanne gehauen werden konnten, weil man die schwierigsten Aufträge solchen Kommandirten überließ.

Es fällt in die Augen, daß auch in Rücksicht auf die Eintheilung der Regimenter die größere Leichtigkeit, die kluge Benützung aller Hilfsmittel auf Seiten der Schweden ist. Noch stärker tritt dieß hervor in der taktischen Aufstellung, worin Gustav Adolphs hoher Geist seine schönsten Schöpfungen hervorbrachte. Die Schweizer haben im Mittelalter den Gebrauch des Fußvolks wieder eingeführt, weil sie keine Pferde den Heeren der Ritter entgegenzusetzen hatten. Um durch die dichten, von

Eisen starrenden Schaaren derselben durchzudringen, bildeten sie dem macedonischen Phalanx ähnliche, volle Vierecke, und brachen sich mit diesen Gewalthaufen eine Bahn durch die Reihen ihrer Feinde. Von den Schweizern ging der Gebrauch zu den teutschen Lanzknechten über, welche die gefüllten Vierecke mit Glück in den italienischen Kriegen anwandten. Diese Aufstellung war dem Charakter unserer Soldaten und ihren physischen Eigenschaften angemessen, sie war gut, so lange die Feuerwaffen, besonders das Geschüz keine oder nur eine untergeordnete Rolle im Kriege spielte. Fehlerhaft wurde sie, als die Artillerie auch im offenen Felde angewendet zu werden begann. Denn welch' fürchterliche Wirkung können vier oder fünf Kanonen, gut bedient, auf solche dichte Menschenmassen hervorbringen. Dennoch blieb man noch lange bei der alten Gewohnheit stehen. Nach der Kriegsordnung Kaiser Carls V., die noch unter Maximilian II. galt, wurde ein Infanterieregiment, das damals aus 2500 Pikeniren und 1500 Musketiren bestand, in folgender Weise aufgestellt. Man nahm die Quadratwurzel von der Zahl der Pikenire, d. h. 50, und stellte nun die 2500 Mann, 50 tief und 50 Mann hoch in einem vollen Viereck auf. Von den 1500 Musketiren wurden 1036 in vier Parallelogrammen, jedes 37 Mann tief und sieben Mann hoch zur Seite des großen Vierecks gestellt. Man nannte diese Nebenfiguren, die wie Trabanten den Gewalthaufen umgaben, die Aermel des Vierecks. Noch blieben 464 Musketire übrig. Zweihundert und sechzehn derselben erhielten ihren Platz in Gestalt eines doppelten Saums in zwei Gliedern ringsum das Viereck der Pikenire. Die übrigen achtundvierzig Mann wurden vor die bedrohte Fronte gestellt, so daß diese drei Glieder Musketire tief war. Während der niederländischen Kriege ging man von dieser Stellung, weil der überhandnehmende Gebrauch des groben Geschüzes täglich mehr ihre Fehlerhaftigkeit aufdeckte, wieder ab, jedoch ohne den Grundsatz, aus welchem sie hervorgegangen war, ganz zu verlassen. Jenes dichte Viereck wurde nun allmählig in drei Parallelogramme zerlegt, deren jedes 10 bis 16 Mann tief stand. Terzien oder Drittel nannte man dieselben, weil drei zusammen ein volles Quadrat nach alter Ordnung ausmachten. Diese Aufstellungsweise befolgte Tilly in der Schlacht bei Breitenfeld. In Brigaden von 1500—1600 Mann zertheilte er daselbst sein Fußvolk. Jede dieser Brigaden wurde wiederum 10 Mann tief, also in einer Fronte von 160 Mann aufgestellt, und zwar Pikenire und Musketire abgesondert, und durch kleine Zwischenräume von einander getrennt. Alle 10 Glieder der Pikenire streckten ihre Lanzen vor; von den Musketiren dagegen feuerte nur das erste Glied. Dann schwenkte es, um dem zweiten Glied Raum zum Schießen zu geben, zur Hälfte rechts und links ab, marschirte um die Fronte, oder die neun hintere Glieder herum, trat wieder hinten in eine Reihe und lud von Neuem. Diese Bewegung mußte sehr nachtheilig seyn, weil

ein Glied von 150 Mann nothwendig viel Zeit verlieren muß, um hinter 1350 Kameraden herumzuziehen. Es springt in die Augen, daß ein einziges Glied von 150 Mann, unter der Voraussetzung, daß es ein ununterbrochenes Feuer unterhalten könnte, so viel ausrichten müßte, als eine ganze Tilly'sche Musketirbrigade, die in 10 Gliedern von je 150 Mann eine Masse von 1500 Schützen darstellt. Die Schweden verstanden nun zwar nicht 10mal so schnell zu feuern, als die kaiserlichen Musketire, wohl aber drei- oder viermal, theils weil sie, wie wir gleich zeigen werden, besser aufgestellt waren, theils weil sie tüchtigere Gewehre hatten. Daraus folgt, daß 500 Musketire auf Gustav Adolphs Seite so viel ausrichteten, als 1500 Tilly'sche. Das gleiche Verhältniß gilt auch für die Pikenire. Zehen Soldaten dieser Waffengattung hinter einander aufgestellt, richten nicht mehr aus als sechs, aus dem einfachen Grunde, weil die Lanzen der vier hintersten Glieder nicht mehr auf die Fronte hinausreichen, also auch gar nicht gebraucht werden können.

Noch fehlerhafter als Tillys Aufstellungsweise war diejenige, welche Wallenstein in der Schlacht bei Lützen befolgte. Die Vorsehung hat diesen ausserordentlichen Mann, der sich so trefflich auf den moralischen Theil des Feldherrnamtes verstand, der seinen Soldaten ein blindes Vertrauen zu ihrem Führer, einen unerschütterlichen Muth und Gehorsam einflößte, der ihre Einbildungskraft völlig beherrschte, nicht mit der Fähigkeit neuer taktischen Schöpfungen ausgerüstet. Wallenstein war der Meinung, daß Tilly durch falsche Anordnung die Schlacht von Breitenfeld verloren habe, er kehrte zur alten oben beschriebenen Aufstellung zurück, aber machte sie noch fehlerhafter. Aus 25 Kompagnien Fußvolk, jede von 200 Mann, wovon die Hälfte aus Musketiren, die andere aus Pikeniren bestand, bildete er ein Viereck von folgender Einrichtung: Je hundert Pikenire — die Hälfte der Kompagnie — wurden zehn Mann tief und zehn hoch aufgestellt, und dann 25 dieser kleineren Vierecke in ein großes enggeschlossenes Quadrat zusammengezogen, dessen Breite und Tiefe fünf solcher Abtheilungen von 100 Mann jede — also im Ganzen 25 betrug. Jezt, nachdem der Kern fertig war, umschloß er denselben mit einem Saum von 24 ähnlichen, ebenfalls aus je zehn Mann in der Tiefe und Höhe gebildeten Vierecken von Musketiren, so daß nun ein großes aus siebenmal sieben gleichartigen Theilen zusammengesezstes Quadrat dastand, welches 4900 dicht aneinanderstehende Soldaten umfaßte. Hundert Musketire blieben übrig, aus diesen bildete er abermal vier kleine Vierecke von fünf mal fünf Mann jedes, und stellte dieselben an die vier Ecken des großen Quadrats. Das ganze Gebilde war einem viereckigen gothischen Thurme nachgemacht, dessen Winkel durch vier kleinere Thürme vertheidigt werden. Hätte es nur auch die Festigkeit von 10—15 Fuß dicken Mauern gehabt! aber wie sollte diese Masse von Fleisch schwedischen Kanonen widerstehen? Zwei große Fehler

fallen dieser Aufstellung zur Last. Erstens stand schon der äußere Saum von Musketiren zu tief, denn zehn Mann können hinter einander nimmermehr schießen, und den vorderen Gliedern blieb nachdem sie abgefeuert hatten, kaum ein Raum übrig, um nach damaliger Sitte hinter die andern zurückzuweichen und wieder zu laden. Zweitens waren die in eine Rahme von 25 Centurien eingekeilten 2500 Pikenire ganz unnütz und für das Gefecht verloren. Kein einziger von diesen Soldaten konnte seine Pike gebrauchen, denn wie mochte dieselbe durch eine zehnfache Reihe von Musketiren durchgesteckt werden. Namhafte ältere und neuere Taktiker, namentlich Folard, schreiben den Verlust der Lützner Schlacht hauptsächlich auf Rechnung dieser verfehlten Quadrate. Uebrigens muß bemerkt werden, daß damals alle Nationen, die Schweden ausgenommen, ähnliche oder noch größere Verstöße in der Aufstellung der Streitkräfte begingen. Dem Genie Gustav Adolphs war es vorbehalten, die wahren Grundsätze des neuern auf die Feuerwaffen gegründeten Krieges zu lehren.

Wir gehen zur Reiterei über. Auch bei dieser Waffengattung war die tiefe Stellung im Brauche, als Gustav Adolph in Teutschland erschien. Tilly stellte in der Breitenfelder Schlacht seine Küraſſiren zehn, die leichten Reiter sechs Mann tief, Wallenstein die schwere Reiter zu acht, die leichten fünf Mann tief. Bei dieser Tiefe sollte man zum Voraus erwarten, daß es auf einen gewaltigen Stoß, auf einen Einbruch in Masse abgesehen gewesen wäre, um so mehr, weil die schwere Rüstung der Küraſſire darauf berechnet scheint. Aber gerade das Gegentheil fand statt! Beim Angriffe ritt das erste Glied einer solchen aus 5—10 Reihen bestehenden Schwadron, sobald man auf Schußweite gekommen war, im Galopp voran, die andern machten indeß Halt. Die Karabinire feuerten dann ihre kurzen Büchsen ab, machten hierauf eine halbe Wendung rechts und schoßen das eine Pistol, dann eine andere links, und brannten das zweite ab. Hatten diese wiederholten Schüsse eine Lücke in der feindlichen Linie gemacht, so brachen sie ein, und die zurückgebliebenen Reihen folgten dann ihren vorangeeilten Kameraden. Hielt aber der Feind noch fest, was gewöhnlich der Fall war, so schwenkte das erste zum Schuß gekommene Glied rechts und links ab, galoppirte hinter die Fronte der Schwadron, stellte sich dort wieder auf und lud von Neuem. Ebenso machten es die Küraſſire, nur daß sie keine Karabiner abzufeuern hatten, und also bloß zwei halbe Wendungen zur Abfeurung ihrer beiden Pistolen ausführten. Dieses ewige Zurücktreten sah aus wie eine Flucht, brachte das hintenstehende Fußvolk, das manchmal von den Pferden umgerannt wurde, in Unordnung, oder nahm ihm gar den Muth, weil man bereits geschlagene und noch widerstehende Reiter kaum unterscheiden konnte. Ein berühmtes Waffenhaupt, Montecuculi, meint, diese verkehrte Fechtart der kaiserlichen Reiterei sey größtentheils am Verluste der Lützener Schlacht Schuld. Ich möchte noch

weiter gehen und behaupten, daß Reiter, welche so fechten, nothwendig am Ende den Muth verlieren werden. Die Gründe, auf welche ich mich berufe, liegen in der Natur des menschlichen Gemüths. Der Soldat hält im Angesichte des gezückten Stahles, der ihn bedroht, der Kugeln, die über ihn hereinschmettern, standhaft aus, weil sein eigenes Blut in Wallung kommt, weil ihm keine Wahl übrig bleibt, als den Gegner zu vernichten, oder selbst unterzugehen, und weil durch dieses Bewußtseyn eine mächtige Leidenschaft in seinem Busen angefacht wird. Soll nun die Leidenschaft fortdauern, so müßt ihr ihn stetig der Gefahr ausgesezt seyn lassen. Aber wenn ihr ihn abwechslungsweise, in beständiger Ebbe und Fluth, bald dem Tode in den vordersten Reihen Preis gebt, bald hinter der schützenden Fronte ruhig Athem schöpfen läßt so wird er, ohne eben ein feiger Mann zu seyn, allmählig daran denken, daß die Stellung hinten, in welcher sich sein Blut von selbst abkühlt, unbestreitbare Vortheile vor der im vordersten Gliede habe. Merkwürdig bleibt es immer, daß fast alle Geschichtschreiber, und darunter solche, welche selbst mitfochten, wie Burgund die kaiserliche Reiterei in beiden Schlachten, bei Lützen wie bei Breitenfeld, der Feigheit oder der Pflichtverletzung beschuldigen, während das Fußvolk, das viel stetiger den Gefahren trotzen mußte, nach allen Zeugnissen seine Schuldigkeit that.

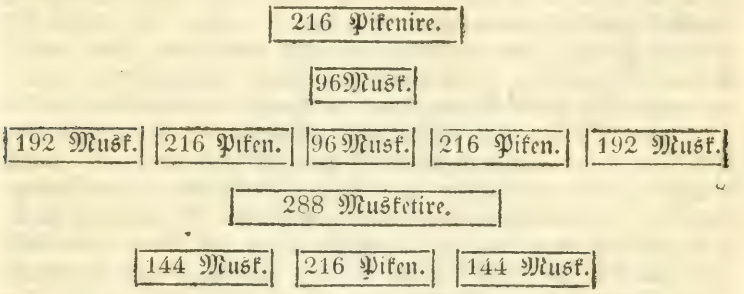
So war die Taktik bei den Kaiserlichen im 30jährigen Kriege beschaffen. Ganz anders bei den Schweden. Getreu dem Grundsatze, daß keine Kraft verloren gehen dürfe, daß also jeder einzelne Soldat den größtmöglichen Dienst leisten solle, stellte Gustav Adolph sein ganzes Fußvolk, Pikenire wie Musketire nur sechs Mann hoch auf. Erstere Waffengattung stand in der Schlachtlinie gedrängt Mann an Mann, bei den Musketiren dagegen war zwischen jeder Rotte, die aus vier bis fünf Soldaten bestand und von einem Rottmeister beaufsichtigt wurde, ein Zwischenraum von zwei bis drei Fuß gelassen, durch welchen sich das erste Glied zur Hälfte rechts, zur Hälfte links zurückzog, um hinter der Fronte zu laden und dem Feuer des nächsten Gliedes Platz zu machen. Der Grundsatz war demnach derselbe, wie bei den Kaiserlichen Musketiren, aber die Ausführung himmelweit unterschieden. Denn bei den Schweden wurde fast gar keine Zeit darüber verloren, weil hier nur je zwei oder drei Mann durch den offen gelassenen Raum zwischen jeder Rotte von vier bis fünf Mann hinter fünf Glieder zurückzogen, während dort fünfzig und mehr einen Umkreis um neun volle Glieder machen mußten. Das zweite große Grundgesetz, welches Gustav Adolph befolgte, war, daß jede Waffe die andere unterstützen müsse. Die Schlachtordnung sollte einem wohlorganisirten Körper gleichen, von dessen Gliedern jegliches nicht nur sich selbst, sondern auch die andern gegenseitig schüzt. Also stellte er kleine Abtheilungen von Musketiren neben den Schlachthaufen der Pikenire, und mischte wieder erstere unter die Reiterei, indem zwischen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme

von 150 bis 200 Musketiren gelassen wurden. Pike, Muskete, Pistole, Sabel und die Wucht des Schlachtrosses mußten sich gegenseitig unterstützen. Endlich wurde die erste Schlachtlinie durch eine zweite gedeckt, welche jedem leidenden Theile sogleich Hilfe bringen, und die Flanken, wenn sie bedroht waren, wie in der Breitenfelder Schlacht, in größter Ordnung vertheidigen konnte. Der Engländer Harte hat in seinem Leben Gustav Adolphs die Aussage eines vornehmen Augenzeugen aufbewahrt, der seine Bewunderung des schwedischen Heeres in folgenden Worten ausspricht: »Die Schlachtreihe Gustav Adolphs ist wie eine wohlgebaute Festung im Stande, den Feind überall aufs Beste zu empfangen, auf welcher Seite derselbe den Angriff wage. Nicht nur zieht der König den größtmöglichen Vortheil aus seinem Geschütz, sondern keiner der schwedischen Musketire verliert einen Schuß. Lezteres ist bei der kaiserlichen Aufstellung des Fußvolkes unmöglich, denn aus großen, unförmlichen Vierecken können nur zwei, höchstens drei Glieder Feuer geben, die übrigen sind für Nichts da. Hiezu kommt noch, daß ein solcher Menschenklumpen leicht durchbrochen und in Unordnung gebracht werden kann; dieß steht bei der schwedischen Aufstellung nie zu befürchten; denn ehe die feindliche Reiterei zum Angriff auf die schwedischen Musketire vorgerückt ist, sind diese schon durch die Pikenire und durch Reiterei auf beiden Flügeln gedeckt, welche leztere gleichsam die Basteien der schwedischen Schlachtordnung bildet. Außerdem haben die Musketire mehrere Rückhalte hinter sich, auf welche sie sich zurückziehen können. Endlich muß die feindliche Reiterei vorher die so trefflich gegliederte erste Schlachtlinie durchbrechen, bevor sie das zweite Treffen über den Haufen werfen kann. Da die Stärke jeder Schlachtordnung darin besteht, daß alle Glieder untereinander verbunden sind und sich gegenseitig unterstützen, so sehe ich nicht, wie die schwedische Ordnung umgestoßen werden könnte; es müßte denn durch einen schnellen Ueberfall geschehen, der den Truppen des Königs nicht Zeit ließe, sich aufzustellen.« Diese kurzen Worte bezeichnen aufs Beste den Geist der schwedischen Kriegskunst.

Eben so wie die Aufstellung des Fußvolks verbesserte Gustav Adolph die Fechtweise der Reiterei. Er schaffte die großen, oft tausend Mann fassende Reiterhaufen, welche bei den Kaiserlichen im Brauche waren, er schaffte zweitens den sonderbaren Angriff durch Hin- und Zurückreiten und die mit diesem fehlerhaften Systeme unzertrennliche Aufschließung der Reihen ab. Die schwedische Reiterei griff Schwadronsweise an, jede Schwadron 15 bis 16 Mann in der Fronte und vier Mann tief. Glied schloß an Glied, Reihe an Reihe. Sobald man auf Schußweite war, sezten die Reiter ihre Thiere in Galopp, erst wenn man das Weiße im Auge des Feindes erkennen konnte, schoß das erste und zweite Glied seine Pistolen ab, warf dann das Pistol in den Hulfter, griff zum Pallasch. Der erste Stoß wurde nach dem Visire der feindlichen Küraſſire geführt, dann zum zweiten nach dem Kopfe

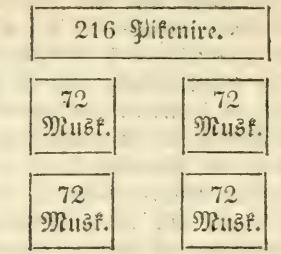
der Pferde gehauen; die zwei hinteren Glieder drängten nach, um mit der Wucht ihrer Rosse und unterstüzt von den Säbeln der beiden ersten Reihen den Feind über den Haufen zu rennen. Das Pistol sollte nach Gustav Adolphs Lehre nur dazu dienen, eine Lücke in den feindlichen Linien hervorzubringen und den Einbruch zu erleichtern, die blanke Waffe war die Hauptsache. Gelang der erste Anfall nicht, so wandten die schwedischen Reiter um, was bei der geringen Stärke der Schwadronen leicht auszuführen war, und zogen sich in die Zwischenräume zwischen den Musketiren zurück, wo sie ihre ursprüngliche Stellung hatten. Nun kam es den Musketiren zu, mit ihren Feuerröhren und mit den bisher verdeckten und hinter der Fronte aufgestellten kleinen Regimentsstücken die nachsetzenden Küraſſire des Feindes zu zerschmettern. Gegen solche Anordnungen konnten die Kaiserlichen bei ihrem fehlerhaften System nicht gewinnen.

Wir haben bisher nur die natürliche Taktik der Schweden beschrieben. Es werden jedoch von den Geschichtschreibern, namentlich von Harte, auch künstliche Aufstellungsarten angeführt, die wir nicht übergehen können. Harte will eine Handzeichnung von des Königs Plane für die Breitenfelder Schlacht aufgefunden haben, welche der Lord Rhea, der in dem schwedischen Heere diente, an Ort und Stelle aufgenommen haben soll. Nach dieser angeblichen Zeichnung bildete Gustav Adolph aus je zwei Fußregimentern eine Brigade von 2016 Mann, die aus 864 Pikeniren und 1152 Musketiren zusammengesezt war. Die Brigade sey dann, behauptet Harte weiter, in folgender Ordnung aufgestellt worden:



Harte ergießt sich in den größten Lobsprüchen über diese Stellung, welche er die Gustav Adolph'sche Kolonne nennt und für eine der erhabensten Erfindungen neuerer Kriegskunst erklärt. Doch fügt er bei, Gustav Adolph habe später die vier unteren, 792 Mann faſſenden Vierecke weggelaſſen und nur die sieben oberen, unter dem Namen einer halben Brigade, beibehalten. Ferner, berichtet er, sey die volle Brigade manchmal in

Viertheile, zu 504 Mann jedes, von folgender Aufstellung auseinandergelegt worden:



Eingedenk des vielen thörichten Wustes, welchen dieser englische Priester zu Markte bringt, hätten wir keine Rücksicht auf seine Angaben über Gustav Adolphs Taktik genommen, wenn dieselben nicht von allen spätern Geschichtsschreibern, namentlich von dem preußischen Offizier, welcher Gualdos Werk mit schätzbaren Anmerkungen ausgestattet hat, wiederholt würden. Ehe wir uns auf eine Prüfung einlassen, müssen wir noch bemerken, daß Harte von der doppelten Voraussetzung ausgeht: Gustav Adolph habe sein ganzes Fußvolk in solche Brigaden vereinigt und dennoch ein zweites Treffen hinter dem ersten, welches eben aus obiger Brigade gebildet war, in beiden Hauptschlachten, bei Lützen und Breitenfeld, aufgestellt. Ersteres behauptet Harte geradezu, das Andere folgt wenigstens als ein nothwendiger Schluß aus seinen Worten. Denn wenn Gustav Adolph, wie Harte sagt, später, d. h. namentlich in der Lützener Schlacht, obige ganze Brigade auf eine halbe vereinfachte, indem er die vier unteren Vierecke wegließ, so können eben diese nicht das zweite Treffen gebildet haben, weil Gustav Adolph ein solches bei Lützen so gut, als bei Breitenfeld anwandte. Der nächste Einwurf gegen die Glaubwürdigkeit oder Aechtheit der Handzeichnung des Lord Rhea, auf welche sich Harte stützt, wäre nun der: Gustav Adolph wird allgemein als der schöpferische Wiederhersteller des Kriegsdienstes zu Fuß gerühmt, weil er die damals übliche fehlerhafte tiefe Stellung verließ und eine bewegliche von sechs Reihen hintereinander einführte. Allein dieser Lorbeer fiele ab, wenn Harte Recht hat, weil die Mitte einer Brigade im Grunde nichts Anders ist, als eine Säule von 30 Mann Tiefe. Denn weit auseinander können die 11 Vierecke, aus welchen die volle Brigade zusammengesezt war, unmöglich gestanden seyn, weil sie sich sonst nicht gegenseitig unterstützen konnten, was doch allgemein als der höchste Grundsatz der Taktik Gustav Adolphs anerkannt wird. Zweitens möchten wir fragen, zu was denn die zwei Haufen von je 96 Musketiren, welche hinter dem vordersten Viereck von 216 Pikeniren stehen, eigentlich dienen sollten? Meint Harte etwa, ihre Kugeln seyen durch die Glieder der 216 Vordermänner ohne Schaden durchgedrungen und hätten ihre

Wirkung bloß auf die von vornen angreifenden Feinde gethan? Der gesunde Menschenverstand scheint uns zu fordern, daß man Musketire nicht durch vorangestellte Pikenire, sondern umgekehrt die Pikenire durch Musketire deckt, aus dem einfachen Grunde, weil die Waffe der Leztern schon auf 300 Gänge in die Ferne wirkt, während Pikenire dem Feind erst dann schaden können, wenn er auf zwei Schritte nahe kommt. Drittens wenn Gustav Adolph aus seinem Fußvolk lauter solche Brigaden bildete, wenn er ferner zum Schutze dieser Brigaden, welche in der ersten Schlachtlinie standen, noch ein zweites Treffen aufstellte, — alle Schriftsteller sind, wie wir bereits sagten, darüber einig, daß ein zweites Treffen jedesmal formirt wurde, — so nahm seine Fronte einen außerordentlich kleinen Raum ein. Gustav Adolph führte 13,000 Mann Fußvolk auf die Ebene von Breitenfeld. Rechnen wir nun bloß 3000 für das Hintertreffen oder die Reserve, so bleiben 10,000 Mann übrig, aus welchen kaum fünf Brigaden gebildet werden konnten. Ich zweifle nun sehr, ob diese fünf Brigaden die ganze Strecke der Stuttgarter Königsstraße — eine Viertelstunde — bedecken würden. Ein Feind, der eine solche dichte aber schmale Masse vor sich sah, mußte nothwendig auf den Gedanken gerathen, nicht auf der Fronte, deren Stärke die Flügel aufgeopfert waren, sondern von beiden Seiten, vielleicht auch von hinten einzubrechen. Eben so nothwendig war es dann, daß der angegriffene Theil die vier hintersten Vierecke seiner Brigaden sammt der Reserve auf die bedrohten Flanken abschickte, um diese zu schützen. Nun ist es höchst unklug, vor der der Schlacht eine Stellung einzunehmen, die man während derselben, mitten unter Kugeln und unter steter Gefahr, daß die Glieder zerrissen werden, voraussichtlicher Weise sogleich wieder verlassen muß. Indeß könnte man sagen, diese Einwürfe treffen nicht sowohl Harte's Zeichnung, als die Taktik des Königs von Schweden, obgleich ich dieß nimmermehr glaube; oder möchte ein Sachverständiger einwenden, der Verfasser vorliegender Geschichte verstehe eben nichts vom Kriege und stelle sich die Sache falsch vor, welches wahr seyn mag, obgleich ich finde, daß auch ein erfahrener Offizier sehr wenig von Harte's vielgerühmter Brigade hält *). Allein ein vierter Einwurf scheint mir entscheidend. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Gustav Adolph in der Schlacht bei Breitenfeld seine Reiterei durchaus mit Musketirabtheilungen untermischte. Nun kommen bei 13,000 Mann Fußvolk, wenn man Schildknecht folgt, der zwei Drittel Musketen auf ein Drittheil Piken rechnet, 8666 Musketire auf 4333 Pikenire. Nimmt man dagegen den Lord Rhea zum Führer, auf dessen angeblicher Handzeichnung die von Harte mitgetheilte Brigade beruht, und der ein Verhältniß von

*) Der hannöversche Generalfeldzeugmeister Graf von der Decken in seiner Lebensbeschreibung des Herzogs Georg von Lüneburg. Band II. Seite 115.

4/7 Musketiren auf 3/7 Pikenire angibt, so haben wir 7428 Musketire auf 5571 Pikenire. Gustav Adolph führte weiter in die Breitenfelder Schlacht 9000 Reiter. Um diese gehörig mit Musketiren zu untermischen, wollen wir nur 3000 Musketen rechnen. Ferner standen in der Reserve laut Khevenhüllers Zeugniß zum mindesten 2000 Musketire. Jezt frage ich, wo bleiben die Musketire, welche nöthig sind, um die Brigaden gemäß dem angegebenen Verhältniß zwischen beiden Waffengattungen zu Fuß auszufüllen? Wir wollen uns nicht auf Khevenhüllers, auf Gualdos und Chemnitzens Bericht über die Aufstellung des schwedischen Heeres in der Schlacht bei Breitenfeld berufen; nur dieß Eine behaupten wir zuversichtlich: wenn Gustav Adolph seine Reiterei mit Musketiren untermischte, wenn er zweitens Musketire auch in das Hintertreffen zog, so kann das schwedische Fußvolk nimmermehr in Brigaden, wie sie Harte anführt, aufgestellt worden seyn. Wir glauben daher darüber gerechtfertigt zu seyn, daß wir oben im Berichte von der Breitenfelder Schlacht nicht Harte und seinem Lord Rhea, sondern dem Grafen Khevenhüller folgten.

Harte verstand von dem Kriegswesen sicherlich nicht viel mehr, als der französische General Vandamme von der lutherischen Dogmatik. Auffallend ist es überdieß, daß er zugesteht, Gustav Adolph habe in der Lützener Schlacht die Brigaden, die doch eine so erhabene Erfindung seyn sollen, nicht mehr angewandt. Vielleicht dürften Sachverständige den Vorwurf, welchen ich jenem Engländer mache, auch auf mich ausdehnen; dennoch glaube ich, daß meine Einwendungen nicht ohne alles Gewicht sind. Mag es mit der angeblichen Handzeichnung des Lord Rhea eine Bewandtniß haben, welche es wolle: bis die Sache durch Männer vom Fache genauer untersucht ist, scheint es mir gerathener, die Brigaden nicht unter die Loorbeeren Gustav Adolphs zu zählen. Seine Ansprüche auf Feldherrn-Ruhm gründen sich auf erwiesene Thatsachen, auf bessere Bewaffnung seiner Völker, auf wohl ersonnene Unterstützung einer Waffe durch die andere, auf die ermäßigte Tiefe der Stellung in der Schlacht, auf Schnelligkeit der Bewegung, auf genaue Benutzung aller Streitkräfte, auf die vernunftgemäße Fechtweise der Reiterei. Diese Vorzüge waren hinreichend, ihm das Uebergewicht über seine Gegner zu verschaffen, wenn auch nicht eine bewunderungswürdige Vervollkommnung des groben Geschützes dazu gekommen wäre.

Bis zum 30jährigen Kriege glich ein Zeughaus voll Geschütz einer wahren Rumpelkammer, so verschiedene Formen, Größen und Längen von Feuerschlünden wurden darin aufbewahrt. Da gab es große und kleine Falken, Singerinnen, Schlangen, Nothschlangen, Sperber, fast jedes Thiergeschlecht hatte seinen Vertreter im Reiche der Kanonen. Das gewöhnliche Feldgeschütz, die Nothschlange, schoß Kugeln von 16 Pfund, die Röhre war 8 1/2 Fuß lang und wog 40 — 50 Centner. Zehn Pferde

wurden erfordert, um diese Art von Kanonen, drei um die Kugeln, zwei um das nöthige Pulver zu ziehen. Eine Falkaune schoß 6 — 8 Pfund, war 8 Fuß lang und wog 15 — 20 Centner. Acht Pferde waren nöthig, um die Röhre, eines um das Pulver und ein zweites um die Kugeln zu ziehen. Das Falkonnet, oder ein kleines Falkenstück schoß zwei Pfund, wog zehn Centner, war fünf und einen halben Fuß lang und wurde von vier Pferden gezogen. Ein einziges Pferd schleppte die Kugeln und das Pulver. Bereits waren damals die wahren Grundsätze der Geschützgießerei aufgestellt, denn der teutsche Büchsenmeister Rivius lehrte schon im Jahr 1582, daß eine Kanone weder zu lang noch zu kurz seyn dürfe, um möglichst weit zu reichen. Dennoch wandte man bei teutschen Heeren diese Lehre wenig an, sonst wären die meisten Kanonen nicht so übermäßig lang gewesen, auch hätte man sonst mehr leichtes Geschütz gebraucht. Immer fällt es schwer, von fehlerhaften Gewohnheiten abzugehen.

Tilly führte nur große Batterie-Kanonen mit sich, deren kleinste 24 Pfund schoß. Viele hatten ein Kaliber von 36 — 48. Zwanzig bis fünfundzwanzig Pferde mußten angespannt werden, um einen Vierundzwanzigpfünder, zwölf weitere, um den dazu gehörigen Vorrath von Pulver und Kugeln fortzuschleppen. Bei den großen Stücken stieg die nöthige Zahl der Pferde in gleichem Verhältniß. Nur wenn sie in der Batterie aufgestellt waren, ruhten diese schwere Kanonen auf ihren Laffetten, bei Märschen wurden sie heruntergenommen und auf plumpe Karren gepackt. Die Laffetten ließ man dann nachführen. Man wird sich denken, daß so große Metallmassen den verschiedenen Bewegungen des Heeres in einer Schlacht nicht folgen konnten. Bloß in Batterien wurden sie aufgeführt, und wo sie zu Anfang des Treffens standen, da mußten sie bleiben bis zu Ende. Gab das Gefecht dem Heere, welche sie vertheidigen sollten, eine andere Stellung, so wurden sie völlig unnütz. Nicht minder fehlerhaft war die Art der Ladung. Man brauchte damals bei den teutschen Heeren noch keine Patronen für das grobe Geschütz. Die aufgeschlagene Pulvertonne war vor den Konstabler hingestellt, mit einer krummen Schaufel fuhr derselbe hinein, lud dann das Pulver in die Kanone, das sich natürlich in der ganzen Röhre zerstreute, und so dem Schuß seine beste Kraft entzog. Die Kugel wurde zulezt auf das Pulver gesezt und mit der Lunte losgeschossen. Tilly führte nur eine kleine Zahl von Kanonen bei sich, ohne Zweifel weil sein Geschütz aus lauter solchen schweren Stücken bestand, die einen ungeheuren Zug erforderten. Nie hatte er, so viel man weiß, mehr als achtundzwanzig.

In Wallensteins Heer war dieselbe Einrichtung in Bezug auf das grobe Geschütz, doch vermehrte er, weil auch die Zahl des Heeres bei Uebernahme des zweiten Oberfehls größer war, seine Artillerie bis auf 80 Stücke. Ein Oberst-Zeugmeister führte

das Kommando über das ganze Geschütz, unter ihm standen Artillerie-Hauptleute und Lieutenante. Eine Feldschlange, die 15 Pfund schoß, wurde bedient von zwei Büchsenmeistern und zehn Schnellern oder Kanoniren; eine Falkaune von einem Büchsenmeister und sechs Schnellern, und so in gleichem Verhältniß von mehr oder minder starken Mannschaft je nach dem Kaliber. Der Zug, die Geschützwagen und die nöthigen Zimmerleute standen unter der Aufsicht von Wagen- und Geschirr-Meistern. Um die Stücke auf Märschen mitfortzuschleppen, nahm man den Bauern die Pferde weg, das kaiserliche grobe Geschütz hatte keine regelmäßige Bespannung.

Anders war die schwedische Artillerie eingerichtet. Gustav Adolph wandte die größte Sorgfalt auf diesen wichtigsten Theil des Kriegswesens. Er fand eben so unförmliche Kanonen vor, als die oben beschriebenen. Im Jahr 1624 brachte ein teutscher Geschützoberst, von Siegroth, der in schwedische Dienste getreten war, die Lehre nach Schweden, daß eine Verkleinerung der Kanonen ohne Nachtheil für ihre Wirkung möglich sey. Gustav Adolph wollte es Anfangs nicht glauben, und wettete mit dem Teutschen; viele Versuche wurden angestellt; die Erfahrung rechtfertigte die Lehren des Obersten; Gustav Adolph zahlte die Wette und ließ nun die alten Stücke umgießen. Es war der erste Anfang einer fliegenden Artillerie. Doch hatten diese Kanonen noch zu viel Gewicht. Ein weiterer Schritt geschah durch Einführung der ledernen Kanonen, welche oben beschrieben worden sind.*) Auserordentliche Leichtigkeit empfahl diese Stücke — sie wogen kaum einen Centner — aber sie erhizten sich viel zu schnell. Deßhalb behielt sie Gustav Adolph nur bis zum Jahr 1631 bei. Der Engländer Hamilton hatte, wie wir bereits erzählten, eine neue Art von Kanonen erdacht. Da die Proben günstig ausfielen, führte sie Gustav Adolph bei seinem Heere ausschließlich ein. Diese neue Kanonen waren aus Eisen gegossen, vier Fuß lang und wogen bloß 625 Pfund. Mit einer Ladung von 1⅓ Pfund Pulver schoßen sie eine Kugel von vier Pfund. Man lud sie nicht, wie bei den Kaiserlichen aus freier Hand, sondern mit einer Patrone, an deren unterstes Ende die Kugel durch Eisendraht befestigt war. Zwei Pferde zogen sie mit Leichtigkeit über Stock und Stein, ein einziges Roß schleppte den Munitionswagen. Aus diesen Stücken wurde, wie früher aus den ledernen Kanonen, die fliegende Artillerie der Schweden gebildet. Jedem Regimente waren mehrere derselben, oft sechs und acht, beigegeben. Gustav Adolph verstand es zugleich, sie verdeckt zu gebrauchen. Unsichtbar dem Auge des Feindes standen sie zu Anfang der Treffen hinter den Linien der Musketire, wenn nun der Feind einbrechen wollte, öffneten sich etliche Reihen, und nun schleuderten diese Werkzeuge des Todes ihren Hagel von

*) Seite 260 dieses Werkes.

Eisen in die dichten Massen der Angreifer. Außerordentlich schnell wurden sie bedient. Der teutsche Ingenieur Schildknecht berichtet uns, daß ein guter Kanonier dreimal gefeuert habe, bevor ein Musketir zweimal zum Schusse kam. Um die Verbindung dieser wirksamsten aller Waffen mit den Regimentern noch enger zu machen, wurden die Musketire auf den Geschützdienst eingeübt. So fehlte es nie an Kanoniren, wenn auch noch so viele neben ihren Stücken erschossen wurden. Lange war die Hamiltonsche Kanone auch bei fremden Heeren im Brauch; die Franzosen bedienten sich ihrer unter dem Namen schwedischer Stücke bis zum Jahre 1756.

Außer dem eben beschriebenen fliegenden Geschütz hatte Gustav Adolph noch seine groben Batteriestücke, 24 bis 48 Pfünder. Die Einrichtung derselben war wenig verschieden von der kaiserlichen, außer daß sie ebenfalls mit Patronen geladen wurden. Eine gleich große Anzahl von Pferden, wie bei Tillys Heere, wurde erfordert, um sie fortzuschleppen. An Menge des Geschützes übertrafen die Schweden alle andern damaligen Heere bei weitem. Aus hundert Feuerschlünden schoß Gustav Adolph in der Schlacht bei Breitenfeld; bei der Belagerung von Frankfurt an der Oder hatte er deren zweihundert, dreihundert im Lager von Nürnberg; nahe an hundert führte er auf die Ebene von Lützen. Freilich kamen ihm hiebei die unerschöpflichen Bergwerke seines Erbreiches zu Statten.

Man braucht nicht selbst Soldat zu seyn, um diesen Schöpfungen des Königs von Schweden seine ganze Bewunderung zu zollen. Sicherlich sind dieß die wahren Grundsätze der Kriegsführung; wir sehen in voller Glorie den Wiederhersteller der wichtigsten aller Künste vor uns, jener Kunst, welche die Staaten groß macht und die Schicksale der Völker verändert. Uebrigens muß man darüber staunen, daß die Kaiserlichen einem durch schöpferischen Geist und Waffenweisheit so überlegenen Feind dennoch mit solcher Ausdauer die Spitze boten. Das macht, weil Tillys, weil Wallensteins Soldaten an moralischer Kraft den Schweden gar nicht oder nur wenig nachstanden. Der lange Krieg hatte nicht nur eine große Erfahrung, sondern auch ein hohes Selbstgefühl in den katholischen teutschen Heeren hervorgebracht. Diese Soldaten wußten, was es heiße, die Besieger Teutschlands und des Kaisers eherner Arm zu seyn. In der That müßte der ein schlechter Mann seyn, den ein solches Bewußtseyn nicht einige Zolle höher erhöbe. Gewohnt, in Teutschland den Herrn zu spielen, und stolz auf die erfochtenen Triumphe, traten sie dem Feind mit keckem Trotze entgegen. Freilich waren sie bei Breitenfeld und noch mehr bei Lützen fehlerhaft aufgestellt, freilich wütheten die schwedischen Kanonen mörderisch in ihren Reihen, aber die gelichteten Glieder schloßen, folgsam der Stimme ihrer Offiziere, von Neuem an, die alten Banden Tillys hielten bis zum lezten Mann Stand, und aus der Lützener Schlacht

ging beinahe kein Wallensteinischer Soldat unverwundet hervor. Diese Entschlossenheit ist am Ende die Hauptsache und macht taktische Fehler wieder gut; denn der Muth überwindet Alles, selbst den Tod. Die kräftigsten Reizmittel wurden angewandt, um den kaiserlichen Soldaten an seine Fahne zu fesseln. Besonders wirkte man auf die Habsucht. Hoch war schon das Handgeld, das jeder Rekrut empfing, denn geworben wurde damals alles Kriegsvolk. Von 10 — 25 Thalern wurde jedem Eintretenden geboten. Als bei Uebernahme seiner zweiten Feldhauptmannschaft die Zeit drängte, brauchte Wallenstein freilich auch gewaltsamere Mittel, um sein neues Heer schnell voll zu machen. Nach Schildknechts Zeugniß brachen friedländische Werber in Häuser ein, wo sie wußten, daß junge Bursche wohnten, warfen einen Haufen Geld und einen Strick auf den Tisch und sprachen: »wählt, entweder Soldat geworden und das Geld genommen, oder aufgehenkt.« Sehr hoch im Verhältniß zu dem damaligen Werthe des Geldes und zu der jetzigen Bezahlung des Soldaten belief sich der Sold. Bei der Reiterei bekam monatlich ein Oberster 400, der Rittmeister 125, der Lieutenant 40, der Kornet 30, jeder Küraſſir 24 Gulden, wofür er Alles bestreiten mußte. Man muß nämlich wissen, daß Reiter, die Dienste nahmen, ihre eigene Hengste und eigene Bewaffnung mitbrachten. Ausserdem war es jedem Reiter gestattet, eins oder zwei Handpferde mit sich zu führen, auf welchen die Leibbursche der Küraſſire ritten. Leztere bestanden zu einem großen Theil aus Mitgliedern des kleinen unbegüterten Adels, deren ganzes Erbgut oft ein Schlachtroß und eine Rüstung war. Bei dem kaiserlichen Fußvolk erhielt jeder Musketir monatlich sechs, jeder Pikenir neun Gulden Sold. Dagegen war die Ausbezahlung höchst unregelmäßig, und Monate lang mußten oft die Truppen warten. Hiezu kamen noch ausserordentliche Belohnungen. Soldaten, die sich vor dem Feinde ausgezeichnet hatten, wurden mit Geldsummen und höheren Graden, Offiziere mit goldenen Ketten, mit konfiscirten Gütern, mit Vorrücken im Heere bedacht. Tilly vermachte durch seinen lezten Willen sein ganzes Vermögen den tapfern Wallonen, seinen Landsleuten. Von Wallenstein ist es bekannt, daß er ausschweifend belohnte und strafte. Selten schenkte er unter tausend Thalern. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen dem Feldherrn und den Offizieren einer- und den Soldaten andererseits viel inniger, als bei den jetzigen Heeren, wo sich besonders seit Einführung der Conscription jeder Einzelne als gezwungenen Diener des Staats, nicht als Genossen seiner Offiziere anzusehen gewohnt ist. Zu den Belohnungen standen die Strafen im Verhältniß. Ungehorsam aller Art, Feigheit, wurde mit Stockprügeln, Spießruthen, Galgen und Rad geahndet. Fast täglich hatten die Generalgewaltigen Gelegenheit, ihr Amt auszuüben. Man betrachte nur die Kupferstiche aus jener Zeit, immer wird man einen bevölkerten Galgen und Rad im Rücken kaiserlicher Heere erblicken. Wallenstein forderte unbedingten Gehorsam

selbst für die sonderbarsten Einfälle seiner Laune; ganze Kompagnien, welche vor dem Feinde ihre Schuldigkeit nicht gethan, ließ er loosen und den zehnten Mann aufknüpfen; feige Offiziere wurden hingerichtet, die Namen von Flüchtigen an den Schandpranger geschlagen. Fürbitten, hohe Geburt, Verwandte halfen Nichts. Manches vornehme Muttersöhnchen, das in der Schlacht von Lützen davon gelaufen war, endete unter den Händen des Nachrichters. So blind der Soldat an das Glück des Friedländers, zum Theil auch an seinen Bund mit höllischen Geistern glaubte, eben so sehr bebte er vor seinem Zorne, der mehr wirkte, als die Furcht vor dem Tode. Daher die bewunderungswürdige Standhaftigkeit der Friedländischen Soldaten in der Lützener Schlacht. Wie alle große Männer verstand es Wallenstein vollkommen, die Einbildungskraft der Menge zu fesseln, und dadurch die Triebfeder, durch welche fast alle Handlungen des gewöhnlichen Menschen bestimmt werden, sich dienstbar zu machen. Sonst befolgte man im katholischen Heere das System, den Soldaten für die strenge Knechtschaft des Dienstes durch die größte Ungebundenheit außer demselben zu entschädigen. Allen Begierden wurde, mit der obengenannten Ausnahme, der Zügel gelassen; eine Menge Huren und anderes loses Gesindel folgte den kaiserlichen Heeren. Leben und Eigenthum der Einwohner in den durchzogenen feindlichen Ländern ward den Leidenschaften der Offiziere und Soldaten Preis gegeben, denn man hielt es für staatsklug, der Reichsaristokratie, dieser 600jährigen Erbfeindin des Kaisers, durch gänzliche Ausplünderung ihres Eigenthums den Stachel für immer zu nehmen. Viele zog der Reiz des abentheuerlichen Vagabondenlebens an; die Gierigsten köderte die Aussicht, Bürger und Bauern unbestraft hudeln und schänden zu können und dieselben ihres Eigenthums zu berauben; den Anführern gefiel es, daß sie als Diener des Kaisers sich kühn über Reichsstände und Fürsten, die sonst die Stirne so hoch trugen, wegsetzen durften; aber unter manchem Harnisch, der ein Heldenherz bedeckte, mögen auch reinere Gefühle gepocht haben, namentlich die patriotische Hoffnung, daß aus der blutigen Saat dieses fürchterlichen Kriegs ein mächtiges Reich, den Teutschen ein Schirm und Schutz, den fremden Feinden ein Schrecken, aufgehen, und daß die tausendköpfige Vielherrschaft, welche unserer Nation schon so tiefe Wunden geschlagen, ein Ende nehmen werde.

Ein entgegengesetztes System der Mannszucht befolgte der König von Schweden. Fast wie ein Vater auf die Erziehung seiner Kinder, so hatte Gustav Adolph auf die Heranbildung seines Heeres seit dem Regierungsantritt die größte Sorgfalt verwendet. Als der teutsche Krieg ausbrach, zwang ihn die Noth, eine große Masse fremder Söldner in Dienste zu nehmen, denn fühlbar war die Entvölkerung in Schweden. Hieraus entstand die Gefahr, daß der Geist der alten wohlgezogenen Truppen durch die Neulinge verdorben werden möchte. Gustav Adolph umschiffte

diese Klippe dadurch, daß er mit größtem Geschick die Truppen aus fremden Nationen durch das Vorbild seiner schwedischen Veteranen zur Tugend antrieb, daß er jede Nationalität an ihrer schwachen Seite angriff und einen mächtigen Wetteifer, es einander zuvorzuthun, unter allen zusammen erweckte. Wie kräftig dieses Mittel wirkt, hat man in unsern Tagen gesehen. Die Truppen derjenigen teutschen Länder, welche unter Napoleons Kaiserreich den Rheinbund bildeten, traten meist mit einem ziemlich zweideutigen Rufe der Tapferkeit als Verbündete in die Reihen des französischen Heeres; sie verließen dasselbe nach wenigen Jahren mit dem Ruhme vortrefflicher Krieger. So viel wirkt unter großen Feldherrn ein gutes Vorbild. Es war jedoch schwedischer Grundsatz, immer einen Stamm von Landeskindern unter dem Heere zu erhalten. Dieser Grundsatz wurde befolgt, selbst als die Streitkräfte des Königs durch die teutschen Eroberungen bis auf 100,000 Mann anschwollen. Jener Wetteifer legte den Grund zur Vortrefflichkeit der schwedischen Heere; die Kriegszucht, welche Gustav Adolph einführte, vollendete das stolze Gebäude. Gustav Adolph schrieb seine berühmten Kriegsartikel mit eigener Hand und veröffentlichte sie zuerst den 15. Juli 1621, später wurden sie mehrmals vermehrt und verbessert. Eine doppelte Grundansicht beherrscht und bestimmt dieselben. Die Kriegführung ist ein edles Gewerbe, gleichsam eine freie Kunst, welche den Waffentragenden ehrt und über die gemeinen Laster der Menge erheben soll. Denn Selbstgefühl und Niederträchtigkeit kann nicht zusammen bestehen. Der Krieg darf daher nicht mit größerer Grausamkeit, als nothwendig in seinem Wesen liegt, geführt werden, denn Großmuth, Trotz gegen Widerspenstige, Schonung der Schwachen ziemt sich für den Starken. Weil die Ehre das Lebens-Element des Soldaten ist, muß man ihn als ehrenwerth behandeln, keine Strafe kann ihn treffen, welche das Gefühl empört, außer wenn er sie durch schändliche Thaten verdient hat. Zweitens, was schwedische Soldaten erobert haben, das können sie auch behaupten; sobald ein Land genommen ist, gehört es dem Könige, folglich müssen die Einwohner wie schwedische Unterthanen angesehen und behandelt werden. Dieß waren die leitenden Grundsätze der schwedischen Kriegsartikel. Sie machten die strengste Unterwürfigkeit gegen die Obern und blinden Gehorsam zur Pflicht der Soldaten, aber nur im Dienste, außerhalb desselben behält Jeder seine bürgerlichen und menschlichen Rechte. Der Generalprofeß darf alle Uebertreter der Kriegsartikel ergreifen, aber ohne Vorwissen des Feldobersten darf er keinen hinrichten lassen. Den Soldaten ist es ausdrücklich verboten, den Obern zu gehorchen, wenn sie etwas zum Nachtheile des Königs oder des Reiches befehlen; denn man traute dem Gemeinen ebenso gut Fähigkeit des Urtheils zu, als den Offizieren. Die Wachen müssen mit der größten Pünktlichkeit besorgt werden; wer schläft, sich betrinkt oder den Posten ohne Ablösung verläßt, wird mit dem Tode bestraft;

so auch jeder, der von der Fahne weicht; wer im freien Felde bei fliegender Fahne ausreißt, darf von jedem Kameraden niedergestoßen werden. Wer die Flucht ergreift, während er sein Seitengewehr noch brauchen kann, wird vor ein Kriegsgericht gestellt; liegt die Schuld an den Befehlshabern, so werden diese schimpflich aus dem Lager gejagt, sind es die Gemeinen, welche ihre Pflicht verletzt haben, so müssen sie loosen, der zehnte Mann wird aufgehenkt, die Uebrigen dienen ohne Fahnen, liegen ausserhalb des Lagers und müssen dasselbe reinigen, bis sie durch eine heroische That ihre Schmach ausgelöscht haben. Wer seine Unschuld beweisen kann, geht jedoch frei aus. Niemand soll vor einem Sturme zurückweichen, ehe er sein Seitengewehr gebraucht hat; keine Kompagnie darf eine Schanze verlassen, ohne dreimaligen Sturm ausgehalten zu haben. Alle Meuterei, Widersetzlichkeit und Unterhandlung mit dem Feinde ist bei Todesstrafe verpönt. Nur unter drei Bedingungen darf eine Festung übergeben werden: wenn Alles verzehrt ist, wovon ein Mensch leben kann; wenn kein Entsatz zu erwarten steht; wenn längere Gegenwehr unmöglich erscheint, oder der Ort ohnedieß bald fallen muß. Die Waffen sollen mit größter Sorgfalt in Acht genommen werden, wer sie verkauft, unterliegt der schimpflichsten Strafe. Kein Missethäter wird unter des Königs Soldaten geduldet. Raufen, Balgen, Zweikämpfe sind schwer untersagt. Nothzucht wird mit dem Tode bestraft. Huren werden nicht gelitten, dagegen darf jeder eine Frau mit sich führen; wer sich fleischlich vergeht, muß seine Buhlerin heirathen. Kein Soldat soll ohne Befehl ein Haus, ein Dorf, eine Stadt anzünden, die niederen Offiziere dürfen dieß nicht ohne höhere Erlaubniß gestatten. Raub und Gewaltthätigkeiten in Freundes Land sind schwer verboten, auch in feindlichem Gebiet sollen Schutzbriefe bei Todesstrafe geachtet werden. Niemand darf im freien Felde eher zu plündern anfangen, als bis der Feind völlig geschlagen ist, in Städten, bis die Werke besetzt sind; auch dann soll jedes Regiment nur in demjenigen Quartiere plündern, welches es erobert hat. Selbst wenn ein Ort mit stürmischer Hand genommen wird, sollen Kirchen, Spitäler, öffentliche Gebäude und Mühlen verschont bleiben. Dem Könige gehören alle Magazine, Munition und Waffen, die in eroberten Städten und Lagern gefunden werden, das Uebrige ist Soldatenbeute, doch fällt der zehnte Theil dem Lazarethe zu. Die Gefangenen gehören ebenfalls den Truppen, hingegen steht dem Könige das Recht zu, sich angesehene Personen für eine billige Vergütung auszusuchen. Zur Musterung muß sich jeder Soldat einfinden; kein Hauptmann oder Oberst darf seine Glieder mit fremden Leuten füllen; wer dieß thut, wird zum Schelm gemacht und durch die Stockknechte aus dem Lager gejagt. Deßgleichen soll Niemand zur Musterung fremde Pferde oder Waffen leihen. Jeder Soldat kann nur in der Garnison oder nach beendigtem Feldzuge den Abschied verlangen, keineswegs wenn der Krieg fortdauert, oder wenn man dem Feinde

entgegenrückt. Den Offizieren ist es zur strengsten Pflicht gemacht, für regelmäßige und unverkürzte Ausbezahlung des Soldes Sorge zu tragen, sollte sie jedoch durch Umstände verzögert werden, so dürfen die Truppen deßhalb den Dienst nicht versagen, sie sollen aber unterdeß mit nothdürftiger Kost versehen werden. — Es gab im Lager zwei Gerichte: das Regimentsgericht bestand aus 13 Ober- und Unteroffizieren von allen Graden; die ganze Generalität, die Oberste und Oberstlieutenante des Heeres bildeten das Obergericht, in welchem der Feldmarschall den Vorsitz führte. Ein Sekretär leitete die Feierlichkeiten bei'm obern, der Regiments-Gerichtsschreiber bei den untern Gerichten. Hochverrathssachen, Klagen gegen Edelleute, Streitigkeiten zwischen Offizieren und Soldaten gehörten vor das Obergericht; in Civilsachen, die über 300 Thaler betrugen, wurde an's Obergericht berufen, in peinlichen Fällen fand keine Berufung statt, doch mußten die Urtheile, um gültig zu seyn, erst vom Feldmarschall unterschrieben werden. Mit größter Feierlichkeit wurde das Obergericht bei peinlichen Fällen unter freiem Himmel gehalten, alle Soldaten wohnten bei, das Urtheil ward sogleich vollstreckt. Monatlich einmal mußten die Kriegsartikel jedem Regiment vorgelesen werden.

So streng diese Mannszucht auch ist, so behandelt sie doch jeden Soldaten als Mann von Ehre, und verlezt sein Selbstgefühl nicht. Im Dienste war derselbe einem unerbittlichen Gesetz unterworfen, aber sonst behielt er seine Menschenrechte, war kein willenloser Sklave seiner Vorgesezten, und jedem standen die höchsten und glänzendsten Aemter offen. Die Strafen waren Hinrichtung, Gefängniß bei Wasser und Brod oder in Eisen; schimpfliche Strafen, Gassenlaufen und das hölzerne Pferd trafen bloß niedrige und entehrende Verbrechen, sonst waren Stockprügel und andere sklavische Züchtigungen völlig aus dem schwedischen Heere verbannt. Für Erhaltung der Ordnung auf Märschen wie im Lager sorgten vier eigene Beamte: der Oberauditor, der im Namen des Königs die Gerechtigkeit bei'm Heere verwaltete, er mußte die Marketender in Pflicht halten, und auf das Maß und Gewicht Acht haben, ihm waren untergeordnet der Generalgewaltige und der Rumormeister. Jenem stand es zu, die Uebertreter der Kriegsartikel, so wie jeden, der eine Mißhandlung verübte, verhaften zu lassen, alle Regimentsprofoße standen unter ihm, überhaupt war ihm die ganze Polizei im Felde anvertraut, er führte daher die Aufsicht über die Waaren, die von den Marketendern feil geboten wurden, bestimmte den Marktpreis u. s. w. Bei'm Marsche war er mit seinen Häschern hinten und zu beiden Seiten des Heereszugs, um allen Unordnungen vorzubeugen. Der Rumormeister hatte ausserhalb der Quartiere dieselben Befugnisse, wie der Generalgewaltige im Lager; er mußte auf Märschen immer voran ziehen, die Vorausläufer zurückhalten, und dafür sorgen, daß vor Ankunft des Heeres nicht geplündert wurde, er durfte einen Verbrecher, den er auf frischer That ergriff, sogleich

zur Strafe ziehen. Zu diesen drei Beamten kam noch der Oberst Troß- und Wagenmeister, welcher, unterstützt von den Wagenmeistern der Kompagnien, die Aufsicht über das Gepäck führte; ihm lag es ob, sich vorher nach den Wegen zu erkundigen. Zuerst brach das Geschütz auf, dann folgte der Troß; jeder Wagen hatte seine Stelle, eine Schwadron Reiter durfte deren zehen, eine Fußkompagnie nur zwei mit sich führen. So war für alle Fälle zum Voraus gesorgt, hieraus erklärt sich die ausserordentliche Schnelligkeit des schwedischen Heeres. Fast nie entstand Verwirrung auf den Märschen, jeder Soldat fühlte sich durch die Gewohnheit an seinem Platze.

Dem Geist der Ehre, der in den schwedischen Kriegsartikeln athmet, ging die Triebfeder der Religion zur Seite. Ehrfurcht gegen das höchste Wesen wurde dem Soldaten zur ersten Pflicht gemacht, Fluchen und Lästern war schwer verpönt. Zweimal des Tages, des Morgens und Abends, stellte sich jedes Regiment zum Gebet in Fronte auf. Vor Schlachten wurden die Soldaten mit Gebeten und frommen Liedern zur Tapferkeit entflammt, zur Verachtung des Todes erhoben. Bei'm Heere befand sich ein Feldkonsistorium, dem die einzelnen Regimentsgeistlichen untergeordnet waren, an der Spitze desselben stand des Königs erster Prediger. Ueberhaupt schmeichelte Gustav Adolph dem lutherischen Priesterstande, und zog ihn in sein Interesse, weil er wußte, daß man ihn in einer Zeit, wo der Glaube eines der wichtigsten Elemente der Gesellschaft bildete, trefflich benützen könne, um auf die Massen zu wirken. Er sagte öfters, sie seyen jezt das, was in der römischen Republik die Volkstribunen gewesen, und als solche müsse man sie behandeln. Uebrigens war Gustav Adolph nicht der erste Protestant, der sich der Religion als eines Mittels zum Siege bediente. Schon die Hugenotten hatten dieß in den französischen Bürgerkriegen gethan; wenn die Katholiken Psalmen im Lager der Hugenotten singen hörten, konnten sie sicher darauf rechnen, daß es einen heißen Tag geben werde. Gewiß ist religiöser Glaube, wo es darauf ankommt, dem Tode kühn entgegenzutreten, ein mächtiger Hebel, weil er den Menschen weit über seine elende leibliche Existenz, an der er sonst mit allen Fasern klebt, hinaus erhebt. Allerdings kann der Gebrauch dieses Mittels widerlich und unnatürlich werden, wenn es gegen den Geist des Jahrhunderts von heuchlerischen Obern aus kalter Berechnung angewandt wird. Allein der Glaube jener Zeit war derb und gesund, er hatte nichts von jenem weinerlichen Wesen der Jahre 1813 und 14. Derselbe lebte in des Königs Brust so gut, als in der seiner Soldaten. Man kommt in wahre Verlegenheit, wenn man in einem ernsten, historischer Wahrheit geweihten Werke den Ausdruck »Fromm« gebrauchen soll, weil dieses Wort schon so oft schändlich mißbraucht worden ist, weil es in tausend Fällen, wo es zum Lob eines Fürsten angeführt ward, fast immer Heuchelei oder tadelswerthe Schwäche gegen die

Priester, Aufopferung der Staatsinteressen für sogenannte himmlische, oder gar Furcht »vor dem schwarzen Mann« bezeichnet. Wir brauchen es in seinem edelsten Sinne. Gustav Adolph war fromm, d. h. er trug die fast allen großen Männern gemeinsame Ueberzeugung in seinem Herzen, daß er ein erkornes Werkzeug der Vorsehung, ein Diener des Höchsten sey. Auf den Grund dieses Glaubens war seine Vorliebe für die lutherische Lehre aufgebaut, weil er wohl sah, daß sie die große Lüge des Pfaffenregiments aufdeckt, das die alte ehrwürdige katholische Lehre im Laufe der Jahrhunderte schmählich gemißbraucht hatte. Obgleich ein strenger Lutheraner, hörte er darum weder auf, ein Staatsmann zu seyn, noch Andersdenkende zu achten. Er merkte recht gut, wie viel Rechthaberei und menschliche Leidenschaft der neuen Lehre anklebe, und daß unsere Priester, wenn man ihnen nur den Zügel schießen ließe, die Sache gleich da aufnehmen würden, wo die alten papistischen stehen geblieben. Deßhalb hat er wohl die lutherische Geistlichkeit benützt, aber nie sie ihn. Ungekränkt ließ er die Katholiken, wenn sie ihm nur gehorchten.

Ehre und Glauben sind ätherische Mittel, sie reichen nicht aus für den alltäglichen Bedarf. Gustav Adolph gestand dieß mit dürren Worten zu, wenn er laut Chemnitzens Zeugniß in der Anrede an die Offiziere vor der Breitenfelder Schlacht äusserte: »Selig würdet ihr wohl unter meinem Kommando,« sagt ihr, »aber nicht reich.« Allein auch die Habsucht des Menschen war im schwedischen Heere wohl in Rechnung gezogen. Das Handgeld stieg während des teutschen Krieges bedeutend. Im Jahr 1617 gab Gustav Adolph neuen in Holland geworbenen Fußtruppen 8 Thaler Handgeld. Später wurden dem Reiter bis 20, einem Fußgänger 10 Thaler bezahlt. Nur die schwedischen Truppen wurden ausgehoben, die teutschen alle geworben. Gustav Adolph liebte gezwungene Soldaten nicht, er pflegte zu sagen, das sey ein schlechter Jagdhund, den man zum Jagen zwingen müsse. Die Höhe des Soldes stand mit dem Handgelde in Verhältniß. Nach des Lord Rhea Angabe bei Harte erhielt ein Fußregiment während des teutschen Krieges monatlich folgende Bezahlung: der Oberst 184 Thaler, der Oberstlieutenant 80, der Oberstwachtmeister 61, der Regimentsquartiermeister 30, ein Hauptmann 61, ein Lieutenant 30, ein Fähnderich 30, ein Feldwebel 9, der Führer, der Quartiermeister, der Musterschreiber, der Rostmeister je 7, Trommler und Pfeifer je 4, jeder Korporal 6, jeder Rottmeister 5, jeder Gefreite 4, jeder Gemeine 3½, 18 Uebervollzählige je 3 Thaler. Der Civilstab des Regiments erhielt folgenden Gehalt: zwei Regimentsgeistliche je 18 Thaler monatlich, zwei Richter je 30, vier Wundärzte jeder 12, vier Profoße jeder 12, der Regimentsschreiber 30, der Gerichtsschreiber 18, der Gerichtsschulze 18, zwei Häscher jeder 3, der Scharfrichter 7 Thaler. Nach Rühs bekam ein Rittmeister von geworbenen Dragonern monatlich 100, der Lieutenant 40, der Fähnderich

30, jeder Korporal 20, jeder Gemeine 15 Thaler. Wir haben bereits gesagt, daß die Reiter bei beiden Heeren Roße und Bewaffnung selbst mitbrachten, doch duldete Gustav Adolph weniger Beipferde, daher der schwedische Troß viel kleiner war, als bei den kaiserlichen Heeren; büßte ein Reiter sein Pferd ein, so ward ihm gestattet, mit seinem Reitersold drei Monate zu Fuße zu dienen, dann mußte er sich ein neues selbst anschaffen. Von geworbenen Küraſſiren erhielt ein Rittmeister 100, der Lieutenant und Fähnderich jeder 30, der Korporal 30, der Gemeine 20 Thaler des Monats. Die Ausbezahlung des Soldes war viel regelmäßiger bei den Schweden, als bei den Kaiserlichen, sie erfolgte gewöhnlich dreimal des Monats, den ersten, den eilften und den einundzwanzigsten. Hiezu kamen noch auſſerordentliche Belohnungen. Wenn eine Kompagnie sich ausgezeichnet hatte, erhielt sie oft einen monatlichen Sold, die Thaten Einzelner wurden durch Geldgeschenke, durch höhere Grade anerkannt. Nie beförderte Gustav Adolph einen gemeinen Soldaten zum Offizier, ohne ihn zugleich reichlich auszustatten, so daß Armuth für das Verdienst kein Hinderniß war, eine glänzende Stelle anzunehmen. Noch größere Befriedigung als die Geldgier fand die Herrschsucht im schwedischen Heere. Eine vielgegliederte Hierarchie erstreckte sich bis auf die niederen Grade. Bei dem Fußvolk war je der sechste Mann Gefreiter, der zwölfte Rottmeister, der 25ste Korporal. Von den höheren Stellen haben wir oben schon dasselbe gesagt. Seit der Zusammenziehung zweier schwachen Regimenter in eine Brigade gab es zwei Oberste, zwei Oberstlieutenants, zwei Oberstwachtmeister bei jeder solchen Abtheilung von 13—1400 Mann. Welche Aussicht für den Ehrgeiz! Leicht und sicher machte jedes Verdienst seine Laufbahn, wenn es einigermaßen vom Glücke begünstigt war. Uebrigens fand dieß fast eben so gut bei den kaiserlichen Heeren statt, als bei dem schwedischen. Die alltäglichen Mittel der Größe, hohe Geburt, Schmeichelei, Gunst bei Hofe wirkten wenig mehr, die Natur trat in ihre Rechte ein, wie später in der französischen Revolution. Im Laufe dieses fürchterlichen Krieges wurden die Familienkinder, Günstlinge der Prinzen und Minister gestürzt oder vom Schwerdte verschlungen, dagegen sah man die auffallendsten Glückwechsel von unten nach oben. Die Bauernhütte, die Handwerkstätte, die Schreibstube lieferte Marschälle und Generale. Johann von Werth war früher ein Bauer, General Beck ein Schäfer, Stallhantsch ein Bedienter, Aldringer ein Lakai, ein Schreiber, ein Feldmarschall. Tilly, Wallenstein, Pappenheim gehörten dem niederen Adel an, sie verdankten Nichts ihren Ahnen, Alles sich selbst. Oxenstierna hegte die größte Abneigung, die Kriegsgewalt hochgebornen teutschen Herren anzuvertrauen, er hatte aus Gustav Adolphs Erfahrungen gelernt, wie ungern dieselben gehorchten. Der König gebrauchte sie, so lange er die Maske eines Retters der teutschen Freiheit vorzunehmen für gut fand, später würde er

es gemacht haben wie sein Kanzler. In beiden Heeren gab es wenig Oberste, die nicht von der Pike auf gedient hätten. Bei den Schweden fand das Verdienst noch leichter Anerkennung, weil der König überall zugegen und der beste Kampfrichter war. Auch im friedlichen Verkehre hatten Gustav Adolphs Soldaten Gelegenheit, ihren Werth geltend zu machen. Er zog die Offiziere ohne allen Unterschied an seine Tafel, ängstliches Ceremoniell war dabei verbannt, niedrige Schmeichelei wurde mit Hohn und Verachtung abgelohnt. Bei Gastmählern, wenn der reichlich gespendete Rheinwein die Zungen löste, und den wahren Menschen hinter dem angenommenen hervortreten ließ, liebte es Gustav Adolph, die Charaktere zu erforschen, und nach seinen Beobachtungen zog er dann die Einzelnen hervor. Ist es ein Wunder, daß bei solchen Einrichtungen das Glück überall die schwedischen Waffen begleitete. Um eine Sonne, wie Gustav Adolph, selbst als der kleinste Planet, und auf die Gefahr augenblicklichen Untergangs hin, zu kreisen, mußte ein erwünschtes Ziel für strebende Geister in jenen Zeiten seyn.

Mit dem Schwerdt des Feldherrn soll die Feder des Staatsmannes Hand in Hand gehen. Gustav Adolph führte die großen Geschäfte während des teutschen Kriegs Anfangs allein, später im Vereine mit Oxenstierna. Schon war damals die Kunst bekannt, die wichtigsten Angelegenheiten unter Vermittlung untergeordneter Beamten zu besorgen, die man leicht preisgeben konnte, wenn das Resultat nicht gefiel. Fast nie unterhandelte Gustav Adolph mit teutschen Reichsständen persönlich, sondern immer durch Sekretäre, an welche jene gewiesen wurden. Die größte Verschwiegenheit zeichnete das schwedische Kabinet aus, unaufhörlich klagten die französischen Gesandten darüber, daß es ihnen trotz aller Bemühungen unmöglich sey, in die eigentlichen Absichten der schwedischen Regierung einzudringen. Mit den kleinen teutschen Höfen verhielt es sich freilich anders, ihre Geheimnisse waren so gut aufbewahrt, als Wasser in einem Sieb. Das macht, weil sie ein verschiedenes System befolgten. Leztere knauserten — wie gewöhnlich bei Anstellung eigener Unterthanen — mit den Gehalten ihrer politischen Agenten. Gustav Adolph dagegen wie Oxenstierna verfuhr nicht nur bei der Auswahl der Geschäftsleute mit großer Umsicht, sondern er bezahlte sie auch sehr hoch, um sie desto weniger der Verführung auszusetzen, namentlich brauchte der König und sein Kanzler jenes berühmte Mittel, das der Diplomatie oft einen so unverdienten Anschein von Weisheit gibt, die Bestechung, in großem Maßstabe. Ein Netz schwedischer Gesandten und Spione, die unter einander, und mit dem Reichskanzler in Verbindung standen, war über die europäischen Höfe ausgebreitet. Sie hatten die Vollmacht, kein Geld zu sparen, wo es galt, einflußreiche Personen, Weiber so gut als Männer für das schwedische Interesse zu gewinnen. So sezte sich der schwedische Resident in Kopenhagen,

Fegräus, mittelst großer Geldsummen in innigen Verkehr mit der Geliebten des Königs Christian IV., Christina Munk; durch sie erfuhr er die geheimsten Plane des dänischen Kabinets, ehe sie reif waren. An vielen teutschen Höfen mag es jezt noch Nachkommen von Männern geben, die damals schwedischen Sold empfingen. Wie Gustav Adolph die freudige Stimmung von Gastmählern benüzte, um den Charakter seiner eigenen Offiziere zu ergründen, so nahm er öfters den Gott des Weins zu Hilfe, um fremden Ministern und Offizieren, die wegen Unterhandlungen in sein Lager kamen, die Geheimnisse zu entlocken. Unter seinen Kriegsobersten war ein Schotte, Sir Patrik Ruthven, der übermäßig viel ertragen konnte, und doch den Verstand immer beisammen behielt. Mehr als einmal zog dieser Mann fremden Gästen, denen man ihn als Zechbruder zugesellt hatte, die Würmer aus der Nase.

Zweites Kapitel.

Intriguen des französischen Kabinets. Des Königs geheime Plane enthüllen sich. Sein Betragen gegen den Churpfälzer, den Herzog von Wolfenbüttel und die übrige teutsche Aristokratie.

Wir verließen den König von Schweden während einer kurzen Waffenruhe, die er seinen Soldaten nicht bloß um ihrer Bequemlichkeit halber verwilligt hatte. Die Früchte von Richelieus Saat waren in einer reicheren Erndte aufgegangen, als es den Franzosen lieb seyn konnte. Sie begannen eifersüchtig auf Gustav Adolph zu werden, und das mit Recht, denn statt Oestreichs, das nur durch Wallenstein furchtbar war, hatten sie jezt den ersten Helden jener Zeit zum Gränznachbar. Ob der Kardinal es in der Stille nicht bereut haben mag, daß er dem König die goldene Brücke nach Teutschland baute! Ludwig XIII., sein Gebieter, war nicht ohne Bigotterie, und diese königliche Schwäche wurde mit Nachdruck bearbeitet. Der verjagte Bischof von Würzburg hatte sich als Gesandter der Liga nach Paris begeben, und bestürmte den König von Frankreich mit Klagen, daß die katholische Religion in Teutschland, ja in Europa sich in Folge der Maßregeln des Kardinals zum Untergang neige. Die Priester, die Neider des ersten Ministers, arbeiteten in gleichem Sinne. Richelieu mußte seinen Feinden das Maul stopfen. In einer geheimen Konferenz äusserte er gegen den Bischof von Würzburg: »Ich weiß gewiß, daß der König von Schweden es nur gegen den Kaiser abgesehen hat. Wenn er zugleich die Fürsten der katholischen Liga angreift, so geschieht dieß nur darum, weil Ihr nicht nur des Kaisers Heere mit Schieß- und Mundbedarf versorgt, sondern auch eure eigene Truppen unter seine Fahnen

stellt. Sobald Ihr den Wiener Hof verlasset und strenge Neutralität beobachtet, so seyd Ihr geborgen; der König von Schweden wird Euch als befreundete Fürsten behandeln, Ihr werdet das Verlorne wieder erhalten, und eure Staaten sind vor Gefahr gesichert. Besteht hingegen die katholische Liga, wie bisher darauf, dem Kaiser Vorschub zu leisten, so ist es eine thörichte Forderung, daß der König von Schweden Fürsten schonen solle, die seine erklärten Feinde sind. Ihr versteht euren eigenen Vortheil nicht, indem Ihr euch für Habsburg aufopfert. Dieses Haus sucht seine eigene Größe, und wird Euch alle, Katholiken wie Protestanten, erdrücken, wenn es nicht auf der Bahn der Ehrsucht gewaltsam gehemmt wird.« Gleiche Vorschläge machte der Kardinal einem in Paris anwesenden bayrischen Geschäftsträger. Churfürst Maximilian war längst vom französischen Netz umstrickt. Früher ist berichtet worden, daß derselbe zu der Zeit als Wallenstein den Kaiser auf die höchste Stufe der Macht erhoben hatte, mit dem französischen Kabinet aus Eifersucht über Ferdinands Größe unterhandelte. Damals zog der Kardinal den politischen Faden in die Länge, weil es immer im Vortheile des Mächtigen liegt, der einem Schwachen seine hohe Protektion gewähren will, diesen Schützling so lange zappeln zu lassen, bis er sich nothgedrungen seinem fremden Helfer auf die schlechtesten Bedingungen in die Arme wirft. Erst im Jahre 1631 kam ein geheimes Bündniß zwischen Frankreich und Bayern zu Stande, dessen wesentlicher Inhalt folgender war: Zwischen seiner allerchristlichen Majestät und dem Churfürsten soll redliche und gute Freundschaft seyn auf acht Jahre, kraft derselben macht sich die Krone Frankreich verbindlich, mit 9000 Mann zu Roß und verhältnißmäßigem Geschütz den Churfürsten von Bayern und seine Erblande, wie die von ihm gemachten Eroberungen zu vertheidigen, im Falle ein feindlicher Angriff erfolgt. Es steht jedoch dem Churfürsten frei, statt dieser Soldaten so viel Geld zu fordern, als nöthig ist, um die bezeichnete Zahl von Mannschaft sammt dem dazu gehörigen Geschütz aufzubringen. Andererseits verpflichtet sich Bayern, der Krone Frankreich, sobald ihr Gefahr droht, mit 3000 Mann zu Fuß, 1000 Reitern und grobem Geschütz zu Hilfe zu ziehen. Beide Theile versprechen einander sonst alles Gute zu erweisen und Schaden abzuwehren, namentlich wird die Krone Frankreich das bayrische Haus im Besitze der Churwürde aufrecht erhalten. Ganz besonders war noch ausbedungen, daß vorliegendes Bündniß — aus den triftigsten Gründen — für Jedermann (namentlich für Schweden und Oestreich) ein Geheimniß bleiben solle. Der Traktat wurde von dem Churfürsten den 8. Mai in München, von dem französischen Könige den 30sten desselben Monats zu Fontainebleau unterzeichnet.

Obgleich Furcht vor dem Wachsthum der kaiserlichen Macht der ursprüngliche Anlaß der Unterhandlungen gewesen war, so hoffte doch Maximilian dieses Bündniß werde ihm eben so gut

gegen Schweden als gegen Oestreich zu Statten kommen, aber er hatte sich verrechnet; denn als um's Neujahr 1632 sein Bevollmächtigter auf Erfüllung des geheimen Vertrags von Seiten Frankreichs drang, sobald Bayern durch Gustav Adolph angegriffen würde, entgegnete Richelieu: »der Churfürst scheine dem abgeschlossenen Traktat eine falsche Deutung zu unterlegen, es sey ein bloßes Schuzbündniß, das nicht gegen den König von Schweden, als mit welchem Frankreich in älteren Verbindungen stehe, sondern einzig und allein gegen das Haus Oestreich angerufen werden könne. Sobald der Kaiser den Churfürsten von Bayern angreifen sollte, würde der allerchristlichste König nicht ermangeln, jenen Vertrag nach allen seinen Bestimmungen getreulich zu erfüllen. Ganz anders verhalten sich die Sachen, wenn ein Einfall Gustav Adolphs in Bayern erfolge. Denn der König von Schweden sey durch frühere Feindseligkeiten herausgefordert, schon früher habe man dem Churfürsten die Neutralität angeboten, und auch jezt stehe sie ihm frei, wenn er nur wolle. Wer selbst in's Unglück renne, verdiene keine Hilfe.«

Maximilian von Bayern war betrogen. Es blieb ihm, wie den andern Mitgliedern der Liga, Nichts übrig, als zu erklären, daß sie die Neutralität annehmen würden. Wenigstens konnten sie hoffen hiedurch Zeit zu gewinnen. Also wurde der Marquis von Breze an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, um theils die eben geschilderten Vorschläge zu überbringen, theils noch gewisse andere zwischen Gustav Adolph und Richelieu entstandene Mißhelligkeiten zu ebnen. Schon früher hatte der französische Hof, aus Furcht die Schweden möchten sich auch des Elsaßes bemächtigen, dem Könige den Antrag gemacht, ein französisches Heer werde auf die Gränze rücken, um jene Provinz, welche schon in den grauen Tagen des Königs Dagobert zu Frankreich gehörte*), wieder mit dem Stammlande zu vereinigen. Die lüsternen Gallier gierten längst nach diesem schönen Ländchen, aber damals schloß ihnen Gustav Adolph noch den Mund. Er antwortete nämlich laut Khevenhüllers unverdächtigem Zeugniß (XII 337.): »ich bin nicht gekommen als Verräther, sondern als Beschützer des Reiches, darum kann ich nicht zugeben, daß eine Stadt oder eine Landschaft davon abgerissen werde.« Das heißt, er wollte Alles zusammen für sich allein haben, und das war recht und löblich gedacht. Die Franzosen mußten diese Pille verschlucken, weil sie um jene Zeit zwar ziemlich viel Geld, aber keine wohlgeordneten Heere besaßen, die sich mit dem schwedischen im Geringsten hätten messen können. Es wäre ein Kampf gewesen, wie zwischen einem Sperling und dem Adler. Nun änderte Richelieu die Fronte und sprach davon, wenigstens das bereits auf der lothringischen Gränze

*) Ganz die Sprache, die man später in den Zeiten der Reunionen führte.

versammelte Heer nach Teutschland vorrücken zu lassen, damit es den König von Schweden in seinen Triumphen unterstütze. Aber auch hievon wollte Gustav Adolph Nichts wissen, »er zweifle sehr,« war seine Antwort an den Kardinal, »ob zwei so verschiedene Heere sich in Teutschland mit einander vertragen könnten, weit besser werde es gethan seyn, wenn seine allerchristlichste Majestät die Spanier in Catalonien oder anderswo angreife, und den Krieg in Teutschland dem Könige von Schweden allein überließe, der damit auf eigene Faust fertig zu werden gedächte.« Die Franzosen mußten sich auch dieß gefallen lassen. Böses Blut entstand freilich dadurch, doch war man noch nicht so weit, einen Bruch zu wünschen, weil bei den Franzosen die Eifersucht gegen Oestreich noch immer überwog. Der Marquis von Breze sollte nun das gute Verhältniß wieder in's Geleise bringen, und zugleich den König dazu bestimmen, daß er den Mitgliedern der Liga Neutralität gewähre. Er ward als der Gesandte einer großen befreundeten Macht zu Mainz mit allen Ehren empfangen, man schien sich zu verständigen, sogar der Vorschlag zu einer Zusammenkunft beider Könige in Metz, wo sich damals der französische Hof aufhielt, kam zur Sprache, doch gab ihn Richelieu, von dem derselbe wohl ausgegangen war, wieder auf, sey es, weil Gustav Adolph, wie Einige berichten, auf ganz gleichem Fuße mit dem französischen Monarchen behandelt seyn wollte, woran sich die französische Eitelkeit stieß, oder weil der Kardinal befürchtete, sein Gebieter, Ludwig XIII., der stark stotterte, und in der That kein besonders gescheiter Herr war, möchte neben dem ersten Helden des Jahrhunderts eine gar zu klägliche Rolle spielen. Indeß wurde der französische Wunsch in Betreff der Neutralität scheinbar erreicht. Gustav Adolph erklärte sich bereit, dieselbe unter folgenden Bedingungen zu bewilligen: 1) der Herzog von Bayern und die übrigen Mitglieder der Liga enthalten sich aller Feindseligkeiten sowohl gegen den König von Schweden als auch gegen seine Verbündete, die protestantischen Fürsten und Stände. 2) Sie geben den evangelischen Ständen alle und jede seit dem Jahr 1618 in Niedersachsen gewonnene Festungen, Städte, Provinzen in dem Zustand heraus, in welchem besagte Besitzungen vor dem Kriege gewesen. 3) Sie ziehen alle ihre Truppen aus den protestantischen Gebieten zurück. 4) Das ganze Heer der verbundenen katholischen Fürsten darf die Stärke von 12,000 Mann nicht überschreiten, auch nicht zusammen gezogen werden, sondern soll in die Städte und Dörfer bemeldeter Fürsten aus einander verlegt werden. 5) Der Herzog von Bayern und seine Verbündete sollen nach Abdankung ihrer eigenen Truppen weder öffentlich noch heimlich gestatten, daß kaiserliche Soldaten in ihren Ländern eingelagert werden, desgleichen dürfen sie dem Kaiser keine Werbeplätze gewähren oder sonst Vorschub thun. 6) Die Durchzüge sollen jeder Parthie nach Beschaffenheit der Umstände verweigert oder gestattet seyn, Letzteres jedoch ohne

Schaden für denjenigen, welchem die durchzogenen Länder gehören. 7) Seinerseits verpflichtet sich der König von Schweden wider den Herzog von Bayern und diejenige katholische Fürsten, deren Besitzungen von den Schweden nicht bereits erobert sind, keine Feindseligkeit mehr auszuüben, noch dieselben mit irgend welchen Kriegslasten zu beschweren; doch bleibt der Bischof von Bamberg (fast der einzige, der noch im Besitz seiner Güter war) hievon ausgeschlossen. 8) Die vom schwedischen Heere in der Unterpfalz eroberten Plätze werden dem Herzog von Bayern übergeben, welcher sie bis zur gütlichen Verständigung mit dem Churpfälzer behalten darf; ein Vergleich soll deßhalb unter Vermittlung der Könige von Frankreich und England ehestens abgeschlossen werden. Von obiger Abtretung der pfälzischen Orte bleibt jedoch Speier (die Kaiserstadt am Rheine) ausgenommen, welche der König für sich selbst behalten will. 9) Der Herzog von Bayern und seine Verbündete überliefern dagegen die von ihnen früher eroberten Provinzen bis zur allgemeinen Entscheidung in die Hände des Königs von Schweden; sie dürfen nur diejenigen Orte zurückfordern, die ihnen wirklich früher gehörten. 10) Alle unter dem Schutz des Königs von Schweden stehende evangelische Stände, Fürsten, Grafen, Edle, Städte, Gemeinden, sie mögen seyn, wer sie wollen, dürfen in keiner Art, weder öffentlich noch heimlich verfolgt werden. 11) Handel und Verkehr zwischen den beiderseitigen Unterthanen ist völlig frei. 12) Die Gefangenen, namentlich der lutherische Bischof von Magdeburg, werden sogleich und ohne Lösegeld in Freiheit gesezt. 13) Zu größerer Sicherheit übernimmt der König von Frankreich die Bürgschaft, daß der Herzog von Bayern und seine Verbündete diese Neutralität heilig halten werden. Handelt einer derselben dem Vertrag zuwider, so wird er sogleich von Schweden und Frankreich als Feind behandelt, und mit den Waffen zum Gehorsam gezwungen.

Dieß waren die Vorschläge, welche Gustav Adolph auf Vermittlung der Krone Frankreich den Ligisten machte. Gustav Adolph ging noch weiter, er bot ihnen sogleich Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen an: »der Graf Pappenheim räumt unverweilt Westphalen und das Erzstift Magdeburg. Der Herzog von Bayern und seine Verbündete ziehen alle in Böhmen befindliche Truppen zurück, und verüben vom Tage der Bekanntmachung an keine Feindseligkeiten mehr, dagegen bleibt es den Schweden unbenommen, alle Plätze, welche sie gegenwärtig blokiren, noch ferner zu belagern, ohne daß solches als Uebertretung des Waffenstillstandes angesehen werden darf.« Mit diesen Anträgen in der Tasche wurde der alte Unterhändler Charnace nach München abgefertigt. Wir wissen nicht, ob der Franzose sich im Ernste einbildete, daß der Churfürst Maximilian solche Bedingungen annehmen werde? Wenigstens versprach er dem

Könige von Schweden die besten Erfolge von seiner Reise. Doch erwartete dieser sicherlich nur wenig oder Nichts. Gustav Adolph hatte, die Sache bei'm Lichte besehen, weder durch die Neutralität noch den Waffenstillstand das Geringste bewilligt, vielmehr bekam er die Ligisten ganz in seine Gewalt, wenn sie thöricht genug waren, sich auf die schwedischen Vorschläge einzulassen. Alles Eroberte herausgegeben, Nichts dafür empfangen, den siegreichen Pappenheim zurückberufen, das Heer verabschiedet, statt hochgebietender Kriegsfürsten jezt zitternde von Gustav Adolphs Großmuth abhängige Schützlinge: so wäre ihre Lage gewesen. In der Zwischenzeit ließ Gustav Adolph sein Heer ausruhen, nicht wegen des Waffenstillstandes, sondern weil dasselbe nothwendig Erholung bedurfte. Charnace schrieb bald von München aus, daß der Churfürst geneigt sey, die Vorschläge anzunehmen. Allein um dieselbe Zeit fingen schwedische Streifpartheien einen churbayrischen Kurier mit Briefen an den Grafen Pappenheim auf, worin der Churfürst diesen Feldherrn aufforderte, seine Werbungen eifrigst fortzusetzen, und ihm 100,000 Thaler in Wechseln übermachte. Was man voraussehen konnte, war also eingetroffen. Der schlaue Bayerfürst hatte die Maske des Friedens nur darum vorgenommen, um Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen. Gustav Adolph mochte diese Wendung der Sache verschmerzen, weil er dem Plane zuvor kein Opfer brachte. Aber bekennen muß man, daß der französische Kardinal dabei eine verkehrte Rolle spielte. Denn nahm Churbayern die auf Frankreichs Vermittlung angebotene Neutralität an, so war vorauszusehen, daß Gustav Adolph den verlassenen Kaiser um so leichter besiegen, und dann leicht einen Vorwand finden würde, um die entwaffnete Liga vollends zu unterjochen. In diesem Falle hätte Frankreich für Schwedens Größe gearbeitet, was unmöglich in Richelieu's Absicht liegen konnte. Wieh aber der Churfürst von Bayern aus, so verlor der Kardinal wenigstens für die nächste Zukunft das Vertrauen dieses schmählich mißbrauchten Verbündeten, und stand selbst als ein willenloser Handlanger Schwedens da. Ueberhaupt gewann er Nichts, als daß er sich für den Augenblick die Schreier vom Halse schaffte, welche ihn am französischen Hofe als den Verderber der katholischen Kirche anschwärzten. Sicherlich hatte er auch nichts anderes gesucht. Er mußte das Bündniß mit Schweden, das er geschaffen, auch jezt unter sehr veränderten Umständen, seiner Ehre wegen, behaupten, aber er war nicht mehr Herr über die Verhältnisse, sie rißen ihn gewaltsam fort. Bisher hatte er alle seine Gegner, meist Intrikanten und Hofleute — überwunden, jezt machte der arglistige Priester die bittere Erfahrung, daß er einem Helden, wie Gustav Adolph, nicht gewachsen sey. Wir sagen dieß, weil man unter uns nur allzusehr gewohnt ist, den unglücklichen Ausgang des 30jährigen Krieges auf Rechnung der französischen Feinheit zu schreiben. Nicht Verstand allein war es, sondern

noch viel mehr blindes Glück, was einen guten Theil der teutschen Beute in die Hände der Franzosen führte. Wäre Gustav Adolph bei Lützen nicht gefallen, Wallenstein nicht vor der Zeit umgebracht worden, so würde Richelieu Anlaß genug gefunden haben, über die Hinfälligkeit menschlicher Plane Betrachtungen anzustellen. Die Neutralitätsverhandlungen mit Bayern hörten sogleich auf, nachdem die oben erzählte Entdeckung gemacht worden war. Nichts desto weniger schloßen einige der bedrohtesten Mitglieder für sich allein ab. Anfangs Januar schickte der Churfürst von Trier einen seiner Edelleute an den König nach Mainz mit einem Schreiben, worin er Nachricht gab, daß er mit Genehmigung des Königs von Frankreich die Neutralität ergriffen, sich und sein Land unter den Schutz dieser Macht gestellt habe, und daß der allerchristlichste Monarch ein Heer von 40,000 Mann in das Churstift einrücken laßen werde, um daßelbe wider alle feindliche Angriffe zu vertheidigen. »Dieser Vertrag,« hieß es weiter in dem Schreiben, »trete jedoch den Rechten Schwedens nicht zu nahe, weil Gustav Adolph auf Vermittlung der französischen Krone, in die Neutralität des Churfürsten gewilligt hätte.« Um das Erstaunen des Königs über diese Anzeige zu begreifen, muß man wißen, daß er dem Churfürsten von Trier die Neutralität bloß unter folgenden Bedingungen angeboten hatte: »wenn den Schweden freier Paß über die Brücke bei Coblenz verstattet, wenn die Festung Ehrenbreitstein ihnen eingeräumt werde, wenn das churtrierische Gebiet eine bestimmte Summe an die schwedische Kriegskaße bezahle.« Gustav Adolph machte seinem Unwillen über den französischen Kunstgriff in einem Briefe an den Churfürsten Luft, worin es unter Anderem heißt: »Es ist uns höchst befremdlich, daß Euer Liebden nicht nur unsern Soldaten Quartier verweigern, sondern uns sogar mit dem Zorne des Königs von Frankreich bedrohen, der Ihre Lande angeblich in seinen Schutz genommen haben soll. Wir erstaunen um so mehr über diese Behauptung, da wir unmöglich glauben können, daß die Krone Frankreich, unsere Verbündete, den schwedischen Waffen Hinderniße in den Weg legen wolle. Sollte sich indeß die Sache, wider Vermuthen, wirklich so verhalten, so bleibt uns Nichts übrig, als unser Recht Gott zu befehlen. Wir hoffen zu seiner Zeit darzuthun, daß wir nicht gewohnt sind, uns verächtlich begegnen zu laßen. Schickt Frankreich Euer Liebden 40,000 Mann zu Hilfe, so mögen Sie für deren Unterhalt sorgen, und zugleich bedenken, daß auch ein schwedisches Heer nachkommen wird. — Euer Liebden Abgeordneter hat uns zwar bereden wollen, daß Sie den Frieden beständig gewünscht, und keinen thätigen Antheil am katholischen Bunde genommen hätten. Allein, wenn auch Euer Liebden mir Solches hundertmal mit einem Eide betheuerten, würde ich es doch nicht glauben. Zu gut erinnern wir uns des Streiches, den der Bischof von Bamberg gespielt hat; wir werden den Eidschwüren

und Versprechungen von Priestern und Mönchen nimmermehr trauen.« Man sieht, Richelieu hatte es versucht, hinter dem Rücken des Königs von Schweden die Verlegenheiten der katholischen Fürsten für französische Rechnung auszubeuten. Doch gelang es ihm nicht. Zwar würde der Churfürst von Herzen gern die Franzosen in seine Festungen aufgenommen haben, aber sein Domkapitel widersezte sich, und öffnete Trier wie Coblenz den Spaniern. Mit Gewalt mußten dieselben gemeinschaftlich von Franzosen und Schweden vertrieben werden, dann blieb zwar der Ehrenbreitstein den erstern, allein auch die Schweden erhielten freien Durchzug und Quartier im Churstaate. Dem Churfürsten selbst trug sein Abfall schlechte Früchte. Er wurde bis an seinen 1652 erfolgten Tod von Oestreich bitter verfolgt. So mißrieth auch dieser Kunstgriff der Franzosen. Nur den Lothringer Herzog überlißt ihnen Gustav Adolph allein. Gleich nach Eroberung der Stadt Mainz hatte er an diesen Fürsten einen Brief geschrieben, worin er sich über seine durch Nichts herausgeforderte Feindseligkeit beklagte. Der Herzog antwortete in einem demüthigen Tone, doch behielt er seine Truppen beisammen, bis ihn die Franzosen mit Gewalt zur Entwaffnung nöthigten.

Zwar waren nun die Unterhandlungen mit der Liga zu Wasser geworden, dennoch meldeten sich fortwährend einzelne katholische Stände, wie der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg und die Stadt Köln. Gustav Adolph bewilligte jedoch ihr Gesuch um Neutralität nicht, gar zu gut sah er ein, daß er den rechten Weg eingeschlagen habe, um seine Feinde immer mehr zu entzweien. Andererseits hing er, wegen seiner eigenthümlichen Verhältnisse, viel von der Meinung des teutschen Volkes ab, er berechnete, wie viel es ihm nüzen würde, wenn er, der allein aus dem Kriege Vortheile zog, sich den Schein der Friedfertigkeit gebe. Also bot er, ehe er wieder zum Schwerdte griff, in einer Urkunde, die nach München geschickt wurde, dem teutschen Reiche unter folgenden Bedingungen Frieden an. 1) Das Restitutionsedikt ist null und nichtig. 2) Beide Religionen, die evangelische und katholische, werden in Stadt und Land geduldet. 3) Böhmen, Mähren und Schlesien werden in ihren vorigen Stand gesezt, alle Verbannten kehren zurück zu ihren Gütern. 4) Der Churfürst von der Pfalz, Friedrich V., erhält seine verlorne Staaten wieder. 5) Der Churhut wird ihm zurückerstattet, und dagegen dem Herzoge von Bayern abgenommen. 6) Die Uebung der evangelischen Religion wird in Augsburg hergestellt, die Stadt erhält ihre vormaligen Freiheiten wieder. 7) Alle Jesuiten sind als Störer des allgemeinen Friedens, als Urheber der gegenwärtigen Unruhen für immer aus dem Reiche verbannt. 8) Damit das Reich in blühenden Stand komme, und beide Religionen verträglich neben einander wohnen, müssen Evangelische wie Katholische ohne Unterschied in jedes Stift aufgenommen werden. 9) Die Klöster im Herzogthum

Würtemberg, die wider alles Recht in vorigen Jahren von den Katholiken weggenommen worden sind, werden in den früheren Stand gesetzt. 10) Aus Dankbarkeit für die Rettung des teutschen Reiches soll ihre königliche Majestät von Schweden zum römischen Könige gewählt werden. 11) Alle in den Reichsstädten und im Herzogthum Würtemberg durch das Restitutionsedikt veranlaßten Unkosten müssen erstattet werden. 12) In die Stiftskirchen werden eben so viel lutherische als katholische Chorherrn aufgenommen.«

Unverkennbar bricht hier die Absicht Gustav Adolphs auf die teutsche Kaiserkrone durch. Wollte er vielleicht damals prüfen, welchen Eindruck ein solches Verlangen bei den Fürsten machen würde? Uebrigens ist auch aus andern unwidersprechlichen Anzeigen klar, daß sie das stolze Ziel seiner Wünsche war. Der abgesetzte Churpfälzer hatte sich auf Gustav Adolphs Einladung in Frankfurt eingefunden. Der König ließ ihn mit großen Ehren empfangen, und behandelte ihn als Majestät, wahrscheinlich zum Ersatz dafür, daß er Nichts vom Wesen des Königthums, kein Land und keine Leute zurückempfing. Trotz aller Hoffnungen, die dem Unglücklichen gemacht wurden, geschah Nichts für seine Herstellung, obgleich Gustav Adolph fast die ganze Rheinpfalz, mit Ausnahme der Stadt Heidelberg, in seiner Gewalt hatte. Der englische Gesandte Vane bat dringend für den Schwager seines Gebieters. Gustav Adolph antwortete mit Klagen über den Frieden, den König Karl I. vor Kurzem mit Spanien geschlossen, ohne dabei etwas für den Churfürsten zu thun. Die Spanier seyen es, welche die Lande des vertriebenen Fürsten besäßen, von ihnen hätte man die Wiederherstellung desselben ausbedingen sollen. Als nun der Gesandte erwiederte, ihre königliche Majestät von Schweden hätte in hundert Manifesten sich anheischig gemacht, sämmtliche vom Kaiser verfolgte Fürsten wieder in ihre Staaten einzusetzen, jezt, da die Gelegenheit so günstig sey, möchte mit dem Unglücklichsten von Allen, dem Churpfälzer, der Anfang gemacht werden: brauste Gustav Adolph, dem es nicht angenehm war, wenn man ihn an früher eingegangene Verbindlichkeiten erinnerte, ernig auf, sagte dem erschrockenen englischen Höfling in's Angesicht, daß er ihn für einen verkappten Spanier halte. »Indeß,« fuhr er fort, »bin ich bereit, den Churfürsten wieder in seine Staaten einzusetzen, aber nur dann, wenn der König, Euer Herr, ein Bündniß wider Spanien mit mir schließt, und zu meiner unbedingten Verfügung eine Heeresabtheilung von 12,000 Engländern stellt, welche die Krone England unterhalten muß. Unter dieser Bedingung verpflichte ich mich, die Spanier und den Herzog von Bayern so weit zu bringen, daß sie alle dem churpfälzischen Hause entrissene Lande wieder herausgeben müssen.« Vane entschuldigte sich, daß er keine Vollmacht zum Abschluß eines solchen Bündnisses habe. »Wenn dieß der Fall ist,« entgegnete der König, »so spart alle

weitere Mühe, mich zur Wiederherstellung des Königs von Böhmen zu bewegen. Ihr kommt zu spät, in meinem Vertrage mit Frankreich habe ich dem Herzog von Bayern Neutralität zugestanden.«

Höchst mißvergnügt über den Erfolg seiner Sendung zog Vane aus dem königlichen Hoflager ab. Man muß gestehen, es war ein wenig stark, daß England, welches für den Pfälzer fast gar Nichts gethan, von dem Könige von Schweden eine so ausschweifende Großmuth verlangte. Mit seinem Schwerdte und seinem Bogen hatte Gustav Adolph die Pfalz erobert, und jezt sollte er sie, wie ein gutmüthiger Thor, an einen Fürsten zurückgeben, der Nichts dafür leisten konnte, als einen schönen Dank, und der seine gänzliche Unfähigkeit durch frühere Thaten und Leiden auffer allen Zweifel gestellt hatte. So handeln Könige nicht! Merkwürdig aber ist, daß Friedrich V., trotz aller schlimmen Erfahrungen, ein unverwüstliches Zutrauen in die Großmuth des Königs von Schweden sezte. Er schmeichelte sich, persönlich mehr auszurichten, als der König von England sammt dem Gesandten Vane, und schrieb an Lezteren: »Ich habe durchaus keine Ursache, mich über Gustav Adolph zu beklagen, dieser Fürst hegt die besten Gesinnungen gegen mich und erweist mir alle Freundschaft. Allein ich halte auch um gar Nichts bei ihm an, weil ich hoffe, daß in Zukunft Alles gut gehen wird.« Es gibt gewisse Leute, welche die Welt nie kennen lernen, weil sie in einem Nebel selbstgemachter Täuschungen leben. Friedrich V. begleitete den König auf seinen Siegeszügen im Jahre 1632, erst im Herbst verabschiedete er sich, noch immer voll der schönsten Hoffnungen. Er ging zuerst nach Frankfurt, dann nach Mainz. Dort ereilte ihn ein Fieber und legte den armen Flüchtling in die Grube, den 19. November frühe Morgens, 13 Tage nach dem Tode des königlichen Helden. Dieser unglückliche Fürst bleibt ein denkwürdiges Beispiel von der Unbeständigkeit menschlicher Größe. Im Schooße des Glückes geboren, aber ohne Fähigkeit zu großen Geschäften, streckte er räuberische Hände aus nach dem Erbtheile des teutschen Kaisers. Allein in die Grube, welche er einem Andern graben wollte, fiel er selbst. Schwer war sein Sturz, doch wohl verdient*). Aus seinen Landen vertrieben, feldflüchtig, von den eigenen Blutsverwandten verlassen, mußte er lange von der peinlichen Gnade Anderer leben, und starb zulezt in fremdem Hause.

Der Weigerung Gustav Adolphs, den Pfälzer wieder einzusetzen, unterlag der Wunsch, die Pfalz selbst zu besitzen, sie zu den geistlichen Eroberungen am Rhein- und Mainstrome, zu diesem neuen Grundstock eines kaiserlichen Kammergutes zu schlagen. Also auch hier stoßen wir auf dasselbe Streben nach der teutschen Kaiserkrone. Noch stärker spricht folgende Thatsache

*) Sic abeat, quiscunque alius post talia faxit!

dafür. Wir haben oben erzählt, daß Gustav Adolph während seiner kurzen Anwesenheit in Berlin, Mai 1631, dem Churfürsten von Brandenburg den Antrag machte, die Erbtochter Schwedens mit Georg Wilhelms einzigem Sohne zu vermählen. Gustav Adolph nahm diesen Plan wieder auf, als der brandenburgische Kanzler Götze im Januar 1632 in das königliche Hoflager nach Frankfurt kam. »Ich werde mit Eurem Herrn wegen Pommern noch in große Zwistigkeiten gerathen,« sagte der König zu dem churfürstlichen Beamten, »allein sie können in Güte beigelegt werden. Nehmen wir den Plan zu einer Ehe des brandenburgischen Erbfürsten mit meiner Tochter wieder auf. Eure Sache ist es, dafür zu sorgen, daß mir der Prinz möglichst bald zugeschickt werde, damit ich ihn mit meiner Tochter erziehen lasse, und ihm Gelegenheit verschaffen kann, die Liebe der Schweden zu gewinnen. Ich finde dabei keine Schwierigkeit, als die Religion (weil das brandenburgische Churhaus den calvinischen Glauben angenommen hatte), allein sie läßt sich überwinden. Große Aussichten eröffnen sich durch eine solche Verbindung. Es wird dadurch der Grund zu einem mächtigen Reiche gelegt. Ich will den Sohn meines Schwagers zum Churfürsten von Mainz und zum Herzog von Franken machen, nur muß Georg Wilhelm dann in allen Stücken gemeinschaftlich mit mir handeln.«*) Ausser dieser obengenannten Bedingung machte Gustav Adolph noch die andere, daß Brandenburg seine Anwartschaft auf Pommern zu Gunsten Schwedens fahren lasse. So glänzend nun auch der Antrag war, nahm man ihn in Berlin sehr kühl auf. Religiöse Bedenklichkeiten wurden vorangeschoben. Der geheime Rath des Churfürsten erklärte, daß man für das Opfer der wahren calvinischen Lehre kein Königreich ohne schwere Verletzung des Gewissens eintauschen dürfe. Zwei Doktoren, Crell und Berg, die man befragte, bestätigten dieß, und brachten gar noch eine lange Litanei von verbotenen Verwandschaftsgraden vor. Zuletzt setzten sie, nach diesen Berathschlagungen, ein Schreiben folgenden Inhalts an Oxenstierna auf: »Ehe man in der Sache weiter gehe, wünsche der Churfürst, daß unter des Königs von Schweden Leitung eine allgemeine Versammlung protestantischer Gottesgelehrten gehalten werde, damit man sich über die zwischen Lutheranern und Reformirten strittigen Punkte vereinige.« Es war nicht Dummheit, was diesen unsinnigen Rath eingab, sondern böse Absicht und Mißtrauen. Der Graf Schwarzenberg wollte einen Plan, der für Oestreich so gefährlich werden konnte, durchkreuzen, und Georg Wilhelm selbst, der seine früher in Preußen gespielte Rolle noch nicht vergessen hatte, fürchtete wohl, Gustav Adolph möchte am Ende Pommern für sich behalten, und doch seine Tochter dem Churprinzen nicht zum Weibe geben.

*) Nach Arkenholz Staatspapieren bei Mauvillon II. 329. der teutschen Ausgabe.

So kam der Plan nicht zur Reife, und den König ereilte indeß der Tod. Was wäre aus Teutschland geworden, wenn Gustav Adolph die Lützener Schlacht überlebte, und jenen berühmten Prinzen, der sich den Namen des großen Churfürsten durch Thaten erwarb, zu seinem Nachfolger auf den protestantischen Kaiser-Thron einsetzte!!

Kaum lassen diese Thatsachen noch einem Zweifel über Gustav Adolphs Absichten Raum. Ganz warf er endlich die Maske weg in seinen Verhandlungen mit dem Welfische Hause. Herzog Georg von Lüneburg, der schon im Jahr 1630 mit Gustav Adolph wegen seines Beitritts unterhandelt hatte, erschien im Oktober 1631 im königlichen Hoflager zu Würzburg. Dort wurde ein Bündniß zwischen ihm und dem König abgeschlossen, kraft dessen Gustav Adolph alle Welfische, in mehrere Linien getheilte, Lande sammt dem Stift Hildesheim zur Verfügung des Herzogs stellte, damit er in denselben vier bis sechs Regimenter für den schwedischen Dienst anwerbe. Der König versprach, keinem Andern irgend welche Vollmachten im Bereiche derselben Länder zu ertheilen, bloß aus den Städten Braunschweig und Hildesheim sollte Georg Nichts beziehen dürfen, weil sie zum Unterhalte schwedischer Truppen bestimmt seyen. Zugleich verhieß Gustav Adolph in einem geheimen Artikel dem Herzog das Bisthum Minden und das Eichsfeld, als seinen Antheil an der teutschen Beute, und räumte ihm das Recht ein, besondere Verträge zwischen seinen Stammesvettern und der Krone Schweden zu unterhandeln. Voll stolzer Hoffnungen reiste Georg von Würzburg in das Lüneburgische ab, schon träumte er von künftiger Größe und glaubte die Gesammtkräfte des Welfischen Hauses in seiner Hand vereinigt zu haben. Sein erster Schritt war, unter Vermittlung des schwedischen Bevollmächtigten Salvius, einen Vertrag zwischen der Krone Schweden und seinem Bruder, dem Herzog von Celle, abzuschließen. Allein der König bestätigte diesen Traktat nicht, weil der Herzog von Celle sich geweigert hatte, Gustav Adolph als seinen Oberlehnsherrn anzuerkennen. Georg stutzte, noch mehr aber wuchs sein Erstaunen, als er später erfuhr, daß Gustav Adolph den Besitz des Eichfeldes dem Herzog Wilhelm von Weimar, das Bisthum Minden dem Landgrafen von Hessen-Kassel schon vorher zugesprochen hatte, und als der König ohne alle Rücksicht auf den Würzburger Vertrag besondere Allianzen mit den Welfischen Fürsten abschloß. Der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel unterhandelte theils aus Haß und Mißtrauen gegen seinen Stammesvetter Georg, theils in der Hoffnung, außerordentliche Vortheile zu gewinnen, für sich mit der Krone Schweden. Gustav Adolph nahm die Gesandten des Herzogs sehr gnädig auf, verwies sie aber wegen Abschließung der Geschäfte an den Fürsten Ludwig von Anhalt und den Doktor Steinberg, als welche beauftragt seyen, in des Königs

Namen zu unterhandeln. Die Sache hatte den Anschein, vortrefflich zu gehen. Die Hildesheimischen Stiftsgüter wurden dem Herzoge Friedrich Ulrich versprochen, und nach Verfluß einiger Tage versicherte Steinberg, der König habe die Grundzüge des Vertrags gebilligt und ihn ermächtigt, ein Bündniß in aller Form aufzusetzen. Dieß geschah, die Wolfenbüttelschen Gesandten erklärten ihre Zustimmung zu dem Entwurf, und man übergab ihn dann dem Geheimschreiber des Königs Sobler, damit er von Gustav Adolph unterschrieben werde. Aber wie erstaunten die Wolfenbüttelschen Doktoren, als ihnen am 1. Januar 1632 Sobler etwas ganz Anderes mit dem Bemerken vorlegte, der König habe den früheren Entwurf wegen etlicher Punkte nicht billigen können, und er sey deßhalb umgearbeitet worden. In dem neuen Traktat hieß es: »Der König in Schweden wird alle Orte, die in den Wolfenbüttelschen Landen wieder erobert werden, zu Handen des Herzog Friedrich Ulrich, oder, nach dessen Ableben, zu Handen der andern welfischen Fürsten, seiner Erben stellen, dafern nämlich leztere dieses Bündniß bestätigen, sich mit dem Könige von Schweden gleichmäßig verbinden und durch freundliche Bezeigung sich solcher Lande und Sachen würdig erweisen. Der Herzog Friedrich Ulrich verspricht deßhalb, seine Landstände zu vermögen, daß sie künftig keinen als Fürsten annehmen noch ihm huldigen, er habe denn zuvor dieses Bündniß genehmigt. Ferner verpflichtet sich der Herzog Friedrich Ulrich für sich und seine Erben, den König von Schweden nächst Gott nicht allein für seinen Schutzherrn zu erklären, sondern auch künftig des Königs Erben und Nachfolger im Reiche und der Krone Schweden dafür zu achten, ihren Schaden allenthalben abzuwenden, weder mit Rath noch That wider ihre Majestät, dero Königreich, Fürstenthümer oder Städte zu handeln, sondern denselben mit Leib, Gut und Blut nach äußerstem Vermögen beizustehen. Herzog Friedrich Ulrich und seine Leute werden ohne des Königs von Schweden Einwilligung mit keinem Staat ein Bündniß eingehen, noch weniger Frieden schließen. Da nach Ausspruch des Reichskammergerichtes der Besitz des Hildesheimer Stiftes vom Pabste abhängt, so wird der Herzog Friedrich Ulrich, aus Dankbarkeit für die Wiedererlangung jener Güter, nicht nur seine Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, Land und Leute dem königlichen Schutz ergeben, sondern auch, sobald er wirklich in den Besitz besagten Stiftes eingesezt ist, dasselbe für sich und seine Stammesvettern von seiner königlichen Majestät, auch deren Erben und Nachfolgern in der Krone Schweden schuldigermaßen zu Lehen empfangen und dafür die Lehensgebühr leisten. Und sintenmalen nichts Billiger ist, als daß dem Könige und der Krone Schweden bei diesem und den künftigen hieraus entspringenden Kriegen der oberste Befehl verbleibe, so stellt der Herzog solchen in der Art dem Könige anheim, daß derselbe den Krieg führen, Andern erklären und Alles leiten

möge.« Das war völlige Erb-Unterthänigkeit unter die Krone Schweden. Laut schrien die Wolfenbüttelschen Doktoren auf, daß dieß wahre Vernichtung des teutschen Reiches sey, und daß sie keine Vollmacht hätten zu solchen Bedingungen. Zwar kam nun der Vertrag wegen ihrer Weigerung nicht zu Stande — der Geheimschreiber Sobler mußte seine Sache nicht recht gemacht haben — aber doch sieht man daraus Gustav Adolphs Absichten. Auch die Herzoge von Meklenburg mußten ein erbliches Verhältniß der Abhängigkeit von Schweden eingehen *). Gegen Andere brauchte er andere Mittel. Alle teutsche protestantische Fürsten gierten nach den Eroberungen, welche der König gemacht; was Chemnitz von einer späteren Zeit sagt, gilt schon von dem Aufenthalte des Königs in Mainz und Frankfurt: »Da war kein Stand, kein vornehmer Offizier oder Angestellter, der nicht irgend ein Amt, Abtei, Kloster, Herrschaft begehrt hätte; je höher die Person, desto größer ihre Ansprüche.« Wie sie es mit dem katholischen Kaiser gemacht, den sie so lange auszogen, bis er keine Fahne Reiter mehr von den Einkünften der Kaiserkrone satteln lassen konnte, — blieb ja demselben fast Nichts, als die Juden und die Freibriefe gegen den Büchernachdruck, — also wollten sie auch mit dem neuen protestantischen Kaiser zufahren. Wenn er nichts mehr gehabt hätte, würden sie ihn wohl zu ihrem Oberherrn erhoben haben. Aber sie kamen dießmal an den unrechten Mann. »Unser König,« sagte einst der Graf Peter Brahe, ein Liebling Gustav Adolphs, »war ein heroischer Herr und von solcher Gemüthsart, daß er, um Andere zu dämpfen und seine Macht zu vergrößern, gerne die Hand in fremde Rechte legte.« Hiemit stimmt eine Aeusserung des alten Feldmarschalls Jakob de la Gardie überein: »Es war gemeiniglich des seligen König Gustav Adolphs Natur, daß er gerne seine königlichen Hoheitsrechte erhöhte und die Freiheiten Anderer stutzte.« Gustav Adolph zeigte sich gegen die beutegierigen teutschen Herren sehr eifrig im Versprechen, desto säumiger im Halten. Er gab nur wenig, und mit lästigen Bedingungen und tiefen Hintergedanken. Die Beschenkten mußten Lehneid leisten; dann vergabte er besonders an die Reichsstädte teutsch-herrliche Güter, welche der Adel als seine Pfründen ansah; offenbar in der Absicht, Bürger und Herrn miteinander zu verfeinden. Zu solchem Zweck hatte er auch in dem Vertrage mit Herzog Georg von Lüneburg die Städte Hildesheim und Braunschweig ausgenommen; er wollte sie zu schwedisch-teutschen Reichsstädten machen, um durch sie den Lüneburger zu dämpfen. Auch seine Verheißungen gegen jetzige hohe Freunde, in welchen er den künftigen Feind errieth, benüzte er staatsklug, um Drachenzähne auszusäen. Gustav Adolph versprach das Frankenland dem Herzog Bernhard von Weimar, aber er versprach es auch

*) Chemnitz. I. Th. 283.

dem Herzog Wilhelm, Bernhards Bruder, aber versprach es auch dem Churfürsten von Brandenburg, und dazu machte er kein Hehl aus diesen verschiedenen Begünstigungen, so daß jeder seinen Nebenbuhler kennen und hassen mochte. Das Mittel schlug übrigens gut an. Zwischen den beiden Weimar'schen Herzogen entbrannte ein fürchterlicher Bruderhaß, der beide in des Königs Gehorsam erhalten hätte, wenn er am Leben blieb. Gleicher Weise verhieß er dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel den vollen Besitz der Abteien Fulda und Hersfeld, während er den Herzog Johann Ernst von Eisenach auf einzelne Ortschaften in denselben vertröstete. Kurz, er behandelte die Reichs-Aristokratie gerade so, wie es früher das Haus Habsburg gethan, nur hatte Alles mehr Schneide. Wie das Holz, so war auch die Axt gerichtet. Diese Politik konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die Süßigkeit des schwedischen Bündnisses, zu dem die Herrn sich Anfangs in die Wette gedrängt, nahm allmählig einen säuerlichen Geschmack an. »Vorher waren wir von Oesterreich abhängig, jezt heißt es Gehorsam gegen Schweden,« schrieb ein Weimar'scher Beamter an einen Genossen. Manche Reichsfürsten, welche in schwedischen Dienst getreten, verweigerten den Gehorsam gegen des Königs Befehle, und im Lager von Nürnberg werden wir finden, daß der Ingrimm über getäuschte Hoffnungen in offene Rebellion ausbrach.

Dieß sind die Bausteine von Gustav Adolphs Plan, die man da und dort zerstreut finden. Die Aufführung des Gebäudes hinderte sein Tod.

Drittes Kapitel.

Der König bricht in Franken ein. Tillys Tod. Eroberung Bayerns.

Der Feldzug des Jahres 1632 wurde in Franken eröffnet. Gustav Adolph hatte seinem Feldmarschall Gustav Horn Befehl gegeben, den Bischof von Bamberg zu züchtigen. Dieser treffliche Feldherr, der etwa 10,000 Mann unter seinem Befehle hatte, belagerte im Januar Höchstätt, eine im Bisthum Bamberg, an dem Aischflüßchen gelegene kleine Stadt. Eine Abtheilung von 1000 Mann Tilly'scher Soldaten, die von Forchheim aus der Besatzung zu Hilfe ziehen wollte, wurde zurückgeschlagen, ehe sie vor dem Orte ankam. Höchstatt mußte sich ergeben. Jezt schickte Horn drei Schwadronen und zwei Regimenter zu Fuß nach Bamberg, um diese Stadt, die eben von den Kaiserlichen verlassen worden war, einzunehmen. Den 1. Februar a. St. kamen die Schweden vor Bamberg an; sie schickten sogleich einen Trompeter hinein, mit der Anfrage, ob man sie in Gutem aufnehmen wolle, oder nicht. Die meisten Priester,

die Jesuiten, die Hofleute des Bischofs waren geflohen, nur etliche wenige Domherren befanden sich in der Stadt. Da sie die Unmöglichkeit einsahen, einen offenen Ort ohne Besatzung zu halten, wurde der Entschluß gefaßt, eine Kapitulation zur Sicherheit der Einwohnerschaft abzuschließen. Während nun der Vertrag schon so weit im Reinen war, daß er nur noch unterschrieben werden durfte — die Schweden sollten um zwei Uhr Mittags aufgenommen werden — schlichen sich 500 Mann Landwehr, von Cronach her kommend, unbemerkt von den Schweden, in die Stadt. Jezt reute die Einwohner der Vertrag; sie machten mit den hereingekommenen Soldaten gemeinschaftliche Sache und feuerten von den Mauern herab auf die Schweden, welche nun ihrer Seits auch Gewalt brauchten. Eine Petarde öffnete das Thor, worauf Fußvolk und Reiterei hineinbrach und die Straßen säuberte. Die Landwehr floh in aller Eile zur Stadt hinaus, die Bürger zogen sich in das Rathhaus zurück, von wo aus sie noch eine Zeitlang fochten, aber dann begünstigt von der einbrechenden Dunkelheit einzeln nach ihren Häusern flüchteten. In namenloser Angst brachten sie die Nacht zu, ihrer Schuld sich bewußt und jeden Augenblick gewärtig, daß das Schicksal Magdeburgs an ihnen erfüllt werden sollte. Die Schweden standen indeß in Schlachtordnung auf den öffentlichen Plätzen und harrten daselbst, bis der Morgen wieder graute. Dann wurden die Häuser der vornehmsten Bürger, der Domherren und das Jesuiten-Gebäude geplündert, dem gemeinen Volke geschah nichts, kein Weib erlitt Gewalt, keine Wohnung wurde angezündet, auch den Kapuzinern und Franziskanern, die ruhig in ihren Klöstern geblieben waren, widerfuhr kein Leid. Als der Feldmarschall mit dem Reste des Heeres am folgenden Tage ankam, belobte er die Mannszucht der siegreichen Truppen; berief den Stadtrath zusammen, gab ihnen einen derben Verweis wegen ihrer Treulosigkeit und nöthigte sie, der Krone Schweden Treue zu schwören. In der Domkirche wurde auf seinen Befehl evangelischer Gottesdienst gehalten.

Horn wollte nun auch Forchheim angreifen, allein starke Regengüsse und darauf eingetretene heftige Kälte verhinderten sein Vorhaben. Er mußte sich begnügen, die dortige Garnison durch ausgeschickte Abtheilungen im Zaume zu halten. Indessen bewegte der verjagte Bischof Himmel und Erde, um wieder in Besitz seiner Güter zu gelangen; er ließ dem Churfürsten von Bayern keine Ruhe, bis dieser seinen General Tilly beorderte, das Bisthum wieder zu säubern. Tilly stand mit der Hauptmacht bei Nördlingen. Erfreut über einen Befehl, der ihn aus einer verhaßten Unthätigkeit rieß, und Rache an den Schweden verhieß, zog Tilly seine Besatzungen aus der Oberpfalz an sich, rückte dann bis Amberg vor, wo er mit dem vertriebenen Bischof eine Unterredung pflog. Neumark war seinen Truppen als Sammelplatz angewiesen. Zwanzig tausend Mann, wohl versehen mit Geschütz und andern Bedürfnissen fanden sich dort ein. Tilly

brach Mitte Februar von dort auf, nahm unterwegs Altdorf, Lauf und etliche andere Orte in der Nähe von Nürnberg, und erreichte Forchheim. Horn, der von den Bewegungen des Feindes frühzeitig Nachricht erhielt, täuschte sich nicht darüber, daß es auf Bamberg abgesehen sey. Er hielt Kriegsrath, weil er die Vertheidigung Bambergs nicht allein auf sich nehmen wollte. Viele waren der Meinung, daß man sich zurückziehen müsse, weil ein offener, mit schlechten Mauern versehener Ort, wie Bamberg, mit einem kleinen Heere unmöglich gegen ein großes vertheidigt werden könne. Dagegen pochten andere auf den schwedischen Kriegsruhm; eine Schande wäre es, sagten sie, eine eben eroberte Stadt freiwillig zu verlassen, um so mehr, da der König bereits den Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, der in dem nahen Thüringen stand, beordert habe, das Heer unter Horn zu verstärken. Lezteres ist wahr, dringende Befehle Gustav Adolphs riefen den Herzog nach Franken. Nichts hinderte ihn, Folge zu leisten, als der Stolz, nicht unter einem schwedischen Edelmann dienen zu wollen, und darum kam Herzog Wilhelm nicht. So etwas hatte freilich Horn nicht erwartet; die fechtlustige Parthei siegte im Kriegsrath; es ward beschlossen, den schlechten Zustand der Wälle und die Schwäche der Besatzung durch neue Werke zu ersetzen. Das kleine schwedische Heer verwandelte sich in Schanzgräber, emsig arbeiteten die alten Regimenter, schlecht und lässig die neugeworbenen Truppen, welche der Graf Solms kürzlich von Nürnberg herbeigeführt hatte.

Den 28. Februar erhielt Horn die Nachricht, daß in einem Gehölze, nahe bei der Stadt, feindliche Reiter bemerkt worden seyen. Er schickte den Grafen Solms hinaus zu der Reiterwache, um dieser zu bedeuten, daß sie sich in kein Gefecht einlassen dürfe, besah die Verschanzungen, trieb die Soldaten zur Arbeit an, und ertheilte dem Reiterregiment Baudissen, das in der Stadt lag, den Befehl, sich in Bereitschaft zu halten. Zum Unglück wurde diese Ordre mißverstanden; statt zu bleiben, rückte der Oberstlieutenant Bülow mit seinen Reitern hinaus auf das Feld, ward dort von überlegener Macht angefallen und in Unordnung zurückgedrängt. Die Reiter suchten Schutz hinter den Schanzen, welche das Solmische Fußregiment noch nicht ganz beendigt hatte. Allein auch diese fliehen, der Schrecken theilt sich allen teutschen Truppen mit, sie suchen über die Regnitz-Brücke in die Stadt zu entfliehen; auf den Fersen folgte ihnen der Feind, der schon die ersten Straßen besezt hatte. Gustav Horn war außer sich vor Unwillen, daß der Vortrab Tillys sein ganzes Heer über den Haufen werfen sollte. An der Spitze des Thurnschen Regiments zu Fuß trieb er die Eingedrungenen nach größter Anstrengung wieder zurück, und gewann Zeit, die Brücke zu zerstören. Nun wurde Gepäck und Geschütz auf dem nahen Main eingeschifft; in ziemlicher Ordnung zogen die Schweden dann ab und marschirten nach Eltmann, wo Horn über den

Fluß sezte und sein kleines Heer jenseits des Mains eine feste Stellung beziehen ließ. Dreihundert Mann kostete der Ueberfall von Bamberg dem schwedischen Heere, doch verloren die Feinde nicht viel weniger.

Gustav Adolph sann eben darauf, die Belagerung von Philippsburg und Heidelberg zu unternehmen, als diese Nachrichten aus Franken einliefen. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, dem Feldmarschall zu Hilfe zu ziehen. Vor seiner Abreise traf er die nöthigen Anstalten, damit das Kriegsfeuer am Rheine nicht erlösche. Der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, kurz zuvor in schwedische Dienste getreten, erhielt einen Heerhaufen, der am Oberrheine, Herzog Bernhard von Weimar einen zweiten, der am Unterrheine die begonnenen Eroberungen fortsetzen sollte. Beide teutsche Herren wurden unter die oberste Aufsicht des Reichskanzlers Oxenstierna gestellt, ein Verhältniß, das bald zu den schlimmsten Reibungen Anlaß gab, weil weder einer dem andern, noch Beide zusammen einem schwedischen Edelmann gehorchen wollten. Den 3. März brach Gustav Adolph von Mainz auf. Aschaffenburg war den Truppen, die den König nach Franken begleiten mußten, als Sammelplatz angewiesen. Dort hielt er den 6. März Musterung über 12 Regimenter zu Fuß und 8000 Reiter, im Ganzen gegen 25,000 Mann. Den 9ten zog das Heer über Lohr, Werfling, Arnstein nach Geldersheim. Indessen hatte Horn von Haßfurth aus, in der Nacht des 3. März, einen glücklichen Ueberfall auf zwei Tillysche Reiterregimenter in Oberheit ausgeführt. Mit Ausnahme von vier Kompagnien, welche kaum zuvor abgegangen waren, um einen Wagenzug zu decken, wurden dieselben überrascht, niedergehauen oder gefangen. Tilly zog sogleich seine Truppen zusammen, in der Absicht, sich für diesen Schlag zu rächen und die Schweden in Haßfurth anzugreifen. Allein Horn wartete die Ankunft des Feindes nicht ab, sondern zog sich in guter Ordnung nach Schweinfurt zurück, in welche Stadt er drei Regimenter zu Fuß als Besatzung warf, mit den übrigen Truppen rückte er dem Könige entgegen. Bei Kitzingen erfolgte den 12. März die Vereinigung. Das schwedische Heer war jezt über 30,000 Mann stark. Einige Tage später stießen noch Johann Banner und der Herzog Wilhelm von Weimar mit weiteren 10,000 Mann zum Könige. Jezt wandte Tilly, erschreckt durch solche Uebermacht, um. Sein Gebieter, der Churfürst von Bayern, war Anfangs unentschlossen, ob er ihn nach Böhmen schicken sollte, in der Hoffnung, daß Gustav Adolph dorthin folgen und Bayern verschonen würde. Doch überwog zulezt die Rücksicht auf die Sicherheit des eigenen Landes, das sonst ganz dem Feinde Preis gegeben worden wäre. Tilly zog von Forchheim auf Erlangen, und von da, als die Schweden nachrückten, weiter gen Ingolstadt. Den 18. März erschien der schwedische Vortrab unter Horn vor Winsheim, der König folgte

GUSTAV ADOLPHS EINZUG IN NÜRNBERG.

mit der Hauptmacht den andern Tag. Am 20. März zogen sie in Fürth ein.

Eine Einladung des Raths rief den König in das nur eine Meile entfernte Nürnberg. Den 21sten ritt Gustav Adolph, begleitet von dem König Friedrich V. von Böhmen, dem Pfalzgrafen August von Sulzbach, Herzog Ernst von Weimar und vielen andern teutschen Herren hinüber. Der Rath und ein großer Theil der Gemeinde kam ihm vor die Thore entgegen, ein grenzenloser Jubel empfing ihn in den Straßen dieser alten herrlichen Reichsstadt; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, alte Leute weinten vor Freude, den Tag erlebt zu haben, an dem sie den Befreier Teutschlands, den Hort der lutherischen Kirche, sehen durften. Im Namen des Rathes wurden dem Könige von zwei Mitgliedern desselben, Ch. Führer und Christoph Volkamer, prächtige Geschenke überreicht, worunter vier Kanonen, eine Himmels- und eine Erdkugel, beide von Silber, inwendig vergoldet und als Trinkschalen brauchbar, ein Werk des Nürnberger Kunstfleißes. In seiner Antwort auf die zierliche Anrede der Rathsherrn entwickelte Gustav Adolph jene unnachahmliche Beredtsamkeit, welche es auf den Grund verstand, die Herzen der Bürger zu gewinnen, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, ihren Religionseifer seiner Macht dienstbar zu machen. »Ich bedanke mich für das Geschenk,« sagte er, »doch könnt Ihr mir nichts Besseres verehren, als Eure Beständigkeit bei dem allgemeinen evangelischen Wesen. Ich beschwöre Euch, laßt Euch durch Nichts abwendig machen, nicht durch Furcht oder Schrecken, nicht durch Verheißungen oder Drohungen, nicht durch Wollust, Eitelkeit oder andere Leidenschaften, denen das menschliche Herz unterworfen ist, besonders in dieser lezten bösen Zeit, da der Fürst dieser Welt, der Mammon, überall herrscht. Die Feinde werden nicht unterlassen, Alles zu versuchen, zu verheißen, zu drohen, zu schrecken, damit sie Euch von mir abspenstig machen mögen. Denn es ist bekannt, welch' mächtigen und listigen Feind wir haben, und wie eng das Haus Oesterreich, Spanien und der Pabst sich verbunden, um alle Evangelische zu vertilgen. Dahin zielen alle ihre Anschläge, dahin wenden sie alle Stärke und Macht, dahin steht ihr Thun und Lassen, Dichten und Trachten. Aeusserlich bieten sie zwar den Frieden, aber einen solchen Frieden, der sowohl Euch, als allen andern Evangelischen zum höchsten Nachtheil, ja zum Verderben von vielen Millionen Seelen gereichen müßte. Gott hat Euch zu Regenten gesezt und Tausende Euch anvertraut in einer so volkreichen Stadt, dergleichen ich meine Tage des Lebens nie gesehen. Ich will nicht zweifeln, Ihr werdet sie also regieren, daß Ihr dermaleins vor Gott und der ganzen Christenheit Rechenschaft abzulegen vermöget. Ihr seyd alte Patrizier allhier, und Eure Voreltern sind vor undenklichen Jahren in der ganzen Welt berühmt gewesen; diesem ihrem Lobe strebet nach, und thut als gute Patrioten das Eurige bei dem großen Werke. Bedenket,

was Gott über Euch verhängen würde, wenn er Euch in Eurer Feinde Hand überlieferte, erwäget, wie diese mit Euch umgehen würden. Es hat Euch Gott der Allmächtige viel erleben lassen. Ihr habt gelitten und geduldet, denn Gott wollte Euch für die Sünde strafen, aber dennoch hat er Euch mit seinem gewaltigen Arme allezeit beschützet. Nicht genug kann ich mich wundern, und muß es für eine augenscheinliche Fügung erkennen, daß Euer Feind sich dieser und anderer Städte im Reiche nicht bemächtigt hat, da er sie doch seit zwei und drei Jahren schon in seiner Gewalt besaß und nur zugreifen durfte. Wunderbarlich hat Euch Gott erhalten, wie er mich denn auch zu diesem Werk berufen; denn eher hätte ich mich des jüngsten Tages versehen, als daß ich nach Nürnberg kommen sollte. Wie Ihr selbst sagt, habe ich mein armes Land und Leute, und was mir lieb ist, verlassen, so manchen theuren Helden mit hinaus geführt, welche ihr Leben neben dem Meinigen gewagt, Alles dem gemeinen evangelischen Wesen und der teutschen Freiheit zum Besten. Ich will auch insonderheit gegen Euch thun, was mir nur immer möglich ist, so weit mir Gott Gnade verleiht. Was ich Euch habe versprechen lassen durch Eure verschiedene Gesandten, das will ich halten. Bedenkt also, was dieses Werk auf sich hat, bleibt beständig um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt Euch nicht abwendig machen, und ermuthiget andere Eurem Ansehen folgende Städte zu gleicher Standhaftigkeit. Ich sage solches nicht, als ob ich Zweifel in Eure Aufrichtigkeit sezte, sondern bloß um Euren Eifer noch mehr anzuspornen. Es wird Euch Gott nicht alle Tage einen solchen Prediger schicken, als wie mich, der ich nichts anderes begehre, als Euch mit Gottes Gnade zu helfen, zu trösten. Duldet noch Etwas, bleibet treu, thut das Eurige in diesem Werke, so wird Euch Gott, der bisher sein Heil so wunderbar erzeigt, auch ferner seine Gnade geben, daß diese Eure Stadt blühe und zunehme, damit Euer Ruhm in der ganzen Welt sich ausbreite. So wollen wir Gott alsdann mit Einander loben und preisen, hier zeitlich und dort ewiglich.« *)

Gustav Adolph versäumte kein Mittel, um die Reichsstädte, Nürnberg und andere in seinen Kreis zu ziehen. Schon vor dem Abmarsch aus Frankfurt hatte er ein weises Gesetz erlassen, welches die Sicherheit der Heerstraßen, den freien Zug nach der Frankfurter Messe, bei hohen Strafen schüzte. Auch waren unter schwedischem Geleit die Nürnberger Kaufleute zu der eben eröffneten Frühlingsmesse abgegangen. Diese Vorsorge gewann ihm die Gewerb- und Handelsleute. Nicht minder fesselte er den Nürnberger Rath durch Vergabungen an sich, welche ihm nichts kosteten, weil er sie Kraft des Kriegsrechts aus den Gütern der besiegten Parthei nahm. Ein königlicher Schenkungsbrief vom

*) Wir geben diese Rede nach der Urkunde bei Murr „Beiträge." Seite 46 und folg.

30. März 1632 sprach der Stadt das Eigenthum der teutschherrlichen Güter, die auf Nürnbergischem Grunde lagen, so wie mehrere dompröbstliche oder Bambergische Besitzungen zwischen den Wassern Regnitz, Schwarzach und Schwabach, zu. Mehr als diese handgreiflichen Vortheile schmeichelte den Rathsherrlichen die Freundlichkeit des Königs. Wie? von einem ruhmgekrönten König, von einem Kriegshelden auf solche huldvolle Weise angeredet und behandelt zu werden, das ist ein unüberwindlicher Zauber, das macht alle Adern dem Helden entgegenwallen! Auch mögen bei den Bürgern Nürnbergs Gedanken angeregt worden seyn, als ob der Sitz des neuen Reichs in ihre Stadt verlegt werden dürfte. Gustav Adolph nannte sie das Auge Teutschlands; auch sprach er sich gegen Nürnbergs Gesandte, als sie zu ihm im Januar an den Rhein gekommen waren, weit offener über seine geheimen Absichten aus, als vielleicht gegen irgend andere teutsche Stände. »Von meinen Freunden,« sagte er damals, »will ich nichts anderes, als ihre Dankbarkeit. Was ich dem Feinde abgewinne, gedenk ich zu behalten, der protestantische Bund muß sich von den Katholiken trennen und ein tüchtiges Haupt erwählen, besonders für den Krieg; mit dem Sold einiger Monate kann ich mich nicht zufrieden stellen lassen, wie ein hergelaufener Soldat. Pommern brauche ich wegen der See, und wenn ich auch sonst noch etwas zurückgeben sollte, so darf ich doch dieselbe Rechte der Oberherrlichkeit fordern, die der Kaiser früher ausgeübt; die alte Reichsverfassung taugt nichts mehr.« Auf diese höchst vertrauliche Mittheilung antworteten damals die Nürnberger Gesandten: »Wir wüßten keinen bessern und gesegnetern Herren zu unserem Oberhaupt, als Eure königliche Majestät von Schweden selbst.«

Gustav Adolph verweilte nur über Mittag in Nürnberg. Nachdem er ein Festmahl eingenommen und dann die neuen Stadtwerke besichtigt hatte, ging er Abends nach Schwabach, wohin das Heer hart an Nürnbergs Mauern vorausgezogen war. Man erwartete, er werde hinter Tilly her auf Ingolstadt rücken, aber Gustav Adolph verließ diese Straße schnell und schwenkte von Neumarkt gegen Donauwörth ab. Den 26. März erschien er vor dieser ehemaligen Reichsstadt, in welcher vier Fahnen zu Roß, acht Kompagnien Fußvolk und eine gute Anzahl bayrischer Landwehr, unter dem Befehl des Herzogs Rudolf Max von Sachsen-Lauenburg, in Besatzung lagen. Die erste Aufforderung wurde mit dem Bemerken abgewiesen, daß dem König nichts Anderes zu Diensten stehe, als Kraut und Loth und kaltes Eisen.

Nun ließ Gustav Adolph den Schellenberg stürmen, der die Stadt beherrschte und wo die Belagerten einige Verschanzungen angelegt hatten. Der Berg wurde genommen, ein Ausfall nach dem andern, den der Herzog von Lauenburg versuchte,

mit Verlust zurückgeschlagen. Man richtete die Kanonen auf die Stadt und begann sie zu beschießen; jezt drangen die Bürger, welche das aufgedrungene bayrische Joch nur mit Ingrimm trugen und im Herzen schwedisch dachten, in den Kommandanten, er möchte den Ort räumen. Der Herzog schwankte; als aber gegen Abend sich etliche Tillysche Reiter sehen ließen, welche man für den Vortrab des bayrischen Heeres hielt, beschloß er, auszuharren. Doch wurden diese Vorläufer schnell verjagt; Gustav Adolph schickte den Obersten Hepburn mit einer starken Anzahl Musketire über die Werniz, um die Stadt auch auf der Westseite anzufallen; das Feuer dauerte fort, die Schweden hielten gute Wache. Nachts um zehn Uhr hörten sie Geräusch wie von Wagen und Rossen auf der Donaubrücke. Man hatte vorausgesehen, daß der Feind sich nicht länger halten könne, und versuchen werde, unter dem Schutze der Nacht zu entwischen. Die nöthigen Vorkehrungen waren bereits getroffen, plötzlich donnerten alle Stücke auf die Brücke los; durch dieses heiße Bad mußte der Feind hindurch, wenn er die Südseite der Donau gewinnen wollte. Zugleich stürzte das schwedische Fußvolk auf die Stadtthore los, schlug sie mit Aexten oder Petarden ein, hieb Alles nieder, was vom Feinde noch in der Stadt war, plünderte die Häuser, bis Gustav Adolph selbst hereinkam und die Ordnung wieder herstellte. Etliche Reiterhaufen wurden hinter dem Feinde hergeschickt, um auf ihn einzuhauen, doch hatte er schon einen zu großen Vorsprung gewonnen. Am andern Morgen zählte man 500 feindliche Leichen, theils in der Stadt, theils besonders auf der Brücke. Es versteht sich von selbst, daß Gustav Adolph die lutherische Religion wieder herstellte. So wurde Donauwörth nach 25jähriger bayrischer Herrschaft wieder eine freie, oder vielmehr eine schwedisch-teutsche Stadt. Und damit sie desto mehr vor Versuchung neuen Wechsels gesichert wäre, ließ Gustav Adolph die Werke auf dem Schellenberg sogleich vollenden.

Der eine Schlüssel zum Bayerland, die Brücke über die Donau, war jezt gefunden. Noch fehlte der zweite, man mußte auch über den Lech hinüber. Tilly, der seit einigen Tagen den Schweden zur Seite zog — er auf dem rechten, diese auf dem linken Donau-Ufer — hatte eine starke Stellung bei dem Städtchen Rain eingenommen. Alle Brücken über den Lech bis nach Augsburg hinauf wurden auf seinen Befehl abgebrochen, alle Plätze mit Bewaffneten besezt. Schon lagen in Augsburg sechs Fähnlein bayrisches Volk; durch seinen Einfluß auf die katholischen Bürgermeister brachte es der Churfürst von Bayern dahin, daß diese ohne Wissen und Willen der Einwohnerschaft noch zwölf Fahnen zu Fuß und zwei zu Roß in die Stadt aufnahmen. Nun wurden die evangelischen Bürger daselbst, denen man nicht traute, entwaffnet und hart unter dem Daumen gehalten. Die Bayern brannten die Gartenhäuser vor den Thoren nieder, hieben die Bäume ab und errichteten überall Schanzen. Tilly überzeugte

sich persönlich vom Stande der Werke. Indessen war der Churfürst von Bayern selbst mit aller Landwehr, die er zusammenraffen konnte, in's Tillysche Lager gekommen, denn seit dem Falle Donauwörths zitterte er für den Besitz seiner Erblande.

Wenige Tage verweilte Gustav Adolph in Donauwörth, um abzuwarten, bis die nach Ulm hinauf gelegenen Orte in seine Gewalt gebracht wären. Sehr schnell wurden dieselben durch ausgeschickte Abtheilungen genommen. Günzburg, Elchingen, Gundelfingen, Lauingen, Höchstett, Dillingen, Kirchberg sammt vielen Schlössern öffneten den Schweden ihre Thore. Ulm hatte schon früher einen Vertrag mit der Krone Schweden abgeschlossen. Die Sieger fanden in diesen reichen Kornländern große Vorräthe aufgehäuft, die dem Heere sehr zu statten kamen. Des Königs Entschluß, in Bayern einzufallen, war gefaßt; er untersuchte den Lech persönlich. Dieser Fluß ist bekanntlich ein Alpwasser, reißenden Laufes; damals schwollen seine Wasser noch höher, als sonst, in Folge des Frühjahrs und des schmelzenden Schnees. Drüben lag Tilly in die Erde eingegraben und wohl verschanzt, überdieß durch einen Wald und Sümpfe gedeckt. Vor sich hatte er den Lech, hinter sich die Aicha, einen Bach, der durch das Städtchen Rain fließt und dann in die Donau fällt; zur Rechten die Donau, zur Linken Rain. Seine Reiter sprengten längs dem Lech auf und ab und hielten gute Wache. Nichts desto weniger beschloß Gustav Adolph, gerade über vom Feinde hinüberzusetzen, weil die Natur des Bodens ihm glücklichen Erfolg verhieß. Das diesseitige Ufer ist dort um zwolf Fuß höher, als das jenseitige vom Feinde besetzte, überdieß machte der Lech eine Krümmung gegen die linke Seite, welche jenseits beinahe eine Halbinsel bildete. Gerade hier sollte die Brücke geschlagen werden, weil sie von einem Kreuzfeuer des Geschützes gedeckt werden konnte. Doch schüttelten viele von den hohen schwedischen Offizieren den Kopf. Gustav Adolph hielt einen Kriegsrath; der Feldmarschall Horn, älter als der König, und ein Mann, der dem Glücke wenig, der Berechnung fast Alles einzuräumen gewohnt war, widersprach. »Gefährlich sey es, im Angesicht des Feindes über einen Fluß zu setzen, wenn es gelinge, werde der Wurf Blut genug kosten, und wenn man auch drüben sey, stehe es sehr in Frage, ob man den Feind aus seinen Verschanzungen vertreiben könne. Für besser halte er es, nach Böhmen zu ziehen und dort die neue Macht des Friedländers in der Wiege zu ersticken, ehe sie dem König über den Kopf wachse.« Das war nicht schlecht gesprochen! Doch der König, der dießmal den Kriegsrath berufen hatte, nicht um die eigene Meinung seiner Offiziere zu hören, sondern um sie zu ermuthigen und seine Ansicht zur ibrigen zu stempeln, entgegnete: »Wie? wir, die wir über die Ostsee und so viele Ströme in Teutschland gesetzt haben, sollten uns vor einem Bache fürchten, wie der Lech?« Die andern Kriegsobersten stimmten damit ein,

weil sie dem Könige nicht widersprechen wollten. Gustav Adolph rechtfertigte seine Kühnheit durch treffliche Anstalten. Vorerst wurden 72 Feuerschlünde in drei Batterien da aufgefahren, wo der Lech die oben beschriebene Krümmung macht, und wo das diesseitige Ufer um zwölf Fuß höher ist, als das jenseitige. Am 3. April waren die Batterien fertig. Sie eröffneten nun ein fürchterliches, fast unausgesetztes Feuer gegen die Feinde drüben; das bayrische Fußvolk stand meist in einem Hochwalde, der sich fast bis an den Lech erstreckte, vornen noch durch Schanzen gedeckt. Diese Stellung, sonst für gut gehalten, wurde ihnen verderblich. Denn Schlag um Schlag fuhren die schwedischen Kugeln in Stämme und Aeste, es war ein Krachen, als wenn hunderte von Holzbauern in dem Walde arbeiteten; nach allen Seiten flogen große Holzsplitter und verstümmelten oder zerschmetterten die Mannschaft, die unter den Bäumen Schutz gesucht hatte. Der Halbinsel konnte sich Niemand nähern, weil das Kreuzfeuer der schwedischen Stücke jedem Tollkühnen augenblicklichen Tod drohte. Tilly hatte überdieß auch hier, wie sonst immer, viel zu wenig Kanonen; er mußte zusehen, wie die schwedische Artillerie zum zweitenmal seine Loorbeere zerrieß.

Mitten unter dem Pulverqualm der Stücke, der noch durch angezündete Stöße von grünem Holz, Theer und nassem Stroh dichter und undurchdringlicher aufwirbelte, arbeiteten die Schweden den 4. April und in der folgenden Nacht an einer auf Holzböcken ruhenden Brücke. Am 5ten war sie fertig. Jezt wurden 300 auserlesene Finnen, deren jedem Gustav Adolph zuvor zehn Thaler Trinkgeld versprach, wenn sie guten Dienst thäten, auf's andere Ufer geschickt. Sie eilten über die Brücke, die Schaufel in der einen, die Muskete in der andern Hand, und wühlten so emsig in der Erde, daß in kurzer Zeit ein Halbmond fertig da stand, der sogleich mit Kanonen versehen wurde. Schon zuvor hatte man zwei für die Reiterei brauchbare Furten im Lech, die eine oben, die andere unter der neuen Brücke, entdeckt. Während nun Gustav Adolphs Reiter auf beiden Seiten zugleich hinübersprengen und den Feind nöthigen, seine Aufmerksamkeit zu theilen, sezte das schwedische Fußvolk sammt einem Theil des leichten Geschützes in Masse über die Brücke. Bald entspinnt sich ein heftiger Kampf; die Bayern, die es schon früher versucht, den Bau der Brücke zu verhindern, aber immer wieder durch die feindlichen Batterien am diesseitigen Ufer zurückgetrieben worden waren, fochten, ihren greisen Feldherrn an der Spitze, mit gewohnter Ausdauer. Aber immermehr mußten sie der Uebermacht weichen. Es scheint, daß Tilly, um seinen Ruhm nicht noch einmal zu überleben, den Tod gesucht habe. Eine Falkonetkugel zerschmetterte sein rechtes Bein über dem Knie; tödtlich verlezt mußte er vom Wahlplatze weggetragen werden. Zu gleicher Zeit erhielt der zweite feindliche General, Aldringer, eine Wunde am Kopfe. Das Unglück der Führer entmuthigte das Kriegsvolk. Nach

mehrstündigem Kampfe zogen sich die Bayern hinter ihre Verschanzungen zurück, um während der Nacht das Lager zu verlassen und dem Sieger den Fluß Preis zu geben. In großer Unordnung erfolgte der Rückzug nach Neuburg und dann nach Ingolstadt. Den verwundeten Feldherrn führte das Heer in einer Sänfte mit; mehrmals mußte dieselbe angehalten werden, weil der Greis von einer Unmacht in die andere fiel, so daß man fürchtete, er werde unter Wegs den Geist aufgeben. Dennoch lebte er unter den Händen der Wundärzte, die ihm vier Splitter aus dem Beine zogen, gefoltert von unsäglichen Schmerzen, noch bis zum 20. April. Diese Leiden des Körpers hinderten ihn nicht, dieselbe Dienstreue die sein ganzes Leben auszeichnet, bis zum lezten Hauche zu eweisen. An seinem Todestage hatte er noch eine Unterredung mit dem Churfürsten von Bayern, worin er seinen Gebieter beschwor, auf Regensburg Acht zu haben, denn würde Regensburg verloren, so stehe die Kaiserkrone sammt dem bayrischen Churhute auf dem Spiele. Mit den Worten: »Regensburg, Regensburg« auf der erbleichenden Lippe ist er nach dem Zeugnisse des Chemnitz verschieden.

Ein solches Ende nahm Johann Tzerklas Graf von Tilly. Im Jahr 1559 im habsburgischen Flandern geboren, wurde er, wie fast aller katholische Adel in jenen Zeiten, von den besten damaligen Lehrmeistern, den Jesuiten, erzogen. Sein Vater stand als Beamter im Dienste Kaiser Rudolfs II. Da Johann der jüngste unter mehreren Brüdern war, bestimmte man ihn Anfangs für die Kirche. Neigung, vielleicht auch der Wille seiner Lehrer führte ihn in die kriegerische Laufbahn. Tilly diente, wie so viele andere große Männer, von der Pike auf, und lernte durch strengen Gehorsam die Kunst des Befehls um so besser. Die ersten Sporen verdiente er im niederländisch-spanischen Kriege unter Alba, den er in seinem Aeussern nachgeahmt haben soll, unter Don Johann von Oesterreich und Alexander Farnese. Als Oberstlieutenant nahm er hierauf thätigen Antheil an dem ungarischen Kriege unter Kaiser Rudolph II., trat dann in Dienste bei Herzog Max von Bayern, wurde der Schöpfer des bayrischen Kriegswesens, und führte die Liga zum Kampfe wider die Protestanten. Die Thaten, welche er in diesem Kriege verrichtete, sind in vorliegendem Buche beschrieben. Seine hohe Einsicht, sein Feldherrngruhm war vor Gustav Adolphs Ankunft in der ganzen Welt gefeiert. Mehr als zwanzig gewonnene Schlachten, und die lange, bloß durch Verdienste erl mene Stufenleiter, vom gemeinen Soldaten zum Feldhauptmann, zeugen dafür. Wäre er bei Magdeburg gefallen, so würde er unbesiegt ins Grab gestiegen seyn; aber das Schicksal, das über die eitlen Wünsche der Menschen wegfährt, nöthigte ihn, auch die Tugenden des Unglücks zu zeigen. Fanatischer Partheigeist hat, weil er dem Feldherrn Nichts anhaben konnte, den Menschen, besonders wegen Magdeburgs grausamem Falle, um Ehre und

Nachruhm zu bringen gewetteifert, aber mit Unrecht, wie oben gezeigt worden ist. Tilly war ein ausschließender Charakter; er hing mit ganzem Herzen an den Lehren, welche die Jesuiten dem weichen Stoffe seiner jugendlichen Seele eingeprägt. Man muß den Katholiken dasselbe Recht zugestehen, das die Protestanten in so reichem Maße für sich in Anspruch nehmen. Fast keiner von uns ist selbst jetzt, in diesen Zeiten der Gleichgültigkeit gegen kirchliche Dinge, der nicht im tiefsten Grunde seiner Seele einen geheimen Widerwillen gegen Papisten trüge. Derselbe ist ein Erbtheil unserer Mütter, das nicht unter Aufsicht der Vernunft oder des freien Willens steht. Gerade so geht es den Katholiken jetzt, und damals noch in viel höherem Grade, weil auch der Gegendruck viel stärker war und ein wilder Haß dem andern die Wage hielt. Und vielleicht hatte damals ein Katholik, der nicht nur die Kirche, sondern noch etwas weit Besseres und Nöthigeres, den Staat ins Auge faßte, Grund zu größerem Widerwillen, als wir die Protestanten. Denn wer war es, der, angeblich zum Schutze der Gewissen und der Freiheit, in der That jedoch um des Kaisers rechtlicher Obergewalt zu trotzen, den Fremden, den Dänen, den Engländer, den Schweden, den Franzosen ins Reich rief — die Evangelischen oder die Katholiken? Mußte nicht ein gut deutscher Katholike damals einer Parthei fluchen, die das Erbtheil der Ahnen den alten Feinden des Reichs Preis gab! Tilly haßte die Lutherischen, das ist wahr, aber sein Haß blieb immer menschlich. Zeuge dafür die wiederholten Warnungen, die er, obwohl vergeblich, den unglücklichen Böhmen vor der wilden Rache zukommen ließ. Zeuge sein edles, uneigennütziges Betragen als Quartiersmann in dem besiegten Niedersachsen, von dem urkundliche Beweise sprechen *). Zeuge endlich seine von Khevenhüller verbürgte Trauer über den Untergang Magdeburgs. Als den schönsten Zug in seinem Charakter betrachte ich die Standhaftigkeit, mit der er Wallensteins Verheißungen eines erblichen Herzogthums abwies. Es mag seyn, daß Stolz die Hauptquelle dieser Handlung war, daß er sich nicht von einem verhaßten Nebenbuhler durch ein trojan'sches Geschenk abhängig machen wollte. Aber wie Viele gibt es, die solchen Lockungen ein solches Selbstgefühl entgegensetzen? Sonst hat doch jeder seinen Preis. Dieselbe Uneigennützigkeit, die Tilly im oben erwähnten Falle zeigte, bewies er auch sonst. Mit angesehenen Gütern vom bayrischen Churfürsten und noch mehr vom Kaiser beschenkt, verwendete er nicht nur die Zinsen, sondern einen großen Theil des Grundstocks auf das Heer, das doch nicht ihm gehörte.

Vor der Breitenfelder Schlacht pflegte er sich im Scherze dreier Dinge zu rühmen: daß er nie zuviel getrunken, nie ein Weib beschlafen, nie ein Haupttreffen verloren habe. Der zweite

*) Von der Decken I. Bd. der Geschichte des Herzogs Georg von Lüneburg.

Artikel namentlich ist etwas ganz Absonderliches, wie schon Chemnitz bemerkt; das riecht ein wenig nach der Kutte, und ich finde daher die Angabe eines nahmhaften Schriftstellers nicht unwahrscheinlich, welcher behauptet, Tilly sey ein weltliches Mitglied des Jesuitenordens gewesen. Den größten Theil seiner Baarschaft, 60,000 Thaler, vermachte er, wie mehrfach gesagt worden ist, den Resten jener heldenmüthigen Wallonen-Regimenter, die bei Breitenfeld mit solcher Aufopferung gefochten. Sie empfingen Mann für Mann ihren Antheil an dem Nachlasse eines Feldherrn, den sie mit Recht ihren »alten Vater« nannten. Streng gegen sich selbst, verlangte er auch von den Soldaten pünktlichen Gehorsam im Dienste, sonst sah er ihnen Vieles nach, wenn sie sich nur tapfer bewiesen. Er wurde nicht nur gefürchtet, sondern auch geliebt. Der Marschall von Grammont, ein tüchtiger Zeuge, sagt von ihm: er habe nie einen klügeren Feldherrn, nie einen solchen gesehen, dem williger gehorcht worden sey. Tilly weihte ein 73jähriges Leben der Tugend, deßwegen gebührt ihm Nachruhm im Tode. Dieses ehrenvolle Andenken seinem durch ungerechte Beschuldigungen verunglimpften Namen zu retten, betrachtet der Verfasser dieses Buchs als eine Pflicht des Geschichtschreibers, und er würde es als einen schönen Lohn ansehen, wenn es seiner schwachen Feder gelungen seyn sollte, zur Anerkennung des Schwergekränkten beigetragen zu haben.

Wir kehren zu den Schweden zurück. Als Gustav Adolph den Lech in seiner Gewalt und das bayrische Lager am Morgen des 6. April verlassen sah, soll er voll Erstaunen ausgerufen haben: »Wäre ich an des Bayers Platze gewesen, ich hätte diese Stellung nie verlassen, noch dem Feinde die Thüre in meine Erblande geöffnet, selbst wenn mir eine Kanonenkugel Bart und Kinn weggenommen haben würde!« Das Städtchen Rain ergab sich sogleich und mußte die Plünderung mit einigen tausend Thalern abkaufen. Der Feind hatte im Gefecht an der Brücke und auf seinem eiligen Rückzug einen bedeutenden Verlust erlitten, über tausend Mann *). Die leichte schwedische Reiterei verfolgte ihn am 6ten fast bis Neuburg. Gustav Adolph ging nun schnell auf Augsburg los. Den 7. April übernachtete er in Thierhaupten, am 8ten stand er in Lechhausen, gerade über von Augsburg. Zu gleicher Zeit war Leonhard Torstensohn, damals Oberster des Geschützes, mit den schweren Stücken, einer Abtheilung Reiterei und kommandirten Musketiren auf dem linken

*) Zu unserer Schilderung des Lech-Uebergangs sind wir Chemnitz, Khevenhüller, dem schwedischen Soldaten und dem Bericht an den schwedischen Reichsrath (bei Geijer 3. Band) gefolgt. Gualdo ist auch hier wieder, wie sonst so oft, schlecht berichtet. Er läßt den Herzog Bernhard eine Insel im Lech finden und dort eine Brücke schlagen, während dieser Bernhard sich doch erweislich damals bei dem Rheinheere befand. Auch Burgus, und noch mehr Adlzreiter entstellen die Wahrheit.

Ufer des Lechs hinaufgezogen, und lagerte sich jenseits im Dorfe Oberhausen an der Wertach. Die Besatzung war kurz zuvor vermindert worden, indem der Churfürst Max noch vor dem unglücklichen Gefecht bei Rain den größten Theil der in Augsburg liegenden Truppen an sich zog. Die Werke befanden sich in einem zu schlechten Stande, als daß die Stadt sich hätte in die Länge halten können. Gustav Adolph ließ zwei Brücken über den Lech schlagen, und an geeigneten Orten Batterien errichten, hütete sich aber wohl, aus ihnen zu schießen, obwohl die Bayern von den Mauern und Thürmen ein freilich ziemlich unschädliches Feuer unterhielten. Es galt die Stadt ohne Blutvergießen und ohne Beschädigung zu gewinnen. Also eröffnete Gustav Adolph nicht mit Kugeln, sondern mit Briefen die Thore. Nachdem einige Schreiben zwischen dem Rath und dem König gewechselt waren, und die evangelische Bürgerschaft, welche im Herzen gut schwedisch dachte, allmählig eine drohende Stellung gegen die bayerischen Soldaten annahm, unterhandelte der Befehlshaber am 10ten wegen der Uebergabe. Er erhielt gute Bedingungen, freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Am nämlichen Tage wurde der Rath nach Lechhausen zum Könige beschieden, um einen Vergleich abzuschließen. Dieses Geschäft nahm drei Tage weg, weil der (katholische) Magistrat sich gegen seine eigene Vernichtung nach Kräften sträubte. Aber es half Nichts. Die Bedingungen waren: Aenderung des Stadtregiments; der im Jahr 1629 mit Gewalt eingesezte katholische Rath mußte weichen und die Herrschaft an die Evangelischen abtreten — Einnahme einer schwedischen Garnison, Befestigung der Stadt, Huldigung der Krone Schweden; dagegen bestätigte der König sonst alle hergebrachten Rechte und Freiheiten der Bürgerschaft. Den 14ten hielt der König seinen feierlichen Einzug, begleitet, wie in Nürnberg, von einem glänzenden Gefolge teutscher Fürsten. Nach der Sankt Annen-Kirche ging der Zug, wo der königliche Hofprediger, Dr. Fabricius, eine rührende Predigt über Psalm XII., 6 hielt: »Weil die Elenden verstöret worden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr, ich will Hilfe schaffen, daß man getrost lehren soll.« Sehr geschickt wandte der Priester diese Worte auf den früher unglücklichen, jezt glücklichen Zustand der evangelischen Einwohner an. Tausende von Bürgern dieses Bekenntnisses waren zugegen, viele Augen, sonderlich von Frauen, schwammen in Thränen. Als der Gottesdienst zu Ende war, ritt der König nach Herrn Marquard Fuggers Haus am Weinmarkte. Auf dem freien Platze vor demselben versammelte sich der neueingesezte evangelische Rath sammt der Bürgerschaft, um Huldigung zu leisten. Die Eidesformel ist auf uns gekommen. Der königliche Geheimschreiber Sattler sprach sie vor. Sie lautete so: »Wir geloben und schwören, daß wir dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Gustaven Adolphen, der Schweden, Wenden und Gothen König, Großfürsten in Finnland,

Herzog von Ehsten und Karelen, Gebieter über Ingermannland u. s. w., unserem gnädigsten Herrn und König getreu, hold, gehorsam und gewärtig seyn, dero Bestes prüfen, Schaden aber warnen und äußerster Möglichkeit nach abwenden, auch Alles thun und lassen wollen, was getreue Unterthanen ihrem natürlichen Herrn zu leisten schuldig sind, treulich ohne Gefährde, so wahr uns Gott helfe zu Seel' und Leib.« Die Bürger schrien in der Hitze ihres Eifers nach, ohne zu bedenken, daß sie sich um ihre Reichsfreiheit sprachen. Sehr schwer haben die protestantischen Fürsten diese Huldigung ausgelegt, als merkten sie jetzt erst, daß Gustav Adolph mehr von Cäsar als von Luther an sich habe und weit über ihre Theologen hinausgreife. Den Lärm vergrößerte eine um jene Zeit in Augsburg zu Ehren Gustav Adolphs geprägte Denkmünze mit der Innschrift: Gustava et Augusta, caput religionis et regionis *). Gewiß ist, daß der König auf den Besitz Augsburgs, der Wiege unseres Glaubens, ein großes Gewicht legte, daß er sie als eine Art von Capitol seines künftigen Reiches ansah.

Schon am 15. April war Gustav Adolph wieder auf dem Marsche nach Ingolstadt, unter dessen Wällen der Churfürst von Bayern mit seinen Truppen lagerte. Da es sehr schwierig ist, eine Festung zu nehmen, welche von einem starken Heere gedeckt wird, so stellten einige Schriftsteller die Vermuthung auf, Gustav Adolph habe geheime Einverständnisse in der Stadt gehabt, doch scheint dieß eine Verwechslung mit einem zweiten, im Jahr 1633 nach Gustav Adolphs Tode, erfolgten Angriffe auf Ingolstadt, dessen Befehlshaber Kratz damals mit den Schweden unter der Decke steckte. Ingolstadt liegt auf dem linken Donauufer, die Schweden griffen auf dem rechten die Werke an, welche die Brücke deckten. Hätten sie auch diese erobert, so wären sie noch lange nicht Meister der Stadt gewesen, da die Brücke im bezeichneten Falle leicht abgebrochen werden konnte. Am 20. April nahmen die Schweden eine kleine Schanze vor der Brücke, in welcher 300 Bayern theils niedergemacht, theils gefangen wurden. Als sie aber den eigentlichen Brückenkopf stürmen wollten, mußten sie mit großem Verluste weichen. Gustav Adolph entging an diesem nämlichen Tage großer Lebensgefahr. Auf einem Schimmel reitend, hatte er sich dem Flusse genähert, um nach seiner Gewohnheit persönlich die Lage der Dinge zu erkunden. Ein bayrischer Konstabler erkannte den König und feuerte einen Vierundzwanzigpfünder so geschickt auf ihn ab, daß die Kugel hart am Waden des Königs vorbei durch den Bauch des Pferdes schlug. Mit Blut und Staub bedeckt stürzte er unter das gefallene Roß. Die Umstehenden glaubten ihn Anfangs todt und waren bleich vor Schrecken, bis der König sich wieder mit den Worten aufraffte:

*) Unübersetzliches Wortspiel, Gustavsburg, Augsburg, Hauptstadt des Reichs, der Religion und des Landes.

»der Apfel ist noch nicht reif.« Er bestieg sogleich ein anderes Pferd und ritt weiter. Fast im nämlichen Augenblick wurde dem jungen Markgrafen von Baden an des Königs Seite der Kopf vom Rumpfe weggeschossen. Nachdem er in's Lager zurückgekommen war, lassen ihn alle Geschichtschreiber eine Rede halten, welche beweist, daß damals schon große Unzufriedenheit unter den teutschen Verbündeten des Königs geherrscht haben muß, eine Unzufriedenheit, welche 2 — 3 Monate später in offenen Tumult ausbrach. Nach einem Eingange über die Ungewißheit der menschlichen Dinge und die Gewalt des Todes, der unerwartet das blühendste Leben endige, sprach er von der Reinheit seiner Absichten. »Mir ist zwar wohl bekannt, daß das Glück meiner Waffen viele Neider erweckt hat, die meinen Ruhm schmälern und die Einfältigen zu bereden suchen, daß ich diesen Krieg nicht zur Rettung Teutschlands führe, sondern um mich selbst zu bereichern. Allein ich rufe Gott zum Zeugen an, daß dem nicht so ist. Die früher vertriebenen Fürsten, welche ich ohne Eigennutz wieder eingesezt, der Stand meiner königlichen Kammer, aus der ich schon viele Tonnen Goldes zu diesem Kriege hergeschossen, meine Gläubiger zu Frankfurt und anderer Orten, von denen ich große Summen Geldes entlehnt habe, mögen dafür sprechen, ob ich in diesem Krieg meinen eigenen Vortheil oder nicht viel mehr die Wohlfahrt des teutschen Reiches gesucht habe. — In keiner andern Absicht verließ ich mein Reich und Alles, was mir lieb ist, als einzig und allein, um nächst meiner eigenen Sicherheit, der Tyrannei des Hauses Oestreich Einhalt zu thun.« Der Auftritt endigte mit einer gemeinsamen Bitte der anwesenden Herrn, Gustav Adolph möchte sein theures Leben nicht mehr wie bisher so verschwenderisch den größten Gefahren aussetzen *).

Eingedenk der Rathschläge seines sterbenden Feldherrn hatte indeß der Churfürst von Bayern Ingolstadt, wo vier seiner Regimenter zurückblieben, verlassen, um sich Regensburgs, und dadurch der Verbindung mit den kaiserlichen Erblanden zu versichern. Dem Könige von Schweden entging diese Bewegung nicht. Während die Bayern auf dem linken Donauufer hinunterzogen, entsandte Gustav Adolph den Feldmarschall Horn auf dem rechten. Horn rückte immer hinter den Bayern her, aber schon in Kelheim erfuhr er, daß Regensburg in die Hände des

*) Denkwürdige Reden Gustav Adolphs wurden sogleich aufgeschrieben, wofür die Natur der Sache und auch der Umstand spricht, daß sie von verschiedenen Quellen fast immer gleich angeführt werden. Man muß obige Worte, die wir nach Chemnitzens Zeugniß anführten, um so mehr für ächt halten, weil sie bei diesem Schriftsteller ausser aller Verbindung mit der damaligen Lage der schwedischen Sache stehen. Denn Chemnitz bemüht sich immer den König als einen bloß theologischen Helden hinzustellen, und vermeidet daher Alles, was auf tiefere Absichten und auf Mißtrauen gegen seine Plane hinweist; nur wider seinen Willen entschlüpfen ihm oft solche Reden, welche den wahren Stand der Dinge beurkunden.

Churfürsten gefallen sey. Die Sache verhielt sich so: Schon bei der ersten Annäherung der Schweden hatte Maximilian von Bayern den Stadtrath vermocht, 1500 Mann von des Churfürsten Heere in die Stadt aufzunehmen. Doch mußten diese Truppen vor ihrem Einzug dem Magistrate Treue schwören, und den Bürgern blieb die Bewachung der Thore und des Walles. Mit so lästigen Bedingungen war jedoch Maximilian nicht zufrieden, er traf mit dem Kommandanten der Garnison eine Verabredung, welche um so leichter gelang, weil ein Theil des Regensburger Magistrates, auf den Vertrag blind trauend, schlechte Aufsicht führte, und andere Einwohner durch Bestechung in's bayrische Interesse gezogen waren. Den 17. April Morgens frühe, marschirte eine von den bayrischen Kompagnien, die in der Stadt lagen, auf das Thor zu. Die Bürgerwache ließ sie ruhig heranziehen, weil man der Meinung war, diese Soldaten werden hinausgehen, um draussen die gewöhnlichen Waffenübungen vorzunehmen. Allein plötzlich fallen sie über die Wache am Thore her, entwaffnen sie, und der Trommler schlägt Lärm. Auf dieses Zeichen sprengen zwei Haufen Reiter, die sich während der lezten Nacht in der Nähe verborgen hatten, mit verhängten Zügeln von Aussen herein, ein Bürger, der das Fallgitter herunterlassen will, wird von einem bayrischen Offizier niedergestoßen. Bald ist das Thor sammt den angränzenden Straßen völlig in der Gewalt der Feinde; die Bürger, welche Widerstand versuchten, wurden auseinander getrieben, und noch am nämlichen Tage alle zusammen entwaffnet. Denn noch am 17ten kamen mehrere Fahnen Fußvolk nach, und am 23sten zog der Churfürst mit dem Reste seines Heeres ein. Die Bürger mußten ihren Widerwillen gegen die Bayern schwer entgelten. Ihrer fünfzehn verloren das Leben, mehrere Häuser wurden geplündert, und die Stadt stand unter hartem Druck, der auch dann nicht aufhörte, als der Kaiser sich bei dem Churfürsten für die Reichsstädter verwandte.

Gustav Adolph empfand großen Verdruß darüber, daß hm der Feind mit der Einnahme dieses wichtigen Platzes zuvorgekommen war. Er rief den Feldmarschall zurück, und rüstete sich in Altbayern einzufallen, da er sah, daß Ingolstadt ohne großen Zeit- und Menschenverlust nicht zu erobern sey. Ohne Zweifel rechnete er darauf, das churfürstliche Heer werde ihm zur Vertheidigung des eigenen Landes nachrücken und eine Schlacht annehmen, welche, wie die Schweden hofften, zum Verderben des Churfürsten ausschlagen sollte. Ehe wir den König auf diesem Zuge begleiten, müssen wir über die Verhandlungen berichten, deren Schauplatz das Lager vor Ingolstadt war. Im vergangenen Winter hatte Gustav Adolph dem General Baudissen, der eine Reise in Familiengeschäften nach Holstein machte, den Auftrag gegeben, in Kopenhagen einen Versuch zu machen, ob die Dänen nicht Theil am Kriege nehmen wollten. Baudissen erhielt Vollmacht, Wiedereinsetzung des dänischen Prinzen in das

Bremer Stift anzubieten, wenn König Christian seine Waffen mit den schwedischen vereinigen wollte. Zu gleicher Zeit kamen auch kaiserliche Unterhändler an den dänischen Hof, und bearbeiteten den König im entgegengesezten Sinne. Aber Christian IV. war durch frühere Erfahrungen gewitzigt. Mit Gustav Adolph sich einzulassen hinderte ihn eben so sehr Neid und Scheelsucht gegen einen glücklichen Nachbar, als die Furcht, im Falle des Gelingens mit einer Löwentheilung abgespeist zu werden. Andererseits sah er recht wohl, daß der Kaiser ihn gegen die Schweden bloß deßhalb vorschieben wolle, damit Oestreich Luft bekäme. Doch glaubte Christian IV. die Gelegenheit benützen zu müssen, um sich Ansehen bei beiden Gegnern zu verschaffen, und die Hände in's Spiel zu mischen. Also wurden zwei dänische Reichsräthe an den König von Schweden abgeschickt, die ihn im Lager vor Ingolstadt trafen. Nachdem sie im Namen ihres Gebieters Glück zu den reißenden Fortschritten der schwedischen Waffen gewünscht hatten, rückten sie mit dem eigentlichen Zwecke ihrer Sendung heraus, indem sie dänische Vermittlung zur Wiederherstellung des Friedens anboten. Gustav Adolph dankte ihnen für den bewiesenen guten Willen, und versicherte das Anerbieten sey ihm um so angenehmer, da er von ganzem Herzen den Frieden wünsche, und die schwere Last, die auf seinen Schultern liege, abwälzen möchte. »Da er indeß den Krieg nicht um eigener Vortheile willen, sondern zum Besten der evangelischen Kirche unternommen habe, so könne er sich nur dann in Unterhandlungen einlassen, wenn die protestantischen Stände des teutschen Reichs für alle Zukunft vor Eingriffen des Kaisers gesichert wären.« Mit dieser Antwort zogen die dänischen Gesandten wieder nach Hause. Man sieht, Worte wurden hier mit Worten bezahlt. Auch die Franzosen regten sich wieder. Als die Nachricht von der Niederlage Tillys am Lech nach Frankreich kam, sagte Ludwig XIII. zum venetianischen Botschafter in Paris: »es ist hohe Zeit, den Fortschritten des Gothen ein Ziel zu stecken.« In diesem Sinne handelten Richelieus Geschäftsleute, die sich im Reiche befanden. Den 20. April erschien der französische Gesandte am Münchner Hofe, Saint Etienne, im königlichen Lager vor Ingolstadt. Da der König voraussah, daß dieser Mann es auf irgend eine Täuschung abgesehen habe, gab er ihm öffentliche Audienz, in Anwesenheit des Churpfälzers, des Pfalzgrafen August, des Feldmarschalls Horn und vieler anderer vornehmen Herrn, um den Franzosen desto tiefer zu beschämen. Saint Etienne hub an mit Glückwünschen, und endigte mit einem Neutralitätsgesuch zu Gunsten des Churfürsten von Bayern. Gustav Adolph antwortete: »Unmöglich kann ich glauben, daß es dem Herzog in Bayern Ernst ist, sich mit mir zu vergleichen. Haben wir nicht früher seine Briefe an Pappenheim, und eben erst ein Schreiben des Kaisers an ihn aufgefangen, worin ihm die baldige Ankunft von 50,000 Mann Hilfstruppen

unter dem Befehl des Herzogs von Friedland verheißen wird. Uebrigens mag Wallenstein nur kommen, es ist mir sogar lieb, weil dann Bayern um so sicherer zu Grunde gerichtet wird, und ich für mein Heer Nichts zu fürchten brauche.« Als der Franzose hierauf erwiederte, es würde seinem Gebieter, dem König von Frankreich, ein großer Gefallen geschehen, wenn die Neutralität zu Stande käme, fuhr Gustav Adolph fort: »der Herzog in Bayern hat bisher nichts als Feindschaft gegen mich bewiesen, er hat meine Soldaten in Bamberg angreifen lassen, und mich gezwungen Gewalt zu brauchen.« Der Gesandte suchte den Churfürsten zu entschuldigen, nicht er, sondern der Bischof von Bamberg sey Schuld an jenen Vorfällen, Tilly habe den dringenden Aufforderungen des Prälaten nicht widerstehen können. »Ich sehe wohl,« versetzte der König, »daß ihr hieher gekommen seyd, mich zu belügen. Hat nicht der Herzog von Bayern sein eigenes Volk bei jenem Ueberfall gehabt, und wenn Tilly wider seine Befehle handelte, warum ließ er ihn dann nicht aufhängen?« Noch einmal entschuldigte der Geschäftsträger den Churfürsten; rühmte seine guten Eigenschaften, besonders die hohe Achtung, welche er zu seiner Majestät in Schweden trage. Diese Lüge war so unverschämt, daß der König vielleicht allzu bitter wurde. »Gar viel,« rief er aus, »läßt sich zum Lobe einer Laus sagen, was dieselbe für ein getreues, beständiges und dem Menschen nützliches Thier sey, weil es ihm das unnöthige Blut abzapfe. Ich kenne nunmehr den Herzog in Bayern und sein Pfaffengeschwürm zu gut, als daß ich mich länger von ihnen täuschen lasse. Der Herzog trägt doppeltes Tuch, bald wendet er das blaue, bald das rothe, bald das burgundische Kreuz heraus, vermischt die Farben, wie er will, aber mich wird er nimmer hintergehen.« In diesem gereizten Tone ging die Unterredung noch eine Weile fort Gustav Adolph sagte dem Unterhändler in's Gesicht, daß er hier Nichts zu schaffen habe, da er keine Vollmachtbriefe vom König in Frankreich zu dieser Sendung bei sich trage. Saint Etienne bestand darauf, daß Gustav Adolph die Bedingungen nenne, unter denen er dem Churfürsten Neutralität bewilligen würde. Der König erwiederte darauf: »Gut, der Bayer soll Ruhe haben, wenn er augenblicklich all' sein Kriegsvolk fortschickt, aber nicht dem Kaiser überläßt, wenn er schwört, innerhalb dreier Jahre nichts Feindliches gegen mich zu unternehmen. Oder gefällt ihm dieß nicht, so mag er mir freien Durchzug durch Ingolstadt zugestehen, damit ich meinen Feind verfolgen kann, wohin es mir beliebt, ausserdem muß er Alles wieder herausgeben, was er meinen Freunden und Bundsgenossen an Land und Leuten abgenommen hat. Aber bis morgen will ich entscheidende Antwort haben, Ja oder Nein; zeigt es sich, daß es Eure Absicht war, mich mit unnützen Reden so lange hinzuhalten, bis der Friedländer kommt, dann werde ich mich rächen, werde im Bayerlande dergestalt sengen und brennen, daß der

Herzog seine Wunder erfahren soll.« Noch einmal kam der Gesandte darauf zurück, daß der König von Frankreich die bayrische Neutralität gar sehr wünsche, auch ließ er einige drohende Worte über die Macht seines Gebieters fallen, welcher im Stande sey, einem solchen Wunsche den gehörigen Nachdruck zu geben. Gustav Adolph antwortete: »ich habe den König in Frankreich durch frühere Gesandte, namentlich durch Charnace, von meinen Absichten unterrichtet, glaube auch, daß seine Majestät es redlich mit mir meint. Indessen will er 40,000 seiner Franzosen dem Bayer zu Hilfe schicken, so mag's geschehen, mir gilt es gleich, mit welchen Nationen ich fechten muß, und wenn es drauf ankommt, ist der Türk auch mein guter Freund, wir werden uns trefflich mit einander verstehen.« Auf die Bemerkung des Gesandten, der Türke sey ja der Erbfeind aller Christenheit, fuhr Gustav Adolph fort: »wenn der Sultan gleich der Feind Aller ist, aber mit mir allein Freundschaft hält, so habe ich keine Ursach, ihn als Feind zu betrachten, sintemal die Türken nicht schlechter sind, als die Papisten mit ihrer Abgötterei. Wohl weiß ich es, der Allerhöchste steht mir bei, und von ihm bin ich gesandt, wie ich vor Leipzig erfahren, denn ich achte, daß die Püffe, welche ich den Kaiserlichen damals versetzt, den Castorhut wohl aufwiegen, welchen sie mir in Preußen abgenommen haben.«*)

Da die Unterhandlung von Seiten des Franzosen auf Betrug angestellt war, hatte sie keinen Erfolg. Mehr und mehr wuchs die Eifersucht des Pariser Hofes. Die Hilfsgelder wurden mit immer größerer Zögerung, zuletzt gar nicht mehr bezahlt. Etwa einen Monat später ließ Richelieu durch einen Geschäftsmann bei Gustav Adolph die Anfrage machen, wie weit er noch seine Eroberungen zu treiben gedächte, und wo er ihnen Gränze stecken wolle? »Da wo es mein Interesse fordert,« war des Königs Antwort.**) Bestritten aber nicht widerlegt ist die Angabe eines französischen Geschichtschreibers, ***) daß Gustav Adolph die weitere Drohung Richelieus »ein französisches Heer würde gegen die Schweden marschiren,« mit den Worten erwiedert habe: »Seine Majestät von Frankreich braucht sich nicht

*) Der Inhalt dieser Unterredung wurde sogleich durch Flugschriften allgemein bekannt gemacht, wahrscheinlich, weil man rechnete, durch eine so unumwundene, gegen die Erbfeinde des Reichs geführte Sprache dem Geist des teutschen Volks zu schmeicheln. Wir haben einen Abdruck einer dieser Flugschriften vor uns. An ihrer Aechtheit kann um so weniger gezweifelt werden, da alle Geschichtschreiber den König in gleichem Sinne sprechen lassen. Selbst Chemnitz sagt am Ende dasselbe, obwohl er die bitteren Reden, namentlich die Anspielung auf ein türkisches Bündniß verschweigt. Aber Gustav Adolph hatte damals einen Gesandten Namens Straßburg bei dem Sultan; seine Politik umfaßte die entferntesten Theile Europas, weil er wohl fühlte, daß die Freundschaft mit Frankreich auf die Neige gehe.

**) Tagebuch des schwedischen Reichsraths bei Mauvillon.

***) Le Vassor.

so weit zu bemühen, an der Spitze von 100,000 Mann werde ich nach Paris ziehen, und dort persönlich unsere Streitigkeiten in's Reine bringen.« Wenn Gustav Adolph länger am Leben blieb, wenn das Glück ihn ferner in Teutschland begünstigte, wäre es gewiß zum Krieg zwischen Schweden und Frankreich gekommen. Die Nothwendigkeit der Dinge trieb den König dazu. Denn da er Teutschland nach allem Anschein für sich behalten wollte, so konnte er seine Anhänger nirgends anders belohnen, als auf französischem oder italienischem Boden. Die Franzosen hätten dann an sich selbst die Erfahrung gemacht, wie es einer Nation zu Muth ist, wenn man sie unter 1000 Herrn vertheilt.

Den 24sten brach Gustav Adolph mit dem Heere von Ingolstadt auf, und richtete seine Waffen gegen Altbayern. Seither hatten die Schweden im bezwungenen Teutschland die Einwohner meist für sich, fast nie gegen sich gehabt, jezt kamen sie in ein Land, wo der Volksgeist ihnen auf's feindlichste widerstrebte. Kirchen- und Fürstengewalt wirkte in Bayern seit langer Zeit in Eintracht, und durch keine fremden Einflüsse gelähmt, auf ein Ziel, eine derbe Meinung des Volkes hin. Dieses, von Natur unbändig und wild, schluckte begierig den Samen des Hasses und der Liebe ein, den man von oben her streute. Die Bayern trugen wenigstens eine Hauptbedingung künftigen Wachsthumes in sich, sie fühlten ganz mit ihrer Regierung. Gustav Adolph kannte diese abgeneigte Gesinnung, er hoffte sie durch Milde zu beschwören. Ein strenges Mandat über Handhabung der Mannszucht ging seinem Einfall in Bayern voran. Wer inner- oder ausserhalb des Quartiers oder auf der Landstraße plündere und Unfug treibe, solle verhaftet und unnachsichtlich bestraft werden. Kein Soldat dürfe ohne besondern Paß ausserhalb des Quartiers mit Ober- und Untergewehr gesehen werden. Würden dennoch Mißhandlungen erfolgen, so müßten die Offiziere für allen Schaden gut stehen u. s. w. Diese Vorschrift wurde nicht nur gegeben, sondern auch streng gehalten. Aber Alles half Nichts. Die bayrischen Pfarrer hatten ihre Heerden gelehrt, den König Gustav Adolph als den Antichrist zu betrachten, und öffentlich zu beten: »Herr erlöse uns von dem Erbfeind, dem schwedischen Teufel.« Solche Gäste zu erwürgen, galt als Verdienst, das in Himmel helfe. Wo die Bauern einzelne oder einen kleinen Haufen Schweden fanden, mit denen sie fertig zu werden hofften, fielen sie über dieselben her, schlizten den Unglücklichen die Nase auf, hieben ihnen Arm und Beine ab, stachen die Augen aus, schnitten die Geschlechtstheile ab, und ließen sie in diesem Zustand liegen, bis der Tod sich ihrer Martern erbarmte. Sogar mit Schutzwachen (Salvaguardia), die sich Hausbesitzer selbst erbeten, machten sie es nicht besser, wenn die Gelegenheit günstig war. Es ist natürlich, daß dieses Betragen seine Erwiederung fand. Eine Weile hielten die Schweden an sich, dann bezahlten sie mit gleicher Münze. Einige hundert Dörfer gingen später in der

bayrischen Ebene im Rauch auf; der erbitterte Soldat trieb die Bauern mit Flintenschüssen und der Partisane in das Feuer hinein, um mit seiner Habe zu verbrennen. Aber immer suchte der König den Unmenschlichkeiten von beiden Seiten Einhalt zu thun. Uebrigens lohnte sich die Eroberung. Der 14jährige Krieg hatte diese gesegneten Fluren seither völlig verschont. Gefüllt fanden die Sieger Scheunen und Häuser, große Summen zog Gustav Adolph aus dem Lande. Den 26. April eroberte der König Moosburg, einen Paß an der Iser, am folgenden Tage nahm Horn Landshut ein; die reiche Stadt mußte mit hunderttausend Thaler die Plünderung abkaufen. Auch Freising fiel und zahlte ebenfalls eine große Summe. In München schwebte bei der Annäherung des Königs Alles in größter Angst. Die churfürstlichen Schätze wurden nach einem benachbarten Felsennester im Gebirg, geflüchtet. Die Churfürstin ging nach Salzburg, auch die Vornehmen und Reichen zogen davon, der Magistrat und das gemeine Volk war sich selbst überlassen. Ersterer schickte Abgeordnete nach Freising, um dem König einen Vergleich anzubieten. Gustav Adolph bewilligte zwar Bedingungen, aber sie gefielen dem Rathe nicht. Deutlich erkannte man die Absicht, Zeit zu gewinnen, bis etwa das Kriegsglück sich ändere. Der König hielt sich nicht mit unnöthigen Redensarten auf, den 7/17 Maimonats erschien er selbst mit dem Heere vor den Mauern Münchens. Jetzt dachten die drinnen an keine Unterhandlung mehr. Knieend überreichten Bevollmächtigte des Stadtraths dem Könige die Schlüssel der Stadt. Mittags hielt Gustav Adolph seinen Einzug, begleitet von drei Fußregimentern, welche die Posten besetzten. Er und der vertriebene König von Böhmen, sammt dem Pfalzgrafen August nahmen ihr Quartier im Schlosse, die andern Fürsten und Herrn aus des Königs Umgebung wurden in die vornehmsten Häuser der Stadt verwiesen. Das übrige Fußvolk bezog ein Lager auf einem schönen Anger vor der Stadt, die Reiterei wurde in die umliegenden Dörfer verlegt. Der Oberst Hepburn, von Geburt ein Schotte und eifriger Katholik, hatte sich vom Könige den Befehl über die Truppen, welche in der Stadt lagen, ausgebeten und erhalten, er beobachtete die strengste Mannszucht.

Gustav Adolph ließ sich durch die Gemächer des churfürstlichen Pallastes führen, und bewunderte Pracht und Geschmack derselben. »Wer ist der Baumeister, der dieses herrliche Gebäude aufführte,« fragte er den Schloßvogt. »Der Churfürst selbst,« antwortete der Gefragte. »Könnte ich diesen Baumeister haben,« fuhr Gustav Adolph weiter fort, »so wollte ich ihn nach Stockholm schicken.« »Dafür wird sich derselbe zu hüten wissen,« antwortete der Vogt. Die Geschichtschreiber erzählen, die Antwort des Dieners habe, weil sie treue Anhänglichkeit verrieth, dem Könige gar wohl gefallen. Den 8. Mai besuchte Gustav Adolph das Zeughaus. Nur Laffetten standen hier, aber keine

Stücke, doch das Geheimniß war dem Könige gegen eine Summe Gelds bereits von einem schlechten Gesellen verrathen worden. Surgite a mortuis et venite ad judicium*) rief er aus. Die Dielen des Fußbodens wurden aufgebrochen, und nun kamen 140 prachtvolle Kanonen, zum Theil dreifach aufgeschichtet, an den Tag. Zweiundachtzig Stücke von außerordentlicher Größe waren darunter, namentlich 50 zum Theil doppelte, zum Theil ganze und halbe Karthaunen, zwölf besonders schön und gleich gearbeitete, darum die zwölf Apostel geheißen, endlich ein wahrer Koloß von Kanone, der wegen seiner unflätigen Größe den zwar unzierlichen, aber doch immer gutbayrischen Namen »die Sau« führte. In einem dieser Stücke war überdieß ein Schatz von 30,000 Dukaten verborgen, ein besonders werther Fund **). Gleicherweise entdeckte man auf dem Schlosse eine große Zahl neugemachter Soldatenröcke von gelber, blauer und grüner Farbe. Gustav Adolph vertheilte diese unter seine Regimenter, die Kanonen ließ er, sammt allen Kostbarkeiten, die sich in der churfürstlichen Kunstkammer vorfanden, nach Augsburg bringen. Zur Hebung der Kanonen wurden bayrische Bauern verwendet. Diese erstaunten höchlich, als ihnen der König freundlich zusprach, und zeigte, wie mit den Hebeln umzugehen sey, noch mehr als er zu guter Lezt eine Handvoll Dukaten unter sie vertheilte. Denn sie waren — um die Worte eines älteren Geschichtsschreibers zu gebrauchen — von ihrem eigenen Gebieter an keine solche Behandlung gewöhnt. Auf den $^{9}/_{19}$. Mai war eine Heerschau angesagt, welche der König wohl darum den Münchnern zum Besten gab, um ihnen seine Macht zu zeigen. Ehe er hinausritt, besuchte Gustav Adolph die Jesuiter-Kirche, wo ihn der Pater Rektor mit einer lateinischen Anrede empfing. Der König antwortete in gleicher Sprache, es entspann sich ein Religionsgespräch zwischen beiden; Gustav Adolph vertheidigte die dunkeln Lehrsätze unserer Kirche von Christi Abendmahl mit großem Nachdruck, aber in gemäßigten Ausdrücken. Die Jesuiten waren geschmeichelt durch des Königs Herablassung, sie behaupteten später, er habe ihren Orden über die Maßen gelobt, was wir dahin gestellt seyn lassen. Wenn er es auch that, war es ihm sicherlich nicht Ernst. Nach diesem Abstecher ritt Gustav Adolph hinaus in sein Lager, die neugierigen Hauptstädter strömten in großer Anzahl nach. Verschiedene Scheingefechte wurden ausgeführt, und die

*) Stehet auf von den Todten und kommet zum Gericht, nach der Bibel.

**) Der schwedische Soldat, Chemnitz und Khevenhüller, berichten von diesem Schatze. Freilich scheint es nicht sehr glaublich, daß der Churfürst, dessen Eigenschaft es eben nicht war, mit Geld schlecht umzugehen, 30,000 Stück Dukaten nicht besser aufzuheben wußte. Doch wollten wir drei so guten Quellen den Glauben nicht versagen.

schwedischen Schlachtordnungen gezeigt; noch mehr staunten die Münchner, als sie sahen, wie der König vom Pferde stieg und da und dort einem gemeinen Soldaten, der seine Sache nicht recht gemacht, die Flinte aus der Hand nahm, schulterte und wies, wie man schießen müsse, auch sonst den Soldaten »als seinen Spießgesellen gar freundlich zusprach.« *) Den $^{10}/_{20}$. Mai, als am Tage, wo die Katholiken Christi Himmelfahrt feierten, hörte Gustav Adolph in dem schönsten Gemache des Schlosses eine lutherische Predigt, ritt dann nach geendigtem Gottesdienst in die Kirche unserer lieben Frauen, besah die katholischen Ceremonien der Auffahrt, und ließ bei'm Weggehen Geld unter das Volk werfen, worüber großes Gedränge entstand.

Man sieht, der König hatte es darauf angelegt, die Einwohner Münchens zu gewinnen. Ob bloß angeborne Milde oder auch Berechnung diesen Maßregeln zu Grunde lag, können wir aus Mangel sicherer Nachrichten nicht entscheiden, doch glauben wir das Leztere. Die Schweden besaßen mit geringen Ausnahmen alle jenseits der Donau gelegenen Theile des heutigen Königreichs Bayern, auch die diesseitigen waren nahe zu in ihrer Gewalt. Was Wunder, wenn der König sich mit dem Gedanken trug, diesen ausgedehnten Landstrich mit den rheinischen Eroberungen zu vereinigen, und den Grundstock eines protestantischen Kaiserthums am Rhein- und Donaustrom zu errichten. Zu diesem Zweck mußte vor Allem der Haß des katholischen Volkes durch Wohlthaten gesühnt werden. Gewaltthätigkeit von Hohen und Niedern hielt der König durch unnachsichtliche Strenge im Zaume. Besonders brauchte er seine ganze Kraft gegen die Leidenschaften der Ersteren. Khevenhüller erzählt, der abgesezte Churpfälzer und der Herzog Wilhelm von Weimar hätten die Absicht gehabt, das Münchener Schloß zu untergraben und in die Luft zu sprengen, aber mit Abscheu sey dieser Vorschlag vom Könige zurückgewiesen worden. Daß Friedrich V. einen unversöhnlichen Haß gegen den Churfürsten, seinen Stammesvetter, im Herzen trug, ist ganz natürlich. Auch kann man es nicht unglaublich finden, daß aus solchem Boden solche Rathschläge entstehen. Wir mögen daher einigen Schriftstellern nicht beipflichten, welche Khevenhüllers auch von Andern beglaubigte Behauptung darum verwerfen, weil sie meinen, daß solche wilde Rachgier eines großen Herren unwürdig sey. Es gelang dem König, wenigstens für den Augenblick, die Münchner zu gewinnen, was freilich keine besondere Sache war. Denn hier wie in allen großen Orten, wo viel Geld umläuft und Ueppigkeit die Gemüther entnervt, wirkte die Civilisation; oder, um teutsch zu reden, die Habsucht, die Gier Geld zu verthun und lustig zu leben, hatte die Kraft der andern Triebe abgestumpft. Dagegen zeigte das Landvolk einen ganz andern Charakter, wie oben erzählt worden ist. Indeß mußte

*) Khevenhüllers Worte B. XII. Seite 143.

auch München seine Brandschatzung bezahlen, wie die übrigen bayrischen Städte; Gustav Adolph forderte Anfangs 400,000 Thaler, erließ dann auf dringende Bitte des Raths ein Viertheil. Hundertfünfzigtausend wurden baar erlegt, für den Rest Geißel gestellt.

Der König verweilte nur kurze Zeit in München, weil Bewegungen in Oberschwaben ihn an die Iller riefen. Die in Augsburg und in Schwaben zurückgelassenen Garnisonen hatten nämlich während Gustav Adolphs bayrischem Zug tapfer um sich gegriffen. Sie nahmen der Reihe nach die Reichsstädte Memmingen, Kempten und andere Orte im Algäu, brachten ferner die am Lech hinauf gelegenen Plätze Landsberg und Füßen in ihre Gewalt, überfielen eine kleine Abtheilung kaiserlicher Reiter, die zu Leutkirch lag, hieben sie nieder und näherten sich dem Bodensee. Die Soldaten waren fortgejagt, aber unter dem Landvolk kochte und gährte es. Oestreich hat immer seine schwäbischen Vorlande mit besonderer Fürsorge und Güte behandelt. Geschlossene Bauernhöfe und äusserst milde Steuern erhielten dort den Wohlstand. Der Bauer schlachtete des Jahrs seine zwei, drei Schweine in die Haushaltung und noch ein Rind dazu; wenn er Abends von der Arbeit kam, konnte er besonders in den Ortschaften gegen den See hin, den Krug mit Wein im eigenen Keller füllen. Dafür hingen sie mit ganzem Herzen an Oestreich, zumal da auch die Kirche ihren politischen Glauben bestärkte, denn sie waren katholisch. Sie tranken nicht bloß auf Kirchweihen, auf der Kegelbahn und bei'm Scheibenschießen des Kaisers Gesundheit, sondern betrachteten auch Oestreichs Feinde als ihre eigene. Wie die Enkel dieser braven Bauern in den 1790ger Jahren — während das lutherische Volk sich nur zu oft, verwirrt durch weltliches und geistliches Gezänk, das Schwätzer ihnen in den Kopf getrichtert, an den Franzosen wegwarf — treu zu dem Kaiser hielten, und sobald nur drei vier östreichische Husaren in einer Ortschaft erschienen, mit diesen gemeinschaftlich über den Reichsfeind herfielen: so machten es damals ihre Väter gegen die Schweden. Sie griefen zu der Holzart oder der verrosteten Lanze, und liefen in großer Zahl bei Weingarten zusammen, wo der kaiserliche Oberst von Schwenden sich an ihre Spitze stellte. Aber der erste Versuch mißlang, Treue und Eifer erlag der Kriegskunst des Feindes. Die Bauern wurden von den Schweden umringt, mußten das Gewehr strecken und ihren Obersten ausliefern, der als Kriegsgefangener nach Ulm geschickt ward. Doch etliche Tage später entstand in Bregenz neuer Auflauf. Die Bauern fuhren über den See, überfielen die kleinen schwedischen Besatzungen in Wangen und Ravensburg, erwürgten sie, sprangen aber auch mit den Einwohnern übel um. Diesem Beispiel folgten die Bauern in Algay, sie griefen Kempten an, doch mit schlechtem Erfolg. Die Schweden rückten von Augsburg und Ulm her zusammen, den 12. Mai

wurde ein Bauernhause unfern Kempten theils niedergemacht, theils zerstreut. Anderthalbhundert flohen in eine Kirche, um sich zu retten. Es war ihr Verderben, denn die Soldaten zündeten das Gebäude an, worauf die Meisten verbrannten, Manche auch in der Verzweiflung sich vom Thurme herabstürzten. Viele Dörfer ringsum wurden von den Schweden verheert und in Brand gesteckt, worauf die Bauern, durch so viel Unglück entmuthigt, ihre Gewehre nach Kempten ablieferten, und ihre Anführer zum Theil selbst todtschlugen. Der Aufruhr schien gedämpft, als ein Zwischenereigniß ihm neues Leben gab. Der kaiserliche Kriegs-Kommissär Ossa brach nämlich mit 4000 Mann kaiserlichen Volks von Breisach her in Oberschwaben ein, worauf mehrere tausend Bauern zu ihm stießen. Er wollte einen Hauptstreich gegen Memmingen ausführen, fand aber den Ort zu gut von den Schweden bewacht, nun warf er sich auf Biberach. Die Bevölkerung dieser oberschwäbischen Reichsstadt war aus Katholiken und Lutheranern gemischt, was zu den heftigsten innern Gährungen Anlaß gab. Die katholischen Bürgermeister und Rathsmitglieder hielten zum Kaiser und riefen Ossa herbei, die lutherischen Bürger dachten schwedisch, und wollten Nichts von Aufnahme der Kaiserlichen hören. Als nun diese vor den Thoren erschienen, eilten die Lutheraner auf die Wälle und wehrten sich wie Besessene, selbst ihre Weiber halfen mit, gossen siedendes Wasser hinunter und schleuderten Steine gegen die Angreifenden. Ossa verlor in zwei Stürmen hintereinander 400 Mann, und mußte eilig nach Weingarten zurückziehen, weil schwedischer Entsatz nahte. Gustav Adolph war nämlich auf die Nachricht von diesen Bewegungen von München aufgebrochen, und hatte sich zuerst nach Augsburg dann nach Memmingen begeben, wo er ein Lager bezog, indeß die eroberten bayrischen Städte von schwedischen Garnisonen besezt blieben.

Nach Memmingen berief Gustav Adolph den Herzog Bernhard von Sachsen, den wir am Rheine verließen. Dort war indeß Mainz durch neue Werke befestigt worden. Der König gab vor seinem Abmarsch Befehl, auf dem jenseitigen Ufer am Einfluß des Main eine neue Festung aufzuführen, welcher er den Namen Gustavsburg ertheilte. Die Soldaten hießen sie Pfaffenzwang. Während des ganzen Jahres wurde an ihr gebaut, Gustav Adolph erlebte jedoch ihre Vollendung nicht mehr. Aber indeß man durch solche Werke Mainz sicherte, gingen durch Zwietracht andere Eroberungen verloren. Der ehrsüchtige Bernhard konnte sich mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld nicht vertragen. Oxenstierna zog sich den Haß beider zu, weil er als Vermittler auftrat. Daher schrieb der Kanzler damals an seinen Gebieter: »es sey verderblich, Fürsten und andern hochgebornen Herrn wichtige Posten anzuvertrauen, weil sie weder auf Befehle noch Verweise achteten, und ohne alle Scheu vor dem Kriegsgericht, über welches sie sich erhaben dächten, bloß nach

ihrem Gefallen und Nutzen handelten.« Der Feind benüzte die Uneinigkeit der schwedischen Generale mit großem Geschick. Ossa eroberte am Oberrhein einige Plätze, während der Graf von Emden am Niederrhein mit Glück focht. Zu gleicher Zeit eilten 8000 Spanier unter Corduba's Befehl von der Mosel herauf, und belagerten Speier. Bernhard eilte der bedrängten Stadt zu Hilfe, zog über Frankfurt die Bergstraße hinauf, und erschien den 28. April in Weinheim, aber am folgenden Tage fiel Speier in die Hände der Spanier. Zwar konnten sich diese nicht daselbst halten, aber doch gelang es ihnen, trotz ihrer bedrängten Lage, während Bernhard sie schon vom Niederrhein abgeschnitten zu haben wähnte, nach Trier zu entschlüpfen, wo sie neue Verstärkungen aus Brabant erhielten. So standen die Sachen am Rhein, als Gustav Adolph den Herzog zu sich nach Memmingen berief, um den Zwistigkeiten ein Ende zu machen, und dem sächsischen Prinzen einen freieren Wirkungskreis anzuweisen.

Bis auf einen festen Platz, war ganz Bayern in der Gewalt des Königs von Schweden. Der verdrängte Churfürst befand sich jezt in einer noch schlimmern Lage, als der teutsche Kaiser im Jahr 1620, wo Maximilian so hartherzig um die von Oestreich begehrte Hilfe gemarktet hatte. Jezt konnte auch er nirgends Rettung finden, als bei eben demselben Oestreich. Eilboten über Eilboten schickte er über das böhmische Gebirg, und flehte um Schutz bei Kaiser Ferdinand II., ja bei einem Manne, gegen welchen seine ganze Hilfslosigkeit einzugestehen, noch viel saurer war, bei Wallenstein, dem Opfer der bayrischen Cabalen auf dem Regensburger Reichstage. Doch bewahrte Maximilian I. von Bayern unter den fürchterlichsten Stößen des Schicksals seine Kaltblütigkeit und beging keinen Fehler. Während seine Erblande von dem Feinde eingenommen wurden, während Stadt um Stadt dem fremden Eroberer huldigte, gewann er es über sich, in Regensburg auszuharren, und seine lezten Truppen nicht an die Rettung des Churstaats zu setzen, was die Schweden wünschten, weil sie die bayrischen Streitkräfte ohne Zweifel vollends vernichtet hätten. Ob aber Gustav Adolph keinen Fehler beging, indem er, statt die wiederaufblühende Macht Oestreichs im Keime zu ersticken, das wehrlose Bayern eroberte, darüber mögen Männer vom Fache urtheilen. Freilich wenn er nach des Feldmarschalls Horn Rathe in Böhmen einbrach, lief er Gefahr, daß alle Eroberungen, die er im lezten Winter gemacht, und an welchen sein Herz hing, — jene herrlichen Länder am Main, Rhein und der Donau — hinter seinem Rücken in des Churfürsten von Bayern Hände geriethen. Aber andererseits erfuhr er bald, daß er während des Frühjahrs 1632 vergeblich gearbeitet habe. Eben kam die Nachricht, Prag ja ganz Böhmen sey den Sachsen entrissen, und schwarze Gewitterwolken ziehen von den böhmischen Gebirgen hernieder, um sich auf der

bayrischen Ebene über Gustav Adolphs Haupt, vielleicht Verderben bringend, zu entladen. Wir müssen uns nach Wallenstein umsehen.

Viertes Kapitel.

Uebernahme des zweiten Generalats. Wallenstein säubert Böhmen, vereinigt sich mit dem Churfürsten von Bayern. Der Krieg erneuert sich. Lager bei Nürnberg.

Frühling 1632 bis Anfang September.

Der Kaiser hatte dem Herzoge von Friedland, nach der Absetzung zu Regensburg, seine Huld nicht entzogen. Im Frühjahr 1631 beauftragte er ihn, mit dem Könige von Dänemark wegen eines Bündnisses gegen Gustav Adolph zu unterhandeln; unter dem 5. Mai desselben Jahres erhielt Wallenstein von dem Kaiser ein Schreiben, worin er nach Wien oder einem andern gelegenen Orte eingeladen wird, »um über allerhand erhebliche Dinge, sonderlich über den Kriegsstand des Herzogs Gutachten ohne weitläufigen Briefwechsel zu vernehmen.« Mehr noch fand man zu Wien Ursache an ihn zu denken, nach dem Verluste der Schlacht bei Breitenfeld. Dieses Ereigniß sezte den kaiserlichen Hof in große Bewegung, das östreichische Heer war bis auf 10,000 Mann unter Tiefenbach herabgeschmolzen; daß man ein neues haben müsse, noch mehr, daß jezt ein guter Feldherr nöthiger als je sey, darüber waren alle Partheien am Wiener Hofe einig, nicht so über die nächste Frage. Die Spanier schlugen den König von Ungarn, des Kaisers Sohn, zum Feldherrn des neu zu errichtenden Heeres vor. Sie nannten ihn einen verborgenen Schatz von Vernunft, Fähigkeit, Freundlichkeit, und ergingen sich in jener wohlfeilen Schmeichelei, welche die Dinge geändert zu haben wähnt, wenn sie dieselben in einem gefärbten Lichte darstellt, oder einem vornehmen Herrn Eigenschaften andichtet, die er nicht hat. Die teutschen Herrn am Hofe, Eggenberg, Questenberg, Trautmannsdorf wiesen auf Wallenstein, da er allein im Stande sey, die Sache wieder in's rechte Geleise zu bringen. Dieser Rath war so vernunftgemäß und einleuchtend, daß er obsiegen mußte. Der Kaiser entschied für den wohlerprobten alten Diener, welchen zu gelegener Zeit wieder in Dienst zu rufen er sich immer vorbehalten hatte. Kaum erhielt der Churfürst von Bayern Nachricht von dem, was am Wiener Hofe vorging, als er durch seinen Kanzler Donnersberg über die Wiedereinsetzung des Herzogs Beschwerde führte. Man achtete jedoch nicht darauf. Desto größere Schwierigkeit erfuhr jener Plan durch Wallenstein selbst. Es war nicht Undank gewesen, was den teutschen Kaiser bewog, den Herzog auf

dem Regensburger Reichstage fallen zu lassen. Wie wir oben zeigten, stand ihm nur die Wahl zwischen zwei fürchterlichen Auswegen offen, und Kaiser Ferdinand II. wählte als Mensch. Folglich konnte sich Wallenstein nicht mit Recht über seinen Gebieter beklagen. Dennoch zeigte sich jezt der ganze Stolz, dessen Friedlands hochfahrendes Gemüth fähig war, im grellsten Lichte; der teutsche Kaiser sollte sich zu den größten Demüthigungen herablassen, ehe er, der Unterthan, der frühere Günstling, sich dazu verstand, dem bedrohten Staate seine Dienste wieder zu leihen. Ende Oktober wurde der Freiherr von Questenberg zum Herzoge nach Prag geschickt, um ihn in des Kaisers Namen zu ersuchen, daß er ein Heer schaffen und den Befehl übernehmen möchte. Kurzweg lehnte Wallenstein diesen Antrag ab, indem er sich mit der Fußgicht, an der er wirklich litt, entschuldigte, und eine lange Predigt von den Freuden stiller Ruhe auf dem Lande, von den Täuschungen des Ehrgeizes, von der Unbeständigkeit aller Hofgunst hielt. Da ihm zu Ohren gekommen war, daß man ihm zu Wien den Befehl nur unter dem Könige von Ungarn zugedacht hatte, äusserte er gegen seine Vertraute: »und wenn man mir ein Kommando neben unserem Herrgott anböte, würde ich es nicht annehmen; denn befehlen muß ich allein oder gar nicht.« Mit der abschlägigen Antwort reiste Questenberg nach Wien zurück, und schrieb von dort an den Herzog: »Mit sehr traurigem Gemüth haben ihre kaiserliche Majestät angehört, was meine Verrichtung bei Ihro Durchlaucht gewesen, der Kaiser war darüber so bestürzt, daß es billig zum Erbarmen war.« Die Verlegenheit wuchs zu Wien auf den höchsten Grad, und so bewog man den Kaiser, ein eigenhändiges Schreiben an Wallenstein zu erlassen, in welchem Ferdinand nicht befahl, sondern bat, ja nicht einmal bat, sondern flehte. »So gerne ich Euer Liebden,« heißt es darin, »besonders wegen dero Fußgicht, mit weitern Anträgen verschonen wollte, so ergehet dennoch, alldieweil die Gefahr von Tag zu Tag größer wird, an Euer Liebden das gnädigste Ersuchen und Begehren, sich aufzumachen, und nach Wien oder doch sonst an einen nahegelegenen Ort in Oestreich zu kommen, damit ich meinen Rath zu Euer Liebden schicken könne, wie ich denn auch zuverläßig hoffe, daß Euer Liebden mir in der gegenwärtigen großen Noth nicht aus Handen gehen, viel weniger mich verlassen werden.« In diesem Tone schrieb der Kaiser an seinen Unterthan.

Indessen hatten die Sachsen unter Arnim Prag erobert. Da Wallenstein dort ohnedieß nicht länger bleiben konnte, begab er sich nach Znaim in Mähren, und ließ von dort dem Kaiser berichten, daß er weitere Anträge erwarte. Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende; immer neue Winkelzüge machte er, wahrscheinlich um den Gedanken an den Oberbefehl des Königs von Ungarn, den man in Wien noch nicht aufgegeben hatte, mit der Wurzel auszureißen. Erst im Januar 1632 kam ein

Vertrag zwischen Wallenstein und Eggenberg zu Stande, kraft dessen sich ersterer verpflichtete, innerhalb dreier Monate ein Heer von 40,000 bis 50,000 Mann zu des Kaisers Dienst zu errichten. Dagegen erklärte er auf's bestimmteste, nach Verlauf dieser Frist das neue Heer demjenigen zu übergeben, dem der Kaiser den Oberbefehl anvertrauen würde, und unter keiner Bedingung das Kommando selbst übernehmen zu wollen. Auch werde er die Truppen nicht wider den Feind gebrauchen, zugleich wies er den Titel eines kaiserlichen Feldherrn, und 100,000 Thaler Besoldung, welche man ihm anbot, zurück. Sein Stolz hatte dem teutschen Kaiser die ärgste Demüthigung auf's Ende verspart. Weil man sich in Wien von einem Manne, der unumgänglich nothwendig war, Alles gefallen lassen mußte, wurden diese Bedingungen genehmigt.

Von nun an durchrann neues kriegerisches Feuer die Adern der kaiserlichen Erblande. Dreihundert Werbebriefe wurden an verschiedene Offiziere vertheilt, schnell sammelten sich um Wallenstein, als Grundstock des neuen Heeres, jene alten Obersten und Hauptleute, die entweder schon seit dem Regensburger Reichstage mit ihm sich zurückgezogen hatten, und von ihm unterstützt auf bessere Tage warteten, oder später, seit den kaiserlichen Fahnen kein Glück mehr folgte, nach Böhmen gekommen waren. Wallenstein munterte die Vermöglichen unter ihnen auf, ihre Schätze zu öffnen, und durch Anwerbung von Kompagnien, von Regimenten sich dem Kaiser zu verpflichten, denn hundertfältig, versprach er ihnen, solle das Aufgewandte wieder ersetzt werden. In der That verkauften Viele Landgüter und fahrende Habe, um all' ihr Kapital in Soldaten zu stecken. Armen aber tüchtigen Hauptleuten streckte der Herzog selbst zu gleichem Zwecke große Summen aus seinen Schätzen vor. In allen Landschaften des Kaiserstaats wurde geworben, in Ober- und Unteröstreich, in Schlesien, in Ungarn, in Mähren, in Kärnthen, Steiermark, Krain. Auf den Heerstraßen, die freilich dadurch sehr unsicher wurden, begegnete der Wanderer Rekruten, Soldaten und langen Zügen von Kriegsvorräthen. Derselbe Eifer, welcher die Offiziere belebte, ergriff auch, obwohl nur theilweise, den gemeinen Mann. Tausende von Reitern und Fußgängern sah man ganz bewaffnet und ausgerüstet den alten Hoffnungsfahnen zueilen, und durch die Haufen Volks, welches die Werberbuden umlagerte, jubelnd hindurchdringen. Aber da der Herzog von Friedland ein sehr großes, dem Feinde doppelt überlegenes Heer aufbringen wollte, reichte die Zahl der Freiwilliger lange nicht aus. Herrenloses Gesindel wurde besonders in den größern Städten überall ergriffen, und mit Gewalt unter die Fahnen gesteckt. Auch fremde Länder mußten ihren Beitrag zu des Kaisers Heere stellen. Auf Körpergröße sah Wallenstein nicht, denn, sagte er, die Schwächlichen werden bald von selbst draufgehen, der gesunde Kern bleibt übrig. Andere, welche sonst keine Dienste genommen hätten, lockte der

hohe Sold; denn nach Gualdos Zeugniß boten wallensteinische Hauptleute einem guten Fußknecht bis auf 25 Thaler Handgeld. Terzky, des Herzogs Schwager, und zugleich einer der reichsten Grundbesitzer in Böhmen, unterhandelte mit König Sigismund von Polen wegen Anwerbung eines Haufens Kosaken. Da es ihm an Geld nicht fehlte, brachte er bald 3000 Pferde und 4000 Rekruten aus allen Nationen zusammen. Der Graf Merode wurde nach Flandern geschickt und warb dort Wallonen, der Kroaten-Oberst Isolani eilte nach Ungarn zu gleichem Zwecke. Zum Danke dafür, daß er viele Mannschaft zurückbrachte, ernannte ihn Wallenstein zum General der ganzen leichten Reiterei. Ueberhaupt war der Herzog gleich von Anfang der neuen Werbung ebenso freigebig mit Ehrenbezeugungen als mit seinen Schätzen. So erhob er die Grafen Galas, Mansfeld, Aldringer, Montecuculi zu Feldobersten der kaiserlichen Artillerie, verlangte jedoch dagegen, daß sie ihre alten Regimenter wieder errichten und mit etlichen Kompagnien vermehren sollten. Acht hohe Offiziere, Schaumburg, Holk, Officutz, Haraucourt, Merode, Cronenberg, Deffurt und Sparre ernannte er mit einem Schlag zu Generalwachtmeistern. Sonst so abstoßend und ehrfurchtverlangend selbst in dem Betragen gegen die Ersten des Heeres, zeigte er in diesen drei Honigmonaten eine früher unbekannte Freundlichkeit und Gesprächigkeit, welche ihm die Herzen Vieler gewann, und die Eitelkeit von noch Mehrerern bestach. Durch diese Maßregeln erreichte Wallenstein zwei Zwecke auf einmal. Indem er so viele Beförderungen gleich Anfangs eintreten ließ, fesselte er nicht bloß die Vorgezogenen an seine Person, sondern entriß auch einem etwaigen Nachfolger die Möglichkeit, durch Ehrenbezeugungen die einflußreichsten Männer des Heeres zu gewinnen. Und indem er Oberste und Hauptleute bewog, für Anwerbung der Soldaten Vorschüsse aus ihrer eigenen Kasse zu machen, brachte er nicht nur in aller Schnelle viel Volk zusammen, sondern verhinderte auch, daß irgend ein Anderer als er das Kommando übernehmen konnte. Denn nicht auf des Kaisers oder des Königs von Ungarn Bürgschaft, sondern auf des Friedländers Namen setzten die Offiziere ihre Baarschaft dran. Hätte man dem Heere von Wien aus einen andern Feldherrn schicken wollen, so würden sie alsbald ihr Geld wieder verlangt haben. Selbst bis auf die Unternehmer von Lieferungen dehnte Wallenstein diese Politik aus. Es fehlte an Harnischen für die Küraſſire, die damals nirgends besser und schneller gefertigt wurden als in der Lombardei. Auf sein Wort machten nun etliche italienische Herrn von Wallensteins Bekanntschaft, die Markgrafen Julius Rangoni und Cornelius Bentivoglio große Ankäufe von diesen Waffenstücken in Oberitalien.

Uebrigens kann man sich denken, daß, obwohl Wallenstein mehrere Tonnen Goldes aus seinen Kassen gespendet, obwohl die Obersten große Summen hergeschossen, doch all' dieß bei

Weitem nicht ausreichte zur Anwerbung und Ausrüstung eines Heeres von 50,000 Mann. Auſſerordentliche und sehr hohe Steuern, welche keinen Stand verschonten, wurden in allen Erblanden erhoben. Schlesien lieferte allein die Summen für 28 Regimenter, das Land ob der Ens ward mit monatlich 52,000 Gulden angelegt, was bald zu neuen Aufständen in dieser kaum beruhigten Provinz Anlaß gab. Ein Landtagsschluß verfügte, daß im Erzherzogthum Oestreich von geistlichen und weltlichen Gilten 4 Schilling auf das Pfund Heller gesteuert werden sollten. Jeder Gutsherr mußte 40, jeder Pfarrer und Kaplan 4, Doktoren und Hofhandelsleute je 30, Advokaten je 12, Bürger und Handwerker 6, die Bewohner der Vorstädte Wiens je 3 Gulden bezahlen. Selbst Bauerknechten, Mägden und Taglöhnern wurde eine Schatzung je von 15 Kreuzern auferlegt. Stärker als diese Steuern, drückte die Einlagerung der neugeworbenen Soldaten. Eine Plage, die bisher nur auf der Bevölkerung des Reichs und der nordteutschen Bezirke gelastet hatte, kam jezt auch über die Einwohner der Erblande. Die Soldaten wurden in die Häuser der Bauern und Bürger verlegt, und mußten von diesen unterhalten werden. So streng auch die Vorschriften des Feldherrn jede Mißhandlung verpönten, nüzte dieß doch Nichts, der Soldat glaubte sich berechtigt zu jeglichem Uebermuth.

Auch der östreichische Adel, reich und vaterländisch gesinnt, fast wie der englische, öffnete seine Schätze. Der Bischof Anton von Wien gab 80,000 Thaler, der Fürst Dietrichstein 100,000 Gulden, Graf Michna 100,000 böhmische Thaler, der Fürst von Eggenberg eben so viel, der Reichsvicekanzler von Stralendorf 18,000 Dukaten. Allerdings war der König von Ungarn, des Kaisers Sohn, diesen Herrn mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er und seine Gemahlin 300,000 Thaler aus ihren Einkünften zu den Bedürfnissen des Vaterlandes herschoßen *). Man wandte sich zugleich an befreundete auswärtige Mächte. Die Krone Spanien versprach 300,000 Dukaten, doch ist es wahrscheinlich bei'm Versprechen geblieben **). Härter hielt es vom Papst etwas zu bekommen. Zur Unterstützung seines ordentlichen Gesandten in Rom, Savelli, schickte Ferdinand II. den Kardinal Pazmany, Erzbischof von Gran, an den heiligen Stuhl ab. Pazmany fand einen eifrigen Fürsprecher an dem Kardinal Borgia, dem spanischen Botschafter. Nachdem dieser feurige Prälat dem Papste in verschiedenen geheimen Unterredungen stark zugesezt, aber immer ausweichende Antworten erhalten hatte, kam es Anfangs März zu einem derben Auftritt im versammelten Consistorium. Borgia warf dem heiligen Vater in's Gesicht strafbare Gleichgültigkeit gegen die Kirche vor, weil er das östreichische Erzhaus in der gegenwärtigen Noth

*) Theatrum europaeum II. 501.

**) Wenigstens geht aus Wallensteins Briefwechsel hervor, daß das Versprechen nicht sogleich erfüllt wurde.

verlasse. Der Pabst antwortete voll Bitterkeit: »An allem Unglück sey der Kaiser selbst Schuld; die Summen, die Heere von Soldaten, welche der mantuanische Krieg, die arge Verwüstung Italiens verschlungen, würden hinreichend gewesen seyn, um die schwedischen Waffen von Teutschlands Gränzen abzuhalten. Es sey lächerlich, von neuen Einfällen der Gothen in Italien zu sprechen, da das eben verflossene Jahrhundert viel greulichere Verheerungen des Kirchenstaats und Eroberungen Roms durch Spanier und Teutsche darbiete. Seine väterliche Sorgfalt für Vertheidigung des wahren Glaubens kenne die ganze Welt. Da der mantuanische Krieg den Schatz der Kirche gänzlich erschöpft habe, so blieben ihm nichts als Gebete, als geistliche Mittel zum Schutze der Religion, übrig.« Nun forderte Borgia, daß man wenigstens den König von Frankreich, wegen seiner Verbindung mit den Ketzern, in Bann thue, und den Kardinal, welcher ihn zu diesem strafbaren Schritte verleitet habe, des Amtes entsetze. Urban VIII. antwortete hierauf: Borgia habe als Gesandter einer fremden Macht gar nicht das Recht, der Versammlung der Kardinäle anzuwohnen, noch viel weniger etwas darin vorzutragen. »Ausserdem lege ich,« fuhr er fort, »als der heilige Vater, dem Ihr Gehorsam schuldig seyd, Euch Stillschweigen auf.« Andere Kardinäle von der spanischen Parthei wollten den Gedemüthigten unterstützen; es entstand eine Aufregung und Verwirrung unter diesen bepurpurten Priestern, wie manchmal in Ständehäusern. Zulezt bewilligte der Pabst, durch erneuerte Drohungen geschreckt, eine winzige Summe, desto freigebiger war er mit Beiträgen aus der geistlichen Schatzkammer, schrieb ein allgemeines Jubiläum aus, um Gott für Vertilgung der Ketzer zu bitten, und ordnete zu gleichem Zwecke feierliche Prozessionen an. Kurz, die kaiserlichen und spanischen Gesandten sahen, daß der Pabst sein Gespött mit ihnen trieb. Wie hätte auch ein teutscher Kaiser je ernstliche Hilfe in der Noth von den Päbsten, seinen alten Erbfeinden, erhalten! Für solche Verbündete opferte sich Ferdinand II. auf! Bei den andern italienischen Staaten hatten des Kaisers Gesuche um Unterstützung keinen bessern Fortgang. Der Venediger Rath erklärte, es sey ihr alter Gebrauch, sich nie in fremde, weit entlegene Händel zu mischen, überdieß habe der mantuanische Krieg ihren Staatsschatz erschöpft. So wurde der Kaiser auch hier mit der Erinnerung an den mantuanischen Krieg abgespeist. Die übrigen italienischen Staaten sangen dasselbe Lied *). Auch mit der Krone Frankreich unterhandelte der Wiener Hof, in Hoffnung, den allerchristlichsten König von dem Bündnisse mit Schweden entweder ganz loszureißen, oder doch beide zu entzweien, jedoch mit schlechtem Erfolg. Besser griff Wallenstein die Sache an. Er ließ sich in Verbindung mit Gaston, Herzog von Orleans, dem unzufriedenen Bruder des Königs von Frankreich, ein. Geschäftsleute dieses

*) Chemnitz I. 207.

Prinzen sah man in Znaim bei dem Friedländer ankommen, und nach geheimen Unterredungen wieder mit vergnügten Gesichtern abziehen *). Es war darauf abgesehen, den Franzosen ein Feuer am eigenen Heerd anzuzünden. Ein neuer Bürgerkrieg sollte dort ausbrechen, und Alles, was mit des Kardinals strengem Regiment unzufrieden war, sich mit dem Herzog von Orleans vereinigen. Wenn dieser wohl angelegte Plan gelang, so bekam Richelieu genug im Innern zu thun, und hatte keine Zeit, sich in die teutschen Händel zu mischen.

Indeß stand das neue Heer, zu dem auch Tiefenbach mit den alten Truppen gestoßen, marschfertig da, der verhängnißvolle lezte März nahte heran, und somit die Frist, nach deren Verfluß Wallenstein das Kommando wieder niederzulegen aufs feierlichste versichert hatte. Nachdem dieser Mann bei Werbung der Kriegsvölker, welche er in des Kaisers Namen zusammengebracht, auf eine Weise verfahren war, die es jedem andern, als ihm allein, unmöglich machte, den Oberbefehl zu übernehmen, nachdem er die neuen Truppen, wie wir gleich sehen werden, seinen Voraussagen zuwider, schon gegen den Feind gebraucht hatte, nachdem endlich in Wien kein Mensch mehr an das Kommando des Königs von Ungarn dachte: beschloß er, die Mummerei der Weigerung bis zu Ende zu spielen, über den teutschen Kaiser eine unerhörte Demüthigung zu verhängen, das heißt, ihn zu zwingen, daß er beinahe die Krone sich selbst vom Haupte nahm und vor des Friedländers Füße legte. Wallenstein ließ von Znaim nach Wien sagen, daß er jezt unwiderruflich das Heer an denjenigen abgeben wolle, welchem der Kaiser sein Vertrauen schenken würde. Man kannte am Hofe die wahren Absichten des Herzogs wohl, dennoch durfte man sich — was sonst so nahe lag — nicht einmal den Schein geben, als sey Friedland kein Mann der dringendsten Nothwendigkeit, und als könnte der Oberbefehl auch von einer andern Person übernommen werden. Denn sobald dieß geschah, würde aufrührerisches Geschrei oder gar Meuterei im Heere die Schwäche des Kaisers vor aller Welt geoffenbart haben. Also mußte man sich wieder aufs Bitten legen. Zuerst wurde der Beichtvater der Königin von Ungarn, Pater Quiroga, an den Herzog abgeschickt, — er richtete Nichts aus, eben so wenig der Bischof Anton von Wien, der als der zweite jenen Spanier ablösen mußte. Erst dem Fürsten von Eggenberg, dem dritten Bittsteller, gelang es, den bösen Geist zu beschwören. Aber um welche Bedingungen! 1) Der Herzog von Friedland ist und bleibt nicht nur des Kaisers, sondern auch des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien oberster Feldherr. 2) Diese Gewalt steht ihm in ihrem vollen Umfang mit unbeschränkter Vollmacht zu. 3) Weder der Kaiser noch der König von Ungarn dürfen sich je persönlich beim Heere einfinden, noch weniger das Kommando verlangen. Sobald Böhmen wieder

*) Gualdo nach Francheville's Uebersetzung. Seite 93.

erobert ist, soll der König von Ungarn, geschützt durch ein Heer von 12,000 Mann, unter des Don Balthasar de Maradas Befehl, in Prag residiren. »Denn,« fügte Wallenstein bei, »die Böhmen wollen einen wirklichen Regenten, sie wollen die Person ihres Königs im Lande haben. Dadurch wird der Kaiser und sein Oberfeldherr desto eher gegen Rebellion gesichert.« 4) Als ordentliche Belohnung wird dem Herzog ein österreichisches Erbland in bester Form verschrieben. 5) Als außerordentliche Belohnung erhält der Herzog die Oberlehnsrechte über alle zu erobernden Lande. 6) Ihm allein steht es zu, Güter im Reiche einzuziehen. Weder der kaiserliche Hofrath, noch das Kammergericht zu Speyer darf ein Wort drein sprechen. 7) Wie in Konfiskationssachen, so verfügt der Herzog auch in Begnadigungsfällen nach freister Willkür. Sollte der Kaiser irgend Jemanden freies Geleit oder sonst eine Gnade gewähren, so erstreckt sich diese Begnadigung nur auf Leben und Ehre des Verurtheilten, keines Wegs auf seine Güter. 8) Real-Pardon, oder Rücknahme von Konfiskationen kann nur beim Herzog von Friedland nachgesucht, nur von ihm ertheilt werden. »Denn,« fügte Wallenstein bei, »der Kaiser ist gar zu milde, und läßt es geschehen, daß jeder am Hofe Begnadigung erlangen mag. Dadurch werden die Mittel abgeschnitten, welche man nöthig hat, um hohe und niedere Offiziere zu belohnen und die Soldaten bei gutem Willen zu erhalten.« 9) Sobald es zu Unterhandlungen kommt, muß das Herzogthum Meklenburg dem Oberfeldherrn im Friedensschlusse gesichert werden. 10) Zur Führung des Kriegs erhält derselbe alle nöthigen Geldmittel. 11) Alle kaiserlichen Erbländer stehen ihm und seinem Heere jeder Zeit zum Rückzuge offen.«

Ich weiß nicht, ob die ganze Weltgeschichte irgend ein ähnliches Beispiel von Abfindung zwischen einem Staatsoberhaupte und einem Unterthan aufweist. Dem Verfasser vorliegenden Werkes ist wenigstens keines bekannt. Chemnitz bezeichnet das Verhältniß, das aus diesem Vertrag entstand, mit dürren Worten: »Der Herr sey dadurch zum Knecht, der Knecht zum Herrn geworden«*). Solche Bedingungen läßt sich ein König, ein Kaiser nur dann gefallen, wenn ein Dritter ihm das Schwert auf die Brust gesezt hat. Ist die Gefahr vorüber, so wird er aus Natur-Nothwendigkeit das auferlegte Joch abzuschütteln suchen. Ausgestattet mit allen Rechten, welche ihm der Vertrag in die Hände gab, konnte Wallenstein den Verräther an seinem Kaiser machen, die volle Gewalt besaß er dazu; daß er es dennoch nicht that, hat ihn nicht gerettet, er mußte fallen, weil er Macht genug besaß, um seinen Gebieter zu stürzen. Denn es ist ein unumstößlicher Grundsatz der Politik, daß jeder Mensch unter gewissen Umständen so weit geht, als er kann; kluge Staatsmänner mußten

*) Chemnitz I. 295.

damals glauben, daß Wallenstein sich so unbeschränkte Vollmachten nicht bloß darum erpreßt habe, um sie zum Vortheil des Kaisers anzuwenden, sondern auch um sie im Nothfalle gegen seinen Oberherrn zu mißbrauchen. Keinen Funken Vertrauen erwies er gegen seinen Gebieter, sondern band denselben durch die drückendsten Bedingungen; mit welchem Rechte konnte er nun selbst Zuneigung fordern? Das Verhältniß zwischen ihm und dem teutschen Kaiser war seit dem Tage der Uebernahme des zweiten Generalats durch eine politische Sünde vergiftet. Denn jeder Bürger ist dem Staate in dessen Nöthen seine Dienste, sein Gut, ja auch sein Blut schuldig, weil es nichts Höheres auf Erden gibt, als den Staat, und mit gutem Fug muß daher das Oberhaupt des Staats so hoch gestellt und mit allen Gnaden und Rechten ausgestattet seyn, damit er nicht nöthig habe, in Zeiten der Gefahr sich und den Staat einem brauchbaren Diener wegen Hilfe zu verknechten. Gegen diese Grundregel, ohne welche gar kein Bestand der Ordnung denkbar ist, hat Wallenstein schwer gefrevelt; er fühlte mit keiner Faser seines Herzens mehr als Bürger, als Unterthan, sondern er schnaubte nur Rache, Rache für die vermeintliche Beleidigung von Regensburg, er verlangte nur maßlose Befriedigung seines Hochmuthes. Man sage nicht, daß er so unumschränkte Vollmachten nöthig hatte, um vor den verderblichen Eingriffen des Wiener Hofkriegsrathes gesichert zu seyn, oder, wie Schiller sagt, um als König gegen einen König fechten zu können. Kein Mensch würde ihn tadeln, wenn er so viel gefordert hätte, als sich nur immer mit Unterthanenpflicht vertragen mag; aber völlig unentschuldigt bleibt eine solche schrankenlose Ausdehnung der Macht, welche es bloß von seinem guten Willen abhängig machte, ob er dem Kaiser dienen wollte, obwohl wir gerne zugestehen, daß die Versuchung unter damaligen Umständen groß, vielleicht zu groß für einen ehrgeizigen Mann war. In Znaim hat Wallenstein die Saat selbst ausgestreut, welche zwei Jahre später, Verderben bringend über sein Haupt aufging. Wenn auch seine Ermordung vor dem Richterstuhle des Gesetzes — einer allerdings für solche Fälle nicht zureichenden Behörde — nicht gerechtfertigt werden kann, so hat er doch damals das Eisen, welches seine Brust durchbohrte, selbst geschliffen.

Wir haben unsere Ansicht über obigen Vertrag rücksichtslos ausgesprochen. Diesen unverzeihlichen Fehler abgerechnet, zeigte sich Wallenstein von nun an wieder als den großen bewunderungswürdigen Diener des Staats. In kurzer Zeit war ganz Böhmen von den Feinden gesäubert. Der Herzog bediente sich zu diesem Zweck zweier Mittel auf einmal: des Schwertes und der Unterhandlung. Mit Arnim hielt er während des Winters einige Zusammenkünfte auf den Gütern Nachod und Kaunitz; wie viel Geld bei dieser Gelegenheit dem sächsischen Feldmarschall versprochen wurde, weiß man nicht. Doch ist kein Zweifel, daß jene Unterredungen großen Theils an der Unthätigkeit des

sächsischen Heeres Schuld waren. Auch den Churfürsten selbst bearbeitete Wallenstein durch geschickte Zwischenträger. Die Gunst, in welcher die Weimarer Herzoge bei dem Könige wirklich standen, und in welcher der abgesetzte Churpfälzer zu stehen schien, war ein Dorn im Auge, der den sächsischen Fürsten längst plagte. Mit großer Schlauheit benützte Wallenstein diese schwache Seite: »Schlechten Dank werde Johann Georg für seine den Schweden geleisteten Dienste ärndten; beständig lägen die ehrgeizigen Herzoge von Weimar dem Könige an, daß er die Churwürde, die ihrem Vorfahren um des Glaubens Willen von Kaiser Karl V. entrissen worden sey, wieder an die rechten Erben zurückgebe; der König müsse zulezt diesem Wunsche um so mehr Folge leisten, weil auch sein eigenes Interesse fordere, daß die große Macht des Churfürsten von Sachsen gebrochen werde. Denn daß Gustav Adolph nach unumschränkter Gewalt im Reiche strebe, daß er die Verfassung umstürzen wolle, sey unwidersprechlich, dafür zeuge die Huldigung in Augsburg, die Eroberung der rheinischen und fränkischen Bisthümer, der hohe Ton, mit welchem er die evangelischen Reichsfürsten behandle. Nur schwache Stände werde er künftig neben sich dulden, und alle untereinander zu verfeinden suchen, damit er über die getrennten desto sicherer herrsche. Daher stehe auch zu erwarten, daß Gustav Adolph den verjagten Churpfälzer wieder nächstens einsetze, weil der König wohl wisse, daß Friedrich V. einen unversöhnlichen Haß gegen Churſachsen im Herzen trage, und darum der Macht des Churfürsten stets die Wage halten werde.« Solche und ähnliche böse Worte ließ er dem argwöhnischen Johann Georg einblasen, und forderte diesen Fürsten zugleich auf, das Friedensmittleramt zu übernehmen, indem er hoch und theuer versicherte, daß der Kaiser den Frieden wünsche, und allen Protestanten Verzeihung, Freiheit des Gewissens und den Besitz der Kirchengüter auf den Fuß des Passauer Vertrages anbiete. Vielleicht würde der Churfürst in die Schlinge gegangen seyn, wenn er nur der Aufrichtigkeit des Kaisers recht getraut, oder auch sich nicht geschämt hätte, den König von Schweden kaum acht Monate nach der Breitenfelder Schlacht, welche Sachsen rettete, wieder zu verlassen. Andererseits versäumte es auch Gustav Adolph nicht, den Churfürsten halb mit Drohungen, halb mit Bitten festzuhalten. Durch verschiedene Gesandte warnte er Johann Georg vor den glatten Worten des kaiserlichen Feldherrn, die eine bloße Folge der Schwäche und Furcht seyen. Sollte der Kaiser wieder die Oberhand bekommen, so werde er wie früher aus einem ganz andern Tone reden. Jezt stünde die Sache der Evangelischen auf so gutem Fuße, daß sie nur auszuharren brauchten; die Wahl eines Fürsten aus ihrer Mitte zum römischen Könige oder Kaiser könne kaum mehr von den Katholiken hintertrieben werden. Nebenbei machte er den Churfürsten aufmerksam auf die Untreue einiger seiner bedeutendsten Diener, und verlangte sogar die Entfernung gewisser Ohrenbläser, namentlich

des Feldmarschalls Arnimb. Johann Georg war entweder so blind, oder Heuchler genug, um seinem General ein vortheilhaftes Zeugniß auszustellen. Hingegen ließ er auch zugleich den Herzog von Friedland wissen, daß er ohne Beiziehung seines getreuen Verbündeten, des Königs von Schweden, nicht vereinzelt unterhandeln könne.

Der Plan, Sachsen vom Könige loßzureißen, war also vorerst mißrathen, oder vielmehr nur halb gelungen — denn in der Brust des Churfürsten blieb immer ein Stachel zurück; aber Wallenstein hatte sich nicht bloß auf die List verlassen, er brauchte zu gleicher Zeit Gewalt. Schon im Februar verjagten seine Truppen die Sachsen aus Saatz, nahmen später Kaaden, Schlackenwalde und Commotau ein. Ende April hielt Wallenstein Musterung über sein neues Heer bei Rakonitz. 214 Geschwader Reiterei, 120 Fahnen zu Fuß, 44 Feldstücke, 2000 Wagen zogen an dem Feldherrn vorüber. Ungesäumt rückte das kaiserliche Heer am 4. Mai auf Prag, wo Arnim, aus Furcht vor Friedlands Uebermacht, nur eine kleine Besatzung zurückgelassen hatte, indem er sich selbst nach Leutmeritz zurückzog. Wallenstein ließ am 4ten a. Styles von dem weißen Berg herab die Mauern Prags aus 20 Stücken beschießen, während der Nacht rißen die Kapuziner den Theil der Stadtmauer ein, der an ihr Kloster stieß, und nahmen das Regiment di Grana auf. Am folgenden Morgen stürmte dieses Regiment, sammt zwei andern, welche über die gestern geschossene Breche stiegen, zu gleicher Zeit auf die entmuthigten Sachsen ein. Nach kurzer Gegegenwehr mußten sich die leztern in den Hradschin zurückziehen. Prag war in des Friedländers Gewalt; mit vollen Händen theilte er Dukaten unter die Soldaten aus, welche beim Sturme verwundet worden waren. Auch die Besatzung des Schlosses ergab sich in wenigen Tagen; sie erhielt freien Abzug, jedoch mit Zurücklassung des Obergewehrs und der Fahnen. Wallenstein unterhandelte nun von Neuem mit Arnimb, der noch immer in Leutmeritz, unfern der sächsischen Grenze lag. Beide suchten sich zu täuschen. Arnimb wünschte Zeit zu gewinnen, um die übrigen in Böhmen zerstreuten Garnisonen an sich zu ziehen. Der Herzog wollte die Sachsen einschläfern, bis er sie umgangen und ihnen den Rückzug abgeschnitten haben würde. Mehrere Briefe wurden gewechselt; als aber Wallenstein Ende des Monats vor Leutmeritz rückte, fand er den Vogel schon ausgeflogen. Arnim hatte am 20. Mai sein Geschütz auf der Elbe eingeschifft und war mit dem Heere in der gleichen Richtung aufgebrochen, um in Pirna ein festes Lager zu beziehen. Nur die Besatzungen von Eger und Ellnbogen blieben, als zu entfernt von der Hauptmacht, zurück. Sie mußten sich an Wallenstein ergeben und erhielten freien Abzug mit allen Ehren. Ganz Böhmen war Ende Mai vom Feinde gesäubert. In Wien jubelte man über diese schnellen Erfolge. Der Kaiser schrieb seinem

Feldherrn die schmeichelhaftesten Briefe, ermahnte ihn, seine werthe Person recht in Obacht zu nehmen, weil an ihrer Erhaltung dem gemeinen Wesen so unendlich viel gelegen sey, er beschwor endlich »Gott und seine gebenedeite Mutter Maria, dem Herzog noch fernere Siege zu verleihen.«

Wohin sollte sich nun Wallenstein wenden? Das Verlangen, den Churfürsten Johann Georg mit Gewalt oder in Gutem von Schweden loszureißen, vielleicht auch die rachgierige Absicht, Bayern gänzlich vom Feinde verwüsten zu lassen, trieb ihn nach Sachsen. Andererseits mußte er dann fürchten, daß Gustav Adolph das vereinzelte Heer des Churfürsten vollends vernichten, sofort in Oesterreich einfallen, oder gar Böhmen überziehen werde. Letztere Rücksicht, unterstützt durch die ausgesprochenen Wünsche des Kaisers, überwog. Doch ließ Wallenstein den Churfürsten von Bayern, der Boten über Boten um beschleunigte Hilfe schickte, noch lange genug warten. Die Lage Maximilians war so verzweifelt, daß er sich Alles gefallen ließ, wenn nur am Ende Wallenstein sich seiner annehmen würde. Den 2. Juni n. Styles schrieb er aus Stadt am Hof (gegenüber von Regensburg) wo sich damals das churbayrische Lager befand, an den Herzog: »Gerne wollte ich mich noch eine kleine Zeit gedulden, im festen Vertrauen, Eure Liebden werden alsdann, die Sachen mögen sich in Böhmen gestalten, wie sie wollen, mit dem Heere heraus ins Reich rücken, um die Hauptwurzel alles Unheils (die schwedische Macht) auszureißen.« Fortwährend von der Furcht gepeinigt, durch Gustav Adolph überfallen oder von Böhmen abgeschnitten zu werden, brach Maximilian Mitte Juni von Regensburg auf, zog an der Nab hinauf, und schlug am 22. Juni n. St. ein Lager bei Weyden, von wo aus er von Neuem an den Herzog schrieb. »Ich berichte Euer Liebden,« heißt es in dem Briefe, »daß ich mit Ihro kaiserlichen Majestät Volk*) und meinen eigenen Truppen heute allhier angelangt bin, in Hoffnung, Euer Liebden bald zu sehen und Ihr die aufrichtige Zuneigung meines Gemüths persönlich erkennen zu geben.« Maximilian von Bayern war zwar ein Meister in der Verstellungskunst, doch mochte es ihm sauer werden, gegen einen Mann, den er von ganzem Herzen verabscheute, so süß zu thun. Wallenstein war indessen mit seinem Heere in Eger eingerückt. Nachdem man sich zuvor darüber verständigt hatte, daß der Herzog den Oberbefehl über die vereinigten Truppen führen solle, und daß der Churfürst nur dann gebieten dürfe, wenn er sich mit seinen Leuten allein schlagen wolle, daß endlich beide Prinzen beim Zusammentreffen sich umarmen würden, fand die Vereinigung der bayrischen und kaiserlichen

*) Der kaiserliche General Altringer befand sich mit einigen tausend Mann beim bayrischen Heere.

Völker gegen Ausgang Juni in Eger statt. Aller Augen waren auf die zwei Waffenhäupter gerichtet, von denen Jedermann wußte, daß sie sich von Grund der Seele haßten, und die jezt durch gemeinsames Interesse aneinander gefesselt, sich wie Brüder umhalsen sollten. Khevenhüller erzählt, der Churfürst von Bayern habe es besser verstanden, seine wahren Gesinnungen zu verbergen, als der Herzog von Friedland, aus dessen Augen ein schadenfrohes Feuer befriedigter Rache sprühte, und der auch im Kreise seiner Diener die beißendsten Reden über seinen neuen Verbündeten fallen ließ, die diesem durch Zwischenträger hinterbracht wurden. Sechzigtausend Köpfe waren jezt die vereinigten Völker stark; unter Sengen und Brennen wälzten sie sich durch die Oberpfalz hinunter der Donau zu. Bei Neumarkt hielt Wallenstein große Heerschau. Dreihundert Kornet Reiter, 200 Kompagnien zu Fuß, 80 Feuerschlünde wurden nach Chemnitzens Zeugniß*) gezählt. Ueber dem Anblick dieser Masse tapferer Soldaten, die in unübersehbaren Reihen an ihm vorüberzogen, und ein so entzückendes Schauspiel der Einheit und der Macht mitten in einer zerrissenen Zeit darboten, schwärmte Wallenstein: »Innerhalb vier Tagen,« rief er aus, »soll es sich zeigen, wer von uns beiden, ich oder der Schwede, in Teutschland Herr ist.« Auf Nürnberg ging weiter der Zug. Jezt müssen wir zum Könige von Schweden zurückkehren, den wir in Memmingen verlassen haben.

In Memmingen erfuhr Gustav Adolph den Fall Prags. Vielleicht hätte er nun eine feste Stellung zwischen Regensburg und Böhmen einnehmen sollen, um die Vereinigung beider feindlichen Heere zu verhindern. Allein in diesem Falle lief er Gefahr, daß der Churfürst in das von schwedischen Garnisonen entblößte Bayern einfiel, und die Eroberungen, welche im Laufe des Maimonats gemacht worden waren, wieder vereitelte. Ueberdieß konnte der König nicht wissen, ob der Herzog von Friedland sich nach Sachsen oder nach der Oberpfalz wenden würde. Gustav Adolphs Maßregeln wurden durch die Schritte eines Dritten, des Churfürsten Johann Georg, bedingt, und dieser Dritte war zu seinem Unglück eine unberechenbare Größe. Um

*) Ich halte diese Angabe für übertrieben. Dreihundert Kornet Reiter würden — die Schwadron zu 100 Mann gerechnet — 30,000 Pferde geben, während das vereinigte kaiserlich-bayrische Heer kaum 18,000 Reiter zählte. Dasselbe gilt vom Fußvolk. Würde man die Kompagnie zu 300 Mann rechnen, so bekäme man 60,000 Mann, also wenigstens 20,000 zu viel, da das ganze Heer höchstens 60,000 betrug. Dennoch glaube ich, daß obige Rechnung des schwedischen Geschichtsschreibers sich auf Listen stützt, die Wallenstein selbst veröffentlichte. Denn um den Feind zu schrecken, gab Wallenstein die Anzahl seiner Völker höher an, als sie wirklich war. Man hat die Wahl, entweder in der Zahl der Fahnen und Schwadronen, oder in der Masse der Mannschaft, aus welcher jede dieser Abtheilungen bestand, eine Uebertreibung zu suchen.

frei nach den Umständen handeln zu können, zog er seine Garnisonen aus Bayern nach Donauwörth und vereinigte dort sein Heer. Bald kam die Nachricht, daß der Churfürst von Bayern Regensburg verlassen habe und nach der Oberpfalz gerückt sey. Jezt brach Gustav Adolph mit 20,000 Mann von Donauwörth auf und zog den Bayern nach. Der Herzog Bernhard von Weimar und Johann Banner blieben mit 12,000 Mann zurück, um die schwedischen Eroberungen in Schwaben und Bayern zu decken. Den $^{8}/_{18}$. Juni erreichte der König Nürnberg und ließ dort seine Truppen drei Tage rasten, während welcher Zeit Gustav Adolph Kundschaft über die Absichten des Churfürsten von Bayern einzog, der damals zu Amberg stand. Den $^{12}/_{22}$. Juni brachen die Schweden wieder auf, und kamen am Abend des folgenden Tages nach Sulzbach. Dort erfuhren sie, daß die Bayern bereits bis Weyden vorgedrungen seyen und mehr als einen Tagmarsch voraus hätten. Die Vereinigung der beiden feindlichen Heere war nicht mehr zu hindern. Der König hielt es indeß noch immer für möglich, daß Wallenstein sich zunächst auf Sachsen werfen könnte. Deßhalb hatte er schon früher nicht nur den Herzog Wilhelm von Weimar nach Thüringen geschickt, um die dortstehenden schwedischen Garnisonen an sich zu ziehen und nach Sachsen zu führen, sondern auch den Churfürsten durch den Grafen Solms wissen lassen, daß er bereit sey, ihm in eigener Person mit 20,000 Mann zu Hilfe zu ziehen. Unschlüssig blieb Gustav Adolph zwei Tage in Sulzbach, bis seine Spione ihm die Nachricht brachten, daß der erste Schlag Wallensteins nicht dem Churfachsen, sondern dem Könige gelten solle. Da Gustav Adolph dem vereinten feindlichen, 60,000 Mann starken Heere kaum ein Drittheil entgegen setzen konnte, so gebot ihm die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit, eine feste Stellung am Main- oder Donaustrome einzunehmen, wo er seine übrigen, in ganz Teutschland zerstreuten Truppen an sich ziehen mochte. Ohnedieß war es immer seine Gewohnheit, sich auf die großen Flüsse zu stützen. Aber wenn er dießmal dem sonstigen Systeme folgte, so lief Nürnberg Gefahr, ein zweites Magdeburg zu werden, und dieß wollte er um keinen Preis zugeben. Also zog er von Sulzbach nach Hersbruck zurück, eilte von dort dem Heere voran nach Nürnberg, und erklärte den Rathsherrn seinen Entschluß, ein befestigtes Lager vor ihren Mauern zu beziehen, und Alles an die Rettung ihrer Stadt zu wagen. Mit größtem Dank nahm Rath und Bürgerschaft diese Erklärung auf; Alles wollte mit Hand anlegen an den Verschanzungen, welche Gustav Adolph aufzuwerfen befahl. Dieselben sollten alle Vorstädte ringsum, von Wöhrd bis Gostenhof, sammt den vor der Stadt befindlichen Gärten und Herrensitzen umfassen. Am 21. Juni begannen mehrere tausend Bürger und Bauern aus der Umgegend mit der Arbeit, die so schnell vorwärts schritt, daß schon nach zweimal 24 Stunden mächtige Schanzen aufgeworfen

waren. Nach und nach rückten die ankommenden schwedischen Soldaten in die Linien ein, und vollendeten, was noch zu thun übrig war. Anfangs Juli stand das ganze große Werk fertig da. In einem ungeheuren Kreise zogen sich die Schanzen, durch die Pegnitz, über welche mehrere Brücken innerhalb des Lagers geschlagen wurden, in zwei ungleiche Hälften getheilt, fast rings um die Stadt. Ein zwölf Fuß breiter, acht Fuß tiefer Graben umschloß die Linien; alle Eingänge waren durch halbe Monde oder Hornwerke gedeckt. Auf die Schanzen, wie auch auf die Thürme der Stadt wurden 300 Feuerschlünde geführt, für gefüllte Magazine hatte die Vorsicht des Raths schon früher Sorge getragen. Korn war genug in der Stadt, um selbst bis auf ein Jahr auszureichen, aber die Mühlen konnten nicht genug Mehl bereiten, und bald fehlte es an Viehfutter, das bis auf sechs Meilen aus der Umgegend unter steten Gefahren und Gefechten herbei gebracht werden mußte. Bald füllte sich das Lager nicht nur mit Soldaten, sondern auch mit einer grossen Masse Landvolk, das seine besten Habseligkeiten, Vieh, Hausgeräthe hereinbrachte, um vor der Wuth des Feindes unter des Königs Fittigen Schutz suchen. Der Rath wies ihnen passende Plätze in den Vorstädten an, damit Nürnberg selbst nicht durch einen solchen Zusammenfluß meist mittelloser Menschen gefährdet würde. Diesen armen Leuten ist es am schlimmsten gegangen; für die Soldaten, die man immer bei gutem Muth erhalten wollte, und auch für die Stadtbürger reichten die Vorräthe aus, sie gingen aber aus an den Fremdlingen. Zuerst starb ihr Vieh aus Mangel an Futter weg, dann wüthete der Hunger auch unter den Eigenthümern. Gegen das Ende der Belagerung starben täglich Hunderte derselben. Aus den Magazinen der Stadt wurden Anfangs jeden Tag 40,000, später, als die Verstärkungen angekommen waren, 50,000 Pfund Kommisbrod in das Lager geschickt und unter die Soldaten vertheilt. Die Bürger fühlten sich sicher unter des Königs Schutz, obgleich ein dreimal stärkerer Feind ihren Mauern nahte. Freilich ließ Gustav Adolph kein Mittel unversucht, diese günstige Stimmung zu erhalten. Dem Geiste der Zeit gemäß mußte die Kirche dabei das Beste thun, fast täglich wurden öffentliche Gebete gehalten, häufige Bußtage angeordnet. Auch Lieder, halb kirchlichen, halb politischen Inhalts verbreitete man, um die Bürger zu ermuthigen, aus dem königlichen Lager in der Stadt *). Voll

*) Die Geschichtschreiber jener Zeit führen folgendes Lied an, das in des Königs Lager verfaßt und in der Stadt verbreitet worden sey:

Nürnberg des Reiches Zier auserkoren!
Der Feind hat dir den Tod geschworen,
Doch Gott sich gnadig zu dir wendt,
Aus Schweden dir einen Vater sendt,
Der für dich unter dem Himmelssaal,
Wacht mit Aller seiner Helden Zahl.
Drum hilf, daß ihnen Nichts gebricht,
Ihr Wohlstand dein Erlösung ist.
Gern Magdeburg jezt Alles thät,
Wenn nicht nach Schad der Rath zu spät.

Khevenhüller XII. 162. Theat. europaeum II. 599.

Eifer griffen alle männlichen Einwohner vom 18ten bis zum 40sten Jahre zu den Waffen; sie waren angewiesen, jeden Augenblick auf den Ruf der Gassenhauptleute zum Dienste der Stadt bereit zu seyn. Aus ihnen wählte man 24 Kompagnien der Jüngsten und Tüchtigsten, die nach den Buchstaben des Alphabets genannt wurden, zum täglichen Waffendienste aus, und gab ihnen die am wenigsten bedrohten Punkte zu bewachen. Kurz es herrschte ein ganz anderer Geist in Nürnberg, als früher in Magdeburg, theils weil der König ein tüchtigeres Gemeinwesen vor sich hatte, und noch mehr, weil er demselben nicht einen fremden Prinzen ohne Einfluß, sondern sich selbst zum Mittelpunkte gab.

Der Feind ließ nicht lange auf sich warten. Gustav Adolph schickte den Obersten Taupadel mit einem Dragoner-Regiment und etlichen andern Reitern in der Richtung von Neumarkt ab, um die Bewegungen Wallensteins zu bewachen. Taupadel erfuhr durch einen gefangenen Kroaten, daß schon viele tausend Mann von des Herzogs Heere in Neumarkt angekommen seyen. Dennoch glaubte der schwedische Oberst lieber einem Bauern aus der Gegend, welcher berichtete, daß der Feind kaum 2000 Mann in Neumarkt habe. Also griff er die Kroaten, welche sich ihm stellten, an, jagte vier Kornet auseinander, ward aber, als er zu hitzig vorwärts drang, von allen Seiten umringt. Der tapferste Widerstand nuzte Nichts mehr; nachdem der größte Theil niedergehauen war, wurde Taupadel selbst mit dem kleinen Reste gefangen. Zwar eilte der König, auf die erste Nachricht von diesem Gefecht, seinem Obersten mit der ganzen Reiterei zu Hilfe, aber noch unterwegs erfuhr er den unglücklichen Ausgang und begab sich in sein Lager zurück. Wallenstein zog von Neumarkt den nächsten Weg gegen die Rednitz, überschritt diesen Fluß unweit Schwabach, rückte dann nach dem linken Ufer hinunter und bezog ein Lager zwischen den Dörfern Stein und Dombach, auf den schroffen Anhöhen, welche sich längs dem Flusse erheben. Obgleich dieselben schon von Natur sehr fest waren, ließ er mächtige Schanzen auf der ganzen Linie die Abhänge entlang aufwerfen. Von seinem Lager aus übersah Wallenstein die Stadt und die schwedischen Schanzen, denn zwischen ihm und dem Feind war nur der Fluß und die Ebene, welche sich von der Rednitz nach der Stadt hin erstreckt. Er hatte den König von Franken, Schwaben und Bayern abgeschnitten, die Zufuhr von der freigebliebenen Ostseite her hoffte er durch seine leichte Reiterei zu verhindern. Sein Plan war, den König und die Stadt auszuhungern, und endlich durch Mangel zu einer Uebereinkunft, deren Bedingungen er vorzuschreiben gedachte, zu zwingen. Deßwegen hatte er sich vorgenommen, das schwedische Lager, welches freilich aufs beste befestigt war, und nur mit ungeheurem Kraftaufwand hätte bestürmt werden können, gar nicht anzugreifen. Um durch anscheinende Großmuth einer künftigen Unterhandlung den Weg zu bahnen, schickte er den Oberst

Taupadel sammt einigen andern gefangenen Offizieren ohne Lösegeld und sogar mit reichen Geschenken beehrt in das königliche Lager. Kleine Balgereien gab es alle Tage, besonders zwischen den Streifpartheien, welche beide Theile aussandten, um Viehfutter zu holen. Denn dieses Bedürfniß fehlte bald in jener sandigen Gegend den Kaiserlichen, welche mehr als 20,000 Pferde zu erhalten hatten, eben so sehr, als den Schweden. Bis auf sechs und acht Meilen Entfernung streiften die Kroaten und die schwedischen Dragoner. Täglich und fast stündlich lagen diese Reiter mit abwechselndem Glücke einander in den Haaren. Doch kam es auch zu einigen bedeutenderen Gefechten, wozu wahrscheinlich die Unzufriedenheit des Churfürsten von Bayern, der durchaus auf schnelle Entscheidung drang, Anlaß gab. So entspann sich am 5. Juli Abends ein Gefecht zwischen den Vorposten, das, weil immer mehr Truppen von beiden Seiten Theil daran nahmen, blutig wurde, und bis zum folgenden Morgen währte. Die Kaiserlichen zogen zuletzt den Kürzeren und verloren einige hundert Mann. Um sich zu rächen, versuchten sie einige Tage später einen Angriff auf die schwächste Seite des schwedischen Lagers, allein der König war durch seine Kundschafter von dem Anschlag unterrichtet und schickte sie mit blutigen Köpfen wieder heim. Dagegen hatte Gustav Adolph bald darauf den Fall der kleinen Festung Lichtenau zu bedauern, in welcher der Nürnbergische Pfleger Scheurl mit einer kleinen Besatzung lag. Der an sich unbedeutende Ort hatte damals Wichtigkeit, weil von ihm aus der Rücken des friedländischen Heeres bedroht und die Streifpartien im Zaum gehalten werden konnten. Gustav Adolph hatte die Absicht gehabt, den Herzog Bernhard von Weimar aus Bayern dorthin zu beordern und das friedländische Lager von hinten beunruhigen zu lassen. Jetzt besetzte es Wallenstein mit einer starken Garnison, und der Besitz dieses Platzes trug nicht wenig dazu bei, daß der Herzog sich so lange in seiner Stellung hielt, denn die neue Besatzung von Lichtenau brandschazte weithin die ganze Umgegend und lieferte eine Menge Lebensmittel in das friedländische Lager. Noch demüthigender als die Uebergabe selbst, war für den König der geheime Grund derselben. Scheurl übergab seinen Posten den 27. Juli ohne Noth, allem Anschein nach, weil er glaubte, daß die Schweden am Ende den Kaiserlichen unterliegen würden. Der Vorfall machte in Nürnberg einen peinlichen Eindruck, doch zeigte sich zum Glück schon zwei Tage später eine gute Gelegenheit, den Glanz der schwedischen Waffen wieder herzustellen. Den 29. Juli erfuhr der König durch seine Kundschafter, daß in Freistädtl ein Zug von mehreren tausend Wägen, mit Brod, Mehl, Salz, auch einige hundert Häupter Schlachtvieh aus der Oberpfalz und Bayern für das friedländische Heer angekommen seyen, und daß der Herzog bereits etliche Regimenter abgeschickt habe, um diese Zufuhr ins Lager zu geleiten. Ungesäumt schickte er den Obersten Taupadel (einen Liebling) mit seinen Dragonern

und etlichen Schwadronen Kürassiren ab, sich des Fanges zu bemächtigen. Die Schweden kamen unbemerkt in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli vor das Städtchen, und schraubten zuerst zwei Petarden an das nächste Thor, als dieselben keine Wirkung hervorbrachten, saßen die Dragoner ab und erstiegen auf Leitern die Mauern. Zu gleicher Zeit schmetterte eine dritte Petarde das Thor ein, worauf auch die Kürassire in die Stadt brachen. Bürger und Soldaten wurden in den Straßen oder Häusern erwürgt, die Rosse schnell an die Wägen gespannt und auf dieselben geladen, was man nur in der Eile mitnehmen konnte. Auch 900 Stück Ochsen mußten mitwandern; hierauf steckten die Sieger den Ort an allen Ecken in Brand und zogen sich in größter Eile zurück. Indessen war Gustav Adolph selbst mit etwas mehr als tausend Mann, halb Reitern, halb Musketiren, bis auf Burgthan gerückt, um den Rückzug seines Obersten zu decken. Vorwärts vom obengenannten Orte stieß die Vorhut des Königs auf den kaiserlichen General Sparre, der mit 8 Fahnen Dragonern, 20 Kompagnien Kroaten und 500 Musketiren zu gleichem Zwecke — nämlich um die Zufuhr zu decken — aus dem friedländischen Lager gezogen war. Sogleich entspann sich ein Gefecht, das sehr blutig wurde, bis Gustav Adolph mit dem Fußvolk auf dem Kampfplatze erschien. Der König setzte sich, um den Muth der Seinigen aufs Höchste zu entflammen, rücksichtslos der Gefahr aus. An seiner Seite wurden der Oberst Rueß, der Junker Boye, der Edelknabe Kratzenstein erschossen. Dafür erfochten des Königs Soldaten einen vollständigen Sieg. Sechshundert Kaiserliche blieben todt auf dem Platz. Der Generalwachtmeister Sparre wurde mit seinen beiden Oberst-Lieutenants Terzky und Leßley, vier Hauptleuten und mehr als hundert Soldaten gefangen. Die übrigen retteten sich in einen nahen Morast. Drei eroberte Standarten, und vor Allem die glückliche Einheimsung des Freistädtler Fanges waren die Trophäen des Tages.

Gustav Adolph ließ in Nürnberg öffentliche Dankfeste anstellen für diesen kleinen Sieg, er schenkte ferner jedem Soldaten, der den Zug mitgemacht, einen Thaler, jedem der drei Reiter, welche die Standarten erobert, hundert Thaler. Die Offiziere bedachte er mit goldenen Bildnissen. Es bedurfte solcher Erfolge, um die trüben Sorgen, welche des Königs Stirne umwölkten, einiger Maßen zu zerstreuen. Schwer empfand er es, von der Rolle des angreifenden Theils, so plötzlich zur kümmerlichen Stellung eines bloßen Widerstandes herabgedrückt worden zu seyn. Was konnte er aber mit seinen kleinen Mitteln gegen die große Uebermacht, die ihm entgegenstand, ausrichten? Er wußte, wie viel die Ruhe eines langwierigen Lagers seinen an höchste Thätigkeit gewöhnten Truppen schaden mußte; er fühlte noch mehr, wie viel dieselbe seinem Rufe bei Freund und Feind, die ihn seit langer Zeit als beflügelten Eroberer zu betrachten gewohnt waren,

Eintrag thun könne. Daß es ihm nicht gelingen werde, ohne auswärtigen Beistand aus dieser Stellung zu entkommen, entging seinem Scharfblick nicht. Deßhalb hatte er schon zu Ende Juni an die Befehlshaber der verschiedenen in Teutschland zerstreuten schwedischen Heeresabtheilungen die dringendsten Ordren erlassen, sich unter des Reichskanzlers Befehl zu sammeln und dann Nürnberg zu Hilfe zu ziehen. Dieß machte aber neue Sorgen, denn es fragte sich, ob es dem Friedländer nicht glücken würde, die von allen Seiten heranziehenden Abtheilungen einzeln zu schlagen, oder wenigstens ihre Vereinigung mit dem Könige zu hindern. Während diese Truppen herbeirücken, um den Brennpunkt des ganzen Krieges auf eine Quadrat-Meile Raum zusammen zu drängen, müssen wir über einige geheime Vorfälle berichten. Denn auch das Nürnberger Lager hat seine innere Geschichte.

Ingrimmige, obwohl noch ziemlich stumme Unzufriedenheit — eine Folge getäuschter Hoffnungen des Ehrgeizes — schlich unter dem hohen teutschen Adel herum, der zahlreich in des Königs Heere diente. Diese Gesinnung wagte noch nicht ihre wahren Forderungen laut werden zu lassen; dafür versteckte sie sich hinter fremde Unbändigkeit, bot den Befehlen des Königs, welcher bekanntlich nichts so entschieden verlangte, als strenge Mannszucht, immer mehr Trotz, ließ den untergebenen Soldaten zu aller Ungebühr den Zügel schießen, um durch vorgehaltene Empörung des gemeinen Volkes im Heere, den König zur Befriedigung der Wünsche zu nöthigen, welche die hochgestellten Tonangeber hegten. Kurz es war dasselbe Spiel im Kleinen, welches Herzog Bernhard zwei Jahre später gegen Oxenstierna und Horn im Großen trieb. Lange mag der König zu der immer mehr über Hand nehmenden Zuchtlosigkeit des teutschen Kriegsvolkes geschwiegen, oder nur die gewöhnlichen Mittel dagegen angewendet haben. Als aber diese Teutsche nicht mehr bloß an fremden Unterthanen, sondern an denen Nürnbergs, als sie nicht bloß an widerstandsfähigen Einwohnern des platten Landes, sondern an den wehrlosen Schützlingen des Königs sich vergriefen, als sie mit einem Wort, über die Nürnbergischen Bauern, die vor den Kaiserlichen in das Lager Gustav Adolphs flohen, wie hungrige Wölfe herfielen, und den Unglücklichen die lezte Habe, ja auch das Leben nahmen: da brach der Zorn des edlen Gothenkönigs in einen Gewittersturm aus. Den 29. Juni, am Feiertage Peter und Paul, berief er alle hohen Offiziere teutscher Nation zu sich vor sein Zelt, und fuhr sie hier mit wahren Donnerworten an, welche nicht bloß die äussere That, sondern noch viel mehr die geheimen Triebfedern derselben bestraften. »Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herrn, Ihr Edelleute,« hub er an, »Ihr seyd's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret dasselbe. Ihr Obersten, Ihr Offiziere vom Höchsten bis zum Niedrigsten, keinen ausgenommen, Ihr seyd diejenigen, welche stehlen und rauben, ja, Ihr bestehlet Eure eigenen Glaubensgenossen,

Ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Eckel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, sey mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gällt, wenn ich Eurer einen nur anschaue. Ihr seyd Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seyd Schuld daran, daß man öffentlich sagt: »»Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde.«« Wäret Ihr rechte Christen, so müßtet Ihr bedenken, was ich an Euch bewiesen und bis jezt gethan habe, wie ich meine Krone, Leib und Leben für Euch und Eure Freiheit und Eures zeitlichen und ewigen Wohles willen daran gesezt. Ich habe Eurethalben meine Krone ihres Schatzes entblößet und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von Euch und Eurem teutschen Reiche nicht so viel empfangen, daß ich mir nur ein paar Hosen davon machen lassen könnte; ja, ich würde eher ohne Hosen geritten seyn, als mich mit dem Eurigen zu bekleiden. Ich habe Euch Alles gegeben, was Gott in meine Hände führte, ich habe nicht einen Saustall für mich behalten, den ich nicht mit Euch getheilt hätte. Keiner unter Euch hat mich Jemals um Etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte; denn das ist mein Brauch, keinem eine Bitte abzuschlagen. Würdet Ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, so wollt' ich alle eroberten Länder unter Euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gott Lob und Dank, reich genug, begehre Nichts von dem Eurigen, und wenn Ihr auch gleich Gott also vergäßet, Eure Ehre aus den Augen seztet, oder von mir abzufallen und wegzulaufen gedächtet, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben für Eure Sache, als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze lassen will. Solltet Ihr Euch aber gar gegen mich empören, so will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden also gegen Euch herumhauen, daß die Stücke davon fliegen sollen. Ich bitte Euch um der Barmherzigkeit Gottes Willen, geht in Euch, bedenket, wie Ihr haushaltet, und wie Ihr mich betrübet, so gar daß mir die Thränen in den Augen stehen. Ihr versündigt Euch an mir, wegen Eurer schlechten Mannszucht. Ueber Euren Muth und Euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in diesem Stücke habt Ihr immer gehandelt wie redliche und rechtschaffene Edelleute. Ich bitte Euch nochmals um der Barmherzigkeit Gottes Willen, geht in Euer Herz und Gewissen, und bedenket, wie Ihr dermaleinst Eures Thuns halben Rechenschaft geben wollet vor Gottes Throne. Mir ist so wehe unter Euch, daß es mich verdrießt, mit einer so verkehrten Nation umzugehen. Wohlan, nimmt meine Erinnerung zu Herzen, mit Nächstem wollen wir vor unsern Feinden sehen, wer ein ehrliches Gemüth und ein tapferer Ritter ist.«

Nie, berichtet Khevenhüller, dem wir folgten, sey der König in solchem Zorne gesehen worden. Sein ganzer Vater war ihm ins Blut gefahren. Gustav Adolph stand hier vor dem teutschen Adel gerade so, wie einst Karl IX. auf dem Landtage

zu Arboga vor dem schwedischen. Man zeigte dem Könige das Zelt eines Korporals, vor dem geraubte Kühe standen. Gustav Adolph griff den Uebelthäter selbst mit eigener Hand an den Haaren und übergab ihn dem Generalgewaltigen mit den Worten: »Komm her, es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott nicht allein dich, sondern auch mich und uns Alle um deinetwillen strafe.« Zugleich wurden zwei Rittmeister, die ebenfalls geraubt hatten, dem Nachrichter überliefert. Die hoch gestellten Schuldigen kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Alle Anwesenden, erzählt derselbe Khevenhüller, seyen ganz erstarrt gewesen. Daß wir die Sache richtig dargestellt haben, und daß der König nicht bloß die schlechte Mannszucht des gemeinen Kriegsvolks, sondern die geheime Triebfeder derselben, die Unzufriedenheit der hohen teutschen Aristokratie über die vorenthaltenen Eroberungen, welche sie als ihr Eigenthum ansahen, bestrafen wollte, geht aus des Königs eigenen Worten hervor, der den wahren Stand der Sache sicherlich am besten beurtheilen konnte. Wenn übrigens der Eindruck jener Rede augenblicklich groß war, so dauerte er doch nicht lange, denn mit der Muttermilch eingesogene Ehrsucht wird von keinem bessern Gefühle überwunden. Den 22. Juli brach, ohne Zweifel aus denselben Ursachen, eine offene Empörung unter dem Kriegsvolke aus, als Gustav Adolph seine Truppen auf eine Unternehmung hinausführen wollte. Sie verlangten erst ihren rückständigen Sold, ehe sie fechten würden. Gustav Adolph sah sich genöthigt, zwei Tonnen Goldes bei der Stadt, seiner treuen Verbündetin, zu borgen. Alle Einwohner, Bürger wie Schutzverwandte, wurden vor die Behörde gefordert; der Rath sprach Jedem beweglich zu, so viel zu geben, als nur möglich sey; der Magistrat selbst übernahm die Bürgschaft und versicherte sechs vom Hundert Zinse. Die Summe kam zusammen *). Daß es teutsche Häupter waren, die bei diesem Aufstande unter der Decke spielten, ist kaum zu bezweifeln, denn eingeborne Truppen haben sich während aller Kriege, die Gustav Adolph führte, nie gegen ihren geliebten Fürsten empört. Man ersieht aus diesen Thatsachen, daß

*) Die Rede des Königs gaben wir, geringe Aenderungen abgerechnet, nach Khevenhüller. Für ihre Aechtheit bürgt nicht nur das Zeugniß dieses trefflichen Geschichtschreibers, sondern auch Archiv-Urkunden sprechen dafür. Der Pfalzgraf August von Sulzbach theilte sie, mittelst Schreibens vom 18. Juli 1632, dem Herzog Wilhelm von Weimar mit. Diese Abschrift stimmt mit der Fassung bei Khevenhüller bis auf einige Ausdrücke vollkommen überein. Siehe Röse (Herzog Bernhard) I. 320. Von dem später erfolgten Aufstand wüßten wir gar nichts, wenn nicht eine sehr gute Nürnberger Chronik — abgedruckt bei Murr — uns diese wichtige Nachricht erhalten hätte. Khevenhüller scheint Nichts von der Sache erfahren zu haben. Die protestantischen Geschichtschreiber, vor Allen Chemnitz, sind selbst gegen alle historische Treue bemüht, den König im Lichte eines theologischen Helden, und die meisten Reichsfürsten als Kämpfer für die Sache der Religion hinzustellen.

der König alle Ursache hatte, sich nicht nur über seine äussere Lage zu Nürnberg, sondern auch über die inneren Verhältnisse zu grämen. So zögernd war schon damals der Beistand, den ihm die teutsche Aristokratie leistete, welche sich nach der Breitenfelder Schlacht voll ehrgeiziger Hoffnungen den Schweden in die Arme geworfen hatte. Später wurde die Unzufriedenheit noch größer, wie tiefer unten gezeigt werden soll. Wir wenden uns jezt zu den andern schwedischen Heeresabtheilungen, von welchen der größte Theil beordert war, dem bedrohten Lager zu Hilfe zu eilen.

Der Reichskanzler Oxenstierna, dem der König im Frühjahr den Oberbefehl am Rhein übergab, hatte die von den Niederlanden her eingedrungenen Spanier im Maimonat mit ziemlichem Verlust geschlagen und bis nach Trier verfolgen lassen. Anfangs Juni wurde der Feldmarschall Horn, an des abberufenen Herzog Bernhards Statt, vom Könige nach Mainz geschickt, um den Reichskanzler, seinen Schwiegervater, zu unterstützen. Horn fand bald ein rühmliches Feld der Thätigkeit. Oben ist von Unterhandlungen zwischen Richelieu und dem Churfürsten von Trier die Rede gewesen. Dieser teutsche Prälat öffnete den Franzosen seine Feste Ehrenbreitstein. Hierüber unzufrieden nahm das Domkapitel des Churfürsten, das gut kaiserlich gesinnt war, eine spanische Besatzung in Trier und Koblenz auf. Täglich kam es zu kleinen Gefechten zwischen den Spaniern in Koblenz und den Franzosen in der gegenüberliegenden Feste. Leztere waren zu schwach, um sich der Feinde zu entledigen, darum riefen sie die Schweden zu Hilfe. Den 13. Juni brach Horn mit 10,000 Mann von Mainz auf, und schloß Koblenz ein. Nach kurzem Widerstand übergaben die Spanier am 21. Juni den Ort gegen freien Abzug, und räumten zugleich mehrere andere feste Orte des Erzstiftes, welche die Schweden besezten. Koblenz selbst wurde gegen eine große Summe Geldes an die Franzosen abgetreten. Jezt, nachdem der Unterrhein gesäubert war, beorderte der Reichskanzler seinen Schwiegersohn an den obern Theil dieses Stromes, und befahl ihm die Pfalz vollends den dort zurückgebliebenen spanischen Garnisonen zu entreißen. Zu gleicher Zeit ging der Rheingraf bei Kehl über den Fluß, ward in Straßburg, das bereits ein Bündniß mit dem Könige geschlossen hatte, sehr gut aufgenommen, zog den elsäßischen Adel auf seine Seite, und eroberte Schritt vor Schritt diese ganze Provinz. Während dessen war der Befehl Gustav Adolphs nach Mainz gekommen, der dem Kanzler gebot, alle verfügbare schwedische Truppen in Teutschland an sich zu ziehen und dem Könige zu Hilfe zu führen. Oxenstierna raffte die Regimenter zusammen, die am Rheine irgend entbehrlich waren, und brach mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld nach Franken auf, wo er andere Abtheilungen erwartete. Der Landgraf von Hessen, der Herzog Wilhelm von Weimar, General Baudissen, der an der Elbe den Befehl erhalten hatte, waren angewiesen, den Reichskanzler

zu verstärken. Sie konnten es auch, weil sie eben Luft bekommen hatten.

Pappenheim, der sich zu Ende des Jahrs von Tilly im Unfrieden getrennt, erhielt allein die Ehre der kaiserlichen Waffen aufrecht. Gänzlich auf seine eigenen Mittel beschränkt, von dem Kaiser und von Bayern abgeschnitten, von übermächtigen Feinden umringt, bot er dem General Baudissen, dem Landgrafen von Hessen, dem Herzog Georg von Lüneburg Trotz, und hielt nicht nur Stand, sondern gewann auch Boden. Mehrere feste Städte, besonders Wolfenbüttel, befanden sich in seiner Gewalt, und in Westphalen spielte er den Meister. Doch war es nur kleiner Krieg, der hier geführt wurde, weßhalb wir nicht auf die Einzelnheiten eingehen können. Als Wallenstein erfuhr, daß Gustav Adolph seine Truppen aus dem übrigen Teutschland nach Nürnberg ziehe, gab er dem Feldmarschall, seinem alten Freunde, Befehl, ebenfalls zu ihm zu stoßen. Aber Pappenheim hatte die Süßigkeit, auf eigene Faust zu handeln, ein wenig zu viel gekostet; vielleicht scheute er sich auch vor einem Zusammentreffen mit dem Churfürsten von Bayern, der aus einleuchtenden Gründen nicht gut zu sprechen war auf seinen frühern Obersten; kurz Pappenheim lehnte den Befehl unter verschiedenen Ausflüchten ab. Um dieselbe Zeit belagerte Prinz Friedrich Heinrich, der Oranier, die Festung Mastricht in den katholischen Niederlanden. Obgleich zwei spanische Heere unter Don Gonsalvo di Cordua und dem Marques von Santa Cruz den Holländern die Spitze boten, beschwor doch die spanische Statthalterin in Brüssel den teutschen Feldmarschall, dessen Ruhm damals seine höchste Höhe erreicht hatte, um schnelle Hilfe. Nicht sowohl die angebotenen Summen, als das Abentheuerliche eines Ritterzugs aus dem Herzen Teutschlands nach den Ufern der Maas, bestimmte den Helden einzuschlagen. Er sezte seine Ehre zum Pfand, Mastricht zu befreien, brach Mitte Juli mit einem kleinen Heere von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern aus der Umgegend von Hannover auf, indem er den Grafen von Gronsfeld als seinen Stellvertreter zur Deckung Westphalens mit hinreichender Mannschaft zurückließ, durchzog in unglaublich schnellen Märschen das zum Theil vom Feinde besezte, und fast bis zur Einöde verheerte Westphalen, ging bei Köln über den Rhein, und erschien Anfangs August im Angesichte des oranischen Heeres. Pappenheim hatte darauf gerechnet, daß die spanischen Feldherrn zu ihm stoßen würden, um den Feind gemeinschaftlich zu überwältigen. Er täuschte sich, weil er die Zügellosigkeit des spanischen Hochmuths nicht gehörig kannte. Rund um die Stadt herum hatten die Holländer ein trefflich verschanztes Lager errichtet, gleichsam eine Feste um eine Feste. Vierundzwanzigtausend Mann standen unter dem Befehl des oranischen Prinzen. Nicht viel mehr als auf Kanonenschuß Weite lagerten 16,000 Spanier unter Corduba und Santa Cruz. Wenn diese sich mit

Pappenheim vereinigten, so wären die niederländischen Linien unfehlbar durchbrochen worden. Waren ja die Teutschen nahe daran, sie allein zu erstürmen. Allein den Hochmuth dieser spanischen Granden empörte der Gedanke, von einem Teutschen Hilfe empfangen zu sollen; sie verweigerten höhnisch jede Mitwirkung. Pappenheim sah, daß er zum Opfer fremder Bosheit auserkoren sey, aber sein Wort war gegeben, man sollte nicht sagen, daß er hundert Meilen, wie ein Unsinniger, daher geeilt sey, um mit Hohngelächter heimgeschickt zu werden. Er wollte sein Versprechen lösen, sollte er auch mit seinem ganzen Heere darüber zu Grunde gehen. Den 7. August früh morgens mit Sonnenaufgang führte er seine tapfern Soldaten zum Sturme. Voran zogen hundert verlorne Kinder, den Sabel im Munde, Faschinen in den Händen. Zwei Brigaden folgten ihnen, jeder Soldat trug ebenfalls Faschinen auf dem Kopfe. Hinter denselben kam das übrige Fußvolk. Die Reiterei schloß den Zug. Sie hatte Befehl, keinen Mann von den vorausgezogenen Fußgängern zurückweichen zu lassen. Das verschanzte Lager des Oraniers sollte genommen, Mastricht entsezt werden, oder Pappenheims Volk hier ein Grab finden. Mit unvergleichlicher Standhaftigkeit stürzten die Vordersten, obgleich von einem mörderischen Feuer aus grobem und kleinem Geschütz empfangen, auf die feindlichen Gräben los, füllten sie aus, erstiegen auf Leitern die Schanzen, verdrängten die Holländer aus einem Quartier des Lagers, und begannen sich dort einzuwühlen. Aber nun führte der Prinz selbst seine besten Truppen und eine Masse Kanonen herbei. Nach der wüthendsten Gegenwehr wurden die Eingedrungenen wieder hinausgeworfen. Die Holländer fanden die zurückeroberten Schanzen mit Leichnamen und bluttriefenden Leitern und Schaufeln angefüllt. Pappenheim führte sein Volk wieder in's Lager zurück, und ließ die Soldaten dort ein Mahl einnehmen, um sie zu neuer Blutarbeit zu stärken. Nachmittags stürmte er von ein Uhr bis sieben Uhr Abends unausgesezt fort, ohne einen andern Erfolg, als den Ruhm der glänzendsten Tapferkeit. »Alle menschenmögliche Gewalt habe er angewandt,« sagt die Quelle, welcher wir folgen, »doch Alles vergebens.« Zweitausend seiner tapfersten Kriegsgesellen deckten Abends den Kampfplatz, ihm selbst schlug eine Falkonetkugel den Sattelknopf weg, und streifte ihn am Bauche. Der Oberstlieutenant Lindloh, sein Liebling, wurde an seiner Seite erschossen, dasselbe Schicksal hatten viele andere Offiziere. Während des ganzen Kampfes gafften die Spanier aus ihrem kaum 1000 Schritte entfernten Lager ganz ruhig zu, ohne einen Schuß zu thun, ohne die Trommel zu rühren, nicht anders, als wären die Kaiserlichen gekommen, um ein Puppenspiel vor ihnen aufzuführen. Die Kriegsgeschichte berichtet von wenig ähnlichen Schurkereien. Vier Tage später mußte die Besatzung von Mastricht sich ergeben. Pappenheim hatte für die Infantin Isabella viel zu viel gethan. Er eilte nach

Teutschland zurück, und kam noch eben recht, um Wolfenbüttel zu retten, das durch den Herzog Georg von Lüneburg hart bedrängt wurde. Aber während seiner Abwesenheit hatten die schwedischen Generale tüchtig um sich gegriffen, und Gelegenheit gefunden, dem Könige Hilfstruppen zu schicken. Landgraf Wilhelm von Hessen führte in eigener Person mehrere Regimenter nach Franken, wo er zu dem Kanzler stieß.

Auch aus Sachsen kam Hilfe, wohin wir uns jezt wenden müssen. Wallenstein hatte nach der Eroberung Böhmens die größte Milde gegen den Churfürsten Johann Georg zur Schau getragen, in der steten Hoffnung, ihn herüber zu kriegen. Noch im Lager zu Eger ließ er ausrufen, daß bei Todesstrafe Niemand über die benachbarte sächsische Gränze streifen solle. Als dieses Mittel Nichts fruchtete, versuchte der Wiener Hof eine entgegengesezte Handlungsweise. Auf seinen Befehl brach der kaiserliche Heerhaufen, der unter Tiefenbach in Schlesien stand, sengend und brennend in die Lausitz ein, eroberte Görlitz und Zittau und verwüstete das Land fürchterlich. Arnim rückte zwar dem Feinde entgegen nach Zittau, konnte aber die Stadt nicht wieder erobern, dagegen mußte das kaiserliche Volk die Lausitz räumen und zog sich nach Schlesien zurück. Der sächsische Feldmarschall folgte nun dem Feind auf dem Fuße, nahm Glogau, und eroberte eine Schanze, welche die Kaiserlichen bei Steinau an der Oder aufgeworfen hatten. Als jedoch die Feinde Verstärkung erhielten, ging er wieder nach Glogau zurück, um dort seine Vereinigung mit dem schwedischen Oberst Jac. Duval zu bewerkstelligen. Dieser Offizier war vom Könige bald nach Hamiltons Entfernung zum Kommandanten am Wart- und Oderstrom ernannt worden. Er brachte es zu Stande, daß die churbrandenburgischen Truppen mit den sächsischen gemeinsame Sache zu machen beschloßen. Seit sechs Monaten hatten die beiden Churfürsten hierüber unterhandelt, ohne sich verständigen zu können. Jeder beschuldigte den andern, daß er nur für seinen eigenen Vortheil sorgen wolle. Jezt brachte die Noth eine Vereinigun zu Stande; denn wenn Arnim aus Schlesien vertrieben ward, konnte der Churfürst von Brandenburg voraussehen, daß dann die Kaiserlichen in seine Marken einfallen würden. Duval hatte 27 Fahnen Fußvolk, vier Schwadronen Küraſſire, neun Dragoner unter seinem Befehl. Bei Züllichau stießen die churbrandenburgischen Truppen 15 Fahnen zu Fuß und neun Kornet Reiter stark unter dem Obersten Kötteritz zu ihm. Duval zog nun den Sachsen zu Hilfe auf Glogau, wo er den 4. August eintraf. Sogleich entstand Streit zwischen Arnim und dem schwedischen Kommandanten. Duval verlangte, daß ein Drittheil der Besatzung Glogaus aus seinem eigenen Volke bestehen sollte, Arnim schlug Anfangs diese Forderung ab, willigte aber doch zulezt, als der Schwede mit schnellem Rückzuge drohte, ein. Weiter verabredete man, daß alle Plätze, welche auf

diesem Zuge erobert würden, den drei verbundenen Mächten gemeinsam gehören sollten. Den Oberbefehl erhielt weder Arnim noch Duval, »man werde sich über alle Unternehmungen mit einander berathen, und dann wolle jeder mit seinen Truppen das Beschlossene ausführen.« Bei solcher Eifersucht der Anführer konnte kein bedeutender Erfolg erwartet werden. Am 8. August fand die Vereinigung unter den Wällen von Glogau Statt, das vereinte Heer war jezt 16,000 Mann stark, und den Kaiserlichen um Etwas überlegen. Am 9. August überfiel Duval, der die Vorhut führte, das Städtchen Steinau, eroberte es, und hieb die Besatzung nieder. Das kaiserliche Heer, das ein Lager um die Oderschanze in der Nähe der Stadt bezogen hatte, war in der größten Verwirrung. Duval drang darauf, den augenblicklichen Sieg zu verfolgen, und mit gesammter Macht über den Feind herzufallen. Arnim zögerte unter den elendesten Ausflüchten. Dadurch gewann der Feind Zeit, sich in bessern Stand zu setzen. Dennoch eroberte Duval zwei Tage später die Schanze, in welcher 396 Kaiserliche gefangen genommen wurden. Das kaiserliche Heer floh in größter Unordnung nach Breßlau hinauf. Abermal forderte Duval, daß die Fliehenden mit größtem Nachdruck verfolgt würden. Arnim zögerte von Neuem, so daß der Feind mehrere Stunden Vorsprung gewann. Den 16. August kamen die Kaiserlichen in die Nähe von Breslau, und bezogen ein sehr festes Lager zwischen der Oder und Ohlau. Als sie aber Einlaß in die Stadt begehrten, wurde ihre Bitte vom Rathe rund abgeschlagen. Das gemeine Volk im kaiserlichen Heere war so entmuthigt, daß es bei jeder Gelegenheit davon lief. Wie daher die Schweden am 17. August nachrückten, leistete der Feind keinen ernstlichen Widerstand mehr, sondern floh nach Oppeln und Kosel hinauf. Während Arnim mit der einen Hälfte des verbündeten Heeres das platte Land unter seine Gewalt brachte, bearbeitete Duval die Stadt Breslau, unter deren Mauern er ein Lager mit 6000 Mann bezog. Der Magistrat wollte sich durchaus nicht zur Aufnahme einer schwedischen Garnison verstehen. Zulezt verglich man sich dahin, daß der Domhof mit 500 Mann zu Fuß und 1000 Reitern besezt werden sollte, die Stände des Fürstenthums Breslau übernahmen den Sold dieser Mannschaft. So gerieth der größte Theil Schlesiens in die Gewalt des Königs und seiner Verbündeten. Man sieht, es wäre noch weit besser gegangen, wenn Arnim nicht an die Schnellkraft Duvals ein bleiernes Gewicht angehängt hätte.

Als Wallenstein im Lager vor Nürnberg Nachricht von den Vorgängen in Schlesien erhielt, schickte er Anfangs August den Feldmarschall Heinrich Holk mit 6000 Mann und etlichen Stücken Geschütz nach Sachsen, um den Churfürsten im eigenen Lande anzufallen, und dadurch die Rückberufung Arnims zu erzwingen. Holk erhielt Befehl, in Sachsen auf's strengste

zu verfahren. Es bedurfte aber des Befehls nicht einmal, denn dieser Offizier verdiente den Namen eines Menschen nicht, er war ein blutdürstiges Thier. Jezt kam unnennbarer Jammer über das Voigtland und das Erzgebirg. Mord, Brand und Einöden bezeichneten den Zug der barbarischen Horde, welche lange gar keinen Widerstand fand, weil ganz Sachsen von Vertheidigern entblößt war. Städte, die sie mit Akkord eingenommen, wurden trotz allen Verträgen geplündert und verbrannt, Weiber und Mädchen halbtodt geschändet und dann in's Feuer geworfen. In der Nähe von Freiberg erwischten sie einen lutherischen Priester, hieben ihn in kleine Stücke, und warfen diese den Hunden zum Fraß vor. Sie streiften bis vor Dresden. Als der Churfürst den 19. September Abends einigen fremden Gesandten zu Ehren große Tafel gab, zündeten die Kroaten Holks drei Dörfer hart vor den Mauern Dresdens an, tummelten sich zu Roß um den Brand herum, und ließen dem Churfürsten hineinsagen: »Da er Banket halte, so wollen sie ihm umsonst die Lichter dazu liefern.« Churfürst Johann Georg mußte nothgedrungen seinen Feldmarschall zum Schutze des eigenen Landes gegen diese Mordbrenner, die Ende September noch durch einen zweiten Heerhaufen, unter Gallas, verstärkt worden waren, aus Schlesien abberufen.

Es ist oben berichtet worden, daß Gustav Adolph Mitte Juni den Herzog Wilhelm von Weimar nach Thüringen vorausgeschickt hatte, indem der König damals die Meinung hegte, er werde selbst dem Churfürsten von Sachsen zu Hilfe ziehen müssen. Der Herzog erhielt später Gegenbefehl, und ward angewiesen, alle verfügbare schwedische Garnisonen in Thüringen und an der Elbe an sich zu ziehen, und zu dem Heere, das der Kanzler sammelte, stoßen zu lassen. Auch der Churfürst von Sachsen sollte nach des Königs Wunsche einen Beitrag an Mannschaft liefern. Gegen Ende Juni stellte der Pfalzgraf August von Sulzbach dieses Ansinnen in Gustav Adolphs Namen an Johann Georg. Der Churfürst benahm sich aber so kalt, daß der König in einem Briefe an den Herzog Wilhelm äusserte: »er müsse es für eine wunderbare Fügung Gottes halten, wenn der Churfürst in das Gesuch willige.« In der That gab Johann Georg nur wenige Regimenter unter dem General Hofkirchen her, welche der Herzog Wilhelm übernahm, und sammt den andern Truppen nach Kitzingen führte, wo er sich mit dem Kanzler vereinigte. Noch sollte die unter Johann Banner und Herzog Bernhard in Bayern zurückgelassene Heeresabtheilung zu Oxenstierna stoßen.

Bernhard vom Könige mit 6000 Mann in Memmingen zurückgelassen, fand bald genug zu thun. Noch immer tobte um den Bodensee her Bauernaufruhr. Der Herzog eroberte Ravensburg und Wangen, zog dann an das Ost-Ende des Sees, um Lindau zu überfallen, doch sein Anschlag war bereits

verrathen, und er wurde von der kaiserlichen Besatzung dieser Reichsstadt mit Verlust zurückgetrieben. Dagegen gelang ihm der Angriff auf ein Regiment, das unter dem Grafen von Hohenems in einer Schanze vor Bregenz lagerte. Vierhundert Mann mußten sich als Gefangene ergeben, die übrigen waren bei'm Sturme niedergestochen worden. Bregenz wurde gleich darauf mit Gewalt eingenommen, und alle Bauern, die sich dort zusammengerottet, sammt der Besatzung niedergemacht. Jezt sezte der Herzog über den Bodensee, und streifte bis Ueberlingen und Zell, welche Städte ohne Zweifel in seine Gewalt gefallen wären, hätten nicht neue Bewegungen den Herzog anderswohin gerufen. Abermal war ein Aufruhr in seinem Rücken ausgebrochen, die Bauern nahmen Memmingen und Kempten, und drohten ihn von Bayern abzuschneiden. Bernhard eilte sogleich zurück, nahm jene Städte wieder, und dämpfte bis Mitte Juli mit größter Strenge allen Widerstand zwischen der Donau, der Iller und dem See. Kaum war jedoch Oberschwaben beruhigt, als das Feuer am Lech anging. Von Herzog Leopolds Truppen unterstüzt, verjagte das wüthende Bauernvolk die schwedischen Garnisonen aus den umliegenden Städten, und beging die scheußlichsten Grausamkeiten an den Soldaten. Bernhard ging auf Landsberg los, das sich empört und kaiserliche Besatzung aufgenommen hatte. Geschreckt durch ein fürchterliches Strafbeispiel, das kaum zuvor Johann Banner in Friedberg gegeben, schickten die Einwohner Gesandte heraus, welche, auf den Knieen liegend, um Gnade flehten und sie auch erhielten. In Friedberg war nämlich die schwedische Besatzung schändlich niedergemezelt worden; um Rache zu nehmen, rückte Johann Banner von Augsburg mit seinem Volke vor den Ort, ließ die Thore mit Petarden einsprengen, und dann Alles niederhauen, was sich zur Wehre sezte. Kinder und Weiber wurden in's freie Feld herausgeführt, die Männer drinnen erwürgt, die Stadt rein ausgeplündert und dann in einen Aschenhaufen verwandelt. Dieses Beispiel wirkte, wie gesagt, auf die Einwohner von Landsberg, welche Gnade erhielten, aber eine Besatzung einnehmen mußten. Bernhard schlug nun eine Abtheilung Leopoldischer Reiter bei Roßhaupten, nahm diesen Ort, wie auch Schongau, und drang gegen die Alpen vor. Füzen stand ihm noch im Wege. Dreimal forderte er dieses Städtchen auf, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Einwohner, durch Friedbergs Schicksal nicht geschreckt, schlugen jeden Vergleich ab, und rüsteten sich zur hartnäckigsten Gegenwehr. Jezt ließ Bernhard den 17. Juli Sturm laufen. Bürgerschaft und Besatzung wehrten sich wie Verzweifelte. Doch wurden die Mauern erstiegen, dreihundert Mann von der Garnison niedergemacht, 1100 gefangen genommen. Nach kurzer Ruhe drang Bernhard in das Tyrol, und eroberte drei Schanzen bei Ehrenberg. Der Erzherzog

Leopold in Insbruck rüstete sich zur Flucht, das Alpenland und hinter diesem Italien stand dem sächsischen Herzoge offen; schon wiegte sich Bernhard in den glänzendsten Hoffnungen, als ein Brief des Königs, der ihn nach Nürnberg rief, alle Täuschungen des Ehrgeizes zerstörte. Bernhard versuchte Alles, um bleiben zu dürfen. Er wandte sich an Banner und bat ihn um Verwendung bei'm Könige. Wirklich unterstützte Banner das Gesuch bei'm Reichskanzler, der indeß zu Kitzingen angekommen war; er stellte vor, man möchte den Herzog wenigstens so lange in Tyrol lassen, bis Sir Patrik Ruthven, der Ulmer Kommandant, nach einem früheren Plane Gustav Adolphs die Stelle Bernhards mit 3000 Würtembergern einnehmen würde, weil sonst alle Eroberungen im Gebirge schnell wieder verloren gehen müßten. Aber der König wollte Nichts von Verschub hören; so eifrig drang er auf schnellen Marsch nach Nürnberg, daß Oxenstierna selbst darüber bestürzt war. Mißmuthig führte Bernhard seine tapfern Krieger in langsamen Märschen über Augsburg, Donauwörth, Dinkelsbühl nach Winsheim, wo er den 9. August zu dem großen Heere unter Oxenstierna stieß. Kurz vor ihm war auch Johann Banner eingetroffen. Der Kanzler hatte jezt 36—40,000 Mann beisammen, eine mächtige Hilfe, die den Angelegenheiten um Nürnberg eine ganz andere Gestalt geben mußte, wenn es dem Friedländer nicht gelang, die Vereinigung dieses Heeres mit dem Könige zu verhindern.

Nach unserer Meinung hätte Wallenstein wenigstens einen Versuch machen sollen, die verschiedenen Abtheilungen, ehe sie unter dem Kanzler zusammenrückten, einzeln zu schlagen. Daß er auch jezt nichts that, um die Hauptvereinigung zu hintertreiben, sondern ruhig auf seinen Berghöhen, wo ihn doch der Hunger plagte, sitzen blieb, kann kaum anders erklärt werden, als aus einer schlecht verhehlten Bangigkeit vor der überlegenen Kriegskunst des Königs von Schweden und seiner Heere. Gustav Adolph, kräftigen Widerstand von Seiten der Feinde fürchtend, hatte dem Kanzler die weiteste Vollmacht gegeben, ganz nach den Umständen zu handeln, und den Weg zu wählen, der ihm selbst der tauglichste scheinen würde. Doch alle Sorgen waren unnöthig. Von keinem einzigen Schusse aufgehalten, zog Oxenstierna den 13. August auf Neustadt an der Aisch, von da am folgenden Tage nach Bruck, eine Meile unter Nürnberg, wohin Gustav Adolph seinem Kanzler entgegen kam. Voll Freude über die glückliche Ankunft, reichte der König bei der Musterung allen Obersten die Hand. Fast 60,000 Schwerden waren nun um die Mauern Nürnbergs vereinigt. Jezt konnte der Löwe seine angeborne Art wieder zeigen, und von ruhmloser Abwehr zum Angriff übergehen. Noch vor erfolgter Vereinigung, am 12. August war großes Banket in der Stadt in Ayrmanns Saal, welchem der König anwohnte, und sich dabei sehr aufgeräumt zeigte.

»Nunmehr sind meine Hilfstruppen,« sagte er, »in Neustadt angekommen, innerhalb weniger Tage soll Arm und Bein guten Kaufes seyn, Gott wird mir beistehen.«

Wallenstein täuschte sich nicht über die Gefahr, in der er schwebte. Durch Eilboten berief er den General Jakob Fugger, der mit 6000 Mann nach Bayern abgeschickt worden war, zu sich in sein Lager, und ließ die Schanzen vergrößern, die Gräben tiefer legen. Schon am 21. August rückte der König mit dem ganzen Heere aus den Linien, stellte sich auf und bot die Schlacht an; aber Wallenstein blieb ruhig hinter seinen Schanzen. Jezt versuchte es Gustav Adolph den Feind durch eine Kanonade aus seinem Lager zu vertreiben. Den 22. August wurden drei Batterien auf dem rechten Ufer der Rednitz errichtet. Ihr Feuer spielte den ganzen Tag mit großer Heftigkeit, aber mit geringem Erfolg. Die Entfernung war zu groß, indem die Kugeln über den Fluß und die Berge hinauf getrieben werden mußten. Indessen brachten Kundschafter die falsche Nachricht, daß der Feind davon gezogen sey, und nur wenige Regimenter im Lager zurückgelassen habe. Sogleich faßte Gustav Adolph den Entschluß, die ausserordentlich feste Stellung des Friedländers zu stürmen. Den 24. August, am Bartholomäustage in der Frühe sezte er bei Fürth über den Fluß, und breitete seine langen Reihen hart unter dem kaiserlichen Lager, im Bereiche seiner Kanonen aus. Den Schlüssel zur Position des Feindes bildete eine waldumkränzte Schloßruine, die alte Feste, oder auch der Burgstall genannt. Sie lag auf einem steilen Berge, welchen zu ersteigen selbst dem einzelnen Jäger schwer wird. Wallenstein hatte denselben vom Fuße bis zum Scheitel mit Verhauen versehen, und mit zehn- und zwölffachen Ringen von Musketiren besezt. Oben auf der Höhe harrten hinter tiefen Gräben mächtige Batterien. Unvermeidlicher Tod drohte dem verwegenen Angreifer, dennoch sollte der Berg gestürmt werden. Nur 500 Musketire konnten wegen der Enge des Raums auf einmal anrücken. Morgens acht Uhr sezten 500 teutsche Fußknechte — unserer Nation war die gefährliche Ehre vorbehalten — zum Sturme an. Augenblicklich verwandelte sich die Höhe in einen feuerspeienden Berg, man sah keine Bäume, keinen Felsen mehr, nur Rauch, aus welchem das entzündete Pulver wie Wetterleuchten herausblizte. Zerschmettert und gelichtet, wandten die Teutschen um. Andere traten an ihre Stelle, Angriff folgte auf Angriff, bis die Sonne hinuntersank. Alle Fußregimenter kamen der Reihe nach zum Sturm; keines nahm den Berg. Beide Partheien stimmen darin überein, daß es eine der fürchterlichsten Kriegsscenen gewesen sey, die Schweden verschoßen an diesem Tage gegen 300,000 Flintenkugeln. Gegen Abend deckten 2000 von ihnen den Wahlplatz um den Berg. Auch mit der Reiterei wurde gestritten, doch nicht sehr ernstlich. Die kaiserlichen Reiter zogen den Berg herunter und stellten sich in der Ebene zum Kampfe, der

unentschieden hin und herschwankte. Spät am Abend gelang es dem Herzog Bernhard eine benachbarte Anhöhe zu besetzen, welche den Burgstall beherrschte; aber man konnte keine Stücke hinaufbringen, weil der Boden durch einen während der Nacht gefallenen Regen sehr schlüpfrig geworden war. Bernhard behauptete die eroberte Stellung bis zum andern Morgen, wo ihn der König zurückrief. Gustav Adolph war mit sich selbst unzufrieden, daß er sein tapferes Volk in einer Unternehmung aufgeopfert hatte, welche mit der Natur selbst zu kämpfen schien. Unverfolgt vom Feinde, ging er nach Fürth zurück, wo er noch 14 lange Tage stehen blieb. Für besiegt glaubte sich derjenige Theil zu erklären, der zuerst dieses unheilvolle Lager verlassen würde. Doch der Hunger und Rücksicht auf die Stadt Nürnberg bestimmte endlich den König zuerst zu gehen. Zwar für die Soldaten reichte das Brod, welches die Stadt spendete, noch kärglich hin, aber die armen Bürger, aber das Landvolk, das sich hereingeflüchtet, starben täglich zu Hunderten vor Hunger. Dreißigtausend Todte weisen die Listen Nürnbergs vom Jahre 1632 auf, wovon bei Weitem der größte Theil auf Rechnung des Lagers fällt. Das dichte Zusammenwohnen so vieler Menschen, die schlechten Nahrungsmittel, der Gestank von unzähligen Aesern brachte schreckliche Seuchen hervor, welche unter des Königs Soldaten so gut als unter den Bürgern Nürnbergs wütheten. Im friedländischen Lager war die Noth eher noch größer als im schwedischen, die Kaiserlichen litten ausser dem Hunger auch durch unerträgliches Ungeziefer. Unter diesen Umständen beschloß Gustav Adolph abzuziehen. General Kniphausen wurde mit 5000 Mann in der Stadt zurückgelassen, wo auch der Reichskanzler als oberster Magistrat blieb. Vor seiner Abreise stellte Gustav Adolph den General dem Nürnberger Rathe mit den Worten vor: »Ich lasse zu eurem Schutze einen Mann zurück, der mit geringer Mannschaft ein schlechtummauertes Dorf (er deutete auf Neubrandenburg) gegen ein ganzes Heer vertheidigt hat.« Den 8. September, am 76sten Tage seit Beziehung des Lagers, brach Gustav Adolph von Fürth auf, zog, um dem Feinde auch im Scheiden Trotz zu bieten, mit klingendem Spiel, Trommeln und Pfeifen in Schlachtordnung an Wallensteins Lager vorüber, ohne angegriffen zu werden, und marschirte zuerst nach Neustadt an der Aisch, von da nach Winsheim. Dort lauerte er mehrere Tage auf Wallensteins weitere Schritte. Er hegte nämlich die Hoffnung, der Herzog werde sein Lager verlassen und über die Stadt herstürzen. In diesem Falle wäre der König schnell zurückgeeilt, und hätte den Feind zwischen zwei Feuer genommen. Aber Wallenstein merkte die Schlinge, ohnedieß konnte er vor Hunger nicht länger bleiben. Also zün[d]ete er den 13. September sein Lager an, verwüstete in der Umgegend Alles, was noch zu verwüsten übrig war, und brach nach Forchheim auf. Aus Mangel an Zugpferden, mußte er

viele Geräthe, Waffen u. dergl. zurücklassen, welche den Nürnbergern zu gute kamen. Die Erwartung Europa's, das mit gespannter Aufmerksamkeit nach Nürnberg schaute, war getäuscht worden. Ohne Entscheidung lagen zwei der mächtigsten Heere, die Teutschland seit langer Zeit gesehen, sich Monate lang entgegen, und diese Ruhe hatte mehr Menschen hinweggerafft, als die mörderischste Schlacht, denn fast bis auf die Hälfte schmolzen beide Heere durch Mangel, durch Seuchen und Ausreißen im Laufe der Einlagerung herunter. Indessen fällt der Vorwurf — wenn man anders Recht zu Klagen hat — nicht auf Gustav Adolphs, sondern auf Wallensteins Haupt, weil dieser so lange im Vortheil war, und doch Nichts that, während der König sobald Verstärkung kam, sobald er ohne offenbare Tollkühnheit die Rolle des Angreifenden übernehmen konnte, sogleich das Schwerdt zog. Entladen mußte sich das Gewitter noch in diesem Jahre, es entlud sich auch, aber auf dem Boden Sachsens.

Fünftes Kapitel.

Wallenstein bricht in Sachsen ein. Der König eil ihm nach. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolphs Tod.

Mitte September bis Anfang November 1632.

Sobald Gustav Adolph Nachricht erhielt von Aufhebung des friedländischen Lagers, theilte er sein Heer den 21. September. Achttausend fünfhundert Mann wurden dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar übergeben, mit dem Auftrag, Franken zu decken, im Nothfall auch Sachsen zu schützen, sobald Wallenstein sich dorthin wenden sollte, und die Vereinigung Pappenheims, der eben im Anmarsche war, zu hintertreiben. Um die Erreichung dieser verschiedenen schwierigen Zwecke zu erleichtern, stellte der König die in Sachsen und an der Elbe zurückgelassene Heeresabtheilung zu des Herzogs Verfügung. Mit der Hauptmacht brach Gustav Adolph selbst am nämlichen Tage gegen Süden auf, er zog über Rotenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen auf Donauwörth. Eben hatte der Oberst Mitschefahl die Schanze bei Rain liederlicher Weise an einen Haufen florentinisches Volk übergeben, das für des Kaisers Dienst angeworben, über die Alpen herübergekommen war. Gustav Adolph wollte um jeden Preis den wichtigen Paß wieder in seine Gewalt bringen, er ließ den 30. September eine Brücke über den Lech schlagen, und nahm die Schanze durch Akkord nach eintägiger Belagerung. Hierauf ging Gustav Adolph nach Neuburg, hielt dort Kriegsgericht über den Obersten Mitschefahl, der zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde, und traf Anstalten nach Ingolstadt vorzudringen und

diese starke Feste zu belagern. Sein Plan war, von hier aus Bayern wieder zu erobern und dann einen Besuch in dem Lande ob der Ens zu machen, dessen Bevölkerung sich wegen Religionsdrucks abermal empört und durch eine Gesandtschaft den König um Hilfe angerufen hatte. Dadurch sollte der Krieg nach dem südlichen Teutschland versezt, und der Herzog von Friedland genöthigt werden, den wunden Fleck der schwedischen Sache, Churfachsen in Ruhe zu lassen. Allein wenn es auch gelang, den Churfürsten von Bayern durch diese Anstalten von dem Friedländer zu trennen, so folgte doch Lezterer seinem eigenen Kopf, brach in Sachsen ein, und zwang dadurch den König, fremder Bewegung zu folgen. Während Gustav Adolph bereits Belagerungsgeschütz auf der Donau eingeschifft hatte, kamen die dringendsten Hilferufe aus Sachsen. Sogleich entschloß sich der König, seinen Verbündeten zum zweitenmale zu retten.

Von Forchheim aus hatte indeß das vereinte kaiserlich-bayrische Heer die Oberpfalz fürchterlich verheert. Bamberg wurde genommen, Baireuth überfallen und gänzlich ausgeplündert, aber Culmbach hielt gegen mehrere Angriffe wacker Stand. Während dieser Bewegungen blieb Bernhard dem Friedländer zur Seite, und suchte seine Anschläge zu vereiteln. Wallenstein rückte nun, noch immer vereint mit dem Churfürsten von Bayern, vor Coburg. Allein schon zuvor hatte Bernhard, diese Absicht errathend, den Obersten Taupadel mit 500 Mann in das dortige Schloß geworfen. Die Stadt ging am 28sten über, nicht so das Schloß, dessen tapferer Befehlshaber mehrere Stürme abschlug. Wallenstein drohte ihn zu hängen, und keine Seele am Leben zu lassen, wenn nicht augenblickliche Uebergabe erfolge; um seine Drohung zu verwirklichen, ließ er in der Nacht des 3. Oktobers Bresche schießen. Taupadel antwortete mit einem tüchtigen Ausfalle und vertrieb die Kroaten aus der Nähe. Fünfhundert Mann kostete der Versuch auf das Coburger Schloß dem kaiserlichen Heere, ausser dem Zeitverlust; denn während der Belagerung war Herzog Bernhard von Schweinfurt gegen Hildburghausen vorgedrungen, und hatte dadurch dem feindlichen Heere den Weg nach Thüringen verlegt. Der Churfürst von Bayern muß um diese Zeit des mühsamen Herumziehens mit so wenigem Erfolg herzlich satt geworden seyn. Zu dem erhielt er eben Nachricht von Gustav Adolphs Planen auf Ingolstadt, also trennte er sich den 5. Oktober mit seinem sehr herabgeschmolzenen Volke von dem Friedländer, und zog die Oberpfalz hinunter durch das nürnbergische Gebiet auf Regensburg. Altringer begleitete ihn mit etlichen kaiserlichen Regimentern, die Friedland auf des Churfürsten Bitte mitziehen ließ. Jezt brach Wallenstein, die in Coburg geraubte große Beute mit sich führend, über Kronach in das Voigtland ein, nahm den 9. Okt. Plauen, sengte und brannte Alles zusammen, rückte bis Altenburg, wo die vorangeschickten Horden unter

Holke und Gallas zu ihm stießen. Auf Leipzig ging der Marsch des vereinigten Heeres. Den 22. Oktober ergab sich die Stadt und kaufte die Plünderung mit 50,000 Thalern ab, am folgenden Tage ging auch das Schloß, die Pleißenburg, über. Schon zuvor hatte Wallenstein den gemessensten Befehl an Pappenheim erlassen, daß er mit all' seinem Volke zum Herzog stoßen solle. »Im Fall er krank sey,« hieß es in der Ordre, »habe der Graf Merode, als der nächste in Rang und Alter, den Oberbefehl zu übernehmen und sogleich aufzubrechen.« Eine zweite an den Grafen Merode selbst ausgefertigte Ordre besagte dasselbe. Noch war ein Tagsbefehl an sämmtliche Offiziere des Pappenheimischen Heeres beigelegt, der jedem Ungehorsamen mit schmählicher Absetzung drohte. Pappenheim meldete sogleich, daß er auf dem Marsche sey. Allein einjährige Angewöhnung, auf eigene Faust zu handeln, — was ihm allerdings mit großem Ruhm gelungen, — hatte ihn so begierig nach Selbstständigkeit gemacht, daß er, wiewohl vergeblich, vom Kaiser in einem Schreiben die Erlaubniß erbat, in Niedersachsen bleiben zu dürfen. Nachdem er den Herzog von Lüneburg geschlagen, und Hildesheim auf seinem Zuge erobert, traf er Ende Oktober bei Merseburg ein, wo er sich mit Wallenstein vereinigte. Fast alles kaiserliche und ligistische Volk stand jezt in Sachsen beisammen, das fürchterlich unter dieser Last litt. Der bedrängte Churfürst sandte Boten über Boten an Herzog Bernhard, an den König, an Arnim, welcher angewiesen ward, Schlesien eilends zu verlassen. Bernhard, der seine Kräfte überschäzte, brannte vor Begierde, dem churfürstlichen Vetter seinen starken Arm zu leihen. Schon war er bis Königshofen vorgerückt, und wollte über Thüringen hinüber, um zunächst die Vereinigung Pappenheims mit dem friedländischen Volke zu hintertreiben, als ein strenger Befehl des Königs ihm gebot, nichts Wichtiges zu unternehmen, bis er selbst kommen würde. Der Erfolg hat Gustav Adolphs Ansicht vollkommen gerechtfertigt. War ja das vereinigte königliche Heer, alle Truppen Gustav Adolphs und Bernhards zusammen, kaum im Stande, bei Lützen den Sieg zu erringen, wie hätte also Bernhard für sich allein dem Feind die Spitze bieten können, und doch stand in Sachsen Alles für den König auf dem Spiel. Allein der weimarische Prinz hatte eine so hohe Meinung von sich, daß er sich einbildete, Eifersucht Gustav Adolphs sey hier im Spiel, und daß er diesen Verdacht in einem Briefe gegen seinen Bruder laut werden ließ. Wir sehen durchaus keinen Grund, der Gustav Adolph verleiten mochte, sich selbst mit dem Weimarer Herzoge zu vergleichen, oder eine von Andern angestellte Vergleichung zu fürchten. Voll Mißmuth über die Ordre Gustav Adolphs, zog Bernhard am 21. Oktober nach Arnstadt und von da auf Erfurt, um diesen Ort gegen einen Handstreich zu decken und den König zu erwarten. Andererseits schmeichelte sich Wallenstein mit der Hoffnung,

während des nahenden Winters Sachsen vollends auszubeuten, den Churfürsten ganz in's Garn zu ziehen, im Frühjahre Niederteutschland und namentlich Meklenburg wieder zu erobern, dadurch dem Könige den Rückzug abzuschneiden, und ihn dann zu erdrücken. Daß noch im Spätherbste eine Schlacht geliefert werden sollte, lag nicht in seinem Plane. Aber Alles gestaltete sich anders, als die unerwartete Nachricht erscholl, daß der König von der obern Donau her bereits in Sachsen angekommen sey.

Am 8. Oktober war der König von Neuburg an der Donau aufgebrochen, wo er den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit etlichen tausend Mann (worunter viele neugeworbene Schweizer) zur Vertheidigung Bayern's zurückließ. Gustav Adolph führte sein Heer nach Nördlingen, und gab ihm dort die Weisung den kürzesten Weg nach Franken und Thüringen fortzuziehen. Er selbst begab sich den 12. Oktober, bloß von 500 Pferden begleitet, nach Nürnberg, säuberte die Umgegend, in welcher sich das churfürstlich-bayrische Volk auf dem Rückzug von Coburg eingenistet hatte, innerhalb der nächsten vier Tage, und verließ am 17ten die ihm so treu ergebene Stadt für immer. Oxenstierna, Kniphausen, und die ganze Besatzung, die im September hineingeworfen worden war, mit Ausnahme zweier schwachen Regimenter, begleiteten den König. In Eilmärschen ging nun der Zug auf Arnstadt, wo die verschiedenen Abtheilungen am 23. Oktober und den folgenden Tagen zusammentrafen. Hier besuchte auch Bernhard den König. Die Begrüßung war auf beiden Seiten kalt, von Vorwürfen begleitet, der Herzog legte seinen Kommandostab in Gustav Adolphs Hände, und verlangte in Zukunft nicht mehr als Diener der schwedischen Krone, sondern als teutscher Reichsfürst behandelt zu werden. Doch scheint der König die Empfindlichkeit des Prinzen mittelst neuer Versprechungen beschworen zu haben; denn Bernhard focht gleich darauf, wie wir sehen werden, wieder mit großem Eifer für die schwedische Sache. Sechs Tage rastete das Heer um Arnstadt, dann bei Erfurt und Buttstedt, nicht sowohl weil es selbst der Ruhe bedurfte, als weil der König wichtige politische Geschäfte abzumachen hatte. Die einzelnen Bündnisse mit evangelischen Ständen genügten ihm nicht mehr. Ein allgemeiner Bund der vier oberteutschen Kreise, des schwäbischen, fränkischen und der beiden rheinischen sollte die Vereinigung des Königs mit den südteutschen Protestanten fester schließen. Die Nordteutschen zog er nicht herein, weil Brandenburg und Sachsen, die dort das Wort führten, das Haupt höher trugen und mit eigenem Winde segeln wollten, obgleich diese Absicht bisher so schlecht gelungen war. Gustav Adolph mußte sich begnügen, die leztern je nach den Umständen einzeln zu bearbeiten, und an der jemaligen schwachen Seite, bald durch Furcht, bald durch Hoffnung, anzugreifen. Schon war die Sache so weit gediehen, daß Abgeordnete jener Kreise nach Ulm zusammen kommen sollten. Oxenstierna erhielt

den Auftrag, die lezte Hand an's Werk zu legen. In Arnstadt verabschiedete er sich von Gustav Adolph, dort sah er seinen König, seinen Freund, zum leztenmal; er begab sich nach Frankfurt. Wäre der König am Leben geblieben, so würde aus dem beabsichtigten Bunde ein protestantisches Kaiserthum entstanden seyn; wegen Gustav Adolphs Tod ward bloß der Heilbronner Verein daraus.

Auf einer schönen Ebene bei Erfurt ward das Heer gemustert, es zählte bloß 20,000 Mann, aber freilich der versuchtesten Truppen. Wegen ihrer Schwäche wurden mehrere Regimenter zusammengeschmolzen, die schottischen und englischen ganz aufgelöst. Den 28. Oktober kam Gustav Adolph nach Erfurt, und besuchte dort seinen Statthalter, den Herzog Wilhelm von Weimar, der krank zu Bette lag. Auf dem Marktplatze eilte ihm seine Königin entgegen. In ihrer und des Herzogs Ernst von Weimar Gesellschaft verzehrte er hastig ein Abendessen und brachte die Nacht auf seinem Zimmer mit Briefelesen, Ertheilung von Befehlen, Abfertigung von Eilboten zu. Früh am Morgen war er wieder auf, nahm unter Ahnungen des Todes zärtlichen Abschied von seiner Gemahlin, ermahnte den Rath von Erfurt zur Treue gegen sie, im Fall ihm etwas Menschliches begegnen sollte, stieg zu Pferde und folgte dem Heere, das unter Bernhard schon vorangezogen war. Den 1. November erreichte er Naumburg. Bei seinem Einzuge stürzte das Volk auf die Knie nieder, streckte ihm die Hände entgegen, küßte den Saum seines Gewands und segnete seinen Retter. Obwohl es reines, unverkünsteltes Naturgefühl war, was ihm entgegen wallte, so widerstrebte doch des Königs edler Geist einer solchen fast abgöttischen Verehrung. »Ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhänge, denn diese Leute ehren mich, wie einen Gott,« sagte er zu seiner Umgebung. Sogleich wurde an einem festen Lager um Naumburg gearbeitet; denn es war keineswegs die Absicht des Königs, sogleich eine Schlacht zu liefern. Er wollte sich zuvor mit Herzog Georg von Lüneburg und mit dem Churfürsten von Sachsen vereinigen. An jenen hatte er schon vor einigen Wochen den Befehl erlassen, daß er sich alle ersinnliche Mühe geben möchte, sein Volk dem Könige zuzuführen. Aber Georg hielt es für gerathener, nicht zu gehorchen. Er steckte in geheimen Unterhandlungen mit dem Churfürsten von Sachsen, der den Plan »der dritten Parthei« wieder aufgenommen hatte und in dem Lüneburger Herzoge eine brauchbare Stütze sah. Georg führte sein Volk, statt nach Thüringen zu dem Könige, nach Torgau, wo er den Churfürsten fand, aber nicht das sächsische Heer. Ganz seltsame Dinge gingen dort vor. Churfürst Johann Georg hatte schon beim Einfalle Holks, seinen Feldmarschall dringend aufgefordert, Schlesien zu verlassen, um das eigene Land zu schützen. Arnim kam aber nicht. Als nun vollends das ganze Kriegsgewitter sich in Sachsen zusammenzog, schickte

Johann Georg zweimal seinen eigenen Kammerdiener nach Schlesien, mit der gemessensten Ordre, der Fellmarschall solle Angesichts dieß aufbrechen. Arnim schickte das erstemal den churfürstlichen Diener mit einer abschlägigen Antwort zurück; wie derselbe zum zweitenmal kam, und allen Obersten den Befehl brachte, augenblicklich, auch ohne den Feldmarschall, nach Sachsen zu ziehen: hielt Arnim Kriegsrath, besann sich eine gute Weile und zog dann bloß mit einigen tausend Mann nach Dresden, wo er den 28. Oktober eintraf. Am folgenden Tage ging er nach Torgau, besichtigte dort das Kriegsvolk Herzogs Georgs, und nach diesen Thaten machte er sich wieder auf den Weg nach Schlesien. Wie soll man ein solches Betragen erklären. Handelte Arnim auf eigene Faust so, gewonnen durch friedländisches Gold? aber warum ließ dann der Churfürst den ungetreuen Knecht nicht niederschießen? Folglich ist man fast gezwungen anzunehmen, daß Johann Georg selbst mit unter der Decke spielte. Jene dringenden Befehle waren nur Staub, den man dem König von Schweden in die Augen streuen wollte. Man begann in Dresden zu glauben, daß der Kaiser wieder die Oberhand bekommen möchte. Deßhalb beschloß man zwar, den König um Hilfe anzurufen, aber selbst keinen Finger zu rühren, sondern seine Kräfte zu Rathe zu halten, damit man von dem künftigen Sieger desto bessere Bedingungen erschwinge. Gustav Adolph erkannte noch vor seinem Tode die Untreue dieser Verbündeten. In der Nacht vor der Lützner Schlacht beklagte er sich bitter über den Herzog Georg, aber auch über Andere. Im Jahre 1644 äusserte der alte Reichskanzler im schwedischen Rathe: »König Gustav Adolph hat kurz vor seinem Tode mit Seufzen bekannt, daß er Nichts Anderes wünsche, als Gott möchte ihn von hinnen nehmen, dieweil er einen Krieg mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen voraussehe, ein solcher Kampf würde ihn um so mehr drücken, da die Welt die wahre Ursache desselben nicht errathen werde« *).

Hatte sich Gustav Adolph in seiner Meinung von Herzog Georg und dem Churfürsten von Sachsen getäuscht, so ward Wallenstein noch mehr von den Schweden überrascht. Nach seiner Vereinigung mit Pappenheim, wollte er auf dessen Anrathen eben einen Streich gegen Erfurt führen, wo er den Herzog Bernhard zu überfallen hoffte, als er zu seiner großen Verwunderung erfuhr, daß Gustav Adolph bereits von der Donau her daselbst eingetroffen sey. Denn die Schweden waren, nach Gualdos Ausdruck, wie geflogen, und hatten ausserordentlich schnelle Märsche gemacht. Nun beschloß Wallenstein, Naumburg zu besetzen, aber auch hier kam er zu spät. Deßhalb zog er nach Weißenfels zurück. Da die Nachricht eintraf, daß Gustav Adolph sich bei Naumburg stark

*) Geijer, Geschichte Schwedens. III. 296.

verschanze, so schien die Sache Anfangs auf gegenseitige Beobachtung, wie bei Nürnberg hinaus zu laufen. Pappenheim, der nach der gewohnten Unabhängigkeit sich sehnte, und dem der Gedanke an solche Unthätigkeit zuwider war, verlangte entlassen zu werden, damit er der Stadt Cöln, die eben von einer schwedischen Parthei bedrängt wurde, zu Hilfe kommen könne. Wallenstein gewährte scheinbar diese Bitte, weil er geheime Absichten im Hintergrund hatte. Doch verlangte er, daß zuvor ein Kriegsrath darüber gehalten werde. Um die Meinungen ganz frei zu lassen, erschien er selbst nicht im Rathe, sondern übertrug seine Stimme dem Feldmarschall Pappenheim. Leicht brachte dieser die Obersten auf seine Seite.« »Aus den Verschanzungen bei Naumburg,« hieß es, »könne man leicht ersehen, daß es der König auf längeren Aufenthalt in dieser Stadt abgesehen habe, und daß er die Kaiserlichen nicht anzugreifen gedenke. Es wäre daher nutzlos, so viel Volk bei Lützen zusammenzudrängen, vielmehr müsse man eine Abtheilung an den Rhein schicken, wo die Schweden ungehindert um sich griefen.« Pappenheim erhielt vom Herzoge sogar zwei Regimenter Kroaten und sechs Regimenter zu Fuß; aber unter der Bedingung, daß er zunächst nach Halle ziehen und die Morizburg, worin 200 Schweden lagen, berennen müsse. Unbegreiflich wäre es, wie Wallenstein im Angesicht eines mächtigen Feindes sein Volk auf diese Weise theilen mochte, wenn nicht, wie gesagt worden, ein geheimer Plan dahinter steckte. Der Herzog hatte nämlich die Absicht nach Merseburg zu ziehen, um näher bei Halle und bei Pappenheim zu seyn. Zu gleicher Zeit sollten die Obersten Contreras und Suys nach Altenburg und Zwickau entsendet werden; Gallas war mit einem kleinen Heerhaufen schon früher nach der böhmischen Gränze geschickt worden. Durch diese Bewegungen wäre eine Oeffnung entstanden, welche, wie man hoffte, der König benützen werde, um nach Dresden vorzudringen und sich dort mit dem Churfürsten von Sachsen zu vereinigen. Dann hätte Wallenstein sein Volk schnell wieder zusammengezogen und den Schweden zugleich im Rücken und von beiden Seiten angefallen. Wirklich brach er zu diesem Zwecke den 4. November von Weißenfels, wo nur eine kleine Besatzung blieb, auf, und rückte nach Lützen.

Aber Gustav Adolph ging nicht in die Falle. Donnerstag den 1. November war der König in Naumburg angekommen und verweilte daselbst bis zum folgenden Montage, indem er bloß die Nächte in der Stadt zubrachte, die Tage dagegen in seinem verschanzten Lager; doch mußte er zulezt, der heftigen Kälte wegen auch sein Fußvolk in die Stadt verlegen. Sonntags kam ein sächsischer Bauer und übergab in des Königs Hände einen Brief des kaiserlichen Generals Grafen Colloredo an den Obersten seines Regiments in Querfurt, worin die Nachricht vom Abmarsche Wallensteins nach Lützen, Pappenheims nach Halle enthalten war. Sogleich berieth sich Gustav Adolph

mit Herzog Bernhard und Kniphausen, ob eine Schlacht gewagt werden solle. Die Meinung des leztern, der die Frage verneinte und auf vorherige Vereinigung mit den Sachsen drang, gewann Anfangs die Oberhand; doch wollte sich der König persönlich vom Stand der Sachen überzeugen. Montag den 5. November Morgens vier Uhr brach der König mit dem Heere von Naumburg auf. Unterwegs bestätigte sich die Nachricht von Pappenheims Abzuge, man erfuhr weiter, daß Wallensteins Truppen, ganz unbesorgt in den Dörfern um Lützen zerstreut lägen. »Nun glaube ich wahrlich, daß Gott den Feind in meine Hände gegeben hat,« rief der König aus. Die Schlacht war beschlossen. Graf Rudolf Colloredo, der abgeschickt war, die Besatzung aus Weißenfels zu ziehen, sah vom hohen Schlosse dieses Ortes herab, den König heranziehen; er war der erste, der Wallenstein davon in Kenntniß sezte. Sogleich fertigte dieser einen Eilboten an Pappenheim ab, mit dem Befehl: »Laßt Alles stehen und liegen, und zieht herbei mit allem Volk und Stücken, daß ihr Morgen frühe bei mir eintreffet; denn der Feind marschirt her.« Mit Pappenheims Blute getränkt liegt die Ordre im Wiener Archive. Gustav Adolph ließ Weißenfels besetzen. Zwischen diesem Orte und Lützen fließt die Rippach, ein kleines Wasser durch niedere Auen neben Hügeln hin, jenseits welcher sich dann die weite sächsische Ebene, Teutschlands großes Schlachtfeld erstreckt. Hier versuchte es Graf Isolani mit 20 Cornet Kroaten dem schwedischen Vortrab den Uebergang zu verwehren; er ward geschlagen, und sein fliehendes Volk brachte Schrecken in Wallensteins Lager. Die Schweden gingen hinüber und drangen weiter gegen Lützen vor, es war aber schon Nacht, als sie von den Hügeln in die Ebene herabstiegen. Die beiden Heere lagen einander ziemlich nahe; im kaiserlichen Lager herrschte große Unruhe. Drei Kanonenschüsse riefen die Schaaren zusammen, nach allen Seiten wurden Befehle abgeschickt, um die Entfernteren herbei zu holen. Die Regimenter stellten sich während der Nacht in Schlachtordnung auf, wie sie ankamen. General Holk besorgte dieses Geschäft. An den Gräben, längs der Landstraße, von welcher sogleich die Rede seyn wird, ließ Wallenstein die ganze Nacht arbeiten; sie wurden vertieft und Brustwehren für Musketire hinter ihnen aufgeworfen. Wir müssen die Gegend und die beiderseitige Aufstellung beschreiben. Lützen liegt in einer Ebene, welche durch die Landstraße nach Leipzig, und einen kleinen, die Saale mit der Elster verbindenden Kanal, Floßgraben genannt, durchschnitten wird. Längs der Landstraße dehnten sich die friedländischen Linien in nordöstlicher Richtung aus. Wallenstein stüzte seinen rechten Flügel auf die Stadt und die Windmühlen, die vor derselben lagen, die benachbarten Gärten wurden mit Musketiren besezt. Zu beiden Seiten der Straße liefen trockene Gräben hin, welche die Bauern aufgeworfen hatten, um zu verhindern, daß die Fuhr-

leute nicht in ihre Güter hineinfahren könnten. Der Herzog ließ dieselben, wie gesagt, vertiefen und durch Musketire besetzen. Vier ungeheure, aus mehreren Regimentern Fußvolk zusammengesezte Vierecke, deren Gestalt oben beschrieben ist *), nahmen die Mitte des kaiserlichen Heeres ein, wo sich Wallenstein selbst befand. Vor sich an der Landstraße hatten sie eine Batterie von sieben Kanonen, die der Gegenstand eines so mörderischen Kampfes werden sollte, den linken Flügel, der sich ins Felde hinaus erstreckte, nahmen Pikkolominis Küraſſire vertheilt in große Schwadronen ein, rechts schlossen sich ebenfalls Reiterhaufen an die Vierecke des Centrums an, hart an Lützen stand wieder eine Abtheilung Fußvolk, die äussersten beiden Flügel wurden durch Schwärme von Kroaten gedeckt. Das übrige Geschütz, ausser jenen sieben Kanonen, stand bei den Windmühlen und bestrich in schräger Richtung die ganze Fronte des kaiserlichen Heeres, das zwei Treffen eines hinter dem andern bildete. Die Stärke desselben wird sehr verschieden angegeben. In dem Berichte, welchen Wallenstein nach der Schlacht an den Kaiser erstattete, will er bloß 12,000 Mann gehabt haben, ehe Pappenheim eintraf. Dieß ist gewiß nicht wahr, eben so wenig als die entgegengesezte Angabe von protestantischen Quellen, welche das ganze kaiserliche Heer auf 40—50,000 Mann schätzen. Der Wahrheit möchte am nächsten kommen, daß Wallenstein auch nach Pappenheims Entfernung gegen 25,000 Mann unter sich hatte.

Die Schweden rückten von Südwest her auf die Landstraße zu, und stellten sich gegen über dem Feinde auf. Der oben genannte Kanal durchschnitt ihre Linien auf dem rechten Flügel, dessen äusserste Regimenter noch diesseits blieben, und ihn erst während der Schlacht überschritten. In zwei Treffen ward das Heer, wie bei Breitenfeld geordnet. Die Mitte nahmen acht Brigaden Fußvolk ein, wovon vier im ersten, die übrigen im zweiten Treffen. Auf dem rechten Flügel führte Gustav Adolph selbst sechs Reiter-Regimenter von seiner Nation: Finnen, Westgothen, Södermannländer, Uppländer, Ostgothen, Smaländer. Sechs weitere Regimenter, aber teutsche, standen in zweiter Linie. Der linke Flügel war dem Herzog Bernhard anvertraut, er bildete ebenfalls zehn Reiterregimenter in zwei Linien. Musketirhaufen von 100—150 Mann waren wie bei Breitenfeld unter die Reiterschwadronen vertheilt. Hinter dem Fußvolk, im Mittelpunkt, standen noch zwei Regimenter, eines zu Fuß unter dem Schotten Henderson, das andere zu Pferd unter dem Pfälzer Oehm. Vor jeder Brigade im ersten Treffen waren fünf große Kanonen aufgepflanzt, vierzig leichtere wurden den Musketiren, die unter die Reiterei gemischt waren, auf jedem Flügel beigegeben. Die erste Linie des Fußvolks führte Graf Nils Brahe, das zweite Treffen befehligte Kniphausen. Gegen 20,000 Mann war das

*) Siehe Seite 921 dieses Werks.

königliche Volk stark. In dieser Stellung erwarteten beide Heere ahnungsvoll den Aufgang der Sonne, um zu entscheiden, wer Herr in Teutschland werden solle. Der König hatte die Nacht mit Kniphausen und Bernhard in seinem Wagen zugebracht, am Morgen stieg er zu Pferd.

Ein dichter Nebel bedeckte Dienstags den 6. November die Ebene von Lützen. Obgleich so nahe an einander, konnte man den Feind nicht sehen, bis das Gewölk sich gegen 11 Uhr Mittags zertheilte. Das schwedische Heer verrichtete sein Morgengebet, die Trompeter bliesen Luthers Lied: »Eine feste Burg ist unser Gott;« der König selbst stimmte einen Psalm an: »Verzage nicht du Häuflein klein« *). Andere lassen ihn das Lied singen: »Jesus Christus unser Heiland, der den Tod überwand.« Seit seiner Verwundung bei Dirschau fiel es ihm schwer, einen Harnisch zu tragen. Als man ihm heute einen solchen bringen wollte, wies er ihn ab; im bloßen Tuchrock, mit einem Lederwamms darüber, und ohne Frühstück war er zu Pferd gestiegen. Es wird berichtet, daß er an diesem Morgen nicht dasselbe fröhliche Vertrauen gezeigt habe, wie sonst. Sein hoher Geist griff prophetisch der Zukunft vor; er fühlte sich am Saume der Ewigkeit. Um seinem Waffenvolke eine Zuversicht einzuhauchen, die in seiner eigenen Brust nicht auftauchen wollte, ritt er durch die Reihen und hielt an jede Nation insbesonders eine Rede, die auf uns gekommen ist. »Liebe Freunde und Landsleute,« sprach er zu den Finnen und Schweden, »Heute ist der Tag gekommen, an dem ihre eure Kraft zeigen sollt. Dort steht der Feind nicht auf hohem Berge, oder hinter unersteiglichen Schanzen, sondern auf freiem Felde. Daß er es jezt zur Schlacht kommen läßt, geschieht nicht freiwillig, noch aus Hoffnung des Siegs, sondern weil er nicht länger Euren Waffen entrinnen kann. Darum haltet Euch wohl, wie es tapfern Soldaten geziemt, steht fest zu einander und fechtet ritterlich für Gott, Vaterland, König. Werdet ihr Solches thun, so will ich

*) Verzage nicht du Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens seyn,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen Deinen Untergang,
Davor Dir wird recht angst und bang.
Es wird nicht lange währen.

Tröste Dich nur, daß Deine Sach'
Ist Gottes, dem befiehl die Rach',
Und laß es ihn nur walten,
Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, Dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort,
Und was ihm thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn' und Spott.
Gott ist mit uns, und wir mit Gott,
Den Sieg wollen wir erlangen.

Einige behaupten sogar, der König habe diese Strophen selbst gedichtet. Andere schreiben das Lied dem thüring'schen Pfarrer Johann Altenburg zu.

Euch redlich lohnen, so ihr aber nicht wacker kämpfet, so schwöre ich Euch, daß Eures Gebeins nicht soll wieder in Schweden kommen.« In gleichem Sinne redete er zu den teutschen Regimentern. Wallenstein hat an diesem Tage nicht zu seinem Heere gesprochen, obwohl er die Reihen durchritt. Der strenge Feldherrnblick, der Schlechten unnachsichtige Strafe, den Tugendhaften sichere Belohnung verkündigte, wirkte mehr als alle Reden. Die Losung war auf beiden Seiten dieselbe, wie bei Breitenfeld, »Gott mit uns« für die Lutherischen, »Jesus Maria« für die Katholiken. Gegen 11 Uhr zerriß die Sonne den Nebel. Herzog Bernhard und die übrigen Führer empfingen des Königs lezte Befehle. Nachdem beide Nationen Gustavs Adolphs Anrede mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf erwiedert hatten, rief der König, die Augen gen Himmel gewendet: »Nun wollen wir in Gottes Namen daran, Jesu, Jesu, Jesu! laß uns heut zur Ehre deines heiligen Namens streiten,« schwang das Schwerdt über dem Haupt und kommandirte »Vorwärts.« Es galt über die Landstraße mit beiden Gräben zu dringen. Zur Linken des Heeres sah man die Stadt Lützen brennen, welche die Kaiserlichen angezündet hatten, um Ueberflüglung zu verhindern. In des Königs nächster Umgebung befand sich der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der Hofmarschall Kreilsheim, der Kammerherr Truchseß, der Edelknabe August Leubelfing, ein Nürnberger Patriciers Sohn, sammt mehreren Offizieren der in Erfurt aufgelösten Regimenter, welche Adjutantendienste thaten, und zwei Reitknechte.

Zu gleicher Zeit rückte Herzog Bernhard mit dem linken Flügel gegen die Windmühlen und das befestigte Müllerhaus, die Fußbrigaden in der Mitte gegen die Landstraße und die Batterie von sieben Kanonen, und die Reiterei des rechten Flügels, vom König geführt in derselben Richtung vor. Ein wüthendes Gewehrfeuer empfing sie von Seiten der Musketire, die in den Gräben lagen, auch die Kanonen aus beiden feindlichen Batterien thaten Schaden. Mehrere Kugeln fielen dicht bei Gustav Adolph nieder, der während des Vorrückens sein Pferd wechselte. Bei den Graben angekommen, stuzten Gustav Adolphs Reiter Anfangs, folgten aber dann schnell dem Könige, der als einer der Ersten übersezte. Schnell kam es zum Gefecht mit Pikkolominis Küraſſiren und den Kroaten. »Greif mir die schwarzen Kerle an,« sagte Gustav Adolph zu Oberst Stalhantsch, auf erstere deutend, »sie werden uns übel bekommen.« Während dessen war das Fußvolk in der Mitte schnell vorgedrungen, hatte die Gräben gesäubert, die Landstraße überschritten, die Batterie von sieben Kanonen erobert, gegen den Feind gerichtet, zwei von den ungeheuren Vierecken bereits eingestoßen, und bearbeitete eben das Dritte, als die feindliche Reserve und die noch stehende Reiterei mit Uebermacht auf die ermatteten Sieger fiel, ihnen die Kanonen wieder abnahm, und sie über die Landstraße zurückwarf.

Sobald der König auf dem rechten Flügel, der siegreich focht, Nachricht erhielt, daß sein Fußvolk weiche, stellte er sich an die Spitze, des Smaländischen Regiments, dessen Oberst Friedrich Stenbok kaum zuvor am Schenkel verwundet und weggetragen worden war, und eilte davon, um den Fuß-Brigaden zu helfen. Allzubehend trug ihn sein edles Roß über die Gräben hinüber, die Smaländer konnten nicht schnell genug folgen. Zur nämlichen Zeit hatte sich der Nebel wieder dichter ausgebreitet, nur mit wenigen Begleitern gerieth Gustav Adolph unter einen Haufen feindlicher Küraſſire. Sein Pferd bekommt einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter zerschmettert des Königs linkes Armbein. Nun ersuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gewühl zu bringen, erhielt aber gleich wieder einen Schuß in den Rücken und fällt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppte. Der Kammerherr Truchseß sah einen kaiserlichen Offizier diesen Schuß auf den König abfeuern, der Offizier selbst ward gleich darauf von Luchau, dem Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, getödtet. Der Herzog floh sammt den andern. Von den Reitknechten lag der eine todt, der andere verwundet da. Nur ein einziger Begleiter war bei ihm geblieben, der Edelknabe Leubelfing. Dieser 18jährige Jüngling, der wenige Tage später zu Naumburg seinen Wunden unterlag, erklärte auf dem Sterbebette vor Zeugen: »als der König vom Pferde gefallen, sey er von dem seinigen herabgesprungen, und habe es dem Monarchen angeboten; der König habe auch beide Hände nach ihm ausgestreckt, allein er sey nicht im Stande gewesen, die Last allein vom Boden aufzuheben, drauf seyen feindliche Küraſſire dahergekommen und hätten gefragt, wer der Verwundete wäre; als er, der Edelknabe, es nicht sagen wollen, aber der König selbst sich zu erkennen gegeben, habe einer der Feinde dem Liegenden mit dem Pistol durch den Kopf geschossen.« Der König wurde bis aufs Hemde ausgeplündert, ebenso der Edelknabe, den die Küraſſire schwer verwundet und für todt liegen ließen.

Während dessen war es auch auf dem linken Flügel, wo Herzog Bernhard den Befehl führte, sehr blutig zugegangen. Mit gewohnter Entschlossenheit vertrieb der Herzog die feindlichen Musketire aus den Gärten um Lützen, eroberte das stark besetzte Müllerhaus, und ließ nun auf die Batterie an den Windmühlen Sturm laufen. Dieselbe war mit 14 Stücken besetzt, welche mörderisch unter den anrennenden Schweden wütheten. Unentschieden schwankte der Kampf, als der linke Flügel auch im Rücken angegriffen ward. Isolani hatte nämlich mit seinen Kroaten Lützen umritten, und war über den Troß hergefallen. Viele Schweden flohen dort, und es entstand unter den hintersten Truppen große Verwirrung, die jedoch nur so lange dauerte, bis aus dem zweiten Treffen etliche Schaaren herbeieilten und die Kroaten wieder verjagten. Ungefähr um diese Zeit erhielt Bernhard durch den

GUSTAV ADOLPH'S TOD BEI LÜTZEN.

Kammerherrn Truchseß Nachricht von des Königs Tode. Wir haben oben vergessen, daß der König, im Fall ihm selbst etwas Menschliches begegnen sollte, den Oberbefehl dem Weimarer Prinzen zugesagt hatte. Also übergab Bernhard den linken Flügel dem Grafen Nils Brahe, eilte zu Kniphausen und benachrichtigte ihn von des Königs Tode. Kniphausen, ein sehr wackerer Offizier, aber vorsichtig und dem Glück mißtrauend, antwortete: daß seine Truppen in guter Ordnung wären und daß man einen schönen Rückzug machen könne. Bernhard entgegnete: daß nicht von Weichen, sondern nur von Rache, Sieg oder Tod die Rede seyn könne, eilte auf den rechten Flügel und stellte sich an die Spitze des smaländischen Regiments, dessen Oberstlieutenant er, entweder weil derselbe nicht gehorchen wollte, oder zur Strafe dafür, daß das Regiment dem Könige nicht schnell genug gefolgt war, mit dem Degen durch und durch rannte. Schon hatte sich hier, wie im Centrum, die Kunde von dem großen Unglück verbreitet; denn man sah Gustav Adolphs lediges Pferd mit Blut bedeckt die Fronte hinunterrennen. Ein Gemurmel: »der König ist verwundet, gefangen, todt,« lief von Mund zu Mund durch die Reihen. Mit unbeschreiblicher Wuth stürzten Reiter und Fußvolk, ihn zu retten oder zu rächen, von Neuem auf die Landstraße los, alles vor sich her zermalmend. Die Batterie der sieben Kanonen wird zum zweitenmal genommen, zum zweitenmal gegen den Feind gerichtet. So fürchterlich war der Andrang, daß die ganze kaiserliche Reiterei auf dem linken Flügel geworfen, die großen Vierecke zerrissen wurden. Zum Unglück für Wallenstein kam Feuer unter seine Pulverwagen, mehrere flogen unter großer Verheerung in die Luft. Ganze Reiterschwadronen rissen aus und galopirten davon Leipzig zu, eine Menge Weiber, die sich der Troßpferde bemächtigt hatten, folgten ihnen nach. Zur nämlichen Zeit waren die Windmühlen sammt der dortigen großen Batterie nach langem Kampfe in die Gewalt des schwedischen linken Flügels gefallen, auch auf dieser Seite wurde der Feind aus dem Felde geschlagen und mit seinen eigenen Kanonen beschossen. Die Schlacht war für Wallenstein verloren; da traf Pappenheim mit seiner Reiterei auf dem Schlachtfelde ein. Der Befehl Friedlands hatte ihn zu Halle erreicht, als eben sein Fußvolk mit Plünderung dieser Stadt beschäftigt war. Weil er keinen Augenblick verlieren durfte, gab er dem nächsten Offizier den Auftrag, die Infanterie zu sammeln und sogleich nachzuführen, nahm die Reiterei mit sich, und ritt in großer Hast nach Lützen. »Wo kommandirt der König?« war seine erste Frage, als er auf dem Schlachtfelde ankam. Schnell bricht er mit seinen Küraſſiren auf den rechten Flügel der Schweden, voll Begierde persönlich mit einem Gegner zu fechten, der nicht mehr unter den Lebendigen war. Zwei Kugeln trafen ihn, er mußte tödtlich verwundet aus dem Gewühle weggetragen

werden. Allein seine Ankunft erneuerte den Kampf, Wallenstein fand unter dem Schutze der Pappenheimischen Küraſſire Gelegenheit, Fußvolk und Reiterei wieder zu sammeln. Der Herzog Bernhard von Weimar erstaunte über die Menge frischer Truppen, die sich ihm entgegen warfen. Ein neuer Angriff, fürchterlicher als alle früheren, erfolgte. Noch einmal wurden die Schweden über die Landstraße zurückgetrieben. Aber drüben hielten sie mit unerhörter Tapferkeit Stand; »nie ward,« berichtet ein Zeitgenosse, »eine Schlacht von Truppen, die so lange im Feuer standen, besser geschlagen.« Von den schwedischen Fußbrigaden litten die beiden mittlern, unter dem Grafen Nils Brahe und dem Obersten Winkel am meisten. Die Kaiserlichen stürzten sich auf dieselben in großen Haufen zu 2—3000 Mann. Graf Nils Brahe ward tödtlich in das Knie geschossen, ein Mann, den König Gustav Adolph wenige Tage vor der Schlacht, unter allen seinen Offizieren nächst Torstenſohn für würdig erklärte, ein Heer zu führen. Der Oberst Winkel ward in Hand und Arm verwundet, sein Oberstlieutenant Caspar Wolf fiel. Mehrere Feldzeichen, selbst die königliche Leibfahne gingen verloren. Gemordet konnten diese tapfern Fußknechte, der Kern des Gustav Adolphischen Heeres, wohl werden, aber nicht zum Weichen gebracht. »Zum Erstaunen wars,« berichtet Khevenhiller, »wie das ganze gelbröckete Regiment nach einer halben Stunde in derselben schönen Ordnung, die es zuvor mit größter Tapferkeit lebend eingenommen, todt bei seinen Waffen lag.« So arg wüthete der Tod, daß von sechs Mann fünfe fielen oder schwer verwundet wurden. Die dritte schwedische Brigade, unter Oberst Carl Härd, litt weniger, doch waren von ihr nach der Schlacht nicht viel über 400 Mann übrig. Während dieser ganzen Zeit hielt Generalmajor Kniphausen seine Regimenter des zweiten Treffens auſſer dem Gefecht, »was,« wie ein Bericht sagt, »keine geringe Ursache des Sieges war, weil die Schaaren der ersten Linie hier in einer großen und ungebrochenen Masse sichere Stütze fanden;« und Herzog Bernhard war nicht wenig froh, als er bei Lichtung des Nebels Kniphausen, den er nach seiner eigenen Aussage in Stücken gehauen zu finden fürchtete, nun in so guter Ordnung da stehen sah. Kurze Zeit vor Sonnenuntergang brach der Nebel von Neuem, es wurde wieder hell, obgleich nur auf eine halbe Stunde. In diese kurze Frist war jezt die ganze Entscheidung des Tages, Sieg oder Niederlage zusammengedrängt. Das zweite Treffen rückte vor, wer vom ersten noch lebte oder die Fäuste rühren konnte, schloß sich an. Mit lezter verzweifelter Anstrengung fiel man auf den Feind, die Landstraße ward zum drittenmal überschritten, die Kanonen erobert und auf die eigenen Besitzer gerichtet. Indessen war die Nacht über das blutige Gefilde eingebrochen. Wallenstein ließ zum Rückzuge blasen, den er unverfolgt nach Leipzig antrat. Spät Abends kam Pappenheims Fußvolk an, ward

aber von der rückgängigen Bewegung weit fortgerissen. So endigte nach neunstündigem Kampfe die Lützner Schlacht, von welcher Khevenhüller mit Recht sagt, sie werde ewig denkwürdig bleiben, theils wegen des fürchterlichen Getümmels, das den ganzen Tag währete und auf etliche Meilen Wegs rund um gehört wurde, theils wegen des unerhörten Widerstandes, indem eine Parthei der andern, ob sie gleich gewichen, immer von Neuem aufs heftigste zugesezt, oder mit andern Worten, indem kein Theil ganz zu siegen, keiner ganz besiegt zu werden verstand.

Spät in der Nacht kam Wallenstein, der während der Schlacht sich allen Gefahren ausgesezt und seine Feldherrnpflichten wohl erfüllet, mit wenigem Volk in Leipzig an. Am folgenden Morgen sammelte sich das kaiserliche Heer um Leipzig, und erhielt dann Befehl nach Böhmen zu marschiren. Auf 9000 Todte wird der Verlust beider Theile geschäzt, bei weitem mehr als die Hälfte davon kommt auf Rechnung der Kaiserlichen. Von der Wuth des Kampfes zeugt besonders der auffallend große Verlust an Offizieren. Der edelste von ihnen Pappenheim, starb den 7. November Morgens frühe um 3 Uhr in der Pleißenburg an seinen Wunden.

Als er an der Spitze seiner Küraſſire jene beiden Pistolenschüsse erhielt, war sein Leibtrompeter abgesprungen und dem Rosse des Feldmarschalls in die Zügel gefallen, indem er ihn bei allen Heiligen beschwor, seines Lebens zu schonen. Unwillig wies er Anfangs den treuen Diener ab, mußte sich aber doch zulezt, von Blut erschöpft, wegbringen lassen. Der Trompeter führte ihn in einer aufgefundenen Generalskutsche nach Leipzig, indem er ihn in seinen Armen hielt. Die Wunden waren tödtlich. Sein durch die Niederlage der Kaiserlichen verdüsterter Geist erheiterte sich noch in den lezten Augenblicken, als er erfuhr, daß Gustav Adolph, der unversöhnliche Feind des katholischen Glaubens, auch dahin sey. Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim wurde in demselben Jahre, wie Gustav Adolph, 1594 aus einem edlen schwäbischen Geschlechte geboren. Sein Vater, den er früh verlor, war der Reichserbmarschall Veit, Herr zu Pappenheim und Triechling. Bei seiner Geburt brachte der Knabe zwei rothe Striemen auf der Stirne, den Schwerdtern ähnlich, die sein Haus im Wappen führte, mit auf die Welt; dieses Muttermal verschwand als er heranwuchs; doch kamen die Schwerdter in leidenschaftlichen Aufregungen wieder hervor, wenn sein Blut durch Zorn oder sonst in Wallung gerieth. So schien er von der Natur selbst zum Soldaten gestempelt. Doch gab ihm sein Vormund eine wissenschaftliche Erziehung. Pappenheim studirte zuerst in Altdorf, dann in Tübingen, machte hierauf schöne Reisen durch die verschiedenen Länder des romanischen Europa, deren Sprachen er vollkommen lernte, und ward dann zu Prag als Reichshofrath angestellt. Beim Ausbruche des Krieges griff er zu den Waffen. Sein rühmlicher Antheil an der Prager

Schlacht ist oben geschildert worden. Mit immer steigender Auszeichnung diente er unter Tilly und Wallenstein. Daß er es auch verstand, auf eigene Faust Krieg zu führen, beweist sein siegreicher Kampf gegen die schwedischen Waffen in Westphalen. Nur er allein von allen Andern gewann den schwedischen Generalen Boden ab, obgleich seine Streitkräfte nicht bedeutend waren. Sein Zug nach Maastricht ist glänzend, vielleicht ein wenig zu ausschweifend, denn dieser Geist liebte das Ausserordentliche. Doch muß man andererseits sagen, daß der spanische Kampf in zu genauer Verbindung mit dem teutschen stand, als daß man es einem kaiserlichen Feldherrn übel nehmen könnte, der Statthalterin von Brüssel zu Hilfe gezogen zu seyn. Trotz jenen Weigerungen, dem Befehle Friedlands zu gehorchen, stand er mit dem Herzog bis zu seinem Ende auf freundlichem Fuße. Beweis dafür sein lezter Wille, den Pappenheim wenige Tage vor der Lützener Schlacht abfaßte, und in welchem er den Herzog von Friedland zum Vormünder seines einzigen Sohnes und seiner Wittwe einsezte, im Fall ihm etwas menschliches begegnen sollte. Wallenstein rechtfertigte dieses Vertrauen auf eine ehrenvolle Weise.

Er verschaffte der Wittwe einen Jahresgehalt von 4000 Gulden. Nach Pappenheims Tod fand man seinen Körper von mehr als hundert Narben bedeckt, sein Gesicht war durch frühere Wunden ganz zerfezt, sprechende Zeugen einer ausserordentlichen Kühnheit. Diese Eigenschaft, verbunden mit jener edlen Freigebigkeit, welche dem Golde nur einen zufälligen Werth beilegt, machte ihn zum Abgott der Soldaten. Der Besieger so vieler Städte, in dessen Händen ungeheure Brandschatzungen zusammen strömten, verwandte Alles auf sein Volk, und erübrigte gar Nichts für sich, und das zu einer Zeit, wo das Kriegshandwerk in gierige Glücksjägerei ausgeartet war. Zu Leuten, die ihn darüber tadelten, daß er sein Geld so wegwerfe, pflegte er zu sagen: »Das Verdienst steckt nicht in der vollen Börse.« *) Ruhm war das Ziel, das er erstrebte; aber diese edle Leidenschaft trug eine ghibellinische Färbung, die ihren Werth noch erhöht. Pappenheim suchte den erstrebten Ruhm nicht bloß in dem Namen eines tapfern Haudegens, sondern in dem Rufe eines Helden, der für Herstellung eines kräftigen Kaiserreichs sein Blut verschwendet. Sicherlich war seine Begeisterung eben so gut politischer als kirchlicher Natur, und darum konnte er mit dem Churfürsten von Bayern, unter dessen Fahnen er Anfangs focht, nicht lange in gutem Vernehmen bleiben, obgleich wir nicht läugnen wollen, daß der Wolfenbüttler Köder, den ihm Wallenstein vorhielt, viel in diesem Sinne gewirkt haben mag. Pappenheim genoß das Glück, schon bei Lebzeiten große Anerkennung zu finden. Gustav Adolph schäzte ihn unter allen Gegnern am Höchsten;

*) Gualdo, Seite 225.

wie mehrfach gesagt wurde, nannte er ihn vorzugsweise den Soldaten. Er erkannte in ihm ein gewisses Etwas, das so überreich des Königs eigene Brust durchströmte, und das wir die dichterische Kraft großer Männer nennen möchten. Auch das katholische Volk, das der glänzenden Erscheinung des schwedischen Fürsten ein Gleichgewicht derselben Art entgegen setzen wollte, träumte in ihm den ebenbürtigen Gegner des Königs. Eine schöne Sage ward aus dieser Volksmeinung geboren. »In den Archiven seines erlauchten Hauses«, berichten Schriften aus jener Zeit, »sey die Weissagung eines Mönches gefunden worden, kraft welcher einst ein mit Narben bedeckter Pappenheim, auf weißem Rosse reitend, einen großen König des Nordens auf dem Wahlplatz mit eigener Hand erlegen werde.« Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie eng fast alle guten Quellen die beiden Helden zusammenstellen. Man muß bekennen, daß auch das Schicksal merkwürdige Beziehungen darbietet. In einem Jahre geboren, hochgefeierte Verfechter zweier Kirchen, von ihren Glaubensgenossen aus reiner Bewunderung verehrt, starben beide bei gleicher Veranlassung an einem Tage (innerhalb 14 Stunden). Auch Pappenheim erkannte die Größe des Königs an, doch war seine Achtung mit Haß gepaart, welchen Gustav Adolph nicht empfand. Allein dieses Mißverhältniß kommt mehr auf Rechnung seines Glaubens, weil der Katholike den Gründen des Protestanten aus Natur-Nothwendigkeit nur Gefühle und Phantasie entgegensetzen kann; und diese beiden Mächte schlagen im Kampfe immer in Leidenschaft um. Der Kopf kann kühl bleiben, das Herz wird heiß. Mit Pappenheim, dem schönsten Urbilde eines teutschen Edelmanns von ächtem Schrot und Korn, war die Blume des katholischen Heldenthums abgeknickt, wie mit Gustav Adolphs Abtreten die des lutherischen. Von nun an nahmen die bösen Künste politischer Arglist auf eine abstoßende Weise überhand.

Wir haben die Leiche des Königs auf dem Schlachtfeld verlassen, wo 10,000 um ihn, gleich Hekatomben, die man seiner abscheidenden Seele geopfert, den lezten Schlummer schliefen. Da fand man sie nackt ausgezogen, zertreten, mit dem Angesicht gegen die Erde gekehrt. In einem Küstwagen wurde sie nach dem Dorfe Meuchen hinter der schwedischen Schlachtordnung gebracht. Nach einer schriftlichen Erzählung, die sich in der Familie des dortigen Schulmeisters bis auf unsere Zeit erhielt, ging es dabei so zu: Mehrere Reiter und Offiziere geleiteten sie in der Nacht vom 6ten auf den 7. November nach dem Orte, ritten in die Kirche hinein und legten sie vor dem Altar nieder. Sie war von Wunden so sehr entstellt, daß man für nöthig erachtete, sie sogleich zu öffnen, ein Theil der Eingeweide wurde in der Kirche begraben. Zuvor hielt der Schulmeister Gottesdienst, und einer der Krieger die Grabrede. Dann brachte man die Leiche in ein benachbartes Haus, wo sie auf einen Tisch gelegt ward, der noch gezeigt wird. Der Schulmeister, zugleich Schreiner des Orts, zimmerte den

einfachen Sarg, in dem sie Tags darauf nach Weißenfels gebracht wurde. Der Reitknecht Jakob Erichson, derselbe, der an des Königs Seite hart verwundet worden war, kam mit der Leiche in das Dorf, und blieb daselbst, bis er geheilt war. Mit Hilfe von dreizehn Bauern wollte er einen großen Stein an die Stelle wälzen, wo der König gefallen ist. Unter großen Wehklagen vermochten sie ihn nur dahin zu wälzen, wo er jezt steht (der sogenannte Schwedenstein), allein der rechte Platz, wo König Gustav Adolph gestorben, soll vierzig Schritte weiter davon seyn, auf einem Ackerrain, wo ehemals ein Akazienbaum stand. In Weißenfels wurde der Leichnam vom Apotheker Casparus einbalsamirt. Laut eines amtlichen Berichts zählte er an demselben neun Wunden. Gustav Adolphs untröstliche Gemahlin trug sein Herz, das ungewöhnlich groß war, in einer goldenen Kapsel bei sich, und wollte lange Zeit nachher sich weder vom Herzen noch von der Leiche trennen, bis die schwedische Geistlichkeit ein strenges Wort darüber sprach. Von Weißenfels ward die königliche Leiche nach Witteberg geführt, wo sie eine Nacht in der Schloßkirche stand. Augenzeugen fanden das Angesicht noch zum Erstaunen ähnlich. Von Witteberg ging der Trauerzug nach Wolgast. Im folgenden Sommer brachte der Reichsadmiral Gyllenhielm die Leiche nach Nyköping; erst den 21. Junius 1634 ward sie zu Stockholm in der Ritterholmskirche, die Gustav Adolph selbst zu seiner Ruhestätte erkoren, feierlich beigesezt.

Bekanntlich liebt es die Volkssage, den Ausgang wie die Geburt großer Männer über das gewöhnliche Maas zu erheben. So geschah es auch hier. Schon im Dezember 1632 kam das Gerücht auf, daß Gustav Adolph wider die Natur gestorben, daß er von einem Verbündeten, dem Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg niedergeschossen worden sey. Dieser Fürst war ein charakterloser Mann, wie Andere mehr. Er floh, als der König unter die Feinde gerieth, vom Schlachtfeld nach Weißenfels, hinter die schwedische Schlachtordnung, offenbar, weil er für sein theures Leben fürchtete. Er trat bald darauf in churfächsischen, später in kaiserlichen Dienst, ohne Zweifel, weil er berechnete, daß es nach des Königs Tode mit den Schweden auf die Neige gehen werde. Diese Umstände schufen den ersten Saamen des Verdachts; dennoch hätte man davon abgehen sollen, wegen dessen, was später geschah. Franz Albert wurde nämlich in den Wallensteinischen Prozeß verwickelt, auf den Tod angeklagt und ein ganzes Jahr eingesperrt, dann, als er die lutherische Religion aus- und die katholische anzog, frei gegeben und wieder im kaiserlichen Heere verwendet. War er nun der Mörder, hatte er durch ein fluchwürdiges Verbrechen dem kaiserlichen Hofe den höchsten Dienst geleistet: so würde man ihn entweder nicht verfolgt, oder dem beleidigten Mitwisser eines solchen Geheimnisses für immer den Mund gestopft haben, das ist klar. Die Unschuld

des Lauenburgers hat zuerst der von Murr veröffentlichte Brief Leubelfings dargethan *). Daß derselbe ächt und wahr seyn muß, wird jeder gesunde Mensch zugestehen. Ueberdieß stimmt er genau mit

*) Urkunde, Leubelfings des Vaters Brief enthaltend:
„Aus unterschiedlichen Schreiben, als aus Naumburg von dem 11. und 28. November 1632, Erfurth vom 17ten und 18ten desselben Monats, wie auch aus meines lieben Sohnes Augusti von Leubelfing Bericht und Aussag vor seinem seligen Hintritt haben wir vernommen, daß weiland Ihro königliche Majestät, Herr Gustavus Adolphus, König in Schweden ꝛc. ꝛc., höchstseligen Andenkens, den 5. November mit ihrer Armee, welche über 18,000 Mann nicht stark gewest, von Naumburg aufgebrochen, Weißenfels eingenommen und dem Feind nachgefolgt, welchen sie zwar spät und in äusserster Unordnung angetroffen, weilen aber die Nacht schon da war, konnte nichts ausgerichtet werden, und retirirte sich der Feind hinter das Städtlein Lützen, da sie dann nicht allein den Landgraben zum Vortheil vor sich hatten, sondern auch eine Schanze und doppelte Gräben und bei den Windmühlen die Stücke aufpflanzten. Darauf gingen nun Ihro königl. Majestät den 6ten, als an einem Dienstag Morgens frühe, gerad zu mit ihrer Armee, obwohl der Herzog von Friedland, als Generalissimus, nachdem er sich mit des Generals Pappenheim Armee vereinigt, mehr als noch einmal so stark als der König gewest. Und obwohlen Herzog Bernhard von Weimar den rechten Flügel, General-Major Kniphausen den linken, und der König das Mittel geführt, so seye doch Ihre Majestät vor der Reiterei, als des Obristen Steinbocks Regiment, so deroselben folgen sollen, nur mit acht Personen vorangeritten, die sie ihnen selbst auserwählt hatten, darunter dann Herzog Franz Albrecht von Sachsen, und Molck, Ihro Majestät Leibknecht, und mein Sohn Augustus gewest. Weilen aber besagte Steinbockische Reiter etwas gestuzt und nicht gefolgt, ist dieser christliche König und Held von dem Feinde umringt worden, und als Ihro Majestät etliche Schuß und Stich bekommen, und zuvor sechs Mann erwürgt hatte, sind sie endlich von dem Pferde gefallen, Deroselben dann mein Sohn zugerennt, von seinem Pferd abgestiegen, solches dem König präsentirt, mit Vermelden, ob Ihro Majestät auf seinen Klepper sitzen wollten, es seye besser, er sterbe, als Ihro Majestät. Da haben sie ihme beede Hände dargeboten, meinem Sohne ist aber unmöglich gewest, Ihro Majestät allein zu erheben, gestalt dann dieselbe Ihnen selbst nicht mehr helfen können. Unterdessen sind nun des Feindes Kürrassire, solches sehend, darauf zugeritten und haben wissen wollen, wer dieser sey, aber weder der König noch mein Sohn wollten es sagen, drauf hat Ihrer Majestät einer das Pistol angesezt und dieselbe durch den Kopf geschossen, worüber der König gesagt haben soll: „Ich bin der König in Schweden selbst gewest,“ und ist also eingeschlafen, indem Ihro Majestät empfangen gehabt vier Schuß und zwei Stich. Meinem Sohn haben sie zwei Schuß und drei Stich gegeben, einen in die linke Seite, da die Kugel in den Leib gefallen, daß man sie nicht finden können; den andern Schuß oberhalb der Stirn an der rechten Seite, auch haben sie ihn auf der Wahlstatt bis aufs Hemd ausgezogen und für todt liegen lassen, er ist also bei einer guten Stunde auf der Wahlstatt gelegen, bis endlich zween Ihrer Majestät Hof-Junker ihn auf ein Pferd und endlich auf Ihrer Majestät Herrn Hofmarschalls Gutschen gebracht, auf welcher er zu Naumburg in der Frauen Kochs sel. Wittib Behausung angekommen. Hat also dieser junge Cavalier, der sein ganzes Alter nur auf 18 Jahr, 7 Monat und 23 Tag gebracht, weiland Ihrer königlichen Majestät in Schweden, obwohl er in Deroselben Diensten nicht gewest, in dieser blutigen Schlacht ganz treulich aufgewartet, Deroselben auch bis an ihr sel. Ende beigewohnt, daß er auch der Lezte

dem Bericht überein, welchen Herzog Bernhard an Richelieu erstattete, so wie mit den Aeusserungen dieses Kardinals in seinen Memoiren. Nur wird dort ganz nach französischer Art der harte teutsche Name des Edelknaben in Lasbelfin umgewandelt, und ausserdem noch, ganz der Wahrheit gemäß, behauptet, daß Gustav Adolph nicht bloß durch einen oder zwei, sondern durch viele Schüsse und Säbelhiebe getödtet worden sey. Ein neuer Beweis, wie gedankenlos ein Mensch dem andern nachschwäzt und nachschreibt, ist dieß, daß man bei einem so schweren Verdacht, der zwei Jahrhunderte lang in so viele Bücher überging, gar keine Rücksicht auf den Thatbestand, auf den Erfund der Leiche selbst nahm. Und doch könnte man gerade hieraus, auch ohne Leubelfings Brief, einen vollgültigen Beweis führen, daß Gustav Adolph nicht von einem Feinde — dem Lauenburger

---

unter allen sich bei Ihro Majestät befunden. Ob nun wohl an fleißiger Wartung seiner Wirthin und nothdürftiger Unterhaltung nichts ermangelt, so sind doch seine Wunden vom Herrn Doctore Romano alsbald für tödtlich erachtet worden, daran er den 15ten desselben Monats Christ- und seliglich Todes verblichen ist, wie aus seiner gedruckten Leich-Predigt mit mehrern zu vernehmen ist. In seiner Schwachheit hat er nie keinen Schmerzen geklagt, ist gar geduldig gewest und hat öfters gesagt, wegen seines Königs habe er solche Wunden empfangen, von wegen Ihrer Majestät wolle er auch alles gern leiden, und wenn er schon wüßte, noch hundert Jahre zu leben, wollte er doch das Leben nicht mehr wünschen. Mein selig verstorbener Sohn hat vor seinem seligen Ende, den Wohl-Ehrwürdigen, Wohl-Edlen, Gestrengen und Vesten Herrn Gottfrieden von Khär, der Dom-Kirchen Senior, wie auch den Wohl-Edlen, Gestrengen und Mannhaften Johann Friedrich von Ellrichshausen, des Löbl. Wildenstein. Regiments Lieutenant, bittlichen ersucht, Ihme nicht allein nach seinem sel. Hintritt ein Christliches ehrliches Leich-Begängniß und Begräbniß zu bestellen, sondern daß auch wohlermelter Herr Kähr solches mir, als seinem herzvielgeliebten Herrn Vater, und den Seinigen, seinen seligen Hintritt schreiben und mich bitten wollte, daß wir uns wegen desselben nicht betrüben wollten, denn er habe in seinem Beruf, in einer christlichen und ehrlichen Gelegenheit sein Leben aufgegeben, und neben Ihrer königlichen Majestät in Schweden ꝛc. für Gottes Wort und Ehr ritterlich gestritten. Ob auch schon (sollen seine eigenen Ausdrücke gewest seyn) ich Ihn in diesem Leben nicht mehr sehen werde, so wollten wir doch, ob Gott will, einander in ewiger Freude wieder sehen. Also hat mehr wohlgedachter Herr Khär solchen seinen lezten Willen redlich vollzogen, indem er nicht allein von meines lieben Sohns sel. Hintritt mich schriftlichen berichtet, sondern er hat auch, da er und der von Ellrichshausen, seinen Leichnam den 23. November zu Naumburg in der Stadt-Kirche zu St. Wenzeslai christlich und adelich beisetzen und begraben lassen, die Begräbniß-Kosten aus seinem Seckel baar abgestattet. Der allmächtige Gott wolle seiner Seelen mit Gnaden pflegen und seinem Leib an jenem großen Tag eine fröhliche Auferstehung, uns aber noch Ueberbleibenden ein fröhliches Simeonis Stündlein verleihen, um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen. Amen, Amen!"

So lautet der Brief des Vaters an einen unbekannten Empfänger. Am Style haben wir, des besseren Verständnisses wegen, weniges geändert. Noch heute wird des jungen August Leubelfings Grabstein in der St. Wenzel-Kirche zu Naumburg gezeigt.

— sondern von Mehreren getödtet worden ist. Alle Nachrichten sagen einstimmig aus, die Leiche sey ganz nackt und ausgeplündert gefunden worden; daß sie neun Wunden hatte, bezeugt ein amtlicher Bericht *). Gustav Adolph mag nun immerhin vor dem Todesschusse durch den Kopf, zwei andere empfangen haben, so bleiben noch immer sechs Wunden zu erklären übrig. Wer nun Lauenburg der Mörder, so muß man entweder annehmen, daß dieser Reichsfürst seinem Gebieter nicht einen, sondern mehrere tödtliche Streiche mit Schuß und Sabel beibrachte, und das in einem Falle, wo er jeden Augenblick von den nachrennenden Smaländern überrascht zu werden fürchten mußte. — Diese Annahme ist aber ganz gegen die Natur, denn gleich nach dem ersten Streiche würden die Furien den Mörder davon getrieben haben — oder müßte man sagen, die Leiche sey nachher noch weiter verwundet worden, gleichsam um sie noch todter zu machen, was abgeschmackt ist. Ferner derjenige oder diejenigen, welche den König umbrachten, zogen ihn auch — nach höchster Wahrscheinlichkeit — aus. Denn an diesem Orte entbrannte gleich nach der That ein fürchterlicher Kampf, der gewiß Plünderern den Muth benahm, hier etwas vom Boden aufheben zu wollen. Folglich müßte der Lauenburger, wenn er den König mordete, die Leiche auch geplündert haben, was eine solche über allen Begriff niederträchtige Gesinnung voraussezt, die man ohne die triftigsten Beweise keinem Menschen zutrauen soll. Doch genug von einer Sache, die an sich klar ist. Keiner von den hohen Offizieren, die bei Lützen mitfochten, glaubte daran. Dennoch hat die schwedische Diplomatie das Gerücht zu ihren Zwecken benuzt, um den Kaiser und gewisse Reichsfürsten recht verhaßt zu machen.

Sechstes Kapitel.

Des Königs Plane und Zukunft. Sein Verhältniß zur teutschen Geschichte.

Etwas besonderes über die Tugenden des Königs zu sagen, stünde diesem Buche nicht an. Sein höchstes Lob ist seine Geschichte. Gustav Adolphs Gestalt verkündigte den Helden. Um eines Hauptes Länge ragte er über alles Volk hervor, alle Glieder standen im schönsten Ebenmaas, nur ward sein Körper in den lezten Jahren zu fett, so daß es schwer wurde, ein Roß zu finden, das ihn leicht tragen mochte. Muth und Hoheit funkelte aus dem großen Auge, dessen Sehkraft jedoch nicht weit reichte. Der Ernst seines Gesichtes war durch einen lieblichen Ausdruck der Milde veredelt, die Nase gebogen nach Adler Art, die Haut

*) Des Adler Salvius an den schwedischen Reichsrath.

weiß, das Haar blond, fast goldfarben, so daß die Italiener ihn den Goldkönig (re d'oro) nannten. Ueber seinen Werth als Heerführer hat sich der beste Richter, Napoleon, ausgesprochen. Dieser zählt ihn unter die acht Feldherrn der Weltgeschichte *), deren mittlerer Gustav Adolph, deren neuester Napoleon selbst ist. Indeß hat der Glanz kriegerischer Thaten, deren Zeugen wir selbst waren, das Andenken Gustav Adolphs in den Hintergrund gestellt, auch schadeten ihm ungehörige Vergleichungen. Ich selbst habe öfters von fähigen Offizieren sagen hören: Gustav Adolph sey zwar ein guter Taktiker, aber kein Stratege gewesen. Wenn man den Sinn dieser Worte, die wie die meisten fremden Ausdrücke an großer Dunkelheit siechen, in klare Begriffe auflöst, so ist damit gesagt: Gustav Adolph habe zwar seine Schlachten trefflich geschlagen, aber den Plan seiner kriegerischen Wirksamkeit nicht von weitem her angelegt. Allein die Möglichkeit, dieses zu thun, sezt ungeheure Hilfsmittel voraus. Gustav Adolphs Streitkräfte waren beschränkt, er hing deßhalb sehr viel von den augenblicklichen Umständen, von Zufällen ab. Da rechne einer weit voraus! Ein Millionär und ein Mann von mäßigem Vermögen können ganz gleiche Geisteskräfte haben, doch wird jeder von ihnen, wegen des Mißverhältnisses zwischen ihren Mitteln, sehr verschieden handeln. Um Napoleon und Gustav Adolph recht zu vergleichen, müßte man im 17ten Jahrhundert jenen mit 15,000 Mann zur Eroberung des damaligen Teutschlands ausfenden, diesen mit allen Hilfsquellen der französischen Revolution ausrüsten können. Da dieß unmöglich ist, da die Verhältnisse beider Helden völlig verschieden waren, soll man auf eine Vergleichung verzichten, und Jeden in seinem eigenen Werth gelten lassen. Daß Gustav Adolph nach der teutschen Kaiserkrone strebte, scheint uns über allen Zweifel erhaben. Zu deutlich sprechen dafür die urkundlichen Beweise, die wir oben angeführt, und auch noch Andere mehr. Man mißt den König mit dem Maßstabe eines Studenten oder eines teutschen Schulfuchsen, wenn man glaubt, daß er bloß um der lutherischen Kirche zu helfen nach Teutschland gekommen sey. Wie? für bloße kirchliche Zänkereien soll Gustav Adolph sich, sein Volk, seine Krone aufs Spiel gesezt haben! Die Hand auf die Brust gelegt, waren denn die damaligen evangelischen Priester besser, als die katholischen, war Glaube und Leben bei diesen reiner, als bei den Papisten? Allerdings fühlte Gustav Adolph für die Sache Luthers, aber er wollte auch zugleich Herr seyn in dem Lande, dem er Gewissensfreiheit gab. Hören wir den alten Reichskanzler, welcher mehr, als irgend ein anderer Mensch in das Innerste des Königs schaute: »Der Hauptzweck des teutschen Krieges,« sagte Axel Oxenstierna im Jahr 1637 vor dem versammelten Reichsrathe, »war keineswegs

*) Alexander, Hannibal, Julius Cäsar, Gustav Adolph, Türenne, Prinz Eugenius, Friedrich II. von Preußen, Napoleon.

Vertheidigung des Glaubens, dessen Waffen bloß geistlicher Art sind, als Gebete und Thränen, sondern damit die Krone Schweden und unsere teutschen Religions-Verwandten (die Reichsfürsten) in Sicherheit säßen und unabhängig wären, darum zogen wir aus.« So sprach der alte Staatsmann, nachdem der König todt, die Macht der schwedischen Waffen gebrochen war. Hätte Gustav Adolph die Lützener Schlacht überlebt, so würde Jenes noch andere Bekenntnisse abgelegt haben! Als das stärkste Anzeichen der geheimen Absichten des Königs, sehen wir, wie gesagt, seinen Marsch nach der Breitenfelder Schlacht an. Wollte er nur das bedrohte Lutherthum retten, also auch Friede auf die Bedingung des ruhigen Beisammenwohnens beider Religionen, dann brauchte er bloß vor Wien zu ziehen. Ferdinand wäre gewiß von Herzen froh gewesen, mit der Erfüllung eines so billigen und bescheidenen Verlangens davon zu kommen. Aber wenn Gustav Adolph eine dauernde Macht in Teutschland gründen wollte, so durfte er diesen Marsch nicht machen, denn viel zu schnell mußte er dann die Heiligen-Maske, die ihm so nützlich war und Heere aufwog, fallen lassen und den Eroberer in seiner wahren Gestalt zeigen. Schnell hätte sich Oesterreich mit der im gleichen Maße bedrohten teutschen Aristokratie verständigt, und dann würden Alle zusammen wider den Schweden Front gemacht haben. Ohnedieß taugen übereilte Kriege für den Eroberer nicht, vielmehr muß er seinen Gegner Zug um Zug ermatten, ihm durch verlängerten Widerstand das Mark aussaugen, damit derselbe sich auch in Zukunft nicht erholen könne. Allerdings mißbilligte der Reichskanzler des Königs Handlungsweise; im Jahre 1651, kurz vor seinem Tode, sagte er im schwedischen Rathe: »Unser seliger König hätte nach dem Siege bei Leipzig in die kaiserlichen Erblande eindringen sollen, dann würden wir gute Bedingungen des Friedens erhalten haben.« Oxenstierna war nämlich mit dem Erfolg der westphälischen Unterhandlungen nicht zufrieden. Wir begreifen recht wohl, warum er so sprach. Von den schweren Sorgen seines Amtes niedergedrückt, durch den Verlust des Königs aufs tiefste erschüttert, hielt er jeden andern Weg, als den eingeschlagenen, für den bessern. In solchen Fällen täuscht die Phantasie auch den klarsten Kopf; denn es ist ein saurer Schritt, von schwindelnden Hoffnungen herab an die Leiche eines großen Helden, von dessen Persönlichkeit Alles abhing. Allein darum bleibt doch wahr, was wir oben sagten. Ob jedoch Gustav Adolph das vorgesteckte Ziel erreicht haben würde, wenn er bei Lützen am Leben blieb, ist noch eine Frage. Der Churfürst von Sachsen hätte ihm nach dem Lützener Sieg, gutwillig oder gezwungen, zum Sturze des Kaisers helfen müssen. Aber dann wäre gewiß ein Kampf zwischen ihm und der teutschen Aristokratie ausgebrochen, was ja Gustav Adolph selbst voraussagte. Denn diese Reichsfürsten, welche gegen Oesterreich sich empörten, weil sie die Herrschaft eines angestammten Oberhauptes, eines Erben so vieler

Kaiser und Könige nicht ertragen wollten, hätten gewiß gegen die eherne Faust eines glücklichen Emporkömmlings, für welchen sie den König in Schweden ansahen, das Schwert gezogen. Aber mit welchen Mitteln mochte der König diesen neuen Feind überwinden? Antwort: Allem Anschein nach dadurch, daß er den niedern Adel, daß er die Städte und mittelst der Prediger das Volk auf seine Seite zog. Nicht ohne tiefe Absicht schmeichelte Gustav Adolph den Städten so sehr. Hierin handelte er ganz im Sinne seines Ahns, den die Wogen der Volksgunst auf den Thron gehoben. Dieß ist auch der Grund, warum wir im Eingange vorliegenden Werkes von demokratischem Königthum des Wasastammes sprachen. Gustav Adolph zog ganz anders, als die meisten Fürsten jener Zeit, das Volk, die Massen in Rechnung. Im Sinne ihrer Wünsche, nach ihrem Instinkte handelte er, obgleich er sich über ständische Formen, in welchen man jezt meist die Freiheit der Völker findet, fast ganz wegsezte. Denn eine starke Regierung bedarf der Einheit; es kommt nichts Gescheites heraus, wo so viele Köpfe drein schwatzen. Das Volk wurde zu Rathe gezogen, aber nur über Dinge, die schon in des Königs Kabinet beschlossen waren. Es sollte Ja dazu sagen, um dann desto williger bei der Ausführung die Hände zu rühren. Dieß war seine Art, und so ists auch Recht; ein solches Verfahren sezt immer voraus, daß eine Regierung nichts Dummes oder Schlechtes im Schilde führt, denn sonst würde sie bald Widerstand erfahren. Gustav Adolph und der teutsche Kaiser, oder vielmehr Wallenstein, verfolgten eigentlich dasselbe Ziel — Teutschland unter Einen Hut zu bringen, nur unter verschiedenen Bannern und mit verschiedenen Kirchen. Gewiß war aber Gustav Adolph fähiger und würdiger, diesen einleuchtenden Zweck zu erreichen, als Ferdinand, dessen ursprünglich guten und edlen Anlagen pfäffische Erzieher ein falsches Gepräge gegeben, aus dem man einen gekrönten Jesuiten gemacht, und der nur mit Wallensteins Arm etwas ausrichten konnte. Und wäre es nicht ein Glück gewesen, wenn dieser erhabene Gothe in seiner Person unserer zerrissenen Nation ein frisches Oberhaupt, unserem politischen Leben einen hohen Schwung gab! Doch müssen wir der Wahrheit zu Ehren sagen, daß Gustav Adolph noch weiter strebte, als nach Teutschlands Besitz, daß er nach Polen, nach Italien, nach der Türkei hin seine Augen warf. Es wäre ihm wohl ergangen wie andern Eroberern: ein Raubkrieg entzündet den andern. Seine Frömmigkeit schüzte ihn nicht vor diesem Abwege, vielmehr konnte sie ihn darauf bestärken, denn Glaubenseifer und Ehrsucht flossen damals sehr leicht ineinander über. Er konnte sich selbst überreden, daß er der Sache Gottes diene, wenn er den Pabst von seinem Stuhle stürze, den Türken aus Europa jage, in Polen die Evangelischen hebe. Die Gottesfurcht hemmte nicht sein Schwert, nur dieß vermochte sie, daß Gustav Adolph mitten im Glücke, welches sonst das menschliche Herz am meisten verhärtet,

ein edler, milder Mensch blieb. Urkunden beweisen, daß Gustav Adolph nach Sigismunds Tod um die erledigte polnische Krone sich bewarb. Gualdo *), ein feiner Italiener, voll Verstand und Beobachtungsgabe, sagt geradezu, Gustav Adolph wäre nach Eroberung Teutschlands über Italien und den Türken hergefallen. Welch kolossales Reich hätte unter einem solchen Haupte, wenn ihm das Glück treu blieb, entstehen können, aber auch welche unselige Verwirrung nach seinem Tode! Denn der Churprinz von Brandenburg, welchem er seine Tochter, der Herzog Bernhard, dem er seine Nichte zugedacht hatte, würden wohl nicht im Stande gewesen seyn, die Schöpfung des Königs zu erhalten.

Doch alle diese Zukunft war zerrissen, wie ein Nebel zerran sie mit Gustav Adolphs Tode. Jezt konnten die verwaisten Schweden nur den Zweck haben, möglichst viel von Teutschland abzureißen und uns zu schwächen. Darum wendet sich von nun der Forscher, welcher für seine Nation fühlt, wieder dem geliebten Doppeladler zu. Wallenstein griff die Sache am rechten Trumm an, wir glauben seinen Plan zu verstehen. Er sah, daß die schwedische Macht allmählig durch innerliche Zwietracht in sich zerfiel; denn Bernhard einer-, Horn und der Reichskanzler andererseits vertrugen sich von Tag zu Tag schlechter. Will man falsche Freunde mit einander entzweien, so gibt es kein besseres Mittel, als sie sich selbst zu überlassen; denn sobald man von aussen her auf sie schlägt, zwingt man sie zur Vereinigung. Ferner sah er, daß die Schweden, namentlich Bernhard Bayern vollends aussaugten. Das war ganz seinen Wünschen gemäß; denn dadurch verlor der verhaßte Churfürst zulezt alle Macht und ebendadurch die Fähigkeit, Friedlands Plane zu durchkreuzen. Endlich berechnete er, daß des Kaisers Hilfsmittel zwar ausreichen, um dem Feinde die Waage zu halten, aber nicht um ihn völlig zu erdrücken, weil Frankreich, weil andere Staaten immer wieder Oel ins protestantische Feuer gossen, sobald die kaiserliche Sache Vortheile gewann. Also nüzte hier Gewalt Nichts. List mußte helfen, und wahrlich kein Mensch hat die Rolle des Schlauen besser gespielt als Friedland. Die mächtigsten evangelischen Reichsfürsten, die längst sich gegen den schwedischen Schutzherrn murrend sträubten, sollten auf die kaiserliche Seite herübergezogen, und folglich die Protestanten selbst an einander gehezt werden. Aber dieser Zweck war nicht erreichbar, so lange er nicht diejenige, welche er ködern wollte, glauben machte, daß er selbst und daß der Kaiser auf alle Unterdrückung verzichtet habe. Also nahm er die Maske des Friedfertigen an, klagte unaufhörlich über die Uebel des Kriegs, über die Verheerung Teutschlands. Mehrere neuere Geschichtsschreiber vermeinen, daß es ihm damit Ernst gewesen sey, aus überschwänglicher Verehrung für archivalische Urkunden, oder

*) Francheville. Seite 230.

mit andern Worten, weil sie Aeusserungen der Art in seinen eigenhändigen Briefen gefunden haben. Diese gelehrten Herrn bilden sich nämlich ein, daß man nur die Zunge und allenfalls den gedruckten Buchstaben — wie unsere herkömmliche, meist von Büchermenschen geschriebene, teutsche Geschichte beweist, die größtentheils erlogen ist, — nicht auch die Hände des Briefstellers zum Lügen brauchen könne. Damals glaubte es ihm kein Mensch auf sein Wort. Wallenstein wünsche nur Frieden! das klingt in der That so wahrscheinlich, als daß ein Mächtiger die Quelle seiner Macht, ein Herrschsüchtiger die Unterwerfung vieler Tausende unter seinen Willen, ein Geiziger das Geld, ein Held die Waffen verabscheue, oder ein guter Sohn seine Mutter ins Angesicht schlage. Folglich mußte er, um mit seinen gewagten Behauptungen Eingang zu finden, die andere Parthie überreden, daß der Friede, oder vielmehr die Demüthigung Oestreichs in seinem eigenen Interesse liege. Er machte Miene vom Kaiser abzufallen; die Franzosen boten ihm die Krone Böhmen und eine Million Livres an, wenn er an seinem Herrn zum Verräther werde. Wallenstein stellte sich entzückt über diesen Vorschlag. Seine Pläne nahten sich ihrer Reife. Alle Gegner des Kaisers waren heillos verwirrt; die französischen Unterhändler, schon damals die feinsten Schelme, mußten nachher selbst gestehen, daß sie vom Friedländer völlig hinters Licht geführt worden seyen. Sachsen, Brandenburg waren auf dem Punkte zum Kaiser überzutreten, den sie wegen Wallensteins kluger Unthätigkeit nicht mehr recht fürchteten. Sicher mußten sie in das ausgespannte Netz fallen; denn führte nicht Wallenstein den sächsischen Feldmarschall, das Auge, den Mund und die Faust Johann Georgs an der Leine, standen nicht gewichtige Stimmen zu Berlin in seinem Solde? Während dieser ganzen Zeit hielt der Friedländer sein Kriegsvolk in Böhmen hübsch beisammen, und sparte es ausserordentlich; denn das waren die Nüsse für den Nachtisch. Diese großen unabgenuzten Streitkräfte sollten erst hervorbrechen, wenn die guelfische Parthei durch innere Entzweiung auf's Aeusserste geschwächt war, wenn das völlig erschöpfte Teutschland sich dem Gesetze des Stärkeren nicht mehr entziehen konnte. Endlich war dieses ganze Gewebe seiner Berechnung mit dem Kaiser abgeredet, Alles geschah mit seinem Vorwissen.

Nur in einem Punkte hatte sich der große Rechenmeister getäuscht, darin, daß er sich einbildete, der Wiener Hof werde ihn und seine schrankenlose Hauptmannschaft länger dulden, als die äusserste Noth gebot. Wir haben oben schon gesagt, daß Verträge von der Art, wie der von ihm dem Kaiser aufgezwungene, überall und jeder Zeit nur so lange gehalten werden, als man muß. Die Herrn zu Wien sahen, daß ihre Lage sich merklich besserte, sie begannen zu glauben, daß man auch ohne einen solchen Steuermann weiter segeln könne. Der Wahn seiner Nothwendigkeit verschwand allmählig. Am Hofe hatte Wallen-

stein eine mächtige Parthei gegen sich, die theils aus Leuten bestand, die er gar nicht oder nicht genug bezahlte, theils aus solchen, welche seine schrankenlose Gewalt beneideten, oder auch die Verwirklichung seiner Pläne eines großen Kaiserreichs befürchteten. Aber auch im Heere umlauerten ihn Verräther. Die teutschen Obersten waren für ihn, gegen ihn der größte Theil der Fremden, die Schotten, Iren, besonders die zahlreichen Welschen. Italien, namentlich der Kirchenstaat, wimmelte damals, noch mehr als jezt, von großen Adelstiteln, von Herzogen, Fürsten, Markgrafen, Grafen *), die zu Hause nichts zu nagen und zu beißen hatten, und doch Wind machen wollten. Wie Heuschrecken kamen diese hungerigen Herrn über die Alpen herüber, um unter des Kaisers Banner Teutschland auszubeuten. Wohl gefiel es ihnen unter Wallenstein, während seines ersten Generalats, denn weil der Krieg damals in Feindes Land geführt wurde, gab es genug zu rauben. Aber nicht so jezt, da Wallenstein sein Volk in Böhmen zusammenhielt und strenge Mannszucht beobachtete. Sie begannen sich einen andern Feldherrn zu wünschen, unter dem sie das alte Spiel treiben könnten. Dazu muß man bekennen, daß Wallenstein selbst sich sehr unvorsichtig betrug. Herrisch pochte er auf jeden Artikel seines Vertrags, und riß dadurch die Wunde in des Kaisers Brust wieder auf, auch malte er den Teufel an die Wand, denn der spielt großes Spiel, der an Höfen auch nur von der Vorspiegelung eines Verrathes spricht, die man dem Feinde vorhalten wolle, denn immer werden seine Gegner solche Dinge in ganz andere, in Wirklichkeiten umstempeln. Man unterlegte ihm allmählig ein weitausgesponnenes Gewebe der Untreue gegen seinen Gebieter. Es mag seyn, daß Kaiser Ferdinand wirklich an den Verrath seines Dieners glaubte; denn was man täglich hört, glaubt man zulezt, und zwar um so gewisser, wenn der Beschuldigte seinen Richter vorher durch schwere Unbill — wie hier durch den Znaimer Vertrag — sich zum Feinde gemacht und zum Argwohn gezwungen hat. Der Befehl auf »lebendig oder todt« ward an Gallas ausgefertigt, und der große Ghibelline, des Kaisers rechte Hand, fiel unter Mörderhänden. Wir wollen den Wiener Hof, und noch weniger den Kaiser Ferdinand II. wegen dieses Befehls nicht blind verdammen; allerdings war derselbe weder den Geboten der christlichen Religion, noch den Satzungen des römischen oder teutschen Rechtes gemäß, aber desto mehr lag er in der Natur der Dinge. Wallenstein hatte wirklich in Znaim (denn dort legte er den Grund zum eigenen Untergang) seine Hände in die kaiserlichen Vorrechte gemischt, und solche Männer fallen gewöhnlich zu todt. So erging es dem Guise in Frankreich und noch vielen Andern, so wird es auch in Zukunft ähnlichen Bestrebungen ergehen. Daß

*) Noch jezt ist der sogenannte Salatgraf eine Charaktermaske bettelstolzer Armuth auf dem römischen Carneval.

der Kaiser nicht ewig von einem solchen Feldherrn, der so ziemlich sein Oberherr war, abhängig seyn wollte, ist ganz in der Ordnung; abdanken konnte man ihn nicht, ohne die äusserste Gefahr, denn er war zu hoch gestiegen; vor Gericht stellen, wie etliche Gimpel meinen, noch viel weniger; »denn,« sagt schon ein alter weiser Mann, »ich will nicht mit dem prozessiren, der 30 Regimenter kommandirt.« (Nolo cum eo jure disceptare, qui triginta habet legiones.) Also ging es so, wie es ging. Daß Wallenstein unschuldig war, oder bestimmter gesprochen, daß er die verrätherischen Plane, welche man zu Anfang des Jahres 1634 ihm unterstellte, nicht hegte, beweist die verlorene Mühe, welche sich der Wiener Hof gab, um den Mord vor der Welt zu rechtfertigen. Denn alle Behauptungen der ausgesprengten Schutzschriften sind durch Aktenstücke widerlegt. Eben so sehr spricht dafür, daß man nach seinem Tode, namentlich in Bezug auf Sachsen, ganz in den von ihm angezeigten Fußtapfen fortwandelte.

Er hatte also zugestandener Maßen die Sache recht gemacht. Ich will glauben, daß mancher, der für seinen Sturz stimmte, ihn später gerne mit den Händen aus der Erde herausgegraben hätte; der edle Fürst von Eggenberg, ein treuer Diener des Kaisers, und der ins Feuer hineinsah, grämte sich über Wallensteins Schicksal zu Tode. Der Erfolg hat bald bewiesen, daß Wallenstein noch auf mehrere Jahre der Mann der Nothwendigkeit gewesen wäre. Nach seinem Hintritt artete der 30jährige Krieg in eine scheußliche Balgerei aus, und zuletzt verlor der Kaiser dennoch die Parthei. Es muß dem Geschichtschreiber, der in die Schachten der Vorzeit hinabsteigt, erlaubt seyn, nicht nach den Verhältnissen der Gegenwart, sondern im Sinne hingeschwundener Jahrhunderte zu reden. Nun so sey es offen herausgesagt: der westphälische Friede war der schmählichste, verhaßteste Vertrag, die Besiegelung unserer Unmacht, unserer Erniedrigung. Die Guelfen gewannen, Bayern die Oberpfalz, Sachsen Brandenburg, die Kleineren andere Besitzungen. Der Kaiser verlor die Lausitz. Das war noch das Geringste. Teutschland behielt nur dem Namen, nicht der That nach ein Oberhaupt. Die Verwirrung wurde gesetzlich, eine Faust durch die andere im Innern geknebelt, dem Ausland Thür und Angel geöffnet. Nichts blieb vom Alten, als das Schlechteste, die Kaiserwahl, damit man ja Penelopes Gewebe, das bei Tage (während der Regierung eines kräftigen Oberhaupts) gesponnen war, bei Nacht (während des Zwischenreichs durch Wahlkapitulationen) wieder zerreißen könne. Eine polnische Verfassung war es, der die Teutschen damals nachstrebten, dafür hatten sie mit Recht auch ein polnisches Schicksal.

Der westphälische Frieden ist unsere erste Theilung, Pommern wurde von Schweden, das Elsaß und bald noch mehr Provinzen von Frankreich abgerissen. Sollen Teutsche diesen Frieden nicht

verfluchen dürfen! Was wäre aus Teutschland geworden, wenn die getrennten Glieder zu Einem Leibe zusammenschmolzen, aus Teutschland, mit seiner zahlreichen kräftigen Bauernschaft, die es jedem Herrscher möglich machte, Heere gleichsam aus der Erde herauszustampfen, mit einer Bauernschaft, die so gehorsam ist gegen ihre Führer, so anhänglich an die Häupter, nicht aufbrausend, aber nachhaltig, wie zum Soldaten geboren. Denn sind nicht aus ihrer Mitte die ersten geregelten Heere des neuern Europa wie durch Instinkt hervorgegangen! Hören wir Machiavelli, dessen Werke man mit Recht geschriebene Vernunft genannt hat. »Zu meiner Zeit,« sagt er, »gibt es dreierlei Kriegsvolk: solches, das ohne Ordnung und ohne Wuth ficht, das sind die Italiener; solche, die mit Wuth aber ohne Ordnung kämpfen, das sind die Franzosen, und solche endlich, die Ordnung und Wuth vereinigen, das sind die teutschen Landsknechte.« Und das waren damals Leute, die nicht für den Kaiser oder das Land, sondern auf eigene Faust und als Handwerk Krieg führten. Ein fähiger Kaiser hätte an der Spitze eines solchen Ganzen Europa Gesetze vorschreiben können. Statt daß wir selbst anderthalb Jahrhunderte lang durch Fremde litten, hätten wir andere Nationen unterjocht. Aber dieses höchst wahrscheinliche Resultat war sicherlich der Grund, warum die Vorsehung, deren Beschlüssen wir uns ohne Marren unterwerfen sollen, unsere Vereinigung zu einem geschlossenen Ganzen hinderte. Gustav Adolph, Wallenstein und so viele andere Helden mußten vor der Zeit in's Grab steigen, damit das übrige Europa vor uns sicher wäre, wie oft ein Glied leidet, damit die andern desto gesunder blühen. Die sogenannte teutsche Freiheit triumphirte, diese Freiheit, welche die Nation um ihre Obrigkeit gebracht, welche während 150 Jahren uns mit ewigen innerlichen Kriegen gestraft, unsern Namen dem Spotte Fremder preisgegeben hat, diese Freiheit, welche uns vom Meere, vom Welthandel ausschloß, welche uns statt mit Wirklichkeiten, mit gelehrten Einbildungen abspeiste, welche die französische Verdorbenheit Versaille's an hundert verschiedenen Punkten ärmlich aber sittenverderbend nachäffte, welche endlich unserem National-Charakter — wenn je noch von etwas der Art die Rede seyn kann — eine gewisse verlegene, um Verzeihung bittende, Bedienten-Physiognomie aufdrückte.

Zu diesem Resultate hat Gustav Adolph selbst, allerdings nur durch seinen unfreiwilligen Tod, mitgewirkt. Wir kamen zurück, aber Europa blühte um so ungestörter auf. Der Teutsche könnte sich noch trösten, wenn nach dem westphälischen Frieden die gewaltsam zerrissenen Glieder des Reichs ruhig geblieben wären. Aber zuerst versuchte es Bayern die Kaiserrolle, welche den Ferdinanden mißglückt war, mit besserem Glück zu übernehmen, es ward aber dafür von Oestreich, dem der Himmel damals seinen Eugen geschenkt hatte, nach Verdienst bestraft. Dann

erhob der junge Friedrich von Preußen in der Kaiserin Maria Theresia's höchster Noth ungerechte Waffen gegen sie. So etwas hatte man bisher in christlichen Ländern noch nicht gesehen, daß ein Krieg, ganz ohne allen Vorwand des Rechts, aus bloßem Appetit geführt ward. Leider gewann er sein Spiel das erste und auch das zweitemal. Jezt hatte Teutschland der That nach gar zwei Kaiser, den alten und wahren, und den neuen, der es jedoch nur durch seine Persönlichkeit war, nicht durch die Größe des Erbes, welches er hinterließ. Diese Erscheinung betrachten wir als die herbste Frucht des westphälischen Friedens. Denn von nun an war die Macht des teutschen Reiches durch ein inneres militärisches Gleichgewicht vollends ganz in sich geknebelt, gegen Aussen gelähmt. Beide Machthaber mußten sich auf die Länge wie drohende Feinde entgegenstehen. Nie konnte der Oestreicher das geraubte Schlesien vergessen, nie der Preuße erwarten, daß der Gegner für diese Unbill nicht zu gelegener Zeit Rache üben werde. So erhielt das Ausland Gelegenheit, den völligen Ruin des Reichs zu bewerkstelligen. Dieser Friedrich ist es, der durch seine blutigen Thaten von weitem her die französische Revolution groß gefüttert hat. Denn ohne die Verluste im siebenjährigen Krieg, ohne die lezte Auflockerung der Bande des veralteten Reichskörpers, von dessen kleineren Gliedern jezt sehr viele dem preußischen Antrieb folgten, wäre der Kaiser wohl Herr über die fremde Umwälzung geworden, statt daß er jezt in dem langen und rühmlichen Kampfe immer fürchten mußte, von Preußen in die Flanke genommen zu werden. Denn hat diese Macht nicht mit den teutschen Verlegenheiten gewuchert, mit der französischen Revolution geliebäugelt? Den tiefsten Stand unserer teutschen Geschichte bezeichnet die Epoche vom Ende des siebenjährigen Kriegs bis zur Theilung Polens. Durch Vergehen gegen uns selbst sind wir unglücklich geworden, durch eine Sünde gegen andere kommen wir wieder aus der Klemme. Der Sarmate, der auch, nur noch ausschweifender als wir, im teutschen Sinne frei seyn wollte, ist unser Lösegeld geworden. Wie jedes Unglück meist eine Heilung in sich selbst trägt, so gebar der 7jährige Krieg die Theilung Polens, und dieses Ereigniß ist der Wendepunkt unserer Geschichte. Zwar das alte Reich erlag dem Anfall der französischen Revolution. Achthundertjährig fiel — die lezte faule Frucht des westphälischen Friedens — das Erbe der Ottonen aus einander. Wir kamen unter die eiserne Zuchtruthe eines fremden Eroberers, der uns, wie ein harter Lehrherr, eine gute Schule gab. Wir erhielten verbesserte Einrichtungen, wir lernten die Waffen führen, und zulezt an uns selbst glauben. Später haben wir die Schmach mit Blut abgewaschen, das Joch zerbrochen, und mit vereinter Kraft einen Krieg geführt, der nach undenklichen Zeiten einmal wieder im Interesse Aller war. Das jetzige Teutschland ist himmelweit vom alten verschieden und zwar zu unserem Vortheil. An die Stelle der baufälligen kleinen Gemeinschaften sind

verjüngte kräftige Staaten getreten, das Volk hebt sich, der Wohlstand schreitet vorwärts, und ein schöner Wetteifer, in guten Einrichtungen es einander zuvor zu thun, beseelt mehrere teutsche Regierungen. Desto besser für unser Volk, je länger dieser Zustand dauert. Doch scheint er einen hundertjährigen ungestörten Frieden in Europa vorauszusetzen, woran jezt Viele glauben. Allein wer steht dafür? Mag aber auch kommen, was da will, so viel ist gewiß, daß die jetzigen Verhältnisse Teutschlands ganz andere sind als die früheren. Oestreich, der Hauptstaat Teutschlands, hat zuerst von allen christlichen Mächten den Wurf um eine allgemeine Monarchie gewagt. Die unselige Ehe zwischen der teutschen und spanischen Krone führte darauf. Es war ein Plan, der das Wohl der Welt bedrohte, und der zum Glück vereitelt ward. Denn die europäische Kultur beruht auf dem Nebeneinander-Bestehen mit einander verkehrender Nationen, deren Unabhängigkeit das unübersteigliche Bollwerk ist gegen das Wiederauftauchen des altrömischen Despotismus. Oestreich mußte für jenen Versuch schwer büßen; der aufmerksame Forscher wird bemerken, daß das Haus Habsburg von Kaiser Karl V. an, unausgesezt von verschiedenen Seiten her durch Feinde angefallen ward, die entweder jene ehrsüchtigen Plane in Wahrheit fürchteten oder sich doch den Schein solcher Furcht gaben. Frankreich gewann dabei am meisten, denn es ist immer nützlich, der Vorkämpfer gegen einen Staat zu seyn, vor dem alle andern zittern. Jezt aber hat sich seit Polens Theilung das Verhältniß ausserordentlich geändert, und ändert sich täglich noch mehr. Hätten wohl Oestreich und Preußen mit dem Czaren in Polen zugegriffen, wenn sie geahnet, daß dadurch Rußlands Macht so ungemessen wachsen würde? und wer dieß ahnete, hätte der geglaubt, daß dieses Wachsthum für Teutschland, wenigstens für den Kern und Schwerpunkt desselben, für Oestreich nützlich seyn werde? Dennoch halten wir die Behauptung für unwiderleglich, daß derjenige Staat eine sehr gute Stellung habe, der für ganz Europa auf der Mauerlücke steht gegen eine Macht, welche die Unabhängigkeit aller andern bedroht oder bedrohen könnte. Denn das Interesse der übrigen scheint gebieterisch zu fordern, daß von dem bezeichneten Bollwerke Nichts abgerissen, sondern daß es eher verstärkt werde.

Wir haben hiemit die Nachwirkungen der Kriege Gustav Adolphs auf das alte teutsche Reich geschildert, und endlich noch angedeutet, welchen Einfluß dieser große König selbst auf die Gestalt des neuen Teutschlands mittelbar übte. Der Kreis unserer Darstellung ist hiemit geschlossen.

Druckfehler.

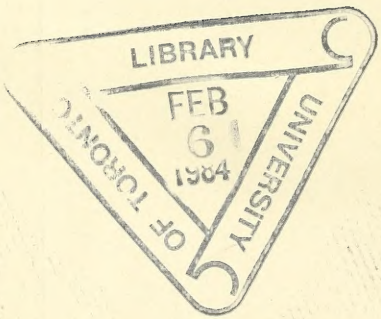
Seite	10	Linie	6 von unten	lies übergab statt „aber gab“
„	46	„	14 v. oben	l. deren st. „der“
„	48	„	1 v. u.	l. erhoben st. „erheben“
„	49	„	1 v. o.	l. hätte st. „hätten“
„	61	„	2 v. u.	l. was st. „wie“
„	72	„	13 v. o.	l. 55 st. „35“
„	77	„	8 v. o.	l. drohte st. „gebot“
„	175	„	12 v. u.	l. Christian IV. st. „Christian III.“
„	194	„	2 v. u.	l. den König st. „ihren König“
„	205	„	12 v. o.	l. Bündniß st. „Bedürfniß“
„	564	„	1 v. u.	l. tief st. „feit“
„	618	„	9 v. o.	l. Prätendenten st. „Presidenten“
„	678	„	10 v. u.	l. Christian IV. st. „Christian VI.“
„	711	„	12 v. o.	l. Theile st. „Thale“

Die übrigen kleineren Druckfehler wolle der geneigte Leser selbst verbessern.

Nachricht für die Leser und den Buchbinder.

Die Portraits und Abbildungen finden ihren Platz wohl am besten auf folgende Weise:

Das Portrait **Gustav Adolphs** . . . . . Titelkupfer
Wallenstein, Torstensohn Pappenheim . . . . . Seite 479
Oxenstierna, G. Horn, Tilly . . . . . „ 672
Gustav Adolphs Landung in **Pommern** . . . . . „ 691
Die Schwedensäule am Rhein (Holzschnitt) . . . . . „ 903
Gustav Adolphs Einzug in **Nürnberg** . . . . . „ 959
Der Tod **Gustav Adolphs** . . . . . „ 1024


LIBRARY
FEB
6
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY